PAGE NOT AVAILABLE




PART 3
053
VE
V.35:3
UNIV. OF
ILLINOIS
LIBRARY





Kunstbeilagen in Mehrfar

Kunstbeilagen in Ton

* * *

Umschlagzeichnung und Buc
Prof. Heinrich Wienyck

Geschäftliches:



Tiger
Gemälde von Otto Dill



Zwei Freunde

Roman von Wilhelm Hegeler

Wenn Hans aus dem Tageslicht der späteren Jahre in seine Kindheitsdämmerung zurückblickte, sah er lauter Zimmer. Keine Straßen, keine Spielplätze, keine Gärten oder Wälder, sondern nur Zimmer. Da ist zuerst sein Kinderzimmer mit dem Schaukelpferd, den verstreuten Bauklötzen, dem verschnitzelten, tintefleckigen Wachstuchtisch und mit dem Schulranzen, aus dem so viele Sorgen hervorquillen. An den Wänden des Zimmers befinden sich einige faustgroße Löcher, deren Ursprung Hans in geheimnisvolles Schweigen hüllt. Auch sitzt über dem Ofenrohr ein schwarzer Fleck, der sich mit der Dämmerung in einen Menschenfresser verwandelt. Doch verschwindet dieser sogleich, wenn Hansens Mutter hereinkommt. Denn mit ihr wird es jedesmal hell. Zum Festsaal aber wird das Zimmer, wenn sie abends vor einer Gesellschaft sich noch zu ihm setzt und ihm Geschichten erzählt. Dann schmiegt er seine Wange an ihren weichen bloßen Arm, atmet den morgenländischen Duft ihres langen Spitzenschals, und seine vertraute Alltagsliebe wird zu einem feierlich brennenden Glück. Lieber noch als alle Märchen aus Büchern hört er das Märchen ihrer eigenen Kindheit. Kein verzauberter Wald ist so bunt und heimlich wie der, in dem sie Erdbeeren suchte, und alle Leckereien des Knusperhäuschens verlieren ihren Wohlgeschmack vor den Äpfeln und den am offenen Feuer gebratenen Kartoffeln aus ihrem elterlichen Garten.

Dann gibt es Zimmer, deren Türen man beileibe nicht außerhalb der Klinke anfassen darf. Dort werden die Besucher hineingeführt, die ihren Namen nicht selbst sagen, sondern auf einem gedruckten Kärtchen abgeben, damit man ihn besser behält. Die Herren nehmen komischerweise ihren schwarzen Hut mit hinein, als wenn sie wüßten, daß es da drinnen ziemlich kalt ist. Manchmal aber werden die Öfen geheizt, und dann ist abends Gesellschaft. Dann schreien die Leute alle laut durcheinander, daß Hans nicht schlafen kann und manchmal in die Versuchung gerät, hereinzustürzen und zu rufen: „Wollt ihr wohl stille sein, ihr verdammten Bengels!" Für gewöhnlich aber liegen die Zimmer unbenutzt und sind irgendwie unwirklich und verwunschen mit der gläsernen Luft, die von dem Parkett, dem polierten Flügel, dem Seidenbezug der Möbel ausgeht. Er mag sie nicht, so wenig wie die exotischen Zierpflanzen auf dem Messinggrund des Blumentisches. Wenn er zusieht, wie seine Mutter sie aus dem dünnen, gebogenen Hals der Gießkanne begießt, kommt es ihm vor, als gäbe sie Kranken teelöffelweise Medizin ein. Manchmal betrachtet er sich in dem hohen Spiegel, seine langen, dünnen Beine, sein blasses, abweisendes Gesicht, und fühlt sich irgendwie an diese Pflanzen erinnert.

Und dann ist da das Arbeitszimmer, in dem sein Vater sitzt, seine Schläfe immer gegen die knochige, große Hand lehnend. Mit der andern streichelt er dem kleinen Hans manchmal übers Haar, blickt ihn müde angestrengt, lächelnd an, fragt, wie's ihm gehe, und sagt: „Ich möchte so gern ein bißchen mit dir spielen, aber gerade heute habe ich so viel zu tun."

Sein Vater ist Geheimer Regierungsrat im Ministerium, und Hans hat einmal gehört, wie seine Mutter zu einer andern Dame bemerkte: „Mein Mann überarbeitet sich." Seitdem hat er tiefes Mitgefühl mit seinem lieben Papa, der bis spät in die Nacht hinein seine Stirn gegen die Hand preßt und in Akten liest.

Alle diese Zimmer wechseln ihren Ort und liegen bald in diesem, bald in jenem Teil Deutschlands. Aber Hans kann sie schwer voneinander unterscheiden und nur noch ganz dunkel erinnert er sich an die verschiedenen Städte. Nur eine große, graue Stadt schwebt ihm noch deutlich vor, mit ihren verhaßten Stuben, in denen jedes Möbel und jeder Gegenstand sein heimlicher Feind ist.

Damals ist sein Vater erkrankt und befindet sich mit Hansens Mutter im Süden. Er selbst wohnt ein ganzes Jahr lang bei seiner Tante. Und wenn er an dies Jahr zurückdenkt, glaubt er nichts anderes getan zu haben als Schularbeiten machen, überhört werden und aufräumen. Aufräumen — lange Zeit muß vergehn, ehe er diese drei Silben hören kann, ohne einen leisen Schrecken zu bekommen.

Noch eine andere Erinnerung verbindet sich mit diesen Räumen. Eines Morgens, als er von der Schule heimkommt, sagt ihm das Dienstmädchen, er solle sich gleich zu seiner Tante ins Wohnzimmer begeben. Das Wohnzimmer ist der Raum für besonders feierliche Tadel und Ermahnungen. Seine Tante sitzt dort auf einem mit blauem Stoff verhängten Sessel, hält eine Depesche in der Hand, und Hans ist wie vor etwas Unnatürlichem erschrocken, als er sieht, daß aus den harten Glaskugeln ihrer Augen Tränen tropfen.

„Hans," sagt sie, „ich muß dir etwas Trauriges mitteilen. Dein armer Vater ist gestern gestorben. — Du bist nun eine Halbwaise." Statt eines großen, erschütternden Schmerzes empfindet Hans ein leises Stechen in seiner Magengegend. Er weint an diesem Tage nicht, sondern hockt nur blaß und still in irgendeiner Ecke, und wenn er essen soll, klagt er über Leibweh. Manchmal geht er in das unbewohnte Wohnzimmer und betrachtet aufmerksam die blau verhängten Möbel, und noch nach Jahren bedeutet ihm eine bestimmte Nuance von Blau die Farbe der Trauer.

Wenn in der Schule oder auf dem Heimweg die Kameraden lachen und er selbstvergessen mitlacht, besinnt er sich plötzlich auf den schwarzen Flor an seinem Ärmel und verstummt. Zu Hause erzählt seine Tante ihm viel von den hervorragenden Eigenschaften des Verstorbenen, von seiner Tüchtigkeit, seinem forschen Sinn, seiner Geschicklichkeit in allen Dingen. Hans hört mit gerunzelter Stirn zu und fragt sich nur manchmal, ob die Tante nicht von einem ganz Fremden spricht.

Das Lachen huscht nur noch ganz selten und von außen her über sein verschlossenes Gesicht. Und das Leben ist noch viel frostiger und eintöniger geworden. Doch findet er das in der Ordnung. Nur nach seiner Mutter hat er große Sehnsucht. Ihre Briefe klingen manchmal wie einst, als sie ihm das Märchen ihres Lebens erzählte, und erwecken Hoffnungen in ihm, an deren Verwirklichung er kaum zu glauben wagt.

Dann aber geht es doch zu wie in einem Märchenstück. Das dunkle Vorspiel ist zu Ende, die engen Wände heben sich, Licht strahlt auf und bietet dem Auge buntere Bilder dar: die Schicksalsgestalten seines Lebens betreten den Plan.

⁂ ⁂ ⁂

Dieser Geburtstag eines neuen Lebens knüpfte sich an die Stunde, als Hans nach langer Fahrt, von der immer wieder angespannten Erwartung ganz ausgerenkt, auf dem Bahnhof der Rheinstadt ankam. In seiner Brust tanzte über Müdigkeit und Trauer ein bunter Traum wie ein Schmetterling über grauem Wassergewoge. Während der Zug langsam in die Bahnhofshalle einfuhr, blickte er durch das helle Rund in der beschlagenen Scheibe, gewahrte unter den wenigen Menschen eine fremdartige, schwarze Gestalt, und das Leuchten in seiner Brust erlosch. Mühsam, verquer schleppte er den Koffer vor sich her, während die Aussteigenden an ihm vorbeidrängten.

Aber noch hatte sein Fuß das unterste Trittbrett nicht erreicht, als sein Name mit wunderbar vertrautem Ton ihm entgegenklang, als er, ergriffen und umschlungen, im warmen Druck der Lippen das liebe Gesicht seiner Mutter fühlte, ehe er es noch sah. Dann aber beugte er sich in ihrem Arm zurück, blickte sie an, durchdrang sie in tiefste Tiefen, bis in diesem kurzen Augenblick die kalte Verlassenheit eines ganzen Jahres zerschmolz, in heißem Glücksschwall, der sein Inneres durchbrach, es ganz durchflutete.

Darauf fuhren die beiden in einem bequemen Mietswagen zur Stadt hinein. Frau Bokelmann machte ihren Jungen auf dies und jenes aufmerksam. Da war der Stadtgraben, da das Theater, da der Hofgarten, da der große und der kleine Weiher und dort die Goldne Brücke. Hans nickte nur, ohne recht hinzusehn. Ein andermal —

morgen vielleicht wird er das alles anstaunen. Nur jetzt nicht! Nur nichts dem Einen vorwegnehmen, was seine Brust erfüllte wie die reifende Nuß die bedrängte Schale.

In immer neue Seitenstraßen bog der Wagen ein. Als endlich seine Mutter sagte: „Das ist unsere Straße," klang es ihm wie das weihnachtliche: „Es ist beschert!" Doch gab er nur ein gleichgültig klingendes „So?" zur Antwort.

Sie stiegen aus. Frau Bokelmann verhandelte mit dem Kutscher. Hans stand, scheinbar von Müdigkeit betäubt, mit seiner Tasche in der Hand neben ihr. Doch sobald die Haustür geöffnet wurde, fuhr er auf, rannte an dem Dienstmädchen vorbei, ließ die Tasche auf den Flur fallen, riß die Glastür, die das Vorderhaus von dem Anbau trennte, auf, öffnete mit demselben Ungestüm eine zweite Tür, stürzte auf den Hof hinaus und blieb dann, mit offenem Mund nach Luft ringend, stehn, um das langersehnte Wunder in sich aufzunehmen: den Garten.

Er stand und starrte und sah nichts von diesem länglichen Viereck, das weißgekalkte, hohe Mauern umgaben und zwei herzförmig geschnittene Rasenplätze zum größten Teil bedeckten. Gar nichts sah er von dieser kleinen Wirklichkeit, sondern hatte nur die Vorstellung von einer paradiesischen Unendlichkeit. Erst nach einer Weile wagte er mit ehrfürchtigen Schritten die neue Welt zu betreten.

Da zog ein gewaltig hoher, über und über mit Früchten behangener Baum sein Auge auf sich, und aus seiner Kehle kam ein Laut überströmender Dankbarkeit und Freude: „Der Birnbaum!"

Seine Mutter hatte ihm schon geschrieben, daß außer kleineren Obstbäumen auch ein großer Birnbaum im Garten stände. Oft hatte er von ihm geträumt und hätte doch nie geglaubt, daß er so groß ... so grün ... und so voller Birnen wäre. Der König, nein, der Herr Jesus unter den Birnbäumen!

Langsam, den Blick immer auf den hohen Wipfel gerichtet, ging er näher. Und da nun der Wind durch die Zweige fuhr und die Blätter ihm zurauschten, durchfuhr ihn ein freudiges Erschrecken, wie wenn der Baum tausend Fahnen im Huldigungsgruß vor ihm neigte. Und als sollten dem Gruß gleich die Gaben folgen, klang im Gras ein leises Pochen, ein weicher, gedämpfter Ton. Hans streifte die Rasenfläche ab, ohne etwas zu entdecken. Da pochte es zum zweitenmal und schien ihm zuzurufen, er solle doch suchen. Er tat's und fand zwei Birnen, die eine heil, die andere leicht aufgesprungen, so daß man ihre schwarzen Kerne sah.

„Mama! Mama!" schrie er.

Diese kam die Gartentreppe hinunter.

„Mama! Mama! Sieh mal, ich hab' schon zwei Birnen. Eine für dich, eine für mich. Darf ich sie essen?"

„Ja, mein Junge."

Er biß hinein.

„Wie schmeckt sie denn?"

„Ach, hundertmal süßer als eine Apfelsine!"

Ihre Hand um seinen Hals legend, ging Frau Bokelmann mit ihm zur Bank an der Mauer und fragte, ob ihm der Garten gefiele.

Er wollte antworten, griff hoch hinauf zum schönsten, vollkommensten Wort, schluckte, stockte, sah sie nur rasch verwirrt aus heißfeuchten Augen an und lief davon.

Während die Mutter ihm nachblickte, ließ sie ihre Gedanken in die Zukunft ziehn und fragte sich, was das Leben in diesem neuen Zustand ihnen Gutes und Schweres bringen und wie sie selbst ihre verantwortungsvolle Aufgabe erfüllen werde.

Gegen seine Neigung zum Juristen bestimmt, hatte ihr Mann seine ganze Kraft und auch ein gut Teil Ehrgeiz an seinen Beruf gesetzt, rasch Karriere gemacht und bis zu seinem körperlichen Zusammenbruch Aussicht auf eine noch angesehenere Stellung gehabt. Aber nicht erst im letzten Jahr, auch früher schon, ehe die Krankheit ihn verbitterte, hatte er Andeutungen fallen lassen, daß ihm trotz seinem vielbeneideten Aufstieg die innere Genugtuung fehle.

Dies Schicksal hatte sie gelehrt, was es mit dem äußerlichen Glück für eine Bewandtnis hat und ihren Sinn in die Stille ihres Vaterhauses zurückgelenkt. Und wenn sie jetzt, da diese goldenblaue, weiche und so gesegnete Stunde jedem Verlangen Erfüllung schmeichelte, an die kommende Ferne einen Wunsch richtete, so war es der, daß ihr Sohn in dieser neuen Umgebung Kraft und Freude und Rechtschaffenheit sammeln und dann den Weg zu einem bescheidenen oder hohen Ziel einschlagen möge, auf den Neigung und Fähigkeiten ihn hinwiesen.

Die Reihe der neuen Häuser, von denen eins jetzt Frau Bokelmann bewohnte, nahm den Platz eines ehemaligen ländlichen Anwesens ein, dessen großer Garten durch die Willkür des Bauunternehmers in längliche Rechtecke zerschnitten war. Noch wucherten in der fetten, schwarzen Erde die Überreste der alten Flora, wie kernhafter Bauerngeschmack, der das Schöne gern mit dem Nützlichen verbindet, sie gepflanzt hatte. Sattes Gelb, tiefes Blau, Scharlach und

Purpur, milchweiße Flocken, Perlmutterschalen, Glocken aus buntem Glas, samtne Schmetterlinge, Sonnenräder und sanftglühende Lämpchen flammten als die bunteste Stickerei aus dem Grunde der Blätter und Kräuter von vielfachem Grün.

Hans saß davor, und seine Wangen brannten schon vor Entdeckerglück. Bald lockten ihn die Blumen, die er nicht nur besehn, sondern auch beriechen und befühlen mußte, bald zog seinen Blick eine Reihe Ameisen an, und, bis zur Gedankenlosigkeit in Betrachtung versunken, sah er ihnen zu, wie sie auf ihren in den hartgetretenen Weg gegrabenen Gängen emsig hin und her liefen, und bald wieder verfolgte er den Flug einer Biene, die sich schwerfällig aus ihrem Blütenkelch erhob, um dann, als wäre sie vom Luftstrom ergriffen und fortgeschleudert, rasch im Blauen zu verschwinden.

Plötzlich aber sprang er auf, und als er nun wieder auf den Birnbaum losschritt, überlief sein Herz ein neues Verlangen. Er versuchte, sich an dem borkigen Stamm hochzuziehn, rutschte aber jedesmal jämmerlich ab. Also kletterte er auf die Bank und von dort aus auf die Mauer. Von oben sah die Entfernung bis zum Boden noch einmal so tief aus. Ihm klopfte das Herz. Aber er gab sich einen tüchtigen Schwung, hing auch wirklich einen Augenblick zwischen Himmel und Erde, da aber seine Hände den dicken Ast nicht umklammern konnten, glitten sie ab, und er fiel hinunter.

„Gemein!“ sagte er und humpelte, während es in seinem Kopfe dröhnte, als wenn eine Hummel darin summte, wütend, halb weinerlich noch einmal zur Gartenbank. Diesmal haschte er einen kleineren Nebenast, an dem er sich aufziehn konnte. Er kletterte ein wenig höher und blickte über die Mauern. Die Nachbargärten boten nichts Besonderes. Aber mit dem Rücken grenzte der eigene Garten an ein schmales Gäßchen, hinter dem sich ein großes Anwesen, eine Gärtnerei mit Gewächshäusern, Mistbeeten und regelmäßigen Blumenbeeten ausdehnte. Ein bebrillter Mann mit einer halblangen Pfeife im Munde stand vor einem der geöffneten Kästen und brauste die Blumen ab. Auf dem Grasplatz davor spielte ein kleiner Junge mit einem Kaninchen.

„Hoho!“ schrie Hans übermütig in die Welt.

Der Junge sprang überrascht auf, ließ sich aber, da er nichts sah, nach einer Weile wieder nieder.

„Hoho!“ schrie Hans noch einmal und bog die Zweige auseinander.

Da bemerkte der Junge ihn und rief ihm etwas Unverständliches zu.

„Was meinst du?“ fragte Hans zurück.

„Du sollst dich nicht so dicke tun, du Brummochse!“

Enttäuscht ließ Hans den Blättervorhang fallen. Mit einem solchen Grobian hatte er keine Lust sich einzulassen.

Nachdem er noch ein wenig höher geklettert war, wählte er sich einen gegabelten Ast zum Ruhesitz und hatte das schöne Gefühl, daß nun der Baum ihm wirklich ganz gehörte ...

Nach dem Abendessen stahl Hans sich noch einmal in den Garten hinaus. Es war mittlerweile völlig dunkel geworden, und die Luft von tauiger Feuchte durchkühlt.

Den Rücken an den Stamm gelehnt, saß er im Gras, und seine Gedanken waren bei den Ameisen, den Bienen, den Vögeln. Die ruhten nun aus und schliefen in weichen Kammern, in warmen Nestern. Auch die Blumen schliefen nun und wurden im Traum von bunten Schmetterlingen besucht, und der dicke, komische Kürbis hatte es sich ebenfalls zum Schlaf bequem gemacht und ließ sein gelbes Buttergesicht von den grünen Blätterhänden beschirmen. Und die kleinen, schillernden Käfer, die in den Rosenblättern saßen, waren noch ein wenig tiefer gekrochen, um es recht warm zu haben, und schnarchten vielleicht ganz zart, ganz fein.

Es war so wohlig, an alles dies zu denken, das geheimnisvolle Rauschen der Blätter und dann und wann ein dumpfes Pochen zu hören, wenn eine Birne vom Baum fiel, der immer, auch im Schlaf noch schenken mußte, und dabei in den schwarzen Himmel mit seinen hellen Sternbildern zu starren. Sie kamen ihm ganz nah vor, wie silberne Blumen, welche die Nacht auf diesen dunklen Beeten hatte aufblühn lassen. Während er tief und wohlig atmete, weitete sich sein Herz und erfüllte sich mit einer beglückten Liebe, die alle Kreaturen Gottes umschloß: die Sterne, die Blumen, die Käfer und auch ihn selbst.

❧ ❧ ❧

Eines Tages waren die Herbstferien zu Ende. Hans packte seinen Ranzen mit neuen Büchern voll und machte sich wieder auf den Weg zur Schule. Der Ton, der dort herrschte, war ihm ganz ungewohnt. Auf der Berliner Anstalt hatten jüngere Lehrer nach neueren Grundsätzen unterrichtet, und zwischen ihnen und den Schülern hatte ein ziemliches nüchternes, ausgeglichenes Verhältnis bestanden. Auf dem ehrwürdigen Gymnasium der Rheinstadt aber gab es noch den alt überlieferten Krieg, der von seiten der Schüler mit vielen Listen und Frechheiten, von seiten der Lehrer mit polterndem Schelten und gelegentlichem Dreinschlagen geführt wurde.



Kaiserin Auguste Victoria †
Von Max Arenz
(Letzte Zeichnung nach dem Leben)

Ein wenig zaghaft und benommen von diesem geräuschvollen Treiben hielt Hans sich anfangs abseits und war herzlich froh, daß ein anderer Schüler, der gleichzeitig mit ihm eingetreten war, die allgemeine Aufmerksamkeit von ihm ablenkte. Er hieß Klaus Ebenstock und war jener Junge aus der Gärtnerei, den Hans am ersten Tage vom Birnbaum aus angerufen hatte. Durch sein rauhhaariges Wams, seine Glockenhosen, seine bäuerlichen Manieren, vor allem aber durch seinen fremdartigen thüringischen Dialekt war er gleich zum Gespött der Klasse geworden. Aber er wußte sich mit Geschick seiner Haut zu wehren, und Hans, der sein Nachbar war, bemerkte mit Erstaunen, wie schnell er sich der neuen Umgebung anpaßte. Als erstes legte er sein spotterregendes Gefieder ab und erschien in einem blauen Matrosenanzug. Und schon nach einigen Tagen kroch er mit seinem rotgewürfelten Taschentuch beim Naseschnauben nicht mehr unter die Schulbank, sondern benutzte auf ganz manierliche Weise ein weißes Tuch. Auch der grobe Dialekt verschwand jeden Tag mehr und kam nur noch zum Vorschein, wenn Klaus zornig wurde. Da er auf seiner heimatlichen Dorfschule und beim Pfarrer eine solide Grundlage erhalten hatte, war er in manchen Gegenständen einen Kameraden überlegen und wußte, ehrgeizig, die graugrünen Augen stets aufmerksam auf den Lehrer richtend, in den Hauptfächern bald deren Liebling zu werden, um dann in anderen Fächern, wie Singen und Zeichnen, die bei den Zeugnissen keine besondere Rolle spielen, durch ein dreistes Benehmen die Achtung seiner Kameraden zu erringen.

Für Hans zeigte er gleich von Anfang an eine naive Zuneigung, fragte ihn neugierig und frühreif nach allem möglichen und erzählte selbst von seinem früheren Leben auf dem Dorf, wobei er gewaltig den Helden spielte. Darüber belustigte Hans sich im stillen, während ihm das forsche und geschickte Auftreten seines Nachbarn zugleich imponierte. Er wäre ganz gern sein Freund geworden, aber ehe es zu einer Annäherung kam, hatte Klaus es schon mit ihm verdorben.

Auf Beschluß der Klasse hatten die beiden im Ringkampf ihre Kräfte messen müssen, und Hans hatte den um einen Kopf Kleineren regelrecht zu Boden geworfen. Als er ihm aber die Hand zur Versöhnung entgegenstreckte, umfaßte Klaus ihn blitzschnell noch einmal, stellte ihm ein Bein und brachte ihn so zu Fall. Hans schimpfte, Beinstellen wäre gemein und Ebenstock ein Schuft, der aber hatte schon Reißaus genommen und höhnte aus sicherer Entfernung, nun hätte Hans auch auf der Nase gelegen.

In den nächsten Stunden gab dieser auf seine Fragen keine Antwort und mied ihn auch auf dem Nachhauseweg.

Als er aber nachmittags im Garten grub, saß Klaus plötzlich auf der hohen Mauer und rief ihm zu, ob er immer noch böse wäre?

„Natürlich! Beinstellen finde ich gemein."

„Warum hast du mich so gewürgt? Das ist auch gemein."

„Das ist doch ganz was anderes."

„Da habt ihr aber mal hübsche Blumen. Weißt du auch, wie sie alle heißen?"

„Alle kenne ich nicht."

„Ich kann dir die Namen sagen, wenn du willst."

„Danke. Meine Mutter hat ein Gartenbuch. Das ist nur noch nicht ausgepackt."

„Wir haben so eine Menge Blumen in der Gärtnerei. Und was wir für Gewächshäuser haben! Komm doch mal 'nüber!"

Hans schüttelte den Kopf und grub weiter.

„Wir haben eine Königin der Nacht," fuhr Klaus fort. „Die blüht nur alle hundert Jahre einmal. Gestern ist sie aufgeblüht. Einen richtigen Knall hat's gegeben. Die solltest du dir ansehn."

Die Versuchung war groß, und um ihr nicht zu erliegen, sagte Hans, er müßte Schularbeiten machen, und ging ins Haus.

Aber an diesem Abend galt sein letzter Gedanke vor dem Einschlafen der Königin der Nacht. Alle Blumen des Gartens mitsamt der Sonne und den Sternen vereinigten sich zu neuen, wundersamen Gebilden, die seinen geschlossenen Augen entgegenschwebten, ihn heiß entzückten, um, plötzlich verschwunden, ihn noch sehnsüchtiger zurückzulassen. Und während er dachte, daß er diese Wunderblume, die alle hundert Jahre nur einmal blühte, hätte sehen können, hatte er die dunkle Empfindung, daß er dadurch in eine besonders begnadete Klasse von Menschen aufgerückt wäre, dies aber für immer verscherzt hätte.

Klaus erneuerte von Zeit zu Zeit seine Einladung, und wenn Hans ihr immer noch nicht folgte, so war weniger sein bald wieder verrauchter Zorn, als seine spröde Zaghaftigkeit daran schuld. Und dann hatte er selbst einen andern Klassenkameraden in sein Herz geschlossen, Rudi Dewerth, den Sohn eines Malers, der gerade durch Eigenschaften, die Klaus nicht besaß, seine Zuneigung gewann. Wenn Rudi in der Stunde aufgerufen wurde, erhob er sich behaglich langsam, sah den Lehrer wohlwollend an und blieb regelmäßig die Antwort schuldig.

Eines Tages stand die Pforte in der

hinteren Gartenmauer offen, und ein Gärtnergehilfe mähte das Gras ab. Es dauerte nicht lange, da erschien auch Klaus, begrüßte Hans, warf einige oberflächliche Blicke auf die Beete und sagte dann, nun wollten sie zusammen die Gärtnerei besehn.

Zuerst begrüßten die Jungen Frau Ebenstock, die in einem Korbstuhl an der von Weinreben begrünten Sonnenseite des niedrigen Hauses saß. Sie hatte feines, rötlichblondes Haar, das Hans irgendwie an kerzendurchglühten Christbaumschmuck erinnerte, und tiefliegende, dunkle Augen, die das zarte Gesicht zu einem schmalen Rahmen machten. Es fiel ihm auf, daß trotz der Wärme ein Plaid über ihren Knien lag.

Seine Begrüßung erwiderte sie mit etwas dünner Stimme, erkundigte sich eingehend nach Lehrern und Unterrichtsstunden, und als Hans erklärte, daß Deutsch sein Lieblingsfach wäre, und sie darauf von Gedichten sprachen, sagte sie, wenn es ihm Freude machte, würde sie ihm einmal welche vorlesen.

Darauf trabten die beiden Jungen davon, um auch Meister Ebenstock guten Tag zu sagen, der an seinen Mistbeeten stand und zu Hans bemerkte, die Hand könne er ihm nicht geben, die sei zu dreckig. Dann hieß er seinen Sohn beim Fensterverlegen mit zugreifen. Hans half dabei und freute sich jedesmal an dem bunten Pflanzenteppich, der mit betäubendem Duft zum Vorschein kam.

Der Winter machte diesen Besuchen bald ein Ende. Im Frühjahr darauf aber entwickelte sich zwischen den beiden Jungen ein reger Verkehr, der freilich anfangs von Hansens Seite mehr den Eltern seines Schulkameraden als diesem selbst galt. Er wurde nicht müde, dem biederen, etwas langsamen Meister Ebenstock bei seiner Arbeit zu helfen, und lernte in kurzer Zeit nicht nur pikieren und okulieren, sondern konnte seine Mutter gelegentlich auch über die gänzlich verschiedenartigen Wirkungen des hitzigen Taubendüngers und des milden Kuhdungs aufklären und darüber, daß man Abort niemals in frischem Zustand verwenden dürfe. Frau Bokelmann freute sich über sein Tun, bei dem er kräftig gedieh. Wenn er aber manchmal, strahlend von Schweiß und Befriedigung, nachdem er armvoll Töpfe oder schwere Gießkannen geschleppt oder Sand gesiebt hatte, zu Frau Ebenstock kam, so fragte diese ihn verwundert, ob er denn derlei Arbeiten auch wirklich gern oder etwa nur ihrem Mann zu Gefallen täte?

„Nein," versicherte er, „es macht mir wirklich Spaß. Aber nun möchte ich, daß Sie mir wieder ein schönes Gedicht vorlesen."

Sie lächelte und strich ihm dankbar durchs Haar, ließ sich noch ein wenig bitten und schlug dann einen der neben ihr liegenden Bände auf. Sie liebte besonders traurige Gedichte, die sie mit leiser Stimme, ein wenig schleppend, vorlas, und bei besonders gefühlvollen Stellen ließ sie die Worte zu einem kaum hörbaren Hauch verschweben. Dann fühlte Hans jedesmal, wie sein Herzschlag aussetzte, und er mußte erst einige Male schlucken, ehe er etwas sagen konnte.

Obwohl er sich im allgemeinen gegen die Berührung von Fremden heftig sträubte: wenn sie ihn mit ihrer schmalen Hand liebkoste, wagte er nicht, sich zu rühren. Er wurde nicht müde, ihr schmales Gesicht zu betrachten und darüber nachzudenken, mit welcher Blume man es wohl vergleichen könnte, oder sich zu fragen, in welchem Kleid sie schöner wäre, in dem rosa von gestern oder in dem lichtblauen, das sie heute trug, oder in dem weißen Sonntagskleid. Eines Tages sagte er, halb im Scherz, zu Klaus, die feinste Blume, die sie im Garten hätten, wäre seine Mutter. Die andern Blumen hätten immer dieselbe Farbe, sie aber wechselte stets.

Klaus überbrachte diese Bemerkung seiner Mutter, in deren Wangen eine Blutwelle aufstieg und rasch wieder verströmte.

Seitdem klang in den Unterhaltungen zwischen ihr und ihrem feinen, stillen Verehrer manchmal ein neuer Ton. Ganz umrißhaft, mit halben Worten verriet sie ihm ihr Innerstes und sprach, sich vergessend, mit ihm wie mit einem fast Erwachsenen. Was sie von ihrem Leben erzählte, klang wie ein buntes, melancholisch endendes Märchen. Lehrerin in einer Volksschule im Berliner Osten, hatte sie infolge irgendwelcher Beziehungen viel bei reichen, vornehmen Leuten verkehrt, Bälle und Gesellschaften mitgemacht, auf denen die verklärende Erinnerung sie die rührende und poetische Rolle des kleinen Mädchens im billigen Fähnchen spielen ließ, das durch Anmut und Geist alle glänzenden Erscheinungen überstrahlt. Später freilich hatten die Menschen aus diesen Kreisen, wie sie sagte, ihre wahre Natur, ihre vom Geld verhärteten Herzen enthüllt. Ein bißchen krank, am Herzen und wohl auch an der Lunge, hatte sie dann einen Sommer bei der Familie ihres späteren Mannes in dem thüringischen Luftkurort verbracht. Als der jüngste Sohn ihr in seiner treuherzigen, schwerfälligen Art zu verstehen gab, daß er sie liebte, war sie zuerst zurückgeschreckt bei dem Gedanken, die Frau dieses einfachen Mannes zu werden. Aber sie hatte doch recht daran getan, nicht wahr? Was be-

deutete alle Geistesbildung gegen ein treues Herz! Und ihr Mann war gut zu ihr. Und sie machte ihn glücklich! Darauf kam es ja an! Dazu lebte man: nicht um selbst glücklich zu sein, sondern um andere glücklich zu machen. Nicht wahr?

Hans gab ihr recht, wenn er auch zweifelnd meinte, wer andere glücklich machte, hätte doch wohl auch Recht auf eigenes Glück.

„Glück! Was ist Glück?" fragte sie mit zerbrochener Stimme. Und sich ein wenig aufrichtend und über das Buch auf ihren Knien streichend: „Da — ein schönes Gedicht, das ist Glück. Und das kann einem niemand nehmen."

Noch andere nicht minder rätselhafte Bemerkungen entschlüpften ihr. Einmal — sie hatte wohl leichtes Fieber — sagte sie: „Die Männer spielen mit uns wie auf einem Instrument. Man legt es beiseite, und es ist still. Aber wenn die Saiten unseres Herzens einmal wirklich berührt sind, dann klingen sie weiter. Klingen, bis sie schließlich entzweispringen. — Aber du kannst das noch nicht verstehen."

Nein, er verstand nicht, was sie meinte. Und doch blieb ihm aus solchen Worten eine frühreife Ahnung von der Verworrenheit des sehnsuchtzerquälten menschlichen Herzens zurück, wie man in einem dunklen Zimmer die Gegenstände zwar nicht sieht, aber doch tastend ahnt.

Nachmittags hatte Frau Agnes oft Besorgungen in der Stadt zu machen und mußte dazu von ihrem Manne Geld holen. Bei diesen Gelegenheiten machte Hans die Beobachtung, daß Meister Ebenstock stets eine Weile mürrisch war, wenn er seinem Portemonnaie einen Taler oder Fünfmarkschein entlockert hatte. Hans hielt ihn für etwas geizig.

Es kam wohl vor, daß, wenn Hans sich in der Gärtnerei umhertrieb, Klaus auf dem Zimmer seines Freundes saß und dessen Geschichtenbücher las oder Frau Bokelmann Gesellschaft leistete. Wenn diese fragte, wo ihr Hans eigentlich steckte, antwortete er, der hülfe seinem Vater. Und einmal fügte er hinzu: „Sie müssen nicht denken, Frau Geheimrat, daß ich nicht auch gern arbeite. Nur schmutzige Arbeiten mag ich nicht. Ich arbeite lieber mit dem Kopf. Ich helfe meinem Vater bei den Rechnungsbüchern. Mein Vater sagt, Rechnen ist das Schwerste bei der ganzen Gärtnerei. Er will lieber einen Meter gefrorenen Boden hacken, als eine Stunde rechnen. — Was gibt es eigentlich für einen Beruf, bei dem man das Rechnen gebrauchen kann?"

„Kaufmann oder Bankbeamter."

„Bankbeamter — ist das was Feines? Was kann man da werden?"

„Wenn du tüchtig bist, kannst du Leiter einer Bank werden."

„Leiter einer Bank. Ist das was Hohes? Hat man da viel Macht?"

„Da hast du unter Umständen mehr Macht als ein Minister. Denn die Finanzleute regieren heute ja die Welt."

„Wieso? Das verstehe ich nicht."

Frau Bokelmann erklärte ihm, wie sie's meinte. Er hörte mit schillernden Augen zu, stellte immer neue Fragen und sagte schließlich: „Das denke ich mir famos. Da bildet so ein Minister sich ein, er macht alles selbst, und tut schließlich doch nur, was ich will. Bankdirektor —! Rechnen kann ich. Geben Sie mir, bitte, mal eine Aufgabe auf, Frau Geheimrat, sie kann noch so schwer sein."

⌘ ⌘ ⌘

Das Haus des Malers Dewerth lag neben dem Schloß und — wie Hans sich ausdrückte — es kam gleich hinter dem Schloß. In seiner Vorstellung war es ein Palast, ein Museum und eine holländische Fischerhütte; der Boden war ein Spielplatz für die Jungen, beinah so groß wie die Turnhalle, und sein Garten ein Park mit seltenen alten Bäumen, mit weiten Rasenplätzen und einem Teich.

Und dann gab es Pferde und Wagen und einen Diener. Seine blaue Livree trug August allerdings erst von zwölf Uhr ab, von da an puderte er auch seine rote Nase. Wenn er die schwere Eichentür, die sich geräuschlos wieder schloß, geöffnet hatte, sagte er herablassend und ein bißchen wehmütig: „Och, guten Tag!" legte die Hand an die Ohrmuschel, indem er gleichzeitig den Mund spitzte, und fragte: „Och, Sie wollen zum jungen Herrn? — Dann kommen Sie, bitte, mal mit." Aber nach ein paar Schritten drehte er sich schon um: „Och, Sie finden den Weg wohl schon selbst. Wenn's gefällig ist." Und mit freundlich einladender Miene wies er auf die Treppe.

Die Wände des Treppenhauses waren bis zur Mannshöhe mit dunklem Holz verkleidet und darüber in schweren Goldrahmen alte Gobelins gespannt. Nie konnte Hans vorübergehen, ohne daß sein Auge aus deren Farben trank. Als wäre das Feuer eines Sonnenuntergangs in dem Gewebe eingefangen, strahlten sie warmen Glanz aus, so daß auch an regnerischen Novembertagen das Treppenhaus schön und festlich glänzte. Auf den Borden reihten sich Delfter und chinesische Vasen und Teller und merkwürdig verschnitzte Figuren, von denen einige zerbrochen waren. Ging man über den weichen

Läufer die Treppe hinauf, so sah man in zwei, drei Reihen übereinander eine Menge Bilder der verschiedensten Art, wie ein durcheinander gewürfeltes Weltbilderbuch. Da rauchte neben einer altdeutschen Ratsherrnstube der Vesuv; da segelte auf gelbspritzenden Meereswogen ein Schiff auf einen kupferroten Herrn im Lehnstuhl los; Fischer, die in naßkalter Abenddämmerung übers Eis schritten, waren die Nachbarn einer klavierspielenden Dame. Noch merkwürdigere Bilder hingen im ersten Stock, vor Schmutz und Alter waren sie kaum noch zu erkennen, und was sie behandelten, war recht unerfreulich: runzlige Männerköpfe, böse, alte Frauen, betrunkene Bauern, Menschen mit verrenkten Gliedern. Hans war von ihnen abgestoßen und dennoch immer wieder gezwungen, sie anzuschauen, als wäre gerade ihre Häßlichkeit interessant und ihre dunkle Rätselhaftigkeit verlockend. Er erfuhr, daß es Kopien alter Meister seien, die Herr Dewerth in seinen jungen Jahren gemacht hatte.

Der Professor gehörte zu den Berühmtheiten der Stadt. Seinen Namen und seinen Reichtum hatte er sich als Maler holländischer Genrebilder erworben. Auf den meisten dieser Bilder wurde gegessen, getrunken, geliebelt, geraucht, Karten oder Würfel gespielt. Was immer an diesen Bildern Nachahmung und leeres Kostüm sein mochte, die unverwüstliche Lebensfreude daran war echt: ein Niederschlag der vergnügten Geselligkeit im Hause, wo die Maikräuterbowlen von den Erdbeer- und diese von den Pfirsich- und Ananasbowlen abgelöst wurden; wo an schönen Sommerabenden der Garten weit in die Dunkelheit hinausstrahlte von bunten Lampions und blassen Windlichtern, und zur Winterszeit die Tanzmusik bis tief nach Mitternacht in den verschneiten Hofgarten hinausklang.

Eines Tages beim Nachhauseweg aus der Schule — es war noch am Anfang ihrer Bekanntschaft — begegneten Hans und Rudi zwei Damen in Schwarz und einem wunderhübschen Kind, das, abgesehen von den schwarzen Knöpfstiefeln und der breiten schottischen Schärpe, ganz in Weiß gekleidet war. Die eine Dame, von ziemlich bedeutendem Umfang, machte auf Hans einen äußerst stolzen Eindruck und erinnerte ihn in ihrem geschnürten starren Seidenkleid irgendwie an einen Ritter in Küraß und Turnierhelm. Die andere wirkte desto dürftiger. Das blonde Kind hüpfte zwischen beiden, mit seinem Plaudern sich bald an die eine, bald an die andere wendend.

Als Rudi die drei bemerkte, eilte er auf sie zu und rief: „'n Tag, Mama!" Hansens tiefen Gruß beantwortete die korpulente Dame mit steifem Kopfnicken, was seinen Respekt noch erhöhte.

Um so erstaunter war er, als er, bei Rudi zum Kaffee eingeladen, Frau Dewerth zum erstenmal zu Hause sah. Sie saß in einem breiten Korbstuhl auf der nach dem Garten führenden Terrasse, immer noch in Schwarz, aber die Steifheit war gänzlich von ihr gewichen. Statt des Seidenkleids trug sie eine Trikottaille, unter der alles wackelte und wogte wie Weingelee.

„Guten Tag, Hans!" sagte sie, mit einem kleinen, gemütlichen Stöhnen sich im Sessel aufrichtend. „Wir sind ja alte Bekannte."

Ehe dieser antworten konnte, kam Annie herangeschwebt, mit ihrer Erzieherin, die Mademoiselle Jülken genannt wurde. Annie gab Hans die Hand und sagte dann, auf ein Schaumtörtchen weisend: „Mama, das Stück will ich haben."

„Quelle modestie!" bemerkte Mademoiselle. „Wohlerzogene Mädchen sagen nicht: ich will. Wohlerzogene Mädchen fragen hübsch: darf ich?"

„Also das Stück darf ich doch haben?"

„Lassen wir mal zuerst unsern Gast aussuchen," entschied Frau Dewerth.

Aber Hans wehrte sich entschieden, vor den Damen auszusuchen, was Frau Dewerth Anlaß gab, gegenüber ihrem Sohn seine gute Erziehung zu loben.

„Ach Gott, Mama, du mußt dir nur nicht einbilden, daß ich nicht weiß, was sich schickt. Bei fremden Leuten beiße ich auch den Feinen heraus."

„Und warum bist du bei uns nicht so?"

„Irgendwo muß man doch ungezogen sein," gestand er ehrlich.

Als dann die Reihe an ihn kam, erklärte er zur allgemeinen Heiterkeit: „Wohlerzogene Knaben nehmen immer das Stück, das gerade vor ihnen liegt. Aber kluge Knaben drehn gleich den Teller so, daß das größte Stück vor ihnen liegt."

Der Berg von Apfel-, Schaum- und Schokoladentörtchen, von Sahnenbaisers und Cremeschnittchen nahm schneller ab, als Hans es für möglich gehalten hätte. Frau Dewerth stieß jedesmal einen kleinen behaglichen Seufzer aus, wenn sie ein neues Cremeschnittchen nahm. Endlich fragte sie: „Soll ich oder soll ich nicht?"

„Laß lieber sein, Mama. Denk an den Zucker!"

„Ach, Jung', es schmeckt mir aber doch so gut."

„Aber es bekommt dir doch nicht."

„Die Sache ist nämlich die," wandte sie



Letzte Sonnenstrahlen. Ölstudie von Prof. Peter Paul Müller

sich an Hans. „Ich leide an Zucker und soll nichts Süßes essen. Aber wenn ich mich entzuckern lasse, bin ich so kratzig wie 'ne alte Zahnbürste. Da will ich doch lieber zehn Jahre weniger leben und vergnügt sein. Was meinst du?"

Hans erklärte, das sei unbedingt auch seine Ansicht. ‚Courte et bonne' sei schon der Wahlspruch Gustav Adolfs gewesen, der in der Schlacht bei Lützen gefallen sei.

Frau Dewerth zollte ihm Beifall. Sie habe zwar wenig Aussicht, in einer Schlacht zu fallen, und Gustav Adolf sei ein Ketzer gewesen, aber sein Wahlspruch sei zu loben.

Gern hätte Hans auch an Annie das Wort gerichtet. Aber jedesmal fühlte er sich angesichts ihrer stolzen Vornehmheit eingeschüchtert und vom Gefühl der eigenen Unbehilflichkeit durchdrungen. Besonders seine Hände schienen ihm plötzlich in beleidigender Weise vom Tischtuch abzustechen, so daß er sie schnell herunternahm.

Es waren nur noch einige Blätterteigkränze übrig, als Herr Dewerth erschien. Hans sprang auf und machte eine Verbeugung, die der Professor nur mit einem kurzen Blick aus seinen grauen Augen erwiderte.

„Schulkamerad?" fragte er, ihm die Hand hinstreckend, indes er mit der andern die Zeitung ergriff.

Hans musterte ihn verstohlen. Es war das erstemal in seinem Leben, daß er einen berühmten Mann sah, und in der Meinung, daß sie alle irgend etwas Besonderes an sich hätten, suchte er das herauszufinden, konnte aber nichts dergleichen entdecken, höchstens fiel ihm auf, daß der Professor zu der eleganten Sommerhose ein ziemlich abgewetztes Samtjackett trug, aus dessen äußerer Brusttasche das Taschentuch mit langen Zipfeln herunterhing. Übrigens sah er durchaus nicht so vergnügt aus, wie man nach seinen Bildern hätte vermuten können; sein energisches Gesicht mit dem spitzen grauen Vollbart machte eher einen abgearbeiteten Eindruck. Von seiner Umgebung nahm er nicht die geringste Notiz, sondern schien ganz in seine Zeitung vertieft, die er doch nur wieder zerstreut überflog. Dazwischen verzehrte er einige Kuchen, brummte: „Pfui Teufel, Margarine!" und griff nach dem Packen Briefe vor ihm. Die mit Rechnungen schob er ungelesen seiner Frau zu.

Die Kinder wurden mit Mademoiselle Jüliken in den Garten geschickt, wo sie Krockett spielten. Annies Ball hatte den Eigensinn, sich stets gerade vor eine Seite des Reifens zu legen, ein Umstand, dem sie durch einige kleine Stöße mit der Fußspitze abzuhelfen suchte. Ihr Bruder riet ihr, das gefälligst bleiben zu lassen. Sie berief sich für ihre Unschuld auf Hans, der nichts gesehen hatte und ritterlich für sie eintrat. Aber bald ertappte Rudi sie wieder. Auch Hans hatte nun ihre Mogelei bemerkt und geriet, als er von neuem zum Zeugen angerufen wurde, in eine traurige Lage: wie mancher Verehrer hätte er für die Königin seines Herzens gern eine große Heldentat unternommen, sie aber begehrte eine kleine Niederträchtigkeit von ihm.

Übrigens ließ sie ihm keine Zeit zum Überlegen, sondern verfocht ihre Sache so hitzköpfig und wußte die Schmähungen, die ihr Bruder gegen ihr ganzes Geschlecht ausstieß, so höhnisch zu erwidern, daß Rudi schließlich voller Wut mit dem Krockethammer auf sie losging.

Mademoiselle Jüliken rang die Hände und ermahnte ihn, seine wilde Streitlust aufzusparen, bis er zu den Fahnen Guilleaumes einberufen würde, Annie spuckte ihm geschwind auf die Hose und lief dann schreiend Herrn Dewerth entgegen, der gerade die Gartentreppe hinunterkam und fragte, was los sei. Annie erklärte, die Jungen wären so frech gegen sie.

„Was, Liebling, die beiden großen Bengels? Warte, denen werden wir's mal ordentlich besorgen!"

Er nahm seine Tochter auf den Arm und eilte in komischen Sprüngen auf die beiden los, die gleich gemerkt hatten, daß sein Zorn scherzhaft gemeint war, und auf das Spiel eingingen. Annie jauchzte, wenn sie glaubte, einen gehascht zu haben, aber die Jungen rissen sich im letzten Augenblick immer wieder los. Eine ganze Weile tollte der Professor mit den Kindern, bis er nach kurzem zerstreuten Gruß wieder ins Haus ging.

Auf dem Heimweg dachte Hans immerfort an Annie. Eigentlich war er erzürnt über sie. Warum hatte sie gesagt: „Die Jungs sind so frech zu mir!" Das war doch nicht richtig. Er hatte ja gar keinen Streit mit ihr gehabt. Oder hätte er sie gegen seine Überzeugung in Schutz nehmen sollen?

„Das bilde dir nur nicht ein!" sagte er bei sich, als wenn Annie neben ihm ginge.

„Aber so meinte ich's ja auch nicht. Sei nur nicht böse," antwortete sie sanft.

„Böse? Böse bin ich ja auch nicht."

Da lachte sie und hüpfte vergnügt davon. Er gab ihr einen Schlag auf die Schulter: „Krieg mich!" Und lief davon, aber mit halber Kraft, so daß sie ihn einholen konnte. Darauf verfolgte er sie, nachdem er ihr großmütig einen Vorsprung gelassen hatte, bis er sie haschte. So spielten sie zusammen.

Sie beide ganz allein . . . in seiner Einbildung.

Als Hans das nächste Mal eingeladen wurde, traf er eine Freundin von Annie dort, Lisa Bendemann, die Tochter eines Malers, ein zartes, dunkeläugiges Mädchen, das ganz in Annie verliebt schien und sich von ihr beherrschen ließ, bei den gemeinsamen Spielen aber ihre Sympathie für Rudi zeigte. Was dieser vorschlug, war ihr recht, und sie nahm stets für ihn Partei. Annie dagegen kannte nur ihren eigenen Willen und schien sich aus niemandem viel zu machen.

Von dieser neuen Freundschaft erzählte Hans auch Klaus, der nun mit Anspielungen nicht nachließ, bis auch er von Rudi eingeladen wurde. Auf dem Wege zu Dewerths wußte er Hans schon eine Menge von dem Professor zu erzählen: daß er schrecklich reich sei, aber auch schrecklich viel Geld verbrauche, daß er einen fürstlichen Weinkeller besäße und sogar den Champagner oxhoftweise kommen ließe, und dergleichen mehr. Das Wohlwollen der Frau Dewerth gewann Klaus durch einige wunderschöne Rosen, welche nur die Eigenschaft zeigten, schon am Abend verwelkt zu sein. Dagegen gelang es ihm nicht, bei den Mädchen Gnade zu finden. Am Turnreck machte er so oft die Kniewelle, daß Annie schrie, er solle aufhören, ihr würde sonst schlecht. Und als er ihnen dann zeigte, wie man auf den Händen spaziert, schien das zwar anfangs ihre Bewunderung zu erregen, plötzlich aber flüsterte Annie ihrer Freundin etwas zu, und beide liefen lachend davon.

Sie lachten noch immer, als Hans sie zurückholte und fragte, was denn eigentlich los sei.

„Daß du's nicht sagst! Daß du's auf keinen Fall sagst!" befahl Annie ihrer Freundin und hielt ihr, die gar keine Anstalten zum Reden gemacht hatte, den Mund zu. Gleich darauf aber vertraute sie Hans an, ob er denn nicht gesehn hätte, daß Klaus keine Unterhosen anhatte? Das Ferkel!

Während die Mädchen später mit ihren Puppen spielten, vergnügten die Jungen sich mit Scheibenschießen. Als sie wieder ins Haus zurückkamen, ergriff Klaus die Armbrust und meinte: „Ho, das wäre ein feines Ziel, die alten Brocken da."

„Bist du verrückt?" sagte Rudi. „Du weißt wohl nicht, was die Teller kosten."

„Was sollen die kosten? Solch alte Scherben schmeißt meine Mutter auf den Kehrichthaufen."

„Du Kaffer hast eine Ahnung!"

Zufällig kam der Diener aus dem Keller, an den Rudi sich entrüstet wandte. August spitzte diesmal nicht nur den Mund, sondern stieß einen wirklichen Pfiff aus.

„Oioioi! Die Delfter Teller, oioioi, die sind heute ein Vermögen wert. Die haben schon vor zwanzig Jahren, als wir sie aus Holland mitbrachten, das Stück hundert Gulden gekostet."

„Das ist ja Unsinn. Ihr wollt mich nur foppen," brummte Klaus, sah aber von nun an die Scherben mit andern Augen an.

Eines Tages um Fastnacht herum entdeckten die Kinder auf dem Boden eine Truhe voller Kostüme. Wunderbare Möglichkeiten, erregende Schicksale breiteten sich vor ihnen aus. Klaus stürzte sich gleich auf einen Dogenmantel, aber nein, das Wams eines Edelpagen erschien ihm noch feiner. Doch am imponierendsten kam er sich in einer Generalsuniform vor. Klein wie er war, versank er beinah in den hohen Reiterstiefeln. Rudi kroch behaglich in die bauschigen Hosen eines holländischen Fischers, Annie wurde als Rokokodämchen herausgeputzt, die dunkeläugige Lisa als Kolombine. Hans hatte einen alten Burnus gefunden, voller Mottenlöcher, aber die verblichene Stickerei umschwebte irgendein Märchenglanz. Über allem Helfen hatte Mademoiselle Jüliken sich selbst nicht vergessen. Sie verschwand im Nebenzimmer und kam nach einer Weile in einem rosa Taffetkleid zurück. Hinter einem ungeheuren Fächer blickte sie schelmisch die Kinder an, während ihre welken Lippen sich kußlich rundeten.

„Nun ratet mal, Kinder, wer ich bin!"

Die Kinder rieten die unmöglichsten Dinge.

„Aber seht ihr denn nicht den Rosenkranz in meinem Haar? Ich bin doch Dornröschen."

Darauf wären sie nie gekommen. Annie hatte sie für die Kaiserin von China gehalten.

Es stank im ganzen Zimmer nach verbranntem Kork, womit man sich die Brauen geschwärzt oder künstliche Schnurrbärte gemalt hatte. Dies Umkleiden war eine glückselige halbe Stunde, in der jeder, ganz mit sich beschäftigt, sich doch wieder über der neuen Erscheinung vergaß. Nur Klaus gab seinem Freund einen kleinen Stoß und hieß ihn nach den Mädchen sehn, als diese nacktarmig und in kurzen Unterröckchen umherhüpften.

Nachdem man dann aber sich gegenseitig bewundert hatte, wurde jeder wieder sonderbar an seinen Alltag erinnert. Verlegen, mit albernem Lächeln standen die Kinder herum und wußten nicht, was beginnen. Mamselle Jüliken, nun wieder ganz Gouvernante, schlug vor, man solle sich um den

Tisch setzen und jeder im Charakter seines Kostüms eine Geschichte erzählen.

„Um den Tisch setzen!“ rief Hans entrüstet, dem von dem fremdartigen Kostüm ein abenteuerlicher Schein im Herzen geblieben war. „Unsinn! Wir bilden ja eine Karawane! Wir sind in der Wüste Sahara! Ein Zelt müssen wir bauen!“

Und gleich begann er, aus dem nebenan liegenden Schlafzimmer Bettlaken zu holen. Sie gaben über Stühlen ein herrliches Zeltdach. Eine italienische Decke bildete den Teppich. Sofakissen die Sitze. Einer nach dem andern kroch hinein. Zuletzt Mamselle Jüliken mit dem Licht in der Hand.

Hans hatte einen erhöhten Sitz, denn er sollte erzählen. Im letzten Augenblick hatte er Angst, da er fürchtete, seine Zuhörer würden lachen, und sah vor sich nichts als ein schwarzes Loch ... aber irgendwo schimmerte ihm eine schöne Stelle aus einem seiner Bücher, eine wunderschöne Stelle, bei der sie gewiß nicht lachen würden. Auf die eilte er mit atemlosen Worten zu, nachdem er noch die feierliche Erklärung abgegeben hatte, er wäre gar nicht der Scheich Almansor, sondern der Zauberer Zirlofan, der König aller Geister.

Zuerst ging es mühsam und ungewiß, aber dann setzte der Wind sich in seine Segel. Sobald er die schöne Stelle erreicht hatte, senkte er seine Stimme zu geheimnisvollem Flüstern, wie Frau Agnes es tat bei gewissen Versen. Vom Rauschen und Brausen in seiner Brust wurde er von selbst vorwärtsgetragen, und immer neue, noch schönere Stellen lockten ihn. Seine Angst war jetzt ein waghalsiges Spiel mit den Gefahren, in die er seine Helden stürzte, um sie wunderbar daraus zu erretten. Von seinen Zuhörern sah er nichts, sondern unverrückt gerade aus.

Diese aber träumten alle seinen Traum mit, jeder auf seine Weise. Klaus blickte ihn unruhig, gespannt an und schien sich alles merken zu wollen. Rudi lag lang hingestreckt mit behaglich ernstem Gesicht und hielt verloren die Tonpfeife vor seinen halb geöffneten Lippen. An seine Schulter hatte sich Lisa ein wenig kokett hingeschmiegt. Das Dornröschen hielt den Leuchter in ihrem Schoß, und ihr hell beschienenes runzliges Bratapfelgesicht ticktackte zu den Worten des Erzählers bald schneller, bald langsamer, näherte aber die Geschichte sich einem Höhepunkt und waren die Gefahren sehr drohend, so stand es eine Weile ganz still.

Die teilnahmvollste von allen aber war Annie. Es war, als hätte sich in ihr plötzlich eine bis dahin verschlossene Kammer geöffnet. Die zierliche Anmut ihres Gesichts war überschattet von großäugig versunkenem Ernst. Manchmal blickte sie schnell die andern an, als wollte sie sich ihrer Leibhaftigkeit vergewissern, doch sogleich hing ihr Auge wieder an Hans. Unter ihrem Puder errötete sie bald, bald wurde sie blaß und zwang ein trocknes Schluchzen hinunter. Bei den geringsten komischen Stellen aber brach sie in unterdrücktes Lachen aus, das ihren ganzen Körper erschütterte und glänzende Tropfen an ihre Wimpern hängte.

Im Zimmer hatte die Dunkelheit alles verschluckt. Es stand wie ein schwarzer Mauerklotz vor dem schneegrau dämmernden Fenster. Plötzlich trat Frau Dewerth ein. Als sie im Lichtschein der geöffneten Tür da und dort nur ein Häufchen Kleider gewahrte und unter den Laken ein undeutliches Gemurmel hörte, zog sie rasch einen der Stühle beiseite. Da brach das Wüstenzelt zusammen und mit ihm auch das Märchen. Die Kinder sprangen auf. Licht wurde angedreht. Annie aber umschlang ihrer Mutter Arm, und von ihrer Aufregung auf- und niedergeschnellt, erzählte sie wirr atemlos von den Wundertaten, die Hans vollführt. „Aber doch ich nicht,“ unterbrach er sie. „Das war doch alles der Zauberer Zirlofan.“

Seit dem Tage war Annie ihm verfallen, der mit Geisterhauch ein neues Leben in ihr geweckt hatte. Er mußte noch oft Geschichten erzählen. Einige durften die andern mit anhören, andere aber, und das waren solche, in denen sie die Heldin war, wollte sie für sich allein haben. Als es draußen wieder wärmer wurde, machten die beiden sich auf einer Steinbank am Teich zwei Sitze zurecht, und wenn eins der andern Kinder sich ihnen nähern wollte, erhob Annie wie ein eifersüchtiger kleiner Vogel unwilliges Gezwitscher.

Statt in den Schulstunden aufzupassen, fabulierte Hans jetzt in einer entrückten Welt. Annie war unersättlich. In immer neuen, verführerischen Gestalten sollte der Zauberspiegel seiner Geschichten ihr Bild zurückwerfen, während Hans als ihr demütiger, durch seine Tapferkeit und Treue aber alle überstrahlender Ritter auftrat. Manchmal jedoch riß die Lust den Poeten hin, mit stärkeren Gewalten an ihr Herz zu rühren: dann graulte er sie ein, daß sie ängstlich mit heißen Wangen sich an ihn schmiegte, oder er häufte Elend und Schande über sie, um sie am Ende dann wieder zu desto glorreicherem Glück zu erheben. Wenn sie dann, befreit aufatmend, ihn zärtlich und mit glänzenden Augen ansah, fühlte auch er sich einer tiefen Angst entronnen und hielt ihre Hand fest in der seinen.

Den andern blieb sie, wie sie gewesen, herrschsüchtig und voller Launen, namentlich Klaus behandelte sie mit grausamer Herablassung. Nur Hans hatte Macht über sie. Während der gemeinsamen Spiele kam es wohl vor, daß sie sich zankten und in Groll auseinanderliefen. Aber solche Zwiste gingen rasch vorüber und waren eigentlich nichts Wirkliches. Das Wirkliche war ihre tiefe Verbundenheit und das Bedürfnis, einander gut zu sein. Als Annie an den Masern erkrankte und während der Genesungszeit sich im Bett langweilte, verlangte sie immer nach Hans. Da er sie nicht besuchen durfte, schrieben sie sich in ihrer ungelenken Kinderhandschrift Briefe voll Abkürzungen, die nur sie beide verstanden.

Dies schöne Verhältnis dauerte den ganzen Sommer und Winter über. Das kommende Frühjahr aber führte sie aus ihrem Kinderland in ein gefährlicheres Reich. Hans hatte nun schon manche Romane gelesen, und auf der Schule unterhielten seine Kameraden sich viel über die Geheimnisse des andern Geschlechts. Wenn er jetzt Annie von feurigen Küssen und Umarmungen erzählte, geschah das nicht mehr mit der Naivität von einst, sondern er mußte eine Scheu überwinden, die zu überwinden ihn dennoch ein stärkeres Verlangen antrieb. Und Annie horchte besonders hingegeben auf solche Schilderungen. Manchmal begegneten sich dann ihre Blicke, und er las etwas furchtsam Lockendes, Verwirrtes und tief Verwirrendes in ihren Augen, auf ihren knospenhaft sich öffnenden Lippen, die ein schüchternes Evalächeln verrieten. In ihm aber erhob sich jedesmal ein Sturm verworrener Wünsche. Es war in solchen Augenblicken, als wenn sie von einer geheimnisvollen Kraft aufeinander zugedrängt würden, um dann, von einer andern, nicht minder starken und geheimnisvollen Gewalt gelenkt, still aneinander vorüberzugleiten.

In ihm aber blieb noch lange hinterher eine brodelnde Dumpfheit, die, wenn sie zerfloß, ihn selbst ganz und gar auflöste. Einmal fand seine Mutter ihn weinend unter dem Birnbaum liegen. Als sie fragte, was ihm fehle, warf er sich auf den Rücken und konnte vor Schluchzen nicht sprechen. Nach allem Zureden gab er keine andere Antwort, als daß er so furchtbar traurig sei.

Eines Tages hörte Hans von seinem Freund, daß Dewerths den Sommer in Holland verbringen und Annie mitnehmen wollten. Die Abreise war schon für den nächsten Tag festgesetzt. Rudi war wütend, da er wieder zu einem Lehrer in Pension kommen sollte.

Als Hans ganz bestürzt nachmittags zu Dewerths kam, hieß es, daß Annie nicht wohl sei. Man ließ ihn trotzdem zu ihr. Sie lag in ihrem weiß lackierten Bett und lächelte ihn ein bißchen matt und verschüchtert an, während sie ihm aus den Spitzenärmeln des Nachthemdes ihren bloßen Arm entgegenstreckte. Auf seine Frage, was ihr fehle, hob sie nur die Finger von der Bettdecke und sagte: „Ach nichts."

„Hast du Leibweh?"

„Auch," erwiderte sie.

„Es ist weiter nichts," mischte Mademoiselle Jüliken sich ein, die frisch geplättete Wäsche in einen Koffer packte. „Klein Annie soll nur heute still liegen, weil sie doch morgen die große Reise vorhat." Nach einer Weile ließ Annie sich einen Bleistift und Papier geben und drehte sich nach der Wand zu. Hans durfte nicht sehn, was sie schrieb, und mußte so lange ans Fenster treten.

Dann wurde er gerufen. Während Mamselle Jüliken ihnen den Rücken zudrehte, reichte Annie ihm rasch den Brief, indem sie dabei den Finger auf den Mund legte. Nach einer Weile nahm Hans Abschied. Auf der Treppe schon öffnete er das vielfach zusammengefaltete Papier. Es war ein Ring darin mit einem kleinen Türkis, den Annie bisher getragen hatte, und der Brief lautete:

„Lieber Hans! Mir fehlt was Scheußliches! Aber sag' es niemand. Du mußt mir versprechen, daß Du's keinem sagst! Jüliken ist gemein, daß sie nicht 'rausgeht, und sie hat's mir doch versprochen. Ich bin wütend. Ich bliebe 10000 × lieber hier. Den Ring schenke ich Dir.
DEINE Annie."

In der linken Ecke aber war ein Kreis gemalt, und in diesem Kreis befand sich ein K.

Vom Glück und Abschiedsschmerz wie von einem warmen und einem kalten Strom durchweht, die sich schließlich beide zu einer laulichen Schwere vereinigten, schlenderte er noch lange durch den Hofgarten, bis er sich endlich nach Hause fand.

Der Sommer brachte den Jungen neue Erlebnisse. Sie ließen sich Kajaks bauen und führten nun an den schulfreien Nachmittagen ein glückliches Robinsonleben auf dem Ufer der andern Rheinseite.

Dewerths blieben über ein halbes Jahr fort. Als sie im Winter zurückkehrten, erklärte Rudi, seine Schwester wäre eine furchtbare Pute geworden. Und in der Tat fand Hans sie ganz verändert. Statt des weichen Kindergesichts blickte ein schmaler, unfertiger Jungmädchenkopf ihn an. Ihre Wangen waren von der Seeluft verzehrt und ge-

bräunt, ihr schwellender Mund geformt, und die graziösen Lippen hatten beim Sprechen etwas unbewußt hochmütig Spöttisches. Bei der ersten Begrüßung war Annie verlegen, als sie aber seine unbeholfene Schüchternheit bemerkte, gab sie sich sofort eine überlegene Miene. Sie versuchte, die vornehm lässige Haltung einer Dame einzunehmen, wurde aber von ihrer federnden Unruhe und ihren eckigen Gliedern fortwährend gestört, so daß sie alle Augenblicke ihren Sitz veränderte, an ihrem Kleid herumstrich und ihren Seidenschal auf- und niederzog. Dabei erzählte sie, als wenn sie eine auswendig gelernte Lektion herunterrasselte: von ihrer fabelhaften Reise, von dem entzückenden Leben in dem kleinen Fischerdorf, von dem fabelhaften Treiben in den Straßen Amsterdams, und daß sie in der Saison mit ihrer Mutter Scheveningen besucht hätte, unstreitig das vornehmste Bad in ganz Holland, mit einem reizenden Kasino, in dem entzückende Reunions stattfanden. Sie hatte mehrere mitgemacht und sehr nette Jungen kennen gelernt.

„Nicht wahr, Mama, die Holländer sind doch fabelhaft nett?"

Hans versuchte, sich einzubilden, daß alles dies ihn nicht berührte, und doch fühlte er sich von jedem Wort verwundet, als wenn es mit einer boshaften Spitze gerade gegen ihn zielte.

Als er dann, von Frau Dewerth aufgefordert, auch erzählte, dabei ein bißchen ins Renommieren geriet und die Wellen auf dem Rhein, durch die sie manchmal mit ihren Kajaks gesteuert, aufschäumen ließ, daß ein mitfühlender Zuhörer Herzklopfen bekommen hätte, fiel Annie ihm ins Wort: er solle nur mal an die Nordsee kommen, auf der gingen bei einem mäßigen Sturm die Wellen gleich so hoch wie der Kölner Dom.

Da erlahmte er wie mit durchschnittenen Sehnen. Und seine spätere Schilderung der verschiedenen Klassikervorstellungen, die ihn doch so begeistert hatten, war gänzlich ohne Schwung. Aber zum Abschied erlebte er noch die tiefste Kränkung. Auch Annie war einige Male im Theater gewesen. Und sie wäre unbedingt für die Operette! Das Allerschönste aber wäre der Tanz! Ob Hans schon die berühmte — er verstand nicht den Namen. Und als sie nun eine Melodie summte, schien ein Motor in ihr angesprungen, so daß alle ihre Muskeln hüpften und schnellten. Plötzlich hatte sie Mamselle Jüliken umhalst und ans Klavier gezerrt. Und nun sah Hans, wie sie sich bog und drehte, mit den Händen fächelte, die Arme hinfließen ließ wie wallende Tücher, den Oberkörper herumwirbelte, daß er glaubte, ihre Beine müßten davonfliegen.

„Total blödsinnig!" sagte Rudi und nahm den Freund mit in sein Zimmer, wo sie Flaschenbier tranken und Zigaretten rauchten, um den schlabbrigen Kuchengeschmack loszuwerden, wie Rudi sagte.

„Hat sie nicht 'nen Drehwurm, Hans?"

„Ja, sie hat sich sehr verändert," antwortete dieser. „Schade!"

Als er aber später die Treppe hinunterging und an dem Kinderzimmer vorbeikam, das nun Annie allein bewohnte, hing sein Auge verlangend an der Tür, als müßte sie herauskommen oder er selbst eintreten und mit einem einzigen Wort alles Fremdsein und Mißverstehn beseitigen. Aber er ging vorüber, und die Tür blieb verschlossen.

Seitdem lag in ihm selbst hinter einem wunderbaren Stück Leben eine verschlossene Tür. Und Jahre vergingen, ohne daß Annie oder er versuchte, sie wieder zu öffnen. Wenn sie von jetzt ab zusammentrafen, so war es, als müßten sie sich in aller Freundschaft und Liebenswürdigkeit immer wieder versichern, daß sie sich fremd geworden und das, was den einen erfreute, den andern gleichgültig ließ.

Damit hatte zugleich für lange Zeit sein intimer Verkehr im Dewerthschen Haus seinen Abschluß gefunden, wenn er auch noch ab und zu hinkam und die Freundschaft mit Rudi weiterbestand. Aber dessen auf praktische Dinge gerichteter Sinn brachte den Neigungen seines Freundes wenig Interesse entgegen, und Hans schloß sich immer enger an Klaus an, der ihn durch seine Nüchternheit wohl manchmal verletzte, dessen helläugiger, geschmeidiger Verstand ihn aber immer wieder anzog.

Der Eindruck, den Hans in der Familie des Professors empfangen hatte, wirkte aber fort. Zum erstenmal hatte er in einem Kreise verkehrt, in dem man von der Kunst sprach, wie man etwa unter Geistlichen vom lieben Gott spricht: als von dem Ehrwürdigsten und zugleich doch als von etwas zünftig Vertrautem. Er hatte gelernt, daß es Künstlermenschen gab und andere, die nichts von Kunst verstanden: Banausen oder Philister. Und noch oft mußte er an die gebräunten alten Bilder denken, deren schicksalsgeprägte Gesichter ihm in Stunden des Träumens erschienen, seltsame, stumme Besucher, die ihm etwas Geheimnisvolles anvertrauen zu wollen schienen, dafür aber keine Worte fanden, sondern ihn nur bedeutungsvoll ansahen, als müßte er alles aus ihren Zügen lesen, und die, wenn sie verschwunden waren, ein Gefühl rätsel-

hafter Spannung und Fülle in ihm zurückließen.

Nicht minder stark, wenn auch von anderer Art, war die Nachwirkung dieses Verkehrs auf Klaus. Ihm hatten es besonders das große Haus mit seinen kostbaren Möbeln, die ganze verschwenderische und großartige Lebensführung angetan und zu denken gegeben. Und nach seiner Art, alle Möglichkeiten der Zukunft in Erwägung zu ziehn, erkundigte er sich eines Tages in Hansens Gegenwart bei dessen Mutter, was sie eigentlich von dem Künstlerberuf hielte.

Der sei ja mit keinem andern zu vergleichen, erwiderte sie. Zum Künstler müsse man geboren sein.

Selbstverständlich! Das Talent setze er voraus, antwortete Klaus eilfertig. Das aber zugegeben — so ein berühmter Maler oder Schauspieler, die seien doch ganz was Besonderes und hätten in ihrer Art auch eine große Stellung und viel Macht.

Richtig betrachtet hätten sie sogar die größte Macht, erwiderte Frau Bokelmann lächelnd. Andere hätten Einfluß auf unser äußeres Leben, sie aber hätten Macht über die Seele eines Menschen.

Nun horchten beide Jungen auf, und Klaus hatte vor scharfem Nachdenken seine Stirn in dicke Wülste gefaltet. Wieso? Was sie damit meinte? fragte er, während seine graugrünen Augen unruhig zitterten.

In diesem Augenblick erinnerte Frau Bokelmann sich an ein Gespräch, das sie in Rapallo mit ihrem Mann gehabt hatte, noch in seiner ersten Zeit, als er seinen Krankenurlaub wie ein Glück und gütiges Geschenk empfand. Während sie ihren Sohn ansah, hatte sie das Gefühl, auch dies Gespräch sei ein Stück Vermächtnis des Toten, das sie ihm nicht vorenthalten dürfe. So sagte sie, sie wolle versuchen, ihnen zu erklären, wie sie es meine.

Neben der Welt, die sie sähen und fühlten, gäbe es eine andere, die nur in der Seele des Menschen existierte, als eine Sehnsucht, ein Traum oder wahrscheinlicher wohl als ein von Gott den Menschen gegebener Ausgleich für ihre Leidensfähigkeit und ihr Wissen um die Kälte und Unvollkommenheit dieser wirklichen Welt. In jener andern würde man von allen Mächten der Wirklichkeit befreit, vergäße Sorgen und Leid und seine eigene Enge und würde von neuen Gewalten ergriffen. Vielleicht seien auch das alle Arten von Leidensgefühlen, Schmerz, Angst, unstillbare Sehnsucht. Aber es sei in diesen schmerzlichen Erregungen zugleich etwas wunderbar Wohltuendes. Den Schlüssel zu jenem geheimnisvollen Reich aber besäßen die Künstler. Die große Menge stände verlangend, ratlos davor, sie aber könnten die Tore öffnen. Und daher käme ihre trostreiche Macht über die Menschen, weil sie diese Sehnsucht ihrer Seelen befriedigten und sie ein reicheres, bedeutenderes Leben führen ließen, das manchmal nur ein Abbild des wirklichen zu sein scheine und sich doch zu diesem verhielte wie Musik zu gewöhnlichem Lärm.

Klaus nickte heftig und sagte nach einer Weile: „Ja, ja, das verstehe ich. Das kenne ich! Solche Macht können die Künstler haben. Das heißt . . .“ — und etwas schwer zu Ergründendes blinzelte auf seinem Gesicht — „hauptsächlich wohl auf Frauen. Bei Männern ist es schon schwieriger.“ Dann schwieg er, während seine Augen unruhig hin- und hersprangen, und schien noch etwas auf dem Herzen zu haben, was er am Ende aber doch lieber für sich behielt.

Hans hatte erstaunt, förmlich verlegen diese Erklärung mitangehört, die im Munde seiner Mutter so seltsam und zugleich wie ein Geständnis klang. Und wenn Klaus auch sein guter Freund war, so hätte er es doch lieber gehabt, wenn sie es ihm allein gesagt hätte. Später aber erhoben ihre Worte in dieser Zeit des Schmerzes um Annie und des Nichtbegreifenkönnes noch oft ihre Stimmen. Und immer quoll Glück und Sehnsucht daraus, als trügen sie eine Verheißung für ihn.

⁂

Lange war Hans nicht mehr bei Ebenstocks gewesen. Durch den Umgang im Dewerthschen Hause war sein Interesse an der Gärtnerei allmählich eingeschlafen. Und Frau Agnes, die durch Klaus von seiner Freundschaft mit Annie erfahren haben mochte, hatte nicht aufgehört, ihn neugierig zu fragen und zu necken. Seitdem hielt er sich fern.

Eines Tages vertraute Klaus ihm an, daß er ein Schwesterchen bekommen hatte. Aber es war nicht wie andere Kinder, sondern, da es zu früh zur Welt gekommen, so zart und gebrechlich, daß man es gleich hatte in Watte wickeln müssen. Und schon am nächsten Morgen erfuhr Hans, daß es gestorben sei.

Gleich nach der Schule suchte er seinen alten Freund, den Meister Ebenstock, auf, den er neben dem Haus in einer Holzbaracke antraf, in der die Sträuße und Kränze gebunden wurden. Er hatte einen Strauß weißer Rosen vor sich liegen, meist spitzkelchige Knospen, die letzten des Herbstes. Eine Dame war bei ihm, und während Hans bescheiden in der Tür stehn blieb, hörte er

sie sagen: „Aber gerade die möchte ich haben."

„Ich kann sie Ihnen nicht lassen. Aber ich habe ebenso schöne dunkelrote. Sehen Sie nur, gnädige Frau."

„Gewiß, sie sind auch sehr schön. Aber sie passen nicht für meinen Zweck."

„Es tut mir herzlich leid. Vielleicht kann ich Ihnen mit weißen Chrysanthemen dienen."

„Nein, es müssen weiße Rosen sein. Warum wollen Sie sie mir nicht lassen? Sind sie schon verkauft?"

„Sie sind nicht verkauft. Aber ich brauche sie für mich selbst."

„Ja, wenn Sie Ihre besten Blumen für sich brauchen —" erwiderte die Dame und ging beleidigt davon.

„Die kommt nicht wieder," sagte Herr Ebenstock bekümmert. „Und 's war eine gute Kundin. Warum habe ich nicht gesagt, sie wären schon verkauft?"

Hans streckte dem Meister seine Hand hin. „Ich wollte Ihnen nur sagen, Herr Ebenstock, es tut mir so leid. Sie sind gewiß sehr traurig."

„Ja, Hans, ich hatte mich so auf das Glück gefreut, und nun ist ein Unglück daraus geworden."

„Wie geht's Ihrer Frau?"

„Schlecht. — Ich hatte gehofft, das Kindchen würde sie gesund machen. Der Doktor hatte auch gemeint, das wäre leicht möglich. Und nun hat es so kommen müssen. Ich versteh's nicht."

Er wischte seine beschlagene Brille ab und schüttelte traurig den Kopf. Dann nahm er eine Knospe in seine hohle Hand, um sie nach Gärtnergewohnheit ein wenig aufzublasen. Aber als wenn sie ihm gerade in dieser geschlossenen Form am geeignetsten erschiene, ließ er die Hand wieder sinken und schob den langen Stiel durch die Kranzzweige.

„Das arme Würmchen! Die Mutter konnt's nicht mal in den Arm nehmen, so schwach war's. Aber weiß man's denn, vielleicht wär's nie so stark geworden, um all den Kummer und die Sorgen, aus denen das Leben nun mal besteht, zu ertragen. Das Kleine kann mir nicht leid tun. Nur eins versteh' ich nicht, Hans, und du verstehst es auch nicht. — Ihr mögt viel in der Schule lernen, aber das kann einem niemand lernen. Ich habe mit dem Pfarrer gesprochen. Herr Pfarrer, habe ich gesagt, wenn Gott nicht wollte, daß es groß wurde, warum läßt er denn meine Frau die Schmerzen ausstehn? Warum tut er ihr das Leid an? Ja, sagt der Pfarrer, das Leid ist dazu da, um die Menschen zu läutern. Ohne das Leid würden sie übermütig. — Ich bin nie übermütig gewesen, das kannst du mir glauben. Ich wäre glücklich genug, wenn sie es wäre. Und nun muß ihr das passieren. Sollst sehn, davon erholt sie sich nicht. Sie hat sich zu sehr gefreut. Sie hat sich richtig festgeklammert an diese Hoffnung. Sie hat immer gesagt, ich weiß bestimmt, es wird ein Mädchen. Es sollte Agnes heißen wie sie. Und sie hat ihm Kleidchen genäht, rosa und hellblaue, wie sie sie trägt. Und nun — nun muß ich ihr sagen, es lebt nicht mehr. Ich bring's nicht fertig. Ich bring's nicht fertig."

„Weiß denn Ihre Frau nicht, daß es tot ist?"

„Bis jetzt nicht. Sie ist ja so schwach, daß sie von einer Ohnmacht in die andere fällt. Der Doktor sagt, man muß es ihr schonend beibringen."

Meister Ebenstock erhob den Kopf, und mit hochgezogener Stirn und aufgerissenen Augen Hans anstarrend, während es um seinen Mund zwischen Weinen und hohnvollem Lachen zuckte, sagte er: „Hans, ist es nicht gerade, als sollte ich ihr schonend — ein Messer in die Kehle stoßen?"

Den ganzen Winter blieb Frau Ebenstock bettlägerig, und wenn Hans sich nach ihr erkundigte, hörte er nur, daß es ihr immer noch nicht besser ginge. Das änderte sich auch nicht, als es wieder Frühling wurde.

Eines Mittags aber, gegen Ende April, wollte Hans seinen Freund einer Schularbeit wegen schnell etwas fragen. Er kletterte über die Mauer und lief in die Gärtnerei. Da sah er vor dem Rebstock am Haus eine ihm fremde Gestalt, eingewickelt in ein graues Umschlagetuch, aus dem nur das Profil eines hageren Köpfchens, bedeckt mit glanzlosem, fuchsigrotem Haar, das hinten in einen dünnen Knoten zusammengewickelt war, hervorblickte.

Erst als sich der Kopf jetzt langsam zu ihm hinwandte und die tiefliegenden Augen mit seltsamer Schwere auf ihm ruhten, erkannte er das Gesicht. Vor Schrecken und andrängenden Tränen wäre er am liebsten umgekehrt und davongestürzt — er fühlte die jähe Angst auf seinem Gesicht verraten und fühlte zugleich, daß er aus Barmherzigkeit mit der Kranken eine heitere Miene annehmen und unbefangen erscheinen mußte.

Er machte einige Hopser, als wenn er in freudiger Überraschung auf sie zueilte, stolperte dabei über seine eigenen Füße und sagte: „O guten Tag, Frau Ebenstock, Sie sind wieder aufgestanden! Also geht es Ihnen besser!"

Sie schüttelte den Kopf und flüsterte mit rauher Stimme etwas, das er nicht verstand.

Aufgeregt erzählte er dies und jenes, während er zugleich fortwährend mit seinen Augen zwinkerte. Plötzlich unterbrach er sich: „Die Sonne blendet so auf der weißen Kalkwand, das ist scheußlich. Also Sie reisen nun fort. Da werden Sie sich gewiß bald ganz erholen."

Sie schüttelte noch einmal den Kopf. „Du wolltest zu Klaus. Er ist drinnen."

„Dann will ich zu ihm gehn."

Wieder streckte sie ihm ihre Hand hin, diese weiche und doch knochig harte Hand und streichelte zärtlich einige Male über die seinige: „Adieu, Hans! Es waren schöne Tage. Weißt du noch? — Laß es dir gut gehn im Leben."

Er drückte die schwere Klinke auf und trat aus dem grellen Sonnenlicht ins kühle Halbdunkel. An der weißen Wand standen einige Lorbeerbäume und Laurustinusbüsche. Er glaubte einen Sarg zu sehn. Ihn fror unter den Schauern des Todes, der ihn überfallen hatte am hellichten Tage wie ein Gespenst. Und gleichzeitig dachte er an die schöne Frau Agnes von einst, an ihr Haar, das wie Christbaumgoldfäden glühte, an ihr feines Gesicht, das ihn an die Blüte einer Wicke erinnert hatte. Und eine Stimme in ihm sprach: „Auch du wirst einmal so." Lange Zeit wirkte dieser Eindruck in ihm fort, und sein unschuldiges Lebensgefühl war von Verwesungshauch umwittert.

Obwohl er jetzt noch seltener als früher in die Gärtnerei kam, behielt er sie dennoch im Auge. An schönen Sommerabenden war sein Lieblingssitz noch immer in dem Wipfel des Birnbaums. Von diesem Beobachtungsposten aus verfolgte er die Vorgänge dort und gewann den Eindruck, als wenn drüben etwas nicht stimmte. Die früher so sauberen Anlagen schienen verwahrlost und verfallen, Gras und Unkraut wuchs auf den Wegen, in den Mistbeeten waren Fenster zerbrochen, und manchmal lag das große Anwesen gänzlich verödet. Er wußte, daß Meister Ebenstock bald nach der Abreise seiner Frau aus Sparsamkeitsgründen zwei Gehilfen entlassen hatte. Als er einmal mit Klaus über diese Veränderungen sprach, erwiderte dieser heftig, sein Vater mache bessere Geschäfte als je. ‚Aber warum denn zwei Gehilfen entlassen?' dachte Hans.

Eines Tages beobachtete er etwas, was seinen Befürchtungen eine neue Richtung gab.

Ebenstock kniete vor einem Mistbeet, um irgendwelche Pflänzchen zu pikieren. Die schwere Nachmittagssonne glühte auf seinem Rücken. Da fiel ihm plötzlich die Pfeife aus dem Munde. Er hob sie wieder auf, und, das Pflanzholz aus der Hand legend, setzte er sich auf den Holzrahmen, wobei ihm sein Kopf wie vor übergroßer Müdigkeit auf die Brust sank. Nach einigen Augenblicken schob er den runden Strohhut in den Nacken, rieb sich die Stirn, und nachdem er sich umgeblickt hatte, holte er aus seiner Seitentasche ein flaches Fläschchen hervor, tat einen langen Zug, dann noch einen und goß, ein drittes Mal ansetzend, den ganzen Inhalt gierig hinunter.

Was Hans geahnt hatte, das wurde ihm einige Wochen später von Klaus bestätigt. Mit dem lustigen und gesunden Jungen war in letzter Zeit eine solche Veränderung vor sich gegangen, daß Frau Bokelmann schon die Befürchtung aussprach, die Krankheit seiner Mutter hätte sich auf ihn vererbt. Als Klaus wieder einmal auf dem Zimmer seines Freundes in verstörtes Schweigen verfiel und Hans in ihn drang, er sollte doch sagen, was ihm fehlte, antwortete er plötzlich, wie wenn er eine unerträgliche Qual von sich abstoßen wollte: „Ich hab' solche Angst."

„Deiner Mutter wegen?"

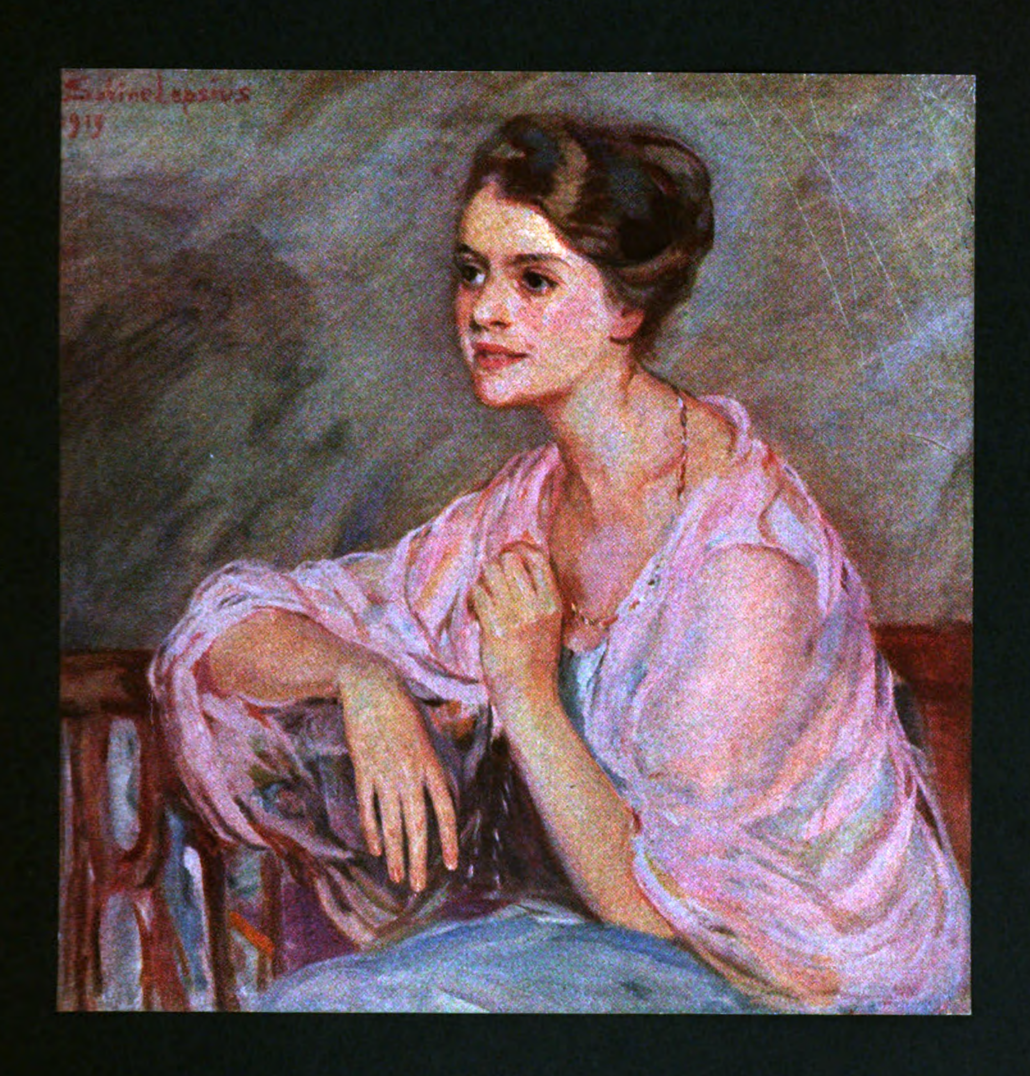
„Nein, wegen Vater. Aber du gibst mir dein Ehrenwort, Hans, daß du's niemandem weitersagst."

„Mein Ehrenwort."

„Der Vater hat sich übernommen mit der Arbeit. Sorgen hat er auch viel im Geschäft. Und um sich bei Kräften zu erhalten, da — er läßt sich öfter vom Lehrling heimlich Schnaps holen. Ich hab' ihn schon zweimal abends im Zimmer gefunden, den Kopf über den Geschäftsbüchern. Ich dachte, er wäre vor Müdigkeit eingeschlafen, aber es war nicht Müdigkeit. Er — er war besoffen. Und die Lampe hatte er umgeschmissen, und wenn ich nicht gekommen wäre, dann wäre er verbrannt. Was soll ich nur machen, Hans? Ich hab' solche Angst. Es nimmt noch einmal ein schlechtes Ende."

Und das Ende kam, schneller und schlimmer, als die beiden Jungen in ihren schwärzesten Befürchtungen geahnt hatten.

Eines Sonntag nachmittags war Klaus wieder bei seinem Freund gewesen, aber anstatt wie sonst bis zehn Uhr zu bleiben, hatte er sich gleich nach dem Abendessen verabschiedet, getrieben von der Furcht, daß zu Haus irgendein Unheil auf ihn lauere. Er fand die Gärtnerei gänzlich verlassen. Als er an der Klingel riß und das hohle Gebimmel durch die Stille taumelte, fuhr der Spitz aus seiner Hundehütte hervor, riß mit wütendem Gekläff an der Kette, beruhigte sich aber sogleich wieder, als er die Stimme von Klaus vernahm. Da niemand antwortete, schellte er noch einmal und ein



Bildnis
Gemälde von Sabine Lepsius



drittes Mal, pochte an die Tür und rief: „Vater! Vater!"

„Wer ist denn da?" vernahm er endlich dessen Stimme. Das schwere Schloß schnappte zurück, den rostigen Riegel traf ein schwerer Faustschlag. Sein Vater stand in der Tür, sonntäglich angezogen, im übrigen aber so wüst aussehend, wie sonst nur bei der schmutzigsten Arbeit. Dicke Schweißtropfen perlten aus seinem zerdrückten Haar und quollen aus den tiefen Falten seines blassen Gesichts. In seinem langschößigen Rock hingen Sägespäne und Enden von Strohhalmen. Seine Hände waren kohlschwarz. Im Munde hielt er eine schiefbrennende Zigarre.

„Du? — Ich denke, du bist bei Hans eingeladen."

„Ich bin schon früher nach Haus gegangen, weil ich noch Schularbeiten machen will."

„Schularbeiten — jetzt? Am Sonntag abend! Das gibt's nicht. Dafür ist das Petroleum zu teuer."

Seltsam, bei diesem Wort roch Klaus plötzlich, daß seinem Vater ein starker Petroleumgeruch entströmte.

„Aber warum denn heute nicht? Ich hab' doch schon manchen Sonntag abend gearbeitet."

„Schlimm genug! Zum Arbeiten sind die Wochentage da. Kannst morgen früh aufstehn. Verdammter Bengel, heimlich die Lampe brennen, daß nachher kein Petroleum da ist. — Warte hier! Kannst mich dann begleiten."

„So laß mich doch wenigstens ins Haus!"

„Donnerschock! Willst du parieren?" schrie Ebenstock und holte zum Schlage aus.

Erschrocken wich Klaus zurück. Noch nie hatte sein Vater ihn so rauh angefahren. Aber unter dem zur Schau getragenen Zorn schien sich Angst zu verbergen. War er etwa wieder betrunken und hatte die Lampe umgeworfen?

Aufgeregt lief Klaus in die Bretterbude, blickte in die Gewächshäuser, rief die Namen des Gehilfen, des Lehrlings, der Dienstmagd. Alle waren fort.

Lange Zeit verging, ehe sein Vater wieder zum Vorschein kam, eine Ledertasche in der Hand. Hastig verschloß er die Tür mit doppelter Umdrehung.

„Warte hier!"

Er ging in das Kalthaus, und wieder dauerte es eine Weile, ehe er ohne Tasche zurückkam.

„Komm mit!"

„Vater, es ist ja niemand zur Aufsicht da."

„Ist das deine Sache? Gib mir die Hand!"

Er zog ihn förmlich mit sich durch die dämmerigen Straßen. Sein Atem ging keuchend, und immer wieder mußte er sich den Schweiß von der Stirn wischen, ohne daß er deshalb seine Schritte mäßigte.

„Vater, sag' um Gottes willen, was ist dir?"

„Was mir is? Nischt is mir. Halt's Maul!"

Sie durchschritten die ausgestorbenen Gassen der Vorstadt und klommen auf Feldwegen eine kleine Anhöhe hinan. Einige hundert Meter hinter den letzten Häusern warf sich Ebenstock ins Gras. Sein Atmen war jetzt ein schweres Röcheln und klang manchmal wie Schluchzen. Angst und schmerzliches Mitgefühl durchwogte Klaus. Er fühlte, daß in seinem Vater etwas Furchtbares vorging.

Es war ein schwerer, dunstiger Juliabend. Tagsüber war es bei bedecktem Himmel frisch und windig gewesen, nun rührte sich an den Pappeln auf der Chaussee kein Blatt. Rauch in den verschiedenartigsten Farben quoll aus den kleinen Hausschornsteinen, weißer Wasserdampf, schweflig gelber Dunst und bläulicher Holzrauch konnte sich nicht verteilen und kroch über die Dächer. Aus den hohen Fabrikschloten rollte, zuerst träge geballt, dann in Zickzackfäden versickernd, der schwarze Qualm, nicht wie sonst in langgezogenen Fahnen fortwehend. Eine grauschwarze Wolke, schwer und unwetterträchtig, einem apokalyptischen Ungeheuer ähnlich, senkte ihre Krallen und Rüssel zu den Häusern hinunter.

Kaum hatte Ebenstock etwas Atem geschöpft, als er sich eine neue Zigarre ansteckte, die er seiner Gewohnheit entgegen hastig und aufgeregt rauchte, indem er den Dampf förmlich herausriß. Er hatte sich aufgerichtet und starrte mit seinen kurzsichtigen Augen auf die Stadt hinunter. Plötzlich warf er den Kopf vor.

„Es brennt! Es brennt! Siehst du's?"

„Wo denn?"

„Da!"

Hinter dem grünen Behang von Obstbäumen war ein gelblicher Schein aufgeflammt, ähnlich einem zerrissenen Messingschild.

„Aber nein, Vater, das ist aus einem Zimmer. Vielleicht hat jemand da das Gas angesteckt. Jetzt ist es schon wieder weg."

„Wieder weg!" echote Ebenstock wie im Traum. Nach einer Weile sagte er: „In welcher Richtung liegt die Gärtnerei?"

„Ich denke, in der."

„Kann man's Haus sehn?"

„Am Tage vielleicht. Jetzt sicher nicht. Aber ich glaube, auch am Tage nicht."

„Es brennt! Ich riech's ja. Irgendwo muß es brennen."

In der Tat verbreitete sich ein brandiger Geruch. Aber er kam offenbar nur von dem niedergedrückten Rauch, der immer niedriger kroch. Klaus sagte das seinem Vater.

Dichter und dichter wob sich das Dunkel um die roten Ziegel- und die schwarzen Schieferdächer. Am zerflossenen Himmel glänzte noch nicht ein Stern. Kaum schimmerte hier und dort ein trübes Licht aus einem Fenster. Da leckten aus einem fernen Schornstein, von dem nur die äußerste Spitze schwach zu erkennen war, einige rötliche Flammenzungen hervor.

„Jetzt brennt's!" stieß Ebenstock hervor, und es klang fast wie ein mühsam unterdrückter Freudenruf.

„Aber nein, Vater, das ist ein bißchen Feuer aus einem Fabrikschornstein, wo sie frisch angeheizt haben."

Klaus hörte einen ächzenden Laut.

„Vater, warum soll's denn brennen? Sag's doch! Ach Gott, ich hab' solche Angst. Vater, hast du die Lampe umgeschmissen? Sag's, lieber Vater, was es ist."

„'s nischt! Ich sag dir: 's is nischt. Du hast nischt gesehn und nischt gehört. Du hast's Maul zu halten. Ich schlag' dich sonst kaputt."

Da warf der Junge sich zurück, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und brach in haltloses Schluchzen aus.

„Hör' auf! Aufhören sollst du mit dem Heulen!"

Ebenstock rüttelte an ihm, riß ihn hoch, sah ihn mit wutverzerrtem Gesicht an: „Soll ich dich —?" und plötzlich abbrechend stöhnte er: „Quäl' mich doch nicht! Quäl' mich doch nicht!" Er riß ihn an sich, schlang seinen Arm um ihn und preßte ihn mit aller Gewalt an die Brust: „Hast du die Mutter nicht lieb? Die Mutter ist doch krank! Die Mutter braucht doch Geld! Sie muß gesund werden Hast sie nicht lieb? Könntest du nicht alles tun für sie? Für die Mutter! — Hast sie nicht lieb?"

„Ja, ich hab' sie lieb. Und dich auch. Du lieber Vater! Sag' doch, was dir ist. Du lieber, lieber Vater!"

Und mit einer wilden Zärtlichkeit bedeckte er seines Vaters stacheligen Bart, seine Augen, seine schweißige Stirn mit Küssen. Der streichelte ihn und hielt ihn eng umschlungen.

„Ja, behalt mich auch lieb, Mutter und mich. Laß dir nur nischt vorreden. 's is nischt. Wirst's schon noch mal verstehen. Sei nur ruhig! 's is nischt."

Und mit weicher, tröstender Stimme wiederholte er immer dieselben Worte. Lange saßen sie eng umschlungen, von der schwarzen Finsternis gänzlich eingehüllt. Eine Uhr schlug halb, dreiviertel, dann voll.

„Wieviel ist es?"

„Elf Uhr."

„Elf. Komm mit!"

Langsam wanderten sie nach Haus. Als sie in die Straße, von der das Gäßchen abbog, kamen, blieb Ebenstock noch einmal stehen: „Du weißt von nischt."

Vor dem Torbogen, der in die Gärtnerei führte, erblickten sie einen von einer Menschenmenge umlagerten Spritzenwagen.

„Laß uns umkehren, Vater!" flehte Klaus in plötzlicher Angst.

„Warum?"

Sein Vater gab sich einen Ruck und drängte sich durch die Menge.

Das Gäßchen war von Polizisten abgesperrt.

„Was wollen Sie? Hier darf niemand passieren!" erklärte einer.

„Ich doch wohl. Ich will in mein Haus."

„Wer sind Sie denn? Wie heißen Sie?"

„Ebenstock ist mein Name."

„Ebenstock! Aha."

Sofort nahmen zwei Polizisten ihn zwischen sich. Klaus wurde beiseite gestoßen.

„Kommen Sie mit!"

Feuerwehrleute hielten im Licht von Fackeln ihre Schläuche auf das Hausdach gerichtet, das von dunklem Qualm umquollen war.

„Hier ist er! Hier ist der Ebenstock!" riefen die Schutzleute.

Ein Polizeibeamter schritt eilig auf ihn zu. „Sind Sie der Besitzer des Hauses?"

„Jawohl."

„Dann erkläre ich Sie für verhaftet."

„Was? Was ist denn los?"

„Sie haben Brandstiftung begangen. Halten Sie keine Reden! Die Sache ist sonnenklar. Führen Sie den Mann ab!"

Klaus hatte vergeblich versucht, zu seinem Vater zu gelangen, und sich dann im Dunkel verloren. Auf der Wiese hinter Pflanzenkübeln versteckt, verbrachte er die ganze Nacht und starrte den qualmenden Dachstuhl an. Bald nach Mitternacht verlor sich die Menge. Nur ein Feuerwehrmann blieb zur Bewachung zurück. Als die Sonne aufging, quoll nur noch ein dünnes Rauchwölkchen aus dem schwarzen Gebälk.

⌘ ⌘ ⌘

Einige Wochen später saß Hans eines Abends über seinen Schularbeiten, als er seinen Namen rufen hörte. Er blickte auf und gewahrte auf der Mauer seinen Freund Klaus.

„Du hier? Wo kommst du her? Ich denke, du bist längst in Thüringen."

„'n Abend," sagte Klaus. „Gibst du mir noch die Hand?"

„Du bist wohl verrückt! — Aber um Gottes willen, was ist — bist du krank?"

„Krank? Das ist das einzige, was mir noch fehlt. Ich habe nur die Nacht im Freien geschlafen. Deshalb sehe ich so aus. Wie geht's dir?"

„Gut. Ich war gerade am Arbeiten."

„Und deiner Mutter?"

„Die ist heute abend eingeladen."

„Dann bist du also allein!" — Er blickte in den Xenophon. „So weit seid ihr schon! Und im Latein?"

„Da lesen wir jetzt eine Ovidsche Fabel. — Aber, Klaus, sag' — wie geht's dir? Warum hast du im Freien geschlafen?"

„Weil Mutter Grün immer noch besser ist als ein muffiger Hängeboden über Heringstonnen und Käsefässern. Du dachtest, ich wäre in meiner Heimat. Ich bin oder war vielmehr hier bei meinem Onkel in der Rheingasse. Der hat mich zu einem Kolonialhändler in die Lehre gegeben. Drei Wochen habe ich Heringe verkauft, Schmierseife, Käse, Glanzstärke, Stiefelwichse. Ein feines Leben! Wenn ich abends den Laden ausgekehrt hatte und in meinen Hängeboden kroch, dann sagte ich mit Faust: Das ist meine Welt! Das heißt eine Welt! — Ovid — du Glücklicher! König Midas, dem alles zu Gold wurde. Mir wird alles zu Heringen und Käse. Wo ich gehe und stehe, rieche ich Heringe und Käse. Und wenn's hoch kommt, Kaffee. Kaffee abwiegen, du, das ist 'ne besondere Kunst! Du mußt tun, als ob du wunders wie reichlich abwiegst, aber wehe dir, wenn du 'ne Bohne zu viel gibst. Und daß du nicht vergißt, die dicke Tüte zu nehmen! Sonst gibt's Ohrfeigen."

„Was — gehauen?"

„Nein, du, das nicht. Denn — eine Grenze hat Tyrannenmacht! Der Kerl hat's versucht. Aber als er das erstemal ausholte, hab' ich ihm gesagt: Wenn Sie mich anrühren, dann lasse ich das Petroleumfaß und die Siruptonne auslaufen. Dann haue ich Ihnen den ganzen Klumpatsch zusammen. Meinetwegen können Sie mich dann ins Gefängnis stecken. Da komme ich wenigstens zu meinem Vater und habe so was wie 'ne Heimat. Mein Onkel behandelt mich ja doch wie einen hergelaufenen Hund."

Erschrocken von dieser Wildheit, zugleich hingerissen, betrachtete Hans den Freund, der sein Taschentuch herauszog, ein schmutziges, durchweichtes Tuch, dem man ansah, daß es diesen Morgen als Handtuch gedient hatte, und sich damit die Tränen der Wut aus seinem blassen Gesicht wischte.

„Jeden Abend dachte ich: ich halte es keinen Tag länger aus. Aber was sollte ich machen? Vorgestern aber kam es doch zum Krach. Es fehlte Geld in der Ladenkasse, und ich sollte es genommen haben. O Gott, Hans, du Glücklicher, kannst dir ja nicht vorstellen, was es heißt, wenn man wehrlos dasteht und eine ganze Meute von gemeinem Pack auf einen schimpft und einhackt. Aber ich wurde ganz ruhig. Ich war selbst über meine Kaltblütigkeit erstaunt. ‚Bitte,' sagte ich, ‚wenn ich das Geld genommen habe, werde ich es doch wohl irgendwo versteckt haben. Sehen Sie in meinem Bett nach! Durchsuchen Sie meine Taschen! Ziehen Sie mich meinetwegen bis aufs Hemd aus!' Sie haben's, weiß Gott, getan und natürlich nichts gefunden. Nun habe ich den Spieß umgedreht. — ‚Schön, da Sie mich für einen Dieb halten, sind Sie wohl damit einverstanden, daß ich nicht wiederkomme. Ich halte mich jedenfalls zu gut für einen Heringsbändiger. Adieu!' — Zu meinem Onkel bin ich erst gar nicht gegangen, sondern habe mich in den Wald schlafen gelegt."

„Das ist ja furchtbar, was du alles erlebt hast, aber — auch fabelhaft interessant. — Hör' mal, Klaus, hast du schon zu Abend gegessen?"

„Gestern abend."

„Und das sagst du jetzt erst! Komm, wir gehen ins Haus. Minna soll gleich für dich mitdecken."

Während des Abendessens erzählte Klaus seinem Freund, was er über die verzweifelte Tat seines Vaters wußte, und setzte ihm seine Zukunftspläne auseinander. Er hatte sich bei verschiedenen Buchhändlern um eine Stellung bemüht, bis jetzt aber vergeblich. Dagegen wollte der Inhaber eines Antiquitätengeschäfts in der Altstadt ihn als Lehrling annehmen, doch sollte er die Empfehlung einer bekannten Persönlichkeit beibringen. Vielleicht würde Professor Dewerth ihm eine geben. Hans versprach gleich am nächsten Tag Rudis Vater darum zu bitten. Nachdem die beiden Freunde, glücklich, sich wieder gefunden zu haben, die halbe Nacht durchschwatzt hatten, legte Klaus sich in Hansens Bett schlafen und dieser auf ein Sofa.

Als aber Frau Bokelmann am nächsten Morgen von diesen Abenteuern hörte, machte sie ein etwas bedenkliches Gesicht und meinte, sie müßte sich doch erst mal erkundigen, ob nicht hinter den Ausreißegeschichten etwas Ernsteres steckte. Indes fiel ihre Nachfrage günstig für Klaus aus. Der Fischhändler erklärte, mit Rücksicht auf seine zahlreiche Familie nichts für den Neffen tun zu können,

der Kolonialhändler brachte nur das eine Nachteilige gegen Klaus vor, daß es ihm an feinen Manieren und Höflichkeit gegenüber der Kundschaft fehle und er deshalb für den Beruf ungeeignet erscheine.

Nachmittags ging Hans mit Rudi zu dessen Vater und erzählte ihm mit dem ganzen Mitgefühl, das ihn erfüllte, vom Unglück des Meisters Ebenstock und seiner traurigen Tat.

„Weiß ich, weiß ich," unterbrach ihn Dewerth. „Der dumme Michel hat sich von seiner Frau ruinieren lassen. Statt daß sie ihm half, hat sie die feine Dame gespielt. Und als die Sache schief ging, hat er das Saufen angefangen. Das hat schon manchen armen Teufel ins Unglück gestürzt. Aber was ist nun mit dem Jungen los?"

Hans berichtete von Klausens Plan und bat um die Empfehlung.

„Was? Zum Meusinger möchte er hin? Da kommt ein Filou zum andern. Ihr beide wißt ja, daß ich euren Freund nie recht habe ausstehen können. Schon seiner abstehenden Ohren wegen. Und auch sonst. Aber das soll schließlich egal sein. — Also zu dem? Da kann er viel lernen. Vielleicht nicht viel Gutes, aber jedenfalls viel Nützliches."

„Ist Ihnen denn über Herrn Meusinger etwas Nachteiliges bekannt, Herr Professor?"

„Was mir über den bekannt ist, das kann dir hier jeder ältere Maler erzählen. Wenn er's vielleicht auch nicht so miterlebt hat wie ich. Denn ich bin mit dem Meusinger auf die Akademie gegangen. Ein ganz talentvoller Kerl — aber ein lockerer Bruder, immer in Weibersachen verwickelt. Das hat ihn auf die schiefe Bahn gebracht. Er ließ sich von dem früheren Inhaber des Geschäfts, das er nun selbst besitzt, verleiten, Bilder zu fälschen. Das kam heraus, und er mußte brummen. Ein paar Jahre sogar. Daß er dann in seiner Not zu seinem früheren Brotherrn zurückkehrte, kann ich ihm nicht übelnehmen, er war ja drunter durch und mußte leben. Seitdem behauptet er, nie wieder einen Pinsel angerührt zu haben. Ob's wahr ist, wer weiß das? Diejenigen, die falsche Bilder von ihm besitzen, sicher am wenigsten. — Ich war mal in seinem Laden, wollte eine hübsche Holzfigur kaufen, aber ich ließ es. Weiß der Teufel, ob sie nicht gefälscht war. Der will eine Empfehlung von mir haben? Jungs, ich glaube, der möchte meine Unterschrift haben, um sie bei Gelegenheit fälschen zu können."

„Dann geh doch lieber persönlich hin!" sagte Frau Dewerth.

„Ach Unsinn! Rudi, hol' mal einen Bogen."

In seiner großen, steilen Schrift malte der Professor einige Zeilen auf das Papier und gab es Hans mit.

Dieser brachte den Brief seinem Freund, indem er ihm zugleich erzählte, was er über Meusinger gehört hatte. Er dachte, Klaus würde nach dieser Auskunft vielleicht die Stellung ausschlagen. Der aber bedankte sich nur mit kurzen Worten und machte sich sofort auf den Weg. Nach einiger Zeit kehrte er mit dem Bescheid zurück, daß Herr Meusinger ihn probeweise auf vier Wochen angenommen habe. Die Lehrzeit sollte drei Jahre dauern und Klaus während dieser Zeit freie Beköstigung und Wohnung bekommen. Wäsche und Kleidung mußte er selbst beschaffen.

„Das laß nur meiner Mutter Sorge sein," erwiderte Hans. „Überhaupt, Klaus, ich bin dir eigentlich ganz böse, daß du dich nach dem furchtbaren Unglück nicht gleich an mich gewandt hast. Wir waren doch Freunde, Donnerwetter! Und nun sollten wir's auf einmal nicht mehr sein? Das wäre doch einfach gemein."

Ein schwaches Lächeln umspielte Klausens eckig gewordenes Gesicht, und er erwiderte: „Ich bin dir sehr dankbar. Hoffentlich kann ich mich bald mal revanchieren."

Als Klaus am nächsten Morgen, ehe noch die Uhr acht geschlagen, vor dem Laden erschien, war dieser noch geschlossen. Es dauerte reichlich eine halbe Stunde, ehe der eiserne Rolladen knarrend hochgezogen wurde und Herr Meusinger erschien, das weißgraue, fettige Haar noch ungekämmt, in einem langen, schmutzigen Malkittel und grünen Plüschpantoffeln.

„Aha," bemerkte er, händereibend, in der geöffneten Tür Klaus musternd. „Da sind wir — wie man zu sagen pflegt, mit prompter Pünktlichkeit. Und das da ist die sogenannte Ausrüstung? Was hast du denn da drin?"

„Meine Kleider und Wäsche."

„Werden wir uns ansehn und alles hübsch genau buchen, damit es nachher nicht heißt, es wäre was weggekommen. Also nur hereinspaziert." Er stieg voran die altmodische steile Stiege hinauf und führte Klaus in eine muffige Kammer, deren Wände ganz mit birkenen und fichtenen Glasschränken voller Porzellan, mit eichenen Büfetts und aufeinander getürmten Kommoden verstellt waren. Die auf den Hof hinausgehenden Fenster waren mit Ausnahme der oberen Scheiben mit weißer Kalkfarbe bestrichen. In einer freien Ecke stand ein geschweiftes Sofa, aus dessen zerschlissenem Lederbezug Seegras hervorquoll.

„Das Bett!" sagte Herr Meusinger kurz. „Daß du dich nicht unterstehst, dich mit den

Stiefeln hineinzulegen! Die Folgen wären unabsehbar. Waschen kannst du dich in der Küche. Komm mit!"

Durch halbdunkle Räume, die sämtlich mit Möbeln so angefüllt waren, daß man sich nur mit Mühe hindurchwinden konnte, gelangten die beiden in eine schmutzige kleine Küche.

„Was macht der Mensch, wenn er aufgestanden ist?" fragte Herr Meusinger.

„Er wäscht sich."

Meusinger schüttelte sich und erwiderte: „Er — frühstückt. Er frühstückt, und zwar mit Wonne. Das Frühstück besorge ich, das Feueranmachen ist deine Sache. Im Hof liegt Holz, das wird klein gehackt. Du kannst es frühmorgens tun, du kannst es abends tun, in der Beziehung bist du Freiherr. Aber um acht muß das Feuer brennen. Unpünktlichkeit wird nicht geduldet. Pünktlichkeit, Ordnung und Ehrlichkeit sind die Grundpfeiler meines Geschäfts. Komm mit!"

Sie gingen in den Laden hinunter. Ein schräger hellgoldener Sonnenstrahl, in dem ein Gewimmel feinster Staubteilchen mückenschwarmartig tanzte, glitt durch das Schaufenster, strich über das rötlichschwarze, rostige Kettengeflecht einer alten Ritterrüstung, hob einen mit grausamer Wahrheit gemeißelten elfenbeinernen Christus an einem Kreuz von poliertem Ebenholz aus dem Halbdunkel hervor und spiegelte sich im Glas eines daneben hängenden frivolen Kupferstichs.

Meusinger zeigte Klaus eine Klingel, die er zu ziehen habe, um seinen Brotherrn zu rufen, wenn ein Kunde kam. Nur im Fall, daß Herr Meusinger ausgegangen war, durfte er selbst etwas verkaufen. Bei den Büchern auf den Regalen waren die Preise angegeben, durchaus angemessene Preise. Klaus sollte fest darauf bestehn. Nur im Fall, daß ein Kunde durchaus nicht anders wollte, durfte er zehn, im Notfall fünfundzwanzig Prozent heruntergehn. Doch sollte er sich merken, die sogenannte Tüchtigkeit eines Verkäufers wurde nach den Preisen, die er erzielte, geschätzt. Eins aber war das oberste Gesetz: ein Kunde, der den Laden verließ, ohne etwas zu kaufen, bedeutete für einen Händler so viel wie für den Feldherrn eine verlorene Schlacht. Hier gab es keine Stiefelwichse und Heringe und keine Köchinnen und Proletarierweiber, sondern Kunst und Wissenschaft und Individualitäten, die studiert sein wollten. Es gab Kunden, die etwas ganz Bestimmtes begehrten, aber diesem Gegenstand gegenüber völlige Gleichgültigkeit zeigten. Es gab Kunden — Damen und junge Leute in erster Linie — die man beschwatzen mußte. Es gab Kunden, die selbst wählen wollten und die jedes Anpreisen verletzte. Es gab Kunden, die nur aus Langweile in den Laden kamen und die man kirre machen mußte. Es gab Kunden, die ihre Kenntnisse auskramen und einen belehren wollten, denen mußte man mit offenem Mund zuhören. Es gab Kunden, die man einschüchtern, und andere, denen man schmeicheln mußte. Es gab Kunden —

Aber mitten in seiner Schwatzhaftigkeit hielt Meusinger inne, während sein Blick auf drei mit miniaturhaft fein gearbeiteten Blumensträußen bemalten Rokokoschalen haften blieb. Er sog die hohlen Backen ein, die Zunge spielte um die gespitzten feuchten Lippen, Wasser lief in seinen trüb verquollenen Augen zusammen.

„Lecker!" sagte er. „Leckere Stückchen!"

Mit seiner frauenhaft zarten Hand hob er die mittelste Schale hoch, betastete und betätschelte sie von allen Seiten, roch daran, hauchte darüber, klemmte ein Vergrößerungsglas in sein Auge und musterte den Blumenstrauß so genau, als handelte es sich um die Entzifferung einer geheimnisvollen Schrift. Seine Miene drückte gespannteste Aufmerksamkeit aus und löste sich wieder in genießerisches Entzücken.

„Nichts dagegen zu sagen. Beim besten Willen nicht. Allerfeinste Ware. Das sind mal ein paar Museumsstücke. — Junge, weißt du, was das ist?"

Klaus schüttelte den Kopf.

„Wie solltest du auch! Du bist ja dumm wie Bohnenstroh. Kannst gewiß nicht mal Fayence von Porzellan unterscheiden. Du mußt unglaublich viel lernen. Drei Lehrjahre sind nichts. Wenn sie herum sind, wirst du sagen, nun will ich erst anfangen. In meiner Branche kann man sein Lebelang lernen und bleibt immer noch ein Stümper. Meine Branche ist die Kunstfertigkeit der ganzen Menschheit! Wir können nicht Spezialisten sein wie die Museumsherren. Wir sind universell, wenn wir auch nicht auf der Universität waren, mein Freund. — Das da ist Alt-Straßburg aus der Manufaktur der Brüder Hammond. Diese Manufaktur wurde von Ludwig dem Fünfzehnten aufgelöst, durch ein Dekret vom Jahre 1759. Was aus der Manufaktur hervorging, ist Louis Quatorze oder Rokoko. Merk' dir's! Mach' die Augen auf, Junge! Setz' dich hin und sieh dir die Stücke an, bis du jedes Blatt und jede Craquelure abzeichnen kannst. Aber rühr' sie nicht an mit deinen Pfoten! Überhaupt merk' dir: hier stehn Kunstwerke, erlesene Kostbarkeiten. Du bist nicht mehr zwischen Heringen und Stiefelwichse, du bist bei — Lyonel Meusinger!"

Er stellte die Schale aus der Hand, blickte noch einmal umher, und während er einem drahtgeflochtenen Schälchen eine Handvoll Münzen entnahm, die er durch die Finger laufen ließ, sagte er mit dem Ausdruck eines bösen Kettenhundes: „Alles abgezählt, numeriert, etikettiert und in meinen Geschäftsbüchern eingetragen. Jeder Diebstahl wird sofort entdeckt und unnachsichtlich verfolgt. In der Beziehung bin ich scharf wie ein Schweißhund." Dabei ballte er seine schmale, molluskenhaft weiche Hand mit den tiefschwarz geränderten Fingernägeln zur Faust. „So, und nun werden wir, wie man zu sagen pflegt, frühstücken. Aber erst schließen wir den Laden zu."

In der Küche goß Herr Meusinger seinem Lehrling eine Tasse Tee ein, gab ihm zwei Semmeln und ein nußgroßes Stück Butter und hieß ihn, sich in seine Kammer zu begeben. Zur Würze seines eigenen Frühstücks holte er einen mächtigen Edamer Käse aus dem Küchenschrank.

Nachdem Klaus dann das Geschirr abgewaschen und an seinen alten Platz gestellt hatte, unterrichtete der Antiquitätenhändler ihn über die geheimnisvollen Zeichen, die römischen und arabischen Zahlen und die Buchstaben, mit denen die kleinen Zettel auf der Rückseite der Verkaufsgegenstände beschrieben waren und aus denen man die Preise ersehen konnte. Dann schlurfte er davon, nachdem er die durch einen Schlitz in der Tür eingeworfene Post an sich genommen und Klaus empfohlen hatte, nichts zu berühren und, wenn jemand käme, die Klingel zu ziehen.

Klaus setzte sich auf den ihm zugewiesenen Stuhl, einen unbequemen, harten Holzstuhl mit steifer Lehne, und dachte nach.

Jenseits der dicken Glasscheibe auf der sonnenbeschienenen Straße mit ihrem holprigen Pflaster und den schmalen Bürgersteigen rumpelten Karren, rasselten Wagen, der Menschenstrom zog hin und her: Bürgerfrauen mit gefüllten Marktkörben, Handwerker mit ihren Geräten, eilige oder gemächlich schlendernde Herren, Kinder, die manchmal stehenblieben und neugierig in die Auslage blickten — das alles, der grelle Sonnenglanz, der Lärm, die flutende Bewegung war trotz der Nähe doch wie durch eine unendliche Entfernung von dem Laden abgeschieden, von seinem spukhaften Dämmerlicht und seiner Stille, in die nur das Wispern des Pendels einer Boule-Uhr tönte und in bestimmten Zwischenräumen ihr klirrendes Schlagen.

Die gebräunten Bilder und Stiche, die Zinn- und bunten Fayenceteller an den Wänden, die Meßgewänder, die altertümlichen Schmucksachen, die Miniaturen, Stickereien, Porzellane und Perlarbeiten in den Schränken, das Spinett und die Lauten; man brauchte nur ein Häuchlein Schöpferkraft, ein klein wenig Farbenglanz und innere Musik zu haben, so wäre das Leben aller dieser Dinge neu erwacht: Stimmen, die längst verstummt, Lachen, das in Todesseufzern ausgeröchelt, Lieder, die wer weiß wohin getragen, hätten neu getönt, und der modrige Laden wäre zur buntesten Bühne geworden, auf der ein farbiges Gewimmel reizender, lächerlicher, heroischer Gestalten noch einmal die Komödie ihres Daseins spielte. Es gehörte viel nüchterner Verstand, viel ehrgeiziger Wille dazu, um angesichts dieser Umgebung nicht in rückschauende Träumereien zu versinken, sondern so entschlossen in die Zukunft zu blicken, wie Klaus es tat.

Das Ende seiner Überlegungen war, daß es noch schlimmer hätte kommen können. Für den Augenblick war er jedenfalls geborgen. Es war ja eine unbegreifliche Dummheit von seinem Vater gewesen, gerade zu dieser Zeit das Haus anzustecken. Hätte er noch ein knappes halbes Jahr damit gewartet, so hätte Klaus das Einjährigenzeugnis gehabt und wäre gerettet gewesen. Nun war er ausgestoßen aus den Reihen seiner Schulkameraden unter die Volksschüler und Straßenbengel. Es war ihm furchtbar schwer gemacht, ein Herr zu werden und zu Ansehn und Geld zu gelangen. So leid sein Vater ihm tat, das konnte er ihm nicht verzeihn. Und wenn er sich vorstellte, wie dieser oder jener Mitschüler oder wie Annie ihm begegnen und ihn kaum wiedergrüßen würde, ihn, den Ladenlehrling, dann fühlte er einen Haß aufsteigen, daß ihm schwindlig wurde. Aber — das eine sagte er sich mit verbissener Zähigkeit immer wieder — er würde den Weg bergan schon finden. Er konnte hier viel lernen und wollte die Augen offen halten. Jetzt schon betrachtete er mit angestrengter Aufmerksamkeit diesen und jenen Gegenstand und hätte ihn gern von seinem Platz genommen, um die geheimen Zeichen auf der Rückseite zu enträtseln. Doch fühlte er sich mit Unbehagen aus dem dunklen hinteren Raum, den eine Glastür trennte, beobachtet und war in Furcht, jeden Augenblick könnte Herr Meusinger hereinschlurfen.

Ein übler Patron, dieser Meusinger! Das einzige Gute an ihm war, daß er schon einmal gesessen hatte. Diese Tatsache machte alle seine Drohungen zum Kinderschreck.

In dem Fegefeuer seiner ersten Lehrzeit hatte Klaus gelernt, wie unangreifbar ein

Mensch ist, der seine Sache auf nichts gestellt hat. Und er war entschlossen, wenn er's für nötig hielt, von dieser Macht wieder Gebrauch zu machen. Einstweilen freilich wollte er sich ducken, sich beliebt und unentbehrlich machen — doch eines Tages würde er dem Prinzipal vielleicht hinter seine Schliche kommen, und dann konnte der sich gratulieren.

Es schlug elf, ohne daß ein Kunde erschienen wäre. Plötzlich öffnete Meusinger die Tür und fragte, mißtrauisch um sich blickend: „Niemand dagewesen?"

„Niemand," erwiderte Klaus, der von seinem Stuhl aufgesprungen war. „Herr Meusinger, ich wollte mal fragen, soll ich auf den Regalen nicht ein bißchen Staub wischen?"

„Staub wischen?" wiederholte der Antiquitätenhändler scheinbar in grenzenlosem Erstaunen. „Warum?"

„Ich dachte nur. Es sieht doch besser aus, und der Staub frißt doch die Bücher."

„Der Staub frißt die Bücher . . . Laß ihn fressen! Laß ihn fressen! Der Staub will auch leben!"

Und Herr Meusinger lachte, bis er sich verschluckte und einen Hustenanfall bekam.

Darauf verschwand er. Klaus begann sich furchtbar zu langweilen. Um sich die Zeit zu vertreiben, holte er sich von den Regalen ein Buch herunter, eine alte Ausgabe der Kuglerschen Kunstgeschichte, und begann zu lesen.

Endlich öffnete sich mit gedämpftem Trillern einer elektrischen Klingel die Ladentür. Ein junges Mädchen erschien und wünschte, ein Buch zu kaufen, um daraus Englisch zu lernen. Herr Meusinger erklärte, er glaube einen derartigen Schmöker mal besessen zu haben. Genau könne er es nicht sagen. Er wolle nachsehen.

„Such' mit, Junge, verstehst du!"

Nach langem Herumstöbern förderte er eine alte Grammatik und einige Lexika zutage, die aber das Fräulein nicht gebrauchen konnte. Gleichgültig schlug Meusinger hinter ihr die Tür zu.

‚Schau, schau,' dachte Klaus bei sich, ‚da ist ihm eine Kundin entschlüpft. Er sieht aber gar nicht aus wie ein Feldherr nach einer verlorenen Schlacht.'

Gott weiß, nach welchem System die Bücher geordnet waren! Mommsens Römische Geschichte und Marlitts Romane, Gesang- und Kochbücher, alles stand kunterbunt durcheinander. Es war ganz unmöglich, in diesem Wirrwarr sich zurechtzufinden. Klaus hätte rein zum Zeitvertreib gern Ordnung geschafft. Aber eingedenk seines ersten Vorschlags hütete er sich, ein zweites Mal abzulaufen.

Nach einiger Zeit erschien wieder ein Kunde: ein alter, sympathisch aussehender und mit würdiger Eleganz gekleideter Herr. Klaus schätzte ihn zum mindesten auf einen Geheimrat. Er war sehr erstaunt, als Herr Meusinger ihm wie einem guten Bekannten die Hand schüttelte und ihn fragte, ob er wieder im Lande wäre und was die Geschäfte machten.

Damit stände es faul, erwiderte der alte Herr. Geld sei in Hülle und Fülle vorhanden, aber das Publikum sei seit einiger Zeit verrückt geworden. Es wollte nur noch moderne Kunst kaufen. Nächstens bringe er sein eigenes Geschäft unter den Hammer und mache eine moderne Kunstbude auf.

Herr Meusinger, der die Hände in die Taschen vergraben hatte, wedelte mit den langen Schößen seines Malkittels und lachte, den Kopf tief zwischen die Schultern gezogen, bis er wieder seinen Hustenanfall bekam.

„Alter Spaßvogel, das machen Sie nur. Aber passen Sie auf, daß Sie nicht das sogenannte Kotzen kriegen in Ihrer modernen Kunstbude. — Kommen Sie, ich zeige Ihnen oben was Feines."

„Was haben Sie denn da?" fragte der Besucher und hob eins der Alt-Straßburg-Stücke auf. „Die Dinger sind ja gut."

„Kunststück! Haben Sie bei mir schon je was Schlechtes gesehn?"

„Wo haben Sie die her?"

„Auf die habe ich schon seit Jahren gepiepert. Sie gehörten einer alten Dame, die sich nicht für 'ne Million davon trennen wollte. Aber, Gott sei Dank, wurde sie endlich krank, und ich habe mit ihrem Sohn verhandeln können. Der nahm Vernunft an, als ich meine Goldstücke aufmarschieren ließ."

„Was wollen Sie denn dafür haben?"

„Was wollen Sie geben?"

„Dreihundert."

„Sie haben wohl zu reichlich gefrühstückt. Sechshundert habe ich selbst bezahlt."

„Sie haben" — erwiderte der alte Herr ruhig — „noch keine hundert dafür bezahlt, wie ich Sie kenne."

„Da könnt' ich doch gleich Galle spucken! Soll ich den jungen Mann kommen lassen?"

„Regen Sie sich nicht auf! Die Stücke sind gut. Aber wer sammelt heutzutage noch Alt-Straßburg? Wer sammelt überhaupt noch? Ich sagte Ihnen ja: alles stürzt sich auf die moderne Kunst. Wenn ich nicht zufällig einen Liebhaber dafür wüßte, ich könnte Ihnen nicht vierhundert dafür bieten."

„Und wenn ich vor der Pleite stände, ich würde sie unter fünfhundert nicht lassen.“

„Kommen wir uns auf halbem Wege entgegen.“

„Es ist 'ne Schande,“ stöhnte Meusinger geknickt. „Ich bin rein verliebt in die Dinger, wie man zu sagen pflegt. — Aber weil Sie's sind.“

„Und was haben Sie oben?“

„Was großartig Feines. Wie's mir seit langem nicht gelungen ist. Einen Primitiven.“

Die beiden blieben eine geraume Weile verschwunden. Der alte Herr verließ den Laden durch den Flur. Als Meusinger wieder erschien und seinen Lehrling beim Lesen entdeckte, ergriff er das Buch: „Du liest? Kunstgeschichte? Warum Kunstgeschichte?“

„Weil ich mich für alte Bilder interessiere.“

„Du interessierst dich für alte Bilder?“ wiederholte Meusinger mißtrauisch. Und in plötzlicher Wut: „Junge, wenn du mich belügst! Wenn du etwa hier herumspionierst! Ich sage dir, ich schrecke vor nichts zurück.“

„Warum sollte ich Sie belügen?“

„Na, es könnte doch sein,“ erwiderte Meusinger, plötzlich wieder besänftigt. „Jetzt gehst du ins Hotel ‚Zum Vater Rhein‘. Du weißt doch, wo der ‚Vater Rhein‘ ist?“

„Jawohl.“

„Also da gehst du hin und sagst im Ausschank, du wolltest das Diner für Herrn Meusinger holen. Hier sind drei Mark. In der Küche steht der Korb mit dem Geschirr.“

Als Klaus zurückkam, hatte sein Brotherr bereits in der Küche für sich aufgedeckt. Unter dem laufenden Wasserhahn stand eine Flasche Rheinwein.

Klaus erhielt fünfundsiebzig Pfennig und die Weisung, sich damit den Bauch vollzuschlagen.

⌘ ⌘ ⌘

Nach der herkömmlichen Meinung erwerben wir uns die Anhänglichkeit der Menschen, indem wir ihnen Gutes tun. Aber ebenso häufig geht die Entwicklung den umgekehrten Weg. Je mehr wir uns um einen Menschen sorgen und mühen, desto mehr bemächtigt er sich unseres Herzens. Der Schenkende fühlt sich bereichert und beglückt und ist von einer Dankbarkeit erfüllt, die der Beschenkte häufig als demütigende Last empfindet.

So war das Verhältnis der beiden Knaben, wenigstens auf Hansens Seite, zur wirklichen Freundschaft geworden. Als Klaus von dem Unglück betroffen wurde, hatte er die Not des Kameraden zu seiner eigenen gemacht. Den Schmerz und die Angst um die todkranke Mutter, das Grauen vor der Tat des Vaters, die doch wieder so verzeihlich und aus der Hilflosigkeit und Verstörtheit des armen Mannes begreiflich war, die Sorge um Klausens zerstörte Zukunft: das alles hatte Hans in mancher schlaflosen Stunde in sich herumgewälzt. Und fortan sah er den Freund immer mehr im Licht seines warmen und reichen Herzens.

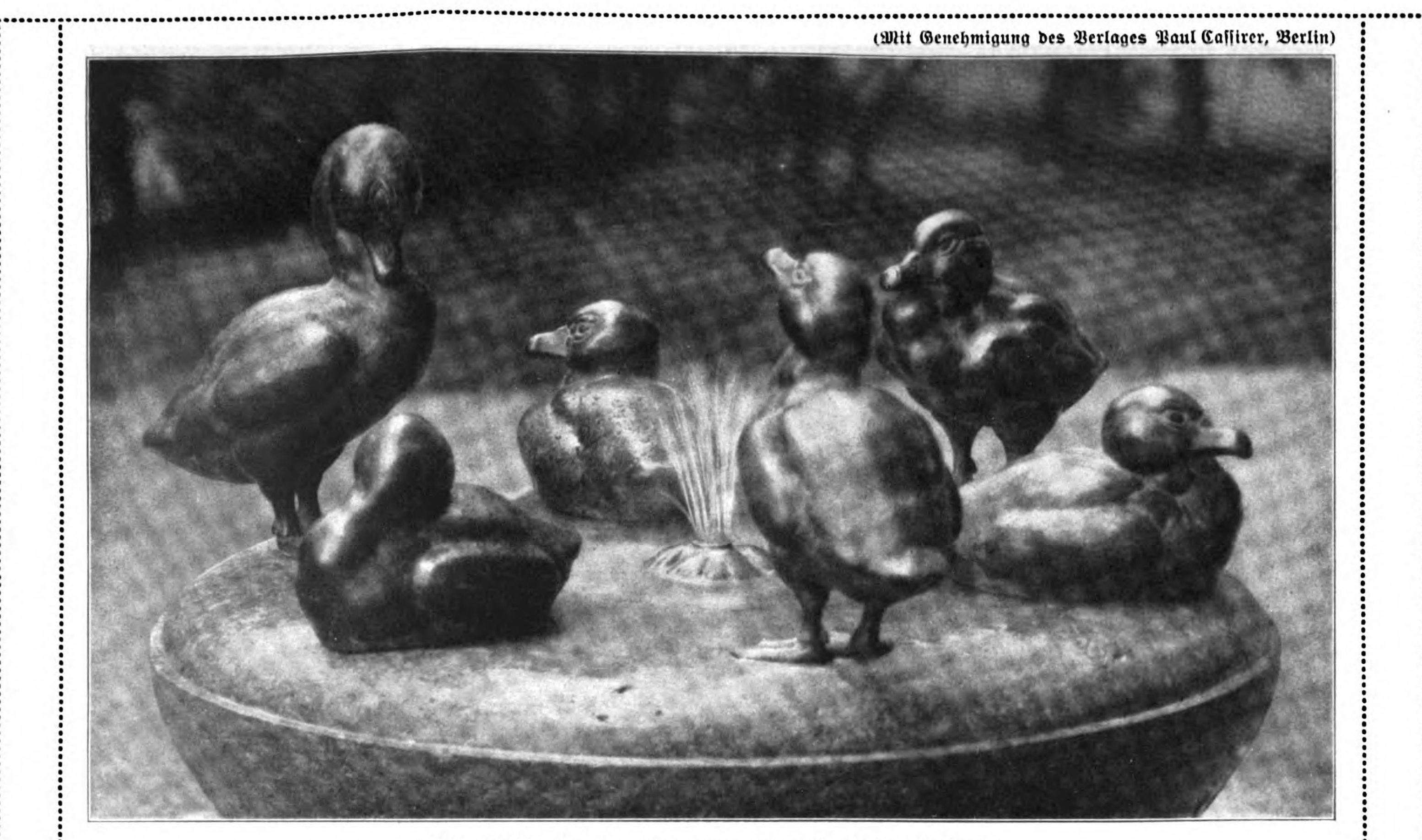
Für Klaus aber war Hans die Brücke zu seiner Vergangenheit. In seiner Gegenwart erinnerte ihn alles an das, was er verloren hatte und was er hätte werden können. Manchmal empfand er darüber brennenden Neid und beinah etwas wie Haß, und dennoch — wenn er auch nur in kurzen, seltenen Stunden an das jenseitige Ufer seines Jugendlandes gelangen konnte, es tat ihm doch wohl, dort zu verweilen. Der Geruch in diesem reinlichen, behäbigen Hause, der Anblick der Möbel tat ihm wohl; es tat ihm wohl, an einem sauber gedeckten Tisch mit silbernem Besteck zu essen und von einem Dienstmädchen mit weißer Schürze bedient zu werden, wenn er auch oft genug in deren Miene etwas wie mitleidige Herablassung argwöhnte, weil er des Freundes abgelegten Anzug trug. Und es tat ihm wohl, daß Frau Bokelmann ihn ganz als Gleichberechtigten behandelte, eigentlich wie einen zweiten Sohn des Hauses. Er wußte, daß sie seine Mutter unterstützte, doch tat sie es heimlich, so daß ihm das Danken erspart blieb.

Es war merkwürdig und gab Klaus Grund zum Nachdenken, wie viel die beiden Menschen sich mit seinen Eltern beschäftigten. Auch Hans sprach oft von Klausens Vater und entwarf Pläne, wie dieser nach Abbüßung seiner Strafe sich sein Leben neu aufbauen könnte. Sie machten sich fast mehr Gedanken um diese ihnen doch fremden Leute, als er selbst es tat. Aber sie hatten auch mehr Zeit und weniger Sorgen um ihre eigene Zukunft.

Eines Morgens, als Klaus die Küche gereinigt hatte und wieder in den Laden kam, sah er, daß sein Prinzipal die Münzen in dem geflochtenen Körbchen nachzählte. Sobald Meusinger seinen Lehrling bemerkte, drehte er sich hastig um. Er möge nur ruhig weiter zählen, dachte dieser höhnisch. Er selbst hatte es auch getan. Sechsundvierzig Stück mußten darin sein.

Es gab eine andere Versuchung, der zu widerstehn Klaus jeden Tag schwerer wurde. In der Küche lagen große Brotstücke umher, die vertrockneten, Butter, die ranzig wurde, Käse, der schimmelte. Klaus hungerte. Die drei kargen Mahlzeiten, die er bekam, reichten nicht aus. Und manches Mal stand er mit begehrlichen Augen und offenen Nüstern,

(Mit Genehmigung des Verlages Paul Cassirer, Berlin)



Kleinplastik für einen Brunnen. Von Prof. August Gaul

und die Lust wurde in ihm beinah übermächtig, etwas von diesem Abfall, den sein Prinzipal wahrscheinlich wegwarf, an sich zu nehmen. Aber er bezwang sich. Wenn er heute etwas nahm, würde er es auch morgen tun und endlich einmal erwischt werden. Dann hatte Meusinger ihn in der Hand. Aber er wollte ja den Meusinger in die Hand bekommen.

Er widerstand, obwohl der Hunger ihm jeden Tag mehr zusetzte. Manches Mal wurde ihm so schwach, daß er auf seinem Stuhl einschlief. Schwere Arbeit hätte er überhaupt nicht leisten können. Aber es gab auch herzlich wenig zu tun. Hin und wieder wurde er fortgeschickt, um Kunden die gekauften Sachen ins Haus zu tragen oder um dies und jenes heimzubringen. Manchmal waren seltsame Dinge darunter, deren Verwendung ihm rätselhaft war. Einmal mußte er von einem Zimmermann einen Wagen voll wurmstichiger Bretter holen, ein anderes Mal von einem Hauderer einen Packen alter, zerschlissener Droschkenbezüge.

Von Zeit zu Zeit fuhr auch ein Frachtwagen vors Haus, es wurden in Kisten und Holzgestelle verpackte Sachen eingeladen, und Klaus mußte mit zugreifen. Bei dieser Gelegenheit bekam er einmal einen alten hinkenden Mann zu sehen, der sonst ein verborgenes Dasein in einem neben dem Garten liegenden Schuppen führte. Meusinger warnte ihn vor dem Manne. Er wäre nicht richtig im Kopfe, und wenn man ihn anspräche, bekäme er leicht Tobsuchtsanfälle. In der Tat machte der Alte mit seinem hohlwangigen Gesicht, das in einem Wust ungekämmter Bart- und Kopfhaare verschüttet lag, einen unheimlichen Eindruck. Klaus begegnete ihm ein zweites Mal frühmorgens, als er den Kehricht in den Garten trug, und bekam auf seinen Gruß einen mißtrauisch finsteren Blick aus den von entzündeten Lidern eingefaßten dunklen Augen, aber sonst keine Antwort. Es mußte ein Tischler sein, denn aus dem Schuppen klang tagsüber manchmal sein Hämmern und das Kreischen seines Hobels.

Im übrigen aber hatte Klaus nicht viel anderes zu tun, als im Laden zu warten, bis ein Kunde erschien, und dann seinen Prinzipal herbeizuklingeln. Er hatte endlos lange freie Stunden, die er mit Lesen von kunstgeschichtlichen Büchern und Zeitschriften verbrachte. Wenn Meusinger grade bei Laune war, gab er Klaus Belehrungen. Es kam vor, daß er angesichts eines Gegenstandes in einen Rausch von Entzücken geriet und dann einen scheinbar unergründlichen Schatz allseitiger Kenntnisse hervorkramte. Manchmal gestattete Klaus sich eine Frage, was bei Meusinger zuerst immer eine Art erstaunten und zornigen Erschreckens hervorrief, bis er sich bequemte, eine mit höhnischen Ausfällen gegen die Unwissenheit seines Lehrlings gewürzte Antwort zu geben. Aber bei diesen Gelegenheiten merkte Klaus, daß das Wissen des Antiquitätenhändlers auch erhebliche Lücken hatte.

Als beinah ein halbes Jahr vergangen war, ohne daß Klaus seinen Laufpaß bekommen hatte, faßte er sich eines Tages Mut und sagte: „Herr Meusinger, ich hätte eine Bitte an Sie."

Dieser zuckte zusammen, zog den Kopf zwischen die Schultern, verschränkte die Arme und stand mit gespreizten Beinen wie ein wütender Scharfrichter da.

„Oben in der Küche liegt so viel Brot herum, das Sie nicht aufessen. Könnten Sie mir das nicht lassen? Ich werde hier nicht satt."

„Fressen! Nichts als Fressen!" knirschte Meusinger. „Wie kann man nur fortwährend ans Fressen denken? Du bist doch kein Vieh."

Plötzlich fuhr er auf Klaus los und packte ihn an sein schlotterndes Jackett. „Du — du hast mir ja schon von dem Brot gestohlen! Jetzt weiß ich, wo's geblieben ist. Gesteh, oder wir marschieren auf die Polizei."

Klaus fühlte, wie ihm das Blut in den Kopf schoß und die Muskeln steif wurden. „Lassen Sie mich los!"

Meusinger ließ von ihm ab.

„Ich habe nichts gestohlen. Wenn ich das wollte, brauchte ich nicht zu bitten."

„Du — paß auf! Du bist mir sehr verdächtig. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm."

Klaus wurde kreidebleich, holte dann aber ein paarmal Atem und sagte ruhig: „Ich bin kein Dieb, verstehn Sie! Ich habe Ihnen damals gesagt, meinem früheren Prinzipal habe ich den Kram vor die Füße geschmissen, weil er behauptet hat, ich hätte was aus der Ladenkasse genommen."

„So! — Und mit mir willst du's auch so machen? Geh! Marsch, pack' deine sogenannten Sachen."

„Ich habe ja gar nicht gesagt, daß ich gehn will. Der Antiquitätenhandel gefällt mir an sich sehr gut. Nur möchte ich nicht dabei verhungern."

„Wozu habe ich dich eigentlich? Zum Maulaffen feilhalten! Was nützt du mir? Was arbeitest du?"

„Ich könnte Ihnen schon mehr nützen, wenn Sie nur wollten. Ich könnte die Bücher nach Materien ordnen und einen Katalog

anlegen. Außerdem verkaufen Sie manche Bücher viel zu billig."

„Du Grünschnabel!" sagte Meusinger verächtlich, aber doch auch in seiner Habgier gereizt. „Was sollen das für Bücher sein?"

Nun zeigte Klaus ihm eine alte Ausgabe von Jean Paul, eine Erstausgabe von Heines Buch der Lieder, eine Reihe Taschenkalender aus dem achtzehnten Jahrhundert und bewies ihm aus Antiquitätskatalogen, die er von Hans bekommen hatte, daß er dafür das drei- und vierfache verlangen könnte.

Meusinger wand sich und knurrte zuerst, die angegebenen Preise wären veraltet, er hätte bisher nur keine Zeit gehabt, sie richtigzustellen, als aber Klaus an immer neuen Bänden bewies, daß sich in der Bibliothek Seltenheiten befanden, von denen sein Prinzipal nichts geahnt hatte, wurde dieser allmählich immer freundlicher, rieb sich die Hände, lachte wohlig und sagte: „Na, mach' nur deine sogenannte Ordnung und deinen Katalog. Ich habe das alles ja längst gewußt, aber es freut mich, daß du auch dahinter gekommen bist. Du scheinst überhaupt nicht dumm, mein Söhnchen."

„Und wie ist es mit dem Brot, Herr Meusinger?"

„Meinetwegen kauf' dir jede Woche ein Fünfgroschenbrot. Aber die Rester laß liegen. Die brauch' ich. — Als ich so alt war wie du, habe ich überhaupt nur von Brot und Wasser gelebt."

‚Das war wohl, als du gebrummt hast, du Schuft,' dachte Klaus.

Von nun an hatte er für eine Zeitlang Beschäftigung. Hans schickte ihm einen Lehrer vom Gymnasium zu, der Büchersammler war.

Dieser kaufte ihm nicht nur selbst einige Werke zu guten Preisen ab, sondern empfahl auch anderen Liebhabern das Geschäft. Mit der Zeit zog Herr Meusinger einen ganz hübschen Gewinn aus seiner verachteten Bibliothek, ohne sich freilich seinem Lehrling dafür irgendwie erkenntlich zu zeigen.

Klaus machte die Beobachtung, daß, wenn Meusinger morgens mit der Handtasche ausging, er meistens erst am späten Nachmittag zurückkehrte. Diese Gelegenheit benutzte Klaus eines Tages, um dem alten Tischler einen Besuch abzustatten. Da er auf sein Klopfen an der Tür des Schuppens keine Antwort bekam, trat er nicht ohne einige Zaghaftigkeit ein und ließ vorsichtshalber die Tür hinter sich offen.

In einer Ecke des länglichen Raumes, in dem so viel Gerümpel der verschiedensten Art herumstand, lag und an den Wänden hing, daß man meinen konnte, er sei eine Ablagerungsstätte für alle zerbrochenen Gegenstände aus dem Antiquitätenladen vorn, saß auf einem Haufen Hobelspäne ein kleines blondes Kind. Neben ihm hockte auf einer Fußbank der alte Mann und hielt in seiner flachen, von Beize geschwärzten Hand ein korkgeschnitztes Stehaufmännchen, welches das Kind mit seinen unbeholfenen Händchen niederzudrücken versuchte. Es jauchzte entzückt, gerade als Klaus die Tür öffnete, hielt dann aber inne und blickte großäugig mit offenem Mäulchen auf den Eintretenden. Auch der Alte wandte sich nun langsam um. Sein breites, gutmütiges Lächeln, das eben noch seinem Gesicht eine gewisse Fülle gegeben hatte, verschwand, während er sich mit erzwungener Hast, auf seinen Stock stützend, erhob.

„Guten Tag!" sagte Klaus freundlich, dessen Ängstlichkeit sich angesichts des Kindes sofort verlor. „Ich wollte nur mal gucken, was Sie machen."

Ohne ein Wort der Erwiderung starrte der Alte, vornübergeneigt mit schiefhängender, linker Schulter dastehend, ihn an. Seine Stirn war so finster zusammengezogen, daß die Augen unter den dichten Büscheln der Brauen fast verschwanden. Seine groben Hände hingen wie schwere Gewichte hinunter. Der Krückstock fiel zu Boden.

„Guten Tag," wiederholte Klaus, ging auf das Kind zu und reichte diesem seine Hand. „Ist das Ihr Kleines?"

Wieder kam keine Antwort. Während er den Schweigenden verwundert betrachtete, fiel sein Blick auf ein klaffendes Dreieck in dessen sackartiger Manchesterhose, und er sah, wie darunter das Knie zitterte. Bestürzt über die Wahrnehmung, welchen Schrecken sein unerwarteter Eintritt verursacht hatte, sagte er hastig, daß er nur gekommen wäre, um guten Morgen zu wünschen, und nicht stören wolle. Dann wandte er sich wieder dem Kinde zu, hob das zu Boden gerollte Stehaufmännchen auf und begann das unterbrochene Spiel von neuem.

„Sie hat's mir erst vor einer Viertelstunde gebracht," sagte der Alte endlich. „Gerade als ich mein Frühstück essen wollte. Ich schwöre Ihnen, daß ich nichts von meiner Arbeit versäumt habe."

„Aber was täte denn das! Der Prinzipal ist ja weg. Der kommt noch lange nicht wieder."

Der alte Mann humpelte zur Hobelbank, ergriff einen Hammer, ließ ihn aus der schlaffen Hand sinken und murmelte: „Nun muß ich wieder tippeln. Ach Gott, ach Gott!" Ging dann auf Klaus zu und sagte, seinen Arm ergreifend: „'s ist mein Enkel-

kind. Ich hab' sie seit einem Vierteljahr nicht gesehen."

Klaus wußte nicht, was er erwidern sollte, solche Pein verursachte ihm der Anblick des Erschrockenen. Er wollte sich gerade entfernen, als eine junge Frau mit einem Marktkorb voller Gemüse eintrat.

Das Kind schrie vergnügt auf. Die Frau blickte mit mehr Verwunderung als Bestürzung die fremde Erscheinung an.

„Wer ist denn das, Vater?"

Klaus erwiderte, er wäre der Lehrling des Herrn Meusinger. Sie brauchten seinetwegen keine Angst zu haben.

„Bitte den jungen Herrn, daß er uns nicht verrät," sagte der Alte.

„Das werden Sie doch nicht tun! Der Meusinger ist ja so'n böser Hund."

„Gewiß nicht," versetzte Klaus.

„Er ist nicht böse," verbesserte ihr Vater sie. „Ich lasse nichts auf ihn kommen. Ich bin ihm sehr dankbar."

„Ein Schinder und ein Quälgeist ist er!" schalt die junge Frau noch heftiger, klopfte dem Kind die Hobelspäne von seinem Kleid und nahm es auf den Arm.

„Bleiben Sie doch noch!" bat Klaus. „Ich geh' ja schon. Entschuldigen Sie nur die Störung."

Er hatte bereits die Türklinke in der Hand, als sein Blick von einem auf der Hobelbank stehenden Savonarolastuhl gefesselt wurde, dessen Polsterung ein zerschlissenes Stück Sammet bedeckte.

„Ach, das ist ja ein Stück von den Droschkenbezügen, die ich gekauft habe."

„Das da" — erwiderte der Tischler, den Bezug glatt streichend — „das ist doch kein Droschkenbezug. Das ist alter Genueser Sammet."

Von nun an erneuerte Klaus seine Besuche beim Meister Böger — das war der Name des alten Mannes — so oft sich ihm Gelegenheit dazu bot. Durch kleine Gefälligkeiten gelang es ihm mit der Zeit, dessen Vertrauen zu gewinnen, und eines Tages hörte er auch von der Tochter seine Geschichte.

Böger war ursprünglich Graveur gewesen und hatte das mit Schulden belastete Geschäft seines Vaters weitergeführt. Um dem drohenden Konkurs zu entgehen, hatte er sich verleiten lassen, für eine Falschmünzerbande die Platten zu liefern. Er war ertappt und zu einer langjährigen Zuchthausstrafe verurteilt worden. Während seiner Gefangenschaft hatte er das Tischlerhandwerk erlernt. Nach seiner Entlassung hatte er versucht, auf ehrliche Weise sein Brot zu verdienen, hatte aber nirgendwo seßhaft zu werden vermocht. Sobald seine Vergangenheit irgendwo bekannt geworden war, hatte entweder die Polizei — er stand unter polizeilicher Aufsicht — ihn ausgewiesen, oder seine Mitgesellen hatten sich geweigert, mit ihm zusammen zu arbeiten. Er hatte die Erfahfahrung machen müssen, daß die schwerste Strafe erst nach Verbüßung der vom Gericht ihm auferlegten gekommen war. Jahrelang hatte er ein stromerndes Landstraßendasein geführt. Endlich hatte sich dann Meusinger seiner „erbarmt", indem er ihm einen Unterschlupf bot. Aber Böger bezahlte seine Ruhe mit lebenslänglicher Gefangenschaft. Meusinger hatte nur unter der Bedingung eingewilligt, ihn ohne polizeiliche Anmeldung bei sich zu behalten, daß er jeden Verkehr mit der Außenwelt mied. Seit vielen Jahren hatte er keinen Blick auf die Gasse hinausgetan. Seine Frau lag auf dem Kirchhof begraben, und er hatte nie ihr Grab besuchen können. Seine Freunde aus früherer Zeit gingen an dem Haus, hinter dessen Mauern er verborgen war, vorüber, manch einer hatte den Laden selbst betreten, aber er hatte mit keinem von ihnen je ein Wort gewechselt. Das einzige Band, das ihn mit der Gemeinschaft der Menschen verknüpfte, die einzigen Zeichen menschlicher Anhänglichkeit und Liebe, die ihm zuteil wurden, rührten von seiner Tochter und seinem Enkelkind her. Aber auch deren Besuche konnten nur selten und mit der größten Heimlichkeit stattfinden. Meusinger hatte sie streng verboten und ihn mit sofortiger Entlassung bedroht. Die stete Furcht vor der Polizei, die den Antiquitätenhändler selbst beherrschte, hatte er bei dem alten Mann noch gesteigert, um dessen unschätzbare Arbeitskraft desto schamloser ausnützen und jede Bitte um Erhöhung des elenden Lohnes abschlagen zu können.

Klaus wurde von dieser Geschichte tiefer erregt als nur von dem traurigen Schicksal irgendeines Gleichgültigen. Ihm war zumute, als hätte man ihm die Zukunft seines eigenen Vaters erzählt. Auch der würde ja nach verbüßter Strafe auf Jahre unter Polizeiaufsicht stehn und ein gehetztes, vogelfreies Dasein führen.

Jeder Anzeige eines Feindes war er schutzlos preisgegeben. Eine schöne Einrichtung, diese bürgerliche Gesellschaft mit ihrer Moral und ihrer Ehrbarkeit, dachte Klaus voll Haß. Worin bestand denn die Ehrlichkeit der meisten Menschen anders, als daß sie nicht der Versuchung ausgesetzt waren? Und die Gerichte und die Polizei — sahen sie nicht ihre Aufgabe darin, den, der durch Unglück, durch Verführung oder Schwäche

in Schuld geraten war, bis an sein Lebensende zu verfolgen, während ein wirklicher Schuft und Menschenschinder wie Meusinger, nachdem er seine paar Jahre abgesessen, unbehelligt ein üppiges Leben führte und zu Wohlstand und Ansehen gelangte!

Mit der Zeit empfand Klaus wirklich etwas wie Zuneigung zu dem alten Böger. Und dieser vergalt ihm seine Freundlichkeit, indem er ihm sein Wissen von allen Zweigen der Antiquitätenfälschungen mitteilte. In seiner Einsamkeit und einzig auf seine Arbeit angewiesen, hatte er seine angeborene Geschicklichkeit zu einer vielseitigen Kunstfertigkeit ausgebildet. Er selbst freilich hielt sich für einen Stümper und Pfuscher, da er aus Mangel an Material und geeigneten Instrumenten und schließlich auch an Zeit niemals ein wirkliches Meisterstück, sondern nur Mittelgut hervorgebracht hatte. Aber gerade weil seine Tätigeit ins Breite gegangen war, stellte er einen um so besseren Lehrer für Klaus dar.

Er zeigte ihm, wie man an Möbeln künstlichen Wurmfraß herstellte und den mit der Maschine gepreßten Schnitzereien ein jahrhundertealtes Aussehen gab. Er lehrte ihn das Zusammenflicken echter und imitierter Teile, und der erstaunte Schüler sah, wie unter seiner Hand aus einer Bauerntruhe ein kostbares Büfett, aus einem Empirestuhl ein ganzes Kanapee erstand. Er verriet ihm, wie man modernen Gläsern den antiken Irisschimmer verlieh, wozu ein wenig Jauche und viel Geduld gehörte, wie man die kostbaren Bronzebeschläge des 18. Jahrhunderts herstellte und Gips in Alabaster und weißen Marmor verwandelte. Er ließ ihn zusehen, wie er einem Hirschvogelkrug einen neuen Henkel ansetzte und zerbrochene Fayencen ausbesserte, und machte ihn darauf aufmerksam, wie diese Restaurierungen zu erkennen waren, daß, wenn das Auge versagte, immer noch die Nase die übermalten Stellen aufspürte. Er wies auf die unschätzbare Mitarbeit eines guten Düngerhaufens hin, der die Prozedur des raschen Alterns zwar nicht von heute auf morgen, aber doch in einigen Monaten und desto täuschender vollzog, und veranschaulichte zugleich die Unterschiede zwischen gewachsener und künstlich aufgetragener Patina, zwischen den Craquelüren, die das geduldige Nagen der Zeit und denen, die das hitzige Feuer eines Backofens eingeritzt hatte. Er unterrichtete ihn über die Marken der Porzellane und die Beschauzeichen und Stempel auf den Silbergeräten, über Tauschieren und Ziselieren, über die Eigenheiten der Emailarbeiten und Miniaturmalereien. Und das Ende jeder Belehrung war die Warnung: „Alles ist Schwindel. Wenn dir nicht ein glücklicher Zufall zu Hilfe kommt, darfst du nicht hoffen, daß du ein echtes Stück aufstöberst. Und was den Zufall betrifft, so mußt du bedenken, daß er der größte Schwindel ist. Von neun in zehn Fällen ist der glückliche Zufall nichts als eine aufgestellte Falle."

⌘ ⌘ ⌘

Verwundert, erschrocken sah Frau Bokelmann, die eben ins Zimmer getreten war, ihren Sohn an.

„Was ist dir?"

„Hör' zu! Setz' dich!" Mit hastiger Bewegung schob Hans seiner Mutter einen Stuhl hin. „Hör' zu!"

Und er las: „Zarathustra faßte den Baum an, bei welchem der Jüngling saß, und sprach also: ‚Wenn ich diesen Baum da mit meinen Händen schütteln wollte, ich würde es nicht vermögen.

‚Aber der Wind, den wir nicht sehen, der quält und biegt ihn, wohin er will. Wir werden am schlimmsten von unsichtbaren Händen gebogen und gequält.' — Wie schön ist das und wie wahr!"

Für seine Mutter, die eben aus der Stadt kam, die Hand voller Pakete, den Kopf voller Besorgungen, war der Übergang ein wenig schroff. Doch versuchte sie ihm zu folgen, bat ihn nur zum Schluß, ihr abends den Abschnitt noch einmal vorzulesen, und fügte mit einem Blick auf seinen Tisch hinzu: „Hans, könntest du da nicht einmal ein bißchen Ordnung machen? Das Chaos wird immer wilder."

Er lachte und versprach's. Als er ihr die kleinen Päckchen reichte, gab sie ihm eins davon: „Die Handschuh schenke ich dir. Hoffentlich haben sie die richtige Farbe."

Sein Gesicht strahlte auf, wurde aber gleich wieder ernst, während er sich bedankte. Als seine Mutter fort war, türmte er auf Thomas Mann die Logarithmentafel, Hermann Hesse, Strindberg, Rousseau, Gedichte, Schulbücher, Reclamhefte, wie er die Bücher gerade erraffte, und dachte, nicht da, hier inwendig müßte man Ordnung schaffen. Entscheiden müßte man sich, nicht wahllos sich hingeben! Aber wie war es möglich, eine Wahl zu treffen, da aus allen diesen Stimmen Verführung, Schönheit und Wahrheit sprach, und da er selbst der Freund des Feindes von gestern war. Wie konnte man so haltlos, so ohne Richtung und festes Ziel sein! Aber als wenn er wüßte, daß alles Fragen darum vergeblich war, fuhr er fort zu lesen.

Nach einer Weile reizte ihn der feine Ledergeruch. Er wollte das Päckchen bei-

seiteschieben, öffnete es statt dessen aber und nahm die Handschuh heraus. Ganz der dunkelrote Kupferton, wie er ihn sich gewünscht hatte. Halb noch mit dem Blick auf das Buch, begann er sie anzuziehen. Wie prall sie saßen! Er erhob sich, nahm auf dem Korridor Hut und Stock und trat so vor den Spiegel im Wohnzimmer, wo er sich sehr ernst eine Weile betrachtete. Er hatte sehr viel an sich auszusetzen. Aber die Handschuh ... die neuen Handschuh — ihm schien, als seien sie der Licht- und Augenpunkt, von dem aus man das Ganze beurteilen müßte, der Anfang einer neuen, untadeligen Gestalt ... Von welcher denn? fragte es in ihm. War etwa die Eleganz eines Herrenausstattungsgeschäfts sein Vorbild?

Als wäre er auf einer schimpflichen Tat ertappt, ging er hinaus, riß die Handschuh ab und warf sich aufs Sofa.

So war's immer! Immer! Vorgestern hatte er morgens Strindberg gelesen, hatte einen so furchtbaren Haß, eine so grenzenlose Verachtung dieses ganzen vampirhaften Weibsgeschlechts gehabt, und nachmittags war er Frau Dewerth und Annie begegnet, und da war's wieder über ihn gekommen, diese sinnlose Blödigkeit, dies Gefühl, gleich müßte etwas Schreckliches passieren, und während sein keckes Lächeln sagte: ich bin doch gar nicht rot, keinen Schimmer, höchstens jetzt ein bißchen, vor Freude ... waren ihm die Bücher aus dem Arm gerutscht, und Annie hatte ihm noch spöttisch mit ihren Fingerspitzen eins gereicht.

O Niederträchtigkeiten! Trübes Chaos! Beinstellen der eigenen Natur! Ob er ein Bruder und Diener der Menschen war oder ein einsamer Überwinder, ob er sich dem Leben ans Herz warf oder abseits enttäuscht eine schmerzlich köstliche Chronik dieses verworrenen Spieles schrieb, alles schien ihm gleich verlockend. Aber daß er ein eitler Affe war, nachdem er eben ein von Erkenntnissen ergriffener Geist gewesen, das war widerlich und empörend und zerbrach wieder einmal sein Selbstgefühl.

Aber derlei Widersprüche und Wirrnisse zerrten ohne Zahl an ihm, so daß schroffer Wechsel von Sonne und Schatten sein dauernder seelischer Zustand ward. In der Seele dieses Siebzehnjährigen rangen der erwachte Geist und das erwachte Geschlecht mit gleich ungebändigter Heftigkeit, und ihre Stürme rissen ihn entweder hoch in die Lüfte oder in trübe Gründe; ruhiges Schreiten war ihm selten gegönnt.

Seine Kameraden empfand er als eine andere Rasse als sich und hatte unter ihnen wohl gute Freunde, aber nicht den Freund. Das Verhältnis zu Klaus dagegen vertiefte sich, wenn Hans auch gelegentlich immer wieder durch irgendeine Nüchternheit oder Banalität von ihm abgestoßen wurde. Aber blitzschnell verschwanden diese gewöhnlich hinter dem andern, als wären sie nur der Ausbruch einer augenblicklichen Verstimmung. Klaus, soviel rascher und geschmeidiger und weniger einseitig als sein Freund begabt, sah im Grunde auf diesen herunter, empfand aber doch die Besonderheit und das Brunnenhafte an ihm, aus dem zu schöpfen nicht nur förderlich war, sondern auch eigentümliche Befriedigung gewährte. Keime seines Wesens waren mit Hans verwandt und wurden von ihm befruchtet, und diese Befruchtung empfand er, wenn auch halb widerwillig, als Glück. In der letzten Zeit brachte eine gewisse Ähnlichkeit ihrer Entwicklung sie einander noch näher. Die Erschütterungen, die Hans innerlich erlebte, hatte Klaus als bitteres Schicksal an sich erfahren. Es gab seinem verwundeten Selbstgefühl Genugtuung, wenn er die ganze hergebrachte Ordnung umstoßen und Gott und die Welt anklagen konnte. An den Sonntagabenden erhitzten die beiden sich in leidenschaftlichen Gesprächen, und Hans merkte nie, wenn Klaus mit seinen Thesen von der vorigen Woche kam, die er zäh und meist siegreich verteidigte, denn er war ein Mensch, der immer recht behalten mußte, und zäher als sein Freund.

Viel mehr aber noch bedeutete für Hans in dieser Zeit seine Mutter. Er, der beim Zusammentreffen mit seinen Freundinnen aus alter Zeit alle Unbefangenheit verlor und den es doch mit tiefster Gewalt zum weiblichen Geschlecht hinzog, fand bei ihr Halt und Trost. Auch sie war eine Frau, aber nichts, was ihn mit sich selbst entzweite, ging von ihr aus, sondern sie war Friede und mütterliche Güte. Sie ahnte die Schwere seiner Kämpfe, aber sie wußte auch, daß sie nur eine Entwicklungsstufe bedeuteten. Dies stürmische Brausen war etwas wie eine Erneuerung ihres allzufrüh zur Ruhe gekommenen Lebens. Und gerade daß sie ahnte, in der Tiefe dieser geistigen Nöte ringe eine ganz andere Not um Erlösung, gab ihrer Teilnahme eine Güte, die ihn wie die Zärtlichkeit einer Geliebten beglückte. So erneuerte sich in dieser schmerzlichen Übergangszeit das Sohnesverhältnis beinah mit gleicher Innigkeit wie in seinen Kinderjahren, da er nicht minder schwach und trostbedürftig war als damals. Noch einmal bedeutete seine Mutter ihm die Zuflucht schlechthin und alles, was in dieser dunklen, verworrenen Welt der Liebe wert war.

Aber dann war gerade sie es, die ihm wieder zum Anschluß an seine Altersgenossen verhalf. Einige Klassenkameraden, darunter auch Rudi, nahmen in diesem Winter Tanzstunde. Hans sprach darüber in überlegen wegwerfendem Ton. Doch sie bewies ihm, daß er daran teilnehmen müßte, schon seiner körperlichen Kultur wegen. Es bedurfte nicht langer Überredung, denn innerlich war er nur allzu geneigt. Aber diese Tanzstunde wurde ihm zu neuer Pein. Er war vergeßlich, zerstreut und unmusikalisch. Wenn alles wie bei der Parade ging, so war er es, der Verwirrung anrichtete.

Auch Annie nahm an dem Kursus teil, wenn sie auch alle Tänze, selbst die modernsten, schon kannte. Der Tanz war noch immer ihre Leidenschaft. Zu Haus mußte Mademoiselle Jüliken stundenlang Chopin und Grieg und Strauß spielen, bis ihre altersschwachen Hände erlahmten, während Annie, am liebsten in seidenen Pagenhöschen, alle die kunstvollen Verschlingungen nachahmte, die sie von den berühmten Tänzerinnen gesehen hatte.

Ihre ganze Phantasie sei in ihre Füße gerutscht. Früher sei das einmal anders gewesen, sagte Hans gelegentlich.

Und seine Phantasie, die früher so Schönes erfunden, könnte jetzt nur noch Bosheiten ausdenken, entgegnete sie.

Anfangs gehörte für sie mehr Selbstüberwindung dazu, als Hans ahnte, an seiner Seite den zähen Kampf, den er mit der Musik führte, ein wenig zu deren Gunsten zu beeinflussen und Sorge zu tragen, daß sie nicht mit anderen Paaren zusammenstießen oder den zuschauenden Müttern auf den Schoß flogen. Dann jedoch schien eine unbewußte Umwandlung und Erweckung in ihm vorgegangen zu sein. Die Musik löste die Rhythmen seiner Glieder, und er empfand Annie nicht mehr als fremden, eigenwilligen Körper — mit ihr zusammen konnte er auf einmal tanzen. Daß aber auch in ihr eine Wandlung sich vollzogen hatte und daß sie jetzt wieder um ihn warb, wenn auch ganz schüchtern und vor ihr selbst versteckt, dafür war sein Auge noch verschlossen.

Manchmal lag sein Blick mit schmerzlichem Entzücken auf ihrer schlank hinfließenden Gestalt, auf ihrem Gesicht mit der kühlen, etwas niedrigen Stirn, dem feinen Strich der fast wagerechten Brauen, den Augen, deren lange Wimpern das Blau noch dunkler und das Weiße noch klarer erscheinen ließen, den zart geformten Lippen, die nicht mehr der weiche, etwas volle Kindermund waren, sondern Grazie und Spott und Stolz verrieten — auf diesem ganzen so ebenmäßigen, edlen Oval, das er kühl zu studieren glaubte wie ein Bild, indes er doch unruhvoll grübelte, warum sie ihm entglitten sei und ob sie ihm wohl je wieder gehören würde. Wenn sie dann aber fragte, woran er dächte, gab er eine schroffe oder gleichgültige Antwort. Gern hätte sie ihm eine bedeutende Bosheit erwidert, doch fiel ihr selten etwas ein. Eine hochmütige Miene war ihre einzige Waffe und der Schild, hinter der sich ihre gekränkte Liebe verbarg. Doch eines Abends strafte sie ihn auf lustige Weise, indem sie zu Hause eine kleine Pantomime aufführte, „Den ersten Walzer mit Hans," wozu sie eine Gliederpuppe ihres Vaters als Herrn angekleidet hatte, mit steifen Armen und schweren Schuhen an den Füßen. Sie verstand so drollig, sich von dieser Figur scheinbar fortwährend aus dem Takt und in die unmöglichsten Stellungen bringen zu lassen, bis sie schließlich von ihr auf einen Stuhl geworfen wurde, daß alle lachten und Hans am meisten.

Diese kleinen Tanzereien unter den Altersgenossen der Geschwister machten jetzt so ziemlich die einzige Geselligkeit im Dewerthschen Hause aus. Sonst war es recht still geworden. Jahraus, jahrein hatte der Professor unermüdlich geschafft. Rings um ihn her waren neue Kunstrichtungen groß geworden, für die er sich interessierte, ohne daß sie ihn beeinflußten. Schließlich war er aber doch beunruhigt worden und hatte einen Sommer lang in Holland experimentiert. Aber die Kunsthändler, die seine Abnehmer waren, zeigten sich von seiner neuen Art keineswegs entzückt. Das Publikum war nun einmal an einen ganz bestimmten Dewerth gewöhnt. Er durfte nicht sich selbst untreu werden. So kehrte er zu seiner alten Art zurück, obwohl das ganze Haus und er an der Spitze sich schon längst dem neuen Kunstgeschmack zugewandt hatten. Er arbeitete seitdem in einem mühsam erzwungenen Fieber und war glücklich, wenn er ein neues Bild, das immer noch glänzend bezahlt wurde, kaum fertig gemacht, aber ihm selbst schon langweilig, von der Staffelei nehmen konnte. Mit seiner Arbeitslust hatte er auch seine Genußkraft verloren. Er äußerte oft Sehnsucht nach Ruhe. Seiner Frau, die mit den Jahren immer bequemer geworden war und jetzt auch manchmal ans Sparen dachte, kam dieses veränderte Leben nicht unerwünscht. Nur Annie beklagte sich manchmal. Aber ihre Mutter tröstete sie: wenn sie aus der Pension zurückkäme, würden sie wieder mehr Geselligkeit pflegen.

Es war ein Tag in den Weihnachtsferien. Der graue Schneehimmel hatte sich entladen,

und jetzt herrschte klares Frostwetter. Die ganze Stadt hatte ein lustigeres Aussehen bekommen, als hätte sie sich verkleidet für eine Redoute in Weiß. Aus den Schornsteinen wirbelte der Rauch eilfertig in die dünne Luft, und die Pferde vor dem Dewerthschen Haus schüttelten ungeduldig die Klingeln ihres Zaumzeugs.

Als Hans und Lisa sich trafen, kam fast im selben Augenblick auch Rudi aus der Tür. Alle drei gerieten in Begeisterung über ihre Pünktlichkeit. Nur Annie fehlte. Rudi rief nach ihr, und nach einer kleinen Weile tönte ihre Stimme von der Treppe, ihr Bruder solle nicht so schreien, wo er ihre Schlittschuhe hätte?

„Großartig! Auch dafür soll ich sorgen?"

„Selbstverständlich!"

Während er zurückeilte, half Hans den Mädchen in die Fußsäcke und breitete die Decke über sie.

Dann bimmelte der Schlitten davon. Sonnenschein wechselte jäh mit bläulichen Schatten. Wenn sie um die Ecke bogen, sprühte ihnen Diamantstaub ins Gesicht. Annie, Lisa und Rudi schwatzten lustig. Hans hörte mit halbem Ohr zu; er beobachtete vielmehr. Wie rasch Annies Züge wechselten! Und mit welcher Bestimmtheit sie alles äußerte! Mit einer so glücklichen Bestimmtheit, als hätte nie der leiseste Zweifel sie berührt ... Jetzt lachten die drei. Worüber? Warum paßte er nicht auf? Warum sprach er nicht mit? Immer wenn mehrere zusammen waren, war er zerstreut, träumte vor sich hin oder bildete den abseitigen Zuschauer.

Doch augenblicklich focht ihn das nicht an, da er die Überzeugung hatte, daß heute ein Glückstag für ihn sei. Auf der letzten Tanzstunde hatte er ein langes Gespräch mit Annie gehabt, durch das sein hartes Urteil über sie gänzlich erschüttert war.

Das Gespräch hatte, streng genommen, Hans allein geführt, und vielleicht hatte es ihm gerade deshalb eine so gute Meinung von Annie beigebracht. Es hatte damit begonnen, daß sie ihm erzählte, sie würde nun bald nach Montreux in Pension kommen, es würde sicher fürchterlich langweilig werden. Aber sie wäre ja zu beneiden, daß sie den herrlichen Genfer See zu sehen bekäme, hatte er lebhaft erwidert und dessen Schönheiten so anschaulich beschrieben, daß sie ihn erstaunt unterbrach: wenn sie nicht das Gegenteil wüßte, würde sie glauben, er wäre schon einmal dort gewesen. Nun war er erst recht in Feuer geraten, hatte von Genf und Calvin, von Voltaire und Fernay, von Rousseau, dem Bosquet de Julie, der Neuen Heloise erzählt und war schließlich auf die neueste Literatur zu sprechen gekommen. Hingerissen hatte sie zugehört, einem Herrn nach dem andern Körbe erteilt, um sich von ihm immer neue Bücher empfehlen zu lassen, die sie lesen wollte. Und als sie sich trennten — immer noch fühlte er ihren Händedruck, geheimnisvoll, kurz, wie einen Schlag ihres Herzens — hatte sie gesagt, ehe sie abreiste, müßten sie noch einmal miteinander sprechen. Aber ordentlich und vernünftig, nicht so fortwährend gestört wie jetzt.

Und das würde heute geschehen. Er las es aus ihren Augen, die manchmal voller Versprechungen seinem Blick begegneten.

Nun schrak er auf. Aus dem langen Zug des jungen Volks, das einzeln, paarweise, in kleinen Trupps auf die überschwemmten Wiesen vor die Stadt hinauszog, hatte ein junges Mädchen aus der Tanzstunde, Olga Blaß, gewinkt, ob man sie nicht mitnähme.

Annie ließ sofort halten, und die etwas dickliche Olga klemmte sich zwischen ihre Freundinnen. Aber gleich darauf wurde Annie, die einen ganzen Troß von Freundinnen hatte, wieder angerufen. Um den beiden neuen Insassen Platz zu machen, mußten die beiden Jungen sich auf den Boden setzen.

Schon von weitem hörten sie die Musik der Militärkapelle. Nahe am Ufer standen die Bretterbuden, in denen heiße Getränke und Backwerk verkauft wurden. Vor den aufgeschlagenen Bänken daneben waren die mit Pfriemen, Bohrern und Riemen bewaffneten Männer, die einen starken Groggeruch ausatmeten, bereits eifrig bei der Arbeit. Weiterhin, wo die Kapelle spielte, kreiste, dicht gedrängt, die schlittschuhlaufende Menge. Aber da und dort sah man abgesprengte Teile, und in der glasklaren Luft, die die Leuchtkraft aller Farben erhöhte, konnte man in schier endlosen Fernen noch einzelne Läufer erblicken, die wie dunkle oder helle Flecken über die bläuliche Fläche schwebten. Wegen des Flüßchens, das dort strömte, galt das Eis in dieser Zone als unsicher.

Während man die Mäntel auszog, die Decken durcheinander warf, die Schlittschuhe suchte, entstand ein eifriges Durcheinanderreden über die Zeit, wann der Wagen zurück sein sollte.

„Komm, Annie!" sagte Hans. „Was willst du da herumstehen und dir von so einem Schnapskerl die Schlittschuh anziehen lassen? Da setz' dich hin."

Er kniete vor ihr auf einem schneefreien Fleck der Böschung. Aber gerade, als er die Riemen umschnallen wollte, gewahrte er Olga Blaß, die traurig, ganz allein, über den Steg schritt. Mitleidig rief er sie an. Als die Schlittschuhe festsaßen, nahm er die bei-

den Mädchen an der Hand. Annie wollte zur Musik. Ihm war es recht. Dort würde er desto eher jemand finden, der ihm die kleine Olga abnahm. Sie liefen nun Tandem. Olga war in der Mitte. Ihr Glück versöhnte Hans ein wenig mit seiner Unklugheit. Da kam in kühnen Bogen, mit verschränkten Armen und durchgedrücktem Kreuz ein Klassen- und Tanzstundenkamerad an und hatte, ehe Hans es sich versah, Annie entführt.

Als dieser seine Dame endlich auf eine Bank gesetzt und Annie wieder entdeckt hatte, lief sie mit einem Maler. In ihm verfinsterte sich plötzlich alles. Er hatte auf diese Stunde gewartet! Er hatte, so schien ihm, seit Jahren darauf gewartet! Und nun sollte er sich darum bestehlen lassen von diesem Maler, der noch dazu gänzlich alte Schule war!

Er lief auf das Paar zu, umkreiste es, indem er Annie mit ungeduldigen Blicken verschlang.

„Gleich, wenn die Musik zu Ende ist," rief sie.

„Ein hitziger junger Mann," bemerkte der Maler.

„Mein bester Freund!" erwiderte Annie schnippisch. „Wir sind wie Geschwister."

Die Musik schwieg. In demselben Augenblick stand auch Hans vor den beiden.

„Wie der Geist aus der Versenkung," sagte der Maler lächelnd. „Viel Glück, Herr Bruder!"

„Warum sagt er Bruder?" fragte Hans.

„Aus Witz."

„So ein Kamel! — Nun aber fort!"

Er wies in die Ferne, wo vor den mit ihren knorrigen Kronen aus dem Eise ragenden Weiden vereinzelte Läufer auftauchten.

„Aber da hört man ja die Musik nicht."

„Da hört man tausendmal schönere Musik. Da pfeift der Wind und da singt das Eis."

„Und wenn's bricht?"

„Unter uns beiden nicht. Komm, Annie, komm!"

Ihr Lauf glich einem Fliegen über das dünne Eis, das da und dort aus der Tiefe braune Grasbüschel und seltsam geformte Gräser durchscheinen ließ. Das leise Knistern, die sternartigen Risse, die unter ihrem Stahl sich bildeten, das Gefühl einer gewissen Gefahr erhöhten für Annie noch das Vergnügen. Wie sie mit ihm, in langen Kurven sich wiegend, dahinglitt, empfand sie ein Glück und eine Leichtigkeit, die ihr sonst nur der Tanz gab.

„Himmlisch," sagte sie, als sie aufatmend am Ufer hielten.

„Ja, herrlich! Ist das nun nicht hundertmal schöner als Tanzen?"

„Ach, das verstehst du nicht. Tanzen ist eine Kunst."

„Aber doch nur eine recht untergeordnete."

„Tanzen ist die Zusammenfassung, überhaupt der Inbegriff aller Künste. Das habe ich noch neulich gelesen, in einer modernen Zeitschrift."

„Was? — Gewiß — ja — aber doch nur in geistigem Sinn. Wenn man ein Tänzer wie Nietzsche ist."

„Nietzsche als Tänzer — den stelle ich mir maßlos komisch vor. Hat er nicht immer einen langschößigen Rock getragen?"

„O Annie . . . manchmal redest du, wie von allen guten Geistern verlassen."

„Na, weißt du —"

„Ja, du hast dich sehr verändert! Wenn ich denke, wie du früher warst —"

„Früher!" stieß sie leidenschaftlich hervor. „Du solltest lieber nicht von früher sprechen. Weiß Gott, du nicht!"

„Ja, wer ist denn schuld, daß alles anders geworden ist?"

„Wer schuld ist?"

Beide sahen sich an, mit sprühenden Augen, im Gefühl der mit Bitterkeit und Enttäuschung getränkten Sehnsucht, und stießen dann heftig hervor: „Du!"

Diese Gleichzeitigkeit machte sie einen Augenblick beinah versöhnt lachen. Aber sogleich fuhr Annie fort: „Ich habe wahrhaftig keine Schuld. Ich habe dich nie angegrobst und wie etwas Inferiores behandelt. Ich habe mir ehrliche Mühe gegeben, nett zu sein. Aber du — dir kann man's ja nie recht machen. Vorigen Sonntag — ich denke, ich mache dir eine Freude, indem ich dir meinen Schleiertanz zeige, dir ganz allein —"

„Bitte, da war noch der Herr Lukas dabei. Und nur das hat mich geärgert."

„Aber der ist doch Maler," erwiderte sie naiv. „Also über den warst du wütend? Wie konnte ich das nur ahnen? — Übrigens, du bist ein zu komischer Mensch! In der Theorie und in der Praxis ganz anders."

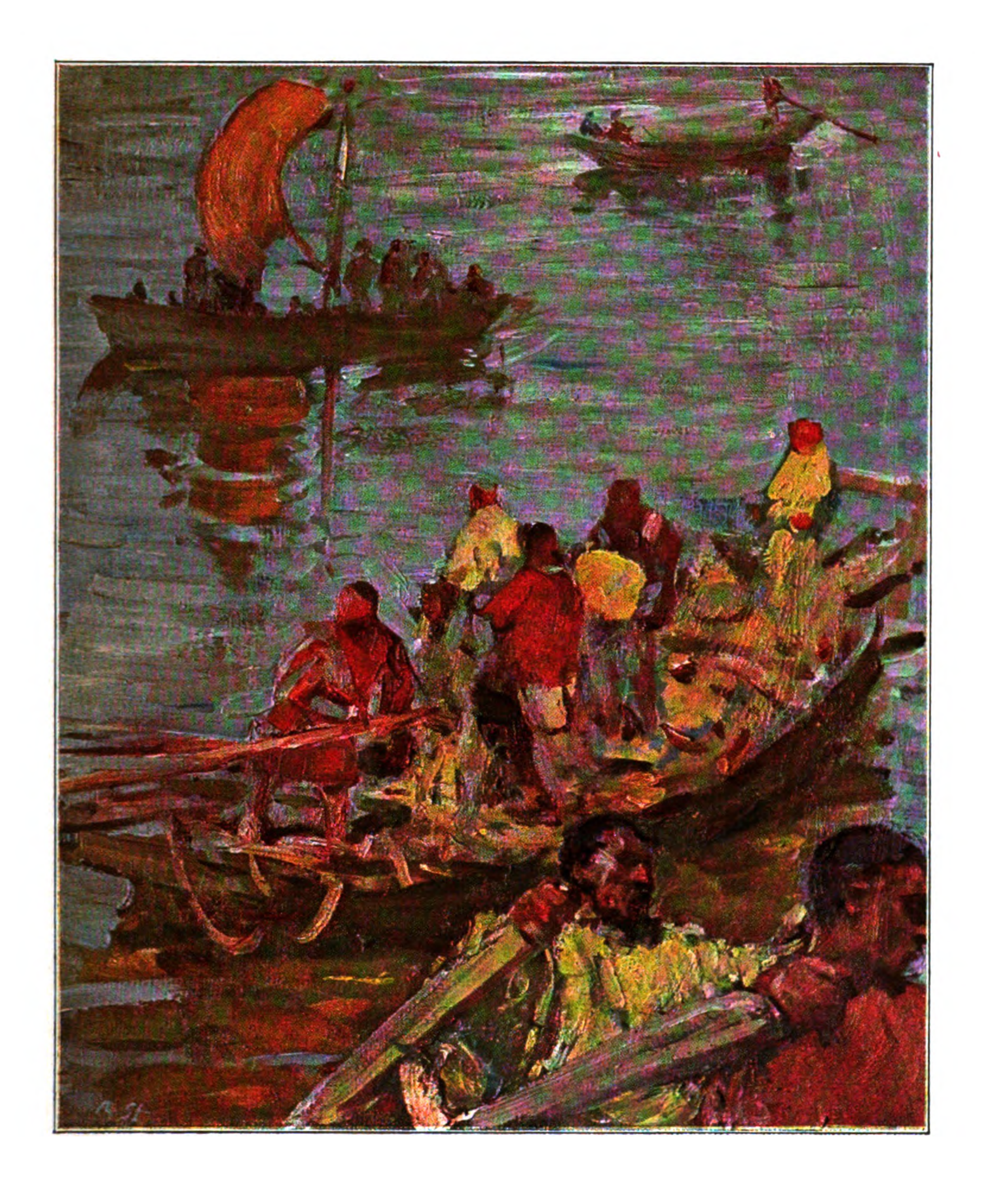
„Das ist nicht wahr. Was ich einmal als richtig erkannt habe, das setze ich auch durch."

„So? — In der Theorie hast du doch sogar die Nackttänzerinnen verteidigt."

„Woher weißt du das? Hat Rudi dir das erzählt?"

„Der hat mir überhaupt noch eine ganze Menge erzählt. Du hast schöne Ideen. Die Ehe erklärst du für eine Lüge —"

„Das habe ich nicht behauptet. Sondern nur, daß es junge Menschen geradezu zum Meineid verleiten heißt, wenn sie vor dem



An der Wolga — Gemälde von Prof. Robert Sterl

Altar schwören sollen, daß sie sich ihr ganzes Leben treu bleiben. Für die Dauer seiner Gefühle kann niemand garantieren."

„Wenn er das nicht kann, soll er es eben bleiben lassen," erwiderte sie aufgebracht.

Aber das hätte sie lieber nicht sagen sollen, wie ihr sofort zum Bewußtsein kam, denn es reizte ihn über die Maßen, so daß er jede Rücksicht vergaß und ihr sein Bedauern ausdrückte, daß auch sie zu der großen Herde zu gehören scheine, die in der Ehe nur eine Versorgung auf Lebenszeit erblickte. Wie es schweigsamen Menschen manchmal ergeht, bekam er einen Beredsamkeitsanfall, der ihn wie ein Katarakt mit fortriß. Gleich Hagelschossen prasselten die Namen gänzlich unbekannter Autoren auf sie nieder, deren Bücher sie lesen sollte. Er erörterte das Problem der Nachkommenschaft und gebrauchte Fremdwörter wie Sexualität, Metaphysik, Evolutionismus, die ihr um so unanständiger klangen, je weniger sie sie verstand.

Annie hatte bei einer Table d'hôte einmal erlebt, daß ein Herr sich an einer Fischgräte verschluckte. Es war eine ihrer peinlichsten Erinnerungen. Und dem Gefühl von damals glich ganz und gar das, welches sie jetzt hatte. Schließlich unterbrach sie ihn, indem sie schrie: „Hör' auf, wir sind doch keine Tiere!"

Die dümmste Äußerung kann durch ihre Herzensangst überzeugender wirken als ein scharfsinniger Einwand. Hans schwieg wirklich, fragte sich, einen Augenblick ganz verwirrt, ob er nicht auch eine ganz andere Überzeugung habe, und wollte schon einlenken, als Annie fortfuhr: das alles wäre ja scheußlich und blödsinnig und gar nicht Hansens Ansicht, sondern von Nietzsche angelesen.

Allein der Ton, in dem sie diesen Namen aussprach, machte ihn von neuem auffahren. Nichts wäre angelesen! Alles wären hart erkämpfte Überzeugungen, erklärte er schroff. Aber er wisse wohl, sie würden sich nie verstehn und immer aneinander vorbeireden wie die Bewohner verschiedener Welten. Er würde seinen Weg allein gehn.

Sie war glücklich, als er schwieg, sie genoß dies Schweigen geradezu körperlich. Die Fischgräte war glücklich hinuntergerutscht und die Katastrophe abgewendet. Was Hans dachte, war ihr im Grund ganz gleichgültig. Sie kannte ihn ja viel zu gut, als daß seine Gedanken ihr irgend etwas Neues über ihn hätten sagen können. Beruhigt und versöhnt nahm sie seine Hand, und wieder flogen sie bogenschneidend dahin. Ihn erfüllte eine tiefe, aber gemessene Traurigkeit. Wie anders war dieser Tag verlaufen, als das betörende Glücksgefühl ihm vorgetäuscht hatte! Aber es herrschte nun wenigstens Klarheit zwischen ihnen. Den Halbheiten war ein Ende gemacht. Den Hoffnungen freilich auch! Sie würde abreisen, und wenn sie zurückkam, würden sie sich wieder fremd begegnen. Vielleicht später einmal ... viel, viel später würde sie sich an diese Stunde erinnern und zugestehn, daß er recht gehabt hatte.

Es war ein wundervolles Gefühl, sich mit ihr zu wiegen und auch im Zuihrneigen zu fühlen, daß sie sich an ihn schmiegte. Wie in der Abschiedsstunde der Nachklang alles Genossenen ganz ohne Mißklang schwingt, solch ein tiefes Glück lag in diesem Verbundensein ihrer Körper. Bis sie endlich sagte, sie könnte nicht mehr. Nun ergriff er sie um die Hüfte und schob sie sausend vor sich her, in der Meinung, sie würde zu der Menge, die, vom bläulichen Abenddunst umwoben, sich noch immer drehte, hinlenken. Aber sie glitt an dem einsamen Ufer entlang, bis sie plötzlich wieder ans Land abbog. In längeren, dann kürzeren Sprüngen stolperten sie noch über die gefrorenen Schollen, ehe sie auf einem Grasfleck niedersanken. Ihr Schlittschuh hatte sich verschoben, er rückte ihn zurecht, und im Augenblick, wo er ihren Fuß sanft wieder auf den Boden setzte, ließ sie ihre Hand in seine gleiten und sagte: „Ach, Hans, daß ich jetzt gerade fort muß!"

Er blickte zu ihr auf, und wie jetzt ihr trauriger Ausdruck zu etwas unendlich Süßem zerschmolz, richtete er sich empor, seine Hände glitten an ihren Armen hinauf, sein Gesicht näherte sich, er wußte nicht wie, dem ihrigen, und während etwas wie ein Wirbelsturm über ihn hinbrauste, lag sein Mund auf ihren regungslosen Lippen. Dann flüsterte er ihren Namen.

„Mein Hans!" gab sie flüsternd zurück und öffnete blaß ihre Augen. Wieder küßte er sie und fühlte ihre gleichsam schlafenden Lippen, die er mit leisen Küssen zu wecken suchte. Und auf einmal antwortete ihm ein sanfter Gegendruck ihres Mundes. Da umschlang er sie ungestüm, küßte sie immer feuriger, bis sie sich ihm plötzlich entwand und aufsprang.

Von ihm verfolgt, eilte sie über das Eis dahin, als er sie greifen wollte, bückte sie sich, und er stob an ihr vorbei, kehrte im Halbkreis um, wollte sie wieder greifen, überholte sie von neuem, drehte sich dann aber plötzlich um, so daß sie ihm gerade in die Arme flog. Wieder küßten sie sich, wieder entschlüpfte sie ihm, wieder haschte er sie. So, bald umschlungen und umeinander-

wirbelnd, bald getrennt und einander verfolgend, flogen sie hin, bis sie, ganz außer Atem, sich in seinen Arm legte.

„Mein Hans!"

„Meine Annie!"

„Wirst du mir schreiben?"

„Ja. — Du mir auch?"

„Ja. — Alles mußt du mir schreiben. Was du tust und was du denkst. Alles!"

„Alles!"

Als sie endlich die andern wiederfanden, herrschte großer Aufruhr. Man wartete auf sie, Gott weiß wie lange! Man war halb zu Tode gefroren! Es war unerhört!

„Komm, Hans, wir steigen ein! Wenn die andern so sind, mögen sie sehn, wo sie Platz finden," sagte Annie ruhig und setzte sich vergnügt auf den besten Platz.

An diesem Abend war Hans wie gewöhnlich noch ein wenig mit seiner Mutter zusammen und las ... und las in einem Buch, auf dessen Seiten nur die Worte standen: „Daß ich nun gerade fort muß!" ... Diese rätselhaften Worte!

Eben hatte der Abgrund, der ihre Überzeugungen trennte, sich aufgetan, eben hatten sie sich voneinander losgesagt und ... nun gerade! O Worte, wider alle Logik, höher und siegreicher als alle Logik! O Wunder der Liebe, die hört, was sie zerstören müßte, und die antwortet: „Nun gerade! ..."

„Worüber denkst du so eifrig nach?" fragte seine Mutter.

„Ich ...?" antwortete er auffahrend. „Ich dachte eben über die Frauen nach."

„Und was denkst du von uns?"

„Ach nur so ... Daß ihr so ... so merkwürdig seid. — Aber ich bin ein bißchen müde und will ins Bett."

Er trat an seiner Mutter Sessel, und wie er nun die Linke um ihre Schulter legte und mit der Rechten leicht ihr Kinn emporhob und seinen Mund kaum merkbar länger und fester als sonst auf ihrem ruhen ließ, fühlte sie, daß ein neues Liebesempfinden von ihm Besitz ergriffen hatte.

„— Nacht, Mutter!"

„— Nacht, mein Junge! Schlaf recht wohl!"

„Du auch!"

Frau Bokelmann blieb noch eine Weile auf. Und die hingleitenden Fäden ihrer Gedanken färbte ein ganz kleines Tröpfchen Blut und ein ganz leiser Schmerz, fast als hätte ihr Sohn ihrem Herzen eine Wunde zugefügt. Aber dann liefen die Fäden weiter ihren eigenen Weg, verblaßte Erinnerungen belebten sich in sanftem Glühn, und unter den schweren Hüllen, die die lange Zeit darüber gelegt, ertönte fern, ganz fern die Melodie ihrer eigenen Jugend.

Hans lag noch lange wach, ganz regungslos, als fühlte er so inniger die Küsse, die er gegeben und empfangen hatte. Und bei aller Erregung, in der sein Blut pulste und sang, erfüllte ihn zugleich etwas von der wunderbaren Stille eines gläubigen Menschen, der eben das heilige Sakrament empfangen hat. Nur daß diese glückselige Leichtigkeit und Bereitschaft nicht dem Sterben, sondern dem Leben galt.

Dann reiste Annie ab. Sie schrieb an Hans gleich nach ihrer Ankunft, nur wenige Zeilen, aber der ganze Brief duftete nach Veilchen, seinen Lieblingsblumen, die sie im Bosquet de Julie für ihn gepflückt hatte. Sie schrieb noch manches Mal, und er antwortete ihr getreulich, wenn er auch von dem, was ihn beschäftigte, nur das wenigste mitteilen konnte, da die ankommenden Briefe von der Leiterin des Pensionats gelesen wurden. Mit der Zeit beschränkte sich der Briefwechsel auf gelegentliche Lebenszeichen. Hans wurde von neuen Sorgen in Anspruch genommen. Sein Examen rückte heran. Dann ging er nach München. Er hatte sich darüber schlüssig werden müssen, was er studieren sollte. Wenn er darüber nachdachte, kam er immer zu dem Ergebnis, daß er am liebsten die Menschen studieren würde. Da dies aber auf der Universität nicht gelehrt wurde, so wählte er das Studium seines Vaters, Jurisprudenz. (Fortsetzung folgt.)

Wanderung zur Nacht. Von Klabund

Wenn ich in Nächten wandre,
Ein Stern, wie viele andre,
So folgen meiner Reise
Die goldnen Brüder leise.

Der erste sagt's dem zweiten,
Mich zärtlich zu geleiten.
Der zweite sagt's den vielen,
Mich strahlend zu umspielen.

So schreit' ich im Gewimmel
Der Sterne durch den Himmel.
Ich lächle, leuchte, wandre,
Ein Stern wie viele andre.

Neue Bilderhandschriften

Von Dr. Georg Giesecke



Womit man sündigt, damit wird man gestraft. Man ist von Kindheit auf eine Leseratte und kennt keinen größeren Genuß als Bücher. Man begreift den jungen Lessing, der durchaus als kleiner Gelehrter gemalt werden wollte, und man stimmt Hugo von Hofmannsthal zu, der den modernen Menschen in seiner typischen Gebärde mit dem Buch in der Hand erblickt. Aber bald wird der Bücherleser zum Büchersammler, und damit fängt das Elend an. Es ist natürlich klar, daß irgendeine Vollständigkeit selbst auf einem beschränkten Teilgebiet einer von Tag zu Tag unermeßlich wachsenden Literatur auch dem umsichtigsten und kapitalkräftigsten Liebhaber nicht vergönnt wird. Doch ist die Leidenschaft zum Buch noch zu groß, als daß nicht jeder wertvolle oder wenigstens seltsame Zuwachs der Bibliothek mit Freuden begrüßt würde. Bis dann, oft mit einem Schlage, eine Übersättigung eintritt. Man steht zweifelnd vor den langen Bücherreihen und fragt sich, was unter den aufgehäuften Schätzen ein Erlebnis bedeutet. Wonach würde man sich sehnen wie nach einem Stück Brot, wenn man plötzlich auf eine einsame Insel verbannt würde? Ach, ein paar Reclamhefte würden reichen: die Ilias, der Don Quixote, der Faust oder die Bibel. Unendlich viel von dem, was da gesammelt und geordnet steht, wartet seit Jahren auf die gute Stunde, wo es zu uns sprechen darf, und wir zweifeln, ob diese gute Stunde jemals kommt. Ja, man hat Zeiten, wo man am liebsten diesen papiernen Wust verbrennte und dem Kalifen beipflichtet, der in der Alexandrinischen Bibliothek ein so lustiges Feuer von Dichtung und Gelehrsamkeit entfachte. Steht nicht auf allen Blättern die eine Weisheit, daß alles ganz eitel ist? Und wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämen.



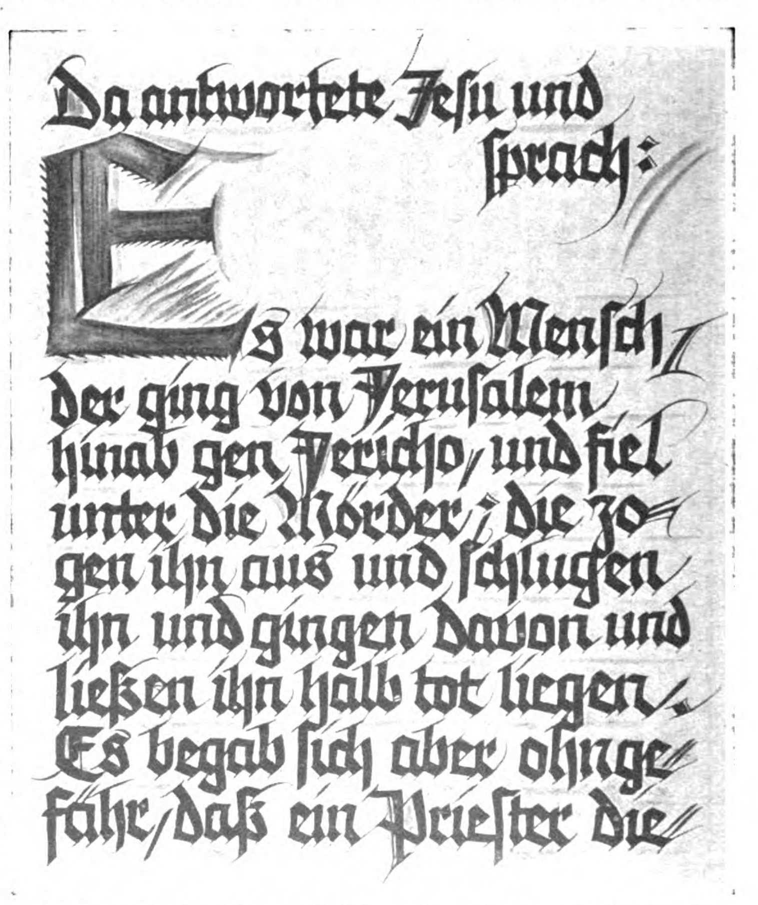
Einband zu Willy Jaeckel: ‚Die Matthäuspassion'
Von Richard Weber, Berlin

Womit man sündigt, damit wird man gestraft. Die allzu zärtliche Liebe zum Buch weckt schließlich den Widerwillen. Oder sie macht uns zu Narren. Man schilt über den Snob, der nur die kostbarsten und seltensten Werke kauft, und nennt ihn heute öfter in der Gesellschaft der neuen Reichen, die dasselbe tun. Aber es besteht ein großer Unterschied. Der Snob sammelt nicht wahllos und denkt vor allem nicht an eine günstige Anlage seines überflüssigen Geldes. Er ist vielmehr von der starken Leidenschaft des echten Liebhabers besessen, und wenn er auf einen kühlen Beobachter lächerlich wirkt, so teilt er dieses Pech mit jedem, der wahrhaft liebt. Er empfindet auch die größte Qual des Liebenden: die Eifersucht, und sie ist es recht eigentlich, die ihn treibt, seine Schätze immer sorgsamer zu sieben. Es peinigt ihn zu wissen, daß er seine Lieblinge mit andern teilen muß. Daher die Sucht nach seltenen ersten Ausgaben, nach modernen Luxusdrucken, nach signierten und numerierten Exemplaren. Und selbst sie tun ihm im Grunde noch nicht genug. Selbst wenn er die Nummer 1 von irgendeinem Privatdruck erwischt hat und auf die folgenden Nummern mit Verachtung blickt — sie sind da, und er muß in einem gewissen Sinne seinen Besitz mit ihnen teilen.

Wer des Glaubens lebt, daß Literatur und Kunst eine Angelegenheit der Menge sind, daß man die Empfänglichkeit und Genußfreudigkeit des Durchschnitts heben muß, um zu einer lebendig wirkenden Kultur zu kommen, wird den Snob belächeln. Aber es ist am Ende noch nicht einmal entschieden, ob Bildung Allgemeingut sein kann. Und wenn das wirklich möglich und wünschenswert ist: es ist nur natürlich, wenn sich der Widerspruch des einzelnen gegen die Masse regt, zumal jetzt, wo Mehrheit auf allen Gebieten

entscheiden will. Man möchte irgendwo und irgendwie einsam sein, ohne teilen zu müssen. Und wer dem Buch seine Liebe über die erste Stufe des freudigen Sammelns und die zweite müder Übersättigung bewahrt hat, der darf sich zu den bewährten und auserwählten Liebhabern zählen.

Für sie hat der Berliner Verlagsbuchhändler August Kuhn, ein junger Rheinländer, mehr Künstler und Gelehrter als Kaufmann, ein Bibelwerk ins Leben gerufen, dem kaum Ähnliches an die Seite gestellt werden kann. Er läßt einzelne Abschnitte aus der Bibel, wie etwa die Enthauptung Johannis des Täufers oder das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, in einer Folge von Bildern malen und den biblischen Text dazu schreiben, so daß eine Bilderhandschrift entsteht, die es nur ein einziges Mal gibt und die der glückliche Besitzer mit niemand anderm zu teilen braucht. Wer zuerst davon hört, wird denken: da handelt es sich also um eine Fortsetzung mittelalterlicher Mönchskünste. Jeder kennt diese prachtvollen Werke, von denen sich einige nicht bloß mit farbigen Initialen und Ornamenten begnügen, sondern figürliche Darstellungen auch auf ganzseitigen Blättern bringen. Aber so einfach hat sich Kuhn seine Aufgabe nicht gestellt. Er will nicht nachahmen; er will neue Wege einschlagen. Er denkt nicht daran, eine Kunst oder besser gesagt: ein Handwerk neu zu beleben, das am Buchdruck gestorben war. Er bemüht sich mit seinen Künstlern und Schreibern um die Lösung eines Problems, dem mit so bewußter Schärfe noch nicht zu Leibe gegangen ist: um die Vereinigung von Wort und Schrift. — Dem alten Schreiber kam es vor allen Dingen darauf an, den Text eines Buches dem Leser zu vermitteln. Davon kann heute keine Rede mehr sein; das besorgt der Buchdruck viel zuverlässiger. Die Bilder in den mittelalterlichen Handschriften waren eine schmückende Beigabe, und wenn sie sich in der Blütezeit karolingischer und ottonischer Klosterkunst der Schrift mit feinem Gefühl unterordneten und anglichen: in den späteren und prunkvollsten Werken namentlich des ausgehenden Mittelalters ist die Einheit zwischen Wort und Schrift zerstört. Sie findet sich erst wieder in der Zeit des illustrierten Blockbuches, d. h. bei den Zeitgenossen der Gutenbergischen Kunst im 15. Jahrhundert. Hier wurden Bild und Text auf einem Holzblock zusammen ausgeschnitten, und diese Technik, die Bild und Buchstaben äußerlich vereinte, zwang auch zu innerer Einheit, zumal die Lettern meist von demselben Holzschneider wie die Illustrationen entworfen waren. Gewöhnlich war dieser Holzschneider kein sehr gewandter oder gar flotter Zeichner. Seine Figuren gerieten ihm eckig, die Linienführung war starr und hart gebrochen, wie es das Messer im Holz hergibt. Der künstlerische Eindruck von Bild und Text war der gleiche. Seitdem mit beweglichen Lettern gesetzt wurde, wird diese



Text zur gegenüberstehenden Bildseite aus dem ‚Barmherzigen Samariter'
Von Rudolf Koch

Einheit in wachsendem Maße zerstört. Schrift und Illustration wandern getrennte Wege. Die Type ist da und unveränderlich. Der Zeichner oder Maler schafft ohne Rücksicht auf sie, und künstlerisch ungebildete Augen merken kaum den scheußlichen Abgrund, der hier klafft. Ihn zu schließen, hat man sich in neuerer Zeit eifrig bemüht. Große Druckereien verfügen über eine reiche Auswahl von Schriften, die von ausgezeichneten Künstlern entworfen sind. Wer heute ein Buch illustriert, wird sich zunächst nach der Type erkundigen und danach streben, daß seine Bilder und Schmuckstücke sich ihr möglichst innig anschmiegen. Aber selbst die lebensvollste Schrift wirkt starr gegenüber der Zeichnung; weiche Lithographien oder gar malerische Radierungen stehen in unvereinbarem Widerspruch zur Type, und selbst der Federzeichnungen vortäuschende Holzschnitt, wie ihn Menzel in bewunderungswürdiger Weise ausgebildet hat, ist drucktechnisch ein Unsinn. Sollen im gedruckten illustrierten Buch gute Wirkungen erzielt werden, muß sich das Bild der Schrift unterordnen. Je weniger das Schriftbild gestört wird, je ruhiger es ist, desto besser. — Ganz anders sind Bild und Schrift in der Bilderhandschrift zu vereinigen, und das hat Kuhn richtig erkannt und seine Folgerungen daraus gezogen. Hier wird die Schrift nicht fertig aus dem Setzerkasten genommen. Der Schreiber kann sie nach Belieben modeln, und seine Aufgabe ist, sich dem Maler oder Zeichner unterzuordnen. Er vermag seine Buchstaben ständig neu zu formen. Ja es wird sein Ehrgeiz sein, sich als nachempfindenden Künstler zu fühlen, der, von Bild- und Textinhalt gleichmäßig erregt, seiner Schrift seelischen Ausdruck leiht. Der Illustrator des gedruckten Buches wird nur in freiwilliger und oft quälender Gebundenheit seine bildlichen Einfälle den starren Typen anzugleichen vermögen. Der Schreiber dagegen wird gerade durch die Unterordnung unter das Bild erst wirklich frei. Er empfängt von ihm den Mut und die Kraft, die Buchstaben aufzulockern, und er genießt das nachschaffende Glück, den künstlerischen Eindruck des Bildes zu unterstützen. Er wird nicht bloß wie der gewöhnliche Schriftmaler durch Farben wirken; er wird, wo es ihm nötig scheint, die Buchstaben wandeln, die Zeilenführung je nach der Stimmung des Textes und des Bildes ruhig oder bewegt halten und so sein Ziel erreichen: eine Begleitung zur Melodie des Bildes zu schreiben.

So drückt sich Kuhn selber aus und hat damit trefflich gesagt, was er will. Der Weg von dieser theoretischen Erkenntnis der Aufgabe zur praktischen Ausführung war schwer und mühsam, und es ist nicht auf Anhieb alles geglückt. Als Stoff für seine Bilderhandschriften wählte Kuhn die Bibel. Nicht nur weil ihre ehrwürdigen Erzählungen die Künstler immer von neuem beschäftigt haben und sie in der Fülle ihres Gehalts bildlich ebensowenig auszuschöpfen sind wie durch die Dichtung oder Predigt. Sondern vor allem in



Bild zu der gegenüberstehenden Schriftseite aus dem ‚Barmherzigen Samariter‘
Deckfarbengemälde von Erich Waske



Aus der ‚Enthauptung Johannis des Täufers‘. Deckfarbengemälde von Willy Jaeckel
(Im Besitz von Martin Breslauer, Berlin)

dem richtigen Gefühl, daß die Kunst von heute mit einer fast mittelalterlichen Inbrunst um Gott ringt. Nur weil die große Menge Gott entfremdet ist oder sich aus verblaßten Überlieferungen Bild und Gleichnis von ihm geschaffen hat, sieht sie dem sehnsüchtigen Ringen um eine Vertiefung unseres Glaubens, wie es unsere künstlerische Jugend mächtig durchtobt, gleichgültig oder spöttisch zu. Der Zukunft wird dieses Gottsuchertum, dieser Drang nach dem Geheimnisvollen, dem Überirdischen und Rätselhaften als das ergreifende Sinnbild einer zerrissenen Zeit und eines trostbedürftigen Volkes erscheinen. Deshalb wurden für dieses Bibelwerk Künstler herangezogen, die die Qual und die Größe der Gegenwart empfinden und gestalten, die die heiligen Geschichten erleben, als wenn sie von heute wären, und sich in ihrer Darstellung durch keinerlei Überlieferung binden lassen.

Die ersten, die Kuhn für seinen Plan gewann, waren Max Beckmann, der in fünf Deckfarbengemälden die Geschichte vom verlorenen Sohn erzählte, und Willy Jaeckel, der in derselben Technik die Enthauptung Johannis des Täufers schilderte. Das Beckmannsche Werk war mir nicht mehr zugänglich. Nach Kuhns eigenem Urteil bildete es nicht viel mehr als einen tastenden Versuch. Dasselbe gilt auch von der zweiten, der Jaeckelschen Handschrift, aus der wir ein Bild wiedergeben. Der Prophet steht mit warnend erhobener Rechten vor Herodes und Herodias und mahnt den Vierfürsten: „Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest.“ Es ist das zahmste der fünf Blätter. Auf den andern ist dargestellt, wie Salome zu Herodias tritt und fragt: „Was soll ich bitten?“, der Tanz Salomes, die Enthauptung und die Grablegung des Täufers. Besonders auf dem letzten offenbart sich die Kraft Jaeckels in gewaltiger Weise. Ein Jünger in rotem Gewande, der das weiße Leinen um die blassen Lenden des Toten

schlingt, wird für jeden, der ihn einmal sah, zu den unvergeßlichen Gestalten der Malerei gehören. Aber auch das hier abgebildete Blatt mit dem mannigfach abgestuften bedrohlichen Braun, in das das kalte Blau des Frauengewandes fremd hineingesetzt ist, wirkt stark. Man fühlt: das ist der Beginn zu einer Tragödie. Doch so schön die Bilder gelungen sind: das Werk als Ganzes ist noch nicht vollendet. Die Schrift von Grete Ratschitzky, gewiß eine tüchtige Leistung, aber den Einklang mit den Bildern hat sie nicht ganz gefunden. Sie hält sich allzu eng an ihre Aufgabe als gute und lesbare Schreiberin. In ihren Linien lebt ein anderer Geist wie in denen Jaeckels. Dieser ruhige Text ahnt wenig von des Malers Wucht und Leidenschaft. Die Verschmelzung von Bild und Wort ist durch Neutralität und reine Ornamentierung nicht zu erreichen. Der Schreiber muß sich dem Künstler treuer und gleichzeitig charaktervoller anschließen.

Ist das möglich? Man hat schlagend bewiesen, daß die Handschrift eines Künstlers die gleiche ist, ob er einen Brief schreibt oder ein Ölgemälde malt. Die Hand kann nicht anders arbeiten, ob sie die Feder oder den Pinsel führt. Man könnte deshalb glauben, es wäre das Beste, der Maler schriebe auch den Text, wenn nicht zur Lösung dieser Aufgabe technische Kenntnisse und vor allem eine Übung erforderlich wären, woran es dem Künstler in der Regel fehlt. Hier hat der



Aus dem ‚Barmherzigen Samariter'. Deckfarbengemälde von Erich Waske

Kunstgewerbler einzuspringen, und einen solchen hat Kuhn in dem Offenbacher Schreiber Rudolf Koch gefunden. Über ihn und seine Schule werden diese Hefte später an anderer Stelle berichten. Hier sei nur soviel gesagt, daß er sich vor dieser eigentümlichen Aufgabe als ein Meister von beweglicher Phantasie bewährt. Was er zu leisten hatte, kann man vielleicht am besten mit der Tätigkeit des Schauspielers vergleichen. Er sollte mit seinen Mitteln noch einmal schaffen, was vorgeschaffen war, in selbständiger Dienstbarkeit, in allen Einzelheiten frei und dennoch an das große Ganze gebunden.

Das erste Buch, das Koch für Kuhn schrieb, war der Text zu Waskes „Barmherzigem Samariter", wiederum fünf Deckfarbengemälden. Um dem Leser einen Begriff von der Farbenglut Waskescher Malerei zu geben, ist hier das erste Blatt farbig abgebildet. Christus spricht zu dem Schriftgelehrten, der ihn fragt, was er tun müsse, um das ewige Leben zu ererben: „Wie stehet im Gesetz geschrieben? Wie liesest du?" Die beiden Gestalten sind in eine visionäre Landschaft gestellt. Ein Weg schlängelt sich durch Hügel, ein paar Palmen, im Hintergrund eine orientalische Stadt mit Kuppeln und Minaretten. Alles wie in flüssiges Gold getaucht; nur am Himmel ballen sich dunkle Wolken über dem silbernen Mond. Der Herr leuchtet in unirdischem Glanz. Seine Augen sind durchdringend auf den kleinen, dickbäuchigen und kahlköpfigen Mann gerichtet, der mit selbstgerechtem Wissenshochmut auf das aufgeschlagene Gesetzbuch starrt. Unser zweites Bild — es ist auch das zweite der Handschrift — bringt den Beginn des Gleichnisses Christi. Wieder die Straße durch bergiges Land, aber die Hügel sind höher getürmt und lassen keine rettende Fernsicht offen. Die dunkeln Wolken entladen sich in Unwetter: ein Blitz fährt zuckend hernieder. Die Mörder haben den Wanderer überfallen. Der eine hält ihn und plündert ihn aus, der andere schlägt mit geballter Faust auf den Unglücklichen ein, der überwältigt in die Knie sinkt. So weit Waske. Das Bild ist die Hauptsache. Es fragt sich nun, wie der Schreiber seinen Text mit der Darstellung des Malers in Einklang setzt.

Unsere einfarbige Abbildung fälscht leider ein wenig. Die Schrift, der die Farbe fehlt, wirkt zu schwarz und zu hart neben dem tonigen Bilde. Aber das hindert nicht, die Leistung Rudolf Kochs zu würdigen. In der einleitenden Zeile des Abschnitts zittert schon etwas von der Erregung des Kommenden. Sie ist nicht ganz gleichmäßig geführt. Einzelne Buchstaben haben ihren Halt verloren. Dann steht die Initiale E vor einem großen, beunruhigenden, weißen Fleck. Die Buchstaben werden zu Dolchen (man vergleiche das J in Jericho mit dem in Jesu). Überall starren Spitzen, fangen Schlingen. Die Zeiten wanken wie die Gerechtigkeit auf Erden. Die Gewaltsamkeit des im Bilde dargestellten Vorwurfs hat die Schrift aufgenommen und drückt sie nicht minder beredt in ihrer Sprache aus, und wer die beiden Blätter nebeneinander sieht, hat den Eindruck einer vollkommenen, einheitlichen Schöpfung. In der Fortsetzung des Gleichnisses wandelt Koch seine Schrift, ohne an ihren Grundzügen zu rütteln. Aber er wird je nach dem Inhalt der Worte, nach der Stimmung der Bilder ruhig oder laut, maßvoll oder regellos.

Diese Kunst einer stets bereiten Einfühlung hat ihn auch nicht verlassen, als er Willy Jaeckels vierzehnbilderige Matthäus-Passion schrieb. Dieser prachtvolle Band ist wohl der, der der Vollendung am nächsten kommt. Jaeckel empfindet religiös tiefer als Waske. Wies bereits seine Enthauptung Johannis starke monumentale Züge auf: in der Passion zeigte er sich als der Meister eines ungleich erhabeneren Gegenstandes. Auf dem Deckel, der ein Meisterstück der Buchbinderkunst geworden ist, sehen wir Jaeckels Christuskopf eingelegt. Dies Haupt voll Blut und Wunden hat sich der Künstler selbst geschaffen. Wenn man vor ihm noch von Überlieferungen reden kann, so fühlt man sich am ehesten an frühchristliche Darstellungen erinnert, wo der göttliche Heiland mehr als Wundermann denn als des Menschen Sohn aufgefaßt wurde. Aber das sind Anklänge, die nicht viel sagen wollen und auf die hier nur hingewiesen wird, weil im Urteil vieler das Neue erst dann Berechtigung hat, wenn es irgendwie, und sei es noch so lose, mit der Vergangenheit zusammenhängt. Wer die Kraft aufbringt, diesen Kopf auf sich wirken zu lassen, als hätte er noch niemals eine Darstellung Christi gesehen, der wird sich bald von dem tiefen Ernst dieser mächtigen Augen, von dem Schmerz dieses schmalen Mundes mächtig ergriffen fühlen. Diese Kunst hat sich von allen Fesseln der Tradition befreit. Sie schafft, als wäre die Bibel ein ganz neues Buch. Und mir will scheinen, als sei das ein sehr gottesfürchtiges Beginnen.

Als fünfte Handschrift bereitet Kuhn die Kindheit Jesu von Heckendorf und Koch vor. Selbstverständlich stellt jedes dieser Bücher ein kleines Vermögen dar, aber da sie sehr ernst und im gewöhnlichen Sinn nicht reizend sind, werden sie vor dem Schicksal bewahrt bleiben, in die Hände kaltherziger Protzen zu fallen. Die Bilder sind zu weiterer Verbreitung in Mappen mustergültig wiedergegeben, aber der Hauptreiz, das Zusammenspiel von Illustration und Text, fehlt ihnen, und so können sie nur dazu dienen, vor einem größeren Kreise von dem religiösen Ernst unserer jungen Kunst zu zeugen. Die Handschriften selber erfüllen eine höhere Aufgabe. In einem verarmten Deutschland haben sich Maler mit monumentaler Begabung auf dem eng begrenzten Raum von ein paar Buchseiten aussprechen müssen. Aber das schadet nicht. Die burgundischen Miniaturisten waren die Vorfahren der Brüder van Eyck.

—

Mai. Von Helen Fidelis Butsch

Die Erde strahlt! Ihr liebstes Kind,
Der Mai ist's, der Geburtstag hat!
Ein holder, spielerischer Wind
Kost flüchtig durch die junge Saat.
Es rankt sich grün um dürre Zäune,
Und zart im rosa Blütenschaum
Verneigt sich vor der grauen Scheune
Der alte, krumme Apfelbaum.

Die Wiese lächelt wunderlieb,
Die finstern Fichten wurden froh,
Und jede reckt den jungen Trieb.
Kastanien blühen lichterloh.
Und ich möcht' wie die Finken schlagen,
Möcht' fliegen über Feld und Tann;
Ich kann die Lust ja gar nicht sagen —
Gottlob, daß es die Lerche kann!

Kein verlorener Tag. Von Erika Spann-Rheinsch

So wie im Frühling ein Reis die schwellenden Knospen entfaltet
Und bei Sonne und Sturm Blätter und Blüten erschließt,
Weil ja die Stunde des Grünens gekommen, — so nütze dein Leben,
Und in Freude und Leid stocke der Saft nicht in dir!
Wärest du selbst gefangen und lägest in tödlicher Krankheit —
Wie der gebrochene Zweig immer noch Blätterchen streckt,
So entfalte dich weiter, und nimmer vergehe der Tag dir,
Wo du nicht reicher zur Nacht blühst, als du morgens geblüht!

Flieder. Von Ernst Ricardé Mellinghoff

Der Maifaun kniet vor seiner Vase,
Es regnet auf die Büsche hauchend — —
Aus übervollem Perlenglase
Fließt Flieder tief,
Und düfterauschend
Tropft über meiner Seele Schleier
Ein Atemzug der Frühlingsfeier.

Ich kniee zu dem Waldgott bebend. —
Die Zweige segnen mich wie Hände,
Die Himmelsfüße läßt vergebend
Den Schlaf in mich, — —
Das war die Wende
Der Wintermärchen weiß und blendend,
Syringen wachen süß — verschwendend.



Aquarell von Hans Beyerlein

Werbung. Von Heinrich Lersch

Trauerst du?
Schau' um dich, nun bist du ganz allein,
Vater, Mutter sind nun nicht mehr dein.
Die Geschwister fallen ab von dir,
Schließen zu des Vaterhauses Tür.
Kindheit ging und Mädchenglück dazu,
Leben treibt und läßt dir keine Ruh —
Darum trauerst du?

Komm zu mir!
Sieh, ich hüll' dich ganz in Liebe ein,
Mann und Vater, Mutter will ich sein.
Freund bin ich und Schwester, mild und gut,
Denn ich weiß, wie Einsamkeit dir wehe tut.
Ich bin groß und still, bin wild und fromm
und fröhlich leicht zu dir,
Komm zu mir!

Ich bin stark.
Sieh, ich singe, wenn der Boden unter
meinen Füßen brennt,
Singe, wenn mich Gottes Zorn anrennt;
Über aller Welt und Menschen Kampf-
geschrei
Tönt mein göttlich Lachen: Ich bin frei!
Was dein ängstlich Herz mir lang verbarg:
Daß du mein bist, mein bis in das Mark — —
Macht mich stark!

Liebling, mir und dir
Gab sich nun die große, kleine Welt;
Und wir nehmen draus, was uns gefällt.
Sieh, ich brauche doch nur deinen Mund,

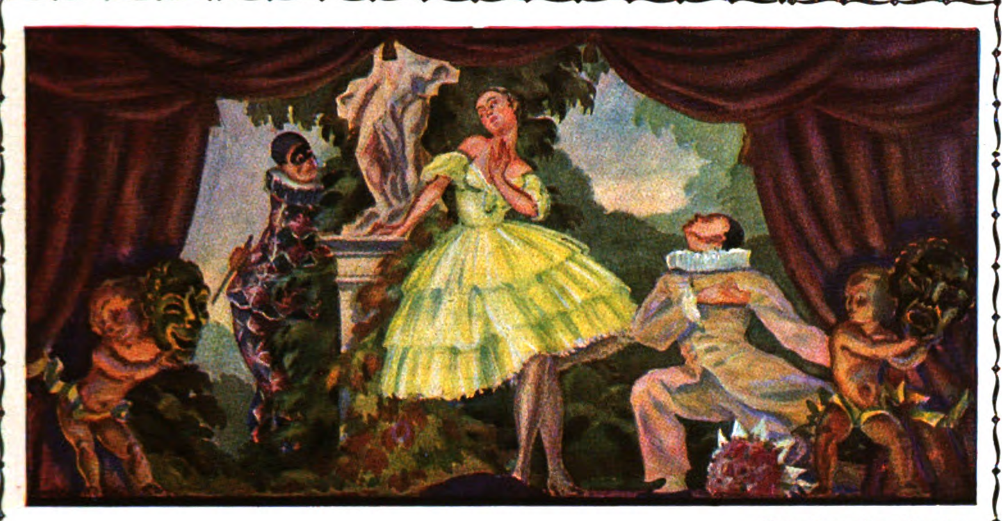
Und du meine Arme sehnig und gesund.
Komm, wir sind der Menschen Betteldinge
los.
Wundergärten blühn in unserm Schoß!
Und das Erdenschicksal, Gottes starkes
Tier,
Will bezwungen sein von dir und mir,
Liebling, dir und mir.

Komm, o komme du!
Sieh, die Himmel blau'n unendlich weit,
Herznah blüht des Waldes brüderliche Einsamkeit,
Süßerklingend tönt der Wald, durchglüht von grünem Erdeblut,
Heilig wachsen wir mit Gras und Kraut, wenn Leib an Leib darinnen ruht —
— Komm, wir lösen von den Füßen ab der Werkwelt Alltagsschuh,
Fruchtbar zeugende Schöpferkraft erneut die Welt in stillster Ruh.
Braut, o komme, komme du!

Neues Leben wird!
Sieh, ich bin erneut, bin Ackersmann und Hirt,
Scholl' auf Scholle brach ich, Wiese blüht, die Frucht
Des Weizens wogt, ein golden Meer in grüner Bucht,
Segnend fiel in meinen Schweiß des Himmels Tau;
Ernte reift aus meinen Händen hoch, geliebte Frau.
Frau, für dich sinkt Garb' um Garbe, wenn die Sichel sirrt,
Komm, o komme, neues Leben wird.

O, Geliebte mein,
Meine Freunde: Wolken, Bäume, warten dein,
Tauben, die ich zähmte, gurren längst nach dir,
Vogelruf lockt zärtlich aus dem Laubgewirr.
Hirsche äsend unser Haus umstehn,
Mit den Rehen werden unsere Kinder spielen gehn ...

O — du kommst? Nun bring' ich dich ins neue Land!
Segne meines Herdfeuers heiligen Brand.
Schenke mir mein Glück aus deiner Hand!



Aquarell von Hans Beyerlein

Erster Frühlingstag. Von Alfons Paquet

Heut lockt das frische Grün
Und die kühle Himmelsbläue
Alle zu den Birnenbäumen,
Zu den Hügeln vor die Stadt.

Zwar, die Gärten sind noch braun.
Doch die Beete sind gehäufelt.
Dicht und saftig steht der Lauch,
Und nach Veilchen riecht die Luft.

Durch das Loch im Gartenzaune
Scheint die warme Frühlingssonne,
Daß das Gras entzündet ist,
Gelb, wie Sonnenblumenblätter.

Seht die Kleinen auf der Wiese!
Ihre Rufe, ihre Bälle
Springen wie Champagnerpfropfen,
Und im Schilfe regen sich
Kleine leichte Silberwellen.

Frauen gehn die Uferpfade,
Lächeln früher Liebestage.
Und auf jener Hügelwelle,
Die das weite Land erblickt,
Sinnend seht den alten Knaben.
Denn der Weise macht im Frühling
Seine Pläne für das ganze Jahr.



Kurzes Glück
Von Frida Schanz

Sie weiß, es kann nicht dauern.
Sie weiß, daß es bald verweht.
Sie lebt unter seligen Schauern,
Jede Stunde wie ein Gebet.

Sie strahlt von Geben und
Güte.
Sie empfindet mit feiner Glut
Das feine Glück einer Blüte,
Auf der ein Schmetterling
ruht.



Goldregen. Von Karl von Berlepsch

Halt ein, du hohe Zeit! Ihr goldnen Büsche,
Verschüttet nicht das tropfende Geschmeid'.
Ihr Dolden, düfteschwer in trunkner Frische,
Verschenkt nicht eure Bienensüßigkeit!
Lichtgrüne Höhn, bewahrt den samtnen Schimmer,
Die zarte Jugend haltet zärtlich fest!
Ihr, in der blauen Luft, geliebte Schwimmer,
Mit Jubelton baut ewig euer Nest!
Ach, hütet euren Himmelsüberschwang, —
Der Morgen ist so kurz — der Tag so lang!
— Es wird noch heiß um eure Häupter sein! —

Ich mag der Uhren harten Schlag nicht hören,
Die fremdes Gut vergeben reuelos,
Der Glanz der Fernen soll mein Herz betören,
Und taub und stumm wird meine Seele groß,
Ich will nichts Krankes sehn und nichts Gemeines,
Verhaßt ist mir der Streit nach Recht und Zunft,
Ich will in einem Becher roten Weines
Ertrinken meine sterbende Vernunft. —
Und wenn du von Entsagen sprichst zur Stund',
Mit Küssen schließ' ich deinen strengen Mund! —
Es wird noch heiß um unsre Tage sein!



Am Teich. Ölstudie von Ernst Müller-Bernburg

Der Prophet des Untergangs

Von Prof. Dr. Kurt Breysig

Nur die munteren Stets-Fertigen, die auf der obersten Oberfläche der Zeit behaglich plätschern und denen die Addition Expressionismus, Aktivismus, Bolschewismus etwa die Summe der Gegenwart bedeutet, wähnen, daß Nietzsches auf Geist und Willen nun schon der zweiten Generation einstrahlende Wirkung heut erloschen sei. Im inneren Sinn kann davon mit keinem Worte die Rede sein, denn seit dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, d. h. seit dem Eingreifen dieser Wirkung setzt in den Gewässern der Tiefe eine irgendwie individualistische Gegenströmung gegen den Sozialismus ein, die ihm vermutlich weit mehr als irgendeines der Schutz- und Stauwerke überlieferter Staatsgesinnung Eintrag getan haben. Denn von diesen werden unter den Nachwachsenden nur die nach rückwärts Gewandten, d. h. schon eben nicht die Starken erfaßt, die aller Jugendart nach an sich viel lieber einer neuen eigenen unbekannten und doch ersehnten Zukunft sich entgegenrecken. Es ist nicht abzusehen, wieviel halt- und gedankenloser sich die Zeit dem marxistischen Begehren der breit vorwärts stürmenden Massen hingegeben haben würde, wenn diese malstromstarke Kraft aus der Tiefe sie nicht auch an sich gerissen hätte.

Doch auch in einem viel engeren Sinn ist der Reiz des Zauberers aus Zarathustras Land noch nicht ermattet. Alle die jüngeren Eiferer, die mit dem Tonfall sieghafter Unwiderlegbarkeit vor ihre Zeit hintreten und ihr auf drei bis sechshundert Seiten auseinandersetzen, woran sie kranke und welche Arzenei allein ihr helfen könne, sind für den nicht immer gerechtfertigten Mut ihres Unternehmens, und zumeist für jede Fügung ihrer Worte Befeuerte von Nietzsches Gnaden.

In diese Reihe gehört der neueste Prophet des gebildeten Deutschlands, der Verkünder der Lehre vom Untergang des Abendlandes. Aber Spengler hat vor den meisten jener Nietzsche-Jünger den Vorzug, daß er über einen großen Besitz eigener, wenn auch nicht immer zuverlässiger Gedanken verfügt und vor allem, daß er zu den Glücklichen — oder Unglücklichen! — gehört, die auch eine Fülle geistreicher Einzelbeobachtungen oder Einzelerörterungen lediglich unter das Gebot von ein oder zwei sehr leicht faßlichen Losungen zu stellen verstehen. Kommt nun eine solche Losung den intimsten, wenngleich gewiß nicht besten Instinkten einer Zeit entgegen, wie zum mindesten die eine der von Spengler ausgegebenen, und zwar gerade die das Leben angehende: Marine besser als Malerei, Technik besser als Lyrik, Kultur ist überflüssig, es lebe die Zivilisation — wessen Mund so übergeht von dem, wovon das Herz der Zeit voll ist, wie sollte dem der Beifall der Zehntausende nicht sicher sein, vorzüglich dann, wenn er um dieses der Tat nach wahrlich nicht neue Feldgeschrei zu stützen Geistreiches zu sagen und in einer durchaus fortreißenden Weise vorzutragen weiß.

Man sieht, Spengler steht in einem doppelten und sehr gegensätzlichen Verhältnis zu Nietzsche: Gebärde und Tonfall seiner Rede und ein gut Teil ihrer überredenden Kraft trägt er von ihm zu Lehen; das Feldgeschrei, das er ausgibt, würde keinen härteren Verurteiler, keinen unerbittlicheren Richter finden als Nietzsche.

Doch bevor von dem Ziel des Spenglerschen Buches gesprochen werden kann, muß von dem Wege die Rede sein, auf dem er zu diesem Ziele gelangen will. Ihn kennzeichnet die zweite Überschrift, die er seinem Buche gegeben hat: Umrisse zu einer Morphologie der Weltgeschichte. Vor allen heutigen Kulturpredigern hat Spengler den Vorzug, daß er seiner Losung den im Vergleich viel festeren Unterbau einer erfahrungswissenschaftlichen Grundlage gibt.

Diese Grundlage wird zunächst zu prüfen und zu werten sein: denn es könnte sein, daß ihr ein ganz anderes Urteil zuzumessen wäre, als dem krönenden Bestandteil der ausgegebenen Kulturlosung. Man wird für ein solches Urteil den Boden am zweckdienlichsten dadurch vorbereiten, daß zunächst von dem Stande der Geschichtsforschung Bericht erstattet wird, den Spengler antraf, als er seine neue Formenlehre der Weltgeschichte entwarf.

Es kommt hier an auf eine Sehweise, die da bricht mit der starren Ordnung des geschichtlichen Stoffes nach der Zeitfolge und nach dem Bestande der Überlieferung. Es ist vor allem das alte Schema Altertum—Mittelalter—Neuzeit, das zerbrochen und beiseite geworfen werden mußte. Es ist zum zweiten das Monopol, das dem ganz begrenzten westasiatisch-nordostafrikanisch-europäischen Kulturkreise noch von Ranke und unter seinem Einfluß von den meisten Geschichtsschreibern als dem Schauplatz der eigentlichen Weltgeschichte zugeteilt wurde und mit dem gebrochen werden mußte. Man kann nun ganz gewiß nicht sagen, daß in Deutschland die Geschichtswissenschaft, d. h. die Gesamtheit der berufsmäßigen Geschichtsforscher von diesen beiden Zwängen überlieferter Sehweise sich losgesagt habe. Aber ebensowenig hat es an sehr ernsthaften und intensiven Versuchen gefehlt, einer in beiden Beziehungen völlig fessellosen und vor allem von überliefertem Vorurteil befreiten An-

schauung zum Siege zu verhelfen. Darüber Aussagen zu machen, ist der hier schreibt insofern eigens befugt, als er in immer neuen Ansätzen von 1896 bis 1908 bemüht gewesen ist, in diesem Sinne zu wirken. Es wurde zuerst die europäische Geschichte in drei parallele Reihen, die griechische, die römische, die germanisch-romanische, zerspalten und in jeder von ihr die Abfolge ungefähr gleicher Stufenalter, der Urzeit, des frühen und des späten Mittelalters, der neueren und der neuesten Zeit nachgewiesen. Der gleiche Grundplan erwies sich als brauchbar für eine Einordnung auch aller außereuropäischer Weltgeschichte und so wurde von 1904 ab dieser erweiterte Grundriß verfochten und an den Bau einer ganz übereuropäischen Geschichte der Menschheit Hand angelegt, wenigstens für die Urzeitvölker roter Rasse. Es war möglich an einem einzelnen Beispiel, der wachsenden Gottesgestalt der Urzeit, Bauähnlichkeiten, von den Indianern des amerikanischen Nordosten bis zu Indern, Babyloniern, Ägyptern, Griechen und Germanen, bis hinauf zu der Gipfelgestalt des altjüdischen Jahve nachzuweisen, in einer tieferen Ebene einige Grundformen des ältesten, Familie und Staat noch in eines ziehenden Gesellschaftsbildes, des Geschlechterstaats von Indianern, Australiern, Negern bis zu Japanern, Griechen, Römern, Kelten, Slawen zu verfolgen. Eine Fülle von ähnlichen Erträgen vergleichender Forschung zu veröffentlichen, war noch die Stunde nicht gekommen. In anderer Form, etwa in Vorlesungen, sind sie seit einem halben Menschenalter mannigfach mitgeteilt worden.

Lamprecht, der doch durch die freie und weite Art seiner Verschmelzung von Staats- und Geistesgeschichte die Durchschneidung aller, auch der ihn selbst noch nicht drückenden Fesseln der gelehrten Überlieferung erst möglich gemacht hat, hat sich jahrzehntelang an der Arbeit der vergleichenden Geschichte nicht beteiligt. Aber die deutsche Geschichte, die er seit 1884 schrieb, war ihrer innersten Anlage nach insofern schon eine Abweichung von dem Grundgesetz der reinen Zeitfolge, als sie an die Stelle der überlieferten Zeitabschnitte eine Abfolge von Entwicklungszuständen setzt, die ihrerseits von innen her charakterisiert und zueinander in das Verhältnis einer wenngleich nicht ganz fest zusammenhängenden Reihe gebracht waren. Man wird sagen dürfen, soweit innerhalb der Einzelgeschichte eines bestimmten Volkes es möglich war, die Verwendung seiner Entwicklungsabschnitte für eine allgemeine und vergleichende Geschichte vorzubereiten, ist es hier geschehen. Lamprecht zog hieraus selbst die Folgerung, daß er von einem gewissen Zeitpunkt ab (1902), in den nunmehr eingeschlagenen Weg einbiegend, den Satz aufstellte, die von ihm gefundenen Entwicklungsstufen des deutschen Volkes seien für alle Völker des Erdballes gültig. Doch ist er über diese Aufstellung einer lehrhaften Forderung und die ganz umrißhafte Andeutung eines Weltgeschichtsplanes in einer kurzen Abhandlung (1909) nicht hinausgekommen. Werktätigen Anteil an der Arbeit der vergleichenden Geschichtsforschung hat er nicht nehmen können: nur eine Vorbereitung auf die große Arbeit, der er seinen Lebensabend widmen wollte, hat er (1914, auf der Leipziger Buchausstellung) gezeigt: eine Sammlung von Lichtbildern zu einer vergleichenden Urgeschichte der Kunst. Von dem Werk selbst ist meines Wissens nichts vollendet worden: ein unersetzlicher, nie genug auszuklagender Verlust für die Wissenschaft von der Vergangenheit des Menschen.

Die begrifflich notwendige Krönung aller Versuche wahrhaft freier Geschichtsforschung im Sinne vergleichender Entwicklungsgeschichte wird immer eine Geschichtswissenschaft allgemeinster Ebene sein müssen, die über den Zeiten und über den Völkern die Formen des geschichtlichen Werdens als solchen feststellt. Der hier berichtet hat Aufgabe und Amt einer solchen Geschichtslehre (1908) umrissen und ist seit Jahren beschäftigt, den dort aufgestellten Plan auszuführen, wenn auch gewiß nur erst andeutungs- und versuchsweise. Lamprechts ist auch in diesem Zusammenhang zu gedenken; im Vorbeigehen hat er doch auch schon Aufgaben dieser Art angerührt: sein Versuch über die Mechanik der Übergangszeitalter zu handeln (1905), stützt sich noch kaum auf eine breitere Grundlage als die deutsche Geschichte der Gegenwart und wird auch schwerlich in seinem Sinne weiter ausgeführt werden, da in den Anfängen einer Wissenschaft kein Forscher auf das Königsrecht einer Arbeit, selbst das Gesetz zu finden, verzichten wird. Aber aus der Geschichte der Geschichtslehre ist dieser Versuch ebensowenig fortzudenken, wie der älteste und erlauchteste dieser Art: der den Hegel machte, um für den Übergang von einem zu dem anderen der Stufenalter, die er seinen Geist der Menschheit durchschreiten ließ, Regeln aufzustellen.

Vor diesen Bestand wissenschaftlicher Erkenntnis oder sagen wir richtiger Erkenntnisstrebens war Spengler gestellt, als er sein Buch schrieb. Wer an diesem Forschungskreise Anteil nimmt, ist gespannt zu vernehmen, in welches Verhältnis der Verfasser, der die Lösung einer so großen Aufgabe schon auf dem Titelblatt seines Werkes vorsieht, zu diesen Ergebnissen tritt.

Die Antwort, die Spengler selbst auf diese stille Frage zu erteilen nicht müde wird, ist doch erstaunlich. Er beginnt sein Werk damit, daß er gütig lächelnd erklärt, mit diesem Gegenstand habe sich bisher — leider und unbegreiflicherweise — noch niemand befaßt. Alles also was im Sinne einer vergleichenden Formenlehre des geschichtlichen Werdens gearbeitet worden ist, erklärt er für nicht vorhanden. Dies getan, setzt er zunächst auseinander, die alte Einteilung der europäischen Geschichte in Altertum, Mittelalter, Neuzeit

sei überlebt und aufzugeben, zwischen der griechisch-römischen und der neuen europäischen Geschichte beständen bedeutende Parallelen, eine Reihe gleichbleibender Entwicklungsalter müsse für alle Kulturvölker, auch die außereuropäischen, festgesetzt werden, es müsse eine von dem starren Gesetz der Zeitfolge befreite Morphologie der geschichtlichen Zustände, also der Entwicklungsalter, gefunden werden. Und so fort. Man sieht, der Verfasser wird nicht müde, längst gesicherte oder wenigstens geltend gemachte Besitztümer der Forschung als neueste Entdeckungen seines Geistes vorzulegen. Man wird sagen dürfen, diese in Wahrheit schon vorhandenen Auffassungen bilden den Grundstock seines Werkes, vor allem deswegen, weil sie auch die Unterlage für die von ihm aufgegebene Lebenslosung ist: Verzicht auf Kultur, Ausbau einer möglichst mechanistischen Zivilisation.

Quisquis praesumitur bonus . . .

Es liegt nicht der leiseste Anlaß dafür vor anzunehmen, daß Spengler hier geistige Abhängigkeiten, von denen er weiß, absichtlich verbirgt. Es ist möglich, daß die entscheidenden älteren Erkenntnisse durch einige der tausend möglichen Kanäle des Gesprächs, des Zeitungsaufsatzes oder sonstwie zu ihm gelangt sind und von ihm, wie eigene, weiter benutzt und geformt sind. Es ist schließlich auch möglich, wenngleich am wenigsten wahrscheinlich, daß er sie alle wirklich auf eigenem Wege und so wenigstens für sich neu, wenn auch für die übrige Welt einigermaßen post festum entdeckt hat. Erstaunlich an dem ganzen Vorgang ist nur die Naivität seiner Verkündung, wie ursprünglich und — nebenher — wie unermeßlich bedeutend diese Entdeckungen seien. Wäre Spengler ein Forscher — was er gewiß nicht ist — so müßte man von befremdlicher Unwissenheit in diesem Betracht sprechen. Da er dies weder ist noch sein will, sondern halb Liebhaber, halb Kopernikus — das ist der ihm geläufigste von den Ehrentiteln, mit denen er sich selbst, häufig genug, bedenkt — so mag er als oberstes Gesetz seines Tuns für sich in Anspruch nehmen, daß er nur zu wissen braucht, was ihm zu wissen Lust macht.

Zuletzt geht uns andere der ganze Sachverhalt kaum an, so wenig wie die Geschmacksrichtung, aus der heraus Spengler sich selbst und sein Werk seinen Lesern in immer neuen, immer lauteren Fanfarenstößen anzupreisen bedacht ist. Gefällt es ihm, Gedanken, die längst vor ihm gedacht worden sind, als Großtat seiner denkerischen Schöpferkraft auszurufen oder unablässig sich seinen Lesern anzurühmen, so ist das letzten Endes seine Angelegenheit und sein Schaden. Ein öffentliches Interesse besteht nur daran, daß diese unerfreulichen Formen literarischer Gebärde nicht noch weiter nachgeahmt werden.

In Ausführungen und Ausfüllung der angedeuteten Grundgedanken ist Spengler mit unbezweifelbarer Selbständigkeit vorgegangen. Aber, mich dünkt, hier wird das Bild eher noch unerfreulicher. In den vergleichenden Tafeln zur Weltgeschichte, in die Spengler eine sehr übersichtliche Zusammenfassung seiner vergleichenden Formenlehre eingeordnet hat, ist ein Grundstock der Vergleichung zwischen alt- und neueuropäischer Geschichte unumstößlich, aber er ist lediglich Ausführung der Spengler nicht eigentümlichen Grundgedanken. So wenn griechische und germanisch-romanische neueste Zeit einander im einzelnen angeglichen werden. Aber Spengler ist sehr bereit, auch hier durch die ganz unbeherrschte Willkür eines hilflosen Kollektivismus allen Eindruck zu zerstören. Er stellt Luther, Zwingli und Calvin mit der Dionysosverehrung und den orphischen Diensten auf eine Linie. Luther und Dionysos: ich glaube hier ist der Grenzpunkt dessen, was menschliche Kreatur noch anzuhören erträgt, erreicht, oder im Grunde überschritten. Hier beginnt schon die körperliche Übelkeit als Reaktion. An dieser Stelle wäre es Herrn Spengler zuträglicher gewesen, die Nichtoriginalität seiner ersten Gedanken noch etwas länger festzuhalten: er hätte dann leicht lernen können, daß wenn man den unmißdeutbaren Anzeichen der staatlichen Entwicklungseinschnitte folgend, die Grenze zwischen altgriechischem Mittelalter und altgriechischer Neuzeit etwa bei 510 setzt, d. h. bei dem Ende der athenischen Tyrannis, dann die mystischen Dienste und Anschauungen sich richtig als spätmittelalterlich darstellen und innerhalb des neueuropäischen Weltalters mit Meister Eckehart und den Seinen verglichen werden müssen. Auch dann spiegelt sich in dieser Zuordnung noch aller Gegensatz hellenischer Heiterkeit und Sinnenstärke zu germanischer traumtiefer Wucht, aber dieser Gegensatz ist das überverstandesmäßige, das die beiden geistestiefsten Volkstümer der Menschheit durch Abgründe trennt; eine Kluft, die keinem dieser begriffsmäßig abgepaßten und deshalb an sich mechanischen Ordnungsversuche zu überbrücken oder gar zu verstecken möglich oder nur verstattet sein soll.

Ein minder greller Mißgriff, doch an sich kaum hinzunehmen, ist die Zuweisung aller irgendwie glaubensmäßigen, außerverstandesmäßigen Regungen der Kaiserzeit an eine von Spengler schlechthin fingierte arabische Frühzeit. Von allen anderen Unmöglichkeiten abgesehen, wird hier die Gleichung Plotin gleich Meister Eckehart herbeigeführt, die in sich unzulässig ist. Spengler verschüttet hier einen der wertvollsten Erträge der vergleichenden Weltgeschichte des Glaubens wieder: die Erkenntnis, daß die dritte Mystik einer neuesten Zeit, für die Plotin den klassischen Fall, Görres, Rohmer und die anderen auf unserer Seite, in der neuesten Zeit des germanischen Weltalters den Beleg darbieten. An sich kein Wunder, da ja Spengler von der ersten Mystik, der der Urzeit, dem tiefsten Brunnen aller Glaubensströme bis an unsere glaubensschwachen Zeiten hinein nicht

die leiseste Kunde hat. Aber Meister Eckehart mit Plotin zu vergleichen ist ebenso weise, als wollte man Homer mit Jordans Nibelungen zusammenstellen oder Tauler mit Schelling.

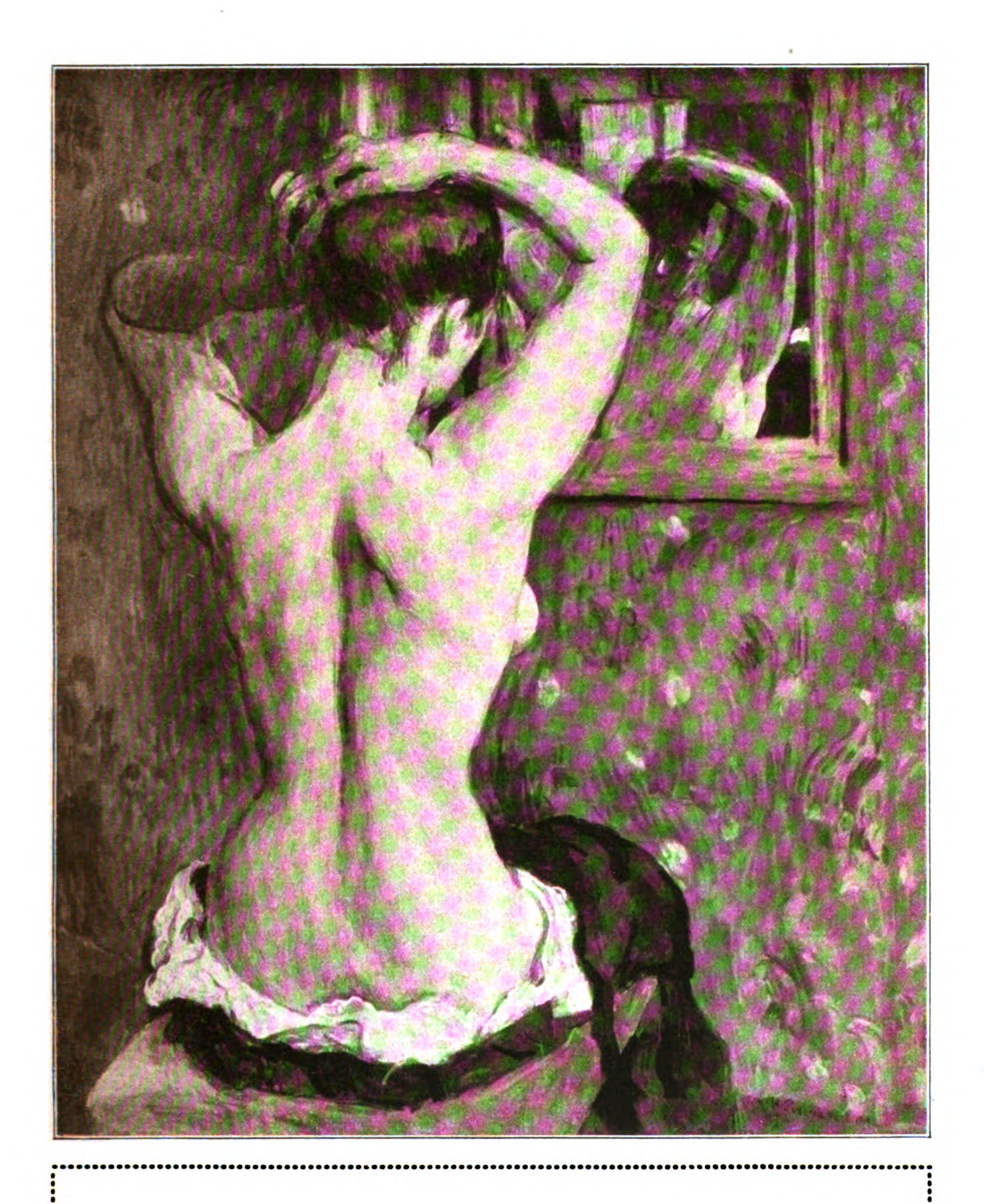
Bei der Anlage seiner griechisch-germanischen Stufengleichungen in der Reihe der staatlichen Entwicklung wird Spengler, sei es durch unbewußte Einwirkung älterer und sicherer Forschungen, sei es durch die minder leicht zu mißdeutende Widerstandskraft staatlich-gesellschaftlicher Gebilde vor den ärgsten Verfehlungen bewahrt. Daß sein Hammer gleichwohl oft genug dicht neben dem Kopf des Nagels niederfährt, läßt sich ihm dennoch leicht genug nachweisen. So entgeht ihm die völlig ungezwungene Zusammengehörigkeit der beiderseits spätmittelalterlichen Tyrannisverfassungen von Stadtstaaten im alteuropäischen Griechenland dort, im neueuropäischen Italien hier, und er gelangt zu der ganz unmöglichen Angleichung von Richelieu, Wallenstein und Cromwell an die griechischen Tyrannen. Weder das Hausmeiertum des einen, noch das erstrebte oder erreichte Königtum der beiden anderen hat mit den Baueigenschaften der Tyrannis auch nur das mindeste zu schaffen. Zuweilen aber verwirrt Spengler auch die großen Kulturanteile von Griechen hier, Germanen dort auf das grundsätzlichste und unerträglichste. So wenn er in seiner überaus pomphaft auftretenden Diatribe auf den apollinischen Grundzug hellenischer, den faustischen germanischer Geistigkeit an zweiter und innerlich bedeutendster Stelle als Eigenbesitz des germanischen Glaubens die katholisch-protestantische Dogmatik anpreist. Vielleicht greift Herr Spengler zu einem Hilfsbuch für den Religionsunterricht auf den höheren Gymnasialklassen und überzeugt sich dort, daß jene Dogmatik im Jahre 430, dem Todesjahre Augustins, in allem Wesentlichen ihrer Bestandteile vollendet war. Haben die Väter der vier frühchristlichen Jahrhunderte vielleicht Faustens Geist vorweggenommen?

Ganz unklar und verschwommen bleibt bei Spengler das Verhältnis der altrömischen zur altgriechischen Entwicklungsreihe. Er übersieht völlig den Parallelismus ihrer einzelnen Wegstrecken, der, wie begreiflich, noch viel enger und strenger ist, als alle Gleichläufigkeiten griechischer und germanischer Entwicklungslinien. Seine Tafeln schweigen von der Geistesgeschichte der Römer — aus leicht erratbaren Gründen — ganz, übergehen, aus innerlich unerfindlichen Gründen, alle frühen Entwicklungsalter der Römer und lassen von dem — für Rom ganz unerheblichen — Zeitpunkt der Eroberung Griechenlands ab die griechische Geschichte stillschweigend in die römische übergehen. Mit welchem Recht?

Vollends ins Bodenlose gerät Spengler mit seinen außereuropäischen Parallelen. Schon die Gleichung zwischen der Ausbildung des olympischen Götterkreises und den ersten drei Jahrhunderten des Christentums ist nur möglich bei schlechthin unerträglicher Verkennung des greisenspäten Grundwesens aller paulinischen und nachpaulinischen Lehren, d. h. von den Evangelien ab aller Schriften des Neuen Testaments. Einen ebenso starken Widersinn enthält die Gleichsetzung zwischen Mohammed und — man traut seinen Augen nicht — den englischen Puritanern von 1620 ab. Der sehr augenfällige Zug verstandesdürrer Nüchternheit in Mohammed und seinen Folgern kann doch diese in Wahrheit ungemein oberflächliche Zuordnung nicht rechtfertigen. Käme es darauf allein an, so könnte Spengler noch manch Volk auf Erden in dies Puritanerfach einräumen: z. B. die Chinesen des Konfutse. Völlig mißgriffen ist die Stufenteilung der indischen Geschichte. Noch die Lehre Buddhas trägt alle entscheidenden Stufenmerkmale mittelalterlicher Mystik an sich, ganz abgesehen von dem ebenso mittelalterlichen Staats- und Gesellschaftszustand des damaligen Indiens. Dem Sehen Spenglers aber erscheint Buddha als eine Gestalt von Rang und Art des 19. Jahrhunderts.

Doch wird auch dieses Wahngebilde noch übertroffen durch die Behandlung Ägyptens. Hier feiert Spenglers fröhlich und sorglos fabulierender Dilettantismus Saturnalien. Die ägyptische Geschichte, die zwar ähnlich wie die ihr in manchem Betracht nahe chinesische, in der Reihe ihrer staatlichen Entwicklung mehrere, wie ich sie zu nennen vorgeschlagen habe, falsche Mittelalter aufweist, trägt bis zu ihrem Ende unter dem Joch römischer Weltherrschaft den unverkennbaren Stempel der Altertumsstufe, der archaischen, d. h. etwa mykenischen, etwa karolingischen und jedenfalls assyrisch-babylonisch-chinesischen Despotie. Spengler aber bringt in ihr alle Entwicklungsalter, die nur Griechen, Römer, Germanen, Romanen durchlebt haben, unter. Er setzt von 1788 bis 1180 vor Beginn unserer Zeitrechnung eine Zeit der Revolutionen und des Militärregiments an, die der großen französischen Revolution entspricht. Der Leser hat das Gefühl, daß er von Glück zu sagen hat, wenn Spengler nicht auch noch einen der Pharaonen dieser Zeit, etwa Neferhotep I. mit Napoleonmaske als Imperator auftreten läßt. Der Pyramidenbauer Ramses II. steht nicht etwa mit dem 19. Jahrhundert auf gleicher Ebene, sondern erst um 2200 wird das heutige Europa den Zustand seiner Zeit erreichen. Höher kann der Aberwitz nicht getrieben werden; Spengler erreicht hier den Tiefstand eines wissenschaftlichen Witzblattes und macht aus dem edlen Amt vergleichender Menschheitsgeschichte ein Spott- und Zerrbild. Am erstaunlichsten ist vielleicht, daß er seine delirierende Phantasie auf so dürrer Heide umherirren läßt. Denn er selbst wird kaum behaupten können, daß aus diesen langweiligen Konstruktionen auch nur der geringste Ertrag zu erhoffen ist.

Die deutsche Leserwelt aber hat eine Feuer-



Akt
Gemälde von Prof. Hans Purrmann

probe von Duldsamkeit bestanden, da sie diese Dinge geduldig hinnahm. Seit Müller-Lyers berüchtigten Kulturstammbäumen, in denen das Klavier als technologisches Urenkelkind des Drillbohrers auftritt, ist ihr so ausbündige Narrheit kaum je geboten worden. Dieses Seiltänzerkunststück, mit dem Spengler seinen Gegnern die Mühsal, eine Karikatur von seiner Forschungsweise zu entwerfen, abgenommen hat, ist deshalb noch eigens verwunderlich, weil es so langweilig ist Es ist nicht wie hundert andere Gedanken Spenglers ein geistreicher, wenn auch falscher Einfall, sondern es entspringt nur der pedantischen Absicht, einen an sich falschen — und schon an seinem Teil unfruchtbaren Grundgedanken durch ein Strebewerk von fast durchweg aus der Luft gegriffenen Einzelheiten zu stützen.

Man vergebe mir, wenn ich hier ein wenig ungeduldig werde. Man fühlt mir vielleicht ein wenig das besondere persönliche Verhältnis nach, das ich zu diesen Dingen habe und aus dem heraus ich leichter über sie zu eifern beginne, als andere Ich habe mir bei Ausgestaltung auch der lediglich programmatischen Grund- und Aufrisse für die vergleichende Menschheitsgeschichte, wie ich sie sehe, nie gestattet, in Einzelheiten des Vergleichs einzugehen, aus dem Gedanken heraus, daß dann erst der Tragfähigkeit des Grundplanes Belastungen zugemutet werden, die er seiner innersten Natur nach nicht erträgt. Und nun sehe ich in diese Gespinste, die nur weitmaschig und oft wie Spitzen hingehaucht sein dürfen, von einer nichts weniger als geübten Hand hier plumpe Selbstverständlichkeiten, dort grobbackige Irrtümer eingedrängt, die die Forschungsweise als solche, auch wenn sie, wie ich mir zum obersten Gesetz machte, mit fühlender Vorsicht gehandhabt wird, um allen Kredit zu bringen vermögen.

Über die geistigen Ursachen, die in Spenglers Fächerbau die Fehlerquellen bilden mögen, ist nicht meine Absicht zu sprechen. Nur das eine sei angedeutet: nur einen Weg gibt es, zu festen Einschnittlinien zwischen den Zeitaltern zu gelangen, wenn alle Entwicklung, die des handelnden wie des schauenden Lebens, in eines geschlossen wird und für beide eine Teilung durchgeführt wird. Dabei ist es dann freilich nicht möglich, innerhalb einer Überschau einmal für Staat und Kunst Ägypten, dann für das Denken Indien in ein und derselben Spalte auftreten zu lassen.

Jenseits aller Stufungen und Stufengleichungen, die ja recht eigentlich nur den Rahmen äußerer und innerer Ordnung um den Werdegang der Menschheit schließen, ergeben sich erst die höheren und höchsten Aufgaben reiner Geschichtslehre, von denen Spengler nichts weiß oder über die er, wenn er sie einmal, gewiß nicht in folgerichtigem Erschließen, sondern mehr in zufälligem Aufstören streift, unsagbar billige Leitsätze aufstellt, wie: Natur und Geschichte sind ihrem Wesen nach einander entgegengesetzt. oder: die Geschichte kennt keine Wiederholungen. Von allen diesen Dingen ernstlicher und umfassender zu sprechen, als Spengler es tut oder auch nur zu tun willens ist, ist nicht jetzt die Stunde. Und wie sollte man auf den Gedanken kommen, über das tausendfach gefaltete, hundertfach verflochtene Problem Verursachtheit und Geschichte sich mit Herrn Spengler zu unterhalten, der dafür die ungemein einfache Lösung bereit hält: Geschichte hat keine Kausalität: die Kausalität gehört in das Dezernat der Naturwissenschaften. Wer mit so einfachen Tröstungen vorliebnimmt, der verlegt sich den Weg zu allem, aber auch allem Forschen nach Sinn und Wesen des geschichtlichen Werdens. Er nimmt nicht nur nicht teil an dem Trachten nach diesen Erkenntnissen, sondern er schließt sich ein für allemal aus von der letzten und höchsten Form geschichtlichen Forschens.

Aber die leitende Vorstellung in Spenglers Erörterung soll hier noch einen Augenblick lang beleuchtet werden. Nachdem Spengler nacheinander die Wiederholung und die Ursachenverkettung in der Geschichte mit zwei Schlägen seiner Streitaxt getötet hat, sieht er sich veranlaßt, auf der etwas leer gewordenen Bühne seiner Geschichtsphilosophie ein neues Standbild aufzurichten: es ist das Schicksal. Doch ich vermute, allen, außer Spengler selbst, wird ewig verborgen bleiben, welcher Erkenntniswert diesem neuen Funde zukommt.

Schon der Begriff Schicksal gehört seinem innersten Wesen, seiner geschichtlichen Entstehung, seiner unsäglich viel häufigeren Anwendung nach dem Sondererleben des einzelnen an. Der Zufall, den Rümelin einmal als die Durchkreuzung zweier verschiedener Wirkungsketten erklärt hat, d. h. eben das dunkel Unerklärbare, waltet mit unvergleichlich viel brutalerer Macht über dem Ergehen des einzelnen, als etwa über dem von Völkern, Staaten, die Vielfachheit einer Durchkreuzung hebt sich in der Vielfachheit der Glieder einer großen Menschengemeinschaft zu einem sehr großen Teil wieder auf. Es ist die Frage, ob gegenüber dem Werdegang der Völker je der Schicksalsbegriff hätte aufkommen können. Vor allem aber ist er ein Erzeugnis dumpfer, dunkler Weltanschauungen, richtiger gesagt, Weltempfindungen. Sollen wir uns des Äschylos, sollen wir uns Wallensteins und Senis Augen künstlich einsetzen, um uns ebenso künstlich zu ihrer Sehweise zurückzuschrauben? Wie gerade Spengler, der unserer Zeit eine möglichst mechanistische Zivilisation anzunehmen und alle höhere Kultur aufzugeben rät, diese in Wahrheit vor drei Jahrhunderten zuletzt noch mögliche Kindermetaphysik anempfehlen kann, ist verwunderlich genug. Den hohen Namen des Äschylos wird man ohnehin nur mit Vorbehalt in diese Reihe stellen dürfen. Wie aber soll man seine Vorstellung vom

Schicksal aufrechterhalten, ohne die ganze Fülle seines Welt- und Götterglaubens. Wäre es nicht leere Pose, die eine ohne den anderen zu verkünden?

Und was heißt nun überhaupt Schicksal, als Schlüssel für die Erkenntnis geschichtlichen Werdens? Es birgt unter dem Mantel einer literarisch, ja selbst ästhetisch wirkungsvollen Benennung im Grunde nichts anderes als den kahlen Verzicht auf jede Erkenntnis des inneren Werdegangs menschlichen Geschehens. Der nüchtern-elementare Deskriptivismus einer nur chronikalischen Geschichtsschreibung triumphiert. Denn wenn der Forscher sich damit begnügt, alle Erklärung der Schichtung des Völker- und Menschengeschehens als Schicksal, Fügung hinzunehmen, wird er unzweifelhaft am zweckdienlichsten sich darauf beschränken, zu ermitteln, wie die Dinge eigentlich gewesen sind, nie aber danach forschen, wie sie geworden sind.

Wozu aber, fragt man, dient der ganze mühsam, wenn auch brüchig und schief genug zusammengekitterte Stufenbau von Spenglers eigener Lehre? Wenn alles Menschen-, Völker-, Staatenschicksal doch nur dunkel unerklärliche Fügung ist, wozu dient dann das Aufsuchen von Stufenähnlichkeiten in dem Bau der Einzelgeschichten der Völker, wenn hier nicht ein ganz anderes, und in irgendeinem Sinn begrifflich erkennbares Ordnungsprinzip vorausgesetzt wird?

Hier klafft ein Abgrund in Spenglers Beweisführung, über den es keine Brücke gibt. Er offenbart das innerste Wesen seiner Forschungsweise: seine unsicher tastende Hand greift nach allem Schimmernden, was ihr im Augenblick gefällt. Zuerst ist es der Gedanke der Stufung, der ein im tiefsten Grundsatz erkenntnismäßiger ist. Dann ist es wieder das Dunkel-Unbestimmte des Schicksalbegriffes, das ihn lockt: ein gänzlich Irrationales. Er vergißt ganz, daß er mit seiner Annahme alles bis dahin in seinem Buche Aufgebaute preisgibt, ja verleugnet. Die Zahl der kennzeichnenden Merkmale des wissenschaftlichen Dilettantismus in Spenglers geistigem Bild wird hierdurch erfüllt.

Die Kerneigenschaft, die ihnen allen zugrunde liegt, eine hochgradige Unfähigkeit, die tragenden Begriffe klar zu umreißen und stetig festzuhalten, tritt unübertroffen deutlich an diesem Ort zutage. In dem Gesetz, das nur der Natur zukommt, liegt, so erklärt Spengler die Notwendigkeit des Mathematischen, in dem Schicksal, das die Geschichte beherrscht, die Notwendigkeit des Tragischen. Noch unmöglicher kann man den Gedanken nicht von einer Begriffsebene auf eine andere, die zu ihr in durchaus keinem Verhältnis der Zuordnung steht, springen lassen. Man hat oft und mit Recht über Häckels Atomseele als dem Gipfel heutiger Begriffsverwirrung gescholten; hier wird er noch übertroffen.

Und mögen die Tausende von Spenglers Lesern, von seiner glitzernden Suada verführt, über diese und hundert andere Unmöglichkeiten hinweglesen, es ist unnötig, weil an sich klar verständlich, einem Denkenden auseinanderzusetzen, was an dieser Gegenübersetzung falsch und schief ist. Einmal aufmerksam gemacht, wird er es allzu leicht finden. Wieso ist Geschichte tragisch, wodurch wird Geschichte auch nur als unter dem dramatischen Gesetz stehend erwiesen und gesetzt den Fall, dies wäre möglich, so erwächst die Frage: und wenn in den Gesetzen der Tragödie, des Dramas Folgerichtigkeit waltet, kann sie eine andere sein, als die derselben Begrifflichkeit, aus der alle Mathematik erfließt? Heillose Zusammenwirrung von Begriffen im Vordergrund, eine leere petitio principii im Hintergrund, das ist der Inhalt dieser schillernden Sprache.

Ganz stumm bleibt auch in Spengler die Stimme des forscherlichen Gewissens nicht. Er erklärt einmal, daß ein Geschichtsforscher um so bedeutender ist, je weniger er der eigentlichen Wissenschaft angehört. An diesem seinem eigenen Maßstab gemessen, ist Spengler der bedeutendste Geschichtsforscher nicht der Gegenwart nur, nein aller Zeiten. Und das ist ja wohl auch seine Meinung. Ein anderes Monumentalwort Spenglerscher Prägung lautet: Natur soll man wissenschaftlich traktieren, über Geschichte soll man dichten; alles andere sind unreine Lösungen. Wem sollte, nach allem zuvor Gesagten, an Spenglers Dichtersendung in diesem Sinne noch ein Zweifel kommen und ich glaube, die Forschung hat keine Ursache, seinem Abzug in das Lager der Dichter gram zu sein. Nur erhebt sich die doppelte Frage, werden die Dichter ihn willkommen heißen und zum zweiten: wird irgendeine Instanz des Geistes Spenglers dichtende Wissenschaft, die weder an Tatsachen noch an Gebote der Begrifflichkeit sich binden will und doch Erkenntnis zu sein behauptet, als reine Lösung anerkennen?

⌘ ⌘ ⌘

Zuletzt ist traurig, was hier von Spengler dem Forscher gesagt werden mußte. Denn in Wahrheit tritt er doch als solcher auf, und alles, was er von notwendigem Dichtertum sagt, ist wie so vieles bei ihm bloße Redensart. Ein Mann glänzender — wenn auch nicht ursprünglicher — schriftstellerischer Begabung — an sich eine große Seltenheit im wissenschaftlichen Deutschland; dazu eine Geistigkeit von wundervoll leichtem Erfassen weitreichender Zusammenhänge, ein Überschauer und Zusammensetzer hohen Ranges, dies eine noch viel seltenere Seltenheit in unseren Tagen einer schwer gerüsteten aber seltsam engen Gelehrsamkeit; ein Forscher endlich, der darin allen heutigen und allen früheren Geschichtsschreibern überlegen ist, daß er über ein beneidenswertes Maß von mathematischen Kenntnissen verfügt, ein Vorzug, der ihn in den Stand

setzt, die Mathematik früherer Entwicklungsalter mit einer Sicherheit in Stufen zu staffeln und sie den Entwicklungsaltern des allgemeineren Erkennens zuzuordnen. Und ein Geist, in dem so viel eigentümliche Befähigungen zusammentreffen, verspielt den gar nicht gering anzuschlagenden Vorteil, den die Geschichte der Geschichtsforschung aus ihm ziehen könnte, zum allergrößten Teil, nur weil er nicht das Maß von Geduld und notwendiger Selbstzucht aufzubringen weiß, um den Früchten seines Baumes Zeit zum Wachsen und Reifen zu lassen, und weil er es vorzieht, den literarischen Effekt über die wissenschaftliche und das heißt doch auch die tiefere geistige Wirkung zu stellen. Und dieser Effekt sollte doch gerade ihm wahrlich zu billig sein, weil er ihm auch dann zu Gebote stehen würde, wenn er seinen Weg in viel hiebfesterer und schwererer Rüstung angetreten hätte.

Aber die Wissenschaft und die Erkenntnis sind standfeste Körper, die schon gefährlichere Angriffe ohne allen dauernden Schaden überstanden haben. Sie werden, was aus der Reibung mit Spenglers schweifenden Gedankengängen und noch mit seinen Irrtümern an Vorteil zu gewinnen ist, sich assimilieren unt einverleiben, und alle seine Wahngebilde schnell genug wieder ausscheiden.

Aber es ist noch eine zweite Anklage, die gegen Spengler erhoben werden muß. Sein Buch will ja nicht allein Geschichte sein, sondern auch Prophezeiung und, mehr, ein großer Lebensbefehl an die Zeit: diesen Weg in die Zukunft sollt ihr wählen. Den Übergang zu dieser Sendung, die er sich selbst erteilt, bahnt sich Spengler durch den Anspruch, den er für seine Geschichtsforschung erhebt, daß sie auch Philosophie sei, und zwar, da Spengler ungern andere als die lautesten Worte ausspricht, die einzige heut mögliche Philosophie. Mit welchem Recht, bleibt von Spengler ungesagt, und für seine Leser vollends unerforschlich. Bisher verstand man unter Philosophie die Lehre vom Sein und vom Sinn der Welt und von den Mitteln, sie zu erkennen. Zu diesem Kern alles Erkennens aber dringt Spengler gar nicht vor: immer wieder und wieder gibt er höchst problematische Deutungen der Menschheitsgeschichte, fast immer ebenso bestechlich, wie unstichhaltig. Wenn Spengler die Außenwerke der Erkenntnislehre berührt und etwa behauptet, die erste und zweite Dimension sei eine Sache der Empfindung, die dritte aber ein Gegenstand der Anschauung, so scheint mir Laien das ebenso kindhaftdilettantisch und unfruchtbar wie etwa die Unterscheidung des ewig gewordenen Raumes von der ewig werdenden Zeit. Doch müssen hier zuständigere Richter urteilen.

Die Lebensverkündung, um derentwillen Spengler seinem Buch die schwarzgalligdüstere Aufschrift gibt, hat mit diesem Umweg nichts zu schaffen. Sie steigt unmittelbar aus dem Stufenbau der europäischen Geschichte auf, auf dem Spengler all seine Geschichtsforschung aufrichtet.

Es ist die Vorstellung, daß unser Weltalter, das neueuropäische, wie ich es zu nennen gewohnt bin, heute die Wegstrecke erreicht und von ihr auch schon einen ersten Abschnitt zurückgelegt hat, den in der Entwicklungsreihe der Römer, Spengler behauptet der Antike überhaupt, die Kaiserzeit darstellt. Und weil mit ihr das Ende der römischen Kulturwelt gekommen war, so folgert Spengler, ist unserem Weltalter ebenfalls das Ende gekommen. Neu ist auch dieser Gedanke nicht: der hier Bericht erstattet, hat 1900 in den ersten zwei Nummern des Hamburger Lotsen alte und neue Imperialismen verglichen und in dieser Gedankenfolge die Frage aufgeworfen: ob nicht aus dem Tatbestand der hier sich aufdrängenden Parallele auf das Herannahen einer Völkerdämmerung auch für unsere Kulturwelt zu schließen sei. Diese Frage ist damals verneint worden; Spengler, der sie nun nach einem halben Menschenalter von neuem erörtert — selbstverständlich nicht ohne neue Fanfarenstöße ob der Außerordentlichkeit dieser geistigen Leistung — bejaht sie.

Man könnte meinen, an Nein und Ja sei bei einer Fragestellung, auf die die Antwort ehrlicherweise nichts anderes darstellen kann, als einen ersten tastenden Versuch der Ausziehung von Linien der Vergangenheit in die Zukunft hinein, nur im theoretischen Sinne gelegen. Spengler aber hängt die schwersten Gewichte einer Umwälzung alles Kulturwillens unserer Zeit an diese Entscheidung. Alle die seltsamen Losungen, die er ausgibt und von denen schon die Rede war, daß es jetzt an der Zeit sei, aller Kultur den Abschied zu geben und einer überwiegend technisch-mechanistischen Zivilisation mit Absicht und Hingabe allein noch Tür und Tor zu öffnen, gründet er auf die Richtigkeit dieser seiner Hypothese.

Daß es um eine solche sich handelt, dafür geht Spengler offenbar ganz das Bewußtsein ab. Denn da er auch im einzelnen weit mehr das für wahr und also auch geschichtlich — auf deutsch geschehen — zu halten geneigt ist, was ihm in die augenblicklich bevorzugte Sicht seiner Geschichtsbehauptungen zu passen scheint, als was für ihn, geschweige denn, was für andere erweislich wahr, d. h. also sozusagen wirklich geschehen ist, so wandelt sich ihm, was Vermutung ist, sogleich in Wirklichkeit.

Da aber, wenigstens in Spenglers Verbindung, die nur allzu aufmerksam aufgenommen worden ist, von der Sicherheit dieser an sich wissenschaftlichen Schlußfolgerung so lebenswichtige Forderungen abgeleitet werden, so muß gerade dieses Glied seiner Beweiskette um so gewissenhafter auf seine Festigkeit nachgeprüft werden.

Eine Frage ist es, mit deren Beantwortung die Entscheidung fällt. Der hier schreibt, ist nicht im mindestens geneigt, die Gleichläufigkeit der alt- und der neueuropäischen Entwicklungsalter anzufechten, um so weniger, als er sie selbst, nur vor zwanzig Jahren, behauptet hat.

Aber warum in aller Welt folgt aus ihr, daß unserem Kulturkreis die gleiche Völkerdämmerung droht wie der Antike?

Ganz ebenso, wie Spengler heute tut, habe ich 1900 die Möglichkeit ins Auge gefaßt, daß hier der Anfang von einem Ende erreicht sein könnte. Aber ich habe schon damals es als frivol bezeichnet, hier Einzelprognosen aufstellen zu wollen. Und ich habe gegen die allgemeine düstere Folgerungsmöglichkeit vornehmlich eine Gegenbeobachtung geltend gemacht, die schwer genug ins Gewicht fällt: daß die anti-imperialistische Gegenbewegung unserer Zeit so unvergleichlich viel stärker sei als die der griechischen Spät-, der römischen Kaiserzeit. Ich habe damals darauf hingewiesen, wie unvergleichlich viel stärker der Demokratismus und Sozialismus unserer Gegenwart sei, als alles, was man ihm aus der Antike zur Seite stellen könne.

„Dies alles," so wurde damals gesagt, „sind also Zeichen des Auf- und nicht des Niederganges. Aber freilich auf Frieden und kampflose Entwicklung deutet keines von ihnen. Je stärker der Imperialismus fortschreitet auf seiner Bahn, desto eher wird er mit dem viel leiser, aber vielleicht noch stetiger wachsenden Demokratismus zusammenstoßen müssen. Und eine Auseinandersetzung zwischen beiden scheint in Wahrheit das nächste Ziel der Entwicklung zu sein."

Auch an der Vorhersage einer neu-individualistischen im edeln Sinn anarchistischen Gegenströmung gegen die beiden heut miteinander ringenden Gewalten, von denen damals gesagt wurde, daß ihre Vorboten-Anzeichen erst am Horizont auftauchen, würde ich noch heute festhalten. Aber für den hier obschwebenden Gedankengang ist noch wesentlicher eine zweite Reihe von Erwägungen, an die damals gerührt wurde: daß die in der Vergangenheit schon erwiesenermaßen so viel langsamere Entwicklungsgeschwindigkeit des germanischen Weltalters, die hinter der griechischen um etwa zwei Jahrtausende zurückgeblieben ist, vermuten läßt, daß auch sein Abstieg viel langsamer vonstatten geht. (Wobei, nebenher bemerkt, in Betracht zu ziehen ist, daß wenn man, wie ich vorgeschlagen habe, den Beginn des Entwicklungsabschnittes der neuesten Zeit in Rom in das Jahr 133 vor Beginn unserer Zeitrechnung setzt, so würde selbst an diesem so viel kleinere Einheiten aufweisenden Maßstab der alteuropäischen Entwicklung gemessen, unserem Volke noch fast ein halbes Jahrtausend des Weges bis zum Ende der neuesten Zeit und, wie Spengler meint, zum Zusammenbruch unserer staatlichen und geistigen Kultur bleiben.)

Der Grund für das so viel langsamere Tempo, also auch das langsamere Altern und Welken ist, wie mich dünkt, in Himmel und Boden unserer Länder zu suchen, deren Herbheit und Kargheit das Wachstum einhalten und die Kraft sparen

Aber heute würde ich, nach wesentlich weiterer und wie ich hoffe tieferer Ausbildung einer allgemeinen Geschichtslehre, noch sehr viel entschlossener die Ablehnung einer so düsteren Prophezeiung, wie die Spenglers ist, fordern. Die Lebensalter, die, wie ich längst gewohnt bin und wie Spengler ebenfalls getan hat, an die Stelle der Entwicklungsabschnitte gesetzt werden können, sind zuletzt doch nur ein Gleichnis. Auch ausgestorben sind weder Griechen noch Römer; die einen sind von der albanesisch-slavischen, die anderen von der keltisch-germanischen Einwanderung ihrer Länder aufgesogen worden. Aber selbst wenn in dem hellenischen, dem italischen Volkskörper von heute auch nur geringe Restbestände der Griechen, der Römer von ehedem aufgegangen wären, so würde dadurch nichts an der Tatsache geändert, daß für die lebenskräftigeren, lebenszäheren Nordvölker des germanischen neuen Europas die Angleichung der Entwicklungsalter der Völker an die Lebensalter des Einzelmenschen nichts anderes bedeutet als eine Vergleichung einzelner ihrer Abwandlungsmerkmale.

Spengler hat hier, wie so oft, nur die Oberfläche der Dinge gestreift. Geht man ihnen weiter nach, so ergibt sich, daß die Anzahl, fast auch die Wucht der Ähnlichkeiten, die sich für beide Reihen von Entwicklungsabschnitten nachweisen lassen, sich mit dem Fortschritt der Reihen verringert. Auffällig zahlreich für Kindheit und Vorzeit, sind sie schon für die mittleren Strecken, die Jugend und die Altertumsstufe, das Zeitalter des archaischen Despotismus, für Jünglings- und Mittelalter wesentlich geringer an Zahl und Bedeutung; für die neuere Zeit und das Mannesalter, die neueste Zeit und das Greisentum lassen sich wohl auch noch einige, und zwar noch sehr einschneidende Ähnlichkeiten nachweisen, aber es fehlt doch auch nicht an offenbaren Widersprüchen. Es bleibt zwar bestehen: das Überwiegen des Verstandesmäßigen, das das Mannesalter ganz ebenso kennzeichnet, wie die neuere Zeit, die in Griechenland die Sophistik, in Neueuropa die Aufklärung, in beiden Weltaltern die Vernunftzersetzung des Glaubens hervorgebracht hat oder die äußerste und folgerichtigste Betätigung der Willenskraft in Mannesalter und neuerer Zeit, in dieser insofern sie, ganz gleichmäßig bei Griechen, Römern und Germanen, die wuchtigste und gesättigtste Ausgestaltung des Staates zustande gebracht hat. Und das Greisentum wird, ganz ebenso wie die neueste Zeit der Völker, ausgezeichnet durch die Herrschsucht

im Reich der Macht — man denke an den Imperialismus, der in allen drei Entwicklungsreihen beider Weltalter die mammuthaftesten Weltreiche der Geschichte schuf — und, für das Einzelleben, an die Grundtatsache, daß Staat und Gesellschaft von den Sechzigern und Siebzigern regiert werden. Im Reich des Geistes werden beide Alter letzter Reife gekennzeichnet durch eine Ordnungsliebe und Folgerichtigkeit, die eine im einzelnen erfolgreiche, im ganzen zumeist peinlich-kleinliche Genauigkeit erzeugen, wie sie das Alexandrinertum und der Deskriptivismus der griechischen und der neueuropäischen Wissenschaft dieser Stufe an den Tag legen und wie sie die Altersweise noch der größten Menschen, man denke an Goethes späte Tagebücher, aufweist.

Aber ebenso gewiß ist ein augenfälliger Unterschied, der sich bei näherer Betrachtung als klaffender Gegensatz erweist. Körperlich ist das Greisenalter durch nichts so greifbar gekennzeichnet, als durch das Ermatten und allmählich stärker fortschreitende Erstarren der Kräfte. Wer aber wollte angesichts der unerhörten Leistungen tätigen wie leidenden Kriegsdienstes, die in dem letzten großen Kriege fast alle an ihm beteiligten Völker vollbracht haben, auch nur im leisesten daran denken dürfen, von einem solchen Erlahmen der Körperkraft unserer Völker zu sprechen?

Davon ist in Wahrheit nichts zu spüren. Und man wird zugeben, daß diese Feststellung nicht nur den allgemeinen Wert der Beobachtung eines weiten Auseinandergehens beider Vergleichsreihen hat. Vielmehr geht aus ihr hervor, daß, wenn schon kein körperlicher, kein körperlich-sittlicher Verfall, kein Abgang an den robustesten und jugendlichsten Fähigkeiten, den kriegerischen, zu verspüren ist, auch der schicksalsschwerste, der Endpunkt des Vergleichs beider Wachstümer: der Tod, dahin fällt.

Wenn unsere Völker keine Anzeichen körperlichen Alterns an den Tag legen, warum ist dann irgend Ursache, aus den übrigen Ähnlichkeiten der beiden Vergleichsreihen auf ihre unbedingte Gleichheit zu schließen und warum ist Anlaß, den Tod von Volkspersönlichkeiten vorauszusagen, nur weil Einzelpersönlichkeiten sterben müssen?

Denn mag hier auch eingewandt werden, daß das Ende von Volkspersönlichkeiten auch durch politischen Mord, d. h. Überwältigung von außen her, nicht nur durch autogenen Tod, d. h. durch natürliches Altern und Hinschwinden herbeigeführt werden kann, so ist ohne körperlichen Verfall und seine sittlichen Begleiterscheinungen kaum an ein Überwältigtwerden der zahlreichsten und bestgerüsteten Völker der Erde zu denken.

Und ein Freund, dem ich diesen Sachverhalt auseinandersetzte und der aus ihm folgerte, daß die Körpererscheinungen überhaupt für alle Stufen beider Reihen aus dem Vergleichsbilde zu entfernen seien, mag recht haben.

Dann aber ergibt sich für den Vergleich beider Wachstumsformen als unumstößlich der folgende Schluß: er hat Wert für alle — oder viele oder einige? das mag späteren Untersuchungen vorbehalten bleiben — seelischen Erscheinungen, aber er duldet keinerlei Anwendung auf das körperliche Schicksal beider Wesenheiten, also auch nicht auf ihr Ende, ihren Tod.

Alle derartigen Vergleiche schwanken nach meiner innersten Überzeugung immer auf der Grenze zwischen wirklicher Gleichläufigkeit hier und Bild und Gleichnis dort. Mit anderen Worten: sie haben für das wissenschaftliche Erkennen nur das, was die Schulsprache heuristischen Wert nennt, d. h. sie weisen Wege zum Suchen, doch nicht immer zum Finden des Zieles. Sie bieten Möglichkeiten nicht Sicherheiten der Gleichsetzung.

Und nun kehre man den Blick noch einmal rückwärts zu dem Ausgangspunkt dieser Erörterung. Die Griechen, die Römer des alteuropäischen Weltalters sind zwar körperlich gewiß nur zum Teil als Völker gestorben, aber sie sind es sicher als Volkspersönlichkeiten; ihre staatliche, ihre geistige Wesenheit schwand dahin, nur dem Erbgange nach an die eigene eingeschränkte Nachkommenschaft, öfter an fremde Einwanderer in Resten hinterlassend. Aber daß es geschah, braucht niemals seine Ursache in dem Ablauf der Folge von Entwicklungsstufen zu haben, der hier mit Kindheit, Jugend und Alter des Einzelmenschen verglichen wurde. Es ist möglich, daß das Ende dieser Reihe einen besonders tiefen Einschnitt in die Lebensmöglichkeit von Volkspersönlichkeiten bedeutet. Aber unvergleichlich viel wahrscheinlicher ist, daß die ihrem Ursprung nach nördlichen Völker der Griechen und Römer von Sonne und Süden zwar zuerst in ihrer Entwicklungs-, ihrer Wachstumsgeschwindigkeit ungemein gefördert, nachher aber auch so früh zu Überreife und Verfall geführt worden sind: das Schicksal der seit 1564, 1680, seit Michelangelos oder zum wenigsten seit Berninis Tod, fast gänzlich erstorbenen geistigen Kultur der Neuitaliener, die vollendete geistige Unfruchtbarkeit der Neugriechen spricht dafür. Beide Entwicklungen sprechen laut genug von noch viel rascherem Abblühen im einen, von vollkommener Zeugungsunkraft im andern Fall. Die von Norden einströmenden Germanenwellen sind in Italien noch viel früher verebbt, als die alte indogermanische in Griechenland, die ebenfalls von Norden kommende slavische Blutzufuhr hat, als viel zu schwach, Hellas überhaupt nicht wieder zu geistiger Erhebung bewegen können.

Hält aber die Lebenskraft der im Norden verbliebenen germanischen Völker vor, so sind zwei Möglichkeiten gegeben für den weiteren Fortgang ihrer Entwicklung. Es können sich neue Wachstumsabschnitte an-

setzen, die weder in dem parallelen alteuropäischen, noch in dem eigenen neueuropäischen Werdegang irgendwelche Seitenstücke oder Vorläufer haben und damit dann zur Evidenz erweisen, daß dem Vergleich der Lebensalterreihen von Einzelmenschen und von Volkspersönlichkeiten wirklich nur eine Teilbedeutung zukommt. Oder zum zweiten ein in irgendeinem Sinne wiederholender, reiterierender Stufenlauf setzt ein: das Ganze oder Teile der bisherigen Stufenfolge werden in irgendeiner Abwandlung von neuem durchlaufen.

Diese zweite Möglichkeit würde allen Voraussetzungen einer Geschichtslehre entsprechen, die, vollkommen ausgebildet, hier doch auch nicht in den gröbsten Umrissen angedeutet werden kann. Es gibt einige leise Anzeichen in dem Endverlauf der römischen Kaiserzeit, aber auch in unserer Gegenwart, die für eine solche Vermutung gedeutet werden könnten. Im nach-diokletianischen Rom sind es die Vorgänge einer immer weitergehenden Entstadtlichung und Agrarisierung, einer allgemeinen Rückbildung der äußeren Zivilisation, aber auch der Geistigkeit selbst, einer Rückbildung der Skulptur ins Primitive, des Übergangs von Latifundien- und Sklavenwirtschaft zu Grundherrschaft und hörigem Bauerntum, eines sehr auffälligen Wachstums des Genossenschaftswesens und des Gemeinschaftsgedankens. Heute aber ist es ein Kommunismus ganz ideologischer, ganz kultureller Richtung, der im Rücken des heutigen Marxismus und weit jenseits auch noch von den Gebilden und Gesinnungen des neuesten und radikalsten der Sozialismen, des russischen Bolschewismus, emporwächst, ganz getragen von dem Geist wahren Brudertums und wahrer Gemeinschaft, der in allen Formen des heutigen Sozialismus, auch den neuesten und folgerichtigsten, dem russischen, von einer Flut von massenindividualistischen Gegenströmungen und von einer imperialistischen Staatsallmacht fast überflutet wird.

Man wendet gegen die Möglichkeit einer Wiederholung der alten Stufenfolge wohl ein, daß dann ja auch unsere Kultur auf alle die längst oder jüngst geformten Werkzeuge der Technik, auf Waffen und Maschinen verzichten müsse. Aber die Wertigkeit dieses Einwurfs entspricht etwa der jenes ruhmreichen Sinnspruchs von du Bois-Reymond, daß die Römer im Besitz von Zündnadelgewehren nie von den Germanen hätten überwältigt werden können. Ich stelle mir die Wiederholungen der Menschheitsgeschichte, die doch nur Wiederholungen der Grundrichtung sein könnten, geistreicher vor.

Ist man aber verlegen um ein Gleichnis oder, wenn man will, ein sogar zu Hilfe kommendes Seitenstück der Natur, so entsinne man sich des keimenden, sprossenden, blühenden, reifenden, Früchte tragenden und endlich doch welkenden und in Winterfrost erstarrenden Wachstums der Pflanzen: — es weist gegen Ende seines einmaligen Verlaufes so viele Merkmale des Abstiegs und Verfalles auf und weiß doch von keinem Tod noch Sterben.

Doch ich halte inne. Es sollte hier kein Gegenstück gegen die Spenglersche Unheilsprophetie aufgestellt werden. Wohl aber konnte erwiesen werden, daß die geschichtsforscherlichen Voraussetzungen, auf die sie sich stützt, in mehr als einem Betracht durchaus unzuverlässig sind. Und dabei ist die äußerlichste und gröbste, aber für die geschichtliche Wirklichkeit Ausschlag gebende Frage noch ganz unangerührt geblieben, welche Völkergruppe denn unserem an Zahl so überstarken Kulturkreise den Tod bringen soll; denn selbst das Ende der wahrlich übergreifen Römerwelt war kein autogenes, sondern ein gewaltsames von außen her bereitetes, war nicht Tod, sondern Mord. Will Spengler etwa dem dünnen und schmalbrüstigen Volkstum der Japaner und sei es auch an der Spitze der gesamten Mongolen diese Siegerrolle zuweisen? Oder trennt er die heute fast völlig europäisierten Slaven willkürlich von der Gesamtgruppe der europäischen Indogermanen ab und traut er der weiblich-weichen, so gänzlich unzeugerischen Art der Russen die Fähigkeiten für dieses Herrscheramt zu?

Was aber heißt es nun eigentlich auf einen so brüchigen, von Fehlgriffen und Lücken starrenden Bau die Krönung einer schicksalwendenden Kulturbotschaft zu gründen? Letzte Unvorsichtigkeit, wenn diese Losung selbst von Lebenskraft und Zukunftsstolz getragen wäre; da sie aber nicht mehr und nicht weniger sich vorsetzt, als die Zerstörung des Mutes und der Kraft zu allen Werken tieferer Kultur, als die Bestärkung der äußerlichsten und seichtesten Instinkte eines auf leere Machtordnungen oder auf eine ganz mechanische Zivilisation und allenfalls auf Gewinnverteilung gerichteten Zeitalters, so ist es Frevel und eine Verleugnung des besten Erbes der Großen, deren Namen Spengler mit so eifrigem Lippendienst im Munde führt, eine Schändung und Verachtung des einen, höchsten unter ihnen vor allen: Goethe. Und was will denn alle Predigt von der faustischen Seelenmacht des Germanentums, wenn dieses Germanentum seinen Erdenlauf damit beenden soll, daß es bei bester Kraft sich für zum Tode reif erklärt, weil Herr Spengler auf Grund eines zwar nicht von ihm gefundenen, wohl aber mißbräuchlich von ihm ins Schiefe und Konfuse umgewendeten Geschichtsgedankens es so befiehlt?



Blücher im Zusammenbruch

Von Walter von Molo

Wortlos wartend stehen Offiziere vor dem Zimmer des kommandierenden Generals in Pommern. Ein korpulenter Herr in Zivil tritt ängstlich ein. Mit unsteten Augen sucht er ein bekanntes Gesicht. Hastig, dunkelrot segelt er auf einen Obersten los. „Mein lieber Bülow! Ich muß Blücher sprechen! Ihr habt doch das Kriegsgericht noch nicht abgehalten?"

„Wir warten auf die Exzellenz! Aber, Herr von Rüchel, wenn ich Ihnen gut raten darf, ich glaube, es ist besser, Sie sprechen jetzt nicht die Exzellenz! Sie hat heute wieder die alte Uniform an!"

„Ich muß! Lieber Romberg," bittet der verabschiedete General, „ach bitte, um unserer ehemaligen Kameradschaft willen, sehen Sie doch nach, ob mich Blücher empfängt!"

Der junge Offizier geht in den Hintergrund des Zimmers. „Wie steht es mit Rombergs Vater?"

„Er ist in der Vorwoche im Gefängnis gestorben!"

„Ach Gott, ach Gott." Kummervoll nickt Rüchel vor sich hin. „Überall Unglück! Überall! Dieses grausige Malheur! Ich sage Ihnen, nur der Massenbach war schuld. Scharnhorst und Gneisenau sind ungerecht. Sie sind barbarisch in ihren Urteilen."

„Ich will Ruhe haben," brüllt Blüchers Stimme aus dem Nebenzimmer. „Und wenn's der Kaiser von China ist, er kann mir . ." Zugeschmissen knallt die Türe.

Romberg macht eine bedauernde Handbewegung.

Verzweifelt wischt sich Rüchel den Schweiß vom Schädel. „Die Sache ist die, lieber Bülow! Der arme Schill! Sie wissen doch, daß er mit meiner Else versprochen war? Das Kind ist dem Wahnsinn nahe; sie stirbt mir, wird heute hier das Andenken ihres Bräutigams getrübt . ."

Die Türe lärmt auf und zu. Mit unheildrohendem Blick, in der verbotenen rot-silbernen Uniform des aufgelösten Zieten-Regimentes, mit eisgrauen, gesträubten Brauen steht Blücher im Raum.

„Setzen!" befiehlt Blücher.

Wortlos nehmen die Offiziere an der Tafel Platz; die Linke in die schlanke Hüfte gestemmt, kommt Blücher mit gestreckter Rechten um den Tisch herum. „Laß Er mich in Frieden, Rüchel!" bittet Blücher. Rüchel umklammert seine Hand; Blücher schiebt ihn dem Ausgang zu. „Mach' kein Lamento, Alter!" spricht Blücher. „Sag' deinem Kind, der Schill war ein braver Mann! Heul' nicht! Ich kann dir nicht sagen, ob dir ein Unrecht geschehen ist. Wir Krieger müssen immer den Dreck ausbaden!" Blücher reißt den Aufschluchzenden an seine Brust; er umarmt ihn, er wirbelt ihn durch die Türe hinaus. Blücher wendet sich. Sein weißer Schnurrbart zittert. Elastisch, mit den Sporen klingelnd wie ein blutjunger Kornett, beginnt Blücher hinter der Reihe seiner steif und reglos sitzenden Offiziere auf und ab zu gehen. „Ich bin kein Darmpionierer!" spricht Blücher. „Daher, durchdrungen, daß Seiner Majestät Angsthuhnereien falsch sind, befehle ich," Blücher starrt in Bülows bewegungsloses Gesicht, „daß der Rittmeister von Seydlitz sofort aus seinem Loch zu holen ist!" Wie ein scheuendes Pferd schlägt Blücher einen Haken; bei eingezogenen Schultern, die zornige Adlernase aufbegehrend vorgestellt, haut sich Blücher in den Polsterstuhl am Kopfende des Tisches. „Schill und die Seinen taten mit ihrem ‚Aufruhr', was die Duckmäuser in Berlin schon lange hätten tun müssen!" Blücher streckt die Hand, mit wütendem Stich zerstößt er die Kielfeder, die vor ihm auf dem Tische lag. „Es ist im Sinne des edlen Toten," spricht Blücher, „daß er alle Schuld auf sich nimmt. Schreiben Sie! Sämtliche Offiziere, die sich vom Zuge Schills nach Preußen retteten, haben dem unterzeichneten Kriegsgericht eindeutig nachgewiesen, daß sie durch falsche Vorspiegelungen Schills verführt waren. Sie vermeinten, im Auftrage ihres obersten Kriegsherrn

zu fechten! Sie sind daher unschuldig, da sie den Befehlen ihres Vorgesetzten zu gehorchen hatten!" Blücher dreht den Kopf. Weiß man endlich was von Lützow?"

„Er ist glücklich durchgekommen, Exzellenz!"

„Daher ist das unterzeichnete Kriegsgericht," diktiert Blücher befriedigt weiter, „nach eingehender Beratung einstimmig zum Beschluß gekommen, sämtliche beschuldigten Offiziere ... freizusprechen!" Blücher erhebt sich. „Punktum!" sagt er. „Dreck drauf." Blüchers schwarzdunkle Augen lohen unter den buschigen Brauen auf. „Schill," schreit er bei erhobener Faust, „du Held in der Schmach! Du Vorbild! Edler Held: Hurra!"

Hart aufbäumend klirren die Fensterscheiben, unter dem kurzen, drohenden Aufschrei der hochgesprungenen Offiziere. Blücher neigt den Kopf, die Hände auf dem Rücken, federnd, als zähle er seine Schritte, geht Blücher zurück in sein Zimmer.

Mit leuchtenden Augen sehen sie sich an. Nebenan kracht ein Pistolenschuß. Schutt rieselt den Türstock nieder.

„Er schießt sich die Wut aus den Fingern."

„Meine Herren," mahnt Bülow. „Zur Arbeit! Stellen Sie Posten aus, damit uns niemand überrascht, und dann los! Scharnhorst drängt!"

Sie eilen dem Ausgang zu.

Ein Lied Volkers. Von Börries, Frh. v. Münchhausen

Mir dröhnt der Helm an den Ohren,
Wenn Hagen im Kampf Befehle gibt, —
Und hab' unter Speeren und Sporen
Doch keine Stimme wie seine geliebt!

Was immer der Tronjer begonnen —
Es deuchte mir edel und eisern gut, —
Und ich sah doch am Odenwald-Bronnen
An seinem Speere auch Siegfrieds Blut!

Hochmütig und Freund der Gewalttat,
So reitet er durch die umdüsterte Welt,
Und um was seine Faust sich geballt hat,
Das hält sie in Treue, die niemals zerspellt. —

Wir, die wir den Lehnseid geschworen,
Stehn täglich gelassen vor offenem Grab,
Doch Hagen hat etwas verloren,
Was keiner von uns seinem Lehnsherren gab:

Wenn er geht durch die Gassen der Zelte,
So raunt's an den Feuern beidseits um ihn her:
„Der bessere Mann, den er fällte,
Trug bückend im Rücken den tückischen Speer!"

Und reiten im Heerzug die Scharen,
So flüstert von Sattel zu Sattel es rauh:
„Der Hort, nach dem wir einst gefahren,
Er raubte ihn heimlich der wehrlosen Frau!"

Er ist, den die Edelsten scheuen,
Er ist von den Dornen des Grauens umzäunt,
Und der treueste aller Getreuen
Fand selber nicht einen hingebenden Freund.

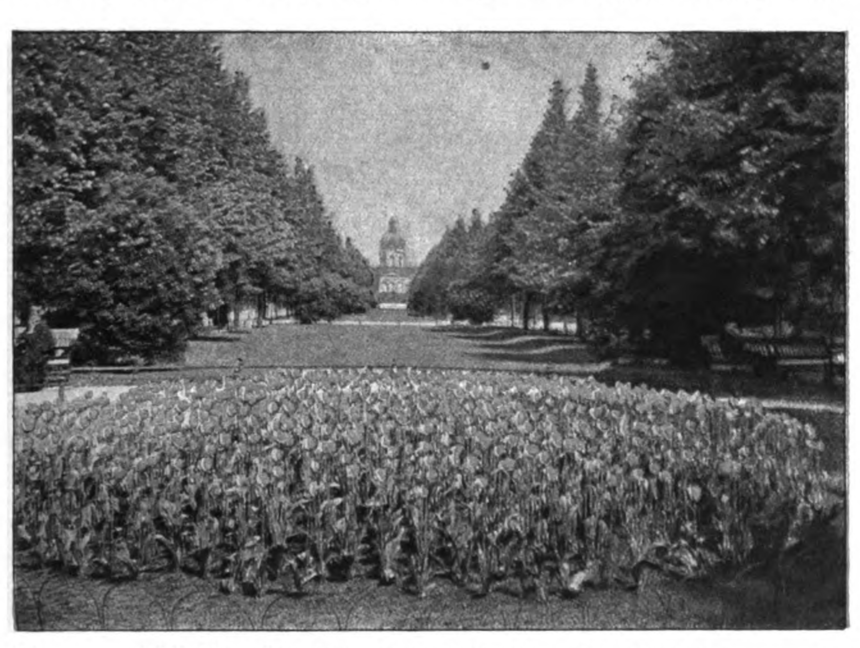
Wir gaben an klirrenden Tagen
Dem König den Schwertarm für billige Huld,
Doch am dunkelsten Tage gab Hagen
An Gunther den Eid: „Mein Teil sei die Schuld!" —

Drum, ob auch das Herz mir erzittert,
Als Siegfried gestöhnt und als Kriemhild geweint,
Doch bist du, vom Grauen umwittert,
Der Held meiner Lieder, mein Hagen, mein Freund!

Schmuckplätze der Großstadt

Von Friedrich Otto

Was einst in andern Zeitaltern reines Gefühl war, ist heute eine Kunst geworden. So gibt es heute auch eine Gartenkunst, wo einmal die freie Seele waltete. Doch ebensowenig, wie man in die Zukunft sehen kann, vermag man in die Vergangenheit zurückzugehen, und recht im Sonnenlicht der Gegenwart besehen, hat auch die Gartenkunst ihre eigenen großen Reize, wie alles Bewußte, wenn echtes Empfinden die Grundlage ist. Der Gartendirektor einer großen Stadt ist ein Zauberer, der, selber meist unsichtbar, seine Künste in Blüten und Düften und gärtnerischen Anlagen äußert und wie der ganz große Künstler durch sein Werk und seine Wirkung uns ganz seine eigene Person vergessen macht. Es gibt zwar heute noch geborene Gartenstädte, wo Überlieferung und Gefühle vorherrschen und eine Verwaltung für gärtnerische Anlagen überflüssig ist. Aber eine Großstadt, die ihr Dasein am liebsten im Turbinentempo genießt, würde ohne die Gunst besonders bestellter Feen sehr bald ohne gärtnerischen Schmuck bleiben und dadurch ihre zahlreichen nicht vorhandenen Schönheiten um eine beträchtliche vermehren. Somit ist jeder Großstadt ein Gartenarchitekt vonnöten, und erfreulicherweise gibt es wohl auch kaum eine Großstadt in Deutschland, die nicht die Ausgestaltung ihrer gärtnerischen Anlagen in berufene Hände gelegt hätte. Diese Gartenkünstler sind zugleich Gelehrte ihres Fachs. Sie müssen nicht nur die Blumen und ihr Wesen kennen, sondern auch ihre Wirkung in dem wechselnden Gelände beherrschen, müssen klimatische, lokale, ja nationale



Einfarbiges Blumenbeet in der Schloßstraße zu Charlottenburg



⊠ Eine Parkanlage entsteht in der Vorstadtwüste ⊠

Eigenheiten berücksichtigen und vor allem ein untrügliches Gefühl für das Echte in sich tragen. Ihre Augen haben die historischen Gärten Europas gesehen, die von Versailles, Potsdam (wo Schinkel und Lenné den Geist wahrer Gartenkunst noch einmal aufleben ließen), Trianon, Florenz, Rom. Sie kennen die heutigen Gartenstädte und wissen von dem, was in Blumen und Büschen ausgedrückt werden kann, aber nichts vermögen sie auf die Gelände zu übertragen, deren Schmuck ihnen anvertraut ist, denn jede Aufgabe verlangt eine besondre Lösung. Man überblickt dies am besten, wenn man die Entstehung der Gärten einer Großstadt einmal an ihrer Quelle aufsucht, im Büro eines Gartendirektors, wo alle Pläne, alle Modelle, alle Zeichnungen beisammen sind und man auch die Mittel kennen



Dem Standbilde (Gänselisel) angepaßte Gartenanlage an der Trautenaustraße in Berlin-Wilmersdorf

lernt, die diesen Persönlichkeiten zur Verfügung stehen. Erst dann hat man den vollen Eindruck.

So hatte ich kürzlich Gelegenheit, in eine solche geistige Blumenschmuckzentrale einzudringen, in das Büro der Gartenverwaltung der Stadt Charlottenburg, des Gartendirektors Barth, der mich aufs freundlichste in die so überaus angenehme und, wie ich zu meinem halben Schrecken sah, doch recht schwierige Materie einführte. Mit Recht hob er hervor, daß die deutsche Großstadt trotz allem auch heute nicht auf öffentliche gärtnerische Anlagen verzichten kann, wenn auch z. B. Berlin und seinen Vororten, besonders Charlottenburg, Wilmersdorf, Schöneberg, heute nicht mehr die Mittel wie einst zur Verfügung stehen. Früher konnten ganze Straßenzüge parademäßig mit endlosen Blumenbeeten besät werden, wie z. B. in Charlottenburg etwa fünf Kilometer im Zuge der großen Heerstraße: Hardenberg-, Bismarckstraße, Kaiserdamm. Diese blütenflammenden Ströme sind auf kleinere Plätze zusammengezogen worden und wie Juwelen im Hoffnungsgrün der Alleen eingelagert. Es spricht für das soziale Empfinden des Gartendirektors Barth, daß er sein Füllhorn nicht über einige wenige Paradeplätze ausschüttet, sondern über die eigentlichen Erholungsplätze der Bevölkerung, wo er die Blumen sich in ihrer innersten Eigenart auswirken läßt. Sämtliche farbige Bildbeigaben dieser Zeilen sind Zeugen seiner Fähigkeit, dem Eigenleben der Blumen und Stauden gerecht zu werden.

Da dem Großstädter der Hausgarten so gut wie ganz genommen ist, vertritt der Gartendirektor den Blumenvater und achtet darauf, daß die öffentliche Anlage vom zeitigsten Frühjahr an bis in den späten Herbst hinein möglichst abwechslungsreich und anziehend ist. Hier ist er dem Vorbilde unserer Urgroßväter gefolgt, die das schöne Leben ihrer Gärten aus einer Mischung von Stauden und Sommerblumen hervorriefen. Auf solchen gemischten Rabatten sind Blumenzwiebeln, Alpenpflanzen und Sommerstauden vereinigt, und in natürlicher Entwicklung vollzieht sich auf ihnen das Wunder eines wahren Gartens. Der Besucher solcher Anlagen findet also nicht eines Morgens, daß sich in aller Frühe eine Reihe von magistratlichen Heinzelmännchen über die Beete hergemacht, Altes entfernt und Neues für ein paar Wochen angebracht hat, sondern er verfolgt das Werden,


Löwenmaul im Zuge der großen Heerstraße—Kaiserdamm zu Charlottenburg. Wirkung roter und gelber Farbentöne

Wachsen und Vergehen der verschiedensten Pflanzen während der ganzen Zeit. An Stelle der wechselnden Beete mit ihren scharfen Sensationen, ihren blendenden Feuerwerkseffekten, ist der wirkliche Garten getreten. Man könnte nun meinen, ein Garten wachse schließlich von selbst, und man brauche keinen Gartendirektor dazu. Aber es ist gerade umgekehrt. Es ist viel leichter und viel weniger kunstvoll, die Bevölkerung von Zeit zu Zeit durch neue Beetpflanzen zu überwältigen, als einen schönen Garten wachsen zu lassen, der einen natürlichen Verlauf nimmt und organische Wirkungen ausstrahlt. Die Wirkung der plötzlich wechselnden Beete ist eine Überraschung, die nach der nächsten verlangt. Den Garten aber liebt der tägliche Besucher, er wünscht nicht, daß er über Nacht ausgerissen und durch eine andere „Dekoration" ersetzt werde. Beete wechseln kann schließlich mancher, wenn ihm die entsprechenden Vorratskammern in Gewächshäusern zur Verfügung stehen. Etwas anderes ist die Frage, ob nicht das Teppichbeet in künstlerischer Gestaltung, etwa

Teilansicht aus dem Preußenpark in Berlin-Wilmersdorf

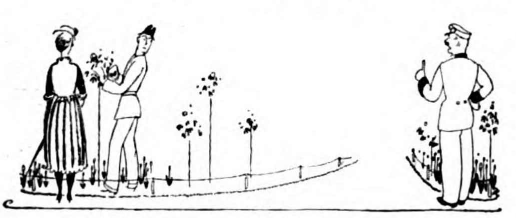


An Stelle von Vorgärten terrassenförmige und in die Gartenanlagen überlaufende Platzgestaltung in Berlin-Wilmersdorf



Zweifarbige breite Blumenbeete, bei denen die Wirkung der Ergänzungsseiten blau-orange zur Geltung kommt. Studentenblumen und Ageratum am Krankenhause zu Westend

wie es Bruno Paul einmal versuchte, seine Auferstehung feiern wird. Der natürliche einfache Garten, wie ihn Direktor Barth in Charlottenburg und Gartenarchitekt Thieme in Wilmersdorf pflegen, verlangt, daß jedes Pflanzenindividuum dem Gärtner vertraut ist und daß das Werden und Welken dieser Pflanzen in einem Rhythmus erfaßt wird, der stets neben verblühende Arten das neue Leben stellt. Nur ein solcher mit Verständnis und Liebe überwachter Garten entfaltet seine ganze Schönheit. Die Höhe der Stauden, die Farbe ihrer Blüten, all das will wohl gegeneinander abgewogen sein, wenn der Garten gedeihen und schön sein soll. Manchmal wird der Aufbau der Blütenstände, manchmal die Farbe die ergänzende Wirkung ergeben, oftmals auch der Hintergrund, das Gehölz, eine Mauer. Eine gute Staudenrabatte macht einen so selbstverständlichen Eindruck, daß die Laien, besonders die Architekten meistens glauben, sie sei mühelos entstanden und erscheine jedes Jahr in gleicher Pracht von selbst wieder. Das ist ein großer Irrtum; die Anlage derartiger Rabatten ist, wie Direktor E. Barth schreibt, vielmehr eine der schwierigsten Aufgaben, die wir auf dem Gebiete der angewandten Gartenkunst zu lösen haben; nur der mit allen Einzelheiten der Pflanzen vertraute Gärtner und Pflanzenkenner kann ihr gerecht werden. Wenn die heutige Jugend immer so gute Menschengärtner gehabt hätte, wie diese Blumenanlagen, würde sie vielleicht ihre Zerstörungswut nicht so oft an den heimlich so wohl gepflegten Stauden auslassen, und die Großstadtgärtner haben einen schweren Kampf gegen diese Verwahrlosung zu führen. Noch schlimmer fast ist die Rücksichtslosigkeit der Diebe, und niemand sollte sich scheuen, öffentlich für seine Gärten einzutreten, wenn sie von Zerstörern allerart gefährdet sind.



In einem Vortrag, den Gartendirektor E. Barth vor längerer Zeit auf der Hauptver-

sammlung der „Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst“ gehalten hat, konnte er auf die merkwürdige Tatsache hinweisen, daß der Gartenkünstler durchaus nicht immer in der Blume selbst das edelste Material gesehen hat. Noch vor einigen Jahren, als die Gärten noch meist im sogenannten landschaftlichen Stil angelegt wurden, hat man sie sehr vernachlässigt. Die Blume entzieht sich allerdings in ihrer Verwendung allen feststehenden allgemeinen Regeln. Sie verlangt Erfahrung und Anschauung und verbreitet richtig angewandt Leben, Fröhlichkeit und Unterhaltung, daher ist der Blumenschmuck auch kein Luxus, sondern von großer sozialer Bedeutung, und wo solche Blumengärten sorgfältig angelegt und unterhalten werden, hat man die Erfahrung gemacht, daß gerade die Arbeiterviertel die Anlage mit großem Eifer schützen.

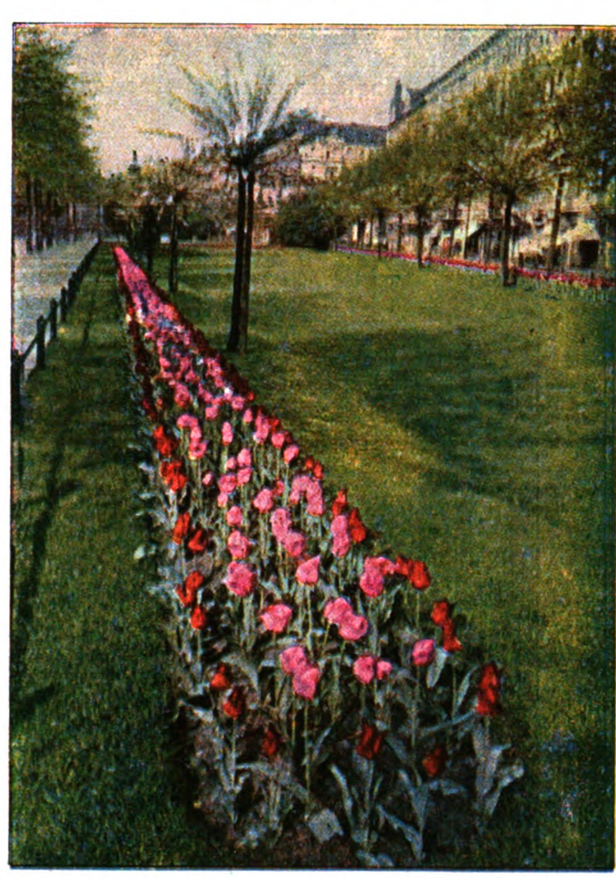
Das ziemlich reichbewegte Charlottenburger Gemeindegelände gestattet die ungezwungene, freie Anordnung von Blumen in mannigfachsten Formen, sei es als Walduntergrund, als Gebirgswiese, als Wiese des Flachlandes, als Vorpflanzung von Gehölzgruppen, als künstliche Felspartie oder als Schmuck großer Plätze. Leider sind gerade die Blumen sehr teuer, so daß mit den Mitteln immer sehr haushalten werden muß.

Wenn uns wirklich schöne Gärten, wie wir sie heute dank dem Emporkommen bedeutender Gartenarchitekten zu sehen bekommen, beinah als etwas Selbstverständliches erscheinen, so ahnen die meisten nicht, daß erst jahrzehntelange und erbitterte Kämpfe diese Anlagen ermöglicht haben. Besonders haben die Gartenkünstler früherer Zeit versucht, ihren Stil ohne Rücksicht auf die Architektur zu verwirklichen, wobei noch hinzukam, daß man häufig den deutschen Garten als etwas Minderwertiges ansah und allerlei ausländische Gartenstile nach Deutschland zu verpflanzen versuchte. Es ist bekannt, daß wir es nur einigen führenden Garten- und Kunstwarten verdanken, daß wir heute wieder einen deutschen Garten haben. Bezeichnenderweise mußte man bis in die Zeit des deutschen Mittel-



Gemischte Rabatte von Stauden und Sommerblumen auf dem Gustav-Adolph-Platz in Charlottenburg. Frühjahrsbild

alters zurückgehen, um aus überlieferten Darstellungen Aufschlüsse zu erhalten, wie der deutsche Garten einst ohne fremdländischen Einfluß ausgesehen hat, und diese mittelalterlichen Rosengärten sind nicht selten wieder in unsern Tagen auferstanden. Man denke an den Frauen-Rosenhof in Köln, den Professor Olbrich uns als ein vollendetes Gartenkunstwerk hinterlassen hat. Auch Professor Schulze-Naumburg hat durch seine berühmten Beispiele und Gegenbeispiele dem guten, alten Garten wieder zu seinem Recht verholfen, denn auch die Zeit der höchsten Gartenkultur, das Barock, ist heute nur noch eine geschichtliche Erinnerung.



Zweifarbiges Tulpenbeet zeigt die Gegenüberstellung von rot in zwei Schattierungen. Stuttgarter Platz in Charlottenburg

Jeder begreift, daß ein italienischer Renaissancegarten wie der Giardino Giusti in Verona oder die Gärten von Frascati, Tivoli, Albano usw., seien sie auch noch so schön, sich nicht nach Deutschland übertragen lassen, und daß der Versuch, etwa einen Zypressengang aus dem alten Garten im Quirinal mit Hilfe von Lebensbäumen in Deutschland erstehen zu lassen, nur lächerlich wirken kann. Es hat aber einer heftigen Gartenpolitik bedurft und der zusammengefaßten Arbeit ganzer Generationen von Gartenkünstlern, ehe diese selbstverständliche Auffassung sich durchgesetzt hat. Die Verirrungen sind umso unbegreiflicher, als von jeher über ganz Deutschland verteilt die herrlichsten Gärten ein verschwiegenes Dasein geführt haben. In Corvey liegt Hoffmann von Fallersleben begraben, sein Enkel hat uns eine Darstellung hinterlassen, die die Poesie dieser in tiefster Ruhe liegenden Gärten anschaulich schildert: „Ein verschilfender Teich träumt hinter dem Schlosse, in dessen Röhricht die Bleßhühner klagen. Tief in den Bäumen versteckt liegt ein altes Barockhäuschen mit weißen Fensterkreuzen und grünem Weinlaube, einer breiten Freitreppe, kegelförmig geschnittenen Lorbeerbäumen, mit verschnörkelten Wappen und geschweiften Gesimsen. Hier blüht ein Garten in sommerlicher Fülle. Die Rosen verhauchen einen starken, süßen Duft, und ihre abgefallenen Blätter bilden große, leuchtende Farbentupfen auf dem grünen Rasengrunde. Weitblütige Malven stehen dort, von Bienen umschwärmt, elfenbeinfarbene Spiräe ragt auf dünnen, roten Stengeln hervor, und mattblaue Glyzinen blähen sich an gewundenen Stielen. Aus weitaufgesperrten, tiefroten Blütenrachen züngelt zarter Staubfäden zitterndes Gewirr, und der schwermütig süße

ernd in die Kabine laufen. Er genoß alle Phasen dieser bewegten Herrlichkeit, wie ein Fachkundiger etwa im Mikroskop die Infusorien durcheinanderwirbeln sieht, und überlegte dabei, ob er eine Karte lösen und hinuntersteigen sollte, um zu baden; heiß war es, und unten ergab es sich etwas leichter ... Was denn? Er wartete immerhin gelassen darauf, als sei es schließlich doch nur eine Belästigung. Es gehörte zur Sache, zu einem normalen Sommerschauspielerleben. Der Winter! — Sprechen wir lieber nicht davon, er hatte noch kein solides Engagement. Viele Briefe waren unbeantwortet geblieben. Aber wer denkt an den Winter, solange die kleinen Fräulein da — im Badekostüm sind sie alle so klein, lauter Kinder Evas — plätschern und einander zuwinken und ihn meinen. Schaut denn diese Schmachtende, Mandeläugige, die in der weißen Sonne, die Arme über dem Knie gekreuzt, gerade unter ihm sitzt und gelegentlich ihr tadelloses Bein, ihren Fuß mit den kleinen, parallelen rundlichen Zehen betrachtet, um in den Pausen, welche ihr Vollkommenheitsbewußtsein zuläßt, aufzublinzeln, etwa zur Sonne oder zu ihm hinauf? Kann es darüber eigentlich eine Frage geben? Und wenn ihr die lebhafte Braune, die so tut, als wenn sie fünfzehn Jahre alt wäre, entgegenlacht, die Zähne zeigt und etwas schreit, einen Namen oder um den Kabinenschlüssel oder eine Verabredung für heute nachmittag, so meint auch sie nur ihn. Winkt auch sie nicht nach ihm, wenn sie vom Wetter spricht? Er vertritt die Himmelsgegend und Windrichtung und jegliche sonstige Verabredung.

Die Badenden wissen in der Tat, wer der interessante Mann da oben ist. Die Kunde verbreitet sich so wie eine Skandalnachricht aus der Stadt oder wie Wolken am Himmel. Mit einem Wort: man kennt ihn, man ist auf ihn gespannt. Was ist er für einer, ein „großer Künstler"? Nein, das braucht man nicht zu glauben, daß ein Mitterwurzer sich just in eine Schmiere verirren würde, obschon auch solche Wunder vorkommen. Aber was ist er für ein Mensch? Kann man mit ihm was anfangen? Wie würde er sich beispielsweise beim Tanzen benehmen? Sie schauen zu ihm hinauf, indem sie die Augen mit der Hand beschützen, angeblich vor der Sonne; sie unterhalten sich über ihn, sie machen Witze, sie tun, als ob sie spotteten. So tun sie immer. Das schadet gar nichts, Spott nicht, nur Mitleid tut ihm weh, Spott, Mädchenspott ist sogar eine Erleichterung für das Spätere. Er hört dieses Lachen immer gern, obgleich es immer so ähnlich klingt wie dieselbe Rolle, die von verschiedenen Personen gespielt wird. Den Text kennt er auswendig, aber die Auffassung ist so verschieden, heute hier, in vierzehn Tagen drei, vier Stunden weit weg, kurz fünf-, sechsmal in einem Sommer, kann man rechnen. Im Herbst geht es schon schwieriger zu, in den kleinen Städten bei den ansässigen Hausfrauen, nur die kommen dann in Betracht. Diese Hausfrauen aber haben Mitleid, gemischt mit Grauen, und tragen Flanell. Die Angelegenheiten nehmen dann einen ängstlicheren Verlauf, zwischen Küche und Treppe, es gibt allerhand Hindernisse, Unannehmlichkeiten, Prügeleien, Szenen der Wirklichkeit fallen vor, es wird auch schon kühl, man schläft im Theatersaal oder in Heuböden, das Gewand wird abgenützt. Die Wintergarderobe erneuert sich schwieriger. Überhaupt der Winter — was schert ihn diese trostlose Zeit. Hol' sie der Geier! Ja, was die Frage betrifft, ob er baden sollte? Es war ihm heiß, aber eine Krone Eintrittsgeld schien ihm immerhin verschwendet, er konnte ja später am Seeufer weitergehen und ohne Förmlichkeiten die Kleider am Ufer ablegen, ins Wasser springen und sich's wohl geschehen lassen. Die Schmachtende gab sich gar keine Mühe, den Eindruck zu verbergen, den er auf sie gemacht hatte, schon teilte sie ihre Aufmerksamkeit nicht mehr zwischen ihren Fußspitzen und ihm, sondern zwischen dem blauen Himmel und ihm, ein entschiedener Fortschritt. Er rauchte weiter. Er ging auch auf dem Wege auf und ab, um andern Blicken zu begegnen. War er etwa auf sie allein angewiesen? Da sei Gott vor! In der „Saison" hatte er die Wahl.

Die Schmachtende war in einer Kabine verschwunden. Nun galt es aufzupassen, ob sie vom Bade hierher kam, d. h. wann sie kam, denn es blieb ihr ja keine Wahl. „Durch diese hohle Gasse" — Ein Gärtnerbursche trottet mit einem Korb Rosen vorbei. Kind Gottes, schaut der aber blöd' drein! Er grinst, beim lebendigen Gott, er grinst. Aus Verehrung oder aus Dummheit? Dem Touristen juckt es in den Fingern, sei es zu einer Ohrfeige oder nach den Rosen. Nein, er kann nicht mehr Einhalt tun, er pfeift dem Jungen zu, gebieterisch, er winkt ihn herbei, er schneidet ihm eine drohende Fratze, so daß der Minderjährige ein schiefes Maul zieht, er faßt den vollen Korb an und prüft die Rosen, er wählt mit sicherer Hand die schönste, indessen der Jammerfritze für alle zittert, eine gelbe, leicht zugespitzte, in sich geschlossene wählt er, ha, darauf versteht er sich, eine wilde, keusche, eine fromm-

abenteuerliche Maréchal Niel. Er denkt an die leicht gebräunte Haut und an das glatte, sanfte Haar der Schmachtenden da unten. Dafür passen gerade diese Rosen. Er wirft dem Jungen eine Krone zu und gibt ihm einen leichten Stoß, um ihn in Bewegung zu setzen. Er hält die Maréchal Niel vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger. Endlich kommt die Person in dunkelblauem Matrosenkleid mit gelblichem Kragen — alle Achtung! — Das glatte Haar fällt offen über ihren schönen gefühlvollen Rücken, sie steigt langsam die steile Holztreppe hinauf, Schritt um Schritt, sie überlegt sich in ihrem Gang, sie hält den Kopf geneigt und blickt zur Erde, mit der Rechten stützt sie sich auf das Geländer. Ach, wie lange sie braucht zum Vorüberkommen! Sie überlegt das Vorüberkommen. Und wie atemlos ist dieser Verzug! Weile mit Eile. Ganz zwecklos, ganz überflüssig überlegt sie, aber sie hält es für unerläßlich, so wie sie früher ihre Aufmerksamkeit zwischen ihm und ihren Zehenspitzen zu teilen für nötig erachtet hatte. Sie überlegt ihn. So ist es. Jetzt hat sie endlich den Weg erreicht, sie geht, sie kommt näher. Warum gar so langsam? Noch immer den Kopf gesenkt?! Endlich, einen Schritt vor ihm, hebt sie den Kopf, als hätte sie erst jetzt gespürt, daß jemand vor ihr, in ihrem Wege steht. So ist die vorgeschriebene Szene! Regiebemerkungen der weiblichen Psyche, denkt der jugendliche Held des modernen Ensembles! Aber schon überreicht er die Rose. Es gibt keine Wahl, wenn sie vorbei will, als ihn anzusehen und die Rose und seine ganz zwanglose, leichte Gebärde, welche die Rose anbietet. Es kommt wie immer. Sie errötet bis zu den schwarzen Haaren hinauf, sie wird ernst, sie überlegt ihn, sich, die Rose, den Weg an ihm vorbei, die Leute im Bade unten, ob es wer sieht, überlegt blitzschnell, daß es nur eines gibt, die Rose nehmen, um unbemerkt davonzukommen, denn jede Weigerung könnte, müßte zu weiterem führen, das möchte auffallen, und so fort. So langt sie nach der Rose, blickt ihn aus den mandelförmigen, listig geschlitzten, schläfrigen, samtschwarzen Augen an, lächelt, wobei sie eine Reihe leuchtender Zähne zeigt, natürlich, dazu ist das Lächeln da, für sie, für ihn, faßt ihren Rock fester mit der Linken, macht eine leichte, schmiegsame Wendung an ihm vorbei, einen Zentimeter verfehlt, und ihre Hüfte hätte ihn gestreift. Sie nickt langsam, deutlich und doch nur um einen Deut, während sie mit der Rechten die Rose hält. Endlich ist sie an ihm vorüber, er glaubt einen Atem von Kühle, einer gebadeten, frischen, braunen Haut zu spüren, einen Nixenhauch, er hört das leise Rauschen ihrer Kleider. Sie geht langsam weiter, er sieht sie mit der Rechten die Rose empor an ihre Brust heben. Sie steckt sie dort an, am richtigen Platze. So ...

Am Nachmittage wird beim Kaffee an den Tischen vor dem Hotel das Ereignis der Saison besprochen: Modernes Ensemble der Madame Überacker. Heute: „Der Sohn der Wildnis", dramatisches Gedicht von Friedrich Halm. Bei der Parthenia standen drei Kreuzchen. Unten waren sie erklärt: Madame Friederike Therese Überacker als Debut. Daß man gehen wollte, war selbstverständlich; man versprach sich auf jeden Fall Unterhaltung. Der Baron Bühl, ein stattlicher Fünfziger, der hier ein großes Gut hatte und die meiste Zeit des Jahres hier verbrachte, ein weltkundiger, kunstfreundlicher Herr, sagte: „Ich möchte lieber nicht hingehen." „Warum nicht?" bedrängte man ihn. „Ich kenne diese Schmieren. Ich habe schon so viele gesehen. Elend und Armut, Unfähigkeit und Eifer, Pathos, das sich lächerlich macht, ein Unternehmen, das auf den Hohn, auf die Schadenfreude der Zuschauer berechnet ist und sich dabei doch selbst durchaus ernst nimmt. Eine Kunst, die wirklich nach Brot, nach dem armseligsten Stückchen trockenen Brotes geht und dabei zu den Sternen schmachtet. Sie spielen die ‚Räuber' mit fünf Personen, und nicht nur Franz und Karl Moor werden von einer, sondern auch die ganze Bande von einer einzigen andern gegeben. Sie haben nichts gelernt und alles vergessen. Als sie jung waren und hoffen durften, war es ganz zulässig, aber nach einem Dutzend Jahren? Sie weinen und brüllen und reißen Kulissen und schämen sich nicht im mindesten, ebensowenig wie wir, daß wir Menschen auslachen, die es so ernst meinen und sich so treu bemühen. Sie müssen zusehen, wie wir lachen, bei allem Schweiß und im Angesicht des Souffleurs auf uns Publikum achten. Dabei könnte es doch sein, daß sie zu etwas anderem, Nützlicherem taugten, wobei ihnen wohl wäre, wobei sie mehr verdienten und endlich aus der ewigen Sorge herauskämen. Aber das wollen sie ja gar nicht, wollen nur ‚ihre Kunst' — ihr Hundeleben!"

Die Schmachtende, die noch die gelbe Rose an der Brust trug, sagte nachdenklich: „Und doch haben die meisten großen Schauspieler so angefangen." Sie senkte rasch die Wimper, den langbefransten Vorhang über dem dämmerigen Schauplatz ihrer Gefühle. „Aber sie haben nicht so aufgehört." „Vielleicht gibt es auch heut' einen Helden für

die ‚Burg' zu sehen!" „Nun und wenn! Um so trauriger, daß er dann für uns hier spielen muß." „Ich freue mich, bevor wir fortfahren, noch den Spaß zu haben," sagte die Schmachtende, die mit einem gichtbrüchigen alten Herrn hier war, ihrem reichen Onkel, der ihre Launen und Einfälle mit gelassenem Witze hinnahm. Sie wollten bald nach Linz und von dort mit dem Schiffe nach Wien reisen.

Am Abend fand sich der Theatersaal des Einkehrgasthofes „Zum braunen Ochsen" gesteckt voll. Der „Braune Ochse" war ein altes Bauernwirtshaus, das nur von Viehhändlern, Schwerfuhrwerkern im Vorüberziehen, sonst von den Ortsansässigen besucht wurde. Die Sommergäste kamen für gewöhnlich nicht hin. Es lag in einer Ecke des Marktes, an der Straßenkreuzung, weit weg vom See und von den hellen Landhäusern und vornehmen Hotels. Aber es hatte eben den Theatersaal, das heißt eine geräumige Diele, wo ein Podium aufgeschlagen war. Auch ein Vorhang, rot mit goldener Lyra, war vorhanden und ein Souffleurkasten. Im Winter wurde hier getanzt. In den vorderen Reihen saßen die hochgeehrten Zuschauer, die Sommergäste, die gelangweilten jungen Herren in weißen Anzügen, mit Nelken im Knopfloch, die verheirateten Damen mit den Gatten, die jungen Mädchen. Weiter hinten das weniger hochgeehrte, aber das eigentliche Publikum, das für eine Krone Entree mindestens einen Kunstgenuß fürs Leben gewärtigte und fand. Es kam darauf an, für wen gespielt wurde. Auch da gab es wieder „Schichten" der Gesellschaft: den beleibten Tierarzt mit Gemahlin und Töchtern, den Bürgermeister, seines Gewerbes Fleischhauer, den Bäcker, den Tischler, den Schuhmachermeister, alle mit ihren Frauen in schwarzen Kleidern mit goldenen Broschen und modernen Hüten. Die Fräulein in den ersten Reihen trugen Dirndlkleider und benahmen sich gar nicht zurückhaltend. In den hinteren Reihen, wo man noch wußte, was sich gehörte, befliß man sich würdiger Zurückhaltung. Noch weiter hinten waren die Namenlosen, die Bauern in schweren Stiefeln, Knechte, Mägde, die auch schon wieder mit dem Dirndlgewand ein ungezwungeneres Benehmen vereinbar fanden und kicherten, Kinder, viele Kinder von sechs bis vierzehn Jahren, standen ganz hinten, blonde, blauäugige Einfalt, vielleicht wartete die eine oder andere auf den Funken, der von der Bühne in ein Herz, in ein Gehirn fallen konnte. Wer weiß? Die meisten aber lutschten Erdäpfelzucker. Ein Klavierspieler, der zu solchen Gelegenheiten immer verfügbar war, klapperte etwas wie eine Ouverture. Dann begann die Komödie.

Frau Friederike Theresia Überacker als Parthenia. Ihre Tectosagen, es waren nur zwei wilde Männer, die Bauernlammfelljacken mit nach außen gewendetem Futter umgehängt und mächtige Bärte trugen, sagten immer „Bardenia". Die edle Zähmerin des Widerspenstigen hatte ein rosa Tarlatankleid, das ihr nur bis an die Knöchel ging und mit geringen Veränderungen jedenfalls auch im modernen Lustspiel als Balltracht der „Naiven" verwendet zu werden pflegte. Vorsichtshalber — für den Salongebrauch — war es unter dem Halse — zu weit darunter — ausgeschnitten und mit Rüschen besetzt, aus denen knochige Schulterblätter und ein langer Schwanenhals — einer der Herren nannte ein genießbareres Federvieh — hervortraten. Auf diesem Halse saß ein großer, sorgfältig frisierter Kopf mit gebrannten Löckchen, ein altes, abgebrauchtes Gesicht mit großem, vom vielen langen, lauten Sprechen ausgearbeiteten Munde. Der Mund und die noch ganz anständigen Zähne besaßen ohne Zweifel Ausdruck. Den Ausdruck von müder Schwärmerei, von abgeradierter Sehnsucht, von alltäglicher Berufsleidenschaft, Brotsorge und Trotz und — Gefallsucht. Ihre Augen, braun und flink, sahen gewissermaßen überallhin, ob alles recht war und am Platze, Publikum, Mitspieler, Requisiten, Petroleumlampe in der Mitte — sie raucht doch wohl nicht? — und Kerze im Souffleurkasten! War der alte Glatzkopf verläßlich? Ihre Arme, bis zu den Schultern bloß, schienen sehnig und hager, die Ellenbogen stachen spitz hervor, und am Halse hatte sie viele Falten. Übrigens auch an den Schläfen und Augenwinkeln. Sie lächelte als junge Griechin wie eine Fünfzehnjährige, sie sprach ihre Verse, wie man vor zwanzig Jahren mit zwanzig Jahren gefühlvoll und sentimentalisch redete. Die Bühne war sehr eng, kaum zwei Leute hatten hintereinander Platz. Sie mußte sich nach ihrer eigenen Inszenierung und Vorschrift, von der sie sich Wirkung versprach, in der Ecke niederlassen. Die Decke stand niedrig über ihr. Friederike Theresia war zu hoch gewachsen, beim „Schreiten" schien sie die Wolken zu berühren. So waren die Vorzüge ihrer Bühnenerscheinung hier nachteilig. Aber wenn sie saß, hockte und ihr sinniges Körbchen hielt, aus welchem Ingomar die Blumensprache lernen sollte, erwies sich der Raum auch wieder als zu schmal, sie mußte also die Beine über das Podium herabhängen lassen, was einerseits auf moderne

unmittelbare Wirkung berechnet war, aber anderseits wieder zu Bemerkungen des vordersten Publikums Gelegenheit bot. Die Mädchen lachten, je inständiger sie es ihnen gleichtun wollte, die doch aus einer ganz andern Schule kamen und anders Theater spielten. Die Herren rissen gewagte Witze und redeten in den Dialog hinein. Madame Überacker aber ließ sich weder aus ihrem Lächeln, noch aus ihrer Rede bringen, unaufhaltsam strömten die glatten Verse von ihren bitterlich süßen, überroten, schmalen Lippen, und ihre gehetzten braunen Augen nur sprangen unruhig überallhin, wie Vögel im Käfig. Ingomar war nachlässig, ein wilder Gentleman, er benahm sich auf gute Manier unmanierlich, er sprach modern, schon weil er über der Rolle stand und dem Souffleur folgte; er hatte ein gewisses spöttisches Lächeln über Madame Überacker, aber auch über die Herren da unten und über die Damen, denen er seine eigene Poesie gab, statt der papierenen des Herrn von Halm. Je weiter das Stück vorwärts ging, desto lauter wurde in den vorderen Reihen mitgespielt, manchmal schien sich alles in einen wunderlichen neuen Dialog zwischen den Herrschaften unten und Parthenia mit ihren Tectosagen oben zu verwandeln. Als so die Handlung verdunkelt wurde, beschwerte sich das hintere Publikum mit Zischen, gebot Ruhe. Die Vorderen besannen sich dann einerseits der eigenen, anderseits der Würde des Ortes und schwiegen ein Weilchen, so daß Parthenias Rede wieder mächtiger anschwoll. Hinten wurde Beifall geklatscht. In dem Wogen und Murmeln der staunenden Bewunderung dieser Wilden hinten, die hier auch von der Kunst gebändigt und erzogen werden wollten, hatten die Unerziehbaren vorn Gelegenheit zu lachen. Den Baron Bühl schüttelte es. Er stand in einer Ecke, Parthenien gegenüber, und lachte lautlos, das Gesicht mit der Rechten bedeckend, denn er schämte sich. Sie mußte ihn ja sehen. Die schmachtende, bräunliche Mandeläugige aber neben ihrem alten Onkel lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und war ernst. Der wilde Ingomar spielte für sie. Ihr galten seine kecken Nebenbemerkungen, sie fing seine Blicke auf, die er ihr statt Rosen zuwarf, wobei er aber nachlässig stand und ging und frei war, als stünde und ginge er unter hohem Himmel. Sie blickte kühl und gelangweilt, damit niemand bemerkte, daß diese Unverschämtheiten auf sie gemünzt waren.

So ward ein Akt nach dem andern abgespielt unter Lachen und Spott vorn, unter Beifall und kämpfender Aufmerksamkeit hinten. Für wen plagte sich Madame Überacker, für wen Ingomar? Sie nahm Rücksicht auf die „Gebildeten“, indem sie ihre Zwischenrufe ertrug, ja sogar gelegentlich wie in einem schweren Einverständnis mit einem Lächeln beantwortete, das um Geduld bat, sie zeigte ihre mageren Beine, hob ihre dürren Arme verführerisch auf und wand ihren faltigen Hals hierhin und dahin, ganz wohl wissend, daß alles den Teufeln vorn ein Extravergnügen war. Aber die Rolle nahm sie dennoch hin, riß sie fort und machte ihre Rede über die Vorderen hinweg zu denen hinten dringen. Die Verse sprangen und schwangen sich zu den Bauern, zu Tischler und Schuster, zu den Knechten und Mägden, zu den mit offenen Mäulern staunenden Kindern hinüber. Denen galt sie, galt die Komödie, Handlung und Gedicht, Leben und Kunst, galt ihre eigene, Friederike Theresia Überackers Absicht, Bedeutung, Schönheit und edler Anstand. Sie spielte für beide Teile, für zwei Wesen in ihrem eigenen Selbst und für zwei Ungeheuer da unten. In ihr stand eine alte, wetterharte, versorgte, Truppe, Geld, Requisiten und Mannschaft zusammenhaltende, faltenhalsige Prinzipalin, die selbst die noblen Bestien bei ihren Schwächen packen wollte, und die war Parthenia heut, Amalia oder Wildfeuer morgen, war Selbstberauschung trotz allem, war Theaternärrin und Gedicht, Schwung und Begeisterung, gelebtes Leben im Spiel, war höhere Wirklichkeit, wörtlichere Wahrheit, als diese Elenden auch nur ahnen konnten. Sie verneigte sich nach jedem Akte, indem sie zierlich ihren Rock mit den Fingerspitzen aufhob vor den Vorderen, ihnen lächelte sie zu. Sie ertrug ihr rohes Lachen. Denen da hinten aber schenkte sie den ruhigen, gebieterischen und dankbaren Blick ihrer traurigen Herrscheraugen. Den Vorderen warf sie, damit sie ihren Spaß hatten, zu guterletzt noch ein Kußhändchen hin, ehe sie neckisch hinter die Kulisse zurücktrat. Sie verstand ihr Geschäft, sie fühlte ihre Kunst: Madame Friederike Theresia Überacker. —

Ingomar aber tat nur gezähmt und setzte seine im Stücke angeblich erlernte Erfahrung über das Wesen der Liebe praktisch ins Gegenteil um. Denn wahrlich, nicht auf sittige Gezähmtheit kam es heute an, das wußte er aus besserer Einsicht, als der Herr von Halm. Vielmehr auf Wildheit und Raub, auf unverschämte Herrschaft: Liebe oder Leben. Liebe und Leben! Einbruch ohne viel Zweifel und Bedenken! Dazu waren diese Herzen da und bereit, das wurde verlangt. Sie sollten auf ihre Kosten kommen. Er schminkte sich rasch ab und erreichte die Schmachtende eben, als sie vor dem Hotel

einen Augenblick allein stand, um auf jemand zu warten. Er verneigte sich eilig vor ihr. Sie dankte mit einem fremden, erstaunten Blick. Er aber staunte darüber gar nicht, vielmehr flüsterte er, indem er langsam weiterging: „Ich warte am Ufer.“ Sie warf ihm einen Blick zu voll Verwunderung, Belustigung, Ärger, als sei seine Zumutung ein Mißverständnis. Das klärte sich später schon auf. Er nickte noch einmal leicht mit dem Kopfe und verschwand in den dunklen Büschen, denn eben kam ein ganzes Rudel aus der Halle des Hotels hervor, junge Männer, Damen in Dirndlkleidern, Schals umgeschlungen, lachend, angeregt, vor dem Speisen und bereit zu allerhand abendlichen Unterhaltungen. Ingomar hörte noch, wie sie „Bardenia“ riefen.

⌘ ⌘ ⌘

Er beeilte sich mit seinem Nachtmahl im „Braunen Ochsen“ und ließ sich weder von der durch den Erfolg erfreuten Prinzipalin noch von seinen minder unternehmenden Kollegen abhalten, weitere Krügel des angenehmen braunen Bieres zu vertilgen, das hier ausgeschenkt wurde. Vielmehr empfahl er sich kurz, warf sein „Mahlzeit“ fast verächtlich hin, zahlte seine Zeche und verschwand, nicht ohne daß die Überackerin ihm ängstlich nachsah. Sie hatte eine mit Geschäftseifer gemischte, durch die Rücksicht auf ihr Ensemble weise eingeschränkte Vorliebe für ihn. Er gefiel ihr als Mensch, als junger unbändiger Bursch, als Abenteurer, sie konnte ihn in der Truppe gut verwenden, darum übersah sie auch seine häufigen Launen, genügte, so weit es nur irgend angängig war, seinen oft unverschämten Ansprüchen und Vorschußforderungen, aber sie zitterte um ihn, denn er war immer auf dem Sprunge, alles stehen und liegen lassen, wenn ihm der „Raptus“ kam. Dieser Halbjahrsraptus erschien aber immer gerade in der guten Jahreszeit, wo solche Seitensprünge am gefährlichsten waren. Im Winter, wenn sie selbst nicht aus noch ein wußte, wenn sie in ungeheizten Quartieren lagen, froren und vor leeren Häusern spielten, um den Betrieb aufrechtzuerhalten, war er ganz vernünftig und anhänglich. Schon das dritte Jahr. An ständige Bühnen kam der arme Kerl wohl nicht mehr. Sie beobachtete im stillen ganz genau, wie er im Winter Briefe nach allen Weltgegenden ausschickte und vorteilhafte Photographien zusammensuchte. Es mangelte an Garderobe, an Gelegenheit, an Reisegeld. Immer fehlte etwas und immer war es gerade das wichtigste. Aber trotzdem stand er immer auf dem Sprunge, als wollte er noch anderes als Engagement, Rollen, Vorschuß und Beifall. Sie kannte diese Schmerzen, würdigte sie und fürchtete für ihn. Wenn er einmal den Raptus bekam und wirklich aussprang, dann war alles aus! Ihr Ensemble war auf ihn gestellt. Er war sozusagen der männliche Stern. Die Kritik hat leicht reden, daß man eine Bühne nicht so führen dürfe! Wachsen einem die Liebhaber aus der flachen Hand, konnte sie die gleichwertigen Kräfte aus der Erde stampfen? Fand sie denn gleich einen andern? Ingomar hatte die Vorzüge seiner Mängel. Da war nichts zu machen, als daß man ein Auge auf ihn hatte. Das andere mußte man zudrücken. Heute hatte der Junge gewiß etwas Neues vor. Die Gage hatte er auch schon bekommen, einen Vorschuß dazu. Wolle Gott, daß er vernünftig blieb! Ihre Augen flatterten unruhig wie die Vögel im Bauer, indem sie den gefährlichen Helden begrüßten, aber zugleich den andern in der Runde die Honneurs machten.

Ingomar aber betete um eine tolle Bestätigung seiner Unvernunft. Er wandelte an dem einsamen Uferweg unter den tausend blinkenden Sternen der klaren Nacht, rauchte eine Zigarette nach der andern und wartete, ob die Schmachtende käme. Er befaßte sich mit dem Gedanken, wie es auszulegen wäre, wenn sie nicht erschiene. Das mußte keineswegs eine Ablehnung sein, mußte keineswegs bedeuten, daß sie ihn als einen Frechling nicht weiter beachtete. Sie konnte ja eine Abhaltung haben als junge Dame, deren Schritte bewacht wurden.

Er wartete. Allerhand Herrschaften kamen vorbei, Paare, größere Trupps. Gelegentlich bemerkte man ihn und flüsterte sich etwas zu, das sich auf ihn bezog. Seine Zigarette funkelte wie ein böses Raubtierauge. Er lauerte in ihrem Rauch. Vom Hotel drangen Lärm, Tellerklappern, das Geräusch von Bestecken, Stimmen herüber. Ein Klavier spielte einen Walzer. Wurde dort getanzt? Er überlegte, ob er nicht hingehen und eintreten sollte. Der große Speisesaal mit den noblen Leuten schreckte ihn aber ab. Er paßte nicht in solche aufreizend wohlhabende Gesellschaft, obschon er gerade bei Kasse war. Sie konnten ihn über die Achsel ansehen, er bekäme dann aber unweigerlich Lust, mit einem solchen Affen anzubinden. Dann gab es einen Krawall. Duelle mit einem Wandermimen? Sein Touristenanzug war für Gottes freie Natur, für Sternenhimmel und leisen Wellenschlag der Ufer bestimmt, für Menschenkinder, nicht für Hotelsaalgäste. Hier scheute er keinen Fürsten, dort war er ein unzuständiger Zaungast. Er wußte genau, wohin er sich zu stellen hatte. Und

diese Schmachtende mußte es auch wissen, wenn sie überhaupt ein Gefühl ihrer eigenen Menschenwürde besaß. Vielleicht tanzte sie dort oben. Er stellte sich ihre volle, schlanke Figur vor, wie sie im Arm des Tänzers fast lag, den schweren schwarzen Kopf über seine Achsel herüberhängen lassend, gleich einer überschweren Rose, die Augen halb geschlossen. Er hätte gern mit ihr getanzt, einen Walzer mit schiebendem Zweischritt, als wiegte man sich zwischen Himmel und Erde, aber irgendwo unter Sternen, auf einem weißen, stillen Kiesplatz nach einer fernen Musik, sie zwei ganz allein auf der Welt unterm Licht der stillen Lichter oben, unter wehendem Bäumerauschen, erschrocken, wenn über ihnen ein Vogel mit schwerem Fluge auffuhr. Aber das ließ sich wohl nicht machen. Nie konnte er zu einem solchen Tanze kommen, ebensowenig wie zu einem in der Réunion eines Kursaales oder dort im Hotel. Das war vorläufig zu viel verlangt. Vorläufig! Wenn sie heute nur überhaupt kam. — Halt! Da kam sie! Sein Wunsch hatte sie gerufen. Sie kam auf das Stichwort. Die verstand ihre Rolle! Er war auf ihre spätere Auffassung gespannt. Nicht allein kam sie, sondern in Begleitung des alten Herrn, der sich mühselig an seinem Stocke fortbewegte, und eines jüngeren, der sehr beflissen lächelte. Hinter ihr folgten aber noch etliche junge Damen und Herren; sie alle gingen langsam, lachten und flüsterten. Hier und da gab es ein ordentliches Geschrei und einen richtigen Lärm von Stimmen durcheinander. Er stand still, er wich sogar einen Schritt zurück, um dem Zuge Platz zu machen. Es war hell genug, daß man ihn sehen konnte, mußte, so wie er die andern sah. Aber das hatte auch seinen Nachteil, denn die ganze Gesellschaft, die eben noch sehr laut und ungezwungen gesprochen und gelacht hatte, schwieg plötzlich, wie auf ein Zeichen, und bewegte sich behaglich, aber rücksichtsvoll abgeschlossen — o diese guten Manieren! — an ihm vorüber, als an dem Fremden. Gewiß hatten sie über das Theater geredet, über diese unglückliche alte Madame und über ihn. Sicherlich über ihn. Und hatten ihre Witze gerissen und fühlten nun Mitleid mit ihm und schwiegen darum. O daß einer es gewagt und ein Wort hätte laut werden lassen! Er war gerade in der Stimmung, sich heute einen ungebetenen Zwischenrufer auszuleihen, auch ohne Stock, bloß mit beiden Fäusten. Aber nein, diese Kanaillen waren taktvoll. Sie gingen in ihren weißen Sommerschuhen wie auf Filzsohlen vorüber, und die Schmachtende warf ihm nicht einmal einen Blick zu. Das war übrigens ein feiner Zug, auch dieses Ausweichen des Blickes war ja gerade auf ihn gemünzt, also mehr als ein Blick. Lautlos, wie die Puppen in einem Marionettenspiel, zog die Gesellschaft an ihm vorüber und verschwand hinter den Fichten und Sträuchern vor dem Hotel. Gleich nachdem sie durch diese Kulisse verborgen und von ihm getrennt waren, begannen sie wieder zu lachen, zu schwatzen, er unterschied deutlich die Stimmen. Da gähnte die langweilige des schlanken, eleganten Kavaliers, der neben der Schmachtenden ging, die kurze, behaglich muntere des dicken Barons Bühl rief darein, er kannte ihn, das war der Herr dieser Gegend, der das schöne alte Schloß und Gut besaß und den jeder gleich par renommé schätzte, der hierher kam. Dann hörte er mehrere Mädchenstimmen, belanglose, die so lachten, als stiegen sie in ein kaltes Bad. Jetzt mußte die Schmachtende etwas gesagt haben. Das war ihre Stimme, ein gurrender Taubenton, aus diesem vollen, schönen Busen, fast aus dem Herzen, aber da sie vielleicht keines hatte, wenigstens kein moralisches Herz, wenn man so sagen darf, so kam der Ton von etwas höher oben, zwischen Hals und Brust. Ingomar hätte die Stelle mit dem Finger bezeichnen können, woher sie diesen Ton ihrer gurrenden Stimme zog. Ja, das hätte er können. Übrigens nahm er sich vor, diese Prüfung nachzuholen, wenn es einmal so weit war. Aber kam es so weit? Was bedeutete dieser Spaziergang mit Gesellschaft am Seeufer? War das ihre Art, seiner Aufforderung zu entsprechen? Wollte sie ihn so zum Narren haben, just indem sie ihm gehorchte, aber nur halb? Bei einem solchen holden, sanften, schweigsamen und immerhin tausendfach bewachten Gurrekind war nicht ein Schrittchen, nicht ein Wörtchen, nicht ein Lächeln, nicht ein Schmachten und Vorüberwandeln, Stehenbleiben, Sichumschauen oder Sichnichtumschauen ohne feinere Absicht, ohne tiefere Bedeutung. Darum auch nichts, das nicht ihm galt, nicht auf ihn gemünzt war, denn wenn ein Frauenzimmer unter Tausenden den einen spürt, der es auf sie abgesehen hat, so spürt der es gewiß unter Tausenden, in Stockfinsternis und Wüste, wie und wann sie ihm antwortet. Denn alles ist Antwort, was sie tut und unterläßt. So kam die Schmachtende entweder in Gesellschaft hierher, weil sie anders überhaupt nicht hätte kommen können, oder sie ging so stumm vorüber, um später allein wieder zu erscheinen, damit er sich bis dahin gedulde und wenigstens vorläufig einen Schimmer von ihr habe und behalte. Geduld, liebes Herz!

Er ging langsam den Verschwundenen nach und sah, wie es seiner erprobten Gewohnheit entsprach, zu Boden. Da lag weißer Sand. Halt! Unmittelbar vor dem Föhrenwäldchen, durch dessen Stämme die Lichter des Hotels schimmerten, hob sich etwas Kleines vom lichten Kies ab Er bückte sich danach. Hoho! Ein weißer seidener Handschuh, ein langer, der bis zu den Ellenbogen reichte, mit halben Fingern, leicht gewebt, wie aus Spinnfäden und — er führte ihn zum Munde — wohlriechend, nach ganz fernem, leisem, unbestimmtem Parfüm und nach einer holden, leicht gebräunten kühlen Haut. Sie hatte ihn verloren. Natürlich sie! Konnte er sich nicht erinnern, ob sie heute im Theater solche Handschuhe getragen hatte? Das war zu viel verlangt, daß er sich diese Einzelheit ihrer Kleidung hätte merken sollen, aber es war nicht anders möglich. Es paßte zu ihr, die Form, das leichte, hohle, seidene Gewebe mit den dünnen Maschen, der Atem fernen Wohlgeruchs wie aus fremdem Morgenland und des nahen kühlen, gebadeten Arms, der gebräunten Haut. Gewiß, sie hatte den Handschuh verloren. Verloren? Mehr, sie hatte ihn verlieren wollen! Für ihn! Als Zeichen und Gewähr, als Wink und Antwort, als Bestellung und Abrede. Sein Herz klopfte. Trotzdem das Herz in solchen Angelegenheiten zuletzt gehört werden sollte, machte es sich doch zuerst vernehmbar, und wohl nur, weil es immer klopft, glaubt man, jede Liebschaft poche an dieser Tür, und man spricht vom Herzen, wenn alles andere mitbeschäftigt bleibt. Er liebte mit den Sinnen, mit den Augen, die in der Nacht so viel, mehr noch sahen als am Tage, mit dem Geruch, der die Herkunft des Duftes eines Handschuhes erkannte, mit dem Gedächtnis, das sich jede Linie eines Körpers, einer Gehenden, Verweilenden merkte, mit den Händen, mit den Ohren, die das Taubengurren einer Stimme aus vielen gleichgültigen auf die richtige Stelle bezogen, von der es kam. Er liebte aber auch mit dem Verstande und wollte daher überlegen, was mit diesem Zeichen gemeint war. Sie hatte den Handschuh im Weitergehen verloren, nein besser: fallen lassen. Also mußte, nein sollte er ihr nachkommen, um ihn zu finden. Und dann? Dann, eben in ihrer Nähe warten. Auf sie, oder auf ein neues Zeichen. Er schlich daher durch das kleine Gehölz, weiter, bis er an der Seeseite des Hotels außerhalb der Terrasse ankam. Das mehrstöckige Haus sah mit vielen dunkeln, vielen hellerleuchteten Fenstern herab auf ihn. Er stand auf dem großen Platze vor der Terrasse allein. Die Terrasse war leer. Die Abende am Ufer waren jetzt schon den verwöhnten Leuten zu kühl, darum saßen sie alle im Saal oder in der geschlossenen Glasveranda. Nur ein paar elektrische Lampen brannten kühl über den leeren, weißen Tischen. Er überlegte, ob er sich hier vielleicht niederlassen sollte. Er allein mußte wohl auffallen, besonders, wenn er nach Bedienung rief und mehrere Kellner durch Bestellung in Atem hielt, in Bewegung setzte und zwang, durch Saal und Veranda hier hinaus zu laufen, Bier, Essen zu bringen, Tisch zu decken, Besteck zu holen und so fort. Er konnte die Burschen mit vielen Gängen in Atem halten, es kam nur auf seinen guten Willen und auf die Ausgaben an, die er sich eben leisten wollte. Das hatte er denn doch noch in seiner Macht, daß ihn Kellner bedienen müßten, wie sie diese höfliche, isolierte Schwefelbande da drinnen bedienten. Vor dem Gesindel brauchte er keineswegs zurückzustehen, es war alles nur eine Geldfrage. Aber wozu solche Depensen? Geduld! Überlegung! Vorsicht! Es handelte sich ja nur darum, wie er am besten für das Beste bereit blieb. Er mußte ganz still und geduldig warten, ob und wie sie sich am Ende neuerlich bemerkbar machte. So stand er auf dem Platze vor den vielen Fenstern und unterlag der Versuchung nicht, ein feines Abendessen auf der Terrasse und mit vielem Hin und Her der Kellner herauszufordern, vielmehr stand er still da und wartete, indem er bloß eine Zigarette um die andere rauchte und ihre glimmenden Augen durch die Dunkelheit funkeln ließ, oben standen und funkelten die Sterne gleich geduldig. Eine Stunde oder mehr. Er hatte Zeit genug. Er war auch das Stehen gewohnt. Hier und da pfiff er etwas vor sich hin. Es möchte sein, daß man ein Zeichen benötigte. Aber das ließ er dann wieder, es war vergeblich, solange drin Klavier gespielt, getanzt, gegessen wurde, solange Teller klapperten und elegante Tiere auf nichts anderes aufmerksam waren, als auf ihren Hunger. Aber auch das fand ein Ende. Er konnte sehen, wie die Glasveranda allmählich leer wurde. Auch der Speisesaal wurde leer, das Klavier verstummte. Er sah die Kellner die Tische abräumen. Die Hotelgäste gingen wohl zu Bett. Es schlug zehn Uhr. Im Saale, in der Veranda ließ man nur mehr für etwaige Nachzügler eine und die andere Glühlampe brennen, die übrigen drehte man ab. Auf der Terrasse brannte gar keine mehr. Jetzt war die Zeit günstiger. Jetzt erhellten sich die Zimmerfenster in allen Stockwerken, jetzt gingen die



Innenraum — Gemälde von Heinrich Hübner

Herrschaften schlafen. Er glaubte sogar die betreffenden Geräusche zu hören, Wassergüsse in Waschbecken, Türzuschlagen auf den Gängen, vereinzelte Klingelzeichen oben, unten, einmal dem Zimmerkellner, zweimal dem Stubenmädchen, dreimal dem Hausknecht, jetzt rechts, jetzt links, jetzt oben, jetzt unten, die letzten Schlachtrufe eines mühseligen Hoteltages. Dann ward alles mählich ruhig. Der Koloß legte sich in seiner ganzen Masse hin und schwieg, die Lichter in den Fenstern erloschen allmählich. Welches war das ihrige? Denn jetzt war es immerhin Zeit. Es schlug elf. Er pfiff jetzt: hojotohoh, nicht allzulaut, aber immerhin vernehmbar. Im zweiten Stocke öffnete sich daraufhin — gewiß — eine Scheibe, klirrte leicht, er sah hinauf. Ein Arm streckte sich aus und warf etwas hinunter, schloß dann das Fenster. Es war das sechste von der Ecke nach rechts gezählt. Er suchte den Gegenstand. Diesmal hatte er schwerer suchen, denn das Ding mußte in den Schatten des Baues auf den Boden gefallen sein. Er maß die voraussichtliche Entfernung ab. Er spürte mit dem Fuße. Er stieß endlich auf etwas kleines Raschelndes und hob eine halb verwelkte gelbe Rose auf, mit geknicktem Stengel. Das war ja seine Maréchal Niel, er stach sich noch leicht in eine ihrer Dornen.

Nachdenklich steckte er diese welke Botschaft an seinen Jägerhut und ging um die Ecke nach dem Hoteleingang auf der Straßenseite. Hier war noch Licht in einem Zimmer, dem sogenannten „Touristenstüberl" oder der „Schwemme", wo die minder zahlungsfähigen Wanderer für geringes Geld abgespeist wurden. An einer Ecke saßen denn auch — er schaute von der Straße hinein — ein paar abgerackerte, von der freiwilligen Anstrengung hergenommene, in alle standesgemäße Verlumptheit, als in das Adelsgewand des Bergsports vermummte sogenannte Naturschwärmer und Fexen, deren Bergstöcke an der Ecke lehnten. An der andern aber machte sich an einer Holzbank vor einem großen gebohnten braunen Tische das Hotelpersonal breit, Garçons in schwarzen Fräcken, Schankburschen, Kellnerinnen, und verzehrten ihr verspätetes aufgewärmtes Nachtmahl, das braune Bier stand in den hohen Gläsern ganz verlockend mit hohen, weißen Borten. Wie wär's, wenn er eintrat und sich einen Schluck vergönnte? Vielleicht war von den Leutchen etwas zu erfahren? Man mußte sie nur richtig zu nehmen wissen und mit ihnen freundlich sein, ohne sie sich zu nahe kommen zu lassen. Auch ein Jäger mit zwei schönen Dobermannhunden zu Füßen, saß bei den Schmausenden und rauchte langsam Zug um Zug aus einem Weichselrohr mit einem buntbemalten, geschmacklosen Porzellankopfe.

Als Ingomar eintrat, rührte sich niemand zum Empfange. Es war wohl schon zu spät für Höflichkeiten und Komplimente, am spätesten hier in der „Schwemme". Er sah sich um, nahm sein Hütel ab, suchte einen Platz und näherte sich endlich mit einer leichten, zugleich freundlichen und den Abstand sichernden Verbeugung, der Tafelrunde der dienenden Geister, um Erlaubnis bittend, den freien Stuhl neben dem Herrn Förster einnehmen zu dürfen. Der weltkundige Herr „Ober" erkannte sogleich die Zugehörigkeit des Herrn, begrüßte ihn als vom Theater, fragte nach den näheren Umständen, die übrigen, besonders die Kellnerinnen zeigten sich lebhaft interessiert, durch die Nähe eines „Künstlers" geschmeichelt. Der Piccolo brachte ihm devot schmunzelnd Bier, Ingomar tat allen herablassend Bescheid, er fühlte sich ganz wohl, er beantwortete mit Offenheit und einiger Übertreibung die Fragen nach woher und wohin und wieviel. Er ließ einige Andeutungen über Affären fallen, Intrigen, die seinem Engagement an einem Hoftheater in X — der Name tat nichts zur Sache — ein vorzeitiges Ende bereitet hatten. Im Hintergrunde der Geschichte, die aus lauter Andeutungen zu erraten war, stand eine schöne Frau natürlich, die sich für ihn interessiert hatte, im Vordergrunde ein gewisser sogenannter erster Liebhaber, ein im Dienst ergrauter Affe, der, mit einer hohen Persönlichkeit vertraut, es durchzusetzen gewußt hatte, daß er, der keinen Fürsprecher hatte als sein Talent — oder sagte Ingomar: Genie? — kurz und gut hinausgeekelt wurde. Die Geschichte hatte sich vielleicht einmal irgendwo mit irgendwem zutragen können. Vielleicht lagen ihr auch gewisse ähnliche, sagenhaft vergangene Begebenheiten der eigenen Künstlerlaufbahn Ingomars zugrunde. Jedenfalls paßte sie sehr gut in diese Situation, und Ingomar stattete sie mit allen sorgfältig beobachteten Zügen aus. Er glaubte sie sogar selbst. War sie denn unwahrscheinlich? Wenn sie ihm nicht passiert wäre, das wäre unwahrscheinlich gewesen. Ergo! — Ecco! — Übrigens verlangten die Leutchen hier ja solche Geschichten von ihm, Unterhaltung, nicht Tatsachen. So war er hier, nur zur Erholung, zum Ausspannen und über den Sommer, zum Spaß, damit er nicht aus der Übung kam. Für den Winter war er schon versorgt. Übrigens hielt ihn hier — er lächelte fein — noch etwas anderes zurück, eine besondere Sache, nicht der Rede wert.

Der Oberkellner blinzelte: er verstand. Was das betrifft, so war dem Herrn „Ober“ nichts unglaublich. Diese reichen Frauenzimmer haben den tollsten Geschmack, sie fliegen auf solch dunkle Abenteuer, wie die Mücken ins Licht. Ja — Ingomar zog ihn beiseite — er hätte sich schon längst vorgenommen, sich bei dem Herrn Generalober zu erkundigen — er erfand diesen schmeichelhaften Titel, der immerhin besser wirken mußte als ein Trinkgeld — wer denn eine gewisse Dame eigentlich sei. Er beschrieb sie: eine Schmachtende, mit schlanker, aber voller Gestalt, mit langem, glattem, schwarzem Haar, gebräuntem Teint, mit mandelförmig geschlitzten Augen, mit einem dunkelblauen Matrosenkleid und gelbem Kragen, in Begleitung eines alten Herrn, der gichtbrüchig am Stocke trotte und boshaft rede. Ingomar ahmte Stimme und Gangart so lebhaft und natürlich nach, daß alle zu lachen begannen und eine Ahnung bekamen, was ein Schauspieler für ein Kerl und wozu er gut sei. Der „Generalober“ gab alle wünschenswerte Auskunft: steinreich, launenhaft, viele Anbeter, keinen aber, „auf den sie fliegt“, bald traurig, bald leidenschaftlich, ungemein gesund, mehr als lieb: Rasse, das heißt nächtelang tanzen, tagelang bergsteigen, stundenlang schwimmen, ein Probestück für einen Verliebten. Habe sie vielleicht dem Herrn eine „Avance“ gemacht? Er lächelte bedeutungsvoll. Ingomar gab es zurück, mit einem Finger am Munde. Davon spricht man nicht. Wo ging sie denn gewöhnlich spazieren und wann? Der „Generalober“ unterrichtete ihn über eine sogenannte „Seufzerallee“, die eine schmale Landzunge mit hohen alten Linden einsäume und am Ende des Örtchens, den Mauerresten, der einstigen Befestigung entlang, eine Viertelstunde weit hinzöge. Dorthin pflege man nach dem Frühstück zu spazieren bis zur Badezeit, wenn man nicht gerade eine weitere Landpartie, eine Bergbesteigung oder Wasserfahrt vorhabe. „Viel Glück, aber auch viel Geld!“ nickte er. Ingomar lehnte sich breitspurig in seinem Stuhle hintenüber, der nur mehr auf den Hinterbeinen stand. O, was das betraf! — Man nahm von ihm gar keine Zeche an. Er war Gast bei den freundlichen Gönnern, er lud sie zum Dank dafür zu seinem Benefiz ein, das für morgen angesetzt war. Er versprach ihnen allen Freikarten. Ja, das wäre schön und gut, wenn sie nur Zeit hätten, aber diese Sommergäste! Immerhin, einige würden sich schon freimachen können. Das Benefiz trüge wohl etwas ein! Ja, ja, das tat es immerhin, eine Kleinigkeit, auch die Sommergage überhaupt, für ihn freilich nur eben das Zigarettengeld, eine Bagatelle, die man gewissermaßen so mitnehme, um den anderen armen Teufeln nicht das Brot zu verekeln. Da sei Gott vor, daß er auf solchen Bettel anstünde. Sein Alter müsse schon das Weitere berappen. Er sei ganz gut bei Kasse. Das könnten sie ihm glauben. Dabei streichelte er den einen jungen Dobermannhund, der sich merkwürdig zutraulich gerade zu ihm verhielt. Ingomar fragte den Jäger, der schweigsam rauchend dabeisaß, um auch ihn zu erobern und in den Machtkreis seiner Wirkung einzubeziehen, nach dem Stammbaum des Tieres und nach dessen Kenntnissen, nach dem Rollenfach. O, das war ein ganz geschultes, weises Tier, auf Polizeihund gedrillt, fähig, einem Übeltäter nach dem Geruche zu folgen und ihn entweder zu verbellen und mit den Zähnen festzuhalten oder nach besonderer Anweisung und in aller Ruhe zu begleiten, zu stellen und etwas Bestimmtes abzuliefern oder abzuholen, je nachdem. „Nicht möglich!“ Der Jäger beteuerte brummend die Verdienste seines Tieres, dessen Bruder nebenan wieder als Jagdgenosse seinesgleichen suche. Ingomar wollte wetten, der gepriesene Dobermann sei nicht fähig, mit einem gewissen Gegenstand dessen Eigentümer aufzusuchen und diesem das Ding ruhig zurückzugeben. Der Förster hielt jede Wette. Nun, sei ihm denn etwa der Hund feil? „Nichts für Sie, lieber Herr!“ „Zu teuer?“ Nun, für den Gast wolle er schon einen billigen Preis machen, wenn er den Hund durchaus hergeben solle, denn das müsse er, weil er für allzuviele Hunde keine Verwendung habe. Daheim besitze er überdies noch einen Dackel; den „Vorsteherbruder“ hier, dessen Mutter, eine gleichgute Jägerin auch, darum habe er den Dobermann als Polizeihund abgerichtet, um ihn eben würdig zu verkaufen. „Wie viel?“ drängte Ingomar.

Nun, hundert Kronen, weil es Ingomar sei, einem Protzen von den Sommergästen hätte er ihn nicht für zweihundert hergegeben. Ingomar überzählte im stillen seine Barschaft, mehr als zweihundert Kronen besaß er auf keinen Fall, aber er überschlug die Summe nur mit einem Gedanken, dann lachte er: „Gut, Menschenskind! Gemacht! Götterfreund! Her damit!“ Ob er ihn aber auch anständig halten, füttern, pflegen könne, damit es der Kerl gut habe. „Seh' ich denn wie ein Seelenverderber aus, solange ich einen Bissen habe, will ich ihn mit dem Treuesten der Treuen teilen! Wie heißt er übrigens?“ „Hektor.“ „Na, Hektor, willst du zu mir? Nun sprich! Was meinst du zu mir, wollen wir zusammenhalten?“ Das

schöne Tier blickte ihn mit den klugen braunen Augen freundlich an, wedelte leicht und legte sich auf das Gebot des Försters sogleich dem neuen „Herrl" gehorsam zu Füßen. Ingomar entnahm seiner zierlichen Brieftasche — er hielt große Stücke auf alles notwendige Zubehör und Zeugnis besseren Lebenswandels — eine Banknote, nicht ohne die zweite und die wenigen übrigen Lappen zu verbergen. Seine weitherzige Naschheit machte auf die Gesellschaft merkbaren Eindruck, und er empfahl sich dann wie ein großer Herr, leutselig und besser geachtet als vordem. — Das Herz ging einem auf, wenn ein solcher Tausendsassa herkam und seine Windbeuteleien ausstreute.

Ja war denn alles nicht wahr und richtig? fragte mit treuherzigem Gesicht das demütige Stubenmädchen, das vom Ort stammte und nur hotelmäßig angetan, aber nicht welterfahren war.

Nicht ein Wort war wahr. Das könnte sie sich doch denken. Der arme Teufel brauchte vielleicht morgen schon eine sanfte Unterstützung. Wer weiß, ob er sie nicht gelegentlich anpumpen würde. Aber das mache nicht viel aus, interessant seien diese Herrschaften vom Theater alle, einer wie der andere. Man müsse sie selbst ebensowenig glauben, wie ihre Stücke und Figuren. Dann aber unterhalte man sich recht gut mit ihnen. Die wirklichen Leute sonst seien ja auch nicht wahrhafter, sondern nur dümmer und hinterhältiger. Und sie machten einander und dem Dienstpersonal noch ganz andere Sachen vor, und was sie verrieten, indem sie sich etwa gehen ließen, sei noch viel weniger harmlos als die Faseleien des munteren Bruders da und wahrlich viel weniger hübsch vorgebracht. Aber die Geschichte mit der Schmachtenden, nach der er sich erkundigt habe? Der Generalober wiegte den Kopf. Da sei er sich nicht ganz klar. Vielleicht bloße Renommage, vielleicht Einbildung! Vielleicht gebe es ein Körnchen Wahrheit dabei. Wenn einer von einer Spukgeschichte erzähle, die sich bei Mondenschein in einer Sommernacht zugetragen habe, können der Mond und die Nacht und die Jahreszeit immerhin wahr gewesen sein. Das übrige — wer weiß? Haben diese Hotelgäste nicht auch ganz gemeine und ganz hochfliegende abenteuerliche Grundsätze, Launen, Stimmungen? Auch er könnte Geschichten erzählen aus jüngeren Jahren, wo er noch freiwilliger und munterer war, wo ihm der Beruf noch eine Herzenssache war. Weiß denn einer, wozu ein solches verwöhntes, verdorbenes Geschöpf einmal Lust bekam, warum sollte sie es nicht darauf abgesehen haben, einem Komödianten den Kopf zu verdrehen, oder ihn zu benützen, um einem andern einen Possen zu spielen, oder um wen zu reizen und zu ärgern oder um sich einen guten Tag oder eine gute Nacht zu machen, eine richtige Bewegung? Er lachte unverschämt und zeigte seine Goldplomben. Die kleine Kellnerin errötete. Sie glaubte doch wohl nicht, daß die reichen Leute etwa anständiger seien als die armen und daß ein sogenanntes Fräulein aus feinstem Hause weniger ausgepicht und in allen Stücken beschlagen sei, als ein einfältiges Hotelstubenmädchen. Wenn man gewisse Dinge selbst begehe, sei man doch wohl erfahrener, als wenn man ihnen nur zuschaue. Was die Unschuld betreffe, sei sie gewiß noch eher vom Lande als von der Stadt. Auf diese Art wurde noch einiges philosophiert, bevor der Chorus nach dem abwesenden Helden abschloß.

Am nächsten Morgen schlenderte Ingomar mit seinem Hunde zu jener Landzunge hinaus, die ihm vom Oberkellner bezeichnet worden war. Wie ein stählerner Spiegel glänzte die Fläche des sonnigen Sees durch die dunklen Stämme der Linden, welche in einer geraden Paarreihe hinliefen. Hier und da standen weiße Bänke und schimmerten freudig im feuchten Morgenlicht. Der blaue Himmel, das helle Grün der Linden wirkten wie frischgewaschen. Die Luft war warm und gewissermaßen im Kerne leicht gekühlt, so angenehm strich sie um das Gesicht beim Gehen. In der Ferne sah man das andere Ufer des Sees, die Landzunge teilte ihn hier an seiner schmalsten Stelle in Hälften. Drüben lagen schön hingestreckte Berge voll Duft. Kinder bewegten sich mit Reifen und Wägelchen, mit jungen Bonnen, alten Kindsfrauen und mit lichtgekleideten Mamas durch diese natürlichste Spielbahn. Auf den Bänken saßen Fräulein mit Büchern und lasen, leicht gekleidet in hübschen Morgengewändern, mit ganz sauber frisierten Köpfen, die selbst so frisch gewaschen waren, wie die Gegend. Ältere Damen in loseren Jacken nähten was oder unterhielten sich, hier und da war auch ein Herr dabei, meist bequemeren Alters mit ehrbarem Stock, denn die jüngeren Jahrgänge radelten wohl oder segelten oder waren auf ernsthafteren Wegen über Land. Ingomar schlenderte durch diese Morgenszenerie und blickte genau nach der Erwarteten. Sie ließ auf sich warten. Sie kam gewiß nicht allein. Junge Damen treten auf Promenaden immer rudelweise auf, auch wußte sie ja nicht, daß er hierherkam und sie suchte. Er setzte sich auf den Sand an der Spitze der Landzunge, zu Füßen

des kleinen Wartturmes, der dort, ziemlich verfallen, mit einer morschen Holzstiege versehen war, damit man von seiner Spitze nach allen Seeseiten ausspähen konnte. Vielleicht kam sie hierher. Hektor lag neben ihm und genoß behaglich der vollen Sonne. Ingomar saß mit eingezogenen Knien, rauchend und gedankenlos oder in Gedanken, wie man will, und spähte auf die weißen Segel, die auf der Fläche des Wassers ruhten wie Falter. Es ging kein Wind, darum bewegten sie sich gar nicht. Das Wasser war nur ganz leicht gestreift und gefurcht von oberflächlich kreiselnden Wellenringen und schlug mit gleichem, sachtem, gluckendem Tonfall zufrieden ungefährlich an die Ufer. Ein altes Flachboot, an einen Pfahl gebunden, schaukelte gelassen auf und nieder. Ein gutes, sommerliches Nichtstun streckte sich wohlig allenthalben aus, indes oben am blauen Himmel ganz leise Feder- und Faserwölkchen zerzupft waren. Ob es hier wohl Stürme gab?

Er wollte den Hund jetzt auf Intelligenz und Schulung prüfen. Er erzählte ihm alles Wissenswerte über die erwartete Dame. Hektor saß aufmerksam da und schien treulich zuzuhören. Wenn sein Maul sich gelegentlich zu einem mächtigen Gähnen öffnete und das lange Gehänge dazu hin- und herpendelte, war es gewiß nicht Langeweile, sondern nur eben Hundegewohnheit. Dem unschuldig ehrbaren Freunde mangelte jede taktlose Absicht, man konnte sich gewiß auf seine Bereitwilligkeit verlassen. Der würde ihn nicht schadenfroh ansehen, wenn ihm eine Sache vorbeigelänge. Also er beschrieb ihm die Dame, aber kurz, denn er nahm auf die Sprachfremdheit des Kameraden Rücksicht. Immerhin versuchte er auf dessen Instinkt einzuwirken. Er hielt ihm den Handschuh hin, den seidenen. Hektor blinzelte das ungenießbare Stück gleichgültig an. War es etwa zum Essen? Nein! Nun also. Aber da Ingomar es ihm immer wieder vor die Nase hielt, schnupperte er daran, um dem unbegreiflichen Herrn eben Genüge zu tun. Dazu hatte man ja Hunde. Dann hielt er ihm ein kleines, vielgefaltetes Stückchen Papier hin, so lange, bis Hektor auch das durch die Nase gewürdigt hatte. Was darin stand, konnte ihm ja gleichgültig sein. Hektor schnappte nach Fliegen, gelegentlich wälzte er auch seine feuchte, lackschwarze Schnauze im Grase. Dann tat Ingomar das bewußte Stück zusammengefalteten Papiers in den Handschuh. Damit es nicht herausfalle, schob er es in die Mitte hinein und band dann das Gewebe wie ein Stück Schnur lose zusammen. Schändlich, einen Handschuh so zu verziehen und ein so zartes Andenken so grob zu verknoten. Aber es blieb ja nichts anderes übrig. Wiederum wehte er damit dem Hunde unzählige Male an der Schnauze vorbei. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, es war bald Badezeit, als sich am Eingange der Allee eine Gesellschaft von lichten Röcken, Blusen, Schirmen zeigte Auch ein paar Herren waren dabei, man sah Tennisschläger, Spazierstöcke, weiße Schuhe. Jetzt sollte es sich zeigen. Hektor wurde aufgefordert, den Handschuh zu nehmen und die Dame zu suchen. Der Hund erhob sich langsam, streckte zuerst die Vorderbeine und Hinterbeine gewaltig aus, so daß sich sein Körper gut um die Hälfte seiner Länge auszog. Das war sein Einspruch gegen den mißlichen Botenweg. Aber er nahm den Handschuh mit dem eingewickelten Briefchen immerhin ins Maul und trabte fort. Ob er das Pfand nicht etwa verlor und fallen ließ? Ingomar bedrohte ihn mit gewaltigen Strafen für diese etwaige Untat. Hektor achtete gar nicht mehr auf die Warnungen und Ermunterungen, die sein Herr ihm nachrief, sondern lief bis zum Anfang der Lindenallee, so schief nach der Rechten geneigt, wie ein nachdenklich überlegender und geduldiger Hund. Ingomar spähte ihm, die Hand über den scharfen, vorm Licht geschützten Augen nach. Jetzt war der Bote bei dem Haufen von Sonnenschirmen, lichten Röcken, Blusen, weißen Schuhen und Tennisschlägern. Er mischte sich unter die Leute. Er machte sich bei ihnen zu schaffen. Er blieb auch dort. Ha! Der Elende fing eine Annäherung mit einem Bulldogg an, der zu der Gesellschaft gehörte. Wenn er nur den Handschuh nicht verlor, wenn er nur nichts Despektierliches damit anstellte oder anstellen ließ. Die beiden Hunde, der weiße und der graubraune, jagten umeinander her und trieben in einem gewissen Kreise um die Gesellschaft ständig weiter, so veranlaßten sie die Röcke, Blusen, Sonnenschirme, sich etwas besser vorwärts zu bewegen. Alles spielte sich in den zivilen Formen des Hundelebens ab, ohne Lärm und Bellen, ohne offene Feindseligkeiten, besonders weil sich kein Mensch in ihren Verkehr mischte, weil niemand sie hetzte oder voneinander wegzuscheuchen suchte. Wenn nur dem Handschuh nichts passiert. Wenn dieser Hektor ihn nur richtig anbrachte. Er lief immer im Kreise um diese Herde, die er zu leiten schien. Endlich kamen allesamt näher. Die Schmachtende ging Arm in Arm mit der kleinen Braunen, die so munter lachte, wie eine fünfzehnjährige, indessen ein junger Herr mit bartlosem und fadem Gesicht ihnen

irgend etwas erzählte, das er ihnen für sehr komisch einzureden suchte, denn er lachte unaufhörlich, während die beiden Mädchen ernst blieben. Hektor hielt sich jetzt an der Seite der Schmachtenden, ja er trabte so dicht neben ihr, daß man hätte glauben können, er gehöre zu ihr. Die Gesellschaft ließ sich auf einer Bank nieder. Man mußte Ingomar von dort ebenso genau sehen, wie er die Herrschaften ausnahm. Die Schmachtende saß, die übrigen umstanden sie, und nach einer Weile nahm die kleine Braune, dann der junge Mann Platz. Die andern machten kehrt und spazierten noch einmal auf und ab. Hektor ließ sich neben der Schmachtenden nieder, ganz als gehörte er zu ihr. Er hatte richtig noch den Handschuh im Maul. Das Fräulein streichelte ihn. Er sah zu ihr empor, das intelligente Vieh! Jetzt kam der Augenblick. Die kleine Braune schien den Handschuh zuerst zu bemerken, wenigstens machte sie die Schwarze darauf aufmerksam; der Herr lachte und tat so, als wollte er den Handschuh an sich bringen. Die Schmachtende nahm ihn aber rasch aus dem Maul des Tieres. Jetzt mußte sie sich entscheiden. Hatte sie das Papier darin gespürt? Sie warf den Handschuh wie einen Fetzen weit weg. Hektor stürzte darauf zu, faßte den armseligen Rest eines Gewebes, das nach fernem Morgenland, nach kühler, gebadeter, bräunlicher Haut geduftet hatte und nun im Staube lag, und brachte ihn der Dame im Triumph zurück. Ärgerlich hielt sie den Handschuh einige Sekunden lang, dann ließ sie ihn einfach fallen und auf dem Boden liegen bleiben. Sie schien Ingomar nicht zu bemerken. Wenigstens blickte sie nicht ein einziges Mal nach ihm, der doch sowohl malerisch als schicklich, mit eingezogenen Knien und zurückgebeugtem Kopfe, ohne Hut, mit zurückgeschlagenem, weißem Hemdkragen dasaß und darauf wartete, bemerkt zu werden. Das war ja gerade das Richtige, sie bemerkte ihn, indem sie ihn ignorierte. Hektor war es müde, tatenlos neben der fremden Person zu bleiben. Seine Dienste wurden jedenfalls hier nicht mehr benötigt. Er machte sich Bewegung, indem er langsam, sich schüttelnd, aufstand und das entferntere Rudel Sonnenschirme, weiße Schuhe, lichte Röcke und Blusen besuchte, indem er es wieder mit dem weißen Bulldogg in achtbar weiten Kreisen umlief und zu besserer Bewegung veranlaßte. Das ging so eine hübsche Weile hin und her, bis Hektor wieder vor der Bank haltmachte und zu Füßen der Schmachtenden Platz nahm. Jetzt streichelte sie ihn aber nicht mehr. Ingomar hielt es für angebracht, aller Welt zu zeigen, daß er der Herr des Hundes war. Darum tat er einen leisen Pfiff, worauf Hektor die Ohren spitzte und überlegte, ob er gleich folgen müsse. Er schien es für richtiger zu halten, eine deutliche nochmalige Willensäußerung seines Herrn abzuwarten, daher wedelte er ein bißchen herausfordernd und sprang erst auf die Beine, als Ingomar ein zweitesmal lauter und mit einem deutlichen Ton von Drohung pfiff. Hektor blickte noch einmal kurz auf die Dame, ob sie dazu vielleicht etwas zu bemerken habe, sie sehe ja, daß ihn andere Pflichten riefen und müsse ihn entschuldigen, damit lief er dann — er hätte es etwas rascher tun können — Ingomar zu.

Was nun? Nichts! Warten? Warum sollte er denn immer sein Gehirn anstrengen, um etwas Neues herauszukriegen? Wenn der Dame dort an ihm lag, sollte sie auch einmal zeigen, was ihr einfiele. Er war müde, die Sonne brannte, seine Stellung mit den eingezogenen Beinen behagte ihm nicht mehr. Er lehnte sich leichter an die Grasböschung, die zum Wartturm anstieg. Er lehnte und wartete so, während Hektor gemächlich kauerte und die Wärme ohne galante Wünsche auf sein Fell wirken ließ. Ingomar mußte sogar ein bißchen geschlummert haben, denn als er nochmals aufsah, saß niemand mehr auf der nächsten Bank, und am Ausgange der Allee bewegte sich das Rudel Sonnenschirme, weiße Röcke, Tennisschläger und lichte Schuhe fort, nach dem Bade. Das gab Ingomar einen Ruck. Er sprang auf, Hektor zuckte vor willkommener Bewegung. Beide schüttelten sich und gingen. „Such! Such!" befahl der Herr. Hektor verstand, was gemeint war, und brachte richtig den zerknüllten, verstaubten Handschuh zurück. Aber das Stückchen Papier war nicht mehr darin, auch nicht mehr bei der Bank zu finden. Sie hatte es also bei Gelegenheit herausgenommen. Gewiß war es gelesen. Merkwürdig nur, daß der Handschuh wieder zugebunden und zu einem Knäuel verkleinert war, wie vordem.

Ingomar eilte wieder vor das Bad, aber die Schmachtende fehlte. Bei allen Göttern, wo war sie? Was bedeutete das an seinem heutigen Benefiz? Sie fehlte. Kam sie nicht endlich zögernd hervor? Er hatte ihr wieder eine Rose gekauft und hielt sie verlegen zwischen seinen Fingern. Er hatte einen zweiten Brief bereit, den er ihr mit der Blume überreichen wollte. Wie brachte er den jetzt an die richtige Adresse? Heute am Tage seines Benefizes war Ingomar über dieses Ausbleiben sehr beunruhigt, heute mußte sich irgend etwas Besonderes ereignen. Daß sie

fehlte, war das Besondere. Das Haus war ausverkauft. Er hatte eine gute Einnahme zu erwarten. Die Überackerin strahlte. Sie spielte die Millerin gar zu gern. Ingomar beschloß, sich im Hotel nach der Schmachtenden zu erkundigen. Was war sein Auftreten heute ohne sie? Vor dem Eingang sah er einen Mietwagen ganz bepackt, die Schmachtende mit ihrem Onkel nahm gerade von allen Leuten bewegten Abschied, die Damen überreichten ihr Blumen, die Herren machten ihr zum letzten Male den Hof, sie trug ein graues Reisekleid, auf dem schmalen Strohhut einen blauen wehenden Schleier, den sie später wohl um den Hals zuband. Der Onkel lehnte bequem im Rücksitz. Sie machte sich noch mit den Koffern zu tun. Endlich zogen die Pferde an, sie winkte mit beiden Händen und nickte. Heute geschah das! Heute zu seinem Benefiz! Ingomar stand wie versteint. Er zog endlich tief seinen Jägerhut, da winkte sie auch ihm und ganz deutlich ihm, lächelte, ja sie ergriff eine Rose aus einem Strauß und warf sie ihm zu. Diese Verwünschte! Jetzt konnte sie ihm ein Zeichen geben, jetzt verstand sie es, jetzt, wo es zu spät war, jetzt rief sie ihn, jetzt sollte er ihr folgen! Heute? Zu seinem Benefiz? Wo er auf diese Einnahme wartete, wo er infolge des Hundekaufes — Hektor stand neben ihm und wedelte unschuldig — kaum mehr für ein paar Tage zu leben hatte. Was tat's! Ihr nach! Wohin fuhr sie? Er zog das Stubenmädchen beiseite. Wie diese dumme Person im schwarzen Kleide mit dem weißen Häubchen dastand und winkte und das eben empfangene Trinkgeld noch warm in der Hand hatte! Vor allen Leuten zog er sie beiseite, so daß man ihn mit dem Hotelpersonal vertraut sah. Die Schmachtende mußte es auch noch sehen! Ach was! In aller Eile, während man dem Wagen nachwinkte und Grüße nachschickte, erkundete er: Sie fuhr heute nach Salzburg, aber mit der Lokalbahn, um dort noch den Abendzug nach Linz zu erreichen. Ihr Gepäck ging gleich nach Linz, von wo sie zu Schiff nach Wien reisen wollte. Wenn er also bald aufbrach, konnte er noch den Dampfer erreichen und in der nächsten Hauptbahnstation den Zug, so daß er in Salzburg rechtzeitig für den Abendschnellzug nach Linz eintraf. Ein rascher Entschluß! Hol' ihn der Teufel, hole der Teufel das Benefiz! Sie hatte ihm ja gewinkt, deutlich gewinkt. Sollte er nicht fähig sein, ihretwillen auf eine Theatervorstellung, auf eine Tageseinnahme zu verzichten? War er ein Mann, ein Liebhaber, ein Schwärmer oder eine Theaterfigur? War die Überackerin wichtiger als seine Leidenschaft? Sollte er sich über einem Benefiz versäumen? Von allen Gedanken durchwirbelt rannte er, den Hektor immer an der Seite zum „Braunen Ochsen" und stahl sich, von den Schauspielern unbemerkt, auf seine Dachstube. In höchster Eile warf er seine Siebensachen in seine Ledertasche, einen alten Lodenmantel über die Schulter und schlich, pfiffig lächelnd, wieder über die Holzstiege hinab, deren Knarren er bei jedem Schritt verwünschte. Endlich war er im Freien. Er hatte zwar Hunger — es war Mittagszeit, die andern saßen jetzt in der Gaststube beim Essen und stärkten sich — zu seinem Benefiz. Hol' sie der Henker! Er konnte ja noch beim Krämer ein Brot und ein Stück Wurst kaufen. Seine Zeche berichtigte er nicht, das überließ er der Überackerin. Sie hatte ihn ohnehin genug ausgenützt. So verschwand er vom Schauplatze dieser Handlung und betrat die Landungsbrücke des Dampfers. Um diese Zeit waren wenig Gäste da. Man erkannte ihn nicht. Der Dampfer kam, legte pfauchend und gurgelnd an. Ingomar stieg gespannten Ausdrucks ein, Hektor schlich neben ihm, ängstlicher und schuldbewußter als sein Herr. Als das Schiff wieder mitten im See dahinfuhr und die hellen Häuser des Ortes an dem waldigen Ufer kleiner wurden, beruhigte sich seine Aufregung und er malte sich im Geiste die Verlegenheiten aus, welche heut abend entstehen würden, wenn der Ferdinand bei der Kabale und Liebe fehlte. Nun, mochte die Überackerin sehen, wie sie ohne ihn fertig wurde. Er hatte Besseres vor, Gelt, Hektor? Der Treue sah ihn ratlos an und tat, als verstünde er ihn. Dafür verabreichte ihm Ingomar ein Stück Brot und Wurst.

Abends — gerade als die Vorstellung angehen mochte — fand er sich in Salzburg in der Bahnhofshalle mit Hektor ein. Großes Gedränge, er wurde in einen Wagen dritter Klasse hineingeschoben und konnte nur eben von weitem einen blauen Reiseschleier winken sehen. Geduld, liebes Herz, in Linz sehen wir uns wieder! —

⁂

Die Überackerin müßte eine schlechte Prinzipalin gewesen sein, wenn sie den Abgang ihres ersten Helden nicht lange vor dem Beginn der Vorstellung gemerkt hätte. Schon am Nachmittage fehlte ihr der Junge. Seine Stube war leer, aufgeräumt. Kein Zweifel, er war davongegangen. O, ihre Ahnungen! Nun hatte er wirklich den gefürchteten Raptus bekommen und gleich auch das Äußerste ausgeführt. Daß er sehr bald in Verlegenheit sein würde, konnte sie hier weder trösten, noch beruhigen. Was sollte

sie mitten in ihrer Saison ohne Helden anfangen? Ob sie sich heute mit einer Ersatzvorstellung helfen konnte? Aber man kann leider nicht täglich Ersatzvorstellungen geben. Seine Zeche fiel ihr auch zu. Sie rannte in alle Geschäfte des Ortes, um nach dem Flüchtling zu fragen, er hatte sich ja auch im Hotel herumgetrieben, sie versuchte beim Oberkellner etwas Näheres herauszubringen. Der schmunzelte und deutete mit aller Vorsicht und gewählten Ausdrücken an, daß vielleicht irgendein galantes Abenteuer den Herrn weggelockt haben möge, vielleicht stünde die Abreise einer gewissen Dame mit der seinen in einem gewissen Zusammenhange. O ahnungsvoller Engel! Da erinnerte sie sich, daß die Sommergäste alle um diesen Herrn Baron Bühl versammelt zu sein pflegten, der gewissermaßen der Oberste der Sommerfrischgesellschaft war und auch der anerkannte Herr des Ortes selbst. Vielleicht wußte der Näheres, konnte ihr raten, helfen. So wagte sie denn, ihn aufzusuchen, und ließ sich in dem vornehmen alten Schlosse anmelden, das hoch über dem See, halb Burg, halb Landhaus geräumig mit Wirtschaftsgebäuden, Stallungen und behaglichen Wohnzimmern, inmitten eines gepflegten Gartens dastand und die ganze Landschaft überblickte. Von den Fenstern der Halle sah man weithin in alle Himmelsrichtungen über den See, über die Streifen der Felder, über die Höhenzüge nach fernen Tälern, und in ihrer Aufregung glaubte sie, wenn sie nur einen Wink bekäme, wo sie ihren Flüchtling eigentlich suchen müßte, sie würde ihn irgendwo, als einen ganz kleinen schwarzen Punkt hinziehen sehen können und von seinem Benefiz wegstreben. Der Baron war nicht einmal sehr erstaunt, als man ihm die Überackerin meldete. Da er mit allen Angelegenheiten und Neuigkeiten befaßt wurde, überraschte es ihn nicht weiter, daß ihn auch die Prinzipalin des wandernden „modernen Ensembles" aufsuchte. Er trat, ein freundliches Lächeln auf seinem roten und braunen Gesicht, halb Gutsherr und Bauer, halb Weltmann und ländlicher Gewalthaber ein und begrüßte die ältliche Person mit einer Verbeugung, welche leicht genug ausfiel, da er mit diesem Theater nicht zu viel Aufhebens machen wollte, aber doch angemessen schien, da er mit einer Dame zu tun hatte. Denn irgendwie war diese ältliche, anständig, aber kümmerlich gekleidete Person doch eben eine Dame und verriet auch eine gewisse Gebieterschaft und Bildung. Ja, ihr verblühtes Gesicht, ihre groben, bei Tageslicht schon recht grauen Haare unter dem altmodischen Blumenhut, die hageren Arme in Zwirnhandschuhen, das graue Wollkleid, die versorgten Züge und die unruhigen dunkeln Augen machten hier im Leben, nachmittags, einen besseren Eindruck von Ernst, Verantwortung, Sorge und Selbstbeherrschung, als jemals in der Abendbeleuchtung des Theaters, wo sie geschminkt war und jugendlich tat. Sie setzte denn auch gleich mit anständigen Worten den Zweck ihres Besuches auseinander und verhehlte nicht, daß die Flucht ihres Schauspielers für sie eine fürchterliche Verlegenheit bedeute, ja den Bestand ihres ganzen Unternehmens in höchste Gefahr bringe, da sie ohne Helden und Liebhaber überhaupt kein Stück aufführen und ihr Ensemble nicht zusammenhalten könne. Sie selbst und auch die Mitglieder stünden brotlos da. Ersatz sei jetzt kaum zu beschaffen. Darum frage sie den Herrn Baron, ob er ihr nicht einen Wink geben könne, wie sie den Unglücklichen suchen, auffinden und zur Stelle schaffen möge. Denn auch der Leichtsinnige sei mehr zu beklagen, als zu verdammen. In jedem Künstler stecke nun einmal irgendein gefährlicher Hang zum Abenteuer und Ausbruch, eben dadurch und deshalb sei einer ja eben Künstler und man müsse einen solchen bitteren Mangel eben um des Vorzugs willen verzeihen, dem er entstamme. Sie habe an dem Entflohenen doch trotz allem einen fleißigen, begabten und strebsamen Schauspieler gehabt und geschätzt, dem sie schließlich auch diesen unverantwortlichen Streich zugutehalten müsse als einem rechten Kinde, nur wolle sie ihn zurückbekommen und zur gewohnten Arbeit wieder haben. Der Baron hörte sie höflich und geduldig an. Er wußte nichts anderes, als was alle wußten, daß Ingomar entflohen war. Sowohl die Überackerin als er selbst hüteten sich, den Verdacht auszusprechen, der ihnen beiden zu Ohren gekommen sein mußte, daß der Leichtsinnige einer schönen Person zuliebe das Weite gesucht habe und nun ins Blaue hinein einem blauen Reiseschleier nachziehe. Beide waren welterfahren genug, eine solche, andere Damen der Gesellschaft und mittelbar auch die Gönner des Theaters berührende Beziehung nicht zu erwähnen. Der Baron machte sich freilich ebenso wie die Überackerin seinen Reim auf die Schmachtende und auf den von ihrem Magnet angezogenen leichten Span. Er wußte aber nichts über Ingomars Verbleiben, Reiseziel oder Aufenthalt und konnte mit gutem Gewissen versichern, er ahne nicht entfernt, was der Held und Liebhaber draußen in der Welt vorhabe. Die Überackerin schüttelte schmerzlich den Kopf, sie sehe nun ein, daß sie wohl auch nur geringe Hoffnung

hegen dürfe, den Flüchtling wiederzubekommen. Wie sie sich nun helfen solle und könne, wisse sie freilich nicht.

Der Baron Bühl betrachtete sie mit einem gewissen Wohlwollen, die ordentliche, nüchterne und selbst in aller Aufregung gefaßte Person gefiel ihm gar nicht übel, und da es schon sein Beruf war, begann er wieder Vorsehung zu spielen und nachzudenken, wie er ihr helfen könne. Wenn er nicht schon ein so alter Knabe gewesen wäre, hätte er ihr vielleicht angetragen, selbst als Ferdinand oder in anderen Rollen aufzutreten, um ihr das Weiterspielen zu ermöglichen, denn er hätte zeitlebens für das Theater eine rührende, wenn auch unerwiderte Liebe gehabt. Aber Scherz beiseite, er möchte ihr einen anderen Vorschlag machen. Da er nicht zum Theater kommen könne, möge vielleicht sie zu ihm kommen. Die Überackerin sah ihn erstaunt an. Nun, das sei nicht so unglaublich und unmöglich, wie es scheine. Er halte sie für eine ordnungsliebende, genaue und ehrliche Frau, der man wohl auch ein Hauswesen anvertrauen könne, das ja schließlich auch nicht viel verwickelter zu betreiben sei, als eine Theaterwirtschaft. Kurz und gut, er suchte eine Beschließerin, die ihm auf seine Vorräte sehe, das Nötige austeile und überwache. Die Vorgängerin sei ihm zwar nicht durchgegangen, wie Frau Überacker ihr Held, aber sie habe ihm gekündigt, und nun scheine ihm das Zusammentreffen zweier Verlegenheiten einen gemeinsamen Ausweg zu zeigen. Sie sei doch schließlich im Theater nicht gerade glücklich, meinte er, die ewigen Verlegenheiten und Sorgen müßten einer Frau in vorgerückten Jahren, sie verzeihe, daß er so aufrichtig rede, doch zuwider werden, das Einkommen schwanke von Schulden zu geringstem Ertrag, jeder Tag bringe neue Enttäuschungen, neue Schwierigkeiten, er glaube kaum, daß sie auch nur einen Zehrpfennig für Zeiten der Not und Krankheit zurücklegen könne. Sie habe vielleicht selbst schon manchesmal die Bühne und den falschen Zauber dieses Berufes verwünscht, ein ruhiges, bürgerliches Geschäft begehrt, eine sichere Zukunft und eine Ausnützung ihrer fraulichen Fähigkeiten. Was aber ihre kleine Truppe anlange, um die sie sich etwa auch noch Sorge machen müsse und die sie nicht ohne weiteres im Stich lassen könne, so glaube er auch für die Leutchen, wenn sie nur arbeiten wollten und ehrlich seien, Arbeit und Brot schaffen zu können. Jeder würde sich schon an einer geeigneten Stelle verwenden lassen und wenigstens so lange hier bleiben können, bis er etwas anderes, Geeigneteres gefunden habe. Aber auch von den Mitgliedern erwarte er, daß sie in das bürgerliche Dasein am Ende nicht ungern zurückkehrten.

Er hatte sich in edlen Eifer hineingeredet und alle Gründe erschöpfend vorgetragen, die er für seine gute Absicht nur geltend machen konnte. Die Überackerin saß still da, senkte den Kopf und spürte, wie sie rot im Gesicht wurde und wie ihr langsam, unaufhaltsam Tränen in die Augen drangen, so daß sie, als er endlich geschlossen hatte und auf ihre Antwort wartete, kaum sprechen konnte, denn sie fühlte sich völlig verwirrt und nun noch mehr aus allem Gleichgewicht gebracht, als vordem.

Einen Augenblick schien ihr freilich aus diesem gutgemeinten Angebot die Rettung selbst, eine bessere Zukunft zu winken, ein Ende aller Mühen und Sorgen, eine aufrichtige, einfache, wahre, menschliche Existenz, ohne Selbstbetrug und ohne jene abendliche Täuschung, die sie — gescheit wie sie war — als solche verspürte und als schicksalhafte Last ertrug. Aber auch nur einen Augenblick lang. Im nächsten schien ihr die Zumutung unglaublich und unwürdig. Sie sollte einen Beruf aufgeben, dem sie ein Leben lang in Sorge und Eifer, aber auch treulich gelebt hatte, der mit allen seinen Mühseligkeiten, auch mit seiner Lüge und seinem Selbstbetrug doch auch die Schönheit, das Wunder der Welt selbst bedeutete und ihr gerade daran Anteil gab, je stiefmütterlicher sie sonst vom Glück bedacht war. Hatte sie denn ihr Geschäft nur betrieben, weil sie kein anderes Brot finden konnte, oder weil es eben ihre Kunst war? Ihre Kunst, ihr Wille und Wunsch, der seit ihrer Kindheit ihr ganzes Selbst ausgefüllt hatte. Wie mußte man einen Menschen und sein eigentliches Wesen gering einschätzen, wenn man ihm zumuten konnte, es an einem bösen Tage aufzugeben und ein anderes anzunehmen. Sie mochte freilich anderen Besseren, Glücklicheren an Erfolg, an Begabung nachstehen, aber vielleicht waren ihr Wille, ihr Streben, ihre menschliche Kraft eben darum mehr wert, als der leichtere Triumph der anderen, denn sie ertrug Leiden und jahrelange Qualen, eine Wanderschaft von Entbehrung, Verdruß und Enttäuschung um dieser Kunst willen. Und nun sollte sie ihren Beruf, ihr eigentliches Wesen, das einzige, wofür sie lebte, wenn anders sie eben überhaupt für einen Zweck lebte, aufgeben, diese Kunst verlassen, die ihr treuer geblieben war, als Jugend, Hübschheit und Liebe? Denn die Kunst hielt bei ihr aus, so wie sie bei der Kunst. Wenn man vierzig Jahre Schauspielerin ist, dann ist man es eben und wird nicht Beschließerin oder irgendwas sonst auf der



Im Grünen
Künstlerische Aufnahme von E. Wasow, München

Welt. Sie kleidete ihre Ablehnung freilich in höfliche und besonnene Worte, um den wohlgemeinten Rat nicht zu kränken und den hilfreichen Baron nicht zu verletzen; sie ließ zwar durchblicken, daß ihr Stolz und ihre eigentliche Natur das Angebot verwerfen müßten, aber sie fand eine leidliche Form dafür, indem sie sich außerstande erklärte, so spät und in so vorgerückter Zeit in neue Verhältnisse einzutreten, die alten, wenn auch kümmerlichen und schwierigen aufzugeben, in denen doch, trotz allem, eine gewisse Befriedigung, sogar, wenn man es sagen dürfe, auch das eigentliche wahre Glück eines kummervollen Daseins läge.

So empfahl sie sich dem Baron, der sie mit bedauerndem Kopfschütteln entließ. — Wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen. —

⌘ ⌘ ⌘

Wie erging es mittlerweile unserem, ihrem Ausreißer?

Der Abendzug fährt von Salzburg nach Linz seine guten drei Stunden und verliert allmählich die Dämmerung, die Passagiere werden müde, draußen zieht die Dunkelheit auf und weht kühl in die Fenster. Ingomar fröstelt und er spürt auch das Zittern des empfindlichen Hundes, der unter der Bank, hinter den Beinen seines Herrn kauert. Allmählich denkt der Herr nicht mehr an die Verlockungen seiner Flucht, sondern an die näheren unbequemen Umstände, weniger an den bösen Spaß seiner Benefizvorstellung ohne ihn, als an die Kälte im Wagen und an das warme Nachtmahl, das es jetzt im „Braunen Ochsen" gegeben hätte. Hingegen mußte er in Linz mit seinem Gelde zu Rate gehen, wenn er seiner Schönen noch eine gute Weile nachreisen und auch einen ernsteren Erfolg erzielen wollte. Nichts da, warmes Nachtmahl und bequemes Quartier! Wir werden im Freien auf einer Gartenbank warten, bis es Zeit ist, zu Schiff zu gehen. So begann unser Held zu denken, womit sein Hund anfing und blieb: Essen und Schlafen! In Linz schüttete der Zug die Leute rasch aus, und Ingomar erhaschte nicht einmal mehr ein flüchtiges Wehen des blauen Schleiers, der längst schon in einem Hotelwagen versorgt war. Durchfroren und hungrig stieg er über die Treppe in die Stadt hinab und gab sich gar nicht einmal mehr besondere Mühe, der Begehrten, der er nachreiste, eindringlich nachzusehen. Er versuchte seinem Gang immerhin eine muntere Bewegung, einen gefälligen, geschwinden Rhythmus zu geben, erstens wegen der Erwärmung, zweitens weil dadurch auch sein ganzes seelisches Verhalten wieder elastisch und schwungvoll werden sollte. Damit bekam auch das träge Pendel seiner Phantasie einen Stoß, daß es herzhafter schwang und in der Richtung einer wunderbaren Stromfahrt mit einem wunderbaren Mädchen in Duft und Märchen. Um bis zu diesem Morgen — das Schiff fuhr gottlob wenigstens sehr früh am Tage ab — seine Phantasie nicht völlig nüchtern durch anstrengende Vorstellungen weiter jagen zu müssen, suchte er mit seinem Hektor ein kleines Gasthaus auf und genoß ein bescheidenes, aber schmackhaftes warmes Essen, dazu das kühle, frische Bier, ließ auch dem Hund ein standesgemäßes Futter reichen, trat so gestärkt seine nächtliche Wanderung durch die Stadt an, so lange, bis er schläfrig war, daß er auf einer Bank im Volksgarten halbwegs ungestört bis zum Tagesanbruch einzunicken hoffen konnte. Hektor leistete ihm dabei still und geduldig Gesellschaft. Endlich war es so weit Morgen, daß das graue Licht des späteren herbstlichen Tages die Stille schon mit Hahnenrufen und erstem Marktfuhrwerkslärm durchbrach. Ingomar wusch sich etwas oberflächlich an einem fließenden Brunnen und kämmte sich vor seinem Taschenspiegel, zupfte sein Hemd, seine Krawatte, Rock und Weste zurecht, gab dem weichen Hütel eine neue gefälligere Form und bestieg als erster das Schiff, um die Schöne nicht zu versäumen und sogleich mit den Augen wenigstens gefangenzunehmen, wenn sie auftrat. Seine Mittel erlaubten ihm freilich nicht, eine Fahrkarte für den ersten Platz zu lösen, wie die Schmachtende gewiß tat, aber auf dem Verdeck nahm man diese bösen Geldunterschiede nicht so genau und konnte sich hierhin und dorthin ergehen, die Aussicht bewundern oder ein hübsches Gegenüber und immer so tun, als sei man an der geziemenden Stelle. Vorderhand füllten sich die Räume der zweiten Kajüte und das Hinterdeck rascher als die der ersten. Bauern, Städter, ländliche Frauen, Studentlein, reisende Handwerksleute fanden sich gleich mit Taschen und Koffern, Waren und Körben und mit Musik, Gesang und Fröhlichkeit zueinander, und kaum war der Einlaß eröffnet, so trugen die eilfertigen Schiffskellner schon Bier und Wein und warme Würste, ja saftiges Fleisch mit köstlichem Zwiebelgeruch herum, boten Obst und Kuchen aus. Ein reisender Musikmacher spielte auf der Ziehharmonika, die Zuhörer sangen zu seiner Begleitung, und in aller Eile war gleich eine ganz lustige Welt auf diesen Planken zusammengebracht und in ihrem Gange; die muntere reisehafte Welt der einfachen Leute: als bestünde sie ewig und nicht bloß für ein paar Stunden Fahrt über den

rasch hintragenden Strom. Ingomar fühlte sich von diesem Durcheinander heimelig berührt, glich es doch irgendwie der vertrauten Welt des Theaters mit seinem Gedränge und Geschiebe, mit seinen allbekannten, darum nicht minder wahren Figuren und Situationen, dem allerweltsweisen Wirt, der jedem seine Erfahrungen zum Besten gibt, dem jugendlichen Reiseanfänger in tausend Verlegenheiten, netten, achtzehnjährigen Schönen, die mit vollem Herzen lachen und ihre dunklen Blicke nach gefälligen männlichen Reisegenossen auswerfen, bis sie in eine kleine Galanterie eingefangen sind, wo sie sich und den lieben Nächsten haben wollen. Dazu ein Chorus von Statisten, schreienden Kindern, musizierenden Gesellen, ausrufenden Kellnern unter einem Geruch von Wein, Bier, Speise, Petroleum und Hanfseilen. Schon war Ingomar mitten in diesem unwillkürlichen Trubel, als er von weitem den blauen Schleier flattern und seine Schöne einsteigen sah. Nicht nur ihr Oheim war bei ihr, sondern auch ein hoher, stattlicher und sichtlich reicher Kavalier mit einem prächtigen englischen braunen Schafwollmantel, weichem Filzhut und dauerhaften, ansehnlichen Schuhen, kurz mit einer Sammlung von Eigenschaften und Zubehör, die ihn von vorneherein verdächtig und zugleich hochachtungswürdig machten. Ingomar verstand sich als Schauspieler auf diese Garderobe und auf den Charakter, den sie zugleich fördert und ausdrückt, ja erschafft: den Gentleman. Mit ruhiger, beinahe hoheitsvoller Selbstverständlichkeit umgab dieser Fremdling die Schmachtende wie mit einer unnahbaren Atmosphäre von Reichtum, Unduldsamkeit und Selbstgenügen. Er versorgte sie mit allem erdenklichen Nötigen, das heißt auf seinen Wink wurde alles zur Stelle gebracht. Ein Liegestuhl am geeignetsten Platze, so daß man die vorbeiziehende Landschaft in bequemer Haltung genoß, auf einem Stühlchen wurde eine Platte mit Wein, Süßigkeiten, kaltem Braten, Obst hingestellt. Dazu nahmen der Gentleman und der Oheim rechts und links ihre Sitze ein, so daß die Schmachtende zwischen zwei Paladinen geschützt dalag und seelenvergnügt schmachten konnte. Das tat sie denn auch auf die unverschämteste Weise, indem sie in die eben stärker aufglühende Morgensonne hinaufblinzelte, dann einem Scherz des Gentlemans mit halbem Ohre horchend, halb im Traum vor sich hinlachte, die Beine über die ganze Länge des Liegestuhles ausstreckte, dann wieder katzenhaft einzog. Man hätte sie nur so schnurren hören mögen vor Zufriedenheit. Ingomar nahm in der Nähe an einem Pfosten Aufstellung, wo er in ganzer Figur und guter Haltung auch in bescheidener Tracht immerhin Eindruck machen konnte. Denn schließlich braucht sich ein Künstler von einem Nur-Gentleman keineswegs beschämen zu lassen, wenn der Blick, der beide beobachtet, die höhere Menschlichkeit und Bedeutung eben zu erkennen und zu würdigen weiß. Ingomar fühlte, daß er einen ganzen Menschen, eine Gattung Mensch für sich vorstelle, dafür sogar verantwortlich sei, beinahe sozusagen vor Gottes Richterstuhl. Er selbst beherrschte darum seine Züge, das zugleich Werbende, Flehende und Triumphierende des Blickes, ein Lächeln des Mundes, fragend und überlegen, das sich eben so leicht in Schwärmerei wie in Bitterkeit erhöhen oder vertiefen konnte, eine Haltung des leicht zurückgebeugten Kopfes mit dem vollen braunen Haar, die Entrücktheit und Sicherheit, Sichgehenlassen und Fassung darstellte. Sein Anzug war nachlässig und über die bürgerliche Korrektheit des andern erhaben. Den Hut trug er in der Hand, einesteils weil sein Haar in der Brise wie eine braune Flamme im Wind stürmisch wehte, also kühn wirken mußte, anderenteils weil die Kopfbedeckung am meisten die unzulänglichen Mittel verriet, mit denen er sich behelfen mußte, und daß sie in Regen und Sonne ohne Schirm, in Staub und Schmutz im Dienst herabgekommen war. Hektor achtete seinen Herrn augenblicklich nicht so sehr, um sich kleine vorsichtige aber eigentlich schamlose Streifereien nach Eßbarkeiten auf eigne Faust hierhin und dorthin zu versagen. So kam er für diese Szene nicht in Betracht und zur Geltung, die gewissermaßen monologisch dargestellt wurde. Lange Zeit bemerkte die Schmachtende den mahnenden, hochaufgerichteten, schwermütig Bezwingenden an seinem Pfahle gar nicht, weil sie mit den beiden Herren ihrer Gesellschaft lebhaft sprechend die Uferlandschaft würdigte, die sich in gefällig langsamer Bewegung, ein Bild mählich ins andere überleitend, vor den Augen der Ruhenden entfaltete. Oder die Schlaue tat so, als bemerkte sie ihn nicht. In der Wirkung kam es auf dasselbe hinaus. Endlich konnte sie freilich nicht umhin, auch einmal anderswohin zu schauen, als auf die Bäume und Berge. Da beeilte er sich, ihrem Auge richtig zu begegnen, und legte in seinen Blick allen nur in einer Sekunde möglichen Ausdruck von Begehrlichkeit, Vertraulichkeit, Zusammengehörigkeit und so weiter, als seien sie beide längst schon ein nur durch den fatalen Bindestrich: Raum getrenntes Doppelwort. Aber nun denke man: sein Blick traf ins Leere, der Binde-

strich traf das andere Wort nicht mehr an seiner Stelle, sie sah ihn zwar an, aber sie schien ihn nicht zu erkennen, das heißt sie gab ihm zu verstehen, daß sie ihn nicht kannte, noch erkannte, daß er für sie ein fremdes, beliebiges, wenn schon nicht unbeliebtes, ein gleichgültiges Mitreisewesen war, nicht ein Mitreisebetörter, Mitlebensverlockter. Sie hatte eine Art, die schwarzen Augen zu öffnen und dabei die Seele dahinter zu verschließen, um die sie der arme Schauspieler hätte beneiden können, wenn er an Kunst, an seine Kunst bei dem armseligen kleinen Trauerspiel hätte denken können, dessen letzte Szenen — Dastehen, Schauen und Angesehenwerden — er hier aufführen, mit sich aufführen lassen mußte. Er schämte sich, wie er dastand und gesehen wurde, ohne zu einem eigentlichen Bemerktwerden zugelassen zu sein. Ein umgekehrter Sankt Sebastian am Pfahl, der gemartert wird, indem man ihm die holden Pfeile entzieht. Er wartete auf einen zweiten Blick. Der war aber nicht besser als der erste. Ingomar fühlte sich so durchfroren von dieser Kälte, daß er seine Haltung aufgab und müde, verdrossen über das Deck zu wandern anfing. Auch das war nicht leicht, denn es gab allenthalben Hindernisse: Liegestühle, Hocker, Operngucker, Koffer, Kinder und Grosze. Er wollte noch nicht alle Hoffnung aufgeben, vielleicht konnte er ihr bei einer besseren Gelegenheit besser begegnen. Er fand seinen Weg genau an ihr und ihren Beschützern vorüber. Er streifte sie beinahe. Der Gentleman sah über ihn hinweg, der Onkel dachte nicht an ihn, die Schmachtende zeigte ein verdrießliches Gesicht. Nein, sie kannte ihn nicht, sie hatte es so beschlossen, die Elende, diese gewissenlose Verführerin, die ihn richtig aus seinem sicheren Ganzen herausgedreht und als einzelnen Faden um ihren Finger bis hierher gewickelt hatte. Jetzt warf sie diesen Faden weg und drehte bereits mit allem Behagen an einem neuen: Gentleman! Ingomar hatte nicht übel Lust, mit diesem Selbstvergnügten anzubinden, um ihm irgendeine Wahrheit dieses Weib betreffend an den Kopf zu werfen. Aber er besann sich zeitig seiner Menschenwürde und verschmähte den Streit. Zudem war der Kerl besser genährt als er, mithin zum Siege bestimmt. Hatte Ingomar nicht schon Schaden genug an seiner bereitwilligen Phantasie erlitten, um Schluß zu machen?

Das Schiff legte bei einer ganz fremden Station an: Hier ist gewiß auch eine sehenswerte Gegend, und aller Vermutung nach wird es auch hier nicht mehr Elende geben als sonstwo, dachte Ingomar, pfiff seinem Hektor und verließ zu seiner eigenen Überraschung über einen so eiligen Entschluß das Schiff. Dabei winkte er noch der Schmachtenden mit einem höhnisch-ehrerbietigen Gruße, den sie ebensowenig erwiderte, wie alle bisherigen Grüße auf der Fahrt.

⌘ ⌘ ⌘

Nun stand er also in der Fremde mit seinem Hund allein, inmitten der neugierigen Menge, die musternd die Aussteigenden umringte und den Einsteigenden nachblickte. Er drang eilig durch den Haufen und gewann die Landstraße, einen so heißen Zorn und solche Verachtung im Herzen, daß es ihn gelüstete, seine Arme und Hände und Beine zu brauchen, um über irgend etwas herzufallen. Die Besinnung, die ihm jetzt kam, stellte ihm auch seine nächste Zukunft bedrohlich genug vor. Er hatte gerade nur noch so viel Geld in seiner Börse und Brieftasche, um knapp ein paar Tage sehr genau haushalten zu können, bis er wieder etwas Ordentliches verdiente. In diesen paar Tagen durfte er aber beileibe keine Seitensprünge machen. Nicht etwa eine Reise nach zwei elenden Verführerinnenaugen unternehmen, nicht einmal zwei Mahlzeiten im Tag und kein eigentliches Nachtquartier, sondern nur bei Mutter Grün oder Vater Gelegenheit, im Heu oder in einem Wald- und Laubwinkel. War aber mit all dieser Vorsicht das weitere Leben, das sogenannte nackte Leben — es fror ihn schon bei diesem Eigenschaftsworte — gesichert und gewonnen? Wohin sollte er denn gehen, was suchen und unternehmen? So gingen die Abenteuer auf dieser Welt des Wenn und Aber, des Bargeldes und der moralischen Sicherheiten, der genauen Rechnungen aus, bevor sie noch angefangen hatten. Anstatt, daß einer das Wunder wahrmachen durfte, sich auf dem Mantel seiner Wünsche in das ferne blaue Land der Einbildung zu begeben ohne Fahrkarte und gesicherten Aufenthaltsausweis, anstatt daß einer das kümmerliche Denken auf Urlaub schicken durfte, um sich vom mächtigen Gefühl allein tragen zu lassen, warf ihn der erste Windstoß gleich zu Boden, stieß ihm die Nase gegen die Härte und lehrte ihn denken. Lehrt Not beten? Sie lehrt nur kläglich überlegen, beten wäre tröstlicher, aber er hatte um eine Schmachtende gebetet, um zwei dunkle Augen, um ein verflucht schönes Lächeln, und das hatte nur den Erfolg gehabt, daß er jetzt zu denken bekam.

Er überlegte, ob er etwa an die Überackerin telegraphieren sollte: Alles verloren, hier bin ich oder so ähnlich. Vielleicht würde sie ihn auslösen, ihm das Fahrgeld schicken, und er konnte wieder im modernen Ensemble

erscheinen. Aber das widerte ihn an, nicht nur weil er sich vor dem ganzen schönen Ort am Salzkammergutsee und vor den Schauspielerkollegen und vor jedem Bekannten und Unbekannten dort in die tiefste Seele hinein schämte als blamierter, genarrter Guckindiewelt, sondern, weil ihm mit der Reue auch ein blutiger Zweifel an diesem ganzen bisherigen Geschäfte des Scheins aufgestiegen war, das er als Kunst mit selbstverständlichem Stolze und sozusagen von Natur aus betrieben hatte, als sei es gerecht und gut. Er hatte diese Kunst leicht genommen und war dabei selber zu leicht. Darum erschien sie ihm jetzt — wahr oder unwahr — als eine arge Fratze des Eigentlichen, das sie meinte oder wollte. Darstellung und Kunde des Menschen und der Seele durch ein würdiges Werkzeug. Wer mit einer Schmiere umherzog und der noch beim ersten Anlaß davonlief, hatte bei der Kunst nichts zu suchen. Er mochte wohl das Talent haben, jedoch der Charakter fehlte ihm. Er hätte wissen müssen, daß man als Künstler sich am Scheine zu sättigen hat, an den Vorstellungen des Gefühls, an den berauschenden Gedanken der Erfüllung, am Wort, daß man aber ein elender Narr ist, wenn man die Abenteuer bar erleben, jeden Blick wirklich nehmen und eine Schmachtende anders erobern will, als im hohen Traum des ersten Schauens zwischen Himmel und Erde. Er hatte Wirklichkeit haben wollen, statt Schein, Tatsache statt Einbildung, so gehörte er in die Hölle der Wirklichkeit, nicht in die wunderbaren Himmel der Lüge und Einbildung. Ihm war es nicht mehr gesagt, in irgendeinem dumpfen Theatersaal mit einer sechzigjährigen armseligen Parthenia und zwei bärtigen Tectosagen den „Sohn der Wildnis“ zu erleben oder die ungeheure Wildnis der „Räuber“ oder der „Kabale“ oder die muntere Lüge irgendwelcher gefälligen Gattung. Ihm war der Glorienschein der Einbildung, der Schimmer des selbstverständlichen Tuns und Glaubens und Müssens, des eigentlichen Spieles und Ernstes vom Haupt genommen, er war wie ein gestürzter Engel des Herrn in die Finsternis des Ja, Ja, Nein, Nein, der logischen, wahrhaften, wirklichen Hölle versetzt worden. Nun war es nur recht und billig, daß er sich hier ordentlich läuterte. Er brannte ordentlich nach läuternder gemeiner Arbeit. Nicht daß er sie höher stellte als seine leichtsinnige Kunst, im Gegenteil, aber er fühlte sich ihrer schuldig, mit Arbeit strafbar. Er wollte seine Arme, Beine, Muskeln, jedes einzeln, spüren und mit Beschäftigung strafen, als könne er diese arge Welt umwerfen und einreißen.

So wanderte er denn grimmig entschlossen neben seinem von solchen Zweifeln vermutlich nicht beirrten Hektor über die Landstraße, durch kleine Ortschaften mit Obstbäumen und letzten üppig blühenden Georginen und Dahlien und an manchen sanft oder steil ansteigenden Weingeländen vorüber. Nirgends schien man ihn zu bemerken, in den Häusern alles ausgestorben, denn es war volle Arbeitszeit und die Leute auswärts. Höchstens, daß ihn eine ganz verblödete Alte oder ein noch nicht vernünftiges, flachshaariges, kleines Wesen unverständig ansah, wenn er kräftig hindurchging, denn es war ihm zumute, als sei er vom Bodenlosen, aus dem luftig unwahren Bezirk nun auf die Erde gelangt und gelandet.

Endlich traf er auf der freien Landstraße ein altes Anwesen, ein Haus, ein bißchen verwahrlost mit offener Türe, die auf einen dunklen Flur sehen ließ, unter dem Gesims Tauben, vor dem Rinnstein ein paar Enten, Gänse und auf dem Misthaufen, der dem kleinen Garten mehr als gerecht Raum wegnahm, ein Schock Hühner. An der ganzen Hauswand entlang lief aber eine Holzbank, und auf der saß ein ältlicher Mensch mit einem zufriedenen, doch kümmerlichen Gesichtsausdruck, hatte neben sich einen Laib Brot, ein großes Stück Speck, einen anmutig geformten Krug mit Wein und ein volles Krügelglas. Von seinem Brote warf er gelegentlich den Vögeln ein paar Brosamen zu und betrachtete sie, wie sie fleißig und sauber jedes Stücklein auflasen, indes er einen großen Bissen in den Mund beförderte, dazu ein Stück Speck abschnitt, einen Schluck aus dem Krügel tat und mit dem Handrücken danach den Mund wischte. Hektor, der wohl niemals alt und satt genug werden mochte, um gleichgültig einem möglichen Essen unbeteiligt zuschauen zu können, blieb ganz unverfroren vor dem Manne, vor der Bank stehen und wedelte mit freundlichem Ausdruck. So blieb auch sein Herr unwillkürlich stehen und war — ohne es zu wissen — gebannt von der freundlichen Aussicht einer solchen einsamen Rast bei Brot und Speck und Wein. Indem diese sechs einfältigen Augen einander maßen und wogen, ergab sich auch eine Frage nach dem Woher und Wohin. Der Essende fand bald heraus, daß der Stehende auf der Wanderschaft und hungrig sei, wie sein Hund, Ingomar aber, daß der Essende gewissermaßen übersatt von Einsamkeit und Arbeit ganz wohl einen Gesellen brauchen konnte wie ihn, denn er lud ihn zum Sitzen ein, brachte ein zweites Brot, holte aus dem Keller, der gleich vom Hausflur über ein paar Stufen erreichbar war und aus der geöffneten Tür

den säuerlichen, betäubenden Geruch jungen Weines heraufschickte, einen zweiten Krug, aus der Küche ein zweites Stück Speck und für den Hund eine Ladung geeigneter Brocken und fütterte so zwei fremde Gäste wie die Vögel, die er speiste an Stelle des Herrn, der die Lilien auf dem Felde wachsen ließ und die Vögel der Einsamkeit sättigte. Indem Ingomar sich neben dem Alten niederließ und die beiden doch schon ermüdeten Beine weit ausstreckte, ins Brot hineinbiß und vom Speck mit seinem zierlichen Taschenmesser anständige kleine Schnitten mit Anstand und guter Art absäbelte und aß, hörte er die Klage seines Wirtes an, daß dem unlängst sein Weib gestorben war und ihm Haus, Weingarten und Gerät in aller Unordnung allein überlassen hatte, so daß er sich gar nicht mehr auskannte vor Arbeit. Daß er keine Kinder und niemand auf der Welt hatte, aber da noch leben wollte, weil er eben da war und weil sich doch jemand der Hühner und Enten, des Kellers und der Reben annehmen mußte; daß er darum recht geplagt sei und Hilfe suche, ohne jemand rechten zu finden. Indem er den vornehmen jungen Mann mit einem halb argwöhnischen und verdächtigen, halb zutraulichen und freundlichen Blick vom Kopf bis zu den Füßen musterte, schien er zu fragen: Bist du zu brauchen und willst dich brauchen lassen oder bist du zu gut und zu schlecht für mich? Und indem Ingomar diese halbe Werbung dieser Blicke aus den kleinen, von schweren Augenlidern fast zur Hälfte verschlossenen grauen Augen über sich ergehen ließ, ähnlich wie weiland die Schmachtende im Bade seine Blicke, dachte er so von ungefähr: Wie wär's, wenn ich dabliebe und es versuchte, hier Ernst und Arbeit und die Hölle der Langeweile und Wirklichkeit zu ertragen?

So kamen die beiden, sitzend und kauend und zähe Worte wechselnd, zu einer stillschweigenden Verständigung, während Hektor vor den Hühnern in aller Ruhe die Knochen sauber abnagte. Die Gänse und Enten gackerten, die Tauben flogen elegant und schwungvoll auf, ließen sich nieder und spazierten mit stolzen Rucken ihrer kleinen eingebildeten Köpfchen auf und ab, der Hahn schrie von seinem Miste. Auf diesem Schauplatze ward also ein Vergleich zwischen dem Abenteuer und der Wirklichkeit abgeschlossen, ein beschämender Friede, bei welchem die Kunst ihre Waffen streckte und ihre Fittiche einzog vor Brot und Speck. Ingomar verriet sich aber nicht, er gab nur beiläufig zu verstehen, daß er als wandernder Student zufrieden sei, hier für eine Weile zu hausen und zu helfen. Schon um ein wenig in Gottes freier Natur zu schaffen und zu leben, wie so viele Menschen vor, neben und nach ihm. Der Alte machte sich über die Antwort nicht viele Gedanken und hatte genug an der Aussicht, jemand bei sich zu wissen, der ihm arbeiten und schweigen half.

Nach der Mahlzeit führte er den neuen Hausgenossen gleich auf den Weinberg und hieß ihn jäten und säubern, Reben binden, die Vogelscheuchen instandsetzen, Wasser holen und die schweren Eimer von unten bis hoch hinauf zu den letzten Reihen tragen, wo gegossen werden mußte. Zwischen den Reben wuchs auch Kohl und Kraut und Unkraut, das bedient, also gereutet werden mußte. Ingomar lernte die schönen, flattersüchtigen Schmetterlinge verachten und verscheuchen, lernte Holz sägen und kleinmachen, in der Küche Geschirr waschen, ordnen, den Boden fegen und säubern, sogar ein Essen kochen, wenn ihnen am Abend nach etwas Warmem zu Sinne war.

Unter dem Dach bekam er ein Zimmerchen, das er von Grund aus reinigen mußte, um es ohne Furcht bewohnen zu können. Vom Fenster wehte sogar ein alter roter Vorhang kriegerisch in die Lüfte, und Geranien standen in Töpfen am Brett, die er begoß, damit sie wieder in Grün und Blüte kamen, denn alles war recht verwahrlost und vertan. Der Alte rauchte seine Pfeife, der Junge seine Zigarette, und sie knurrten einander dabei mit wenigen und nicht eben ausgebildeten Worten an.

So flossen die Tage des Herbstes mit Duft und Farbe ineinander und vorüber, die Landstraße war einsam, man glaubt gar nicht, wie selten ein Wagen und Wanderer vorüberzieht, wenn einer bei der Arbeit nicht Zeit hat, darauf zu achten, und wie rasch die Sonne vorübergeht und wie fremd und unnahbar die Wolken am Himmel vorübergehen und wie plötzlich sich die Bäume färben und das Laub bunt wird und wie wenig man vom sogenannten Leben sieht, wenn man keine Zeit hat. Über der Arbeit versäumt man es, und es ist gar kein Spiel mehr, sondern nur Mühe und Müdigkeit. Ingomar hatte nicht einmal Zeit, sich vor den Leuten zu schämen, die vorbeizogen, ja es kam ihm sogar vor, als bemerkten sie ihn gar nicht, daß er, ein anderer, unzuständiger, hier wie ein Knecht diente.

Nach der Weinlese kam die Presse im Felsenkeller, welcher im Weinberg selbst eingemauert war. In dem schwülen, süßen Geruch der dicken, dunstgesättigten Luft des finsteren Raumes ward man von diesem Hauch von Schwere allein schon trunken, aber ohne Gedanken und ohne Traum. Man

leerte ein Krügel des trüben Mostes nach dem andern und aß fettes Geselchtes dazu. Draußen sammelte sich der Haufen rötlicher Treber, drinnen floß langsam der ungegorene Wein in die großen Fässer. Dann schleppte man auf umgehängtem Tragbrett den Dünger von unten hoch hinauf zu den begierigen, Schweiß und Mühe fressenden nimmersatten Reben. Dann ging man wieder in den Keller und schwankte wieder in dem traumlosen Schweben dieses schweren Duftes, bis man abends auf das Lager niederfiel.

War das Recht und Unrecht, Strafe oder Lohn, Hölle oder Himmel, dieses Leben ohne Gedanken, diese Selbständigkeit der Hände und des Hungers, dieses von der Hand in den Mund, diese Nahrung wegen der Ruhe, diese Ruhe wegen der Arbeit und immer neben dem alten Menschen, der das gleiche tat und von heute auf morgen da war? Ingomar schienen hundert Jahre seit seiner Verwandlung vergangen, und als würde er die andere, eigentliche Welt, die Welt der Worte und des Spieles, der gedachten Leidenschaften und eingebildeten Figuren gar nicht mehr wiedererkennen, wenn er sie jemals wiederfände. Wo war sie denn, war sie überhaupt wirklich auf der Welt, diese andere Welt des Scheines, der Bühne, der geputzten Menschen, der gefallsamen Frauenzimmer, der witzigen, gutgekleideten Zuschauer, der eifersüchtigen Schauspieler, der Rollen, des Souffleurs, der interessierten Gedanken?

Langsam vergingen auch die Herbsttage, ließen achtlos die Blätter fallen, führten achtlos Regenwolken und jagende nasse Schauer herbei, streiften die letzten Beeren von den Trauben, vergoren den trüben Most, schlossen Türen und Fenster vor der wachsenden Kälte. Die Gärtchen wurden fahl und unordentlich, die Astern verwickelten sich in ihren letzten Blüten und verdorrenden Blätter, man hörte die Fuhrwerke häufiger vorüberrasseln, die Welt der Farben wich der Welt der Geräusche und Töne, man hörte jetzt den Strom stärker rauschen und brausen, in den Lüften scholl der Lärm der Winde und der Raben, das Pfeifen der aufgejagten Staub- und Blätterhaufen, alter Kehricht pfiff um die Ecken, die Türen schlugen, die Schlüssel klirrten, die Wände knarrten, durch das einsame Haus fuhren Stöße. So redete die Einsamkeit und Leere, gedankenlose Hölle der Arbeit und traumlosen Einfalt zu dem gesättigten, verstoßenen Komödianten.

⁂ ⁂ ⁂

Im November sollte er einmal ins nächste Städtchen gehen, um ein Faß Wein abzuliefern. Er führte es in einem Handwägelchen, und sein überflüssiger, aber treuer Begleiter Hektor trabte frei daneben. Denn der edlere Hund ließ sich nicht einspannen, und so kam es, daß Ingomar wie ein Hund die Last schleppte, während Hektor wie ein Herr lustig danebenlief und ihn gewissermaßen bewachte. Der alte Mann hatte Ingomar gebeten, dieses Geschäft zu besorgen, das Faß Wein machte einen ganz guten vorläufigen Ertrag aus. Ward es vorteilhaft angebracht, so konnte man noch ein zweites und drittes liefern und für den Winter allerhand Bedarf eintauschen, sich dann in das Haus einschließen und auf das Frühjahr warten, denn das hieß hier und allzumal: Leben.

Als Ingomar so ingrimmig gedankenlos mit seinem Wägelchen in die kleine Stadt eingefahren war und das Faß Wein in dem großen Gasthofe abgeliefert hatte, der ihm bezeichnet war, trat er, seiner Last und seines Auftrages entledigt, unwillkürlich vor einen großen Anschlagzettel, der am Tore hing, und ihm erst bekannt vorkam, als er sich der langvergessenen Gewohnheit des Lesens entsann. „Friederike Theresia Überackers modernes Ensemble."

Und wie auf ein Stichwort kam aus dem Gastzimmer auch die alte Prinzipalin, kam der Souffleur, Inspizient, diensthabende Regisseur, komische Alte und Zettelträger mit der Schirmkappe und dem Leinenkittel hervor. Beide maßen Ingomar verdutzt und trauten ihren Augen nicht.

Er war es, sie waren es. Sie schwiegen betreten. Dann lächelte die Überackerin wunderlich, als wäre ihr ein Traum in Erfüllung gegangen, es zuckte um ihre Augen, Ingomar stand da und wußte nicht, welchen Gebrauch er von seinen steif gewordenen Gliedmaßen, vor allem aber von seinem verhärteten Gesicht machen sollte, denn er schämte sich jetzt und verachtete sich, nicht wegen seiner Arbeitswochen und seines Fleißes, auch nicht wegen des längst verwundenen Abenteuers um eine gewisse Schmachtende, sondern wegen des begangenen Verrates an seinem Schicksal und eigentlichen Selbst: an seiner Kunst.

Sie schüttelten einander die Hände, und so war er wieder bei ihnen, bei sich selbst.

Hektor aber lief um diese Gruppe, schnupperte gelegentlich an einem Eckstein, kehrte zurück und hielt die drei Wiedergefundenen gutmütig zusammen als ein glücklich unwissendes, glücklich überlegenes Geschöpf Gottes, das nicht irren kann, weil es sich auf die Höheren verläßt, selig, wenn alle irrenden Willen und Wünsche tröstlich zusammenkommen, ohne daß es für einen Hund Schläge und Hunger absetzt.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Vom „Defregger-Franzl“

Plauderei von Prof. E. v. Stieler



Vom „Defregger-Franzl“ soll ich erzählen, nicht vom großen Künstler und seinem Schaffen, sondern von dem lieben, prächtigen Menschen, den jeder gern haben mußte, der ihm im Leben näher treten durfte, von dem seltenen Manne, dessen schlichtes Menschentum von Ruhm und Ehren allerart, die manch anderen zum stolzen, vornehmen Herrn gemacht hätten, völlig unberührt blieb.

Gar manche Stunde habe ich mit ihm verplaudert, aber selten ging er aus sich heraus und nur auf Bitten sprach er von sich, seinem Werdegang und seinem Schaffen. Nur wenn die Rede auf seine Heimat kam, dann leuchteten seine Augen, dann ward er warm und gesprächig, denn ihr gehörte neben seiner Familie und der Kunst seine ganze Liebe.

Und wie wenig vermochte ihm diese Heimat zu bieten! — Nur ein hartes, arbeitsvolles Bauerndasein. Aber trotzdem liebte er sie — um ihrer Schönheit willen, die die Freude seiner Kindertage gewesen, und zu der es ihn immer wieder mächtig hinzog.

Hoch oben im Pustertal, im Ederhof zu Stronach stand seine Wiege. Der welt- und kulturfremde, zur Pfarrgemeinde Dölsach gehörige Weiler, wohin sich in der damaligen eisenbahnlosen Zeit fast nie ein Fremder verirrte, ward, als Franzl vier Jahre zählte, von einem bösen Gast, einer Typhusepidemie heimgesucht, der auch er beinahe zum Opfer gefallen wäre. Er erkrankte so schwer, daß er fast ein Jahr lang getragen werden mußte.

Vollkommen genesen stieg er mit sieben Jahren zum Rang eines Hüterbuben empor und kletterte mit den Ziegen seines Vaters singend und jodelnd in den Bergen herum, seines freien Berufes und der ihn umgebenden Naturschönheit sich erfreuend.

Ein Hüterbub hat viel Zeit zum Schauen und unser Franzl hatte Augen, die nicht nur zu schauen, sondern wirklich zu sehen und das Gesehene festzuhalten wußten. In der wunderbaren Schönheit, die sich seinen Blicken von dem hochgelegenen Weideplatz am sogenannten Ederplan bot, feierte das spätere Künstlertum Defreggers sein erstes Erwachen. Der Gestaltungsdrang fing an, sich in ihm zu regen, und da ihm hierfür kein anderes Material zur Verfügung stand, denn Bleistifte gab's nicht im Ederhof, schnitt er aus altem Papier die Silhouette der großartigen Bergformen aus, an denen sich sein Auge geweidet hatte.

Auf dem Ederplan stand eine alte Hütte, in der der Hüterjunge bei Sturm und Regen Unterschlupf suchen konnte. In die Tür dieser Hütte kratzte Franzl, um sich die Zeit zu vertreiben, mit dem Messer die Figur einer Gemse ein. An diese erste künstlerische Tat Defreggers knüpft sich eine lustige Geschichte.

Als nach vielen Jahren sich einmal ein Fremder auf den Ederplan führen ließ und ihm dort die Gemse als das Werk des inzwischen berühmt gewordenen Malers Defregger gezeigt wurde, bestimmte er den Führer, ihm gegen ein gutes Trinkgeld das Stück der Türe mit der Zeichnung herauszusägen. Unvorsichtigerweise zeigte er abends voll Stolz im Wirtshaus zu Dölsach seine Beute. Unter den anwesenden Burschen aber war einer, der offenbar ein instinktives Gefühl für Urheberrechte besaß. In einem unbewachten Augenblick gelang es ihm, dem Fremden das Beutestück zu entwenden und unbemerkt damit zu verschwinden. Von den Zurückgebliebenen wollte keiner den Burschen gekannt haben. Das Brett mit der eingekratzten Gemse wurde vom redlichen Finder Defregger nach München zugesandt und befindet sich noch heute im Besitz der Familie.

Der Winter in dem einsamen verschneiten Ederhof, in dem ein am Feuerstein entzündeter Kienspan die einzige Beleuchtung an den langen Abenden bildete, war für den aufgeweckten Franzl recht öde. Mit der Schule, die die Wintertage wesentlich hätte verkürzen können, war es in Stronach übel bestellt. Ein Bauer, dessen Kenntnis des Lesens und Schreibens sich in den bescheidensten Grenzen hielt, übernahm die Einführung Franzls in die Geheimnisse des Schrifttums. Orthographie gehörte aber offenbar nicht zu den Lehrgegenständen und blieb, wie aus Jugendbriefen Defreggers hervorgeht, späterem Selbststudium vorbehalten. Die viele freie Zeit, die er hatte, vertrieb sich der Junge, indem er aus Rüben und Kartoffeln oder aus Teig Menschen- und Tierfiguren formte. Lebhaft erinnerte er sich noch in seinen alten Tagen der Freude, die er über den ersten Bleistift empfand, den ihm der Vater von einem Marktbesuch mitbrachte. Nun konnte er zeichnen. Rücksichtslos betätigte sich jetzt seine Phantasie an Wand, Tisch und Bänken. Die einzige Vorlage, die ihm zugänglich war, einen Guldenzettel, kopierte er so vorzüglich, daß der Harmlose in Verdacht geriet, eine Fälschung beabsichtigt zu haben, und daß sich sogar die hohe Obrigkeit mit dem Fall befaßte.

Einen Lichtpunkt in der Einförmigkeit des Stronacher Winters bildete die Musik. Die Mutter besaß eine Harfe, über deren Herkunft keine Nachricht hinterlassen ist, und es machte ihr besondere Freude, an den langen Winterabenden mit ihren musikalisch sehr begabten Kindern zu musizieren. Von der Mutter auf der Harfe begleitet sangen Franzl und seine Schwestern vierstimmig alte Tiroler Weisen oder geistliche Lieder. Musik war ja auch im späteren Leben Defreggers einzige Leidenschaft neben der für seine Malerei. — Als aus dem Franzl ein Franz geworden war, der tüchtig im landwirtschaftlichen Betrieb seines Vaters mitarbeiten mußte, trat er als Flügelhornbläser in die Dorfmusik ein und spielte bei allen Gelegenheiten in der Umgegend zum Tanze auf, komponierte sogar selbst drei Walzer, die damals im Pustertal viel gespielt worden sein sollen, aber leider nicht erhalten geblieben sind.

Die landwirtschaftliche Arbeit im Dienste seines Vaters vermochte ihn nur wenig zu befriedigen, aber er sah keinen Weg zur Änderung seines Lebens, so sehr er sich danach sehnte.

Als er nach dem Tode seines Vaters als einziger Sohn den Hof übernehmen und bewirtschaften mußte, kam ihm immer mehr zum Bewußtsein, daß er zum Bauer nur schlecht taugte. Die Wirtschaft ging zurück, statt vorwärts, beim Viehhandel schnitt er fast immer schlecht ab, so daß ihn, wie er selbst erzählte, ein förmlicher Ekel an dem bäuerlichen Beruf erfaßte. Er wollte um jeden Preis fort aus der ihm so wenig zusagenden Tätigkeit. Aber was beginnen?

Das Amerikafieber, das damals unter der Tiroler Bevölkerung herrschte, ergriff auch ihn, und die Auswanderung scheiterte nur an dem Umstand, daß er keine ihm zusagenden Weggenossen fand.

Um ihn von dem Entschluß, den Hof zu verkaufen, abzubringen, versuchten die Seinigen einen letzten Ansturm. Karl Stieler erzählt darüber nach Defreggers eigener Mitteilung: „Man hatte sich zu einem Fest in der Nachbarschaft versammelt, und bei dieser Gelegenheit ward Franzl in den Pfarrhof beschieden, wo alle seine Verwandten bereits vereinigt waren. Man beschwor ihn, nicht die schöne Heimat und den sicheren Boden seiner Väter preiszugeben um eine unbekannte Zukunft. Man bestürmte sein Gemüt auf jede erdenkliche Weise; erst eine Ohnmacht, die er halb erfand und der er zur Hälfte wirklich nahestand, erlöste ihn von seinen Bedrängern. Er bat flehentlich, man möge ihn doch endlich in Ruhe lassen, er werde das Richtige dann schon finden. Unser Herrgott wird's scho recht machen —" Einige Zeit darauf verkaufte er den Hof an einen Vetter und wanderte aus, freilich nicht über den Ozean, sondern zu Fuß nach Innsbruck in der Absicht — Bildhauer zu werden. — Vor dem Eintritt in sein neues Leben besuchte er noch einen Vetter in Kempten in geschäftlicher Angelegenheit. Wie ihm beim Abschied von der Heimat ums Herz war, bekundet ein Brief an seine Schwestern aus Innsbruck vom 28. April 1860:

„Unvergeßliche Schwestern!

Als wir das letztemal beisammen wahren, da wahr mein Herz noch so bedrängt und mit heißen Trehnen mußte ich euch und meine Heimat verlassen. Aber nach Regen kommt Sonnenschein, denn, als ich zum erstenmal Innsbruck erblickte, da wahren meine Trehnen weggewischt. Und besonders, als ich die Reise nach Kämpten machte, da weideten sich meine Augen fortwehrend an schönen Landschaften, an glänzenden Dörfern und Städten, den man konnte vast nicht mehr aufhören, den Schöpfer zu preisen und an allen Merkwürdigkeiten, welche jede Stadt darbietet, besonders München ...

Und jetzt ist mein einziges Bestreben nach meinem Vorhaben, den meine Profesion scheint auch nicht schlecht zu sein, wenn ich einmal weitere Vortschrite machen kan. Und wenn du vielleicht gedenkest, jezt ist er in einer Stadt, da wird er sich nur an eitelkeit und unterhaldung ergözen, und bethen wird er nichts, so wirst du dich teuschen teure Schwester, denn Innsbruck bietet zum guten ebensovil Gelegenheit dar als zum schlechten, denn an Kirchen fehlt es ja nicht, wenn man bethen will ..."

Vier Wochen später, am 21. Mai 1860 schreibt er: „... Wenn ich euch sagen möchte, wie viel fröhlicher, heiterer und zufriedener ich jezt lebe als zuvor beim Eder, es würde mir gar nicht geglaubt werden und ich muß meinem Schöpfer dausentmal danken, daß er mich in dieses Schicksal gelenkt hat."

Professor Stolz in Innsbruck, dem der frische Bauernbursche gefiel, ließ sich durch dessen dringendes Bitten bestimmen, ihn als Schüler anzunehmen. Er scheint nicht nur ein tüchtiger Holzbildhauer, sondern auch ein klarblickender, verständiger Mann gewesen zu sein, der bald erkannte, daß in seinem neuen Schüler mehr das Zeug zum künftigen Maler als zum Bildhauer stecke. Ein paar Kompositionsversuche, die Defregger trotz seines Sträubens, weil er so was nicht könne, machen mußte, überzeugten Stolz von der Richtigkeit seines Urteils.

Um dem ihm lieb gewordenen Schüler den Weg zu seinem eigentlichen Beruf zu ebnen, lud er ihn gelegentlich einer Reise nach München ein, ihn zu begleiten. Dort nahm er ihn mit zu Karl Piloty, dessen Ruhm als bahnbrechender Künstler und als Lehrer bereits in aller Mund war. Gewaltig und für seine Zukunft entscheidend war der Eindruck, den Pilotys „Nero auf den Trümmern Roms", woran der Meister eben arbeitete, auf den jungen Tiroler machte. „Ja, jetzt weiß ich, was ich will und muß. Maler will ich werden," sagte er zu Stolz beim Verlassen von Pilotys Atelier. Für die Aufnahme in die Akademie reichte sein Können damals

noch nicht, weshalb ihm Piloty empfahl, sich zunächst an der Kunstgewerbeschule im Zeichnen weiter auszubilden.

In den ersten Tagen seines Münchener Aufenthaltes wurde Defregger, der in seiner heimatlichen Tracht durch die Straßen schlenderte, von einem Herrn angeredet und gefragt, ob er Jäger sei. Auf die Verneinung der Frage bemerkte der Herr: „Schade, ich soll für Seine Majestät mich nach einem hübschen, stattlichen Leibjäger umsehen, und da hätten Sie mir vortrefflich gepaßt."

Nachdem er ein Jahr lang in der Kunstgewerbeschule mit rastlosem Fleiß gearbeitet hatte, bestand Defregger im Frühjahr 1861 die Aufnahmeprüfung an der Münchener Akademie. Der Unterricht im Antikensaal und in der Malklasse von Professor Anschütz behagte ihm aber so wenig, daß er sich entschloß, sein Heil anderwärts zu versuchen. Seine Wahl fiel auf Paris, das damals in München, wie früher Rom, als die Heimat der wahren Kunst gepriesen wurde. Daß diese Wahl ein Mißgriff war, erwies sich bald. Der immer noch weltfremde und unbeholfene Tiroler konnte in dem sinnverwirrenden Trubel der Weltstadt unmöglich das finden, was ihn in seiner stillen, innerlichen Kunst hätte fördern können. Ohne Empfehlungen, der Landessprache unkundig, konnte er weder in der École des beaux-arts, noch in einem Privatatelier Aufnahme finden; er blieb auf das Studium der Galerien und auf eigene Arbeit, ohne den gehofften Unterricht, angewiesen. Ziemlich unbefriedigt kehrte er nach fünfviertel Jahren nach München zurück und ging, da er Piloty nicht antraf, in seine Heimat und malte dort Naturstudien und Porträts von Verwandten und Bekannten, um sein maltechnisches Können zu fördern.



Ein noch unveröffentlichtes Selbstbildnis aus der Pariser Zeit Defreggers 1863

Auch der Entwurf zu seinem ersten Bild „Der verwundete Jäger" entstand in dieser Zeit und verschaffte ihm 1866 die endliche Aufnahme in die Pilotyschule, in der damals bereits Makart, Gysis, Grützner, Gabriel, Max und Lenbach von sich reden machten.

Dem „Verwundeten Jäger", mit dem Defregger 1868 zum erstenmal im Münchener Kunstverein an die Öffentlichkeit trat und freundliche Beachtung fand, folgte 1869 das sehr bekannt gewordene Bild „Speckbacher und sein Sohn", das durch die Neuheit des Stoffes und die scharfe Charakterisierung jeder einzelnen Figur geradezu Aufsehen erregte. Von da beginnt Defreggers künstlerischer Siegeslauf. Jedes neue Bild war ein neuer Erfolg.

Es geht über den Rahmen dieser Plauderei hinaus, Defreggers reiches Schaffen, das bereits der Kunstgeschichte angehört, zu verfolgen.

Die Triumphe, die der Künstler Defregger feierte, ließen sein Wesen völlig unberührt. Er blieb der schlichte, einfache Mensch, der mit rührender Treue an seiner Heimat und an den Seinigen hing, wie die Briefe an seine Schwestern bekunden, in denen er sich stets mit warmem Interesse nach allem, was daheim geschah, erkundigt. Bezeichnend für sein Zartgefühl ist, daß er nie auf den Widerstand zurückkommt, den seine Berufswahl bei der ganzen Familie gefunden, sondern immer nur dankbar Gottes Fügung preist, die ihm den rechten Weg gewiesen habe. —

Mitten in seinem glänzenden Aufstieg traf ihn ein schwerer Schicksalsschlag, der ihn fast zwei Jahre lang der Gehfähigkeit beraubte. Bei der Heimkehr von einem Ausflug ins Isartal hatte er sich verspätet und suchte in vollem Lauf noch den letzten Zug nach München zu erreichen. Als er schweißtriefend an

der Station eintraf, fuhr eben der Zug ab. Erschöpft habe er sich ins feuchte Gras gesetzt, um etwas zu verschnaufen. Dabei sei er eingeschlafen und als er erwachte, habe er den Weg nach München kaum mehr und nur unter großen Schmerzen zurücklegen können. Ein schwerer Gelenkrheumatismus mit vollständiger Lähmung der Beine war die Folge.

Da der Zustand trotz aller Bemühungen der berühmtesten Münchener Ärzte sich nicht bessern wollte, nahm Defregger seine Zuflucht zu einer damals sehr gesuchten Kurpfuscherin, der Doktorbäuerin in Mariabrunn, die ihn jedoch schon nach wenigen Tagen wieder entließ, weil sie ihm auch nicht helfen könne. Eine aufopfernde Pflegerin fand er in der schweren Zeit in Annerl, der Tochter seines Quartiergebers, die er schon als Kind bei seinem ersten Münchener Aufenthalt kennen gelernt und in einem Erziehungsinstitut hatte ausbilden lassen. Bei dem täglichen und stündlichen Zusammensein entwickelte sich bald eine tiefe gegenseitige Neigung, die zu einer heimlichen Verlobung führte. Bei der Aussichtslosigkeit seines Zustandes wollte Defregger dem Mädchen das Jawort zurückgeben, Annerl aber erklärte, den lahmen Mann, der sie zur Pflege brauche, nicht verlassen zu wollen. Am 29. Juni 1872 führte er die 16jährige als Gattin heim. Auf dem Sofa liegend wurde Defregger in seinem bescheidenen Zimmerchen getraut. Er erwarb ein kleines Häuschen in Schwabing, in dem ihm seine junge Frau ein Atelier einrichtete, wo er liegend den „Ball auf der Alm" malte.



Defreggers tiroler Arzt: der Kurpfuscher Waßler

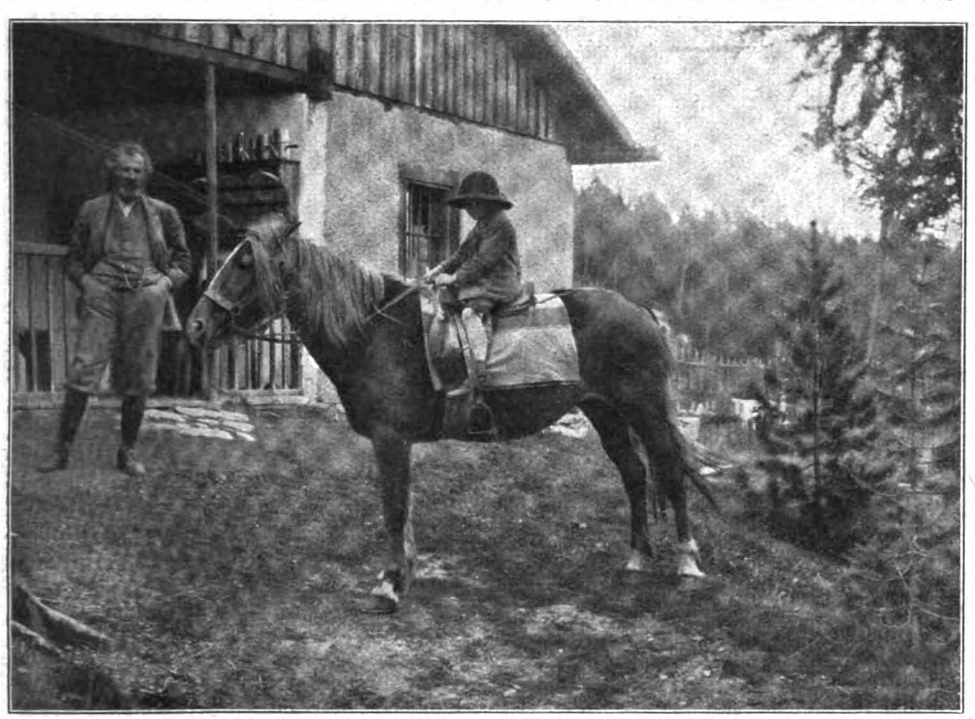
Da auch die ihm von allen Seiten empfohlenen Heilmittel keine Besserung brachten, entschloß er sich zu der bei seinem Zustand höchst beschwerlichen Reise nach Bozen, von dessen mildem Klima er wenigstens Erleichterung erhoffte. Trotz aller Fehlschläge hatte er nie die Zuversicht verloren, mit Gottes Hilfe noch ein gesunder Mann zu werden. Und rascher, als er gedacht, sollte seine Hoffnung sich erfüllen.

Als Defreggers Ankunft in Bozen ruchbar geworden, erschien eines Tages eine Deputation bei ihm, um ihm für das herrliche Altarbild zu danken, das er der Pfarrkirche in Dölsach geschenkt hatte. Mit dem Bürgermeister von Dölsach war ein Jugendfreund Defreggers, Franz Obersteiner, nach seinem Hof „der Waßler" genannt, gekommen.

Dieser, zugleich Bauer, Bader und Viehdoktor, der im Nebenamt auch Menschen kurierte, ließ sich von Defregger seine Krankheitsgeschichte erzählen und meinte darauf: „I denk wohl, Franzl, daß i dir helfen kunnt." Defregger ging sofort darauf ein, sich vom Waßler behandeln zu lassen, nachdem die besten Ärzte sich seinem Zustand gegenüber als ratlos erwiesen hatten. Die Kur mit Baunscheidtismus wurde sofort begonnen, eine Roßkur im wahrsten Sinne des Wortes, denn der Apparat, den Waßler besaß, war nicht für die Behandlung von Menschen, sondern zur Verwendung bei Rindern und Pferden bestimmt. Die Gewaltkur wirkte Wunder. Nach wenigen Tagen konnte der Patient schon etwas gehen, und ein paar Wochen später war er vollkommen hergestellt.

Gleich nach seiner Genesung begann er noch in dem kleinen Zimmer, das er in Bozen bewohnte, sein vielleicht berühmtestes Bild „Das letzte Aufgebot". Die Anregung, sich an historische Stoffe heranzuwagen, verdankte er seinem ersten Lehrer Stolz, der ihn bestimmt hatte, nicht Bildhauer sondern Maler zu werden und der ihn dabei darauf hinwies, welche Fülle von Motiven die Tiroler Geschichte des Jahres 1809 für die bildliche Darstellung bot.

Mit dem „Letzten Aufgebot" war Defreggers Aufstieg zum berühmten Künstler vollendet; auf ebener Bahn konnte er nun von Erfolg zu Erfolg weiterschreiten. Ehrungen allerart, Medaillen, Orden, Ehrenmitgliedschaft mehrerer Akademien und Künstlerkorporationen wurden ihm in rascher Folge zuteil, am meisten aber freuten ihn doch die herzlichen Huldigungen, die in Prosa und Gedichten aus der Heimat an ihn kamen. Darunter befand sich ein Gedicht aus dem Himmel von Andreas Hofer, dem zur Beglaubigung der Echtheit eine Unterschrift Hofers vom Jahr 1809 und dessen Siegel beigelegt war, dann ein rührender Brief der 85jährigen Tochter und des 80jährigen Sohnes Speckbachers, die ihm für alles danken, was er



Der Künstler auf seiner Alm in Spinges

mit seiner Kunst für Tirol und den Ruhm ihres Vaters getan.

1878 ward Defregger zum Professor an der Münchener Akademie ernannt und mit der Leitung einer Komponierklasse betraut, aber im Lehrfach lag seine Stärke nicht, er vermochte die dazu erforderliche Strenge nicht aufzubringen und war immer mehr der hilfsbereite Freund seiner Schüler als der Leistungen fordernde Lehrer.

Einer seiner Schüler erzählte mir, er habe für ein Bild ein Kostüm benötigt, zu dessen Beschaffung er jedoch die Mittel nicht besaß. Als er dies Defregger mitteilte und hinzufügte, er wisse auch niemand, den er um das Geld anpumpen könne, erwiderte dieser lachend: „Warum pumpen S' denn nicht mich an?“ Demselben Schüler räumte er sein Atelier zur Ausführung eines Porträts des Prinzregenten ein und saß stundenlang unter Verzicht auf eigene Tätigkeit neben seinem malenden Schüler, mit dem Regenten plaudernd, um ihn zum Vorteil des Porträts bei guter Laune zu erhalten.

Bei dem hohen Herrn stand er in besonderer Gunst, und erstaunlich war die schlichte Vornehmheit, mit der er sich bei Hoffestlichkeiten zu benehmen wußte. An Haltung und Bewegung gab er dem vornehmsten Aristokraten nichts nach. Trotz all der Ehrungen, mit denen er überschüttet wurde, blieb er von rührender Bescheidenheit. Auf den begeisterten Toast, den einmal ein Kollege in der Allotria auf den „großen Künstler“ ausbrachte, erwiderte er verlegen: „Aber meine Herren, ich kann ja nichts dafür.“

Auf das Drängen, sich doch öfter in Künstlerkreisen sehen zu lassen, meinte er: „Ich geh' nicht gern in Künstlergesellschaften, weil man immer so ein Getu mit mir hat, als ob ich was Besonderes wär', und da ist mir gleich der ganze Abend verdorben.“ —

Inzwischen hatten sich in seinem Hause Behagen und Wohlstand gemehrt, wiewohl er in geschäftlichen Dingen so unpraktisch war, wie eben nur ein Künstler sein kann. In seiner Frau besaß er aber eine äußerst tüchtige Helferin, die es vortrefflich verstand, das Erworbene zusammenzuhalten. In dem neuerbauten Heim an der Königinstraße entfaltete sich bald eine schöne Geselligkeit.

Sein geliebtes Tirol besuchte er alljährlich. Wie viele glückliche Stunden hat er mit den Seinigen in der bescheidenen Blockhütte zugebracht, die er sich auf dem Ederplan, seinem alten Weideplatz erbaut hatte, um den vielen Besuchen, denen er in seiner Villa in Bozen nicht ausweichen konnte, zu entgehen. Als er auch hier die gewünschte Ruhe und Einsamkeit nicht mehr fand, schenkte er das Blockhaus am Ederplan dem Österreichischen Touristenklub, der es noch heute als „Anna-Schutzhütte“ bewirtschaftet, und zog sich im Sommer auf seine Alm bei dem aus den Tiroler Freiheitskämpfen bekannten Spinges zurück. Bis zu seinem 78. Lebensjahr erstieg er noch alljährlich diesen in der Höhe von 1900 m gelegenen Lieblingsplatz.

Unvergeßlich ist mir die Erinnerung an seinen 70. Geburtstag, den er auf der herrlich gelegenen Burg Karneid bei seinem Freunde Ferdinand von Miller verbrachte. Vom Burgherrn in Bozen abgeholt, stieg der 70jährige allen voran mühelos den damals noch ziemlich beschwerlichen Weg zur Burg hinauf. Böllerschüsse begrüßten den Ankommenden, und als er den Burghof betrat, präsentierten die Eggentaler Schützen, die in ihren alten historischen Uniformen erschienen waren, das Gewehr, die Steinegger Musikkapelle intonierte einen Marsch aus der Andreas Hofer-Zeit, die Schulkinder waren vom Dorf Karneid herübergekommen, und Alt und Jung sah man die Freude und den Stolz an, ihren berühmten Landsmann an seinem Ehrentag mitfeiern zu dürfen. —

Seit Beginn des furchtbaren Weltkrieges hat er Tirol nicht mehr besucht, was ihm ein großer Schmerz war. Noch vor zwei Jahren, nach Wiederherstellung des Friedens äußerte er sich, wie gern er noch einmal seine Heimat gesehen hätte, aber „es geht ja nicht mehr," fügte er hinzu, „denn in meinem Haus in Bozen sitzen die Italiener, und auf die Alm kann ich doch nimmer steigen." Bei aller Liebe für Tirol war er doch zugleich ein warmer deutscher Patriot. Mit welcher Freude verfolgte er jede Siegesnachricht und wie tief schmerzte ihn Deutschlands Zusammenbruch! „Daß ich das noch hab' erleben müssen," sagte er noch kurz vor seinem Tod mit Tränen in den Augen.

Von seinen fünf Söhnen, denen er ein rührend guter und fürsorglicher Vater war, standen drei an der Front, während der vierte in Australien interniert war und nur einer in militärischer Stellung in München bleiben durfte, aber nie hat man ihn klagen hören über die harte Prüfung, die das Vaterland während der langen Kriegsjahre seinem Herzen auferlegte.

In den letzten zwei Jahren seines Lebens, in denen er schwer unter dem Druck der politischen Verhältnisse litt, gesellte sich zu manchen gesundheitlichen Störungen die ernste Sorge um sein Augenlicht. Eine Staroperation, der er sich unterziehen mußte, hatte eine Trübung der Netzhaut zurückgelassen, die ihn fast völlig am Lesen und Schreiben behinderte. Wie schwer die erzwungene Untätigkeit dem an rastloses Arbeiten gewöhnten Manne fiel, davon zeugt ein ergreifender Vorgang, der sich kaum 24 Stunden vor seinem Tode abspielte.

„Haben S' denn gar keine Arbeit für mich?" frug er seine treue Pflegerin, und als diese ihm vorschlug, ihr beim Kartoffelschälen behilflich zu sein, griff er sofort zu, und nachdem die Arbeit beendet war, sagte er aufatmend: „Gott sei Dank, jetzt hab' ich doch noch was geleistet und bin nicht ganz für nichts auf der Welt." — — — Am darauffolgenden Nachmittag, am 2. Januar 1921, schloß er kampflos die müden Augen.

Der Mann, der in seiner Kunst so Großes geleistet, der uns so herrliche Geschichten aus der Heimat in seinen Bildern zu erzählen wußte, war auch groß als Mensch. Frei von Eitelkeit, Neid und Mißgunst, immer mild und gütig in seinem Urteil über die Leistungen anderer, getreu bis in den Tod all denen, die er liebte, mildtätig bis zum Übermaß, verdient er wohl, daß die Tausende, die den Künstler aus seinen Bildern liebgewonnen haben, auch dem Menschen Defregger ein warmes Gedenken bewahren.



Defreggers Blockhütte auf dem Ederplan



Berliner Bühnen. Von Dr. Paul Weiglin

Hanns Saßmann: ‚Das weiße Lämmchen' (Komödienhaus) — Hans Bachwitz und Hans Sturm: ‚Die Mausefalle' (Lustspielhaus) — Rudolf Lothar: ‚Casanovas Sohn' (Kleines Theater) — Bernard Shaw und Oskar Wilde (Volksbühne; Residenztheater; Lessingtheater) — Molière: ‚Amphitryo' (Lessingtheater) — Tolstoi, Gogol, Tschechow (Kammerspiele) — Leonid Andrejew: ‚Jekaterina Iwanowna' (Theater in der Königgrätzer Straße) — ‚Perikles von Tyrus'. Heinrich Eduard Jacob: ‚Beaumarchais und Sonnenfels'. ‚Der Parasit' (Neues Volkstheater) — Tagore: ‚Das Postamt'. Shakespeare: ‚Komödie der Irrungen'. Schiller: ‚Wallensteins Tod' (Volksbühne) — Wilhelm Schmidtbonn: ‚Passion'. Gerhart Hauptmann: ‚Florian Geyer' (Großes Schauspielhaus) — Hans J. Rehfisch: ‚Der Chauffeur Martin' (Deutsches Theater) — Karl Zuckmayer: ‚Kreuzweg'. Hans Müller: ‚Sterne'. Goethe: ‚Tasso'. Shakespeare: ‚Sturm' (Staatliches Schauspielhaus) — Schiller: ‚Don Carlos' und ‚Die Jungfrau von Orleans' (Deutsches Theater)

Das weiße Lämmchen' ist besser als ‚Die Mausefalle', und beide sind harmloser als ‚Casanovas Sohn'. Aber wer sich wahrhaft erheitern will, der gehe zu Wilde oder zu Shaw. Das ist kein freundliches Zeugnis für unsere Schwank- und Lustspieldichter, aber es trifft leider zu, wenn man den Spielplan der Berliner Bühnen in der zweiten Hälfte des Winters mustert. In Hanns Saß-



Emmy Sturm im ‚Weißen Lämmchen' von Hanns Saßmann. Komödienhaus. (Aufnahme Vita)



Max Pallenberg im ‚Weißen Lämmchen' von Hanns Saßmann. Komödienhaus. (Aufnahme Vita)

manns ‚Weißem Lämmchen' hat man das Vergnügen, Max Pallenberg in seiner zweiten diesjährigen Rolle zu sehen. Er spielt Herrn Adam Schigl, den Heiratsschwindler und Meisterdieb, der seinen glücklichen Verteidiger



Erna Reigbert als Alkmene und Theodor Loos als Amphitryo im ‚Amphitryo' von Molière. Lessingtheater. (Aufnahme Zander & Labisch)

in die gräßlichsten Verlegenheiten bringt. Denn — die ‚Fliegenden' lassen herzlich grüßen — eine Schwiegermutter ist immer noch gefährlicher als der Staatsanwalt. Man lacht von Herzen, wenn Schigl-Pallenberg, an Liebesschwüre gemahnt, beteuert, er sei doch kein Eidgenosse, oder in einem seiner verdrehten Gedankensprünge zitiert: „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß ... Hast du Minimax im Haus", und man schmunzelt, wenn er eine weitere Enthüllung Bibi Delormes (Emmy Sturm) mit den Worten beschwört: „Wir sind doch in keinem Ballsaal!" Aber der Reiz dieses, auch abgesehen von Pallenberg, im Komödienhaus sehr hübsch gespielten Stücks überdauert nicht lange den Abend der Aufführung, und selbst das kann man von der ‚Mausefalle' von Hans Bachwitz und Hans Sturm kaum behaupten. Auch hier ist der Held, dem Geist der Zeit entsprechend, ein Verbrecher, allerdings einer gröberen Schlages, ein Geldschrankknacker, Bomke, der Sprengjustav, den sich ein Fabrikant dieser nützlichen Möbel mietet, um durch einen, wie er zuversichtlich hofft, mißlingenden Einbruch die Güte seiner Ware vor aller Welt unwidersprechlich zu erweisen. Selbstverständlich gerät ihm dieser Plan vorbei. Er muß seine Ungeschicklichkeit teuer bezahlen, und Sprengjustav zieht mit einem tüchtigen Batzen Geld, unbehelligt, ja sogar gefördert von der Polizei, davon. Das Lustspielhaus hat für diesen Gustav Bomke in Arnold Rieck einen Darsteller echt berlinischen Witzes, frech, kaltschnäuzig, schnoddrig, ganz das, was man einen duften Jungen nennt.

Höhere Ansprüche erhebt ‚Casanovas Sohn', ein Lustspiel von Rudolf Lothar, das in Georg Altmans Kleinem Theater allabendlich volle Häuser macht. Der Verfasser, der einer Schnitzlerschen Novelle, einem Hofmannsthalschen Drama und einem Kotzebueschen Lustspiel innig verpflichtet ist, hat den Abschied des alternden Mannes von Jugend und Liebe gestalten wollen, einen Stoff, der gewiß humoristisch zu fassen ist. Aber da er nicht den Humor des Dichters hat, sondern höchstens den Witz des Feuilletonisten, ist ihm nur eine Pikanterie gelungen, die den Ruf der Bühne als eines künstlerisch geleiteten Unternehmens gefährdet hat. Ein Graf, der immer noch in den Jahren steht, die man mit Unrecht die besten nennt, hat sich für eines seiner zahllosen galanten Abenteuer eine junge Baronin erkoren, die von ihrem im Spiel verlumpten Manne getrennt lebt. Sie behauptet zwar, als der in allen Liebeskünsten erfahrene Graf sein Spiel beginnt, ein Eiszapfen zu sein, doch meint er, sie werde schmelzen, und um das auszuproben, gibt sie ihm für die Nacht den Schlüssel zu ihrem Hause. Der Zufall will nun, daß sich ausgerechnet in diese Frau der, wie der Verfasser glauben machen will, sehr ideal gerichtete Sohn Casanovas verliebt hat. Und da der alternde Herr sich doch vielleicht nicht mehr ganz taktfest fühlt, gibt er dem Sohn den Schlüssel unter der Bedingung, daß dieser seine Rolle spielen soll. Nach einigem Anstandssträuben geht dieser ideal gerichtete junge Mann auf den Vorschlag ein, tut hocherfreut, was seine Schuldigkeit, reist aber nicht, wie versprochen, am nächsten Morgen ab. Denn der Verfasser braucht ihn, um den Vater in einige Bedrängnis zu bringen. Die Gräfin nämlich ist von dem nächtlichen Besuche so entzückt, daß sie ihn unter Preisgabe ihres ganzen Vermögens an den so zur Scheidung bewogenen Gatten heiraten will, und über Casanova schwebt das schreckliche Schicksal, ein Ehekrüppel zu werden. Zum Glück ist der Sohn da, um einzuspringen, und die drei Menschen werden so glücklich, wie es ihre Liebenswürdigkeit verdient. Dieses bedenkliche und seiner Gesinnung nach plebejische Stück genießt im Kleinen Theater den Vorzug, seine innere Fäulnis nicht jedem Zuschauer zu enthüllen, weil die drei führenden Darsteller Eugen Burg als alter, Hans Albers als junger Graf und Mady Christians als Baronin viel vornehmer spielen, als sie es eigentlich vor Rudolf Lothar verantworten können.

Wenn man die Wahl zwischen diesen heimischen Gewächsen und den englischen hat, die in der Tribüne, im Residenztheater, in der

Volksbühne, im Lessingtheater zu genießen sind, wird einem leider die Wahl nicht schwer, zumal wenn man bei dieser Gelegenheit einen so kernhaften Künstler wie Friedrich Kayßler und neben ihm die heitere Helene Fehdmer in herrlichem Zusammenspiel (in Shaws ‚Kapitän Braßbounds Bekehrung‘) bewundern kann. Und auch Wilde, dessen ‚Salome‘ mit der freilich etwas kurfürstendammmhaften Orska in der Titelrolle, der scharfen Rosa Liechtenstein als Herodias und dem packenden Ludwig Hartau als Herodes in der Königgrätzer Straße eine trotz Richard Strauß als berechtigt empfundene Auferstehung gefeiert hat — auch Wilde zeigt sich uns in seinen geistreichelnden Lustspielen den Fabrikanten unsrer heimischen Durchschnittsware überlegen und wartet noch auf den deutschen Dichter, der ihn in der klugen Beobachtung der Gesellschaft, in der geschliffenen Leichtigkeit des Dialogs zu schlagen vermöchte. Gewiß wiederholt er sich in seinen nachlässig hingeschriebenen Stücken. Er hat Menschen und Einfälle, die er besonders liebt und von einem Lustspiel ins andere hinübernimmt. Aber der Genuß des Zuschauers wird durch diese literarhistorische Feststellung nicht getrübt, und für die Schauspieler bieten diese Werke nicht bloß dankbare Rollen, sondern die beste Schule für das, was man früher Konversation nannte. Wenn man ‚Lady Windermeres Fächer‘, wie es im Residenztheater geschieht, gut herausbringen will, muß man bei aller Natürlichkeit und Lässigkeit in Sprache und Benehmen die größte Sorgfalt und Pünktlichkeit bei der Einstudierung walten lassen. Wenn man schludert, raubt man dem Stück seine Feinheit und damit seinen Reiz. War es hier die anmutvolle Hansi Arnstädt, die sich den reichsten Beifall erspielte, so war es im ‚Idealen Gatten‘, den das Lessingtheater aufführte, Tilla Durieux. Die meisten Leser kennen Bilder dieser Frau und werden sich kaum vorstellen können, daß man auf der Bühne ohne Gefahr von ihrer verführerischen, blendenden Schönheit reden darf. Aber diese seltene Künstlerin hat eine Grazie der Bewegung, einen Zauber der Sprache ohnegleichen, und sie kann sich gestatten, sogar die gewagtesten Toiletten zu tragen. Den Wildeschen Chorus dieses Lustspiels, den Viscount Goring, sprach Kurt Götz. Jedem, der ihn hörte, wird noch lange die ironische Demut im Ohr klingen, mit der er seinem vertroddelten Vater (Hans Junkermann) auf den Vorwurf der Herzlosigkeit erwidert: „Hoffentlich bin ich das nicht, lieber Vater.“

Einen neuen humoristischen Künstler hat das Lessingtheater in Ralph Artur Roberts auf die Bühne gestellt. Er trat als Sosias in Molières ‚Amphitryo‘ auf und spielte leise sächselnd den vielgeprügelten Diener des



Mady Christians als Carla von Helffenberg und Eugen Burg als Graf Kurt von Weyer in ‚Casanovas Sohn‘ von Rudolf Lothar. Kleines Theater (Aufnahme Zander & Labisch)

von Jupiter gehörnten Thebanerfeldherrn. Die Aufführung, die leider nicht die flüssige Übersetzung Ludwig Fuldas, sondern eine andere von E. Neresheimer, der selbst da alexandrinert, wo Molière es nicht tut, zugrunde legte, hatte der Direktor Victor Barnowsky in ein drolliges Barock gesteckt. Erna Reigbert als Alkmene in Reifrock und blauer Perücke sah wie ein leicht angefaultes Königsliebchen aus, und der männliche Theodor Loos in der nicht eben verlockenden Titelrolle, mit wallendem Helmbusch und blitzblankem Panzer, weckte die Sehnsucht nach dem Kleistschen Drama, in dessen gedankenschwerer Mystik er sich zweifellos wohler gefühlt haben würde. In dem Trieb nach lockerer Leichtigkeit hatte sich die Regie den alten und doch immer wieder überraschenden Witz erlaubt, die Darsteller gelegentlich aus dem Zuschauerraum auf die Bühne turnen zu lassen. Das hatte wenig Sinn und ermüdete bald. Eigentlich ist es schade, daß so viel Liebe und Kunst auf ein Gelegenheitsstück Molières verwandt wurde. Wie lange ist es her, daß man den ‚Misanthropen‘ oder den ‚Eingebildeten Kranken‘ in Berlin gesehen hat?

Wieviel fester packten uns drei russische Komödien ans Herz, die in den Kammerspielen des Deutschen Theaters zu sehen waren! Die erste, von Tolstoi: ‚Er ist an allem schuld‘ (nämlich der Alkohol) hat bei allem Humor, mit dem der durstige Wanderbursche im Bauernhause seine kommunistischen Gedanken ausbreitet und sie, etwas verfrüht, durch einen kleinen Diebstahl in die Wirklichkeit überträgt, zum Schluß eine ans Tragische streifende Wendung. Der grobe, aber biedere Bauer (Hermann Thimig) vergibt dem langfingrigen Schelmen, und diesen trifft in seiner Verkommenheit und in seinem Unglück diese Milde wie ein Strahl der göttlichen Gnade. Er beugt sein Haupt und bricht in Tränen der Rührung aus, und in dieser einfachen, aber sich sehr langsam auswirkenden Gebärde offenbarte Moissi eine ergreifende Echtheit des Gefühls. In den andern beiden Stücken, den ‚Spielern‘ von Gogol und dem ‚Heiratsantrag‘ von Tschechow war es Max Gülstorff, der schauspielerische Musterleistungen bot. Wie er, Ehrenmann und verfluchter Kerl in einer Person, in den ‚Spielern‘ den jungen Anfänger im gleichen lichtscheuen Gewerbe übertölpelt, mit der kaltblütigen Gelassenheit des vornehmen Herrn und der grausamen Entschlossenheit des abgefeimten Gauners, war ein Genuß zu sehen, und in einer erstaunlichen Verwandlungsfähigkeit spielte er ein paar Minuten später im ‚Heiratsantrag‘ den schrulligen



Lucie Höflich und Paul Bildt in ‚Jekaterina Iwanowna‘ von Leonid Andrejew
Theater in der Königgrätzer Straße. (Aufnahme Zander & Labisch)



Bühnenbild von Ernst Stern für Oskar Wildes ‚Salome'. Theater in der Königgrätzer Straße (Aufnahme H. Rosenberger)

und streitsüchtigen Junggesellen, der um ein verblühtes und eigensinniges Mädchen wirbt.

Ein anderer Russe kam in der Königgrätzer Straße zu Wort: Leonid Andrejew mit dem Drama ‚Jekaterina Iwanowna'. Das heißt: es ist eigentlich kein Drama, sondern nur eine psychologische Studie, über die sich der Dichter vermutlich ebensowenig klar war, wie sie dem Zuschauer eingehen will. Es fängt an mit einem Pistolenschuß, den ein Dumaabgeordneter auf seine Gattin abgibt, die er im falschen Verdacht eines Ehebruchs hat. Er trifft sie zum Glück nicht oder vielmehr: er trifft sie doch. Er „durchbohrt ihre Seele". Sie gibt sich in der Folge dem hin, mit dem sie verdächtigt wurde, einem ziemlich albernen Zierbengel, den sie nach der ersten und einzigen Umarmung verachtet. Sie sagt, sie werde schlecht, weil ihr Mann sie für schlecht gehalten habe, der ihr mit einer an Schwachheit grenzenden Güte verzeiht, ja die Schuld auf sich nimmt. Wenn wir bis dahin mitgehen, nicht ohne Mühe, aber mit gutem Willen: wir verstehen nicht mehr, daß diese Sünderin aus Trotz zur Dirne wird, die den Männern in verächtlicher Selbsterniedrigung nachläuft, bis ihr guter Schwager, den sie auch nur allzusehr liebt, ein Päckchen wohltätiges Gift gibt, womit ihr Leben und das Drama schließen. Dieses Stück wäre langweilig und ärger-



Maria Orska als ‚Salome' in der gleichnamigen Tragödie von Oskar Wilde. Theater in der Königgrätzer Straße (Aufnahme Zander & Labisch)

lich, wenn die Jekaterina eine minder vollblütige und leidenschaftbegabte Künstlerin wie Lucie Höflich spielte. Selbst so gute Kräfte wie Paul Bildt als der Mann, Ernst Pröckl als der Schwager und Margarete Schlegel als die zarte Schwester Lisa würden es ohne sie nicht für die Bühne retten können.

Die Volksbühnen, um deren Einrichtung sich auch andere Großstädte bemühen und bemühen müssen, soll das Theater nicht ein unbilliges Vorrecht der Reichen werden oder gar schon bleiben, haben auch in diesem Bericht wieder eine ehrenvolle Stelle zu beanspruchen. Das Neue Volkstheater in der Köpenicker Straße, ein bescheidener Saalbau, hat eine phantasievolle Aufführung des ‚Perikles von Tyrus' herausgebracht, mit einfachen Mitteln farbig und selbst prunkvoll wirkend, wie es sich für dies früher Shakespeare zugeschriebene, abenteuerreiche Stück gehört. Weniger Glück hatte es mit einem Schauspiel ‚Beaumarchais und Sonnenfels' von Heinrich Eduard Jacob. Literatur über Literatur hat immer ihre Bedenken, und so geschickt der Verfasser dem gewissenlosen französischen Literaten den ehrenfesten österreichischen Aufklärer gegenüberstellt, so kräftig sich das Theaterblut regt, wenn der längst unterrichtete Sonnenfels den Fremden seine Lügenmärlein erzählen läßt, um ihn dann bloßzustellen: es kommt schließlich doch nur zu rednerischen Ergüssen, und man glaubt eher einer philosophischen Disputation als einem Theaterstück beizuwohnen. Nachhaltigeren Beifall holte sich die Bühne mit ihrem Spielleiter Hans Brahm, indem sie den ‚Parasiten' aufführte, das von Schiller für die deutsche Bühne bearbeitete Lustspiel aus dem Französischen. Das reizend ausgestattete und ein wenig parodistisch gespielte Stück tat auch jetzt seine Wirkung. Und wie sollte eine so menschenkundige Moral keinen Widerhall finden, wenn sie aus allerlei Ränken die Folgerung zieht: „Das Gespinst der Lüge umstrickt den Besten; der Redliche kann nicht durchdringen; die kriechende Mittelmäßigkeit kommt weiter als das geflügelte Talent; der Schein regiert die Welt, und die Gerechtigkeit ist nur auf der Bühne."

Margarete Schlegel als Lisa in ‚Jekaterina Iwanowna' von Leonid Andrejew. Theater in der Königgrätzer Straße. (Aufnahme Vita)

Die Volksbühne in ihrem großen Hause am Bülowplatz hat außer dem bereits erwähnten Shaw Shakespeares ‚Komödie der Irrungen' in einer einfach derben, fast kindlichen Ausstattung mit lustigem Übermut herausgebracht, und am gleichen Abend des Inders Tagore sinnreiches Märchenspiel ‚Das Postamt' aufgeführt. Die Regie hat ein übriges getan und die Kleider z. T. mit dem Prunk ausgestattet, den wir als orientalisch empfinden. Indische Zuschauer behaupten, es sei des Guten zuviel geschehen und die Jahrhunderte und Kasten seien arg durcheinander gewürfelt. Den Maler Strohbach wird dieser Vorwurf so wenig kümmern wie den Spielleiter Jürgen Fehling; denn die Wirkung war für unsere Augen schön. Von deutschen klassischen Werken ist ‚Wallensteins Tod' zu nennen. Jedem Theaterfreunde schlug das Herz, als er in der Zeitung las, Kayßler werde den Friedländer spielen. Dieser warmherzige und tiefsinnige Künstler, war er nicht wie geschaffen für diesen problematischen Helden? Was Kayßler bot, war eine mächtige Leistung. Er ließ sich nicht auf Tüfteleien ein. Er zerfaserte den Helden nicht wie Bassermann, er stellte sich nicht unter den Bann eines geheimnisvollen Sternenschicksals wie Matkowsky, er war nicht das arglose große Kind wie Sonnenthal — er war ein schlichter, aufrechter Mann, der nur an wenigen Stellen sein Herz und dann um so ergreifender öffnet. Neben ihm stand Helene Fehdmer als Gräfin Terzky, sie als einzige ihm ebenbürtig, während im übrigen das Theater nicht reich genug an ersten Kräften ist, um die hohen Ansprüche dieses Dramas zu erfüllen.

Die eigentliche Volksbühne Berlins sollte Reinhardts Schmerzenskind, das Große Schauspielhaus, werden. Aber je länger es steht, desto mutloser werden die, die sich durch den kühnen Gedanken im Vertrauen auf den Mann, der ihn faßte, blenden ließen, während die meisten achselzuckend ‚Humbug' sagen. Man hat jetzt nach dem Vorgang Münchens (siehe die Besprechung im Februarheft) die ‚Passion' von Schmidtbonn aufgeführt (Buch bei Egon Fleischel & Co. in Berlin). Denn nach der Berliner Aufführung muß man den rheinischen Dichter und nicht die Brüder Greban aus dem Jahre 1452 als Verfasser nennen. Es sei vorausgeschickt, daß die Vor-

stellung mit Klöpfer als Christus, Lina Lossen als Maria, Fritz Jeßner als Judas würdig und zum Teil ergreifend war. Aber unverständlich blieb, warum man von der Arena so gut wie keinen Gebrauch machte. Wenn man sie hat und ein mittelalterliches Mysterienspiel, sei es selbst in ungemein verkürzter Fassung, ankündigt — warum versagt man sich das Bezeichnende dieses Bühnenstils: die Auf- und Umzüge der Menge? Man dachte, der kluge Regisseur (Fritz Wendhausen) spare sich die gewaltige Wirkung der Masse für die Gerichtsverhandlung vor dem Hohen Rat oder vor Pilatus auf. Wenn das Kreuzige erschalle, würde gewiß ein unabsehbares Meer von Menschen gegen den einen Mann am Schandpfahl branden. Aber nichts dergleichen geschah. Der Herold, der Zeugen wider Jesum aufrief, schrie ins Leere, und Pilatus wich nicht vor mehr Volk zurück, wie bei den Meiningern um Cäsars Leiche tobte.

Und dennoch hat uns dieses Große Schauspielhaus eines von den wenigen unauslöschlichen Erlebnissen des verflossenen Winters vermittelt: Hauptmanns ‚Florian Geyer‘. Seit Rittner unter Otto Brahm die schwarze Fahne des Ritters in seinen Fäusten gehalten hatte, war diese Tragödie des Bauernkrieges vergessen. Hauptmann litt schwer darunter. Jetzt verlockte die geräumige Bühne dazu, die fast unübersehbare Menge von handelnden Personen noch einmal in Bewegung zu setzen. Was die Bühne angeht, so zeigte sich, daß sie zum mindesten soviel schadet wie nützt. Mochten die lärmenden Massenszenen, die in die Arena wuchsen, bewegter und freier als auf einem gewöhnlichen Schauplatz wirken: alle stillen und zarten Wirkungen, an denen dieses Drama reich ist, gingen verloren, wenn nicht für alle, so doch für die meisten Zuschauer. Und trotzdem war das Werk — und das lag nicht an der Bühne, sondern an der Zeit — wie neu erstanden, und mit einer schamvollen Ergriffenheit sagte man sich, mit wie tauben Ohren und wie stumpfen Herzen es der Dichter zu tun hat. Denn man soll nicht



Helene Fehdmer als Gräfin Terzky und Irmela von Dulong als Thekla in Schillers ‚Wallensteins Tod‘ Volksbühne. (Aufnahme Jessen)

hochmütig die Stirn runzeln über Verkennungen der Jahre 1895 und 1905. Wer ist vor gleichen Fehlern sicher? Und wenn wir nicht an den bitteren Lehren einer Revolution zu kauen hätten, wer weiß, ob wir heute den ‚Florian Geyer' verstünden?

Alle unsere deutschen Revolutionen sind ein Unglück. Wir sind offenbar nicht begabt dafür, und wenn wir eine ins Werk setzen, ist sie verurteilt zu scheitern und mit Recht, denn allzuschnell beschmutzt sie sich mit Eigensucht und mit Niedertracht, mit Gezänk und mit Zwist. Es steht fest, daß der Bauernkrieg aus sehr triftigen Gründen entstanden ist, daß er, glücklich und klug durchgekämpft, unserm Volke eine sehr lange und schmerzhafte Entwicklung erspart haben würde. Aber die Bewegung geriet in Schlamm und Morast. Wem greift es nicht mächtig ans Herz, wenn der Geyer, der Volksfreund, den Pöbel anfährt: „Kehricht seid ihr. Kot von der Landstraße, elendes Gerümpel, das Gott besser hätt' hinterm Ofen lassen liegen, nit das Seil wert, daran euch der Henker müßt ufziehen." Und wenn er, als alles verloren ist, klagt: „Der heimliche Kaiser muß weiter schlafen. Die Raben sammeln sich wieder zu Haufen," oder wenn der alte Rektor Besenmeyer seufzt: „Wie fing sich der Handel so glücklich an und wie fast gewaltig, und wie gehet er gar so kläglich aus."

Klöpfer gab den Geyer, einen deutschen Melancholikus, den gelegentlich der Furor packt, einen Helden mit einer mächtigen, fanfarenhellen Stimme, weich wie ein Kind, einen gemütlichen Franken, aber zornig aufflammend und nicht umsonst die Fäuste eisenbewehrt. Mit dieser Leistung hat sich Klöpfer in die stolze Reihe der großen, echt deutschen Schauspieler gestellt. Man sah um ihn noch manchen tüchtigen Künstler. Gregori als Besenmeyer war von erschütternder Schlichtheit. Kühne als Löffelholz, Geyers von lauterem Fanatismus beseelter Feldschreiber, war kein unwürdiger Nachfolger Sauers. Wilhelm Dieterle, der später die Rolle des Helden übernahm, spielte den treuherzigen Tellermann, dessen Heldentod zu den herrlichsten Auftritten der Tragödie zählt. Aber alle überstrahlte Eugen Klöpfer, und es war ein Meisterstück der Regie, daß sie ihm und nicht dem Schreiber Sartorius den alle Zuschauer erschüt-



Johanna Hofer als Leonore von Este und Lothar Müthel als Torquato Tasso in Goethes gleichnamigem Schauspiel. (Staatliches Schauspielhaus)



Eugen Klöpfer als Florian Geyer in Gerhart Hauptmanns gleichnamigem Drama. Großes Schauspielhaus (Aufnahme Rosenberger)

gut, man läßt sich nicht sehen!" Sein Gebet ist immer nur, daß er „dahinten bleiben darf," daß „Es" ihn nie erwischt — „Es", das Unglück, die Schuld, das Schicksal — er weiß es nicht. Aber schon hat es ihn beim Kragen. Er überfährt einen Menschen, der in einer unglücklichen Verkettung des an sich leichten Unfalls mit einer Trombose stirbt. Man zieht Martin vor Gericht. Dort stellt sich heraus, daß er schuldlos ist, aber für ihn fängt nun erst der Gerichtstag an. Es gibt keinen Zufall. Er hat das Schlimmste getan: einen lebenden Menschen zu Tode gebracht. Das wischt kein Gerichtsbeschluß weg. Der Himmel wäre voll Tollheit, wenn ein guter Mann nur sterben sollte ihm zur Prüfung. Wenn alles nach Gottes Willen geschicht, Gutes und Böses, dann will Gott das Böse und ist selbst der böse Feind.

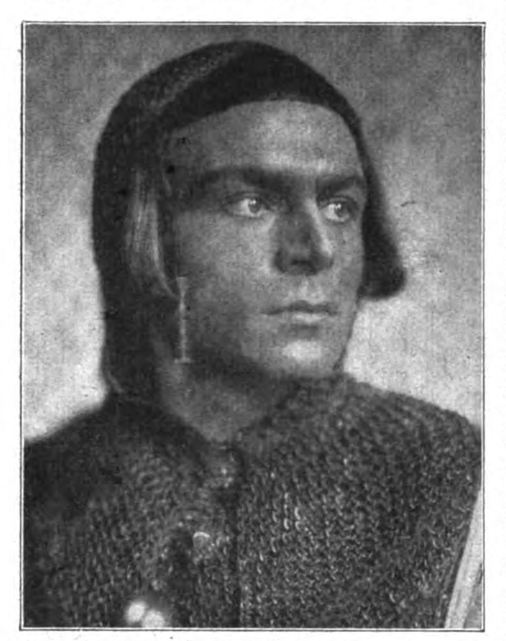
Ein Verbrecher, dem er einmal Gutes getan und den er vor seinen Verfolgern verbirgt, wird sein Verbündeter in dem Kampf, den

ternden Ruf schenkte, mit dem er sein Messer in den Kreis steckt: „Der deutschen Zwietracht mitten ins Herz."

Noch in einem andern Drama hat sich Klöpfer als einen unsrer bedeutendsten Schauspieler gezeigt, und es liegt nicht an ihm, daß selbst seine starken Schultern es nur durch eine geringe Anzahl von Aufführungen zu tragen vermochten. Es will mir scheinen, als sei das auch nicht die Schuld des Dichters, sondern eine gewisse Trägheit des Publikums, das selbst durch harte und gefährliche Zeiten noch nicht dazu erzogen ist, sich über die Zusammenhänge des Weltgeschehens Gedanken zu machen. Die Mängel der Tragödie ‚Chauffeur Martin' von Hans J. Rehfisch zu erkennen, ist leicht, aber es steckt in ihr eine so lautere Gesinnung und soviel tüchtiges Theaterhandwerk, daß man dem Deutschen Theater für die Annahme und Aufführung nur dankbar sein kann (Buch bei Osterfeld & Co., Berlin). Chauffeur Martin ist ein ordentlicher Mann, der keinen innigeren Wunsch hat, als in der Verborgenheit sein kleines Leben zu führen. Denn „jeder Mensch hat einen Feind, der ihm ungesehen auflauert! Da ist es



Albert Bassermann als Galileo Galilei und Annemarie Seidel als Marina in den ‚Sternen' von Hans Müller. Staatliches Schauspielhaus. (Aufnahme Zander & Labisch)



Paul Hartmann als Dunois in Schillers Tragödie ‚Die Jungfrau von Orleans‘. Deutsches Theater (Aufnahme H. Rosenberger)

er Gott ansagt. Ihn muß man treffen und nicht elende Polizisten und Staatsanwälte. Und wie? „Unser aller Tod ist sein Ende! Er kann nicht leben als nur von unsrer Qual! Wenn wir uns auslöschen, stürzen wir ihn in Ohnmacht! Verzweiflung und Vernichtung bleibt dann sein Teil.“ Dem Minister Justin, dem Volksbeglücker, der sich dem Volksverführer entgegenwirft, stößt er sein Messer in die Brust. Martins Anhang wächst. „Der neue Messias ist gekommen! Von seinen Schultern stechen schwarze Fittiche bis in den Himmel — und seine Hände sind sanft — sein Blick ist Tröstung und Liebe — sein Name ist Tod!“ In einem symbolischen Auftritt wird Gott der Prozeß gemacht. Ein Ankläger nach dem andern schreit seinen Jammer hinaus; auch Martins verlassene Frau ist darunter, die er dem Erbarmen Gottes, seines Todfeindes, empfohlen hatte, als er zum Kampf auszog. Martin wohnt mit Philipp dem Prozeß unerkannt bei. Da meldet sich der Krüppel Vinzens als Verteidiger Gottes: „Wenn Gottes Wille allgegenwärtig ist, wie ihr Menschen glaubt, ... dann mag er auch die von euch beschlossene Vernichtung der ganzen Menschheit wollen.“ Der Elendeste der Elenden hofft auf ein neueres, erlauchteres Geschlecht, das die Erde bevölkern soll. Er preist die Schöpfung als voller Gnade. Er weist die Verzweifelten auf die Dinge und den unsäglichen Trost, der aus dem knospenden Strauch und dem im Mittagswind fliegenden Haar eines Kindes quillt. Da hält man ihm den Tod des volksfreundlichen Ministers als einen neuen Schurkenstreich Gottes vor. Er aber bleibt in dem wütenden Toben der Menge dabei, Gott sei die Gnade, gloria in excelsis Deo. Und Martin, erschüttert von diesem Glauben, ist schwer und groß aufgestanden, reicht dem lahmen Vinzens die Hand und bestätigt mit klar und ruhig gewordenem Gesicht: „Ehre sei Gott in der Höhe. — Ich habe — es getan.“ Ein Schuß fällt ihn. Sein erster Anhänger, der Verbrecher, hat ihn abgegeben.

Gott ist unerweislich, und wenn man mit dem Aufrührer Martin mitgegangen ist, wird man schwerlich durch die Predigt des lahmen Vinzens überzeugt. So schön sie ist und so klar man sich darüber sein mag, daß zu dem Fall nicht viel anderes gesagt werden kann: man ist am Ende doch von ihr enttäuscht und findet, daß es nicht angeht, einen Titanen durch Baldriantee zu beruhigen. Aber an dieser sanften Kur nahm das Publikum keinen Anstoß. Was es befremdete, war vielmehr das unbehagliche Gefühl, daß hier einmal an den Jammer des Daseins gerührt wurde, daß es mitnachdenken sollte über die uralt-ewigen Fragen: Gott und Mensch, Freiheit und Notwendigkeit. Und vielleicht muß man das Elend, dem wir entgegengehen, mit dem Dichter ahnen, um eine Suggestion wie den Massenselbstmord für möglich zu halten.

Das Staatliche Schauspielhaus unter Leopold Jeßners weitherziger und anfeuernder Leitung hat zwei Neuheiten und zwei Neueinstudierungen herausgebracht. Die eine Neuheit, Karl Zuckmayers ‚Kreuzigung‘, war ein Rätsel, das auch Ludwig Bergers geschickte Regie zu keiner dramatischen Klarheit lösen konnte. Was davon in der Erinnerung haftet, sind ein paar eigentümlich starke lyrische Klänge, und unter den Darstellern Annemarie Seidel, die in der Christa so etwas wie die suchende Menschenseele verkörperte. Der Spielleitung Reinhard Brucks fielen Hans Müllers ‚Sterne‘ zu. Der Verfasser der ‚Flamme‘ kehrt in diesem Drama zur Geschichte zurück, der er den großen Theatererfolg der ‚Könige‘ zu danken hatte. Er behandelt als ein Nachläufer von mindestens einem halben Dutzend Vorgängern das Schicksal Galileis, der durch die Inquisition zum Abschwören seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse gebracht wird. Das „Und sie bewegt sich doch!“ der Überlieferung erläßt Müller seinem Helden, denn jeglicher Trotz ist ihm fremd. Er ist ein gebrechlicher Alter, der um seine Gesundheit und um sein Leben bangt und — so ungefähr drückt er sich aus — aus ganz gemeiner hündischer Angst den Widerruf leistet, zum großen Kummer des Papstes, der die Welt für die Wahrheit noch nicht reif hält und den Forscher zu der Notwendigkeit der kirchlichen Lehre bekehren möchte. Erst nach neun Jahren kommt der mittlerweile erblindete und von Reue gepeinigte Gelehrte dazu, seinen Widerruf zu widerrufen, freilich nicht

vor dem geistlichen Gericht, das den alten Querulanten nicht hören will, sondern vor einem buckligen und lahmen Bettler, der die Rolle des Inquisitors vor dem Sterbenden spielt. Das Drama hatte einen starken Erfolg. Kraußneck und Bassermann gaben den Papst und Galilei, und es hatte einen eigenen Reiz, den standfesten Vertreter einer alten Schauspielkunst und den nervösen einer jüngeren im Wettstreit miteinander zu sehen. Leider setzten sie ihre Kräfte für ein im Grunde gleichgültiges Wortgefecht ein.

Die Bergerschen Neueinstudierungen von Goethes ‚Tasso‘ und Shakespeares ‚Sturm‘ zeigten deutlicher als Müllers ‚Sterne‘ den neuen Geist, der das Staatliche Schauspielhaus beseelt und der mit solcher Frische in der hundertjährigen Geschichte der Bühne noch nie zu spüren gewesen ist. Man braucht nicht mit allem einverstanden zu sein, was geschieht. Kann der ‚Tasso‘, ganz aufs Wort gestellt, die stilisierte Klarheit der Szene vielleicht noch vertragen, obgleich Ferrara trotz seinem unglücklichen Dichter ein heitrer Musensitz gewesen ist: Prosperos selige Insel hat sich Shakespeare gewiß nicht als ein Koralleneiland unter ewig schwarzem Himmel vorgestellt. Litt die Darstellung des Tasso mit dem jungen, einer verheißungsvollen Reife zustrebenden Lothar Müthel in der Titelrolle, mit Decarli als Antonio und Johanna Hofer und Dagny Servaes als den Leonoren unter dieser Starrheit des Bühnenbildes nicht wesentlich: im ‚Sturm‘ schien die Freudlosigkeit der Szenerie auch auf die Schauspieler zu drücken. Es kam alles sehr schwer und ernst heraus, und wenn Kortners Caliban, ein gutmütiges, naturhaftes Ungeheuer, mit Trinculo und Stephano (Fritz Hirsch und Eugen Rex) nicht gewesen wären, so hätte man wenig von der ins Unirdische verschwebenden Leichtigkeit gespürt, die zum Wesen dieser Romanze gehört. Der neue Ausstattungsstil, der nach lästig empfundener Prunksucht in größter Einfachheit sein Heil suchte, beginnt zu ermüden.

Dieses Gefühl hat man auch im Deutschen Theater, das in diesem Winter sich Schillers mit besonderer Liebe angenommen hat. Es hat den ‚Carlos‘ mit einigen Neubesetzungen herausgebracht (Krauß freilich macht Bassermanns Philipp nicht vergessen) und bereitet für den Schluß der Spielzeit den ‚Fiesko‘ vor. Zu dem stärksten künstlerischen Erfolge hat ihm die Neuaufführung der ‚Jungfrau von Orleans‘ verholfen, nicht wegen, sondern trotz der Ausstattung durch den Architekten Bruno Taut. Es ist an sich ein gesunder Gedanke, dieses romantische Gedicht auch szenisch als eine Heiligenlegende auszudeuten, indem man für sämtliche Bilder einen glasarchitektonischen Rahmen schafft und mehr durch Beleuchtung denn durch Dekorationen wirkt, in dem Blau die mystische Farbe, Rot die des Gefühls, Grün die der Erde ausdrückt. Der Künstler kann darauf pochen,



Helene Thimig als Johanna in Schillers Tragödie ‚Die Jungfrau von Orleans‘. Deutsches Theater. (Aufnahme H. Rosenberger)

daß jede Zeit sich ihren eigenen Schiller schafft und daß dieser mystische dasselbe Recht hat wie der historisch-realistische. Aber dagegen gibt es zu bedenken, daß Schillers Dichtung nicht in seinen Versen beschlossen ist, sondern daß er sich von der gesamten Bühnenwirkung ein sehr deutliches und klares Bild gemacht hat und daß dieses Bild mit zu seiner poetischen Leistung gehört. Mag man den Krönungszug als äußerlichen Pomp fallen lassen: muß die ländliche Gegend, in der Johanna ihre Herde weidet, in Widerspruch zu ihrer Schilderung eine düstere Schlucht sein? Ist es nicht eine Unterschätzung des geschichtlichen Reizes, wenn uns die jedem Deutschen schmerzlich bekannte Kathedrale von Reims durch ein dürftiges gotisches Gemäuer ersetzt wird? Und ist es wirklich die Verbesserung eines opernhaften Schlusses, wenn sich die Apotheose der Jungfrau ohne das Rauschen der Fahnen eines ganzen Heeres vollzieht? Man sollte, wie es Reinhardt in seinen besten Zeiten getan hat, ohne Voreingenommenheit durch einen bestimmten Bühnenstil oder eine bestimmte Ausstattungstheorie dem Herzschlag jeder Dichtung nachspüren und würde auf solche Gewaltsamkeiten in der Ausdeutung nicht verfallen.

Aber jener alte Hamburger Theaterdirektor, der den ganzen Ausstattungskram verachtete, sprach ein wahres Wort, als er seinen Schauspielern riet: „Kinnings, spält man gaud." Das Deutsche Theater hat es unter der Regie von Karlheinz Martin fertig gebracht, daß seine Aufführung der ‚Jungfrau' trotz einer viel umstrittenen, und wie wir gesehen haben, zum mindesten fragwürdigen Ausstattung ein Ereignis wurde. Gewiß ist dies das Verdienst der Dichtung, deren nationaler Gehalt heute besonders mächtig zu uns spricht. Aber dagegen steht die alte Erfahrung, daß gerade die ‚Jungfrau' mit ihrer Romantik unserm Herzen ein wenig ferner gerückt worden war. Und nun begibt sich das Wunder, daß dieses Drama wie neu geschaffen zu uns spricht. Nicht wegen des prachtvollen Dunois Paul Hartmanns, des liebenswürdigen Königs von Walter Janssen oder der sonstigen panzerklirrenden Ritterschaft. Sondern weil eine große Künstlerin die wehrhafte Jungfrau alles Heroinenhaften entkleidet. Man hat das auch früher versucht, aber was dann zutage kam, war ein Landmädchen, und der gegenüber hatte die Amazone ihre Vorzüge. In Helene Thimigs Auffassung dagegen sehen wir zum erstenmal, von Beginn bis zum Ende folgerecht durchgeführt, das zitternde Gefäß des Herrn. Eine demütige Magd nimmt sie ihre Sendung auf sich. Mit traumwandlerischer Sicherheit geht sie ihren Weg, kindlich in Erscheinung und Sprache, aber getrieben und erfüllt von überirdischen Mächten. Sie bleibt ein Weib auch im Gewühl des Kampfes, in Todesnot und Verzweiflung, doch es strömt von ihr eine Kraft des Vertrauens aus, die jeden zwingen muß. Sie wird niemals pathetisch, aber ihre Schlichtheit führt die Schillersche Deklamation zu ihrem Ursprung, dem Herzen des Dichters, zurück. Sie wandelt wahrhaft auf den leichten Wolken, die in das Land der ewigen Freude schweben, und wer sie sehen durfte, der hat einen Schatz der Erinnerung gewonnen, um den sich viele Theaterabende lohnen und der die ganze Einrichtung der Schaubühne zu rechtfertigen imstande ist.


Eugen Rex als Stephano und Fritz Kortner als Caliban in Shakespeares ‚Sturm'. Staatliches Schauspielhaus. (Aufnahme Zander & Labisch)

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Lyrisches Zwischenspiel: Agnes Miegel: Gedichte und Spiele — Carl Bröger: Flamme — Die vier Nothelfer — Heinrich Lersch: Die ewige Frau — Max Barthel: Utopia — Lasset uns die Welt gewinnen — Ricarda Huch: Alte und neue Gedichte — Eduard Stucken: Balladen — Theodor Däubler: Die Treppe zum Nordlicht — Arno Holz: Buch der Zeit — Paul Warncke: Erwache Volk! — Rudolf Presber: Pierrot



Wie jemand, der nach elf aufeinanderfolgenden Vortragsabenden am zwölften ein Konzert hört, ist dem Bücherwart dieser Spalten zumute, wenn er mit seiner Arbeit an das Maiheft gelangt, das der Lyrik gewidmet ist. Ein Aufatmen, ein Gefühl musischer Erholung und Erhebung erfrischt, wie feines Summen und Klingen aus dem Waldgrund, wo Maiblumen im Frühlingswind weiße Glöckchen schwingen, als wollten sie schon Pfingsten einläuten. Ein Gleichnis springt auf vom Hauch kommender Lebensjahreszeit, der auch die Seelen der Dichter in Schwingungen versetzt. Aber freilich: auch auf diesem ästhetischen Grunde geht es nicht ohne Maifröste, Enttäuschungen, Schloßenwetter und Arbeit ab. Die von Jahr zu Jahr höher anschwellende Masse von jenem Schwemmsand unfruchtbarer Dilettantenübungen, die den eigentlich fruchtbaren Boden überschüttet, jene schier unbegreifliche Menge von Haus-, Kränzchen- und Gevatterlyrik, die, meist ohne Kosten der Verleger, auf den Markt gespült wird, muß erst abgetragen sein; eine schreckliche Arbeit, die an der Sage von der Ausleerung des Augiasstalles verstehende Teilnahme weckt.

Aber dann winkt Genuß. Im Zwielicht unserer hinterhaltigen und rätselvollen Zeit ist man mehr als sonst geneigt, auf Seelenschwingungen wirklicher Lyriker das Ohr zu spitzen, denn sie sind Propheten, oft mehr noch im Gefühl, als im Wort. Sie haben zarte Fühler, die mehr wittern, als wir erkennen, sie erhalten Botschaft vom leisesten Lufthauch kommender Zeitwenden, ist doch der persönliche Gemütsanteil, der das Vorstellungsleben des Dichters begleitet, in der Lyrik stärker als in jeder anderen Form der Poesie. Denn was des Sängers Affekte zum Schwingen und Klingen bringt, sind ja gerade die persönlichen Kämpfe, in denen das ringende Ich sich mit Zeit und Welt, mit Umgebung, Schicksal und Kulturströmung auseinandersetzt, bis tief hinein in die recht unlyrischen Fragen des politischen, sozialen, wirtschaftlichen Lebens.

Um jedoch den Übergang nicht gar so schroff zu machen, beginnen wir mit jener Sonderart dieser Dichtungsform, die der Epik am nächsten verwandt ist, mit der Ballade. Ihre größte Meisterin in Deutschland ist noch immer Agnes Miegel.

Diese Dichterin hat die seltene Gabe jener geheimnisvollen dämonischen Schauer, die den echten Balladendichter kennzeichnet, sie hat die ebenso seltene Gabe, wenigstens in ihren besten Schöpfungen, alles zu erleben, was sie formt, in die Gestalten, die sie schafft, hineinzuschlüpfen wie in ein Kleid und sie mit eigener Lebenswärme, mit ihrem Fühlen und Denken, ihrer starken Glut und Leidenschaft zu erfüllen. Hat ihr so die Natur das Wertvollste, das was „not ist" gegeben, so war es der so Beschenkten stetes Bemühen, diese Anlage durch fleißiges Studium zu vervollkommnen. Man kann feine Goldäderchen ihrer Kunst finden, die zurückreichen in die Edelmetallschichten der alten deutschen und englischen Ballade, andere scheinen zu Börries von Münchhausen, zu Strachwitz, zu Fontane, zu Storm zu führen, ohne daß jemals eine deutliche Nachahmung zu spüren wäre, es sind nur übriggebliebene kleine Zeichen ernsten Studiums. Ohne eine solche Mühe und Arbeit entsteht nichts Großes in der Kunst. Selbst der mit Dichtergaben verschwenderisch ausgestattete Schiller sagt: „Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet, Rauscht der Wahrheit tiefversteckter Born; Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet Sich des Marmors sprödes Korn."

Das neueste Buch Agnes Miegels Gedichte und Spiele (Jena, Eugen Diederichs) läßt im dritten Gedicht ‚Liebe' erkennen, daß Agnes Miegel Nietzsches Lyrik, besonders seine Dionysos-Dithyramben in ihrem feurigen Schwung zu werten weiß, übrigens das einzige Beispiel in dem Buch und nur ein Zeichen für die unbeschränkte Mannigfaltigkeit der Dichterin. Es ist aber kennzeichnend für ihre Eigenart, daß im Reinlyrischen, im unmittelbaren Gefühlsausdruck sie niemals die Höhe erreicht wie im Balladenhaften. Hier wehen uns sogleich die tiefen mystischen Schauer an, die zwischen den Gräberschatten des Kirchhofs im Mondenschein weben, die so seltsam locken und zugleich fortwinken und wiederum uns zum Lauschen zwingen, wenn sie über die Dichterharfe wehen. Man höre diesen ‚Nachtspuk':

Die tote junge Frau im Grab,
Sie sprach: „Was klingt nun Tag für Tag
Bis in mein stilles Bett hinab
Wie Säggeknirsch und Hammerschlag?
Längst fraß das Feuer unser Dorf,
Das Gott mit Pest und Tatern schlug.

Nie sah ich Menschen, seit im Torf
Der fremde Knecht den Jud erschlug."

Sie schlug zurück ihr Leichentuch
Und stieg wie Nebelhauch herauf.
Und harzig quoll's wie Brandgeruch,
Als sie sich band die Zöpfe auf.
Die Grillen zirpten hell im Gras,
Die Frösche quakten dumpf im Rohr,
Und überm Tannicht groß und blaß
Stieg still und rund der Mond empor.

Das hohe Gras war feucht vom Tau,
Sie spürte lächelnd es beim Gehn.
Doch einmal zögerte die Frau
Und blieb in tiefem Sinnen stehn.
Vergraben in den Nesseln schier,
Versengt, verwittert aus dem Kraut
Ein Roßhaupt hoch, des Firstes Zier,
Drauf einst der Storch sein Nest gebaut...

Das ist ganz großer Balladenstil, aber — was ihm seinen besonderen Reiz gibt, der Stil einer ausgesprochen weiblichen Ballade, als deren Vertreterin sich Agnes Miegel so tapfer gegen die große Schar männlicher Meister dieser Dichtungsart behauptet, wie die Jungfrau von Domremy gegen die anstürmenden Heere. Ihre tiefe Seelengewalt, die im Empfinden und Schauen ferner Vorwelt zu wurzeln scheint und doch so jung und neu ist, wie der heutige Tag, strömt in dem vorliegenden Buch am kräftigsten aus der Ballade ‚Die Fähre' hervor, einem der stärksten poetischen Zeugnisse von ländlicher Heimatliebe in der ganzen Weltdichtung. Ein geheimnisvoller Zug Auswanderer ruft in der Nacht der Fährfrau „Hol' über", sie folgt, trotzdem ihr alter Knecht sich weigert, dies Gespensterheer überzusetzen, dem Ruf. Ein Ritter zu Pferde, der Führer des vertriebenen Volkes, läßt sie in der Mitte des Stroms halten: „Ich will noch einmal sehn nach meinem lieben Land."

Ich weiß nicht, wann die Dichterin diese Ballade geschrieben hat, aber der Schluß scheint mir ein dichterisches Sinnbild (von hoher Schönheit) zu sein, das den Schmerz über Deutschlands vergangene Macht und Kraft ergreifend ausdrückt. Unter den Geldstücken, mit denen die Übergesetzten reichlich zahlen, befindet sich auch ein Silbertaler. Die abgegriffene Schrift am Rand ist nicht mehr zu entziffern, aber noch sieht man an einem Bild, wie künstlich die Prägung ist:

Wie ein gekrönter Adler war's,
der Wappenschild und Zepter trägt.
Doch halb verlöscht war schon das Haupt,
das auf der andern Seite stand.
Ein mächtiges Haupt mit Helm und Kranz;
doch keiner hat es mehr gekannt...

Wenn dies ein schmerzliches Ade an das Reich des ersten Wilhelm sein soll, so wird sich Karl Bröger schwerlich damit einverstanden erklären, er ist durchaus Republikaner, aber er ist auch Künstler genug, den dichterischen Wert dieser Klage anzuerkennen. Bröger ist mit zwei Gedichtbüchern auf dem Plan: Flamme (Jena, Eugen Diederichs) und Die vierzehn Nothelfer (Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyder). ‚Flamme' ist das wertvollere, auch ältere der beiden Bücher; die meisten Gedichte sind wohl 1919 entstanden, sie sind noch heiß von dem Atem der furchtbaren Umwälzung, sie ringen nach Licht, Luft und Ausblick aus den Trümmern, Schutthaufen und Staubschwaden des Zusammenbruchs. Aber Bröger, der Arbeiterdichter, ist weit entfernt von der Ungerechtigkeit fanatischer Hetzer, die noch unsere Soldaten beschimpften, er singt:

Deine Fahnen
hat jeder Wind der Welt gebauscht,
graues Heer.
Über deinen Bahnen
ewig Geist der Liebe rauscht,
Volk in Wehr,
Opfervolk.

Liebe stellt auf alle Brücken
dir ein Licht.
Leidzerfurchte Köpfe bücken
sich nach deiner Hand und küssen dein Gesicht.

Heer, das unsre Hüterfaust gewesen,
graues Volk, gebrannt in jedem Schmerz;
Hoch das Haupt, ziehst du nun heimatwärts!

Aber schon richtet Bröger seinen Blick zu neuen Zielen und Leitsternen empor. Noch einmal rechnet er in einem sehr schönen Weihespiel: ‚Kreuzabnahme, ein Spiel von Schuld und Sieg', mit allem, was der Krieg Furchtbares gebracht hat, ab, ohne Vorurteil und ohne Kleinlichkeit, um schließlich ein einziges großes Ziel aufzurichten: die Menschheit. Das klingt so freilich recht allgemein, aber Bröger ist weit entfernt von dem gedankenlosen Geschwafel vieler moderner Lyriker, er schaut in Bildern und lebendigen Gestalten und hämmert mit ehernem Gedankenhammer an den Problemen der Zeit. Aber, was das erfreulichste ist: er bleibt immer Dichter. Hoch über denen, die aus ihrer Unfähigkeit eine Tugend machen und entweder die Sprache verrenken oder statt Poesie Leitartikel, Phrasen, Schlagworte plakatgrell in die Welt setzen, sieht er mit dem sinnenden Auge des Künstlers auf das, was geschieht; wo jene in Scheußlichkeiten und Widerwärtigkeiten mit Behagen wühlen, weiß er auch den Nachtseiten des Lebens, wo sie in den Plan seiner Darstellung gehören, noch eine künstlerische Linie zu geben, sie durch ein dichterisches Bild zu erheben. So schildert er eine der trübsten Erscheinungen in unserem Kriegselend, die Unterernährung der Kinder, in einem dichterisch durchgeführten Vergleich von hoher Schönheit.

Es ist dichterische Kultur, die Bröger vor dem Ekstatischen der jungen Zeitdichter voraus hat, und diese Kultur hat ihren Ursprung in nichts anderem als in tieferer Kraft und Größe jenen marklosen Aufgerecktheiten gegenüber. Immer hat er ernste, große Ziele vor Augen. Auch in dem Kultspiel ‚Kanaan' und in dem Oratorium ‚Der junge Baum' schaut er mit gläubiger Inbrunst und leuchtendem Prophetenblick nach einer Zukunft für neue starke Menschen aus. Dabei beherrscht er die Form mit meisterhafter Sicherheit; in seinen Kultspielen wird man mehr als einmal an Goethes Faust erinnert durch die knappe, edle, gehaltvolle Verssprache, die immer gedankenreich ist. Aber wie der Frucht nicht nur Nahrungsgehalt und Saft das Merkmal ihrer Reife

geben, sondern auch Rundung, Farbe, Duft, Flaum, ja zuletzt noch jene hauchartige Herbstpatina, wie sie auf goldener Weintraube liegt, so vereinen sich in diesen Gedichten Rhythmus, Wohllaut, Reimklang, Anschaulichkeit und Schönheit der Bilder oft zur höchsten Vollendung. Und diesem so selbständigen, im Denken, Wollen und Schaffen so starken Dichter fehlt auch die goldene Schwermut des Flötenklanges im Abendschein keineswegs. Man höre seine „Stimme“:

Hängenden Hauptes wandelt Herbst
Durch gilbende Haine
Und bläst Flöten der Schwermut
Traurigen Schalls.

Silberner Hauch stiebt von seinem Munde,
Wenn er kühl atmend aufsteht
Und, in sieben opale Schleier gehüllt,
Sterbende Sonne umtanzt.

Was glüht der Wald brandrot
Und flammt jeder Baum
Wie eine Fackel?

Verschwunden sind,
Die hier einst wandelten
Unter rauschendem Sommerlaub.

Ihr Blut, fernvergossen,
Wandert nächtens heimwärts
Vertrautem Mutterboden zu.

In allen Stämmen steigt es hoch,
Schlägt durch die Blätter
Und tropft in jedes Auge
Gedächtnis unserer Toten.

Bäume bluten.
Ferne Flöte singt...
Alles Leid ist brüderlich!

Man sieht: immer noch weilen seine Gedanken bei den toten Brüdern; er ist ein guter Kamerad und ein feiner Mensch. Aber nicht in seiner Dichtung braucht er diese Kameradschaft, die oft der letzte Halt und Ruhm der Kleinen ist, da geht er eigene Wege, wie sein Legendenbuch ‚Die vierzehn Nothelfer‘ beweist. In schlichtem, wirklichem Legendenton oft mit behaglichem Humor werden hier die Wundertaten der vierzehn Nothelligen, die der Katholik in besonderen Nöten anruft, erzählt. Eine kleine Probe wird zeigen, wie Bröger sich hier in seiner Form und Art dem Stoff anpaßt. Die Himmelfahrtslegende (des Sankt Sebald) beginnt:

Feucht dampft die Frühe um Fichten und Föhren,
Ein Leuchten rührt klingend an den Wald,
Meise und Buchfink lassen ihre Stimmlein hören,
Und Sankt Sebald
Zieht seine zwei Kühe aus ihrem Stall;
Nachquillt die Wärme aus allen Ritzen.
Der Morgen hebt den goldenen Ball
Der Sonne schon über schlanke Tannenspitzen.

Nächst dieser sind besonders gelungen die Hirten-, die Schmetterlings- und die Taubenlegende, nicht zum wenigsten auch die Legende vom Feuerofen, in der Bröger Gelegenheit findet, ein kräftiges Preislied auf die Fabrikarbeit anzustimmen; höchst anschaulich und nicht ohne Humor schildert er, wie St. Korbinian in den großen Walzwerkhof tritt und hingerissen von dem Fieber der Arbeit dieser halbnackten Männer in Feuersglut schnell seine Kutte nebst der gestrickten Weste an den Nagel hängt, den Heiligenschein auch gleich dazu tut und nun mit kräftigen Fäusten das Eisen packt.

Karl Bröger ist die erfreulichste Erscheinung unter den Dichtern, die der Krieg erweckt und berufen hat. Wir haben hier seinerzeit aus seinem starken Bekenntnisroman ‚Der Held im Schatten‘ die Kämpfe, Nöte und Verfehlungen seiner Jugend kennen gelernt, die er mit einer wahrhaft rousseauschen und strindbergschen Rücksichtslosigkeit gegen sich selber dargelegt hat. Er durfte, er mußte ein solcher Bekenner sein, denn er hat sich zu einem ernsten, tiefen Dichter und Menschen emporgeläutert. Das ist tausendmal wertvoller, als der sichere und „makellose Wandel“ derer, die auf den Höhen des Lebens niemals ärgste Not und ärgste Versuchung kennengelernt haben. Bröger ist heute ein weitschauender, ernster Mann, von sicherem Fühlen und Denken, kein Wort, das er spricht, ist ohne Gehalt. Auch rein künstlerisch ist er erstaunlich gewachsen und hat seine Kameraden Lersch und Barthel weit überholt. Zufällig war der Schreiber dieser Betrachtungen einmal in der Lage, Lersch einen Literaturpreis verleihen zu können (wie übrigens auch Agnes Miegel) und es war rührend, wie der junge Arbeiterdichter im grauen Soldatenrock mir damals in erster Freude aufjubelnd schrieb: Jetzt könne er sich wieder eine Werkstatt einrichten! Auch das ist ein Zeichen seelischer Gesundheit. Lersch war Arbeiter, der Krieg hat ihn zum Dichter geweiht, er sang wie wenige so rein und beseelt, jetzt ist er wieder still und bescheiden zu seiner Arbeit zurückgekehrt. Ehre ihm! Aber die Kunst ist eine strenge Göttin. Wer sich ihr nicht ganz hingibt, dem entzieht sie ihre Weihe. Aus seinem Gedichtbüchlein: ‚Die ewige Frau‘ (Köln, Salm-Verlag) erfahren wir, daß er auch glücklich verheiratet ist, denn „IHR, meiner Frau“ hat er diese Liebesgedichte gewidmet. Lerschs starke und eigenartige Begabung verleugnet sich auch in diesen meist kurzen und oft in die Form des Sonetts gezwängten Ergüssen seiner Anbetung nicht. So wenn er den Garten seiner Braut besingt:

Die Stunden all, die wir darin verliebt,
Die hängen nun wie Laub in Zweig und Ast.

Dennoch: ganz ohne einen kleinen Fehler oder Mißklang ist kaum eins der Gedichte, allenfalls das schöne ‚Ich wußte nicht, was Gott mit mir beschlossen‘. Man kann nicht zween Herren dienen, wo die strenge, unerbittliche Selbstkritik fehlt, da geht es bald bergab mit der Kunst, das aber wäre schade bei einer Begabung wie dieser.

Max Barthel dient einem anderen Herrn: der Politik und zwar von sehr radikalem Standort aus. In seinem Gedichtbuch Utopia (Jena, Eugen Diederichs) schwenkt er die blutrote Fahne voll Zorn und Haß, und wer anderer Meinung ist, gehört für ihn zu „der Geschichte stinkendem Aas“. Die politische Richtung kann uns hier in unserem künstlerischen Urteil nicht beeinflussen, und wenn Barthel seiner über-

stiegenen Meinung den poetischen Silberklang Freiligrathscher oder auch nur Herweghscher Revolutionslieder gegeben hätte, würden wir ihm den Kranz nicht weigern. Aber schreien und singen sind zwei einigermaßen verschiedene Tätigkeiten, es genügt nicht, daß in dem Buch hie und da ein starkes dichterisches Bild aufblitzt. Gemäßigter ist Barthel in dem Gedichtheft Lasset uns die Welt gewinnen (Hamburg, Hoffmann & Campe). Warum nicht? Wir lassen schon. Aber Ihr habt die Kraft nicht dazu, mein Freund. Euch spukt Verworrenheit im Kopf, wenn Ihr singt:

Über uns ist Heiliger Geist
Mit den starken Raubtierfängen.

So hat sich die Ausgießung des heiligen Geistes wohl noch niemand vorgestellt, wie dieser — Pazifist. Tiefsinnig singt er ein andermal:

Heilig schlafen die Gewässer
Siebenfach in sich versiegelt.
Tag ist gut. Die Nacht ist besser;
Alles ist nur abgespiegelt.

Oder:

Du goldgrün waldumsauster Ort,
An dem die Rehe unserer Schwermut grasen.

Zeigt die erste dieser beiden Proben ein etwas eingeschränktes Denken, so die zweite ziemlich verkehrtes und unkünstlerisches Schauen. Grasende Rehe sind gerade das Gegenteil von einem Bilde der Schwermut, eher schon der Anmut. Nicht nur dem Weidmann schlägt dabei das Herz höher. — Hoffen wir, daß Barthel nicht lange von der Hexe Politik seinen Most holt, es wäre schade um sein unzweifelhaftes Talent.

Reinere künstlerische Luft umweht uns bei Ricarda Huch. Sie ist ja Lyrikerin eigentlich nur sozusagen im Nebenberuf, aber auch da ganze Dichterin. Gleich in dem ersten Stück ihrer Alten und neuen Gedichte (Leipzig, Insel-Verlag), dem ‚Katzenparadies', lächelt ein feiner, schalkhafter und anmutiger Humor, der freilich nicht oft wiederkehrt, aber abgelöst wird von klangvollen, gehaltreichen Versen, sinnig, anmutig, mitunter stark männlich, aber meist mit dem Grundton einer verhaltenen Klage. Man denkt bei Ricarda Huchs Lyrik unwillkürlich an Böcklins Frauengestalt abends am Meer unter der hohen Pyramidenpappel, die in leise sinniger Schwermut die Gipfelspitze neigt. Vollkommen ist bei Ricarda Huch die Beherrschung der Form, man lese nur das wunderschöne Gedicht: ‚Mit ungeduldigem Flügel, Schmetterling'. Weniger gelungen sind ‚Alte Lieder', mitunter stört eine artistische Spielerei, aber um so prächtiger bricht dann der ehrliche Zorn in einem wahren Haßgedicht auf Wilson, gleich einer hellen Flamme hervor. Die vielen Freunde der Dichterin werden von dem hübschen Bändchen nicht enttäuscht sein.

Um so mehr die Freunde Eduard Stuckens von seinen ‚Balladen' (Berlin, Erich Reiß). Man erschrickt förmlich über die Weitschweifigkeit und Leere, über die in schlechte Verse gebrachte Prosa, über die ewig falsche Betonung durch den Reim, über das Dilettantische, namentlich in der ersten Hälfte des Buchs. Stucken reimt:

Denn seht, sie war ein Bastardkind
Und ihre Mutter Herzogin.
Unbändig ist ein Herz, wenn in (!)
Den Adern Blut der Großen rinnt.

In der zweiten Hälfte des Buchs wird es ein wenig besser, ‚Nut und Osiris' z. B. ließe sich hören, wenn nicht Ausdrücke wie „die kuhhorn-bediademte" Nut wieder daran erinnerten, daß wir es mit Pseudodichtung zu tun haben.

Da ist Theodor Däubler aus anderem Holz geschnitzt. Seine ‚Treppe zum Nordlicht' (Leipzig, Insel-Verlag) ist eine Treppe zu hoher dichterischer Vision, deren Nordlichtkrone wir aber nicht durch Steigen, die wir „fliegend oder nie erreichen". Schade, daß der Raum es verbietet, von diesem schmalen Büchlein, das aber schwerer wiegt, als manche dickbauchige Anthologie, hier Proben des dichterischen Schauens, des Rhythmus und des Wortklangs zu geben. Man darf auf Däublers weitere Entwicklung gespannt sein.

Rückwärts hingegen wird unser Blick gerichtet, wenn wir das ‚Buch der Zeit' von Arno Holz aufschlagen. Der einstige Anreger der damaligen „Moderne" bringt hier die „endgültige Ausgabe" seiner im Jahre 1885 zuerst erschienenen ‚Lieder eines Modernen'. Wie ein literarhistorischer Witz mutet uns dies „modern" heute bei diesem Buch an, das mit seinem Impressionismus von ehedem auf die heutige Jugend wie ein Schuhu auf die Krähen wirken dürfte. — Gleichfalls weitab von dem Schwarm der Aktivisten und Futuristen und doch ganz und gar im Luftstrom der Zeit schwebt Paul Warncke mit seinen vaterländischen Gedichten ‚Erwache Volk' (Berlin, Herm. Krüger). Es sind Zeitgedichte, nach der Revolution entstanden, voll glühender Begeisterung für Deutschlands Heiligtümer, für seine entschwundene Macht und Größe, von tiefem Schmerz über seinen Zusammenbruch getragen. In einem anderen Volk würde dieser feurige Tyrtäos gefeiert werden wie ein Held, bei uns wird er von den Ästhetikern totgeschwiegen, wohl weil er „zu weit rechts" steht. Aber was heißt rechts und links — vielmehr was sollte es heißen, wenn es sich um unsere gemeinsame heilige Mutter, das Vaterland handelt? — So ernst dieser Norddeutsche, so heiter ist der Frankfurter Rudolf Presber in seinem ‚Pierrot' (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Presber ist aber nicht nur heiter, er ist auch herzlich, er ist leicht, aber auch gesund, er hat Geist, aber auch ein starkes Empfinden. Die Grazie seiner Form ist eine glückliche Ehe mit der Klarheit seines Denkens und Schauens eingegangen, ein gefährlicher Hausfreund bleibt der Witz, für das Haus des Lesers freilich ein Freund, der mehr willkommen als gefährlich ist.

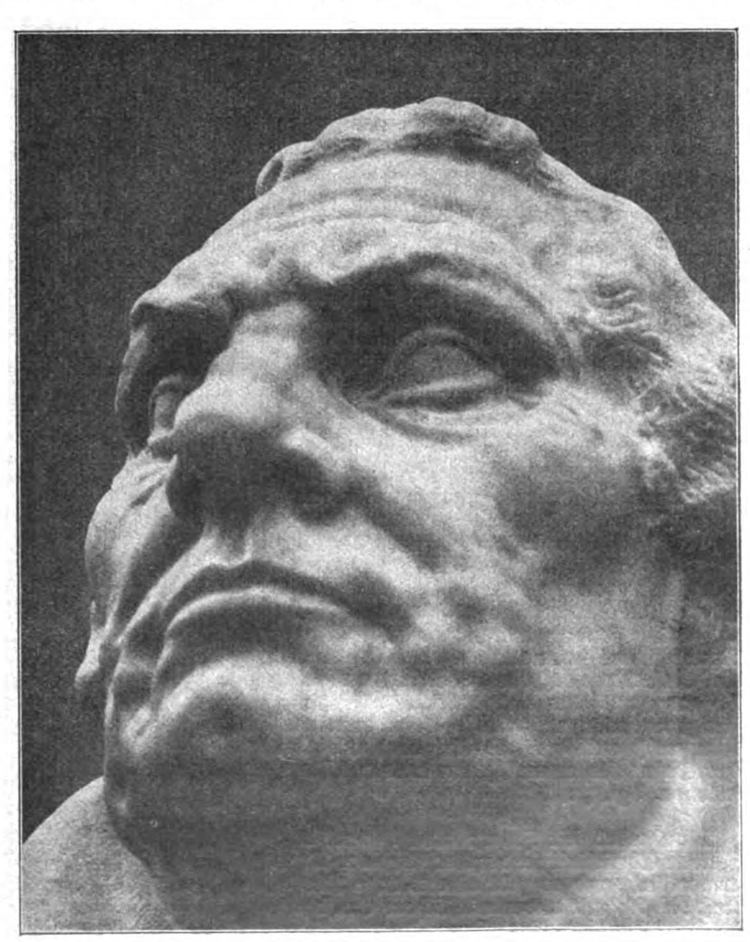
Illustrierte Rundschau

Der Bildhauer Adam Antes — Schmuck von Hermann Weingand — Ein Werk des Architekten Dipl.-Ing. Ernst Prinz — Zu unsern Bildern — Scherenschnitte von Lisa von Helmold und Helmuth Hauptmann

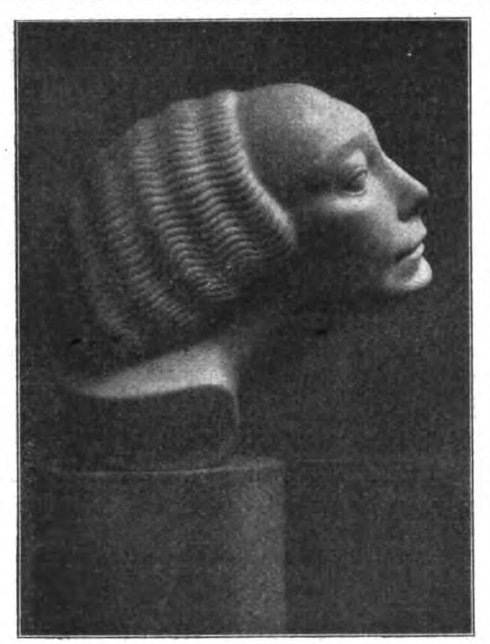
Um den Lesern Adam Antes und sein Schaffen nahezubringen, haben wir den ihm wohlvertrauten Kunstgelehrten Dr. Robert Corwegh um ein paar Worte der Einführung gebeten. Corwegh macht darauf aufmerksam, daß man eine so junge, neuschöpferische Kunst nur dann richtig werten und vor allem lieben lernt, wenn man sich von der Winckelmannschen Betrachtungsweise löst, die von der Plastik klare Formengebung, Körperlichkeit in vollendeter Ausprägung forderte. Auch die neue Kunst sucht Vollendung, aber im Zusammenklingen des Körperlichen mit dem Seelischen, und sie will dieses Seelische im Tiefsten, an der Wurzel packen. So ist für Antes der Lutherkopf nur der äußere Anlaß, Willens- und Glaubensstärke in das Gefäß eines menschlichen Antlitzes zu bannen. Jede Bewegung der Oberfläche seines Steins dient diesem Zweck. Oder er sucht das Leid in den Zügen einer Frau auszudrücken. Auch hier steht ihm gewiß eine bestimmte Frau vor Augen, aber er erhöht sie zum Symbol einer seelischen Bewegung. Einem zerrissenen Herzen paßt er die Sprache seiner Kunst an: er teilt die Büste in eine stärker stilisierte obere Fläche und in eine mehr der Natur nachgebildete untere. Spaltung ist Zerrissenheit. Der Torso, dessen Gesichtszüge wie hinter Schleiern liegen, offenbart mit der verlockend schönen Form der Glieder zugleich Keuschheit. Er gibt Enthüllung und Schleier, wie jede echte Frau lockt und wieder versagt.

⌘ ⌘ ⌘

Auf S. 327 bilden wir einige Schmuckstücke von Hermann Weingand ab, einem Lehrer an der Fachschule zu Schwäbisch-Gmünd, von deren Leistungen hier schon wiederholt die Rede gewesen ist. Weingand zählt seit dem Bestehen der Schule, seit 1907, zu ihren Lehrern. Er stammt aus Heilbronn und schreibt der alten und fleißigen Reichsstadt die erste Anregung zu künstlerischem Schaffen zu. In den weltbekannten Werkstätten von P. Bruckmann & Söhne arbeitete er vier Jahre lang als Lehrling. Der gründlichen Ausbildung, die er hier genoß, gedenkt der Künstler noch heute mit Dankbarkeit. Er ging dann einige Jahre auf die Stuttgarter Kunstgewerbeschule und sah sich darauf in ver-



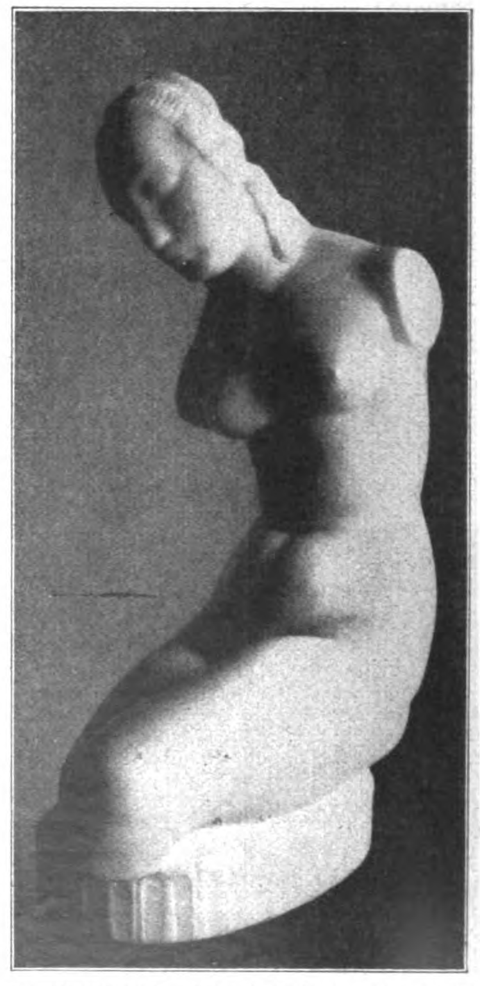
Lutherkopf (Teilbild). Bildwerk von Adam Antes-Worms



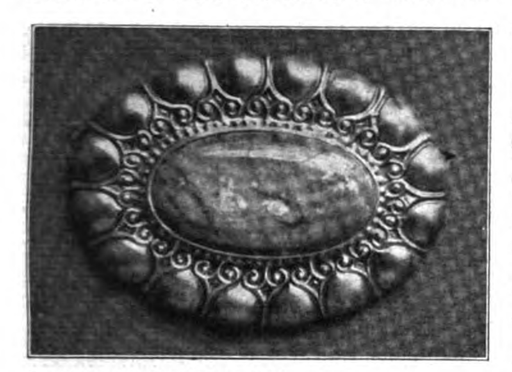
Leid. Von Adam Antes-Worms

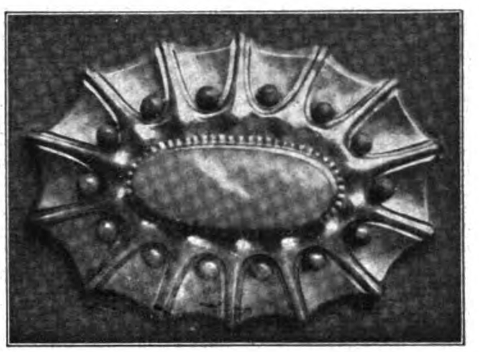
schiedenen Fabriken und Werkstätten (Geislingen, Köln, Budapest, Gmünd) als Zeichner, Bildhauer und Ziseleur um. So ist er für eigene Lehrtätigkeit künstlerisch und handwerklich gleichmäßig geschult und fühlt sich in seinem Amt glücklich. Er gibt praktischen Unterricht im Ziselieren und Metalltreiben sowie im Zeichnen und ist in seiner freien Zeit, um nicht etwa im Dienstbetriebe zu erstarren, schöpferisch tätig. Denn die stete Berührung mit dem Leben und der Zeit dünkt ihn mit Recht unentbehrlich. In diesen Eigenstunden sind die hier wiedergegebenen Arbeiten entstanden, die dann oft als Muster für die Schüler dienen. Das Hauptgewicht legt Weingand auf gediegene handwerkliche Ausführung und gut abgestimmte Gesamtwirkung. Leider sieht man an unsern Bildern nur die glückliche Form und nicht den Geschmack, mit dem Metall, Steine und Elfenbein zueinander gestellt sind. Jedes Stück ist von Hand getrieben und vom Künstler vollständig fertig gemacht; auch die Montierung überläßt er nicht etwa Hilfskräften. Auf diese Weise ergeben sich Arbeiten eigener Prägung und aus einem Guß. Weingand fertigt natürlich nicht bloß Schmuck an, sondern weiß auch größere Aufgaben wie Becher, Dosen, Kassetten, Ehrenurkunden, Ehrenketten u. dgl. zu lösen.

Man redet seit Jahrzehnten davon, daß schlichte Ehrlichkeit in der Baukunst am längsten währt, und es gibt eine Menge Künstler, die sich mit unverbrüchlichem Ernst für diesen Grundsatz ins Zeug legen. Aber — man täusche sich darüber nicht — die Auftraggeber lassen es noch immer sehr häufig an der nötigen Selbstzucht fehlen, und die notgedrungene Sparsamkeit, die heute walten muß, wird keineswegs allgemein als Wohltat empfunden. Im Gegenteil: der Trieb, mehr zu scheinen, als man ist, macht sich auch in der Architektur stark bemerkbar. Wer das Geld hat, will auch hier prunken und merkt nicht, wie stillos, wie unmodern er ist, und leider gibt es Baumeister, die sich dieser unzeitgemäßen Prunksucht fügen oder fügen müssen. Denn die Kunst geht nach Brot. Und doch: wie wenig äußere Mittel braucht ein guter, wahrhaft gebildeter Geschmack, um sich zu offenbaren. Das beweist der Kieler Architekt Ernst Prinz mit seiner Gnutzmannschen Bäckerei. Dieses einfache Haus wirkt einzig und allein durch seine glücklichen Verhältnisse, durch das feine Gefühl, das es in die Landschaft gesetzt hat, durch den praktischen Sinn, der allein schon ein Unterpfand für Schönheit ist. Der Architekt wie der



Marmortorso. Von Adam Antes-Worms



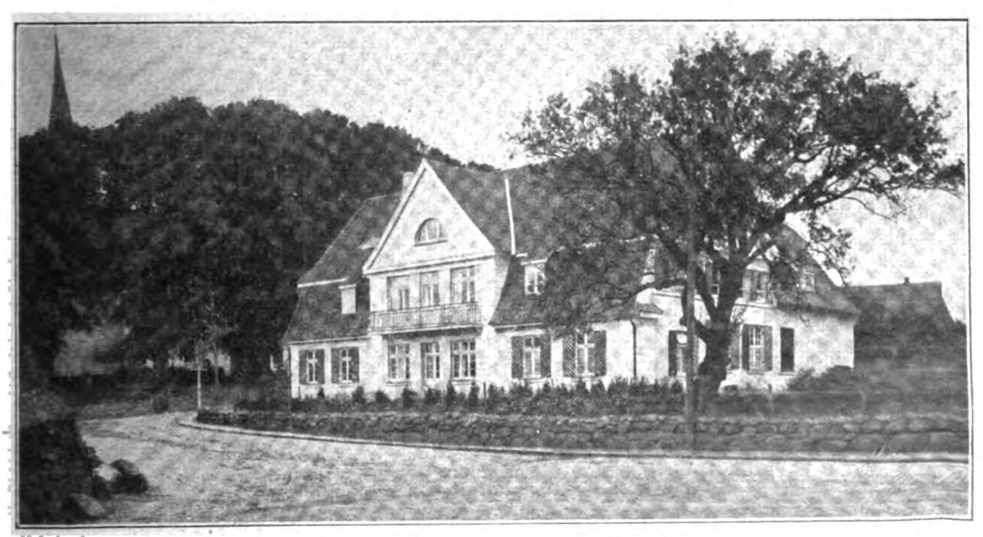


Besitzer dürfen überzeugt sein, daß dieses Haus noch in später Zukunft jedem Wandel des Geschmacks trotzen wird. Ja, wäre der gesunde Geist, den es atmet, der allgemeine im Vaterlande: es stünde besser um uns, und unsere Nöte wären zu ertragen. —

Unser Titelbild stammt von einem jungen Münchner Künstler, dem 1884 in Neustadt a. d. H. geborenen Otto Dill. Er ist ein Schüler Zügels gewesen, und wenn er auch aus Eigenem zur Meisterschaft gereift ist: die Wucht und Lebendigkeit des Vortrags, die ihn vor andern tüchtigen Tiermalern auszeichnen, hat ihn zu Zügel als einem Wahlverwandten gezogen. — Mit uns werden sich die Leser freuen, wieder einmal Prof. Peter Paul Müller als Mitarbeiter zu begrüßen (zw. S. 224 u. 225). Seine „Letzten Sonnenstrahlen" verraten auch in der einfarbigen Wiedergabe etwas von der dichterischen Zartheit, dem lyrischen Schmelz dieses Frühlingsbildes. — Das anmutige Damenbildnis der Berlinerin Sabine Lepsius (zw. S. 232 u. 233) ist nicht nur wegen seiner duftigen Rokokofarben Grau und Rosa reizvoll; es ist der Künstlerin auch gelungen, die augenblickliche Bewegung der mit einer Kette spielenden linken Hand lebendig wiederzugeben. — Mit dem Entenbrunnen (zw. S. 240 u. 241) zeigen wir den Lesern ein neues Werk unseres



Broschen, in Silber getrieben
Von H. Weingand, Gmünd



Bäckerei Gnutzmann, Flintbeck bei Kiel
Architekt Dipl.-Ing. Ernst Prinz, Kiel. B. D. A. & D. W. B.

namhaftesten Tierbildhauers, **August Gauls**. Wer sich die Mühe gibt, jedes der Tiere für sich zu betrachten und sie alle untereinander zu vergleichen, wird staunen über die Mannigfaltigkeit der Bewegungen. Aber es ist eine Mühe, denn das Ganze ist durch einen starken Willen fast unlöslich zusammengehalten. — Die Wolgaschiffer von dem Dresdener Prof. **Robert Sterl** geben in einem meisterhaften Ausschnitt eine reiche Vorstellung von der mächtigen Weite des Stromes, von der bunten Fülle des Menschengewimmels, von der dunkeln Schwermut des russischen Himmels. — Prof. **Hans Purrmann** ist für die Leser dieser Hefte ein neuer Künstler. Er zählt heute vierzig Jahre, aber er ist kein Mann der lauten Öffentlichkeit und hat zudem bis zum Kriegsausbruch in Paris gearbeitet. Er hat — wir folgen hier einem Aufsatz von Karl Scheffler — als Sohn eines Stubenmalers das Handwerk des Vaters gelernt und in den stillen Wintermonaten kunstgewerblichen Unterricht genossen. Auf einige Malversuche hin nahm ihn Stuck als Schüler an, doch erregte er bald den Unwillen des Meisters, so daß dieser ärgerlich sagte, Purrmann verdürbe ihm die ganze Klasse. Entdeckt wurde er durch Karl Voll, den Münchner Kunsthistoriker, der ihm den Weg nach Paris bahnte, wo er zu den Begründern des Kreises jener deutschen Maler zählte, die im Café du Dome zusammenkamen und sich um handwerkliche Gediegenheit bemühten. Er wurde der Freund von Matisse, ohne seine künstlerische Muttersprache zu verlernen, denn gleich dem Franzosen hat er den starken Trieb zu formaler Klarheit. Dieser Trieb spricht sich auch in unserem Akt aus (zw. S. 264 u. 265). Leider fehlt unsrer Wiedergabe die Farbe, die er in wunderbarer Leuchtkraft meistert. Purrmann ist einer unsrer gewissenhaftesten und ernstesten Künstler, ein Führer derer, die „die reine Malerei, die von Weltanschauungstendenzen nicht verwirrte Form und die lebendige Tradition wollen“. — Von **Heinrich Hübners** klassischer Binnenkunst, die auf jeder neuen geschmackvollen Ausstellung des Beifalls weiter Kreise gewiß sein darf, zeigen wir (zw. S. 288 u. 289) eine neue meisterhafte Probe. — Die künstlerische Photographie von dem Münchner **E. Wasow** (zw. S. 296 u. 297) mag als vorläufige Probe für die Bestrebungen eines Mannes dienen, der in stetigem Fortschritt sich bemüht, das Lichtbild zur Sachlichkeit zurückzuführen, die es in seinen Anfängen ausgezeichnet hat.



Der Gelehrte
Scherenschnitt von Helmuth Hauptmann

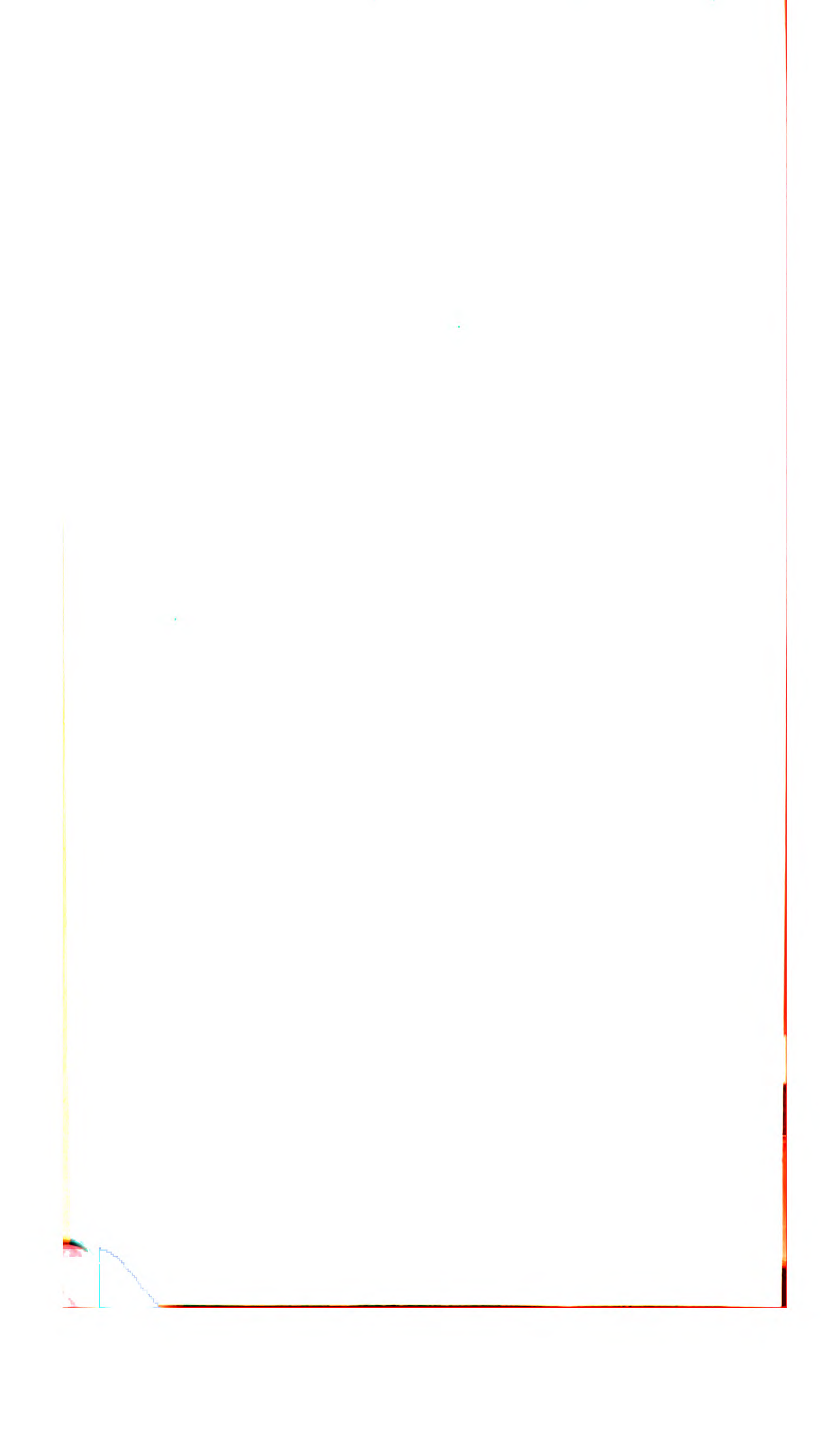

Duett. Scherenschnitt von Lisa v. Helmolt

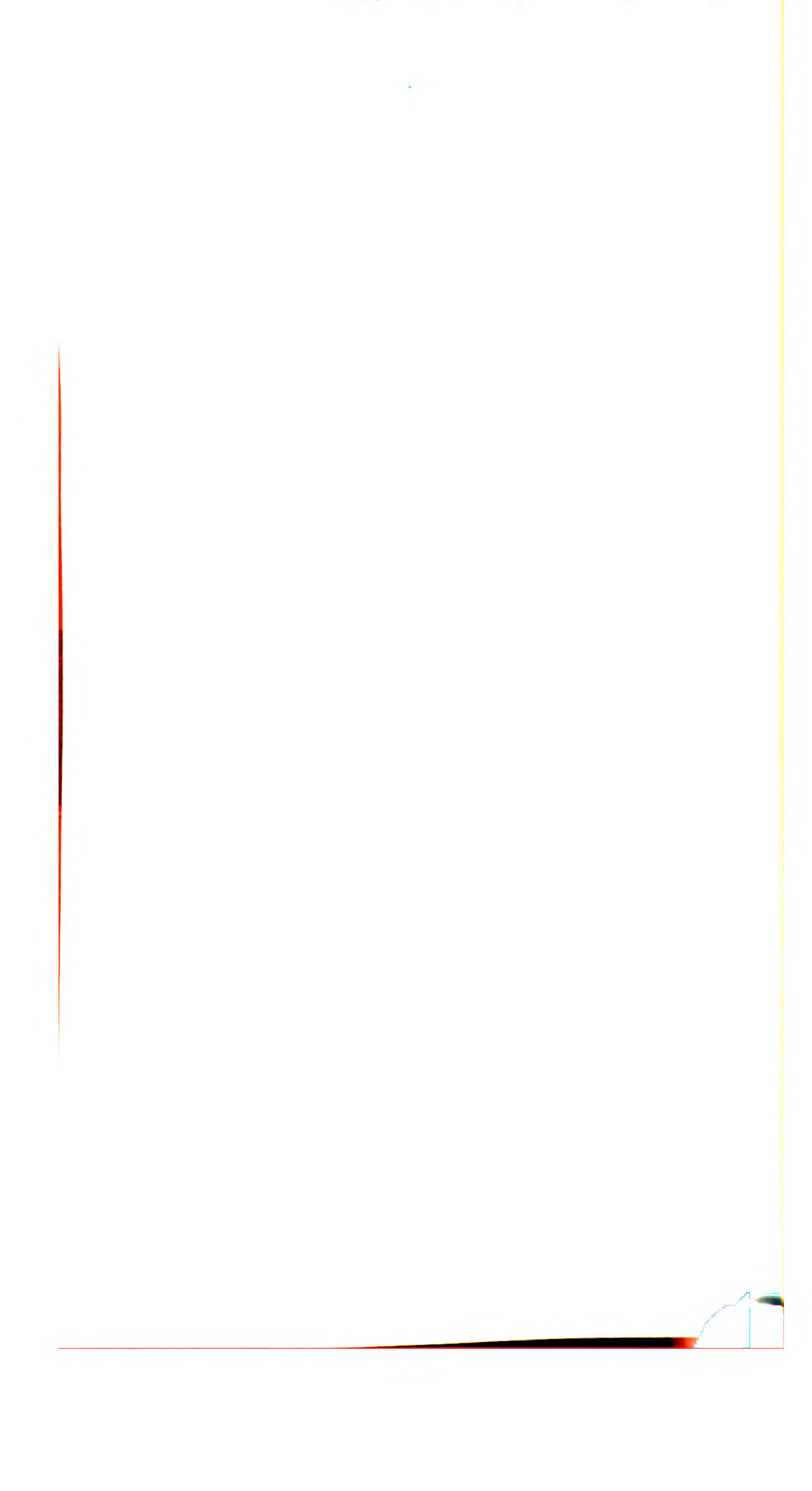
꙳ ꙳ ꙳

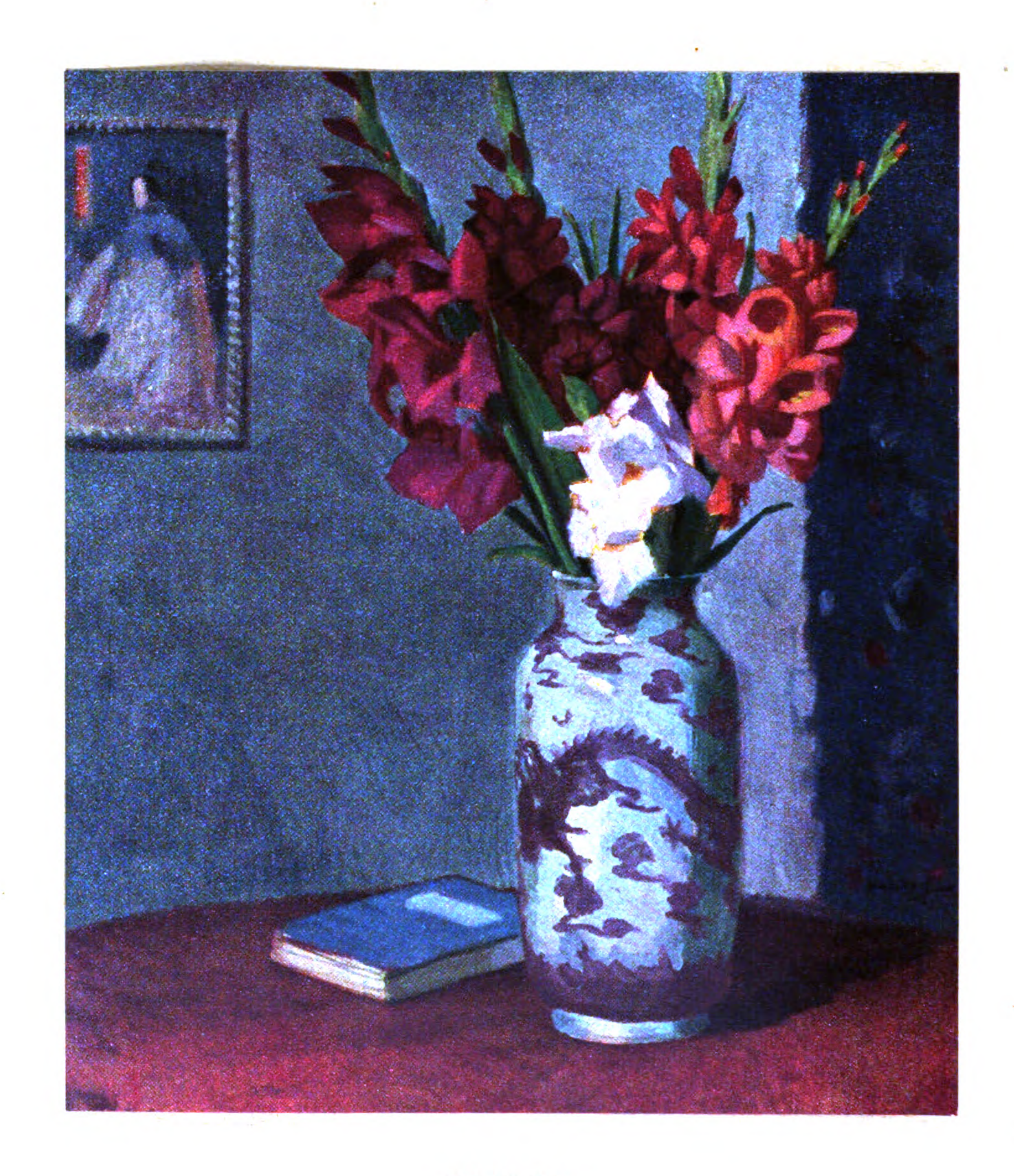
Die beiden Scherenschnitte von **Lisa von Helmold** und **Helmuth Hauptmann** geben dem Maiheft einen fröhlichen Ausklang. Sie wecken literarische Erinnerungen: an Scheffels Hiddigeigei, der klagt: „Schöner Monat Mai, wie gräßlich sind dem Kater deine Stunden, des Gesanges Höllenqualen hab' ich nie so tief empfunden. Aus den Zweigen, aus den Büschen tönt der Vögel Tirilieren, weit und breit hör' ich die Menschheit wie im Taglohn musizieren.“ Und an Uhlands Rezensenten: „Daß es keinen überrasche, mich im grünen Feld zu sehen, nicht verschmäh' ich auszugehen, Kleistens Frühling in der Tasche.“

P. W.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in **Berlin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50







Gladiolen
Gemälde von H. Mittag



Zwei Freunde

Roman von Wilhelm Hegeler

Fortsetzung



Als Annie aus England zurückkehrte, wo sie das zweite Jahr ihrer Pensionszeit verbracht hatte, erfuhr sie, daß Hans kurz vor ihrer Ankunft zur Universität abgereist sei. Auch ihr Bruder, der eine technische Hochschule besuchte, war schon wieder fort. Sie sollte noch andere Enttäuschungen erleben. Dabei hatte sie sich so leidenschaftlich auf die Rückkehr gefreut. Mit nimmermüder Einbildungskraft hatte sie sich ausgemalt, wie herrlich das Leben werden würde, wenn erst dies langweilige Jahr zu Ende war, und hatte im Wachen und Schlafen getanzt. Aber wenn der Kobold Traum sie häufig in ganz unzulänglicher Bekleidung auf den Ball gehn hieß, so daß es geradezu peinlich war, und sie an ihre Mutter schrieb: „Ich schäme mich direkt, daß ich immer so was Dummes träume, aber ich denke, es liegt an den dünnen Decken hier, wo ich doch gewohnt bin, unter einem Federbett zu schlafen" ... in ihren wachen Träumereien trug sie immer die hübschesten Toiletten und erntete auf allen Gesellschaften so viele Erfolge, daß sie der Stolz ihrer Eltern wurde. Aber zu Hause hatte sich mittlerweile vieles verändert. Ihren Vater fesselte ein langwieriges Ischiasleiden ans Zimmer.

Professor Dewerth hatte das zweifelhafte Glück gehabt, beinah fünfzig Jahre seines Lebens stets Glück zu haben: in seiner Kunst sowohl wie in seinem privaten Leben.

Jahr auf Jahr hatte sein robuster Körper die reichliche Arbeit und den noch reichlicheren Genuß bewältigt und nie versagt. Auch in anderen Beziehungen waren ihm alle jene kleinen Warnungen, gelegentlichen Mißerfolge, Enttäuschungen, Sorgen, dieser ganze Wechsel von Sonnenschein und Regen, der erst eine Frucht wohlschmeckend und süß und einen Menschen mild und stark macht, unbekannt geblieben.

Als er nun unversehens den ersten Anfall seines Leidens spürte, hatte er den Hausarzt kommen lassen und ihn, halb ärgerlich, halb lachend gebeten, das bißchen schmerzhafte Zucken in seinem Bein schleunigst wieder in Ordnung bringen, aber ohne die üblichen Schikanen, bitte, auf Alkohol- und Nikotinverbot ließe er sich nicht ein, — wie man von einem Schuster die schleunige Reparatur eines Stiefels verlangt.

Als aber nach einigen Wochen der Hausarzt Geduld zu predigen begann, tauschte er ihn unwirsch gegen einen andern um, diesen gegen einen Professor und suchte dann ein Sanatorium auf. Doch es zeigte sich, daß sein Bein kein Stiefel war. Und schließlich ergriff dies bißchen schmerzhafte Zucken die Herrschaft über das ganze Haus und machte selbst die Dienstboten trübselig und zänkisch. Annie war von dem Wiedersehen ihres Vaters erschüttert. Sie, die ihn gesund verlassen hatte, empfand die Veränderung noch viel schwerer als seine tägliche Umgebung. Als sie sein Zimmer zum erstenmal betrat, hatte er gerade einen Anfall gehabt, und wie sie sich hinunterbeugte, um ihm einen Kuß zu geben, stieß er sie zurück, stöhnte, fluchte und verlor sich ganz in dem Kampf gegen den unsichtbaren Feind. Erst nach einer langen Weile erinnerte er sich seiner Tochter wieder, betrachtete sie mit dem

neidischen Blick des Kranken und sagte, sie wenigstens sähe, Gott sei Dank, gesund aus, gut, daß sie da sei, sie könne ihrer Mutter bei der Pflege helfen.

Anfangs gab sie sich redliche Mühe. Das Mitleid und die Erinnerung an ihren früheren, liebenswürdigen und ritterlichen Papa halfen ihr über vieles weg. Aber die finstere Laune des Kranken, der über jede kleine Ungeschicklichkeit in Zorn geriet, machte ihr die Aufgabe immer schwerer. In schmerzfreien Augenblicken dämmerte ihm manchmal auf, daß er ihr unrecht tat, aber dann tröstete er sie mit dem Hinweis, es könne ihr nichts schaden, wenn sie frühzeitig den Ernst des Lebens kennen lerne. Bei ihren Schwestern hätten die Eltern das leider versäumt und würden dafür jetzt mit Undank belohnt ... Annie vermochte nicht einzusehen, warum sie für die Fehler ihrer Schwestern büßen sollte.

An ihrer Mutter fand sie keine Hilfe. Deren Gereiztheit hatte noch einen anderen Grund. Seit länger als einem Jahr hatte Dewerth nicht mehr gearbeitet, und die Einnahmen waren sehr zurückgegangen. Frau Dewerth steckte in Geldnöten. Ohne den Zuschnitt der Lebensführung im großen zu ändern, sparte sie an Kleinigkeiten, legte sich selbst Entbehrungen auf, die freilich in ihrem Alter kaum welche waren und verlangte dasselbe von ihrer Tochter. Aber anstatt ihr den wahren Grund zu sagen und sie an ihren Sorgen teilnehmen zu lassen, bemäntelte sie ihre Notlage mit pädagogischen Rücksichten, schalt auf den übertriebenen Luxus der jetzigen und pries die Anspruchslosigkeit ihrer eigenen Jugend. Annie konnte sich diese Veränderung nicht anders erklären, als daß ihre Mutter, die gerade wieder eine Kur gegen ihren Zucker durchmachte, dadurch auch seelisch mitgenommen sei und an krankhaftem Geiz litte. Was sie zu Hause entbehrte, fand sie bei ihren Freundinnen, die aus der Pension zurückgekommen waren und jetzt ihr Leben genossen.

In dem Jahrzehnt nach der Jahrhundertwende hatte die stille Malerstadt durch den Zuzug reicher Industrieller aus der Umgegend einen äußerlich glänzenden Aufschwung genommen. Das Geld spielte eine immer größere Rolle. Die ernsthaften Künstler hatten sich vom gesellschaftlichen Leben zurückgezogen, die andern waren die Amuseure der reichen Leute geworden

In den meisten Häusern, in denen Annie verkehrte, herrschte eine rege und äußerst luxuriöse Geselligkeit. Es kostete immer einen Kampf, und gelegentlich mußten Listen und Notlügen sie unterstützen, ehe sie die Erlaubnis zum Ausgehen bekam. Aber desto berauschender war dann das Vergnügen. Und was ihre Erfolge angingen, so hatten ihre Träume sie nicht belogen. Sie besaß, wie Olga Blaß sagte, das, was die Männer am meisten reizt: sie sprühte äußerlich Feuer und war innerlich kühl.

Wie könnte man anders sein, dachte Annie. Die Männer sind so wahnsinnig arrogant. Das einzige Mittel, sich gegen sie zu behaupten, besteht darin, noch arroganter zu sein. Ihr Herz schlief tief und traumlos in dieser Zeit, und nur selten, in einer leer hindämmernden Stunde, regte es sich ein wenig, seiner selbst noch kaum bewußt und mehr verwundert als sehnsüchtig. Was in dieser, an der Oberfläche glitzernden und heiß sprühenden Welt von Annie lebte, war auch nur ihre Oberfläche: Freude an ihrer Schönheit, Kräftespiel ihrer Jugend und ein undifferenziertes Vergnügen am Manne. Jeder der jungen Herren hatte etwas Anziehendes für sie, und jeder wurde ihr mit der Zeit langweilig.

Da es sie auf die Dauer bedrückte, daß sie sich so oft von ihren Freundinnen einladen ließ, ohne sie wieder einladen zu können, veranstaltete sie einige Male in einer Konditorei kleine Schmausereien für sie. Und auf einmal war eine Rechnung aufgelaufen, die Annie mit ihrem knappen Taschengeld unmöglich bezahlen konnte.

Schon mehrfach hatte die Besitzerin gefragt, ob sie die Rechnung an Frau Dewerth schicken sollte. Annie, die Vorwürfe von ihrer Mutter befürchtete, erwiderte jedesmal, sie würde sie selbst bezahlen. Doch von Mal zu Mal klang die Frage spitzer.

Eines Nachmittags saßen Mutter und Tochter am Kaffeetisch — an einem sehr kläglich gedeckten Kaffeetisch, der statt der Kuchenpyramide aus der schönen alten Zeit ein scheußliches Krankengebäck für Frau Dewerth und simples Weiß- und Schwarzbrot mit rheinischem Kraut für Annie aufwies ... es brauchte nur noch das Tischtuch zu fehlen, dann wäre es genau wie in der Küche, dachte sie. Sie hatte eben eine schreckliche Szene mit ihrem Vater gehabt, der ihr beinah einen zu heißen Wärmstein auf die Füße geworfen und sie eine dumme Trine gescholten hatte, ein hartes Wort für eine junge Dame, die noch kürzlich ein aus dem Rahmen gestiegenes Porträt von Gainsborough genannt worden war.

„Mama," sagte sie nach einer Weile, „ich darf doch am Sonntag ins Theater?"

„Schon wieder! Du warst doch erst vorige Woche."

„Ottie und Burgel —"

„Komm doch nicht immer mit denen! Du siehst ja, wohin's geführt hat. — Was wird denn überhaupt gegeben?"

„Carmen."

„O Gott! Das ist ja überhaupt ganz unpassend für junge Mädchen. Das kannst du dir ansehn, wenn du verheiratet bist."

„Das habe ich überhaupt schon gesehn, mit dir sogar. Damals sagtest du, wenn Musik dabei wäre, sei überhaupt nichts unpassend."

„Also du gehst nicht. Und damit basta."

War dies ganze Leben nicht widersinnig? dachte Annie. Man wohnte in einem prächtigen Haus, hielt Pferde und Wagen, vier Dienstboten — und dann war ein Theaterbillett zu teuer. Aber ins Theater ging sie doch. Sie hatte sich mit Lisa und Olga Blaß verabredet. Und wenn sie das Billett selbst bezahlen mußte.

Sie brauchte nur ein paar Zeichnungen oder Stiche, die in Truhen und Schränken verstaubten und um die sich kein Mensch bekümmerte, zu verkaufen, dann konnte sie die Konditorrechnung bezahlen und sich ein Theaterbillett kaufen. Auch Rudi hatte manchmal alte Schulbücher oder Romane seiner Mutter verkauft, wenn sein Taschengeld zu Ende war. Die Jungen hatten das „verkümmeln" genannt.

Gewohnt, ihre Entschlüsse rasch auszuführen, fragte sie, ob sie Lisa ein bißchen besuchen dürfte. Ihre Mutter gab die Erlaubnis. Auf dem Wege zu ihrem Zimmer trat Annie in das Musikzimmer, wo ihr Vater einen Teil seiner Kupferstichsammlung verwahrte. Nachdem sie mit einiger Mühe die oberste Schublade des holländischen Schrankes geöffnet hatte, hielt sie plötzlich inne, von einer dunklen Empfindung des Unrechts ergriffen. Sie errötete. Eine Hand tastete an ihr Herz. Ein Schatten glitt vorüber — Hans ... Aber wenn sie jetzt etwas Schlechtes tat, wer hatte dann Schuld? Sie oder ihre Eltern? Und stärker als Scham und Furcht war das leise Frohlocken eines befriedigten Rachegefühls.

Ohne zu suchen, ergriff sie die drei obersten Blätter. Zusammengerollt und in einer anständigen Papierumhüllung konnten sie für Notenblätter gelten.

Sie wollte ein unscheinbares Mützchen aufstülpen, um möglichst wenig aufzufallen, bedachte dann aber, daß sie gerade recht großartig auftreten müßte, und wählte einen breitrandigen pelzbesetzten Felbelhut und ihre Skunksgarnitur. So begab sie sich zu dem Antiquitätengeschäft Meusingers.

Als die Ladentür sich mit gedämpftem Trillern öffnete, sah sie aus der halbdunklen Ecke zwei grünliche Augen schillern. Eine kleine Gestalt erhob sich rasch und fragte dienernd nach ihren Wünschen. Gleichzeitig flammte Licht auf. Sobald es hell geworden war, erkannte Klaus die Eingetretene. Vor ihrer Pensionszeit war er Annie einige Male begegnet, und sie hatte für seinen tiefen Gruß mit dem kurzen Nicken gedankt, mit dem eine junge Dame den Gruß eines Ladenlehrlings erwidert.

„Ich habe da ein paar englische Stiche, die ich verkaufen möchte," sagte sie, ihren Worten unwillkürlich den breiten englischen Akzent gebend.

Er öffnete die Papierhülle und betrachtete stumm die Blätter. Wenn sie echt waren, besaßen sie hohen Wert. Auf wessen Veranlassung kam Annie? Hatte ihr Vater sie geschickt?

„Was wollen Sie bezahlen?"

„Es ist bei uns Usus, daß der Verkäufer ein Angebot macht," antwortete er ausweichend. „Wie viel verlangen Sie?"

„Gott, ich habe keine Ahnung."

Also verkaufte sie die Stiche ohne Wissen ihres Vaters. „Da mein Prinzipal nicht zu Haus ist, könnte ich Ihnen einstweilen nur eine Anzahlung geben."

„Gut. Wie viel?"

Summen flogen ihm durch den Kopf, große und kleine. Es war immerhin möglich, daß sie die Stiche in England gekauft hatte, und dann waren es vermutlich Reproduktionen. Aber dann würde sie auch den Preis wissen.

Er beobachtete Annie, die auf einem Stuhl Platz genommen hatte und, den Ellbogen auf die Lehne gestützt, die andere Hand in ihrem großen Muff ruhen lassend, gleichmütig und aufmerksam die in einem Glasschrank aufgestellten Porzellane betrachtete. Wie eine edle Skulptur erhob sich ihr leicht beschattetes bleiches Profil über dem dunklen Skunks. Was für ein schönes Mädchen! Die schönste und eleganteste der ganzen Stadt. Und — hatte vielleicht gestohlen ... Taumel ergriff ihn. „Die Stiche machen einen guten Eindruck. Aber die Fälschungen sind heutzutage so raffiniert, daß ich sie erst genau untersuchen müßte."

„Die Stiche sind echt. Darauf können Sie sich verlassen."

„So ...? Wissen Sie das genau?"

Er zögerte, als könnte er ihr eine bloßstellende Antwort herauslocken. Aber sie schwieg mit hochmütig ungeduldiger Miene.

Schließlich nannte er eine kleine Summe, die er als Anzahlung vorschlug. Es war weniger, als Annie erwartet hatte, aber das Geld genügte für ihre augenblicklichen Be-

dürfnisse. Überdies fand sie die Situation immer peinlicher.

„Ich denke, Herr Meusinger wird natürlich erheblich mehr bezahlen," fügte er hinzu. „Verzeihen Sie einen Augenblick!"

Er ging in die Werkstatt zu Böger hinüber und bat diesen, ihm die erforderliche Summe bis morgen zu leihen. Böger holte das Geld aus seinem Brustbeutel hervor, das Annie, ohne nachzuzählen, rasch in ihren Muff schob. Sie wollte schon gehn, als Klaus geschmeidig, mit kaum merklicher Schadenfreude sagte: „Darf ich Sie noch bitten, gnädiges Fräulein, mir zu bescheinigen, daß die Stiche Ihr Eigentum sind. Das wird bei uns so gehandhabt. Es ist natürlich nur eine Formsache."

Sie schien unangenehm berührt, erwiderte nach kurzem Zögern aber kühl: „Natürlich!" und streifte ihren Handschuh herunter. Während sie nach seinem Diktat die Erklärung niederschrieb, kam ein wenig Tinte an ihren Finger, die er, in übertriebenen Ausdrücken wegen des unsauberen Halters sich entschuldigend, mit einem Stückchen Löschblatt abtupfte. Dabei streifte er einen flüchtigen Augenblick die kühle Innenfläche ihrer Hand.

Als er dann das Blatt las, färbte sein eben erblaßtes Gesicht sich, und er neigte die Stirn tiefer. Annie dachte schon ärgerlich, sie hätte orthographische Fehler gemacht. Da hob er den Kopf, ihre Augen begegneten sich ... unter der Flut böser Empfindungen, die in ihm aufschoß, war auch ein wenig Mitleid. Und vielleicht war es dieses, welches ihn veranlaßte, das Papier rasch in kleine Stücke zu zerreißen.

Annie ließ hochmütig ihre Augen an ihm hinuntergleiten, aber durch die eiskühle Helle ihres Blickes sickerte doch ein wenig Verwirrung und Furcht.

„Was machen Sie?"

„Man könnte Ihre Schrift erkennen und sehen, daß Ihre Unterschrift gefälscht ist. — Ich habe nämlich die Ehre, Sie zu kennen, gnädiges Fräulein. Sie werden sich meiner nicht mehr erinnern?"

„Ich wüßte nicht —"

„Wie sollten Sie auch? Ich war damals noch ein kleiner Junge, und auch Sie waren ein Kind. Klaus Ebenstock —"

„Der sind Sie?"

Und im Augenblick fiel ihr wieder der Junge ein, der auf den Händen herumspaziert war und keine Unterhosen angehabt hatte, der sich so vordrängte und den sie immer so gehänselt hatten. An seinen blaßgrünen Augen erkannte sie ihn wieder. Aber sonst hatte er sich sehr herausgemacht. Der scharf umrissene Mund, die geschwungene Wangenlinie mit dem spitz vorspringenden Kinn gaben seinem Gesicht einen energisch kühnen Zug. Und sie erinnerte sich jetzt auch, daß ihre Eltern oder Hans davon gesprochen hatten, er sei bei Meusinger untergebracht. Mein Gott, wenn Hans durch ihn von diesem Handel erfuhr!

„Ja, der bin ich. Darf ich fragen, gnädiges Fräulein, wie es Ihnen in dieser langen Zeit ergangen ist? Sie waren das letzte Jahr in England?"

„In Brighton. Ja."

Ihre Ungeduld, den Laden zu verlassen, wurde immer drängender.

„Ihren Herrn Bruder habe ich noch einige Male getroffen. Er studiert augenblicklich. Nicht wahr?"

Was fiel diesem Kommis eigentlich ein? Wollte er etwa die Bekanntschaft erneuern? Doch immerhin gab sie ihm kurze, höfliche Antwort.

„Ich werde ja das Glück, daß ich in Ihrem Hause verkehren durfte, nie vergessen," fuhr er fort. „Es ist nicht nur eine schöne Erinnerung. Es ist auch eine schmerzliche —"

Annie hatte schon ihren Muff ergriffen. Aber irgend etwas in seiner Stimme ließ sie aufhorchen. Und er sprach aufgeregt weiter: „Wenn man einmal dort — in dem Kreise, in dem Sie leben, sein durfte, dann wird man die Sehnsucht danach nicht wieder los. Dann hat man ein Ziel. — Und wenn's einem auch schlecht geht, wenn man auf alles verzichten muß, was im Leben lockt — man ist gewiß oft unglücklich — aber man ist es mit dem Willen, das Glück dennoch eines Tages zu erzwingen. — — Glänzendere Stunden werden folgen! Ist das nicht ein englisches Sprichwort? Wenigstens sah ich es mal auf englisch in einen Ring eingeritzt. Ich habe es zu meinem Wahlspruch gemacht. Ich habe die feste Überzeugung, weil ich den festen Willen habe, daß ich mich in die Höhe arbeite. Und diesen Willen, den verdanke ich dem Umgang in Ihrem Haus. Daran werde ich mich immer erinnern."

Warum entfuhr ihm das nur alles? Mit solcher Hast, mit solcher Aufdringlichkeit? Fast wie eine auswendig gelernte Rede.

Ihr kam der Herzenserguß dieses Kommis ein bißchen komisch vor. Doch immerhin lag auch etwas Schmeichelhaftes darin, sogar etwas Rührendes. Sie wollte ihm antworten, eine zugleich freundliche und sehr mondäne Antwort, eine Antwort ganz im Stil der großen Dame. Da ihr aber nicht gleich etwas einfiel, sah sie ihn nur einige Sekunden lang mit leicht geöffneten Lippen, groß und regungslos an, ganz ein aus dem Rahmen gestiegenes Porträt von Gains-

borough'. Dann sagte sie: „Aber Sie können doch zufrieden sein. Ich denke mir Ihren Beruf sehr interessant."

„Wenigstens ist man nicht von häßlichen Dingen umgeben. — Und daß er auch seine glücklichen Augenblicke hat, beweist ja dieser," fuhr er, sich ungeschickt verbeugend, fort. „Ich wäre stolz, wenn ich Ihnen in Zukunft mit irgend etwas dienen könnte."

„Wenn das der Fall ist, werde ich gern Gebrauch davon machen."

„Darf ich fragen, wann Sie wiederkommen? Vielleicht ziehen Sie es vor, den Verkauf der Stiche mit mir abzuschließen. Wenn Sie morgen nachmittag um diese Zeit —"

„Schön. Ich will sehen, ob ich Zeit habe. Morgen oder übermorgen."

‚Warum mußte ich auch gerade diesen Menschen treffen?' dachte Annie, als sie draußen war. ‚Wenn er nur nicht alles weitererzählt! Ladenjünglinge sind immer so entsetzlich schwatzhaft.'

Sie ging eilig in die Konditorei und bezahlte ihre Rechnung. Es blieb ihr Geld genug übrig, um ein Theaterbillett zu kaufen. Aber die Lust war ihr vergangen. Was sie getan hatte, bekam ein immer schwereres Gewicht. Ihre aufgeregte Phantasie quälte sie mit abenteuerlichen Vorstellungen. Wenn ihr Vater plötzlich die Stiche suchte ... sie wurden nicht gefunden, der Verdacht fiel auf die Dienstboten, Unschuldige mußten für sie leiden ... Oder Ebenstock schwätzte alles herum, Gerüchte liefen über sie durch die Stadt, Hans erfuhr davon, forderte einen der Schwätzer, duellierte sich für ihre Unschuld, und sie, die Schuldige ...

Wenn sie jetzt einem Bettler begegnet wäre, hätte sie ihm den Rest des Geldes geschenkt. Im Schaufenster eines Blumenladens gewahrte sie Rosen. Sie wollte schon eintreten, um ihrem Vater einen Strauß zu kaufen, bedachte aber, daß diese „Verschwendung" nur eine neue Szene mit ihrer Mutter hervorrufen würde.

Zu Haus fand sie ihren Vater matt und gequält auf seinem Sofa liegen.

„Ich hatte vorhin — 5 Uhr 20 — wieder einen Anfall. Ach, es ist schon infam. Entweder man hat Schmerzen oder man lauert darauf. — Kannst mir die Zeitung vorlesen."

Annie begann mit monotoner Stimme zu lesen: „Aus dem Wetterwinkel des Balkan."

⁂

Klaus nahm die Stiche zu Böger hinüber und die beiden untersuchten sie auf ihre Echtheit, forschten mit der Lupe nach verdächtigen Wasserzeichen, befeuchteten das Papier, um zu sehen, ob es künstlich gebräunt sei. Aber nichts, was auf eine Nachbildung schließen ließ, war zu entdecken. Klaus war ohnehin von ihrer Echtheit überzeugt. Die Stiche entstammten der Sammlung des Professors, und seine Tochter hatte sie gestohlen. Es lag etwas berauschend Aufregendes in dieser Vorstellung, die er durchkosten und immer wieder durchkosten, deren letztes Böses er ausschlürfen mußte mit übertreibender Gier. Er dachte an das palastartige Haus mit seinen weitläufigen Gesellschaftsräumen, seinen Kunstschätzen und Altertümern, mit all dem Luxus, der ihm damals als das Höchste erschienen war, was ein Mensch in phantastischen Träumen sich wünschen kann, — und in diesem Hause ging eine Diebin umher, und es war die eigene Tochter des Hauses ... Er — er hatte gehungert und hatte der Versuchung widerstanden, sich auch nur ein Stück Brot anzueignen. Hundertmal hätte er bei den Verkäufen einen Profit für seine eigene Tasche machen können. Meusinger hätte nie etwas gemerkt. Aber er hatte lieber auf alle Vergnügungen verzichtet und wie ein Hund gelebt. Sie aber — ohne viel Bedenken wahrscheinlich, nur um eine Laune zu befriedigen, hatte sie dies Verbrechen begangen!

Ihm war zumute, als wenn sich plötzlich eine Kluft geschlossen hätte, die ihn von dieser mit Ehrfurcht, Neid und Sehnsucht angestaunten Kaste trennte, als wäre Annie zu ihm hinuntergestiegen und ihm irgendwie verbunden.

Er ging mit sich zurate, was mit den Stichen zu geschehen hatte. Sollte er sie seinem Brotherrn überlassen oder für eigene Rechnung kaufen, um sie bei günstiger Gelegenheit mit Gewinn wieder zu verkaufen?

Mit gequälter Miene schritt er auf und ab, bald stehen bleibend und finster vor sich hinstarrend, bald höhnisch auflachend — im Zwiespalt mit sich selbst.

Er dachte an den Schwur, den er getan hatte, sich niemals auch nur die kleinste Unredlichkeit zuschulden kommen zu lassen. Er wollte nicht das Schicksal seines Vaters teilen! ... Aber mit der Zeit war ihm aus seinem Widerstand gegen alle Versuchungen etwas wie Stolz erwachsen, und ein Glaube an seine Zukunft, eine Art von stillem Pakt mit dem Schicksal: daß, wenn er sich stark und makellos hielt, die Vorsehung oder was immer es sein mochte, verpflichtet sei, sein zähes Ringen mit Erfolg zu krönen.

Jetzt jedoch sagte er sich, daß es ein Übermaß von moralischer Gewissenhaftigkeit gäbe, welches einfach Donquixoterie bedeutete. Er war ein Narr, wenn er diese Gelegenheit nicht ergriff! Er verscherzte vielleicht für immer seine Zukunft.

Und dann — trotz Meusingers Beispiel und seinen eigenen Reden über die Verworfenheit der Gesellschaft war er bisher doch immer des Glaubens gewesen, daß zu einem Leben in Wohlstand und Ansehen auch die persönliche Lauterkeit gehörte, daß man sich mit einem irgendwie erkennbaren Makel behaftete, wenn man sich Unredlichkeiten zuschulden kommen ließ. Nun aber — hatte er nicht soeben die schönsten, elegantesten, weißen Hände gesehen, und es waren die einer Diebin und Fälscherin!

‚Vorwärts! Vorwärts!' dachte er. ‚Was bin ich für ein schwerfälliger und skrupelbelasteter Mensch! Und für wen alle diese Bedenken? Für den Geldsack dieses Schwindlers und Blutsaugers Meusinger.'

Aber trotzdem konnte er eine feindselige, ihn quälende Gewalt in seinem Innern nicht unterdrücken. Dies dumpfe, aufgeregte Unbehagen war etwas durchaus Stummes, das über keinerlei Dialektik verfügte, eine vernunftwidrige Angst vielmehr, etwas Lächerliches und Kindisches. Aber es ließ ihm keine Ruhe. Und auf seiner Lagerstätte, unter der er die Stiche verborgen hatte, verbrachte er eine sehr schlechte Nacht. Erst als er zu dem Entschluß kam, einen Teil des Erlöses zur Unterstützung seines Vaters zu verwenden, fand er ein wenig Schlaf.

Am nächsten Morgen begab er sich zu Frau Bokelmann und borgte von ihr, was er zur Bezahlung der Stiche nötig zu haben glaubte, mit der Begründung, daß er demnächst seinen Vater besuchen wollte.

Nachmittags wartete er auf Annie. Aber sie kam weder an diesem, noch am nächsten Nachmittag, noch die ganze Woche überhaupt. Monate vergingen. Klaus verschob seine Reise von einer Woche zur anderen. Es war unsinnig, noch auf Annie zu warten. Entweder hatte sie den ganzen Handel vergessen, oder es war ihr peinlich, ihren Besuch zu wiederholen. Trotzdem hängte sich die Einbildung an ihn, sie würde gerade kommen, wenn er weg war. Endlich — es war mittlerweile Sommer geworden — führte er seinen Entschluß aus.

In Köln verkaufte er die Stiche an einen Kunsthändler. Der Gewinn bedeutete für ihn ein kleines Kapital. Von dort fuhr er nach dem Marktflecken, in dessen Nähe das Zuchthaus lag. Der mehrere Innenhöfe umschließende Gebäudekomplex stach mit seinem neuen roten Ziegeldach grell gegen den blauen Sommerhimmel ab. Vor seiner Front lag, von der mit Obstbäumen bestandenen Chaussee getrennt, ein weites Erbsenfeld, in dessen grünem Strauchwerk einige Gefangene unter Aufsicht eines Beamten mit Pflücken beschäftigt waren. Klaus, der sich vorher angemeldet hatte, wurde von dem Beamten in einen mit vergitterten Fenstern versehenen Raum geführt, an dessen weiß getünchten Wänden einige Bibelsprüche und Abbildungen hingen, welche die schädlichen Folgen des Alkoholgenusses versinnbildlichten. Nach einiger Zeit kam der Beamte wieder und führte einen alten, gebückten Mann herein, in braunen Sträflingskleidern, mit bartlosem, backsteinfarbenem Gesicht und kurzem, schlohweißem Haar, der langsam den Kopf hob und scheu gegen das Licht zu blinzeln schien.

Klaus warf einen fragenden Blick auf den Beamten, sagte: „Guten Tag, Vater!" und legte seine Hand in die grobe, schwere dieses fremden Mannes.

„Willst du dich nicht setzen?" fragte er dann und zog einen Stuhl unter dem Tisch hervor.

„Na, ich denke, ich kann euch allein lassen," sagte der Beamte. „So nach einer Stunde komme ich wieder."

Damit ging er, und Klaus hörte, wie er die Tür hinter sich abschloß. Als sie allein waren, ging er auf seinen Vater zu und klopfte ihm zaghaft auf die Schulter.

„Mein lieber Vater. — Nun bist du bald wieder ein freier Mann. Wie lange ist das her, daß wir uns nicht gesehen haben!"

„Ja. — Sehr lange."

Und Klaus empfand schwer und dunkel den Vorwurf, der in diesen Worten lag. Ein einziges Mal hatte er nach seines Vaters Verurteilung diesen besucht. Seitdem nicht wieder. Warum war er nicht schon früher gekommen? Er hätte es möglich machen können, wenn er nur gewollt hätte.

Mit ungewissem Blick aus den eingesunkenen Augen sah Ebenstock seinen Sohn an.

„Ich kann dich gar nicht erkennen. Meine Augen sind recht schlecht geworden. — Wie groß du geworden bist."

‚Und wie klein du geworden bist!' dachte Klaus. Das war das Befremdendste und Erschütterndste: er hatte seinen Vater als einen aufrechten, massigen Mann in Erinnerung, und vor ihm stand diese eingeschrumpfte, gebeugte und gleichsam in die Erde gewachsene Gestalt.

Er nötigte ihn wieder zum Sitzen, und während Ebenstock mit seiner plumpen und doch so nervösen Hand über die Tischplatte wischte und fingerte, als wenn er etwas zerkrümelte, begann Klaus von sich zu erzählen, von seiner ersten Stellung und seiner jetzigen, daß die Lehrzeit bald vorüber sei und er hoffe, Gehalt zu bekommen. Und daß es ihm im ganzen gar nicht schlecht gegangen

sei. Und dann sprach er mit stockenden Worten von der schweren Zeit, die der Vater durchgemacht habe und daß jetzt hoffentlich bessere Tage kämen.

Der fremde alte Mann, in dessen Gesichtszügen die Augen des Sohnes unruhig forschten, hörte, in sich versunken, zu, ohne etwas zu erwidern. Da keine Antwort kam, begann Klaus wiederum von sich zu sprechen. Und wußte endlich nicht mehr, was er sagen sollte. Es entstanden Pausen. Er blickte auf die runde Uhr an der Wand. Wie aufregend das langsame Ticken klang! Wie endlos sich eine Stunde dehnte, wenn man sich nichts zu sagen hatte! Und schließlich schob er seinem Vater die Kiste Zigarren hin und holte aus seiner Brieftasche einige zusammengefaltete Scheine.

„Da. Das habe ich dir mitgebracht."

„Danke," sagte Ebenstock, dessen Hände mit scheuer Hast von der Tischplatte verschwunden waren.

„Zigarren, Vater. Du rauchst doch gewiß noch gern."

„Nein!" — Er schüttelte erschrocken den Kopf. Und fügte scheu hinzu: „Seitdem nicht mehr. — Nur manchmal im Traum. Aber dann springe ich auf und schreie Feuer. — Ich will die Kiste dem Herrn Aufseher schenken. Er hat mir erlaubt, daß ich eine Topfrose in der Zelle habe."

„Dann nimm die paar Mark, Vater. Ich ... habe sie mir nebenbei verdient."

„Ich brauch's nicht. Ich hab' mir selbst ein bißchen gespart. Du brauchst das Geld nötiger als ich." Und Klaus sah plötzlich, wie auf den harten, rissigen Wangen Tränen hingen, gerade als wenn die borkige Rinde eines Baumes Harztropfen ausschwitzte. Und während der Alte die Hand des Sohnes drückte und streichelte, sagte er: „Daß du doch noch gekommen bist! Ich dachte, du wolltest nichts mehr wissen von deinem Vater im Zuchthaus."

„Wie konntest du das nur denken! Ich wollte doch immer kommen. Aber es ging immer nicht."

„Und ich hab's ja auch nicht um dich verdient. Ich hätte auch an dich denken müssen, nicht nur an die Mutter." Wieder fingerten die Hände nervös auf der Tischplatte. „Aber das war das Schwerste in der ersten Zeit. Kein Mensch, der einem ein gutes Wort sagte. Wenn damals Hans Bokelmann mir nicht geschrieben hätte —! Wie geht's ihm?"

„Gut. Er studiert jetzt."

„Seid ihr noch immer so gute Freunde?"

„Immer noch."

„Das ist recht. Halt' ihn nur fest und bleib auch du ihm treu. — Ja — ein guter Freund ist besser als ein Bruder. Damals, als Agnes krank war und ich so in Not steckte, habe ich an Onkel Fritz geschrieben. Er sollte kommen und mir helfen. Einen Brief, daß sich ein Hund hätte erbarmen müssen. Aber er schrieb mir wieder: ‚Ich habe Dir ja immer gesagt, Du solltest Agnes nicht heiraten, nun siehst Du's.' Und kam nicht. — Da dacht' ich, mit dem Brief steckst du's Haus an, dann muß es doch brennen." Seine Stimme hatte ein wenig erregter geklungen, die müden Augen hatte ein zorniger Schein erleuchtet. Nun machte er eine unbestimmte Bewegung. „Ach — wer kann den andern ins Herz gucken! Vielleicht hat er's in seiner Art gut gemeint. Und ich bin der letzte, der über andere urteilen darf." Er verfiel wieder in Schweigen; man hätte denken können, er träume in halber Gedankenlosigkeit vor sich hin, wenn nicht dies unruhige Krümmen und Winden seiner Finger gewesen wäre. Endlich erhob er den Kopf und sagte, die Worte schwer vor sich her schiebend: „Erzähl' mir — was du noch von der Mutter gehört hast."

„Ich schrieb ja, ich wollte sie besuchen, aber es ging beim besten Willen nicht. Ich konnte nicht fort."

„Wie ist sie denn gestorben? Sie hat wohl einen sehr schweren Tod gehabt?"

„Nein, die Schwester schrieb, daß sie ganz sanft eingeschlafen ist."

„Das schreiben sie immer. — Einen leichten Tod! Und hört, daß ihr Mann ein Brandstifter ist."

„Sie hat's ja gar nicht mehr erfahren."

„Zu ihrem Begräbnis warst du nicht?"

„Nein. Es ging wirklich nicht."

„Und später. Hast du ihr Grab gesehn? Weißt du, ob es auch gut gepflegt ist?"

„Ich konnte die weite Reise noch nicht machen. Aber jetzt, wenn ich etwas freier bin, will ich ihr Grab besuchen. — Wir fahren zusammen, Vater."

„Ich nicht. Ich bleibe hier. — Und wenn meine Zeit herum ist, dann besorgt mir der Herr Oberinspektor eine Stellung als Landarbeiter auf einem Gut hier in der Nähe. Da bin ich unter Aufsicht und habe Ruhe vor den Leuten."

„Kannst du nicht was Besseres finden, Vater? Landarbeiter — bist du dafür nicht zu schade?"

„Nein, nein, die Herren meinen es sehr gut mit mir. Ich hab' nicht gelernt, wie man das Leben richtig angreifen muß. Und lern's auch nicht mehr. Will's gar nicht lernen. — Du sorgst am besten allein für dich. Ich wäre dir nur eine Last. Und deine arme Mutter ist tot. — — Du glaubst,

sie hat nicht erfahren, was ich Schlechtes getan habe?"

„Sicher nicht."

„Ich habe ja meine schwere Strafe dafür bekommen. Die Herren sagen es alle, auch der Herr Pfarrer, die Strafe wäre sehr schwer. Aber das Schwerste war, daß deine gute Mutter starb, und ich nicht bei ihr sein konnte. — Ja, besuche ihr Grab. Und laß es gut pflegen. Laß ein paar Federnelken drauf pflanzen. Die hatte sie so gern. Sie sind nicht teuer. — Ich hätte noch eine Bitte."

„Ja, Vater?"

„Wer hier stirbt, der kommt in die Universität. In die medizinischen Hörsäle. Die Herren Studenten machen ihre Experimente an seinem Körper. — Ich möchte bei deiner Mutter begraben sein. Willst du dafür sorgen?"

„Ich versprech' dir's. Aber, Vater, so weit sind wir doch noch nicht."

„Ich wollte, es wäre erst so weit. Jetzt, wo ich sicher bin, daß mir der Wunsch erfüllt wird, will ich gern sterben. — Wer weiß — unmöglich ist es ja nicht, daß es wahr ist, was der Pfarrer sagt. Ich denke manchmal, es gibt so viel Sterne, warum sollten die alle leer sein? Warum sollte es nicht einen geben, wo das Leben leichter ist? — Und wenn's auch nicht wahr ist. Wenn ich nur still bei deiner Mutter liege, dann bin ich glücklich und zufrieden. Versprichst du mir's?"

„Ja, Vater, du kannst dich fest drauf verlassen."

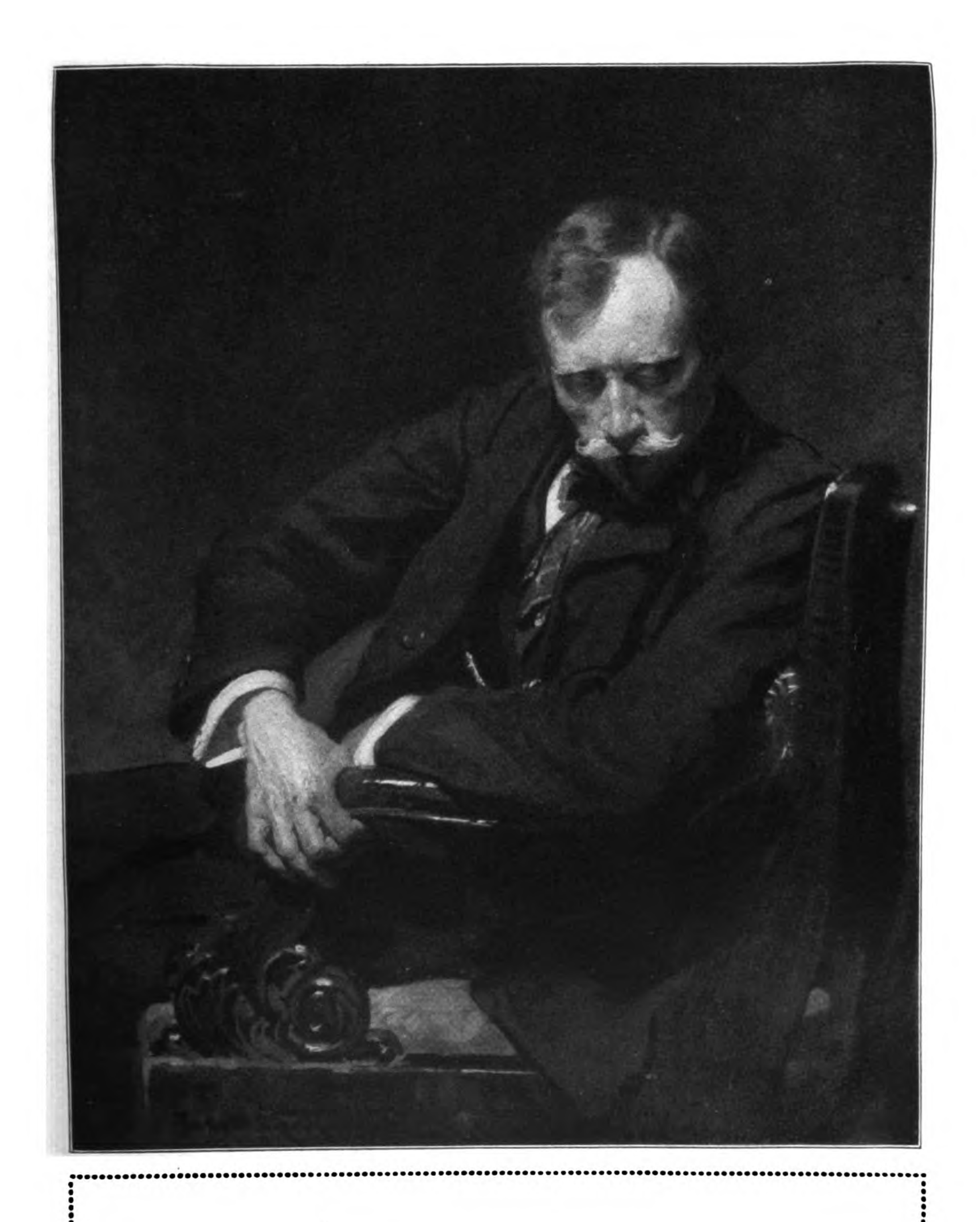
Des Alten Hand lag nun in besänftigter Ruhe regungslos auf dem Tisch. Nach langem Schweigen sagte er: „Ich träume manchmal von deiner Mutter. Sie ist bei meinem Vater in der Gärtnerei. Ich komme und bringe ihr Blumen. Aber wenn ich näher komme, ist sie verschwunden, und ich sehe nur noch die Blumen. Auch auf dem Feld ist sie manchmal. Da draußen an der Gutsgrenze stehen zwei Birken, die leuchten so weiß. Und hinter der einen sehe ich sie. Immer will sie mir was sagen. Aber gerade, wenn ich denke, jetzt wird sie's sagen, ist sie weg. — Aber einmal werde ich's doch erfahren, hier oder anderwärts."

Er blickte auf, und aus dem harten Gesicht mit den wie versteinerten Runzeln schimmerten die Augen gleich sehnsüchtigen Lichtern aus dunklen Tiefen, während er durch das vergitterte Fenster sah in die abgrundtiefe Ferne des sommerlichen Himmels. Und es war ein seltsames Gefühl für Klaus, der ergriffen diese stille Sehnsucht seines Vaters mitempfand und zugleich wie ein dumpfes Grollen und Brodeln das dunkle, irdische Wünschen in seiner eigenen gespannten und unruhigen Brust spürte.

⌘ ⌘ ⌘

Hans saß im Eßzimmer am offenen Fenster, und sein Profil, unter dessen gebräunter, junger Männlichkeit seine Mutter immer noch die zarten Züge des Knaben und dann auch wieder die so viel ernsteren seines verstorbenen Vaters wiedererkannte, hob sich von dem Blättergrün und der Blütenbuntheit auf dem Fensterbrett ab. Der sonnendurchwärmte Wind haschte dann und wann den Rauch seiner Zigarette und trug ein Wölkchen zu seiner Mutter hin, die am Eßtisch stand und nach alter Gewohnheit das Frühstücksgeschirr in zwei chinesischen Lackschalen voll heißen und kalten Wassers abwusch. Und obwohl der Rauch, so schwach und verweht er war, sie ein wenig im Hals kitzelte und ihr keineswegs wohltat, freute sie sich doch daran, da er von ihrem Sohn kam. Wie lange war es her, daß kein Tabaksgeruch oder sonst ein Zeichen seines Daseins dies Zimmer erfüllt hatte! Über ein Jahr hatte sie ihren Jungen nicht gesehen, zu dem doch tagtäglich ihre Gedanken gingen, mochte er selbst scheinbar sie auch manchmal vergessen haben. Aus seinen Briefen, die nicht häufig, aber immer lebendig und aufrichtig waren, bald voller Überschwang und mit ausführlichen Erzählungen gefüllt, bald von vielsagender Kürze, hatte sie ein teilnehmendes Wissen von seinem Leben gehabt. Manches hatte er geschrieben, was er vielleicht mündlich nicht ausgesprochen hätte, und dennoch hatte eben die Bekräftigung seiner Gegenwart gefehlt, die ihre Sorge beschwichtigt, ihre Hoffnungen vergewissert hätte, und sie hatte unter der langen Trennung mehr gelitten, als sie ihm eingestanden. Nun war er wieder da, sie war seiner teilhaftig und wußte, daß er derselbe geblieben war, als der er fortgegangen, trotz mancher Torheiten und Jugendstreiche und eines erschreckenden Mangels an Ordnungssinn in bezug auf seine Geldwirtschaft, derentwegen der Vormund schon verschiedene Male die Bitte an sie gerichtet hatte, ihn ernstlich zu ermahnen. Sie hatte es getan, jedoch auf ihre gutmütig mütterliche Art, die in gelegentlichem Leichtsinn noch kein Verbrechen sah, und nun freute sie sich, daß sie ihm ihr Vertrauen bewahrt hatte. Hans sah den schönen, fast männlich ausdrucksvollen Händen seiner Mutter zu, die nun schon ein wenig zittrig, dennoch mit solcher Behutsamkeit das feine, durchscheinende Porzellan berührten, und sagte: „Die lieben alten Tassen! Die sind doch sicher so alt wie du."

„Wenn nicht noch älter! Die waren schon



Bildnis
Gemälde von Alexander Makowsky

in meinem elterlichen Haus im Gebrauch. Meine Mutter hat sie auch immer selbst gewaschen. Darum haben sie sich so gut gehalten."

„Ich erinnere mich noch: als kleiner Bengel wollte ich nur aus diesen Tassen trinken. — Gott, ja, woran hat man sich seitdem alles gewöhnen müssen!"

„Ich denke, das ist in mancher Beziehung auch ganz gut."

„Ich weiß nicht recht," erwiderte er, sich erhebend, „sich an das Mindere gewöhnen, mit dem Schlechteren vorliebnehmen — ob das gut ist."

„Aber sich abzuhärten und sich bescheiden, wenn's nicht anders geht —"

„Wenn's nicht anders geht! Aber wie oft schraubt man seine Ansprüche herunter und wird genügsam — aus Bequemlichkeit."

„So mein' ich's freilich nicht. — Du wirst erstaunt sein," fuhr Frau Bokelmann nach einer Weile fort, „wie Klaus sich entwickelt hat. Er ist ja fast zu ernst für sein Alter, aber was ist er für ein energischer und zielbewußter Mensch."

„Wenn ich ein Schicksal gehabt hätte wie er, dann hätte ich auch ein Ziel. Er mit seinem Unglück hat's in mancher Beziehung leichter als ich und mancher andere, die sich ihr Ziel erst suchen müssen."

„Glaubst du nicht, daß jeder Mensch sein Ziel in sich selbst hat?"

„Vielleicht. Nur ist der Besitz und das Wissen um diesen Besitz sehr zweierlei. — Ich könnte mir denken, daß ich mein ganzes Leben so hinschlenderte, ohne überhaupt je ein Ziel zu finden."

Er war vor ihr stehen geblieben, die Arme ausbreitend und fallen lassend, und diese eine Bewegung rief wie eine blitzschnelle Vision die Erinnerung an ihren verstorbenen Mann in ihr wach.

„Gott bewahre," erwiderte sie erschrocken und legte die Tasse aus der zitternden Hand. „Das wäre ja schrecklich, du, — ein Bummelant wirst du doch nicht werden."

„Ach, hab' nur keine Angst!" versetzte er einlenkend. „Ich werde mich schon zurechtfinden — schon dir zuliebe. Und ein bißchen Familienstolz habe ich schließlich auch. Es kommen mir nur manchmal solche Zweifel. Ich werde schon noch werden — so ... was man einen ganz pflichttreuen und gewissenhaften Menschen nennt."

„Ja, pflichttreu —" wiederholte seine Mutter, dem leisen Beiklang von Hohn in seinen letzten Worten überhörend. „Wie oft hat dein Vater das gesagt, wenn er übermüdet aus dem Ministerium kam: man muß sich trösten, daß man seine Pflicht erfüllt."

Aber es war nicht diese, es war eine ganz andere Erinnerung, die sie mit erschütternder Gewalt ergriffen und die hohe, aber wie bald schon von der Wühlarbeit der Krankheit gebeugte Gestalt ihres Mannes vor ihr hatte erstehn lassen. Sie sah die Bewegung seiner Arme, diese Geste eines Zusammenbrechenden, sein Lächeln voll herzzerreißender Traurigkeit, das die Maske eines zusammengefaßten Ernstes von seinem Gesicht gewischt hatte, und hörte die Worte: „Ich mag nicht mehr und ich kann nicht mehr. Ich gehe kaputt in dieser Tretmühle."

Und er war darin kaputt gegangen.

Aber sie wollte sich nicht erschrecken lassen von dieser Erinnerung, jetzt nach so langen Jahren, mitten im Morgensonnenglanz, mitten im Glück des endlich heimgekehrten Sohnes. Sie drängte sie zurück als Schwarzseherei und übertriebene Sorge gleich der, die sie um seine Gesundheit gehabt hatte.

Hans hatte seinen alten Platz wieder eingenommen und, zum Fenster hinausblickend, sagte er: „Mutter, die Birnen müssen doch nun reif sein."

„Freilich. Beim letzten Gewitter sind sie schon massenhaft in Nachbars Garten gefallen."

„I, das wäre doch des Teufels! Da werde ich gleich mal hinaufklettern und sie holen. Kommst du mit?"

„Geh nur, ich komme gleich nach."

„Nein, ich helfe dir ... Erinnerst du dich noch, wie oft ich das als Kind getan?"

Er nahm eine Tasse und das Handtuch. Seine Mutter sagte lächelnd: „Nimm nur den Henkel in acht!"

„Ja, Mutter, ja! Ach, wie oft hast du auch damals das gesagt. Aber habe ich je eine Tasse zerbrochen? Ich bin doch immer hübsch fein und behutsam damit umgegangen."

„Ja, das muß ich an dir loben."

‚Und hab' doch schon so manches zerbrochen, vergeudet, verloren,' dachte er.

Pfeifend, den Korb und den Pflücker, die er noch an ihrem alten Platz gefunden, in der Hand, seine Mutter am Arm, schlenderte er dann in den Garten und begrüßte mit Wiedersehenslächeln seinen alten Freund, den Birnbaum. Nun brauchte er nicht erst die Mauer zu ersteigen — ein Sprung, und er hatte die Gabelung umklammert und sich hinaufgeschwungen, und leicht, wie man einen oftmals begangenen Weg zurücklegt, kletterte er von Ast zu Ast bis in seinen Lieblingssitz. Aber die Hand, die sich schon zum Pflücken ausstreckte, sank hinunter, während er sich, leicht gewiegt, zurücklehnte.

Wie schön war es hier in dem grünen Haus mit seinen blauen und goldenen

Himmelsfenstern. Wie ruhig und auch wie köstlich belebt von Fliegensummen und fernem Vogelruf! Wie leicht die Luft und wie düfteschwer — und schwerer noch an Erinnerungen! Dort jenseits der Mauer die Gärtnerei. Fremde Menschen gingen dort umher mit Spaten und Gießkannen. Gestorben die feine, schöne Frau, verdorben sein alter Jugendfreund. Was war aus ihren Hoffnungen und Plänen geworden! Leben heißt vom Traum sich scheiden ... wie war ihm das nur angeweht, gestern schon, als er sich nach dem reich erfüllten Abend ins Bett legte, mit dem doch so köstlichen Wohlgefühl, wieder daheim zu sein unter seiner Mutter Dach. Es tönte melancholisch zag auch heute wieder unter allem Sonnenglanz und allem Heimkehrglück.

Und wie an einen von ihm Abgelösten und Fremden dachte er an den doch nicht mehr kleinen, sondern schon recht lang aufgeschossenen Jungen, der hier auf einem andern, noch gar nicht gewachsenen Baum sich gewiegt und mit verschwenderischen Händen Reichtümer ausgestreut hatte, als wären seine Wünsche Wirklichkeiten. Wenn er etwas vom Leben gelernt hatte, so war es Ehrfurcht vor jenen einst so leicht ausgesprochenen Worten, Ehrfurcht und ... fast etwas wie Furcht.

War es das? War seine beschwingte Kraft so schnell zu träger Schwere ermattet?

Er lag mit geschlossenen Augen und, vom Wind umspült, fühlte er wieder die leicht fiebernde Ungeduld und Hoffnung und Angst ... dies Spiel der lockenden und zerrinnenden Bilder ... die Dunkelheit und Leere zuletzt ... die doch nicht nur immer ganz Dunkelheit und Leere gewesen war, wenn auch nichts ihm blieb, kein Pfand, keine Bestätigung ... als nur dies gestaltlos hoffende Wünschen.

Während er so lag und manchmal einen tiefen Augentrunk aus der blauen Lichtflut über ihm tat, und durch seine Seele die Träume glitten gleich den durchsichtigen, unendlich fernen Wolkenfloren dort oben, sah und fühlte er, wie der Baum sich verwandelte, wie er kahl wurde, wie die Säfte stiegen im durstigen Holz, die Knospen schwollen, die Blüten aufsprangen ... der ganze frühlingsjunge Baum eine einzige, weißstrahlende Blütenkrone — wie der Wind sie dann verwehte, und nichts, so gut wie nichts blieb ... von Blättern versteckt, runzlige Reste nur, und dennoch ...

Er wiegte sich und streckte die Arme aus und spielte mit den Früchten, die prangend in schweren Büscheln an den Zweigen hingen, lächelte in dankbar beglücktem Zuversichtsgefühl. Kann Leben nicht auch heißen: seinen Traum erfüllen?

Er kletterte noch ein wenig höher, bis in die höchsten Äste, und sein Auge entdeckte über den Wipfeln der Nachbargärten die beiden leuchtenden Edeltannen im Dewerthschen Garten.

Wo mochte sie in diesem Augenblick sein? Ob sie seine Nähe ahnte? Sie — die er nie ganz hatte vergessen können, der er treu geblieben war, auch wenn er eine andere geküßt hatte. Ja, am treuesten gerade dann, ob er wollte oder nicht ... Nie war sie ihm so schön erschienen, nie hatte die Sehnsucht so an ihm gezerrt wie nach diesen Stunden, wenn er sich hatte verlieren wollen und nie ganz hatte verlieren können.

Als der Zug rollte, und die Räder stampften, hurtig polternd und doch nicht hurtig genug, da war sie ihm nah gewesen im blauen Dämmerlicht des nächtlichen Abteils, auf den Bahnhöfen, in der drängenden Menge hatte er sie gesucht und zu finden geglaubt ... war von ihr besessen gewesen mit solcher Sehnsucht des Herzens und solchem Fieber des Bluts, als könnte es nur einen Gang geben —

Und nun ... Warum wehte es auch jetzt leise und kühl und verzagt über sein heißes Herz? War es Furcht vor einer Enttäuschung? Schuldgefühl? Kindischer Trotz, weil sie so lange nicht geschrieben? War es die Ahnung, daß keine Erfüllung die köstliche Vorfreude, das unvergleichliche Bild in seinem Innern erreichen konnte?

War es nicht das Natürlichste, daß er gleich, noch in dieser Stunde, Annie aufsuchte? Und doch beschloß er, bis zum Nachmittag warten. Warum? Warum? Was war er für ein sonderbarer Mensch!

Als er vom Baum hinunterstieg und sich zu seiner Mutter auf die Gartenbank setzte, betrachtete diese erstaunt seinen leeren Korb. Er antwortete nur, die Birnen hätten da so wunderschön gehangen, daß er sie dem alten Baum nicht hätte fortnehmen wollen. Es hätte ja noch bis morgen Zeit.

Zum Mittagessen war Klaus eingeladen. Hans hatte mit dem alten Freund schon telephoniert und konnte sein Kommen kaum erwarten. Es lag in seiner Natur, daß er mit den Menschen noch tiefer verwuchs, wenn er von ihnen getrennt war.

Das Wiedersehen war herzlich. Auch Klaus freute sich und äußerte sein Gefühl durch ein heiteres, aufgeräumtes Wesen. Die Gewohnheit, abzuwarten, zu zweifeln und zu prüfen, dazu der Zwang, sein Leben nach einem vielseitig überlegten Plan einzurichten, hatte seinem Gebaren verschlossene Zurückhaltung und auf diesem Untergrund

konventionelle Höflichkeit aufgeprägt. Aber jetzt gab er sich frei und heiter.

Die beiden hatten einander viel zu erzählen. Besonders Hans berichtete mit ungestümer Lebhaftigkeit von München, wo er die beiden ersten, und von Genf, wo er das letzte Semester verbracht hatte, und Frau Bokelmann freute sich, daß die Anwesenheit des Freundes so manches zutage förderte, was dieser Trennungszeit noch mehr Inhalt und Leben gab.

Da meldete das Dienstmädchen, daß eine Dame im Haus warte. Sie möge nur in den Garten kommen, erwiderte Frau Bokelmann. Und da kam Annie die kleine Gartentreppe hinunter. Und nichts konnte hübscher sein als das erschrockene Erstaunen auf ihrem Gesicht zuerst, als das freudige Aufleuchten dann, und wie sie schließlich beschämt überglühte. Klaus war aufgesprungen. Aber Hans vergaß selbst das, konnte es wohl auch nicht vor heftigem Herzklopfen und niedergezwungen von den schweren, stoßweise andrängenden Strömen seines Bluts. Er sah sie nur an, die ein weißes, ein wenig ausgeschnittenes Kleid trug, im Gürtel einige Rosen und auf dem Haar einen breitschutigen Strohhut mit einem schmalen, herunterhängenden Seidenband. Er sah sie an und lauschte der Stimme, die ihm sagte, sie stehe da wie das Glück, das gekommen sei, um seine Furcht vor Enttäuschung zu enttäuschen und ihn ob seines Unglaubens zu beschämen.

Sie ging auf ihn zu und er ihr entgegen. So reichten sie sich die Hände.

„Ich hörte schon, daß du erwartet würdest. Aber daß du heute schon kämst —"

„Gestern abend bin ich angekommen."

Sie begrüßte nun Frau Bokelmann. Klaus wartete gespannt, wie sie sich ihm gegenüber benehmen würde. Er verbeugte sich förmlich, doch sie reichte ihm unbefangen die Hand.

Dann setzten sich alle und schwiegen einen Augenblick. Annie blickte ein wenig verlegen vor sich hin, nach junger Mädchen Art, und wartete, bis Frau Bokelmann das Wort an sie richtete und sich nach dem Befinden ihres Vaters erkundigte.

Es ging ihm besser, sogar überraschend gut. Der Sommer hatte sein altes Leiden zum Stillstand gebracht, und sofort waren sein Lebensmut und seine Arbeitslust zurückgekehrt. Er wollte in den nächsten Tagen nach Holland abreisen und versetzte durch seine Ungeduld schon das ganze Haus in Aufregung. Hans sagte, er würde ihm gern noch vorher guten Tag sagen. Dann müßte er bald kommen. Sie sprachen über dies und das, lauter gleichgültige Dinge. Aber jedes Wort und jeder Blick sagte ihm: was braucht man Briefe, wenn man einander gewiß ist? Ich dich vergessen — wie kannst du das nur glauben?

Da kam das kleine Dienstmädchen wieder und sagte, das Essen stände auf dem Tisch. Annie erhob sich rasch. Sie war ja nur auf einen Augenblick hinübergesprungen. Ach, und hier das Buch! Das hatte sie ja Frau Bokelmann zurückbringen wollen.

Hans begleitete sie ins Haus. Und da auf dem Flur, während er ihr folgte, blieb sie plötzlich stehn, und gegen die Wand sich lehnend, die eine Hand auf dem Rücken, indes die schlanken Finger der andern mit ihren rosigen Nägeln sich um die Rosen in ihrem Gürtel legten, fragte sie: „Du, Hans — saßest du vorhin nicht im Birnbaum?"

„Ja. Hast du mich gesehn?"

Sie antwortete nicht, nur ein Lächeln, unsichtbar, aber spürbar wie ein süßer, inniger Duft, überhauchte ihr Gesicht.

„Und bist gekommen? O, Annie ..."

Von einer großen Welle seines Blutes emporgehoben, umschlang und küßte er sie. „Meine Annie!"

Sie bog den Kopf zurück, sah ihn an und flüsterte: „Wirklich — deine Annie?"

Der Schritt des Dienstmädchens ließ sie auseinanderfahren. Sie öffnete schnell die Haustür. Er entriß der Enteilenden noch eine Rose und steckte sie in seine Brusttasche.

Dann ging er ins Eßzimmer, wo seine Mutter und Klaus in angelegentlichem Gespräch standen. Obwohl er gänzlich unbefangen tat, wußten die beiden doch so genau, was sich eben zugetragen hatte, als wäre die Wand durchsichtig gewesen. Das kleine Mädchen hatte eben die Suppenteller abgenommen und Frau Bokelmann begann gerade den Braten zu tranchieren, als Hans tat, wie wenn er sein Taschentuch vermißte, hinausging und auf dem Flur mit entzücktem Lächeln die Rose küßte.

⌘ ⌘ ⌘

Es war spät nachts. Frau Bokelmann hatte sich längst schlafen gelegt. Die beiden Freunde saßen in Hansens Zimmer, Klaus in einem bequemen Sessel am Tisch, auf dem geleerte Weinflachen standen, Hans auf der Bank des geöffneten Fensters, wo der Doppelstrom des Rauchs vieler Zigaretten und der feuchten Kühle von draußen sein heißes Gesicht umspülte. Am Himmel schwamm, von einem gelblichen Hof umründet, der blasse Halbmond. Gleich einem vielgestaltigen Delta mit kleinen, weißlich erhellten Seen und Tümpeln flossen die Wolken aus der am Horizont dunkel aufgestauten Masse über das Firmament. Als schwarze Gewölbe, aus denen Silberfunken und Fassetten aufblitzten, erhoben sich die Bäume in den

Gärten. Weich, dunkel und lockend gähnte die Tiefe, und der kühle Luftstrom haschte Hansens Gedanken und ließ sie vielgestaltig und unbestimmt zerfließen, bis er sich losriß und seinen Platz in der Sofaecke wieder einnahm.

Die beiden hatten getrunken und gesprochen, hatten ihr Inneres nach außen gekehrt und hervorgeholt, Hans, was ihm zu fragen aufgab, und Klaus, was ihn zu sagen gut dünkte. Und nun war es wie eine Antwort auf dessen Worte, als Hans sagte: „Um dich ist mir nicht bange. Du wirst dein Ziel erreichen, wenn du auch sagst, du hättest noch gar kein bestimmtes. Ich glaube, wer in die Tiefe fällt und daraus emporsteigt, kommt schließlich höher, als wer in mittleren Höhen seine Straße geht."

„Vielleicht," erwiderte Klaus. „Ich denke manchmal auch, ein gehöriger Fußtritt des Schicksals ist noch nicht die schlechteste Protektion. Aber wenn ich nun mein Ziel erreiche und in die Höhe komme — in welche Höhe übrigens, das ist immer noch die Frage — wann wird das sein? Wenn die schönsten Jahre meines Lebens vorbei sind. Wer gibt mir die wieder? Wer entschädigt mich für die Zeit, die ich in der Budike verbracht habe? Wenn mal die Zeit kommt, wo ich mich freier regen kann, dann werde ich mir sagen müssen: vor zehn, fünfzehn Jahren, famos — jetzt kommt's post festum. Ja, du —" fuhr er erregt, Hans ins Wort fallend, fort — „du hast gut reden, du mit deinen Reisen, deinen Abenteuern — gewiß, die Zeit vergeht dir nicht weniger schnell als mir — aber später hast du deine Erinnerungen — und ich, ich habe Hunger und keine Zähne mehr."

„Ganz so ist es nicht. Gewiß, ich habe eine herrliche Zeit gehabt, ich wäre ja undankbar, wenn ich das leugnen wollte. Aber Erlebnisse, Erinnerungen? ... Ich habe das Gefühl, die Zeit ist mir dahingerauscht, ich weiß nicht wie. Ich habe das Gefühl, das Eigentliche muß doch kommen. Und in dem, was mich zu tiefst beschäftigt: wer ich bin? Was meine Bestimmung ist? — in dem bin ich um nichts klüger geworden."

Klaus, noch immer erbittert über das, was er am Vormittag gesehn zu haben glaubte, dachte höhnisch: ‚Wer du bist? Ein mit bunten Träumereien sich aufputzender Durchschnittsmensch. Deine Bestimmung — du lieber Gott, du wirst schon noch alle die bunten Lappen einpacken und wirst werden, was dein Vater war. Wirst Annie heiraten und glücklich werden ... oder auch nicht.'

Hans aber, erregt und bedrängt von dieser bangen Ungewißheit, die das Glück und die Qual der Jugend ist, fuhr fort: „Ich möchte nur eins: mein Leben erfüllt haben. Aber was ist mein Leben? Was heißt überhaupt: leben? Wenn ich im Kolleg sitze und höre die Weisheit des Professors, diese Semestersuppenweisheit, dann reißt die Ungeduld mich fort, und ich denke, ich versäume was. Und bin ich draußen und habe, was ich will, so ist es auch nicht das Rechte. Was heißt leben? Sein Leben genießen? Aber das heißt, das Leben um sein Bestes betrügen. Heißt es, das Leben fliehn und sich in ein Werk versenken? Aber wie kann ich ein Werk schaffen wollen, wenn mich das Werk nicht ruft? Hundert Pläne! Aber was ich geschrieben habe, sind ja alles nur Zufallstropfen, nichts aus dem wirklichen Quell. Manchmal denke ich, es wäre gut auch für mich, ich käme unter die Räder und würde gefuchtelt und müßte meine Kräfte zusammenreißen. Manchmal bin ich alles dessen, worum du mich beneidest, so leid, so leid ... Manchmal wünsche ich mir alles Elend der Welt, denn Hiob ist ja doch tausendmal reicher als Salomo."

Er sprang auf, erregt und erschrocken, setzte sich wieder ans Fenster und starrte hinaus und empfand es als eine Herausforderung an das Schicksal, daß er das eben erlangte Glück fortwarf, wie seiner überdrüssig. Konnte das Leben etwas Tieferes geben als Liebe?

Aber war es der Niederschlag dieser allzu leicht verschäumten Zeit, war es die Gegenwirkung der ungeheuren Glücksspannung in den letzten Stunden: er fühlte ein schmerzliches Drängen, ein Sehnen, sich zu verwunden, zerrissen, gequält, bebend unter furchtbarsten Erschütterungen in der Tiefe zu liegen, als müßte es in seinem Innern noch unerlöste Kräfte und verschlossene Quellen geben, die nach Kampf und tiefstem Leid riefen als nach ihren Befreiern.

⌘ ⌘ ⌘

Als Hans am nächsten Vormittag Besuch bei Dewerths machen wollte, öffnete ihm der alte Diener die Tür und antwortete auf seine Frage, ob der Herr Professor zu sprechen sei: „Och Gott, nein, Herr Bokelmann, der ist nicht mehr zu sprechen." Und während er in der einen Hand die lange schwarze Florschleife, die er soeben an der Haustür hatte befestigen wollen, und mit der andern seinen zittrigen Unterkiefer hielt, fügte er hinzu: „Der Herr Professor ist heute früh in die Ewigkeit abgerufen worden. Och Gott, Herr Bokelmann, können Sie sich das denken? Als ich ihm beim Anziehen half, war er noch so vergnügt. ‚August,' sagt er zu mir, ‚hast du auch die Koffer heruntergeschafft? Ich reise morgen, am liebsten

reiste ich heute schon. Ich kann's vor Ungeduld kaum aushalten. Das wird 'ne Reise, alter Kerl, ohne Weib und Kind, 'ne Reise, richtig ins Blaue hinein. Ich will mir mal ganz neue Gegenden aussuchen.' — Und gleich nach dem Frühstück hat er angefangen zu packen und hat mich herumgehetzt, und ich habe gesagt: ‚Das ist nichts für uns, Herr Professor. Wir alten Leute müssen uns Zeit lassen.' Aber er hat geschimpft und mich hinausgejagt. Und wie ich wieder gekommen bin, lag er doch mit dem Kopf im Koffer, und sein Gesicht war ganz blau. Ich habe ihm gleich den Kragen aufgemacht, aber es war schon zu spät. Gehirnschlag, sagt der Doktor. Och Gott, och Gott, Herr Bokelmann, ich dachte mir gleich, die Eile hat was Unnatürliches, die bedeutet nichts Gutes. Und dann das viele Bücken. — Aber nun muß ich die Schleife festmachen. Ich muß ja alles allein machen. Die ganze Verantwortung liegt auf mir. Auf die gnädige Frau ist ja gar kein Verlaß. Och Gott ..."

Er bekreuzigte sich, denn soeben kam der Priester mit zwei brennende Weihrauchfässer schwingenden Chorknaben.

Die Zeitungen brachten lange Nachrufe über den so plötzlich aus dem Leben Geschiedenen, und die Begräbnisfeierlichkeit wurde mit dem ganzen, seiner Stellung entsprechenden Pomp vollzogen. Dann reisten die Verwandten wieder ab, und das große Haus lag mit geschlossenen Fensterläden tot im Licht der langen Sommertage.

Aber ehe der Tote noch unter die Erde gebracht worden war, hatte es in der Familie erregte Szenen und häßliche Worte gegeben. Dewerth hatte seine Frau zur Universalerbin eingesetzt, ohne nähere Angaben über sein Vermögen zu machen, und Frau Dewerth erklärte nach langem Drängen, daß ein nennenswertes Vermögen überhaupt nicht vorhanden sei. Alle Versuche, Ersparnisse zu machen, waren hauptsächlich durch die Ansprüche der Schwiegersöhne vereitelt worden. Das war für diese und ihre Frauen ein empfindlicher Schlag. Die Töchter waren es zuerst, die die Würde der Stunde außer acht ließen und sich gegenseitig beschuldigten, die Güte ihres Vaters mißbraucht zu haben.

Es war das erstemal, daß Annie den Tod kennen gelernt hatte. Und dieser war ihr in so grausiger Gestalt begegnet, daß er den Schmerz, der die Seele zerreißt, aus ihren Tiefen aber auch erlösende und lindernde Kräfte ans Bewußtsein trägt, zuerst kaum aufkommen ließ, vor den Krämpfen der Furcht und Verstörtheit.

Noch überschattete die letzte Krankheitszeit jene schönere Vergangenheit, als ihr Vater in seiner vergnügten Kindlichkeit weniger ihr strenger Erzieher als ihr Freund gewesen war, und sie härmte sich ab, daß sie ihm seine Liebe mit Kälte und Undank vergolten hatte. Ein kleiner Vorfall ging ihr besonders nahe.

Einen Tag vor seinem Tode hatte er einen hübschen und äußerst praktischen Reisebecher bei ihr entdeckt, den sie aus England mitgebracht hatte, und sie darum gebeten. Aber sie hatte ihn ihm verweigert, mit der Begründung, daß sie ein Geschenk doch nicht weiterverschenken könne. Nun schien ihr ganzer Mangel an Liebe und Geduld in diesem einen Versagen seinen Ausdruck gefunden zu haben, und da sie es nicht anders wieder gutmachen konnte, überwand sie ihr Grauen und legte den Becher dem Toten heimlich in den Sarg.

Es war nicht Schmerz über versäumte Liebe allein, mehr noch war Furcht dabei im Spiel. Denn nachts gab es nicht mehr den freundlichen Vater des Tageslichts, sondern die grauenvolle Gestalt, die sie einen Augenblick lang auf dem Boden des Ateliers ausgestreckt gesehn hatte: in dem bläulichroten Gesicht die aufeinandergewulsteten Lippen, denen ein wenig Blut entsickert war, das in dem langen, schlohweißen Bart eine rote Spur hinterlassen hatte, und das eine zugekniffene Auge, indes das andere, zyklopenhaft erweitert und schielend, ihr noch nach dem Tode bösartige Blicke zuzuwerfen schien. Diese Gestalt quälte sie nachts gleich einem Alb und Rachegespenst, umpreßte wie mit Fäusten ihr Herz, daß in diesem zerquälten Spiegel alles ein furchtbares Gesicht bekam. Sie war nicht mehr kindgläubig genug, um von der Beichte Erleichterung zu hoffen. Desto mehr bedurfte sie eines tröstenden Freundes.

Als Hans sie zum erstenmal sah, trug sie ein schlichtes, in Eile fertig gekauftes Trauerkleid, und ihr Gesicht hatte durchsichtige, fahle Töne, deren Schatten nicht auf der Oberfläche zu liegen, sondern aus der Tiefe emporzudunkeln schienen.

Hans drückte beiden Frauen die Hand, aber als er die ersten Worte hatte laut werden lassen, ging eine Erschütterung durch Annies Gestalt; ohnmächtig, ihren Schmerz zu verbergen, erhob sie sich und verließ mit einem flehentlichen Blick auf ihn das Zimmer.

„Sie hat es noch schwerer getroffen als mich und Rudi," sagte Frau Dewerth, „weil es sie mitten im Glück überrascht hat."

„Darf ich mit ihr sprechen?"

„Ja, gehen Sie! Versuchen Sie, sie zu trösten."

Er traf sie im Flur, als sie eben in den Garten hinaustreten wollte. Sich umwen-

bend, streckte sie die Arme nach ihm aus. „Du mußt mir helfen," flüsterte sie. „Ich habe ja alles verloren."

Sie schritten die wenigen Stufen der Veranda hinunter, und er führte sie über den in abendlichem Sonnenglanz liegenden, gewundenen Weg zu der Steinbank vor dem Boskett von Holunder und Jasmin.

Nachdem sie sich gesetzt hatten, ließ er sie zuerst ruhig ausweinen, indes er nur sacht über ihr Haar strich.

Vor ihnen plätscherte der Springbrunnen seinen dünnen Strahl auf die moosigen Grottensteine und das, von roten, goldenen und tief kupfrigen Blättern wie durchwirkte Wasser des kleinen Weihers nieder. Ein süßer Duft von Levkojen würzte die Luft, aus dem Laub der Apfelbäume schimmerten die reifen Früchte, und die hohen Malven mit ihren purpurnen Blüten verglühten wie stille Fackeln einer feierlichen Freude.

Und so sehr Hans mit ihr litt, empfand er doch etwas wie Glück, daß Annie sich zu ihm flüchtete wie einst als Kind.

Als er fühlte, daß ihre stoßweisen Erschütterungen kürzer und langsamer wurden, begann er von ihrem Vater zu sprechen. Und da sie ihn unterbrach, das Furchtbare sei, daß sie ihm gerade die letzte Zeit durch ihre Lieblosigkeit noch schwerer gemacht habe, erwiderte er: „Glaubst du nicht, daß das ein Vorwurf ist, den jeder von uns angesichts des Todes gegen sich erheben muß? Als ich nach Haus fuhr, wurde ich von der plötzlichen Angst ergriffen, meine Mutter wäre gestorben. Denn gerade in der letzten Zeit hatte ich so wenig an sie geschrieben und sie beinah vergessen. Können wir denen, die uns lieb haben, überhaupt ihre Liebe ganz vergelten? Jetzt mußt du es tun, indem du sein Andenken hoch hältst und ein guter Mensch wirst."

„Ein guter Mensch!" flüsterte sie. „Der kann ich nicht werden. Ich habe zu viel Böses getan."

„Nein, Annie. Gewiß nicht. Sag' mir, was du getan hast!"

„Ich will's dir sagen. Aber ich weiß, daß es dann zwischen uns aus ist."

„Glaubst du wirklich, es könnte uns irgend was trennen?"

„Und wenn ich dir sagte — etwas so Schlechtes und Niedriges . . ."

Während sie sich nachts umherwarf, hatte sie sich geschworen, ihm alles zu beichten, damit er ihr half, das Furchtbare zu tragen. Aber nun, wo sie davor stand, ballte sich alles hinter einer Wand von Scham und Angst zusammen. Er küßte ihre Augen und drückte die eiskalte Hand in seiner.

„Annie, was heißt denn überhaupt Liebe? Das heißt doch mitwissen und mitfühlen mit dem andern. Was wäre das für eine kindische und langweilige Art von Liebe, die nur ein Idealbild liebt! Auch ohne daß du's mir sagst, weiß ich, daß du Schlechtigkeiten und Sünden begangen hast, wie ich und jeder andere Mensch. Vielleicht schmerzt mich das, was du mir sagst. Denn auch mich schmerzt es, wenn ich an gewisse Dinge von mir denke. Aber meine Liebe zu dir wird dadurch nicht vermindert, ebenso wie ich nicht aufhören kann, mich selbst zu lieben. Und ich traue mir die Kraft zu, dies Schlechte zu überwinden. Auf diese Kraft vertraue ich auch bei dir. Vielleicht kann ich dir helfen. Aber dann mußt du mir auch vertrauen."

Da begann sie, ihm ihre Stimmung zu beschreiben, wie unsäglich sie sich in der Pension auf ihre Rückkehr gefreut, wie sie zu Hause aber alles verändert vorgefunden hätte, wie die Eltern ihr alle Vergnügungen, die die älteren Schwester so reichlich genossen, vorenthalten hätten. Wie aber ihr Verlangen, sich zu amüsieren, dadurch nur gesteigert sei. Wie sie geradezu behext gewesen sei und nichts gekannt hätte als nur den Wunsch, zu tanzen, zu flirten und sich den Hof machen zu lassen. Wie sie aber die Möglichkeit, einen Ball oder eine Gesellschaft mitzumachen, sich schließlich nur durch Lügen hätte verschaffen können, indem sie ihre Toilette heimlich zu Lisa schickte und bei der übernachtete. Und wie sie eines Tages, als sie auf ihren Vater besonders wütend gewesen, sich vorgenommen hätte, ihm einen Tort anzutun und deshalb . . . und auch, weil sie sich ein Theaterbillett kaufen wollte — aus seiner Kupferstichsammlung drei englische Stiche entwendet hätte.

Aufgewühlt und überreizt in ihrem Empfindungsleben wie sie war, hatte sie das Gefühl, daß sie sich Stück für Stück die Kleider herunterrisse und vor ihm läge mit besudeltem Körper, entledigt jeden Stolzes... tiefste Erniedrigung und Erlösung verband sich mit diesen übertriebenen Selbstanklagen . . . eine letzte Überwindung noch, und er würde sie aus dem Schmutz emporreißen — aber gerade als sie ihm gestehen wollte, daß sie die Stiche an seinen Freund verkauft hatte, beobachtete sie sein Gesicht und sah darin soviel schmerzliche Gespanntheit, daß sie, von Mitgefühl und Eitelkeit zurückgeschreckt, sich sagte, dies Schlimmste könnte sie ihm niemals antun, und nun erzählte, sie hätte die Stiche mit einem Bleistift kreuz und quer beschmiert, zerrissen und darauf verbrannt.

Er streichelte tröstend über ihre Wangen

und ihre mit Schweiß benetzte Stirn und sagte: „Wegen eines Nichts, Annie — wegen eines Nichts hast du dich so gequält. Und ich habe schon gedacht — verzeih mir — du hättest die Stiche gestohlen und verkauft."

„Und wenn ich das getan hätte?"

„Dann hätte ich das auch ertragen. Aber du hast es ja nicht getan und konntest es gar nicht tun, deinem ganzen Wesen nach. Im letzten Augenblick hätte dein Stolz revoltiert. Denn — Stolz ist doch der Grundzug deines Wesens."

Sie lehnte sich still an seine Brust, empfand wohl einen vagen Schmerz, daß sie sich ihm nicht ganz anvertraut hatte, aber viel stärker war das besänftigte Gefühl der Befreiung. Und es war fast nur wie eine Erinnerung, derer Wiederkehr sie jetzt nicht mehr fürchtete, als sie ihm dann die Gestalt des Toten beschrieb, der sie wie ein häßlicher Alb gequält hatte.

„Kind, wie kannst du denken, das wäre dein Vater! Was du gesehn hast, ist ja nichts als die Entstellung seines Todes. Für ihn war der Tod leicht und schmerzlos. Euch Hinterbliebenen aber zeigte er ein grausiges Gesicht. — Ich will dir sagen, wie dein Vater wirklich war ..."

Auch Rudi mußte bald wieder fort, aber ehe er abreiste, hatte er noch eine Aussprache unter vier Augen mit seiner Schwester. Indem er sich mit ihr auf das alte Kindersofa, dessen Sprungfedern einst unter ihren Kindertänzen gestöhnt hatten, niederließ, machte er seinem Unmut über die Verwandten, seiner Sorge über die mißlichen Vermögensverhältnisse und die Hilflosigkeit seiner Mutter Luft. Und das Schlimmste war: unter allen Freunden und Verehrern des Vaters wußte er keinen, zu dem man Zutrauen haben konnte.

„Ich weiß einen," erwiderte Annie. „Hans."

„O ja, Hans! Aber der ist nicht Papas Freund, sondern deiner und meiner. Annie, daß du den gefunden hast, darüber kannst du gar nicht glücklich genug sein. Ich finde ihn viel zu schade für dich."

„Na, höre mal, bei aller erlaubten brüderlichen Grobheit ist das doch ein bißchen stark"

„Ich mein's nicht so schlimm. Ich will dich nicht mit den Schwestern in einen Topf werfen. Aber unter uns gesagt, ein ziemlich koketter und leichtsinniger Racker bist du doch — was? Aber glaub' mir, Annie, solange Papa noch verdiente und wir in Kling, Klang, Gloria lebten, konntest du an jedem Finger einen Freier haben. Heut aber — ich kenne doch meine Leute hier. Die schwatzen viel von künstlerischen Idealen, von Kultur und geistigen Interessen, aber obenan steht das Portemonnaie. Wenn aus den Kreisen jemand behauptet, er heiratete aus purer Liebe, ist er entweder ein Trottel oder er lügt. Aber Hans ist von anderem Schlag. Darum sage ich dir: halt' ihn fest und bleib ihm treu!"

Annie blickte ihren Bruder nachdenklich an und erwiderte: „Gewiß, ich bin leichtsinnig. Aber ich glaube, ich bin auch ein anständiger Kerl. Und will ihm Treue mit Treue vergelten."

Die bitteren Erfahrungen dieser letzten Tage hatten sie gründlich gereinigt. Das häßliche Verhalten der Schwestern und Schwäger, die in dem verstorbenen Vater nur den verloren gegangenen Geldverdiener betrauerten, war ihr sehr nahegegangen. Aber zugleich war ihr durch diese Auseinandersetzungen ihre eigene Lage entschleiert worden. Nun begriff sie, daß die peinliche Empfindung, die sie manchmal gequält hatte, sie nähme in der Gesellschaft eine Sonderstellung ein, nicht bloß Einbildung gewesen war. Die jungen Herren hatten ihr den Hof gemacht, ihr geschmeichelt und sie doch irgendwie anders behandelt als ihre Freundinnen. Sie war eben keine Partie. Sie gehörte zu den Mädchen, mit denen man sich amüsiert, die man aber nicht heiratet. Und ihr Stolz zitterte in dem Nachgefühl der Demütigungen, denen sie sich unbewußt ausgesetzt hatte.

Der einzige, der, außer den paar befreundeten Malern, ihren Vater wirklich lieb gehabt hatte, war Hans. Er war auch der einzige, der es ehrlich mit ihr meinte. Der das Beste an ihr erkannt hatte, ihren Stolz.

Sie war glücklich, daß die Trauerzeit ihr Gelegenheit bot, mit ihrem ganzen früheren Verkehr zu brechen. Sie wollte nur ihn sehn und lebte nur für ihn.

Das leise Gefühl einer Schuld ihm gegenüber, das Bewußtsein, daß sie ihm das Letzte und Schmerzlichste verheimlicht hatte, machte sie noch weicher, noch hingebender und für seine Liebe noch dankbarer. Gleich in den ersten Tagen hatte sie mit ihm von ihrer mißlichen Vermögenslage gesprochen und ihm gesagt, daß sie kaum eine Mitgift erwarten könnte. Zuerst war er sehr betroffen, als er aber hörte, daß sie ohne allzu große Einschränkungen weiterleben und auch ihr schönes Haus weiter bewohnen könnten, war seine Sorge verflogen. In diesen Tagen der jungen Liebe sah er ihrer beider Zukunft nur wie ein kleines Haus im Grünen und darin das große Glück. Im Grunde jedoch lag ihm alle Zukunft drei Meilen hinter Weihnachten. Die Gegenwart erfüllte ihn

ganz, war Wirklichkeit und Traum, ein überwirklicher Traum, zu dem er jeden Tag neu erwachte, wenn er spät abends, wie in leichtem Fieber das erlebte Glück noch einmal durchlebend, eingeschlummert war.

Er hatte den Schlüssel zur Gartenpforte bekommen und kam immer schon in aller Morgenfrühe. Sorglos mißbrauchte er die Güte seiner Mutter und geizte ihr die Stunden ab, um sie mit Annie zu genießen. Den ganzen Tag fast waren die beiden zusammen. Allein und doch nicht allein. Er brachte ihr seine Bücher mit. Und sie, deren Augen so für alle Töne und Werte der Farben geschärft waren, bekam auch ein Ohr für den Rhythmus der Sprache und den Klang der Worte. Doch wurde das artistische Hören ihr nie das Wesentliche, und sie nahm die Dichtungen mit dem Ganzen ihrer Seele auf. Für Literaturgeschichte aber zeigte sie gar keinen Sinn. Für sie gab es nur zwei Dichter: Hans und Dingsda. Und nur einen, denn die Worte der Dichter wurden im Munde des Geliebten zu seinen eigenen.

Eines Abends nach einem sehr heißen und beinah schwülen Tage saßen sie noch auf der alten Efeubank beisammen. Annie hatte Kopfschmerzen gehabt und sich überhaupt in reizbarer Stimmung befunden, in einer Stimmung, wo sie getröstet, eigentlich aber noch mehr verwundet werden wollte. Das Gespräch war auf Hansens Aufenthalt in Genf gekommen, und Annie hatte sich beklagt, daß er ihr nie während der langen Zeit geschrieben. Er hatte sich zu rechtfertigen versucht, aber dann in seiner Ehrlichkeit doch den letzten Grund eingestanden und ihr sein Verhältnis zu einer jungen Schweizerin gebeichtet und hatte kurz noch dunklere und beschämendere Abenteuer erwähnt, über die er nicht gefragt sein wollte.

Sie litt. In dieser mutlosen, mit sich selbst unzufriedenen Stimmung hatte der Schmerz ungehemmte Gewalt über sie. Die Ferne, die ihn ihr genommen, die ihn bald wieder nehmen würde, ängstigte sie. Eifersucht brannte in ihr, aber zugleich fühlte sie, wie dies Brennen auch etwas von ihrem Schuldgefühl verbrannte. Das Bewußtsein, daß auch in ihm Dinge waren, die er verschwieg, wirkte wie ein Lospruch.

Sie küßte ihn und sagte, es hätte wehe getan, aber es wäre gut, daß er alles gesagt hätte. Dann schwiegen sie, und ihre Gedanken zogen verworrene Bahnen, indes etwas wie Fremdheit und Trauer und dunkle Scham zwischen ihnen lag.

Hinter den Bäumen in ihrem Rücken war aus der Nebelwand unwahrscheinlich groß und orangefarben der Vollmond aufgestiegen. Auf den erleuchteten Balkons der fernen Hinterhäuser saßen noch Menschen. Lachen, laute Stimmen, ein Grammophon, das abwechselnd Musik- und Gesangstücke näselte, klangen herüber. Auf alles das mußte Annie mit gequälter Aufmerksamkeit lauschen, und es hing irgendwie mit jener Ferne zusammen, die drohend und erregend brandete.

Sie hätten gern das Gespräch wieder angeknüpft und sich zueinander gefunden, aber immer glitten die Gedankenbahnen, die sich suchten, von neuem auseinander. Schließlich jedoch bat sie: „Sag' irgendein Gedicht!"

Nach kurzem Zögern sprach er mit verhängter Stimme, der seine Erregung doch seltsam durchdringende Gewalt gab, ihr ein Goethesches Gedicht vor.

Der Mond stand nun schon ziemlich hoch und ganz blank am Himmel und durchleuchtete bleich die Nacht, während die beiden im tiefsten Schatten saßen. Die Schwüle hatte sich zerteilt, und es roch nach kühlem Tau.

Als Annie nach der Versunkenheit des Aufhorchens wieder zum Bewußtsein kam, sah sie mit einer Ergriffenheit, die ihr fast weh tat vor Glück, die von sanften Silberströmen übergossenen Bäume und vernahm das leise Niederträufeln des Wassers auf den Grottensteinen, als wenn sie noch nie einen mondbeschienenen Baum gesehen und den kleinen Springbrunnen nicht schon seit ihrer frühesten Kinderzeit gehört hätte. Sie hatte sich an Hans angeschmiegt und spürte den leisen Tabaksgeruch an seiner Jacke. Und wenn sie sich ein wenig hob und das Gesicht zurückbog, senkte sich von oben aus der Finsternis sein Mund zu ihr hinab. Manchmal traf er zuerst ihre Augen und Wangen, bis ihre Lippen sich fanden und sie in einem Kuß verschmolzen. Aber dann lag sie wieder still an seiner Brust, leise gewiegt von seinen Atemzügen, in einem Gefühl seliger Sicherheit und Erlösung, während nur wie etwas Wesenloses, aus dem sie sich gerettet hatte, fern, da noch ein Ruf tönte, dort noch ein rötliches Licht glomm . . .

Hans war ihr Freund geworden, ihr Tröster, er wurde auch noch ihr Lehrer. Für alles, was ihren so lange brachen Geist jetzt bewegte, wollte sie von ihm Gewißheit haben. Und er genoß in dieser Zeit das schönste Glück, das einem geistigen Menschen zuteil werden kann: daß er seine eigenen Gedanken in neuer Strahlenbrechung, inniger aus dem Mund der Geliebten wieder hörte.

Aber zu anderen Stunden war er wieder ganz der große Junge, der sich kein besseres Vergnügen kannte, als in die höchsten Baumwipfel zu klettern. Es kitzelte ihn förmlich, den Obstsegen des Dewerthschen Gartens



Baumblüte im Solling. Gemälde von Louis Lejeune. (Kunstausstellung Ed. Schulte, Berlin)

selbst einzuheimsen. Und August war froh, seine alten Knochen schonen zu können. So saß er denn an manchem schönen Morgen hemdärmelig, in seiner ältesten Hose, in den Bäumen und ließ Äpfel und Birnen herunterprasseln, indes Annie das Einsammeln besorgte, eine weiße Schürze über der Bluse, mit bloßem Hals, im locker gesteckten Haar ein paar dürre, gekräuselte Blätter, rot von Sonne und Eifer, leuchtend wie die schönste Herbstblume.

Eines Nachmittags machten die beiden eine Bootsfahrt über den Rhein. Der Bootsbesitzer, ein alter Freund von Hans, von dem sie die „Libelle“ entliehn, wies auf die drohende Wolkenwand und meinte, sie sollten nicht allzulange fortbleiben, damit ihnen das Gewitter nicht über den Hals käme. Ach, das Gewitter drohe schon seit acht Tagen und würde auch diesmal wieder unverrichteter Sache abziehn, sagte Hans.

Sie kamen auch mühelos ans andere Ufer, als sie aber dort das Boot verankert hatten, um in einer nahen Wirtschaft etwas zu genießen, hob ein häßlicher, trockener Wind an, so daß sie es für besser hielten umzukehren. Und sie waren kaum ein Stück vom Ufer entfernt, da entlud sich mit Donner und Blitz ein wolkenbruchartiger Regen. Es war noch Zeit, wieder zu landen und sich in Sicherheit zu bringen, aber Annie meinte, sie kämen schon durch, und so legte er sich tüchtig in die Riemen.

Undeutlich sah er durch die wässerigen Schraffierungen, wie drüben am kahlen Ufer die hohen Pappeln mit ihren windzerzausten Ästen sich in die Arme fielen. Annie wurde von den Peitschenenden des Regens gerade ins Gesicht getroffen. Von dem Rand ihres Strohhutes träufelte es tintenschwarz. Ihre gekreuzten Füße standen schon im Wasser. Er riß die Ruder durch das trübbraune Gewoge, daß er manchmal Angst hatte, sie würden zerbrechen. Da hörte er hinter sich das hohle Tuten einer Dampfpfeife. Ein rascher Blick zurück — dicht vor ihnen stand mit schwarzer Rauchfahne ein Kohlenschlepper. „Mehr rechts!“ schrie er Annie zu. „Wir kommen schon vorbei,“ erwiderte sie ruhig. Und richtig kreuzten sie den Schlepper in wenigen Metern Entfernung. Einige Augenblicke waren sie ganz eingewickelt in dessen auf die Wasserfläche gedrückten schwarzen Kohlenschwaden und sahen einander nicht mehr. Als sie dann glücklich heraus waren, merkte Hans, wie die vom Ufer gebrochenen Wellen sich gegen die Bootsspitze warfen und sie überspritzten. Immer höher plantschte das Wasser mit jedem Ruderschlage auf dem Boden auf und nieder. Und die „Libelle“, die auf der Hinfahrt so leicht hingeflitzt war, war schwer wie ein Karren und kaum noch vorwärts zu ziehen.

Er wollte Annie die Schöpfkelte zuwerfen, wollte ihr zurufen, wenn sie absackten, sollte sie sich am Sitz festhalten, ganz untergehen könnte das Boot nicht. Aber jedesmal hielt ihn ihr ruhiger, zuversichtlicher Ausdruck zurück.

Rings um sie schaukelte, schäumte, gurgelte es. Dunkle Trichter strudelten. Immer häufiger schnappten die Wellen über den seitlichen Bordrand. Dazu zickzackten aus dem Wolkenschwarm fahle Blitze, und der Donner erschlug sie förmlich mit seinem knatternden und polternden Getöse.

Von Zeit zu Zeit fragte Hans: „Siehst du das Ufer?“

Jedesmal antwortete sie: „Noch nicht.“

Schließlich war er nur noch ein dampfendes, keuchendes Tier, das mit stummem eins-zwei, eins-zwei die Riemen ins Wasser hieb und an sich riß.

Da endlich rief Annie: „Das Ufer!“ Gleich darauf: „Langsamer! . . .“ Nach wenigen Augenblicken stieß das Boot gegen den Bordrand eines anderen und glitt durch die Lücke auf das vorgebaute Bretterfloß.

Während sie mühsam mit ihrem triefenden Rock über das Nachbarboot auf die vorspringenden Planken des Bootshauses kletterte, machte er die „Libelle“ fest und eilte dann zu ihr.

„Donnerwetter! — Das ging noch mal gut. Hattest du Angst?“

„Kein bißchen!“

„Und doch war's nah' daran! — Nah' daran!“

Sie konnte ihm das unaussprechliche Gefühl nicht erklären. Nicht einen Augenblick hatte sie Angst gehabt inmitten dieses gierig aufgeregten Gewoges. Und doch war sie fest überzeugt gewesen, als das Boot nur nur noch eine Hand breit, nur noch drei Finger, nur noch einen Finger breit sich über der schluckenden Tiefe erhob, daß es im nächsten Augenblick versinken würde. Und dann? Vielleicht erreichten sie schwimmend das Ufer. Vielleicht ertranken sie. Aber auch dieser Gedanke war unheimlich nur für ihren Verstand und beunruhigte sie nicht.

„Du Arme! Ach, ich könnte mich ja prügeln! Du Arme! Du Tapfere! Wie du gesteuert hast! Glänzend! So kaltblütig und sicher! — Ach, bist du blaß! Und naß! Schnell herein! Schnell! Du mußt was Heißes trinken.“

Aber sie breitete die Arme aus: „Küß mich!“

Und während er sie umschlang und unter

dem angeklatschten dünnen Zeug ihr zartes Fleisch fühlte, preßte sie sich gegen seine noch atemlos arbeitende Brust und drückte ihr kaltes, nasses Gesicht an sein glührotes und atmete den Schweißdampf ein und schraubte mit nimmersatter Gier ihre Lippen gegen seine und riß sich nur los, um sich noch fester zu schrauben, und fühlte, daß alle Blutwärme, alles Lebensgefühl nur von ihm kam, daß es kein anderes Glück für sie gab, als mit ihm zu leben, und daß auch mit ihm zu sterben nichts Schreckliches sei.

Da nun das Regenwetter einsetzte, begann Hans täglich einige Stunden zu arbeiten. Annie hatte sich ausbedungen, daß sie derweil seiner Mutter Gesellschaft leistete. Und hatte hinzugefügt, sie wisse, daß seine Mutter nicht allzuviel von ihr hielte, sie aber deren Vorurteil überwinden wolle, wie das zu machen sei?

„Mach' nichts! Mach' gar nichts!" erwiderte er lachend. „Gib dich einfach, wie du bist."

Aber in der ersten Zeit war es ein schwieriges Unternehmen. Denn Frau Bokelmann gehörte zu den Frauen alten Schlages, die nicht gerne untätig sitzen. Sie hatte immer eine Häkel- oder Nadelarbeit vor und flocht schweigsam in das auf- und niedergleitende Garn so manches Für und Wider hinsichtlich dieser zärtlichen Freundschaft ihres Sohnes. Und die sonst so bewegliche Annie fühlte anfangs ihre Zunge ganz gelähmt, schaute nur untätig diesen ruhelosen Händen zu und dachte manchmal zornig, man müßte doch rein blödsinnig werden von dieser ewigen Arbeit. Schließlich aber wurde ihre nimmermüde Geduld doch belohnt. Frau Bokelmann besaß eine Schwäche: nach Art einsam lebender Menschen erzählte sie gern aus alten Zeiten. Hier nun warf Annie ihre Angel aus und fing schließlich zugleich mit den Geschichten auch das Herz der gütigen Frau.

Als Hans im Spätherbst nach Berlin reiste, kam für Annie eine schwere Zeit, kamen trübselige, nicht endenwollende Tage, indes ihr Blut wieder unruhig pochte und ihre Wünsche hin- und herflatterten. Aber schon half ihr ein neues Erleben: seine Briefe. Er hatte sich, wie er schrieb, gänzlich entpoetisiert, war nüchtern geworden, nichts als Arbeitsmaschine. Nur abends, oder vielmehr nachts, veranstaltete er heimliche Feste, indem er sie zu sich beschwor. Wie er früher sich selbst gesucht hatte, wurde er jetzt nicht müde, sie zu suchen, die im Spiegel seines von ihr besessenen Herzens Bild und Lichtquelle zugleich war. Alles, was sie beschäftigte, ihre flüchtigsten Regungen, ihre geheimsten Träume, gerade das, wovon sie glaubte, kein Mensch dürfe es erfahren, mußte sie ihm mitteilen. Indem er mit seiner Verklärungskraft alles dem schönen, bereits fertigen, aber scheinbar immer neu erstehenden Bild von ihr einfügte, gab er ihr Mut, aus sich herauszugehen, erhöhte die Freude an ihrem Selbst und verfeinerte und vertiefte zugleich ihre Ansprüche daran. Noch empfand er seine Erlebnisse aus Büchern reicher als die der Wirklichkeit, so waren es immer wieder die Gestalten der Dichtung, mit denen er sie verglich, auf die er sie hinwies, mit denen sich zu beschäftigen er sie lockte.

Was diesen Briefen Schönheit und hohen Sinn gab, war seine poetische Kraft, die, gewaltsam gehemmt, nur um so ungestümer hervorbrach; was aus ihnen schmeichelte wie liebkosender Duft, war sein Liebesdurst, den er stillte, indem er ihr zu trinken gab; was sie aber beseelte und zu Zwiesprachen von Mund zu Mund belebte, war die unter allem Glück doch immer rege Furcht, sie zu verlieren. In dieser Furcht war kein Mißtrauen, keine Eifersucht, sie war vielmehr das Gefühl, daß ihre Liebe noch nichts Beruhigtes sei. Immer dachte er an Annie, wie er sie auf dem Eise geküßt hatte: sie war ihm entschlüpft, und er hatte sie wieder gefangen, aber noch einmal war sie entflohen, und er hatte sie von neuem erringen müssen. Das Vogelleichte an ihr, ihre Tanzseele war seiner Schwere das Verführerischeste. Und wie er als Kind sie mit bunten Märchen von ihren Gespielen weg in seine heimliche Welt gelockt hatte, so beschwor er noch einmal seine Verführungskraft und -kunst, um sie ganz mit sich zu durchdringen. Und was für ein Glück, als er las, wie sie seine Sprache immer besser verstand! Was für eine ergriffene Dankbarkeit, als sie voll Niedergeschlagenheit und Angst ihm einmal schrieb, daß heute kein Brief gekommen sei und sie einen zermarterten, freudlosen Tag erlebt habe.

In seinen Briefen bat Hans die Geliebte manchmal, diese oder jene Bestellung an Klaus auszurichten. Sie unterließ das jedesmal und schrieb ihm schließlich, es sei ihr peinlich, den Antiquitätenladen aufzusuchen. Da sie aber keinen Grund für ihre Weigerung angab, nahm er diese nicht weiter ernst und schickte ihr eines Tages einen Auftrag, den sie nicht gut unerledigt lassen konnte.

Sie hatte ein unbehagliches Gefühl, ja, geradezu ein wenig Groll gegen Hans, als sich die Tür zum erstenmal wieder mit dem fern gedämpften Trillern öffnete und die Gestalt dieses unheimlichen Menschen auftauchte, der in seinem halbdunklen Winkel gesessen hatte, als wenn er die ganze Zeit an nichts anderes als an die dumme Ge-

schichte von damals gedacht hätte. Wenigstens war er nicht so geschmacklos, mit irgendeinem Wort darauf anzuspielen.

Nach Erledigung ihres Auftrages wollte sie sich gleich verabschieden, aber Klaus ließ sie nicht fort, sondern holte aus einem Schrank einige erlesene Kostbarkeiten und bat um ihr Urteil. Sie atmete auf, als sie sich endlich losmachen konnte.

Aber Hans schien in seiner Arglosigkeit es geradezu darauf abgesehen zu haben, die beiden zusammenzubringen. Die Aufträge wiederholten sich und damit auch die Besuche, die Klaus jedesmal zu verlängern verstand, indem er ihr mit schmeichelnder Beflissenheit seine neuen Erwerbungen zeigte. Manchmal waren darunter alte Spitzen, Brokate, die sie befühlen mußte, oder Ringe, die er sie nötigte, über den Finger zu streifen.

Einmal, als sie auf ihr Fortgehen bestand, bat er sie, noch ein wenig zu bleiben, er hätte die ganze Zeit an sie gedacht.

„Sie haben an mich gedacht?"

„Mein Gott, Sie sind die einzige Dame, mit der ich mal ein menschliches Wort wechsle, da ist es doch kein Wunder, wenn Sie meine Phantasie beschäftigen."

„Ihre Phantasie! Halten Sie sich etwa für einen Dichter?" entfuhr es ihr höhnisch.

„Weil ich mit Hans befreundet bin? Nein! Ich habe zuviel Wirklichkeitswillen."

„Dann sollten Sie auch Ihre Phantasie in Ruhe lassen."

„Darf ein Wirklichkeitsmensch keine Phantasie haben?"

„Nein, denn ihm fehlt die Unschuld des Dichters." Brüsk verließ sie den Laden. Er zog sich mit bösen Augen in seine Ecke zurück. Diesmal war er zu weit gegangen.

Seit dem Tage, da Annie ihn zum erstenmal in dem Antiquitätenladen getroffen hatte, waren sein Blut und seine Phantasie von ihr besessen. Es war nicht ihre Schönheit allein, die ihn reizte. Vielmehr noch das Unerreichbare. Die trennende Kluft. Und das doch irgendwie Verbundensein ... In diesem Kellerhalbdunkel, umgeben von frivolen Kupferstichen, Emailmalereien, Porzellanfigürchen, von Lüsternheiten allerart, hatte sein Sinnenleben seltsam blutleere Triebe hervorgebracht, bis es sich heißhungrig auf Annie stürzte. Als sie ihren Handschuh abstreifte, hatte ihn der Gedanke erregt, daß sie damit einen winzigen Teil ihres Körpers entblößte. Mit zärtlichem Schauer hatte er ihre Hand in der seinen gespürt, diese mit soviel Sorgfalt gepflegte Damenhand, die ihn an ein kostbares Juwel erinnerte, das vor jedem Stäubchen durch eine Umhüllung geschützt wird. Aber das eigentlich Prickelnde und Aufregende war, daß diese zarte Hand durch einen Diebstahl besudelt war. Seitdem träumte er davon, wie diese eiskühlen Finger ihn liebkosen und die perlmutterfarbenen, spitzen Nägel sich in sein Fleisch einkrallen würden ... Er quälte sich an diesen Vorstellungen, haßte Annie darum, die ihn bei jedem Besuch unabsichtlich durch ihren Hochmut verwundete. Und seine durch die Einsamkeit und die Entbehrungen überreizte Machtgier malte sich die Stunde aus, wo er ihren Hochmut zerbrechen würde, in der ritterlichsten und zartesten Weise natürlich, ganz als Kavalier. Wenn er z. B. zu ihr sagte: „Gnädiges Fräulein, was Sie getan haben, ist ein glatter Diebstahl. Und hätte ich Sie nicht gehindert, so hätten Sie noch eine Fälschung hinzugefügt. Ich könnte Sie vor aller Welt kompromittieren. Aber die Zunge soll mir verdorren, wenn ich es tue. Ich lege mein Schicksal in Ihre Hand. Sie sollen in voller Freiheit entscheiden."

Es war ein unsinniges und niederträchtiges Spiel — er wußte es wohl. Dennoch kam er nicht los davon. Immer wieder lockte es ihn schon jetzt, mit irgendeiner Äußerung, die diesen hochfahrenden Ausdruck der Ablehnung hervorrief, sie zu reizen.

Aber diesmal hatte er sich vergessen. Wochen vergingen, ohne daß Annie ihren Besuch wiederholte. Endlich schrieb er an den Freund und bat ihn um ein Buch, von dem er wußte, daß sie es besaß. Aber auch diese List half nichts. Sie ließ sich nicht wieder blicken. Und dann nach Monaten erlebte er dennoch den Triumph, daß sie wiederkam. Frau Dewerth hatte versucht, ihre Finanzen dadurch zu halten, daß sie ihr Hauswesen einschränkte. Aber die zurückbleibenden Dienstboten, an das Leben aus dem vollen und den Schlendrian von früher gewohnt, verbrauchten immer noch übermäßige Summen. Das Schlimmste jedoch war der unaufhörliche Regen von alten Rechnungen. Alle Lieferanten, die früher so kulant gewesen, schienen sich verschworen zu haben, sie zu drangsalieren. Sie ließ immer größere Summen von der Bank kommen, bis diese eines Tages schrieb, ihr Sollsaldo habe eine Höhe erreicht, daß von einer weiteren Beleihung Abstand genommen werden müsse. Das war eine furchtbare Eröffnung. Unglücklicherweise hatte sich gerade an diesem Tage ein kleiner Farbenhändler gemeldet, der wegen einer unbezahlten Rechnung mit dem Gericht drohte.

Frau Dewerth weinte unaufhörlich. Sie hatte bereits von verschiedenen Bekannten in der Stadt Summen geborgt und verlangte

nun von Annie, daß diese Frau Bokelmann um das erforderliche Geld angehen sollte. Aber Annie erwiderte, lieber möge es zu einem Prozeß kommen. Schön, also das war das Ende! Das bedeutete den Gerichtsvollzieher, einen öffentlichen Skandal, Schimpf und Schande.

Endlich verfiel Frau Dewerth auf den Ausweg, sich an Klaus zu wenden. Hans hatte ihr früher einmal geraten, falls irgendwelche Möbel oder Gegenstände aus den Sammlungen verkauft werden sollten, seinen Freund zu Rate zu ziehn. Das fiel ihr jetzt wieder ein. Sie selbst konnte sich nicht vom Sofa rühren. Und nebenan saß der Farbenhändler. In dieser verzweifelten Lage ließ Annie sich bewegen, den verhaßten Gang noch einmal zu tun und Klaus mehrere Stiche zu bringen.

Sie hatte zusammengerafft, was sie fand, und es waren zufällig wenig wertvolle Sachen. Er bot einen viel zu niedrigen Preis. Kaum fähig, ihre kühle und hochmütige Haltung zu bewahren, nannte sie die Summe, die ihre Mutter brauchte. Er erklärte sofort, da es sich um eine momentane Verlegenheit handelte, so stände die Summe zur Verfügung. Die Stiche brauche er gar nicht. Aber sie wollte das Darlehn nicht annehmen, sondern erklärte, sie würde morgen andere Stiche bringen, um den Kaufpreis zu erzielen. Ohne Einwände zu machen, war er auch dazu bereit. Er merkte ihre Verlegenheit und war klug genug, ihr durch äußerste Zurückhaltung den Auftrag zu erleichtern.

Annie hatte kaum den Laden verlassen, als Meusinger erschien und fragte, ob Kunden dagewesen seien. Zufällig hatte es an diesem Nachmittag ziemlich viel zu tun gegeben, und Klaus stattete umständlich Rapport ab, wobei ihm die merkwürdige Unruhe seines Brotherrn auffiel. Meusingers Hände fingerten an den speckigen Aufschlägen des schwarzen Gehrocks, den er über den hellen Beinkleidern und der gleichfarbigen Weste trug, oder bohrten sich in den Zwischenraum zwischen Hals und Kragen oder fuhren unter seine Achselhöhle, als wenn es ihn überall juckte.

Plötzlich setzte er sich seinem Gehilfen gegenüber auf den Ladentisch und fragte, die Arme verschränkend, mit hochgezogner Stirn: „Und das blonde Fräulein in Trauer?"

Klaus überlegte, ob Meusinger ihn etwa beobachtet hätte. „Welches blonde Fräulein?"

„Die — die sogenannte Dame in Schwarz."

Ach, die — aber woher wissen Sie denn von der?"

„Ich frage Sie. Heraus mit der Sprache!"

„Selbstverständlich! Aber warum so unfreundlich? Da war 'ne Dame in Trauer."

„Ich will wissen, wer das war."

Klaus zuckte die Achseln. „Irgend jemand. Ich weiß selbst nicht."

„Was wollte sie?"

„Aber das wissen Sie doch eben so gut wie ich. Sie waren ja nebenan."

Meusinger rieb die Handflächen aneinander, fuhr sich über das Gesicht, auf dem es wie in einer Art Veitstanz zuckte, besonders der unrasierte Unterkiefer machte scheußliche Bewegungen. O, seine wahnsinnige Aufregung! Nur Ruhe, damit er diesen Schuft kleinkriegte!.. Er hatte Klaus schon seit Wochen belauert. Ein gegenstandsloser Argwohn, gezeugt aus Bosheit und Neid, ließ ihm keine Ruhe. Es wurmte ihn, daß Klaus in die Höhe kam, gute Anzüge trug, Mitglied eines Schachklubs und einer Gesellschaft für Altertumskunde war, — ihn, Meusinger, hatte man nicht aufgenommen — und überhaupt ein so selbstbewußtes Wesen zur Schau trug. Geduckt mußte er werden und die Furcht des Herrn kennen lernen. Das wollte er! Aber nur nicht zu weit gehn! Nur sich nicht hinreißen lassen! Einen besseren Gehilfen, einen so geschickten jungen Mann, bekam er ja nie wieder. Am besten war's vielleicht, man drückte überhaupt ein Auge zu, deckte den Deckel nicht ab von den Geheimnissen des Hauses Meusinger . . . Aber es schnürte ihm die Brust zu. Er erstickte dran. Er zitterte vor Wut bei dem Gedanken an die hochmütige Visage dieses Burschen. Plötzlich griff er in die Rocktasche. Wenn er jetzt eine Zigarette rauchen könnte, um sich zu beruhigen! Aber er fand keine.

„Sie — Sie — lassen Sie die Witze! Die Dame hat Ihnen Stiche verkauft. Wo sind sie?"

„Ja, wo sind sie nur?" erwiderte Klaus und begann auf dem Ladentisch zu suchen.

„Sie wissen recht gut, daß sie nicht hier sind. Sie haben sie ja selbst fortgeschleppt. Sie Gauner!"

„Aber Herr Meusinger, wir wollen doch solche Ausdrücke lieber vermeiden. Ich bin wirklich nicht daran gewöhnt. Wenn Sie's denn wissen wollen, die Dame ist eine Bekannte von mir. Ich habe ihr Geld geliehen, und sie hat mir die Stiche zum Pfand dagelassen."

„Und den Schwindel soll ich Ihnen glauben? Sie grüner Bengel! Sie Einfaltspinsel! Mich beschwindeln? Sie müßten doch Lyonel Meusinger kennen."

„Leider Gottes, ja, den kenne ich."

„Also geben Sie die Stiche heraus!" — „Bedauere." — „Nicht?" — Klaus schüttelte lächelnd den Kopf. — „Bringen Sie mich nicht zum Rasen. Ich mein's gut mit Ihnen.

Ich habe Mitleid. Aber wenn Sie nicht parieren —"

„Nicht doch!" sagte Klaus kühl und entfernte Meusingers Hand von seinem Jackett. „Nicht diese Intimitäten! Ein bißchen mehr Distanz, wenn ich bitten darf."

„Ein bißchen mehr Distanz!" äffte Meusinger ihm nach. „Sie mit Ihren verfluchten Redensarten! Ich werde Ihnen die Distanz schon beibringen. Wenn ich Ihnen sagte: Koffer gepackt und 'rausmarschiert! — dann hätten Sie vielleicht genug Distanz, was?"

„Soll das heißen, daß Sie mir kündigen?"

„Nein, aber daß ich Sie hinausschmeißen kann — wenn ich will. Dieser Handel mit den Stichen ist eine Unterschlagung. Ich kann die Polizei Ihnen auf den Hals hetzen — wenn ich will."

„Jetzt sind Sie aber wirklich grotesk. Sie sprechen von Polizei? Sie haben's nötig. Wenn hier die Polizei herkommt, dann interessiert sie sich für ganz andere Leute als für mich. Dann sieht sie erst mal nach, wer da hinten wohnt — ohne Anmeldung."

Meusinger fuhr zurück und wand und bog sich. Sein Kopf schraubte sich auf dem dürren Hals in die Höhe, seine Hände schwollen in den Hosentaschen zu dicken Klumpen an, und aus dem Zwischenraum zwischen Beinkleid und Weste quoll das faltige Hemd hervor.

„Das — das sind ja Drohungen!" fauchte er. „Das — ist ja — ein Komplott! Ihr Schufte! Ihr Aufrührer! O, dieser Sträfling! Dieser Zuchthäusler! — Der soll mir büßen!"

Klaus, der sofort seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen hatte, vertrat ihm den Weg. „Lassen Sie den alten Mann zufrieden! Der hat nicht das geringste getan."

Aber Meusinger rannte zur andern Tür hinaus. Nach einem Moment des Zögerns eilte Klaus ihm nach.

In dem von einer Petroleumhängelampe nur auf einen engen Umkreis erhellten Raum sah Klaus, wie Meusinger den schwachen und zu Tode erschrockenen Greis, der an dem kleinen Gasherd stand, wo auf einer bläulichen Gasflamme, zwischen Leimtöpfen und Lacktiegeln sein Abendessen schmorte, an den Schultern gepackt hatte und unbarmherzig schüttelte, während er ihn zugleich mit den niedrigsten Schimpfworten überhäufte, ihn mit der Polizei bedrohte und schwor, er würde ihn an den Haaren aus dem Hause schleppen und in die nächste Gosse werfen, damit er dort verreckte. Diese Roheit ließ Klaus jede Rücksicht vergessen. Er ergriff den ersten besten Gegenstand, einen Hobel, dann, als er des Alten eichenen Krückstock bemerkte, diesen und ließ ihn mit solcher Wucht auf Meusingers Rücken niedersausen, daß der, wie ein Hund aufheulend, zusammenbrach. Darauf nahm er Böger auf seine Arme und trug ihn sacht auf das hinter einem Bretterverschlag stehende Bett. „Armer Kerl!" tröstete er den Röchelnden. „Hat Ihnen einen schönen Schrecken eingejagt. Aber nur keine Angst. Der wird Ihnen kein Haar mehr krümmen. Sie auf die Straße werfen, nachdem Sie ihm hunderte und aber hunderte verdient haben, das wäre ja noch schöner! Kommen Sie, ich mache Ihnen die Weste auf, dann kriegen Sie besser Luft. Einen Moment, erst wollen wir mal Licht machen." — Er zündete eine Kerze an. — „So ... Soll ich Ihnen den Kopf nicht ein bißchen höher legen? — Seien Sie still!" wandte er sich an Meusinger. „Lassen Sie das verfluchte Flennen! — So geht's schon ein bißchen besser, was?" fragte er den Alten, dessen freiliegende magere Brust unter dem Vlies von grauen Haaren auf und nieder flog. Kopfschüttelnd wischte er ihm den in Strömen hervorbrechenden kalten Schweiß aus dem Gesicht, indes er ihm mit linden Worten Trost zusprach. Als er dann, um Wasser zu holen, an dem noch immer auf dem Boden liegenden Meusingers vorbeikam, verstärkte dieser sein Jammern wieder zu lautem Heulen.

„Donnerwetter," sagte Klaus, „wenn Sie nicht still sind, dann gibt's noch 'ne Tracht Prügel."

„Ich geh' auf die Polizei!" schrie Meusinger.

„So? Dann werden sie aber so bald nicht wieder zurückkommen. Diesmal gibt's mindestens sechs Jahre. — So ein Monstrum wie Sie nennt den armen Mann einen Strolch und Zuchthäusler. Was hat er denn getan? Einmal hat er getan, was Sie fortwährend getrieben haben. Ob ich die Leute mit falschen Banknoten oder mit falschen Bildern betrüge, das kommt auf eins heraus. Nur daß er sein ganzes Leben dafür gebüßt hat, und Sie haben gepraßt und geschlemmt. Aber nehmen sie sich in acht."

Als er dann wieder an das Bett trat, um Böger das Glas zu reichen, sah er, daß diesem weder mit Wasser, noch sonst mit einem irdischen Labsal gedient war. Er hatte noch nie dem Sterben eines Menschen beigewohnt, aber die Veränderung in dem Gesicht, der Blick voll unsäglicher Angst, das furchtbare Röcheln waren so unverkennbar, daß Klaus begriff, was hier am Werk war. Sein Grauen überwindend, in diesem einfachen Bedürfnis, die Todesangst der Kreatur zu lindern, legte er seinen Arm um die flatternden Schultern und wischte den Schweiß aus dem schon verfallenden Gesicht. Die plumpen Hände griffen in die Luft, fielen schwer hinunter, hasteten wieder empor, als

wenn ein Wille sie lenkte und sie etwas suchten. Er fragte Böger, ob er noch einen Wunsch habe, faßte unter sein Hemd und holte den mit Scheinen dick gefüllten Brustbeutel hervor.

„Soll ich ihn Ihrer Tochter geben? Seien Sie ohne Sorge, sie soll alles richtig bekommen."

Das Röcheln des Sterbenden klang wie das Stöhnen einer Säge, wenn sie am Ende eines zähen Holzblocks angelangt ist, bis es schwächer und schwächer und schließlich ganz still wurde. Noch lauschte Klaus ungewiß, ob diese Töne, die sein Ohr und sein ganzes Innere in einen Rhythmus bebender Betäubung versetzt hatten, wirklich verstummt waren oder ob er sich nur täuschte, als Meusinger ans Bett trat und in einem Ton, dessen heisere Frechheit seine Angst übergellen sollte, schrie: „Aufstehn soll er! Raus!"

„Wenn Sie nicht der Herrgott sind, dann bringen Sie den nicht wieder zum Aufstehn."

Meusinger beugte sich hinunter, und den entsetzten Blick bald auf die hingestreckte Gestalt, bald auf Klaus richtend, konnte er aus dem hohl geöffneten Mund nur einen unverständlichen Laut hervorbringen. „Jawohl, er ist tot! Sie haben ihm den Rest gegeben. Was nun?" Meusinger schlug sich vor die Stirn und brach in neues Lamentieren aus. Wenn die Polizei den Toten fand, war er verloren. Aus Gnade und Barmherzigkeit hatte er den Alten aufgenommen und die Jahre hindurch gefüttert: das war nun der Lohn für sein Mitleid.

„Mitleid? Aus Mitleid würfen Sie ja nicht einmal einem Ertrinkenden einen Strohhalm zu. Sie haben ihn behalten, weil er ein billiger Lohnsklave war." Klaus setzte sich auf einen Stuhl, und nachdem er sich eine Zigarette angezündet, sah er in düsterem Hohn Meusinger zu, der, die Hände in den Hosentaschen scheuernd, am ganzen Leibe zitternd, indes er halblaute Seufzer und Verwünschungen ausstieß, den düstern Raum mit gehetzten Schritten durchmaß und jedesmal zusammenfuhr, wenn sein Blick auf das Bett fiel. Vom Flackerlicht der Kerze beschienen, lag der Tote lang ausgestreckt, und sein hageres Gesicht warf einen grotesken Schatten gegen die weiße Wand. Steil und spitz ragte seine Nase empor. Eine Fliege umsummte sie gierig, kroch bald gemächlich den gebogenen Rücken hinan, hing bald wie ein unförmiger Tropfen an einem der Nasenlöcher, um dann mit plötzlichem, zornigem Summen aufzufliegen und ihr gieriges Kreisen fortzusetzen. „Nun?" fragte Klaus. „Was gedenken Sie zu tun? Vergraben können Sie die Leiche nicht. Sie werden den Fall schon anzeigen müssen. Verdammte Situation! Die Polizei wird fragen, warum Sie den Mann behalten haben? Natürlich wird man auch mich vernehmen. Meinen Sie, ich werde Ihretwegen eine falsche Aussage machen? Ich werde erzählen, was für wertvolle Fälschungen der Alte Ihnen geliefert hat."

„Das ist gelogen!" schrie Meusinger. „Tausend Mark zahle ich demjenigen, der mir nachweisen kann, daß in meinem Laden je eine Fälschung verkauft ist."

„In Ihrem Laden nicht. Aber wohin die Dinge gewandert sind, geht ja aus Ihren Büchern hervor. Auch Ihre Bilder. Die feinen Primitiven! Auch da werde ich wohl mit der Wahrheit herausrücken müssen. Ich kann's ja jetzt gestehn, manchmal ließen Sie den Schlüssel stecken, dann habe ich ein bißchen herumgestöbert in Ihrem Atelier."

„O, Sie Schuft! Eine solche Hinterlist! Ein solcher gemeiner Verrat!"

„Schimpfen Sie! Schimpfen Sie!" höhnte Klaus. „Wenn ein Betrüger von einem ehrlichen Mann ertappt wird, schreit er jedesmal Hinterlist und Verrat. — Nochmals, was werden Sie tun? Aber schließlich ist das Ihre Sache. Ich werde jetzt gemütlich zum Abendessen gehn. Soll ich eine Leichenwäscherin bestellen? Oder werden Sie selbst die Totenwache halten?"

„Ehe ich die Polizei hereinlasse, stecke ich lieber das Haus an," murmelte Meusinger.

„Soll ich Ihnen Streichhölzer geben?"

„Hören Sie auf, Sie Henkersknecht!"

„Ein Strick wäre für Sie das einzig Richtige. Wie alt sind Sie? Nahe an die sechzig. Nierenkrank sind Sie auch. Sie kommen nicht lebendig wieder aus dem Zuchthaus heraus. Ein netter Lebensabend, mit der Aussicht auf die Anatomie."

„Gehen Sie weg! Hinaus mit Ihnen!"

„Na, guten Abend!"

„Bleiben Sie, lassen Sie mich nicht allein!"

„Sie scheinen ein bißchen schlapp. Aber warum denn die Angst? Bluffen Sie doch die Polizei. Schreien Sie sie an: wissen Sie, wer ich bin? — Lyonel Meusinger!"

„O mein Gott! O mein Gott!" stöhnte dieser und sank auf einen Stuhl.

Plötzlich aber sprang er auf. „Ich hab's. O Gott, ich danke dir. Das ist ja die Rettung! Wir tragen ihn hinaus. Wir legen ihn vor irgendeine Tür, als wenn er dort krepiert wäre."

„Wir? Sie denken doch nicht, daß ich Ihnen helfe?"

„Helfen Sie mir! Ich biete Ihnen —"

„Und wenn Sie mir hunderttausend Mark böten, ich rühre keine Hand für Sie. Ja, wenn Sie mich anständig behandelt hätten —"

„Verlangen Sie, was Sie wollen, aber lassen Sie mich nicht im Stich!“

Meusinger klammerte sich an Klaus, der sich erhoben hatte, fest und warf sich vor ihm auf die Knie nieder. „Lassen Sie mich nicht im Stich. Ich flehe Sie an. Um alles in der Welt, helfen Sie mir!“

„Sind Sie ein Hundsfott! Stehen Sie wenigstens auf. — Was zahlen Sie, wenn ich die Leiche wegschaffe? Ich mache die Sache ganz allein. Sie brauchen sich um nichts zu kümmern.“

„Bravo!“ schrie Meusinger, wie neubelebt aufspringend. „Bravo! O, ich habe Sie immer für einen sogenannten Prachtkerl gehalten. — Also was verlangen Sie? Aber, lieber Freund, meine Barmittel sind knapp. Was ich verdiene, fliegt auch wieder hinaus. Und — bedenken Sie, dies Malheur mit dem armen Böger, das bedeutet ja allein einen Verlust von vielen tausend.“

„Da kommt's also auf ein paar tausend mehr nicht an,“ erwiderte Klaus und nannte eine Summe.

Ein erbittertes Feilschen begann. Mehrmals drohte Klaus fortzugehn, ehe Meusinger einwilligte, die Hälfte der geforderten Summe zu zahlen. Klaus riet dem Antiquitätenhändler, ruhig zum Abendessen zu gehn, bis zum Morgen würde alles besorgt sein. Er selbst begab sich in eine kleine Kneipe, in der er an guten Tagen manchmal zu Abend aß. Er traf dort den Baron von Schwärzell, einen Bekannten vom Schachklub, mit dem er bis nach Mitternacht zusammenblieb. Auf dem Wege ins Café erklärte er, noch ein Rendezvous zu haben, doch würde er in einer knappen Stunde nachkommen.

Um diese Zeit lag die Gasse der Altstadt gänzlich menschenverlassen. Klaus überwand sein Grauen und lud sich den Toten auf die Schulter, indem er grimmig dachte: sic itur ad astra ... und begab sich nach getaner Arbeit in das Café, wo er sich mit einem Kognak stärkte. Darauf begleitete er den Baron, der ihn wiederholt zur Besichtigung seiner Wappensammlung aufgefordert hatte, in dessen Wohnung und kehrte erst, als bereits der Tag graute, nach Hause zurück.

Einig hundert Schritte von dem Antiquitätenladen entfernt gewahrte er vor einer Tür eine kleine Ansammlung von Marktweibern und Fabrikarbeitern. Sich über die Köpfe der Neugierigen beugend, sah er auf der untersten Treppenstufe eine kauernde Gestalt, deren Gesicht von dem verstaubten Hut verdeckt war. Stock und Ranzen lagen daneben.

„Ein Mord?“ fragte Klaus.

„Ach wo,“ erwiderte ein Kutscher von der Höhe seines Wagens. „Ist ein Landstreicher. Ist ganz friedlich gestorben.“

Klaus begab sich zur Tochter Bögers, händigte ihr den Brustbeutel aus und berichtete, was geschehn war. Er gab ihr den Rat, sich entweder gleich an den Fundort des Toten oder später zur Polizei zu begeben und dort ihren Vater zu rekognoszieren. Sie war eine verständige Frau, und er brauchte nicht zu befürchten, daß sie etwas verriet.

⁂ ⁂ ⁂

Wenige Wochen später kündigte Klaus. Meusinger machte ihm die verlockendsten Angebote, um ihn zu halten. Aber er lehnte ab, da er sich inzwischen eine gut bezahlte Stellung in der ersten Kunst- und Antiquitätenhandlung der Stadt, bei einer alten und makellosen Firma, verschafft hatte. Aber ehe er den Posten antrat, machte er von seinen Ersparnissen eine längere Reise nach Süddeutschland und von dort über Kassel und Dresden nach Berlin. Er wollte seinem theoretischen Wissen durch die Anschauung das Fundament schaffen und studierte eingehend die großen Museen und Bildergalerien. Nach Berlin brachte er Empfehlungen an die Besitzer einiger Privatsammlungen mit, und seine Tage waren so ausgefüllt, daß er nicht gleich dazu kam, seinen Freund aufzusuchen. Wenigstens redete er sich das ein und täuschte sich vor, es verlohne sich nicht recht, Hans von seiner kostbaren Zeit viel zu opfern. Im Grunde aber war es sein schlechtes Gewissen, das ihn den Freund meiden hieß. Nachdem diese Scheu aber einmal überwunden war, machte sich die alte Anziehungskraft wieder geltend, und die beiden verbrachten mehrere Abende zusammen in endlosen Gesprächen. Hans hatte, wie er Annie geschrieben, allen blauen Träumen Valet gesagt und sein bisher von Launen geschaukeltes Leben in geradem Kurs aufs Philistergestade gerichtet. An dieser Wandlung war nicht nur die Liebe, die sein Verantwortungsgefühl geweckt hatte, schuld. Er wußte selbst nicht, was ihn eigentlich auf diesen Weg gestoßen hatte, von dem er fühlte, daß er nur ein Umweg sein könne. War's schließlich auch nur eine neue Laune? Eine neue Betäubung? ... Aber er gab sich einfach dem Triebe hin, der ihn nötigte, seine vielgestaltigen Sehnsüchte zu vergewaltigen, sich unter die Fuchtel zu nehmen und in das langweiligste Studium sich zu verbeißen, als müßte er zeigen, daß er auch das bewältigen könnte.

Aber das Erstaunliche war, daß gerade das, was nach seiner Meinung ihn zum Philister herrichten sollte, ihn zum Gegenteil davon machte. Indem er seinen Geist wie in einer Art Zwangsdressur für den größten

Teil des Tages auf das Enge und Besondere richtete, weitete er ihn nur, verstärkte die Schwingen seiner Sehnsucht, verfeinerte seine Eindrucksfähigkeit. In der mönchischen Haft wurde der Rechtsstudent zum Lebensstudenten. Obwohl er nach beendigtem Kolleg selten seine Klausur verließ und von den vielfachen Berliner Beziehungen nur geringen Gebrauch machte, sondern lieber die Stätten aufsuchte, wo das Volk seine Nöte und Forderungen laut werden ließ oder Sonntags „in Lärm und Lust der Woche Qual" zu vergessen suchte, fühlte er sich dennoch von dem Chaos der ungeheuren Stadt umbrodelt und nahm mit geschärftem Auge und nachdenklichem Ohr die verworrenen Stimmen, die ihm von überall her entgegenschlugen, in sich auf.

Auf Klausens Wunsch hatten die beiden Freunde sich für den ersten Abend in irgendeinem Kabaret verabredet, wo sie bei parfümiertem Moselwein in tiefen Klubsesseln saßen, unbequem vor allzuviel Bequemlichkeit, geblendet durch das wie flüssiges Feuer von der Decke triefende Licht, und vergnügt den über die Bühne wirbelnden Tänzerinnen zusahen oder sich von einem Komiker zum Lachen bringen ließen. Im Bewußtsein seines zielsicheren Strebens, das ihm auch schon einige Erfolge eingetragen hatte, schlug Klaus dem Freund gegenüber zuerst den Ton leichter Überlegenheit an. Er erzählte viel von seiner Museumsreise, schwärmte von dem Kulturzentrum Berlin, von den Reichtümern und Kunstschätzen seiner Privatsammlungen, die freilich nicht dem ersten besten zugänglich waren. Aber nach und nach geriet seine Unterhaltung auf eine etwas flache und handelsmäßige Bahn, indem er nichts zu berichten wußte, als welche Gegenstände gerade Mode waren, wieviel sie früher gekostet und was jetzt dafür geboten wurde. Schließlich war es Hans, der dem Gespräch zu einem besseren Fortgang verhalf, indem er die Frage aufwarf, warum denn diese und jene Kunstschöpfungen augenblicklich geschätzt und andere, nicht minder gute unbeachtet blieben, und dies enge Gebiet in den Zusammenhang mit dem allgemeinen Zeitempfinden brachte.

Als sie dann heimgingen, sprach er von dieser Zeit, wie er sie empfand und begriff, von dieser erlebnisgierigen und so todessüchtigen Zeit. Man war kränker als krank: hysterisch. Voll Überdruß und Ekel an den Leistungen der letzten Vergangenheit, an Technik und Wissenschaft, konnte man sich doch nicht davon losmachen. Man erstickte im Reichtum. Man schrie nach Befreiung des Geistes. Aber was war dieser Geist? Jeder verstand darunter etwas anderes. Jeder hatte sein Spezialevangelium und keiner glaubte an das des anderen.

Aber das sei eben die Größe und Eigenart der Zeit, erwiderte Klaus, ihre Vielseitigkeit und Vorurteilslosigkeit, die jedem freie Bahn lasse. So seien denn auch überall neue Kräfte am Werk.

Also auch Klaus gehörte zu den Lobpreisern der Gegenwart? Aber bei solchen Worten müsse er immer an den Römer Symmachus denken, der schrieb, das goldene Zeitalter sei angebrochen, und wenige Jahre später zerbrach Alarich die Mauern Roms. Wenn das Neue, das im Entstehen sei, wirklich neu sei, so würde es als Katastrophe kommen. Oft wenn Hans in seinem Zimmer die Elektrische nachts vorüberdonnern höre, hätte er das Angstgefühl eines Erdbebens. Wo möge der Boden sich spalten, um die Zukunft zu gebären?

Kurze Zeit nach seiner Rückkehr erhielt Klaus von Frau Dewerth einen Brief, worin sie um seinen Besuch bat. Sie hatte beschlossen, einen Teil der Sammlungen ihres verstorbenen Mannes zu veräußern. Da es sich um einen größeren Verkauf handelte, machte Klaus den Vorschlag, bei dieser Gelegenheit die ganze Sammlung zu ordnen und abzuschätzen. Er widmete diesem Geschäft mehrere seiner freien Tage.

Eines Sonntags wurde er zum Mittagessen dabehalten. Frau Dewerth war von auffallender Liebenswürdigkeit zu ihm und betonte mehrmals, wie sehr sie ihm für seine Mühe Dank wisse. Annie war zwar recht kühl, alles in allem konstatierte er jedoch mit Genugtuung, daß er wie ein zur Gesellschaft gehöriger Gast und nicht wie ein Mensch, der einen geschäftlichen Auftrag erledigte, behandelt wurde. Nach Tisch zog Frau Dewerth sich zurück, und Klaus bat Annie, ihm etwas vorzuspielen.

Er verstand nichts von Musik und hörte kaum zu. Aber desto hingegebener versenkte er sich in Annies Züge, deren reine Ausprägung in dem reflektierenden Licht des schwarzpolierten Flügeldeckels etwas statuenhaft Idealisiertes bekam, während doch das leichte Atmen ihrer Schultern unter dem dünnen Flor der Halbtrauer ihr Leben verriet, mit allen seinen rätselhaften Strömen, deren Ahnen wie in einer geheimnisvollen Wechselwirkung auch die verborgenen Ströme seines Innern stärker rauschen ließ.

Es war überhaupt eine Stimmung wie gemacht zum Träumen, wie gemacht, um Brücken zur Vergangenheit zu schlagen und Vergleiche zu ziehen. Er hatte die Häuser viel reicherer Leute betreten, aber diese Räume



Entführung
Gemälde von Prof. Julius Diez

mit ihrer von einem Künstler und Sammler geschaffenen Pracht erweckten noch immer die ehrfürchtige Bewunderung seiner Kinderzeit. Nun war er hier wieder als ebenbürtiger Gast eingekehrt, seitdem das Unglück ihn daraus vertrieben, er, der Sohn des armseligen Zuchthäuslers! Vor einem Jahr noch wäre ihm eine solche Stunde als ein Traum von ausschweifender Kühnheit erschienen. Hatte sich damit der zerbrochene Ring seines Lebens nicht wieder geschlossen? Und waren jetzt nicht noch kühnere Träume erlaubt? Wohlig zurückgelehnt, erhitzt von den Weinen und dem guten Mittagessen, malte er sich aus, daß er einmal als Herr hier waltete, Besitzer des Hauses, Besitzer der Möbel, Besitzer dieses schönen Mädchens vor allem.

Es war, als wenn Annie seinen Blick fühlte und seine Gedanken erriete. Plötzlich schloß sie das Klavier. „Ich glaube, ich langweile Sie mit meinem Spiel."

„Aber nicht im geringsten!" erwiderte er bestürzt.

Sie erhob sich und nahm ihm gegenüber Platz an dem mit Zeichnungen bedeckten Tisch. „Erzählen Sie mir lieber noch etwas von Hans."

Er hatte seine Reise und das Zusammentreffen mit dem Freunde bereits umständlich beschrieben, aber gehorsam willfahrte er. Mit keinem Wort ließ er durchblicken, daß er das Verhältnis der beiden durchschaute. Seine Stimme wurde warm und entglitt nur dann und wann in zögernde Hinterhältigkeit, während er von seiner Verehrung für Hans sprach.

Was für ein selbstloser, treuer Freund! Er, Klaus, hatte das ja am besten erfahren. Auf der Schule hatten manche Kameraden ihn langweilig gefunden. Sie hatten seine reiche Begabung einfach nicht erkannt. Und dann war er kein Gesellschaftsmensch! Ein echter Norddeutscher, ganz anders als diese Rheinländer. Er würde es vielleicht ein bißchen schwer haben im Leben, da er an einer allzu großen Bescheidenheit und einer gewissen Passivität litt. Aber war es schließlich nötig, daß jeder sich eine glänzende Position erkämpfte? Konnte man nicht auch in bescheidenen Verhältnissen glücklich sein? Und so stelle er sich seines Freundes Zukunft vor. Für die Regierungskarriere paßte er nicht, aber als Richter in eine hübsche Mittelstadt. Tagsüber Pflicht, abends pflegte er seine Blumen — er war ja ein großer Gartenfreund — und lebte seinen künstlerischen Interessen. Ach, er beneidete den Freund, der nicht ein bißchen von dem Materialismus der Zeit angesteckt war.

Ohne ihn zu unterbrechen, hatte Annie zugehört. Kein Wort, das nicht der Wahrheit entsprach! Kein Wort, das nicht wie Anerkennung klang! Und doch spürte sie unter allem Neid, Überhebung, peinliche Herabsetzung. Aber er ließ ihr keine Zeit zum Nachdenken. Während er, den Kopf aufstützend, sich vorbeugte und sie mit demütig schmeichelndem Blick ansah, begann er von ihr zu sprechen. Wie leid tat es ihm, daß sie ihn niemals wieder in seinem Geschäft besucht hatte! Jedesmal, wenn eine besonders schöne Kostbarkeit durch seine Hände ging, mußte er an sie denken, und es schmerzte ihn, das Stück nicht aufheben zu können bis zu dem Zeitpunkt, wo sie sich einmal einrichten würde. Denn sie war ja die geschaffene Besitzerin dieser erlesenen Dinge.

„Ach Gott, dieser alte Krimskrams!" sagte sie wegwerfend. „Ich habe nicht die geringsten Sammlerneigungen. Ich werde mich einmal ganz modern einrichten."

Er schien zu stutzen. Gewiß, sie war ein moderner Mensch. Sie liebte den Sport. Sie liebte das konzentrierte Leben und die rasche Folge der Gegensätze. Wenn ihre Eltern gemächlich in der Equipage gefahren waren, wollte sie im Auto fliegen. Aber wenn sie ihre zukünftige Villa noch so modern einrichtete, mit allem raffinierten Komfort — für die Räume, denen sie das Gepräge gab, für die hatte das moderne Kunstgewerbe noch keinen ebenbürtigen Stil geschaffen. Für sie kam nur das 18. Jahrhundert in Betracht, das ewig vorbildliche Jahrhundert der großen Dame.

Annie lachte ihm ins Gesicht. „Villa — Auto — raffinierter Komfort — woher wissen Sie, daß ich das alles will? Vielleicht ziehe ich ganz einfache Verhältnisse vor."

„Wirklich? Da müßten Sie aber ganz andere Eigenschaften haben, als Sie besitzen."

„Woher glauben Sie eigentlich, mich zu kennen?"

„Ich seh's Ihnen an. Man kann eine Orchidee nicht aufs Feld pflanzen und Sie nicht in einfache Verhältnisse."

„Warum nicht? Mit einem Menschen, den man lieb hat —"

„Glauben Sie wirklich, Sie könnten von Gefühlen leben? Sie — kühl wie Glas, wenn auch nicht so durchsichtig. Sie, in Luxus aufgewachsen!"

„Ich habe mit meinem Vater monatelang in einer kleinen Fischerhütte gelebt und mich vollkommen glücklich gefühlt."

„Wie die Marquise des 18. Jahrhunderts in ihrer Schäferhütte. Aber setzen Sie dies Schäferspiel nur über einen Winter fort. —

Nein! Nein! Heute schätzen Sie Luxus und große Verhältnisse gering, weil Sie das Gegenteil davon nicht kennen. Ich wünsche Ihnen, daß Sie es niemals kennen lernen. Sie blieben dann die nicht, die Sie sind."

„Ich bewundere Ihre Psychologie," erwiderte sie ruhig, ganz ohne Spott. „Aber da Sie nun von Hans und mir eine so treffende Charakteristik gegeben haben — was sind Sie selbst für ein Mensch? Es würde mich interessieren, wenn Sie es mir sagten. Ich habe mich, offen gestanden, noch nicht mit Ihnen beschäftigt. Aber nach Ihren Worten sind Sie ja wohl einigermaßen angesteckt vom Materialismus der Zeit."

„Warum soll ich das leugnen?"

„Sie wollen also reich werden?"

„Ich will's und werde es auch."

„Und dann werden Sie sich alles anschaffen, was Ihr Herz begehrt. Ein großartiges Haus. Ein Auto. Eine schöne Frau."

„Nicht irgendeine schöne Frau, sondern" — sein Blick glitt von Annie ab, aus dem Fenster, ins Vage, während er leicht errötete — „das Mädchen, das ich liebe."

Ein Hauch ging über sie hin, eine ganz sinnlose Vermutung, er könnte sie meinen ... eines Stäubchens Berührung nur, aber sie traf ein zum Zerreißen gespanntes Herz.

„Und dies Mädchen werden Sie natürlich bekommen, dank Ihrem Reichtum? Denn nach Ihrer Auffassung ist ja für Geld alles zu haben."

„Das habe ich nicht gesagt."

„Aber es liegt in Ihren Worten. Wenn man einmal materiell denkt, muß man auch konsequent sein."

„Ich will nicht sagen, daß ich das Mädchen meines Reichtum wegen bekomme. Aber Reichtum ist immerhin für sie unerläßlich."

„Und damit wäre dann der Fall erledigt," schloß sie in offenkundigem Hohn. „Nun weiß ich doch, was Sie in Ihrer Ladenecke spintisieren. Interessant! Aber gefährlich!"

„Wieso?"

„Solche kühne Phantasien können doch auf Abwege führen. Haben Sie sich nie mit Verbrecherpsychologie beschäftigt?"

Sein arglos fragender Ausdruck verfinsterte sich. Er dachte an seinen Vater und witterte eine Tiefe der Bosheit, die Annie gar nicht gewollt hatte. Blitzschnell tauchte ihm eine Antwort auf, mit der er ihr heimzahlen konnte. Aber er sagte nur: „Schwache Menschen können allerdings durch allzu kühne Ziele auf Abwege geraten, aber nicht jemand, der Recht und Unrecht zu unterscheiden weiß."

Sie schwiegen. Einige Augenblicke später wurde Besuch gemeldet: eine Freundin Annies und deren Mann.

Während sie den beiden entgegenging und plaudernd mit ihnen in der Nähe der Tür stehen blieb, schien sie Klaus ganz vergessen zu haben. Erst nach einer Weile stellte sie ihn mit betonter Nachlässigkeit vor: „Herr Ebenstock, der meiner Mutter beim Ordnen der Sammlungen hilft. — Lassen Sie sich nicht stören! — Kommt, wir wollen in mein Zimmer gehn."

Sie ließ ihn allein, der in finsteres Brüten versank und später Frau Dewerths Einladung zum Abendessen ablehnte.

Wieder hatte er sich wie ein Narr benommen. Und er würde sich jedesmal wie ein Narr benehmen, so oft er mit Annie zusammentraf. Er würde ihr von jetzt ab aus dem Wege gehen! Die bittere Erfahrung vermochte seine Leidenschaft nicht zu vermindern, löste sie aber noch mehr als früher von seinem Herzen. Er gewöhnte sich daran, Annie als seine Feindin zu betrachten, die es zu besiegen galt, indem er zu Ansehen und Reichtum gelangte.

Geld wurde immer mehr der Mittelpunkt seiner Gedanken. Manchmal fuhr er nachts auf und murmelte irgendeine ungeheure Zahl vor sich hin. Er sparte und raffte, hatte seine Augen überall und entdeckte auch da und dort verborgene Funde, durch die er einträgliche Nebengeschäfte machte. Aber was bedeuteten diese Summen im Verhältnis zu seinen Wünschen? Wann würde ihm je ein wirklich großer Schlag gelingen? Er verwünschte die Zeit mit ihrem Überfluß an Kräften, mit ihrer Konkurrenz überall, die jedes Hochkommen hemmte. Er plante, nach Amerika auszuwandern. Er sprach von einer kommenden Weltrevolution, vom drohenden Zusammenbruch, weil er sich von einem Umschwung Wunder erhoffte.

Derweil arbeitete Hans für sein Examen und suchte auf seine Weise dem Leben zu dienen und seine Zeit zu begreifen. Und wenn manchmal der Druck der ungeheuren Stadt übermächtig in ihm wurde und diese oder jene grell auffallende Erscheinung ihn erschreckte, hatte er wieder das Gefühl eines drohenden Gewitters, eines lastenden Konflikts, der nach Auflösung und einer verhaltenen Angst, die nach Erlösung drängte. Sie kam rascher, als er ahnte, der Boden spaltete sich, dem Abgrund entstieg ein Riese ohne Haupt, mit einem Schwert in den blutigen Händen. (Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung folgt.)

Wie England seine großen Kolonien regiert

Von Prof. Dr. Wilhelm Dibelius

Während des Weltkrieges haben viele Deutsche gespannt auf den Tag gewartet, an dem die englischen Kolonien vom Mutterlande abfallen, Indien und Ägypten, Südafrika, Kanada und Australien sich unabhängig erklären würden. Sie haben vergebens gehofft: ein kurzer Krieg in Südafrika, einige gefährliche, aber die Existenz des Weltreiches nicht direkt bedrohende Verschwörungen in Indien waren die einzigen Erschütterungen des Britischen Reiches, von denen Kunde nach Europa gedrungen ist; während des Krieges stand es fest. Und jetzt, nachdem England in diesem Kriege so Unerhörtes gewonnen hat, scheint sich auf einmal das Reichsgefüge zu lockern: Irland hat Homerule erhalten, um das es seit 50 Jahren vergebens gekämpft hat, die Gewährung einer ähnlichen Selbstverwaltung in Indien scheint im Gange zu sein, und aus Ägypten beabsichtigt England sich angeblich ganz zurückzuziehen. Das verstehe wer da kann! Daß England Länder aufgibt, die es besitzt, ist eine so ungewöhnliche, der üblichen Auffassung von Englands Ländergier so schnurstracks widersprechende Erscheinung, daß wir solche Nachrichten unmöglich glauben können, daß wir eine besonders bösartige Heuchelei dahinter zu wittern geneigt sind.

Tatsächlich liegen auch die Dinge nicht so, daß England ernstlich daran dächte, Irland, Ägypten oder gar Indien aufzugeben — das genaue Gegenteil ist der Fall. Soweit hat der deutsche Beobachter recht. England wünscht vielmehr, und sehr hervorragende Engländer halten es für möglich, diese Teile seines Reiches im englischen Fahrwasser zu leiten, auch ohne daß es sie direkt zu beherrschen brauchte. Der gewöhnliche Politiker kann sich nur e i n e Form der Herrschaft denken, die Annexion, die Ausübung einer direkten staatlichen Gewalt in den beherrschten Gebieten. Für England ist diese Art der Herrschaft immer etwas Rohes, Unerfreuliches, was nicht immer zu umgehen war, aber doch in keiner Weise erstrebenswert ist. Vielmehr hat England — und von allen Nationen der Welt England allein — die Methoden der indirekten Herrschaft über ein anderes Land oder Volk mit einer Meisterschaft ausgeübt, die wohl eine kurze Betrachtung verdient.

Als Spanien, Portugal, Frankreich sich Kolonien schufen, da geschah es unter der Herrschaft von Gesichtspunkten, die noch an die Kreuzzugsstimmungen des Mittelalters erinnerten. Gewiß trieb in erster Linie die Sucht nach Gold, Reichtum und Abenteuern in die Ferne. Aber in dieser Ferne wollte man auch ein Staatengebilde aufrichten, das der alten Heimat möglichst glich. In Kanada schuf Frankreich einen Staat mit feudaler Organisation, mit einer Oberschicht von adligen Rittern über einer Masse von Bauern. Dieser Staat mußte christlich, d. h. katholisch sein; Ketzern darin ein Existenzrecht zu gewähren, wäre dem allerchristlichsten König als eine beleidigende Zumutung erschienen. Daß die Kolonie Mission trieb, daß der Bischof eine ebenso große Bedeutung darin hatte wie der Generalgouverneur, war selbstverständliche Ehrenpflicht. So war es in der französischen Kolonie Kanada, und im portugiesischen und spanischen Südamerika war es im wesentlichen ebenso. Und diese Übertragung europäischer Begriffe und Organisationsformen auf amerikanisches Neuland ist ein völliger Fehlschlag gewesen.

England dagegen hat erfolgreich kolonisiert — gerade weil die englische Kolonisation völlig materialistisch und ideenlos war. Man kann zwei Typen der englischen Kolonisation unterscheiden:

1. Die Kolonie soll unerwünschte Bevölkerungsmengen aufnehmen. Als der englische Staat mit seinen Puritanern nicht fertig wurde, gestattete er ihnen, nach Massachusetts abzuwandern, um sich dort nach eigenen Gedanken einen Staat zu zimmern. Das Mutterland ist zunächst froh, wenn es von den Kolonisten, die als Demokraten und Ketzer zur heimischen Sitte nicht passen, möglichst wenig hört, überläßt ihnen die Verwaltung der Kolonie nahezu ganz, schickt ihr nur einen Gouverneur, dessen Rechte nicht genau begrenzt sind, der mit den stets widerborstigen Ansiedlern fertig werden muß, so gut er kann. Nur eins verlangt das Mutterland: die Kolonisten müssen sich wirtschaftlich in den Rahmen des englischen Reiches fügen, müssen mit dem Mutterland und nur mit ihm Handel treiben. (Als die Amerikaner am Ende des achtzehnten Jahrhunderts sich dieser Einschränkung zu entledigen suchen, kommt es zum Konflikt, der mit der Unabhängigkeitserklärung von 1783 endet.) Höhere Interessen hat das Mutterland nicht. Der Gedanke, etwa das Christentum unter den Indianern zu verbreiten, liegt ihm meilenfern — und den Ansiedlern nicht minder. So fanatisch christlich sie sind, das Christentum ist ihr Erstgeburtsrecht, es mit den verfluchten Heiden, den Abkömmlingen Hams zu teilen, erscheint ihnen geradezu als Versündigung. Für eine allgemeine Schulpflicht zu sorgen, wäre ein völlig unenglischer Gedanke gewesen, denn England

selbst hat sie ja erst 1876 bei sich eingeführt. An den Kosten der Landesverteidigung durch das Mutterland suchte man die Kolonien wiederholt zu beteiligen; als diese Schwierigkeiten machten, ließ man die Sache schließlich wieder fallen. Eine intensive Regierung hat man also niemals einzuführen versucht, sondern war zufrieden, wenn England durch Handel mit den Kolonien reich wurde. In ähnlicher Weise hat man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts Australien als Sträflingskolonie angelegt, sich aber um das Ergehen der Kolonie so wenig wie möglich gekümmert, hat die Sträflinge selbst wirtschaften lassen und ist froh gewesen, wenn man politisch nichts von ihnen hörte. Aber als Australien schließlich zum Woll- und Goldlande wurde, hat man in England auch an dieser Kolonie Vermögen verdient.

2. Noch deutlicher stehn bei dem zweiten Siedlungstypus, der Handelskolonie, die Motive des bloßen Geldverdienens im Vordergrunde. Bestes Beispiel ist Indien. Das Land wird seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in die englische Einflußsphäre hineingezogen. Aber man hat gar nicht den Ehrgeiz, es zu erobern. Man will Geld verdienen, und zwar mit möglichst geringen Spesen. Also keine Flaggenhissung, keine Eroberung, keine Kriege — auch keine christliche Mission. Erst rastlose Agitation kirchlicher Kreise in England hat es zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts durchgesetzt, daß das Christentum in Indien mehr wurde als unorganisierte Tätigkeit einzelner begeisterter Individuen. Man sucht Indien indirekt zu beherrschen, indem man gute Beziehungen zu den heimischen Herrschern, ihren Günstlingen und Ministern unterhält, indem man bei allen Streitigkeiten zwischen Thronbewerbern und sich bekämpfenden Hofkoterien dem englandfreundlichen Bewerber zum Siege verhilft, indem man reichlich Gold und Ehren spendet und vor allem indem man die Franzosen aus dem Lande herausmanövriert. Das ist nicht ganz ohne Kriege gegangen — aber diese waren stets eine höchst unerwünschte Belastung der Passivseite, sie wurden zudem überwiegend mit indischen Hilfstruppen geführt und schließlich in Europa entschieden, indem man Friedrich den Großen gegen Frankreich unterstützte. Der Idealzustand, der auch in sehr vielen Fällen erreicht wurde, war der, daß ein indischer Fürst der indischen Handelsgesellschaft die Führung seiner gesamten auswärtigen Angelegenheiten übertrug, daß ein englischer Resident an seinem Hofe ihn überwachte, daß der Gesellschaft es gestattet wurde, Handel zu treiben, daß man Wegebauten, Pflanzungen und Handel des Landes im Interesse der Gesellschaft beeinflußte. Weiter reichte das englische Interesse nicht; im Gegenteil. Hätte man das Land wirklich in eigene Verwaltung genommen, so hätte man verantwortlich gemacht werden können, wenn der Fürst nach orientalischer Sitte seinen Ministern die Augen ausstechen ließ oder wenn die Steuerbeamten das Land nach allen Regeln der Kunst aussaugten. Die indirekte Herrschaft genügte für das was man wollte, d. h. zum Geldverdienen.

Noch heute wird nahezu die Hälfte des Landes auf diese für England höchst vorteilhafte Weise von einheimischen Fürsten verwaltet. Daß England nicht überall diese Verwaltungsmethode eingeführt hat, hat mannigfaltige Gründe. Wo eine starke Opposition gegen England bestand, wo z. B. französischer Einfluß mächtig war — und das war in sehr großen Teilen Indiens der Fall — mußte England es wohl oder übel in eigene Verwaltung übernehmen, ebenso wo die Zustände im Innern so verworren waren, daß nur eine von Europäern geleitete Regierung wirklich dauernd Ordnung schaffen konnte. Auch wirtschaftlich war aus einem europäisch regierten Lande schließlich doch mehr herauszuholen als aus einem in orientalischer Halbanarchie vegetierenden. In der Verwaltung Indiens haben sich daher die auf direkte Herrschaft hinarbeitende und die mit indirekter Beeinflussung zufriedene Schule immer bekämpft. Daß die erstere unter dem Vizekönig Lord Dalhousie (1848—56) eine kurze Zeit lang die Oberherrschaft erhielt, war schließlich der letzte Grund zu dem gefährlichen indischen Aufstand von 1857. Dieser hat zwar die Engländer dazu gezwungen, das ganze Land zu einem Bestandteil des englischen Staats — bisher gehörte es der Ostindischen Handelsgesellschaft — zu machen, aber hat doch wieder die Methode der indirekten Herrschaft zu Ansehen gebracht: das Land soll möglichst von Indern regiert werden, so weit dies eben möglich ist, ohne die Sicherheit der englischen Herrschaft zu bedrohen. In der Linie dieser Politik liegt es, daß jetzt der Versuch gemacht wird, den Indern europäische Selbstverwaltung zu gewähren. Es geschieht dies in sehr zaghafter Weise, die niemanden in Indien befriedigt, und die Auffassung liegt natürlich nahe, daß hier ein schnöder Betrug an den Indern verübt werden soll, aber sie ist in dieser Form unberechtigt. England denkt natürlich nicht im Traum daran, sich aus Indien zurückzuziehen und etwa eine unabhängige indische Republik oder ein neues Großmogulreich wieder aufzurichten. Aber daß die Verwaltung des Landes möglichst von Indern geführt wird, liegt durchaus im englischen Interesse, und England ist geneigt, vorsichtig nach dieser Richtung hin es zu versuchen, obgleich ein solches Unternehmen immer ein kühnes Experiment ist.

In Indien hat England seine Methode der indirekten Herrschaft gelernt und hat sie im Laufe der Zeit an den verschiedensten Stellen des Erdballs zur Geltung gebracht. Es herrscht, indem es sich auf die wichtigsten Persönlichkeiten oder die wichtigste Bevölkerungsschicht eines Landes stützt. Der Konti-

nentale denkt dabei zunächst an Bestechung, und es soll nicht geleugnet werden, daß im Orient das Gold dabei eine hervorragende Rolle spielt. In zivilisierteren Staaten kennt man feinere Mittel. Die Entente wurde in dem Jahrzehnt vor dem Kriege zum großen Teil aufrechterhalten durch die glänzende persönliche Kunst, mit der englische Staatsmänner und König Eduard die leitenden Staatsmänner Frankreichs und Rußlands zu behandeln wußten. England war während des größten Teils des neunzehnten Jahrhunderts die Nation des Freihandels und des liberalen Fortschritts, der Vorkämpfer für kleine oder werdende Nationen wie Griechenland, Italien, Dänemark, Belgien. Selbstverständlich im eigenen Interesse; aber höchst erwünschte Folge war es gleichzeitig, daß England dadurch sich zum Bundesgenossen fast aller vorwärtsstrebenden, kraftvollen Elemente in nahezu allen Staaten machte, daß es in allen Ländern eine englandfreundliche Partei gab. Und die diplomatischen Heiraten — man denke an die deutsche Kronprinzessin zu Bismarcks Zeit und in der Gegenwart an die englischen Königinnen in Spanien und Norwegen — hat England immer mit besonderer Kunst gepflegt.

In Englands Interesse arbeitet in den meisten Ländern — meist einfach infolge einer natürlichen Interessengemeinschaft — ein wichtiger Teil der Presse. In den Ententeländern stehen führende Zeitungen wie der Corriere della Sera und der Matin zwar nicht im Solde der englischen Regierung, aber im Kartell der Northcliffepresse, wodurch ihnen der gesamte Nachrichtenapparat der Times, der ersten Zeitung der Welt, zur Verfügung steht und ihnen dadurch eine gewaltige Überlegenheit über andere Zeitungen gegeben wird. Ferner arbeiten für England überall freiwillige Helfer aus den führenden Schichten des fremden Landes. In der Auswahl solcher Persönlichkeiten und Schichten der Bevölkerung ist England vollkommen vorurteilslos: jeder ist willkommen, der selbst genügende Macht besitzt und England diese Macht zur Verfügung stellt. In England war z. B. im achtzehnten Jahrhundert der Katholik vom politischen Leben ausgeschlossen, besaß nicht einmal das Stimmrecht. Als aber das französische Kanada im Jahre 1763 englisch wurde, stützte England sich auf die katholische Kirche dieses Landes. Ihr wurde nicht nur volle Religionsfreiheit gewährt, sondern der von ihr erhobene Zehnte wurde Staatssteuer, die Schule wurde völlig der Geistlichkeit ausgeliefert, und noch heute ist, obgleich der Zehnte nunmehr nicht der protestantischen Minderheit auferlegt wird, der französisch-kanadische Staat Quebec ein kleiner Kirchenstaat. Die katholische Geistlichkeit weiß, was sie an dem protestantischen Staate für eine Stütze besitzt und ist daher im eigensten Interesse allen Abfallsgelüsten der Kanadier energisch entgegengetreten.

England herrscht, indem es seinen unterworfenen Völkern Freiheit gibt, sie aber gleichzeitig daran hindert, diese Freiheit in einem für England ungünstigen Sinne zu gebrauchen. Als nach dem amerikanischen Befreiungskriege 40000 Engländer, die ihrem Könige treu geblieben waren, aus den Vereinigten Staaten ausgetrieben wurden, siedelte England diese ‚Loyalists' an den Grenzen des ursprünglich rein französischen Kanada an und begründete neben dem alten Quebec die neuen Kolonien Neuschottland im Osten und Ontario im Westen, so daß das französische Element nicht ungehemmt nach beiden Ozeanen hinausfluten konnte, sondern immer wieder auf geschlossene englische Distrikte stieß. Während des ganzen 19. Jahrhunderts wurde dann eine starke englische Auswanderung nach Kanada geleitet, wurde z. B. an der Küste des Großen Ozeans die rein englische Kolonie Britisch-Columbia geschaffen, und das ganze Netzwerk von Siedlungen nördlich der amerikanischen Grenze wurde schließlich (1867) zu einem gemeinsamen Staate, der Dominion of Canada, zusammengeschweißt. Das französische Element genießt innerhalb der Dominion in Quebec die absolute Vorherrschaft und völlige Freiheit in allen Kultus- und Sprachenfragen; auch in den gemischtsprachigen Provinzen wie Manitoba werden die französischen Interessen völlig gewahrt. Aber alle Angelegenheiten, an denen England interessiert ist, die Fragen der auswärtigen Vertretung, der Handels- und Schiffahrtspolitik, des Heeres, der Flotte sind gesamtkanadische Angelegenheiten, die vom kanadischen Gesamtparlament entschieden werden, in dem Angelsachsen die Mehrheit haben. Das hat sich im Weltkriege bewährt. Das französische Element war zwar durchaus loyal, stand aber dem Kriege sehr kühl gegenüber; der allgemeinen Wehrpflicht hat Quebec heftigen Widerstand entgegengesetzt. Er wurde gebrochen, denn im kanadischen Parlament hatte die französisch-nationalistische Partei nicht viel zu sagen. Das Franzosentum hat in Kanada zwar volle Freiheit, kann sie aber nicht gegen England verwenden; es ist national eingekreist. Genau so geht es den südafrikanischen Buren. Es war ein meisterhafter Schachzug, daß England den Buren nach ihrer Niederwerfung einen Frieden zu beispiellos günstigen Bedingungen bot: sie bekamen fast völlige Selbstverwaltung — aber eingekapselt in die Südafrikanische Union, in der ihnen das englische Bevölkerungselement zahlenmäßig fast die Wage hält und sie an Reichtum, Intelligenz und vor allem politischer Schulung unendlich übertrifft. Auch in Irland macht England jetzt Miene, den Iren völlige Freiheit zu geben, nachdem sie einem Vernichtungskampfe von mehr als zwei Jahrhunderten mit bewundernswerter Zähigkeit standgehalten haben. Aber Irland ist jetzt nicht mehr allein von Iren bewohnt. Im

Norden, in der Provinz Ulster, hat England seit Anfang des 17. Jahrhunderts eine solche Menge von Engländern und Schotten angesiedelt, daß es wohl hoffen kann, daß dies überaus tatkräftige und politisch fähige Element imstande sein wird, auch in einem künftigen Parlament von Dublin den englandfeindlichen Tendenzen des katholischen, südlichen Landesteiles die Wage zu halten.

Vor allem aber hält England seine Kolonien mit einer wirtschaftlichen Klammer von gewaltiger Stärke zusammen. Die Lebensadern all seiner Kolonien sind die Eisenbahnen, die in unendlicher Länge einen ganzen Kontinent oder erhebliche Teile davon durchqueren wie die kanadische Pazifikbahn, die Kap-Kairobahn, die wenigstens von Norden her bis zum Oberlauf des Nils, vom Süden bis zur Kongostaatgrenze fertig gestellt ist, ferner die großen Kanäle, wie sie z. B. verschiedenen Teilen Kanadas den Anschluß an das Lorenzstrombecken geben, die künstlichen Bewässerungsanlagen für gewisse Gegenden Südafrikas, die Felsengebirgsabhänge Kanadas und verschiedene Teile Australiens. All diese Anlagen brauchen Kapital und dies Kapital finden die Kolonien in London. Nicht ganz ausschließlich; aus Kanada z. B. hat man das amerikanische Kapital nicht ganz fernhalten können, aber doch in sehr großem Umfange. Bleiben die Kolonien im englischen Reichsverband, steht also in allen Notfällen die politische Macht Englands schützend hinter ihnen, so bieten sie eine sehr viel sicherere Kapitalsanlage, als wenn z. B. nur Kanada mit seinen auf eine Entfernung wie Lissabon—Ceylon verteilten acht Millionen oder gar Australien mit seinen kümmerlichen fünf Millionen Einwohnern Sicherheit und Ruhe gewährleisten sollte. Ein unabhängiges Kanada oder Australien würde den Londoner Banken für seine Anleihen einige Prozent Zinsen mehr zahlen müssen, das dämpft die Selbständigkeitsgelüste. Gegen fremdes, namentlich deutsches Kapital in den Kolonien, wenn es mehr will, als hier und da ein Handelshaus finanzieren, ist man immer sehr empfindlich gewesen. Man hat der Hamburg—Amerikalinie nicht erlaubt, Irland — das in diesem Zusammenhange wohl eine englische Kolonie genannt werden kann — anzulaufen, man hat während des Krieges das deutsche Kapital in Australien, dem z. B. fast die ganze Zinkerzeugung des Kontinents gehörte, rücksichtslos zerschlagen, nicht nur weil die Gelegenheit zu einem wirtschaftlichen Raubzug günstig erschien, sondern weil man in der wirtschaftlichen Durchdringung der Kolonie die stärkste Klammer erblickt, die sie an das Mutterland kettet.

Denn der wirtschaftliche Faktor ist nicht nur eine Macht der Pfunde und Schillinge, sondern er löst gleichzeitig auch geistige Kräfte aus. Am Wohlergehen Kanadas ist jeder Engländer interessiert, der kanadische Pazifikaktien besitzt, und ihre Zahl ist Legion. Aber in gleichem Maße auch jeder Engländer, dessen Bruder oder Sohn als Farmer, als Ingenieur oder Kaufmann nach Kanada gegangen ist, und ihre Zahl ist vielleicht noch größer. Daß umgekehrt fast jeder Kanadier und Australier in England irgendwelche Verwandte besitzt, schlingt ein starkes ideelles Band von der Kolonie zum Mutterlande, das zwar die Kolonien nicht daran hindert, ihre wirtschaftlichen und politischen Interessen auch gegen das Mutterland recht kräftig zu vertreten, das aber den Gedanken an einen Abfall nicht recht aufkommen läßt. Der nüchtern rechnende Koloniale weiß, daß er die finanzielle Unterstützung des Mutterlandes — auch wenn sie von Privaten gegeben wird — erheblich billiger hat im Reichsverband als außerhalb desselben und daß ihm die riesige Flottenmacht Englands nahezu umsonst zur Verfügung steht, solange er dem Mutterland treu bleibt, während sonst Kanada und Australien auf der Weltbühne etwa mit Holland und Belgien an gleicher Stelle stehen würden.

Und schließlich soll man auch nicht vergessen, daß die ideellen Faktoren auch ohne Verquickung mit wirtschaftlichen eine Macht sind. Bei der Gründung der ersten englischen Kolonien haben sie — vielleicht abgesehen von Raleighs Kolonisation von Virginia — so gut wie gar keine Rolle gespielt, aber in der zweiten und dritten Generation von Massachusetts, bei der dritten und vierten Generation der indischen Kaufleute und Verwaltungsbeamten beginnen sie deutlich hervorzutreten. Sie spielen eine Rolle, seitdem auch in den englischen Kolonien Menschen wohnen, die Bücher und später Zeitungen lesen, seit auch die Kolonisten in bewußtem Zusammenhange mit der Nationalkultur erzogen werden. Seit etwa 1800 in Kanada, 1850 in Australien — man kann nur ganz rohe Ziffern geben — beginnt auch in den Kolonien die gemeinsame Sprache ein Band mit dem Mutterlande zu schlingen, beginnt sie Ideen zu verbreiten von gemeinsamer angelsächsischer Freiheit und angelsächsischen Kulturaufgaben. Seit 1840—1850 etwa pflegen auch in der Heimat Schriftsteller, Dichter und Historiker — Carlyle, Kingsley, Seeley, Kipling — das Bewußtsein, daß die Kolonien nicht nur ein nüchtern zu bewertendes Finanzobjekt sind, sondern ein geistiger Besitz und ein Machtfaktor, dessen ganze Bedeutung erst später hervortreten wird, wenn Kanada und vielleicht auch Australien und Südafrika dem Mutterlande an Wohlstand und Bevölkerungszahl nahekommen werden. Aus dem kleinen europäischen Großbritannien der Gegenwart und den außereuropäischen Angelsachsenländern der Zukunft schon jetzt eine geistige Einheit zu schaffen, ist die Aufgabe gewesen, an der etwa seit 1870, seit dem Wirken des großen Kolonialministers Chamberlain und des großen Kolonialnapoleons Cecil Rhodes, das geistige England der Gegenwart arbeitet. Die geistige

Elite der Kolonien zieht Rhodes mit seinen Stipendien nach Oxford und Cambridge, um sie hier in dreijährigem Aufenthalt mit den besten Idealen des Engländertums zu durchtränken. Die Einführung des Inlandportos für allen Briefverkehr mit den Kolonien um 1900 hatte neben dem wirtschaftlichen auch den ausgesprochenen geistigen Zweck, das englische Buch und die englische Zeitung dort heimisch zu machen und damit auch die jungen Kanadier und Australier in britischem Denken und Fühlen zu erziehen. Daß in jeder Kolonie ein hoher englischer Aristokrat Hof hält, Orden und Titel verleiht und den rauhen Kolonialen mit der feinen Sitte der englischen Oberschicht in Berührung kommen läßt, das wirkt in gleicher Richtung noch weit stärker, als der Kontinentale sich träumen läßt. Nur höchst selten legt der Gouverneur sein Veto gegen ein vom kolonialen Parlament beschlossenes Gesetz ein, nur höchst selten erscheint er mit Forderungen oder gar Drohungen. Aber er ist der Bringer aller guten Gaben, die der — für alle Menschlichkeiten nur gar zu empfängliche! — Angelsachse sehr wohl zu schätzen weiß, und das öffnet seinem Einflusse auch die Tore einer sonst stark demokratisch sich gebärdenden Opposition.

Und in gleichem Sinne hat bis in die Gegenwart gewirkt — die Deutschenhetze. Sie ist das dunkelste Kapitel in der Geschichte des englischen Imperialismus; denn hier hat die englische Presse — im wesentlichen Times und Daily Mail — anderthalb Jahrzehnte lang aus der bewußten Lüge vielleicht die stärkste Klammer um das britische Weltreich geschmiedet. Deutschland besaß an den Grenzen der südafrikanischen Union und von Australien Kolonien: also strebte es danach, diese auf Kosten der englischen Dominions zu erweitern. Und es konnte nicht abstoßend und bösartig, seine Welteroberungspläne nicht phantastisch genug geschildert werden, denn sie sollten schließlich auch in Kanada die wahnwitzige Angststimmung erzeugen, daß es den deutschen Kaiser auch nach kanadischem Lande gelüste; als Deutschland um die Jahrhundertwende mit Kanada in einen Zollkrieg geriet, weil ersteres trotz des bestehenden Meistbegünstigungsvertrages England einen Deutschland nicht gewährten Vorzugstarif einräumte, war der Anlaß dazu gegeben. Es ist schließlich gelungen, die Kolonien, von denen kaum eine irgendeinen Konflikt mit Deutschland hatte, in eine derartige Hypnose hineinzuhetzen, daß sie für den Weltkrieg erhebliche Opfer brachten. Die in der ganzen Weltgeschichte einzig dastehende schmachvolle Greuelpropaganda während des Krieges war nicht nur für Engländer, Franzosen und europäische Neutrale bestimmt, sondern hatte auch den offensichtlichen Zweck, aus der Angst der Kolonien um ihre eigene Existenz immer neue Opfer herauszuholen — das Lügenmärchen von dem kanadischen Soldaten, den die Deutschen in Frankreich gekreuzigt hatten, sollte offensichtlich nach Kanada wirken, ebenso wie die noch gemeinere Geschichte von den Deutschen, die ihre eigenen Leichen zu Fett für die Heimat verarbeiteten, für Indien bestimmt war.

Es sind also nur noch wirtschaftliche und geistige Faktoren, die das angelsächsische Weltreich zusammenhalten; die politischen sind völlig unwirksam geworden. In keinem der englischen Dominions befindet sich auch nur ein einziger englischer Soldat. Die Rechte des Mutterlandes beschränken sich darauf, die bestehenden Reichsgesetze mit Rechtskraft für das ganze Weltreich vom englischen Geheimen Staatsrat und Oberhaus verwalten zu lassen und einen Generalgouverneur mit einem gewissen Vetorecht gegenüber der Kolonialregierung zu entsenden. Das ist sehr wenig, und auch diese geringen Rechte werden schon stark befehdet. Keine Kolonie zahlt an das Mutterland mehr als höchstenfalls kärgliche freiwillige Beiträge für die englische Flotte; die Dominions haben ferner gewisse Verpflichtungen übernommen, eine Art von primitiver Landesverteidigung zu schaffen. Wo die Kolonien (z. B. Kanada) eigene Flottenstreitkräfte haben, ist nicht einmal ihre Unterstellung unter englisches Kommando eine Selbstverständlichkeit, sondern muß besonders verfügt werden. Beim Friedensschluß sind die Kolonien als selbständige Mächte aufgetreten, haben selbständig den Friedensvertrag unterzeichnet, und das ist keine bloße Formsache, denn Lord Robert Cecil als Vertreter Südafrikas hat der offiziellen Vertretung Englands auf dem ersten Völkerbundskongreß die stärksten Schwierigkeiten gemacht. Und daß Kanada sich das Recht errungen hat, in Washington einen eigenen Gesandten zu beglaubigen — Australien steht im Begriff zu folgen — zeigt, daß die letzte politische Klammer zu fallen beginnt. Nur geistige und wirtschaftliche Faktoren können das Weltreich noch zusammenhalten. Werden sie genügen?

Bei keinem anderen Staate wäre dies möglich, bei England ist es wenigstens denkbar. Jeder Engländer, der auf einer Public School gewesen ist, ist etwas von einem Diplomaten, der sich durchzusetzen weiß, auch wenn es an äußeren Machtmitteln fehlt. Die englischen Staatsmänner werden auf dem Wege des gütlichen Verhandelns von ihren Kolonien mehr erreichen können als Staatsmänner irgendeines anderen Landes. Die wirtschaftlichen und die ideellen Bande bleiben weiter wirksam. Freilich der gemeinsame Feind Deutschland existiert nicht mehr, aber man wird die alten Lügen vom deutschen Scheusal weiter pflegen, um wenigstens durch die Erinnerung an die gemeinsam überstandene Kulturgefahr einen gemeinsamen idealen Besitz der Vergangenheit zu schaffen. Ob das alles für die Zukunft ausreichen wird, vermag niemand zu sagen. Sicher nur dann,

wenn der große ebenfalls angelsächsische Wettbewerber um die Gunst der Kolonien, Amerika, entweder freiwillig Entsagung übt oder die Pläne der am weitesten schauenden Imperialisten Gestalt gewinnen und Amerika in irgendeiner Form an der gemeinsamen angelsächsischen Welthegemonie beteiligt werden könnte. Die unmittelbare Gegenwart ist für solche Pläne jedenfalls nicht sehr günstig.

Nur unter Engländern aber, welche die Künste des indirekten Beherrschens so virtuos üben, kann der Gedanke, freiwillig Ägypten zu räumen, ernstlich erwogen werden. Der Weltkrieg hat den Engländern Palästina gegeben, es besitzt schon lange den Sudan, es hat also Ägypten politisch eingekreist, Deutschland und Frankreich hinausmanövriert; es beherrscht mit dem Sudan den Nil, die Lebensader des Landes, die höheren Beamten, ohne die das Land keine Woche regiert werden kann, sind englisch — also müßte Ägypten auch als selbständiges Land im englischen Geleise laufen, ähnlich, wie das heutige Portugal bei absoluter politischer Selbständigkeit dies willenlos tut. So denkt ein Staatsmann wie Lord Milner. Freilich hat er die heftigsten Widerstände zu bekämpfen, und es ist sehr die Frage, ob er ihrer Herr wird. Auf seiner Seite steht eine ganze Schule von weitblickenden, namentlich jüngeren Engländern, die mit allen Methoden direkter Herrschaft außerhalb des eigenen Landes radikal brechen möchte und im Völkerbund das große Instrument sieht, mit dem England bei peinlicher Schonung aller Einzelinteressen anderer Völker doch eine von englischem Geiste erfüllte Welt bauen soll.

Haben wir diesem hohen englischen Gedankenflug etwas anderes entgegenzusetzen als entrüstete Verneinung und wortreiches Mißtrauen? Oder hat Deutschland noch die Kraft, dem Plan einer scheinbar freien, in Wahrheit aber englischen Welt ein eigenes Programm entgegenzuhalten, das auch Werbekraft in der Welt besitzt?

Diese Frage soll heute hier nicht erörtert werden. Aber von ihr wird ein gut Teil von Deutschlands Weltgeltung in der kommenden Generation abhängen.

Deutsches Lied

(für abwechselnd tiefen und hohen Chor)

Es hängt ein Fähnlein sterbensmatt
In einer schwülen Sonnen,
Ein Kriegsmann ganz verlassen staht,
Seine Kraft ist ihm zerronnen;
Aus tausend Wunden das Leben bricht,
Der Erde graues Angesicht
Hat Fieberröt' gewonnen.

Ein Frühling wird erblühen
Aus rosenrotem Tod,
Eine junge Rose glühen
Wie heiße Heldennot.
Die von dem Glauben gelassen,
Die falschen Freund' erblassen
Vor dieser Blume rot.

Sie glüht in eines Königs Hand,
Der Hochzeit will halten,
Der Freie mit dem edlen Land
Und seines Erbes walten;
Das deutsche Land, die süße Braut,
Wird ihm als Ehfrau angetraut,
Sein' Treu' wird nicht erkalten.

In dieser Frauen Garten
Pflanzt er die Rose ein;
Wir wollen helfen sie warten,
Sie mag uns wohl gedeihn,
Die Blume reiner Ehren,
Ihren Glanz wir wollen mehren
Und dienen ihr allein.

Und stürzt der Teufel über die Welt
Die Reiche zu ererben,
Ach schöne Braut, du Herz der Welt,
Den Schatz laß nicht verderben!
Aus Gott, dem dunkel-tiefen Quell,
Springt ein Brünnlein heiß und hell,
Heißt Kraft, läßt nimmer sterben.

Auch brennt ein Lichtchen reine,
Demanten ist sein' Macht,
Das schneidet mit weißem Scheine
Entzwei die Mitternacht;
Die Finsternisse weichen,
Die Lügenlicht' erbleichen —
Gelobt sei Gottes Macht!

Sigrid Gräfin v. d. Schulenburg

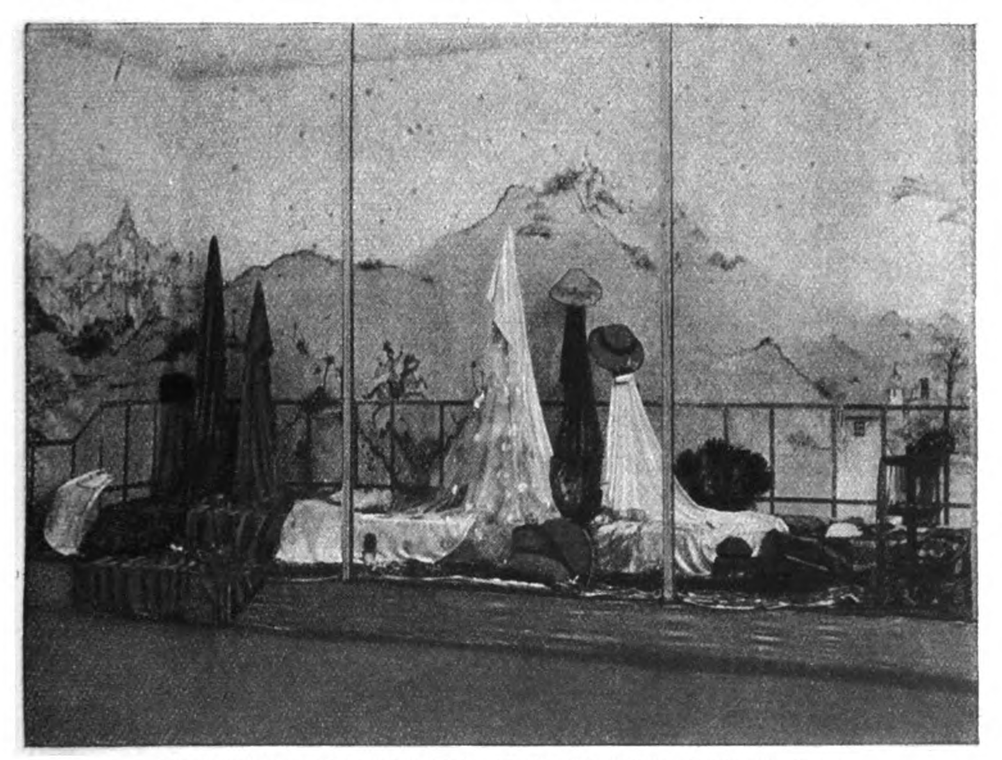


Farbe und Mode

Ein Nachwort zu der Ausstellung in der Berliner Akademie der Künste

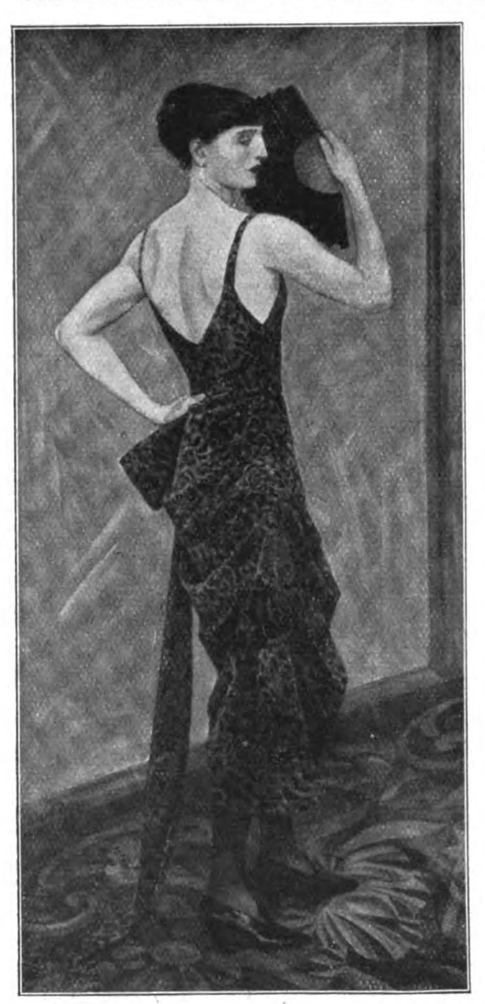
Von Max v. Boehn

Drei Faktoren sind es, durch welche die Mode ihren Einfluß in der Bekleidungskunst geltend macht: der Schnitt, der Stoff und die Farbe. Von diesen drei Elementen hat sie in den letzten drei Jahrhunderten vorzugsweise den Schnitt herangezogen, um ihre Absichten in die Tat umzusetzen, während sie Stoff und Farbe eine weit geringere, man möchte fast sagen, nur zufällige Aufmerksamkeit schenkt. Das ist merkwürdig und gibt über das Wesen der Mode zu denken. Unendlich ist die Fülle des Materials, das der Bekleidungskunst zu Gebote steht, sie findet in Tier- und Pflanzenreich fast keine Grenze, und doch greift die Mode



Aus dem Raum „Garten der Moden" in der Ausstellung ‚Farbe und Mode'
Maler Georg G. Kobbe

binationen, die sich durch Zusammenstellung von Kontrast- und Komplementärfarben herstellen ließen, und doch wird jedem, der die Mode auch nur eine kurze Reihe von Jahren hindurch verfolgt hat, klar sein, daß sie für die Zwecke der Mode nicht vorhanden zu sein brauchten. Wie die Mode, wir haben selbstverständlich nur normale Zeiten im Auge, entweder Seide oder Tuch oder Baumwolle bevorzugt, so begünstigt sie auch nur eine Farbe, und wenn sie auch alle existieren und in jeder denkbaren Nuance herzustellen und zu haben sind, so werden sie doch nicht getragen, denn die Mode, die eine Verschwenderin sein könnte,



Gesellschaftskleid der Bildhauerin Renée Sintenis
Modenbild von Prof. Emil Rud. Weiß aus der Ausstellung ‚Farbe und Mode'

wie mit spitzen Fingern nur dies oder jenes heraus, um alles andere beiseite liegen zu lassen. Das gleiche ist der Fall bei der Farbenwahl. In der Ausstellung der Akademie hatte Professor E. R. Weiß im Eingangsraum in sehr origineller Weise den Besucher mitten in einen kreisförmig geschlossenen Chor der Farben hineingeführt, um damit gewissermaßen den Auftakt zu der Symphonie anzuschlagen, in deren Klänge die Veranstaltung einweihen sollte. Welcher verführerische Reichtum leuchtete da in den breiten Farben des Spektrums auf, und doch gaben sie nur einen flüchtigen Hinweis auf Möglichkeiten der Abstufung und Nuancierung, die keine Phantasie bis zu ihrem letzten Ende verfolgen kann. Die chemische Industrie hat die Skala der Farbwerte zu einer ganz unerhörten Verfeinerung gebracht, gar nicht auszuschöpfen wären die Kom-



Abendmantel. Modenbild von Freiherrn Leo v. König aus der Ausstellung ‚Farbe und Mode'



Besuchskleid. Modenbild von Ernst Oppler aus der Ausstellung ‚Farbe und Mode'

ist ästhetisch eine Geizige. Diese Tatsache, die jeder aufmerksame Beobachter zugeben muß, ist nicht zu erklären. Wir können sie nur feststellen und hinzufügen: Es war schon immer so.

Seit der Mensch danach trachtete, sich zu verschönern, zog er die Farbe in seinen Dienst und färbte den Körper schon lange, ehe er ihn zu bekleiden wußte. Ursprünglich bemalte man sich, wahrscheinlich mit dem Blute eines erschlagenen Feindes oder eines erlegten Tieres, und hat davon die Vorliebe für das Rot durch die Jahrhunderte, wir dürfen sogar Jahrtausende sagen, beibehalten. Grabbeigaben von Ocker und Rötel, die diesem Zwecke dienten, führen den Gebrauch bis in die jüngere Steinzeit zurück. Aber er hielt sich bis tief in historische Zeiten. Die Könige und Triumphatoren Roms hatten das Recht, sich bei ihrem Zuge auf das Kapitol Gesicht und Oberkörper mit Mennige rot zu färben, und noch 1443 verlangten die Humanisten aus dem Hofstaat König Alphons' I. von Neapel, der König solle sich bei seinem Einzug in die Hauptstadt das Gesicht mit Zinnober bemalen. Rot blieb die Lieblingsfarbe fast aller Völker, der primitiven wie der kultivierten; im Russischen sind die Ausdrücke für rot und schön gleichbedeutend, und die Vorliebe für diesen Farbenton sicherte ihm seinen beherrschenden Einfluß in der Uniform bis in unsere Tage. Dem Rot folgte das Blau. Nach dem Bericht des Plinius erschienen die

keltischen Frauen und Jungfrauen bei gewissen Festen nackt, den ganzen Körper blau-schwarz bemalt. Als Cäsar seine berühmte Landung in Britannien vollzog, fand er zu seinem Erstaunen, daß sich die Urbevölkerung blau färbte.

Als die Bekleidung des Körpers dem Auge den Anblick der nackten Glieder entzog, übertrug sich die Farbenfreude auf das Gewand. Sicher ist die Neigung zum Betonen der Farbe in der Kleidung das Natürliche, der Verzicht auf sie, trete er nun in einer Vorliebe zum reinen Weiß oder in einem Hinneigen zu unbestimmten Nuancen auf, immer ein Zeichen der Zivilisation und ihrer die ursprünglichen



Teekleid. Modenbild von Prof. Hans Purrmann aus der Ausstellung ‚Farbe und Mode'

Triebe abschwächenden Verfeinerung. Die Griechen bevorzugten zur Zeit der Hochblüte ihrer Kultur das reine Weiß oder vielmehr die Naturfarbe der Leinenstoffe. Dadurch wollten sie sich bewußt von den Barbaren unterscheiden, die, wie die Völker Asiens und Kleinasiens, die bunte Färbung liebten. Auch die Römer der klassischen Zeit der Republik trugen farblose Gewänder. Sie unterschieden sich dadurch ganz wesentlich von ihren nächsten Nachbarn, den Galliern, die Cäsar in seinen Kommentaren buntgekleidet schildert. Das Überwiegen der byzantinischen Kultur am Ausgang des Altertums brachte dann eine Note von größerer Farbenfreude in die Bekleidungskunst auch des Abendlandes. Auf dem Abbild Kaiser Karls des Großen, welches das Mosaik im Triklinium Papst Leo III. im Lateran bewahrt hat, sieht man den Monarchen in einer Kleidung aus braunen, grünen und gelben Stoffen.

Die allgemeine Mode des Mittelalters blieb bunt und wurde es noch mehr, als die Kreuzzüge dem Okzident die Bekanntschaft der köstlichen schweren Seidenstoffe und Brokate des Orients vermittelten. Dieser Freude an der Farbe huldigte man bis zur Übertreibung, denn die im 14. und 15. Jahrhundert aufkommende sogenannte geteilte Kleidung, das mi-parti, zerriß die



Straßenkleid. Modenbild von Georg Walter Rößner aus der Ausstellung ‚Farbe und Mode'



Teekleid. Modenbild von Walter Bondy aus der Ausstellung ‚Farbe und Mode'



Aus dem Raum „Blaue Tapete" von Charlotte Goesche in der Ausstellung ‚Farbe und Mode'

menschliche Erscheinung förmlich in lauter einzelne Farbflecke. Jedes Hosenbein hatte eine andere Farbe, oft genug noch an Ober- und Unterschenkel verschieden oder wenigstens an der Innen- und Außenseite wechselnd. Ebenso variierten die Ärmel, Vorderblatt und Rückblatt des Wamses usw. Damit war nicht nur die Möglichkeit gegeben, individuelle Stimmungen auszudrücken — und welches Mittel wäre geeigneter, Gefühle wiederzugeben als die Farbe? —, sondern auch dem Zeitgeist Vorschub geleistet, der die Gesellschaft in lauter Parteien spaltete. Man legte in den Farben seiner Kleidung ein politisches Bekenntnis ab, das man ganz persönlich ausgestalten konnte, wenn man beispielsweise über die weißen, roten, gelben Längsstreifen seines Anzugs grüne, blaue, schwarze Querstreifen zog, und damit die Wappenfarben oder Figuren eines bestimmten Geschlechtes zur Schau trug. Auf italienischen Bildern des Quattrocento kann man in dieser Beziehung reiche Studien machen. Auch die Frauen haben sich von dieser buntscheckigen Art keineswegs freigehalten. Vergegenwärtigen wir uns doch, daß in jener Zeit die symbolische Bedeutung der Farben eine Rolle spielte, die uns ganz aus dem Gedächtnis geschwunden ist. Weiß war selbstverständlich die Farbe der Reinheit und Unschuld, in den Mysterienspielen z. B. waren die armen Seelen der Geretteten weiß, die der Verdammten schwarz angezogen, was ein so typischer Gebrauch wurde, daß der Ausdruck „sich als arme Seele anziehen", im Französischen so viel heißen sollte, als sich von Kopf zu Fuß weiß kleiden. Rot bedeutete die Liebe, blau die Demut, daher trug Maria in den geistlichen Schauspielen einen blauen Mantel. Gelb war der Neid, grün die Hoffnung usw. Mit Hilfe dieser allegorisch-symbolischen Nebenbedeutung der Farben, die den Modedamen der Zeit natürlich ganz vertraut waren, besaßen sie die Möglichkeit, ihrem Anzug starke Noten von Eigenart beizulegen. Als vollends die Spielerei der Minnehöfe in Blüte stand, da war die Wahl und Zusammenstellung der Farben in ein System gebracht, das der Eingeweihte so gut zu lesen verstand, wie er heute ein Stenogramm auflösen würde.



Plastik von Walter Reger aus dem Raum: Travestie auf Mode und Zeit in der Ausstellung ‚Farbe u. Mode'

Damit war die Farbentollheit auf den Gipfel gelangt und der Rückschlag blieb nicht aus. Er erfolgte am burgundischen



Gesellschaftskleid. Modenbild von Bruno Krauskopf aus der Ausstellung ‚Farbe und Mode'

Palette wie ein Franzose in seinem Anzug." 1608 macht der englische Reisende Thomas Coryate seinen Landsleuten den gleichen Vorwurf, aber schon ist der Zeitpunkt gekommen, wo der Geschmack umschlägt und sich von den reinen ausgesprochenen Tönen zu den gebrochenen wendet. „Blaßblau, leichtrot, leichtgrün, halbgelb, halbgrün, Bastardfarben, weil sie halbehrliche Gemüter haben," sagt Moscherosch um 1640 grimmig. Man durfte immer weniger Farben zu seinem Anzuge wählen, so daß man in den Jahren Ludwigs XIV. von der Zeit, „als man sich noch farbig kleidete", wie von einer Vergangenheit sprach, auf die sich selbst die ältesten Leute nicht mehr recht besinnen könnten.

Und wieder wird auch um diese Zeit der Unterschied zwischen farbig und farblos in der Kleidung zu einem Bekenntnis, das, dem Charakter der Epoche entsprechend, einen religiösen Beigeschmack erhält. Unter Karl I. von England war die Modetracht des Hofes so farbenfroh, daß, als der Gouverneur von Virginia 1633 eine größere Bestellung von Tuch in London machte, sein Korrespondent ihm nur feuerrotes schicken konnte, weil anderes gar nicht



Gesellschaftskleider. Modenbild von Max Pechstein aus der Ausstellung ‚Farbe und Mode'



Nachmittagskleid. Modenbild von Prof. Heinrich Linde-Walther aus der Ausstellung ‚Farbe und Mode'

Hofe, der das Gegenspiel der Farbe, das Schwarz, zu Ehren brachte. Von hier aus hielt es seinen Triumphzug durch die Welt, erst so lange Burgund den feinen Ton angab, und dann seit Spanien mit dem Antreten der burgundischen Erbschaft seinen kulturellen Einfluß über Europa erstreckte. Damals war es, als das Schwarz die Bedeutung des Feierlichen und Würdigen erhielt, die es bis in unsere Tage beibehalten hat. Wie alle Moden allmählich aus den gehobenen Kreisen, in denen sie ursprünglich entstehen, hinuntersickern in tiefere Gesellschaftsschichten, in denen sie sich dann weit länger zu halten pflegen, um unter besonders günstigen Umständen Volkstrachten zu werden, so wurde das höfische Gewand schließlich das Ehrenkleid des Bürgers. Wer einmal eine Reihe besonders holländischer Bildnisse des 17. Jahrhunderts betrachtet, dem wird es auffallen, daß die Mehrzahl der Dargestellten, Bürger und Bürgerfrauen, gleicherweise schwarz gekleidet ist.

Farbe und Farblosigkeit haben von nun an in der Mode um die Geltung gerungen und einander in einem beinahe periodischen Wechsel abgelöst. Das 16. Jahrhundert war ungemein farbenfroh. „Die Franzosen lieben das Bunte," äußert sich Montaigne, und der Dichter Marini schrieb aus Paris: „Ein Maler hat nicht so viel Farben auf der

vorrätig war. Je bunter sich nun die Hofgesellschaft kleidete, um so farbloser zog sich die Opposition an. Sie bevorzugte aus Haß und Abneigung gegen die feindliche Partei, die die hellen Töne liebte, die ganz unauffälligen; den Puritaner erkannte man schon von weitem an den dunkeln Nuancen seiner Kleidung, in der grau und schwarz vorherrschten. Das ist in England so geblieben, Adel und Bürgertum unterschieden sich noch das ganze nächste Jahrhundert durch die Farben, die sie trugen, hell und freudig die einen, dunkel und unansehnlich die andern. Als dann im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts der englische bürgerliche Anzug als Modekleidung über den Kanal kam, da brachte er auch seine schlichten Farben mit. Dunkelblau, flaschengrün, braun, Pfeffer und Salz verdrängen zumal im Männerkostüm rosa, himmelblau und lichtgrün, die bis dahin auch von älteren Herren getragen worden waren. Diese Erbschaft hat die Farbenwahl der männlichen Kleidung noch das ganze 19. Jahrhundert hindurch bestimmt und wirkt fort bis heute.

Als die Vorherrschaft der Kultur unter Ludwigs XIV. Regierung von Spanien an Frankreich überging, griff die Mode in der Kleidung zu starken Farben, die den Glanz eines prachtliebenden Hofes zu erhöhen geeignet waren. Die weiten Schoßröcke der Herren, die langen Schleppkleider oder Reifröcke der Damen boten ja auch Veranlassung genug, schöne Stoffe zur Schau zu tragen, und vielleicht hat die Mode zu keiner Zeit so geschmackvolle Farben, so wunderbare Zusammenstellungen verschiedener Töne gestattet, als im Zeitalter Ludwigs XV. 1760 beklagte sich der berühmte Melchior Grimm darüber: „Vor 15 Jahren," schreibt er aus Paris, „erfand man für den Männeranzug Stoffe von drei Farben und glaubte, eine so frivole Mode könne nicht von Dauer sein. Seitdem aber hat man das Geheimnis ergründet, für eine ganze Palette von Farben aller möglichen Schattierungen auf dem Rücken eines Mannes Platz zu finden. Heute ist man schon soweit, die Gold- und Silberstickereien ebenso abzutönen." In der Tat war die Höhe des Farbenjubels erreicht. In den letzten Jahren der langen Regierung Ludwigs XV. und den ersten nach der Thronbesteigung seines Enkels beginnt die Mode bereits, sich in der Farbenwahl starke Beschränkungen aufzuerlegen. Sie gestattet nur mehr Tönungen, die auf der Skala zwischen dunklem Rotbraun und hellem Gelbbraun liegen, eine Nuance, die man „flohfarben" nannte und die man in den verschiedensten Schattierungen besaß. Da unterschied man: Junger und alter Floh, Flohkopf, Flohrücken, Flohbauch, Flohschenkel, Floh im Milchfieber usw.



Gesellschaftskleid. Modenbild von Paul Scheurich aus der Ausstellung ‚Farbe und Mode'

Die siegreiche Revolution brachte im Damenanzug dann das reine Weiß zur Geltung, und da sich gleichzeitig in der männlichen Kleidung die unscheinbaren Töne durchsetzten, so verlor das Gesamtbild der Mode dadurch merkwürdig von der charakteristischen Eigenart, die es eben noch besessen hatte. Iffland äußert sich darüber mit Bezug auf das Bühnen-

bild in seinem Theater-Almanach von 1807: „Die Anzüge in den bürgerlichen Schauspielen," schreibt er, „sind jetzt so einförmig, daß dadurch gar keine äußere Unterscheidung mehr möglich ist. Braun, blau oder schwarz kleiden sich alle Herren, Kammerdiener, Liebhaber und Onkel, sowie weiß die gleiche Kleidung für alle Frauenzimmer ist, sie mögen Damen von erster Bedeutung oder Soubretten sein. Es gibt Vorstellungen, wo alle Männer in schwarzer Farbe, alle Frauenzimmer in weißer Farbe untereinander verkehren, so daß das Ganze der Versammlung in einem Leichenhause ähnelt." Und diese weißen Kleider von Leinen oder Baumwolle — Musselin war



Abendkleid. Modenbild von Eugen Spiro aus der Ausstellung ‚Farbe und Mode'

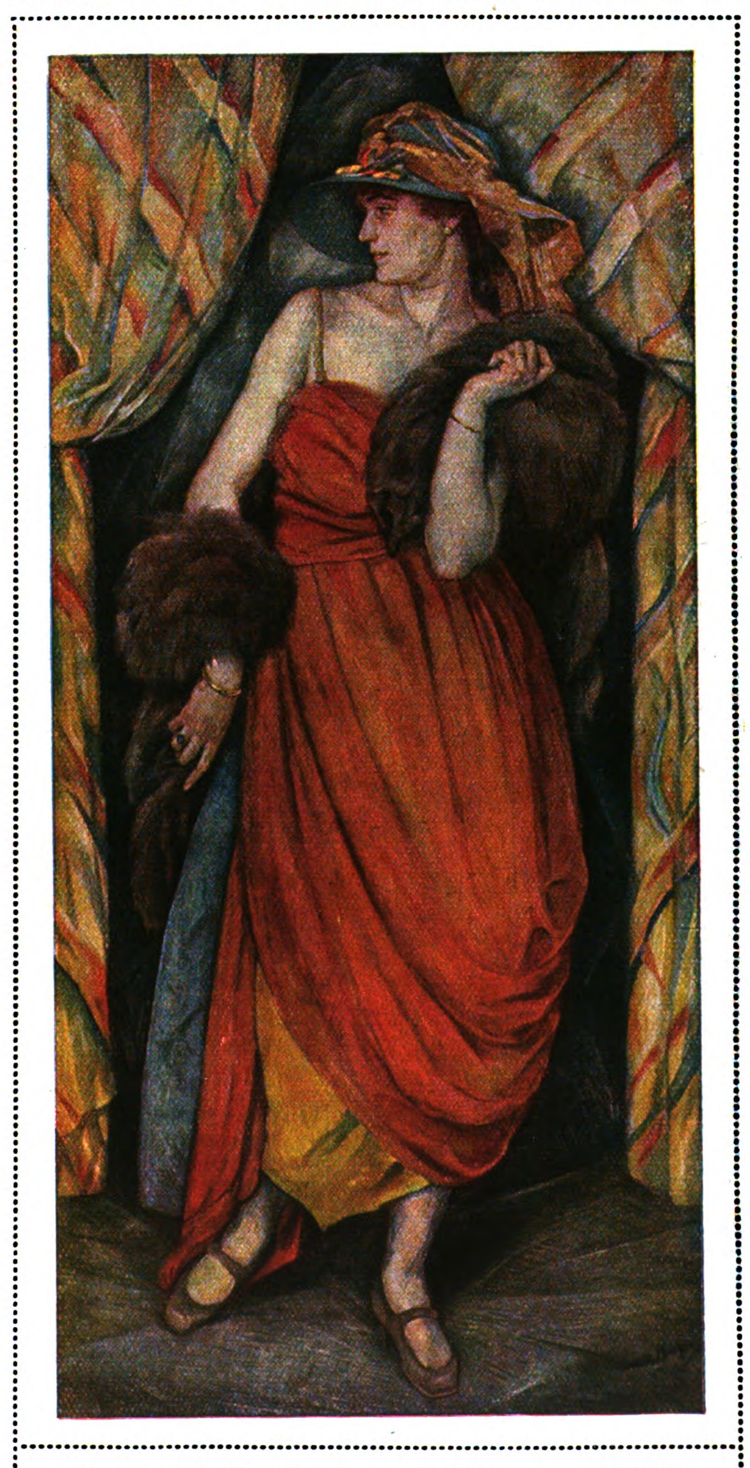


Gesellschaftskleid. Modenbild von Prof. Lovis Corinth aus der Ausstellung ‚Farbe und Mode'

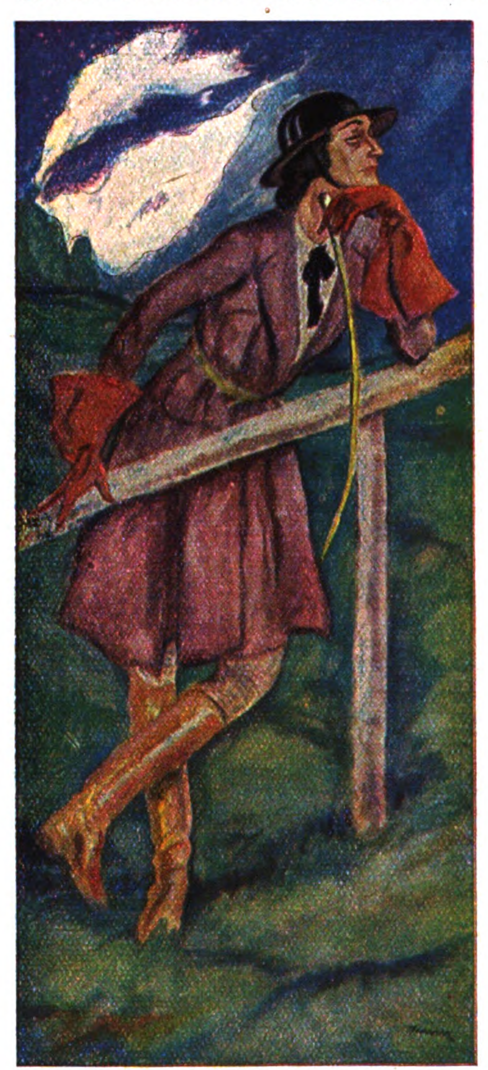
am beliebtesten — hatten lange Schleppen, bei eleganten Damen von 7 bis 14 Ellen, man muß also annehmen, daß sie dauernd in der Wäsche waren. „Man sieht nichts anderes als weiße Kleider," schrieb Goethe seiner Christiane im Mai 1800 aus Leipzig. Das Weiß überdauerte sogar den Wechsel im Schnitt, die Röcke verloren die Schleppen, wurden fußfrei und weit, aber sie blieben weiß, denn noch aus den zwanziger Jahren berichtet Frau von Rochow in ihren Erinnerungen: „Prinzessinnen und Hofdamen trugen Sommer und Winter nichts als Kleider von weißem Perkal", und Graf Rudolph Apponyi schreibt 1830 in Paris in sein Tagebuch, daß Weiß die vorherrschende Farbe sei. Diese Mode scheint auch auf die Herren ansteckend gewirkt zu haben, denn Goethe z. B. trug in seinem Studierzimmer, wie wir von Eckermann wissen, Schlafröcke von weißem Flanell, ein Anzug, in dem er auch Damen, z. B.

die Malerin Luise Seidler empfing. Dem jugendlichen Geibel trat der alte Chamisso so gegenüber in einem „weißen faltenreichen Schlafrock, der dem Talar eines Zauberers glich“, und Fritz Reuter, der sich als Student in einem weißen Flausch so ungemein schön fand, hat dann jahrelang Zeit gefunden, diese harmlose jungenhafte Eitelkeit zu bedauern. Das auffallende Kleidungsstück, das der Aufmerksamkeit der damaligen Demagogenriecher natürlich nicht entgangen war, half seinen Verfolgern auf die Spur des Flüchtigen und lieferte ihn in die Hände der Polizei.

Daß eine Mode wie diese Vorherrschaft des Weißen in der Kleidung sich einer so auffallend langen Dauer erfreute, würde wundernehmen, wenn wir uns nicht entsinnen müßten, daß in der gleichen Zeit das Ideal der Antike vor dem seelischen Auge stand, und zwar einer Antike, die man sich in ihren Tempeln und Skulpturen durchaus schlohweiß dachte. Daher in den Wohnungen die weißen Wände und weißen Kachelöfen, die hell gestrichenen verputzten Fassaden, die weiße Tünche, mit der man die bunten Fresken der alten Zeit überzog, soweit man sie bequem erreichen konnte.



Gesellschaftskleid. Modenbild von Harald Bengen aus der Ausstellung ‚Farbe und Mode‘

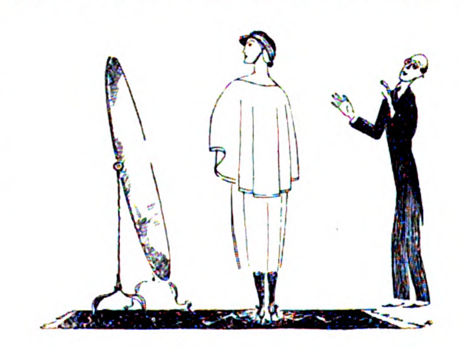


Reitkleid. (Ellen Petz.) Modenbild von Ludwig Kainer aus der Ausstellung ‚Farbe und Mode'

Ungeheuer war die Entrüstung, als ein Vorwitziger entdeckte, daß die Alten ihre weißen Tempel und weißen Statuen bunt bemalt hatten, und äußerst lebhaft der Streit, der sich in den Kreisen der Gelehrten und Künstler über diese Frage erhob. Solange die weiß vorgestellte Antike den koloristischen Grundton des Zeitstils abgab, stimmte sich auch die Mode auf diese Note und sie hat auch auf das ausschließliche Weiß erst Verzicht geleistet, als die romantische Kunst, in Deutschland durch die Düsseldorfer vertreten, das Mittelalter ästhetisch wieder in seine Rechte einsetzte. Nun gab es auch in der Kleidung wieder Farben, und vielleicht ist es wirklich kein bloßer Zufall, daß die Periode einer besonders farbig empfindenden Mode zusammenfiel mit einer solchen koloristischer Effektstücke in der Malerei. Als Piloty und Makart im Vordergrunde der künstlerischen Interessen standen, da gestattete die Mode den Damen die kecksten und gewagtesten Zusammenstellungen, ja sie forderte in dem ganzen Jahrzehnt von 1870 bis 1880 geradezu, daß eine Toilette aus verschiedenen Stoffen von verschiedener Farbe komponiert sein müsse. Da war es wirklich noch eine Kunst, sich zu kleiden und im Zusammenspiel der Farben das Geschmackvollste und Kleidsamste herauszufinden.

Darf man die Parallele fortführen und sagen, daß, als der Impressionismus mit seiner Malerei Ton in Ton die eben noch so laut gepriesenen Zauberer der Palette in die Ecke drückte, auch die Mode sich dieser Schwenkung anschloß? Bis dahin hatte sie die Kontraste begünstigt und die Reize der Wirkung im Abstechenden gesucht. Nun entschließt sie sich ebenfalls dazu, mit feineren Mitteln zu arbeiten und wenn sie Seide, Samt und Wolle zugleich verwendet, so dürfen sie doch nur mehr von einer und derselben Nuance gewählt werden. Tiefschattender Samt, glänzende Seide und warmtönige Wolle in der gleichen Note von braun, blau, grün oder lila gaben köstliche Bilder!

Diese Übereinstimmung zwischen der großen Kunst und der angewandten Bekleidungskunst hat wirklich viel Bestechendes für den Beobachter, aber sie darf nicht zu voreiligen Schlüssen verführen. Die Mode ist in Wahrheit eine viel kompliziertere Erscheinung innerhalb der Kultur, als es den Anschein hat, und es sprechen bei ihr so zahlreiche Faktoren mit, daß man in seinen Folgerungen nicht vorsichtig genug sein kann. Augenblicklich erleben wir ja wieder — und die Ausstellung in der Akademie bestätigte es —, daß die Damenmode und die Kunst Hand in Hand gehen. Die eine wie die andere gefallen sich in der Verwendung möglichst krasser und ungebrochener Farben. Folgt da die Mode der Malerei? Gehorchen beide dem Zeitgeist? Oder müssen wir in dieser zufälligen Übereinstimmung nicht viel mehr die Wirkung gewisser wirtschaftlicher Zustände erkennen, unter denen Deutschland und mit ihm die Welt leidet? Wir besitzen die vorzüglichen Farben (und auch dafür legt die



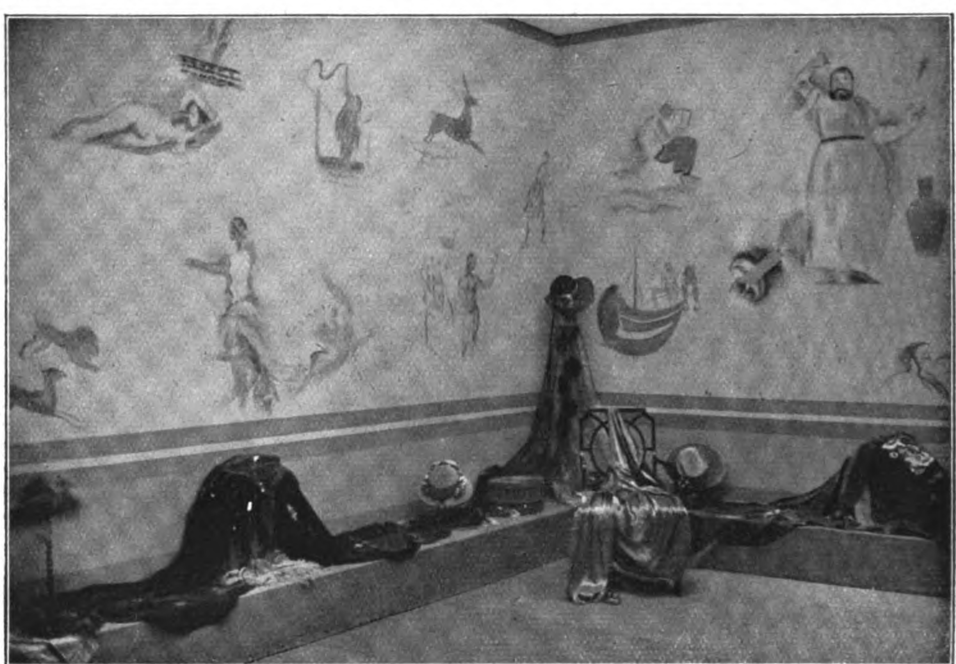


Ausstellung ein glänzendes Zeugnis ab), die Feinde aber verfügen über die besseren Stoffe. Die Qualitäten der Gewebe, die wir mit ungenügendem oder mangelhaftem Material nicht besser herstellen können, sind so beschaffen, daß sie keine anderen als reine starke Farben annehmen. Da heißt es eben aus der Not eine Tugend machen und die an halbe und unbestimmte Töne gewöhnten Augen umlernen lassen. Die Mode stellt sich auf die moderne Kunst ein, weil sie gar nicht anders kann.

Die Ausstellung „Farbe und Mode" unternahm nun zum erstenmal den Versuch, die Ideen der modernen Farbengebung auf die Erzeugnisse der Mode anzuwenden, eine witzige Umsetzung der neuen Ästhetik in die Praxis. Es galt den farbigen Horizont zu erweitern und Durchblicke nach neuen Möglichkeiten hin zu eröffnen, eine Aufgabe, der größere Schwierigkeiten in den neuen Formen als in den neuen Farben erwuchsen. Bruno Paul, der diese Ausstellung für den Verband der Deutschen Modenindustrie machte, ist indessen ein viel zu genialer Künstler, als daß er aus dem Programm „Farbe und Mode" nicht alle Anregungen hätte herausholen sollen, deren Wechselbeziehung pikant genug ist, um immer aufs neue Ursache und Wirkung miteinander zu verwechseln. Das größte Hindernis für eine Modenausstellung wird immer in der Tatsache liegen, daß die Erzeugnisse der Bekleidungskunst für den lebenden Körper gedacht sind. Ein Hut soll zur Farbe von Haar und Teint, zum Schnitt der Züge passen; ein Kleid, ein Mantel wollen getragen sein, um ihre Wirkung zu zeigen, und wenn selbst ein Künstler wie Haas-Heye sie mit noch so geschmackvoller Geste hinlegt und noch so fein zum Ton eines „Garten der Moden", eines „Blauen" oder „Metamorphosen" Salons abstimmt, es wird ihnen immer das Wesentliche fehlen: Leben und Bewegung, die erst die Trägerin dem toten Stoff mitzuteilen vermag. Da man nun eine ganze Ausstellung nicht gut wochenlang auf lebenden Modellen zeigen kann, so hatte die Leitung diesem Mangel abzuhelfen gesucht, indem sie in einem Festsaal moderne Schönheiten in modernen Kleidern von modernen Malern porträtieren ließ. Die Künstler Harald Bengen, Walter Bondy, Lovis Corinth, Leo von König, Bruno Krauskopf, Heinrich Linde-Walther, Ernst Oppler, Max Pechstein, Hans Purrmann, Georg Walter Rößner, Paul Scheurich, Eugen Spiro, Emil Rudolf Weiß u. a. zeigten in dieser Reihe lebensgroßer Damenbildnisse nicht nur die farbige Note der Tagesmode, sondern auch die Art des heutigen Schick. Diese Schönheitsgalerie bewies zum hundertstenmal, daß jede Mode schön ist, sie sei im übrigen wie sie wolle, denn jede zeigt das ewige Problem Weib unter einem neuen Gesichtswinkel, und wenn früher einmal das Junonische oder das Süße und Anmutige beliebt waren, so bevorzugt unsere Zeit,



Pelzmodenbild. Gemälde von Wolf Röhricht aus der Ausstellung ‚Farbe und Mode'



Ecke aus dem Raum „Metamorphosen“. Gemalt von Georg Walter Rößner

in der ja sowieso alles auf dem Kopfe steht, zur Abwechslung einmal das Ephebenhafte, Eckige und mehr oder wenige Bizarre. Manchmal will es so scheinen, als käme die eigentliche Bekleidungskunst dabei zu kurz, denn es handelt sich immer mehr um Draperien als um geschneiderte Gewänder und der dernier cri der Mode ist ja auch in der Tat das „Stecknadelkleid“, das nicht mehr genäht, sondern nur gesteckt wird. Eine Erfindung übrigens, die Sarah Bernhardt schon vor Jahrzehnten machte. Auf die farbig-moderne Ausgestaltung der Säle war großer Wert gelegt worden, ein Raum war so fortschrittlich geraten, daß die Ausstellungsleitung sich schließlich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie ihn „Travestie auf Mode und Zeit“ nannte. Es fehlte nicht an Skeptikern, die diese Bezeichnung weiter ausdehnten, als beabsichtigt war, und sich kopfschüttelnd fragten, wo die Travestie aufhörte und der Ernst anfing. Aber sie gaben sich schnell zufrieden, denn wie Farben und Modelle auch ausgefallen sein mochten, sie sind ja nur bestimmt, den Rahmen um ein Kunstwerk darzustellen, das keine Travestie entstellen und keine Zeit antasten kann: das Kunstwerk Weib, dem wir uns huldigend beugen.



Theaterkleid. Modenbild von Joseph Oppenheimer



Gesellschaftskleid. Modenbild von Prof. Arthur Kampf aus der Ausstellung ‚Farbe und Mode‘

Im Amtshause

Novelle von F. K. E. Paul Schumann


Ueber den Kartoffelfeldern an der von Dobra nach Bergen führenden Landstraße war die Luft so dünn, daß man schon am Burgholz die Bergener Kirchturmuhr erkennen konnte und sich beinahe einbilden mochte, die Schläge über die Ackerbreiten herüberzittern zu hören.

„Das gibt einen Wetterumschlag," sagte der Kantor von Dobra zu dem Stadtmusikdirektor Zimmermann und nahm den Geigenkasten unter den anderen Arm.

Zimmermann nickte.

„Wir können leicht alle beide naß werden," entgegnete er. Sie schritten weiter aus denn zuvor, denn der Wegweiser von Bergen tauchte jetzt erst auf, und auf den baumlosen, abgeernteten, abendlichen Feldern riefen schon die Rebhühner.

... Kiwitzsch ... so sehnsüchtig klang es.

Der Kantor von Dobra war ein noch junger Mann. Er freute sich auf die Flasche Rotwein, die es nach dem Spiel im Musikzimmer des Bergener Amthauses bei Amtsrichter Strubelius geben würde.

Der Musikabend war seit der Verheiratung des alten Amtsrichters mit der jungen Frau Renate ein allmonatlich wiederkehrendes Ereignis. Zimmermann meinte etwas boshaft, Frau Renate wolle damit ihren Ehemann an das Haus fesseln und ihm alte Junggesellengewohnheiten austreiben. Er wußte allerlei davon zu erzählen, wie es bei den Herrenabenden auf den umliegenden Gütern bei Gelegenheit der Herbsttreibjagden hergehe. Es war eine schlimme Junggesellengegend hier. Der junge Kantor hatte kaum zugehört. Er dachte an die braunen Augen der blonden Amtsrichtersfrau und das braune Samtband um den Hals, das ihr gut zu den Augen stand.

„Warum sie den alten Mann bloß genommen hat, Zimmermann?" fragte er träumerisch. „Nicht einmal von Musik versteht der etwas."

Zimmermann nickte wieder. Er wußte, es würde auch heute abend so sein. Während die Geigen zu dem Klavierspiel der jungen Frau sangen, saß Strubelius in der Ecke, rauchte stumm und trank ein Glas Rotwein nach dem anderen. Nein, der verstand gewiß nicht, wie die Geige des jungen Lehrers schluchzte und sich um das Spiel der zarten Frau sehnend herumrankte.

Der Lehrer zupfte die Manschetten in die Ärmel des schwarzen verwachsenen Rockes.

„Wenn der das Amt und das viele Geld nicht hätte, was wäre er dann?" sagte er. Und dachte an seine ärmliche Wohnung, die vierhundert Taler Gehalt, die freie Holzservitut im Gemeindewalde und dachte noch an etwas anderes, was er an Strubelius' Stelle täte.

Zimmermann war weltkundig.

„Zwölf Jahre ist er Assessor gewesen," respondierte er. „Man weiß, wie es bei solch einem möblierten Herrn hergeht. Die jungen Frauen in diesen Ständen sind zu bedauern. Wenn die alles wüßten. Warum sitzt er immer so stumpf da? Ich sprech's ja ..."

So war es ausgemacht, daß Strubelius ein alter Lebemann und gänzlich unmusikalisch war.

Vor dem Bergener Amtshause lag der Lichtschein aus den drei Fenstern des saalartigen Musikzimmers bis spät in den Abend.

Die beiden Landstreicher, die im Amtsgefängnis hinter den Blechkästen saßen, wunderten sich, was das für geheimnisvolle Töne waren, die von fern trotz Schloß und Riegel fein und undeutlich in ihre finstere Zelle schlüpften. Selbst der Marktplatz lauschte. Als sie im Ratskeller, da der letzte Gast gegangen war, die Haustür zuwarfen, schrak der Marktplatz ordentlich zusammen, und zwölf lang nachhallende Schläge kollerten vor verhaltener geheimer Sehnsucht zitternd von dem sich neugierig nach den Fenstern des Amtshauses hinüberreckenden spitzen Kirchturm die dunkle Badergasse hinunter.

ꕤ ꕤ ꕤ

Der Amtsrichter Philalethes Strubelius hatte in seiner Ehe den ersten Verdruß gehabt. Wir sagten, daß er jung verheiratet war, was man bei so einem beamteten Juristen eben jung nennt. Aber sein schon etwas grämliches Alter war es nicht gewesen, was die Augen seines jungen Ehegesponstes schon am frühen Morgen mit Tränen gefüllt hatte. Daran war vielmehr der Kalender schuld. Es war der 25. August.

Der war in dem schwarzen Terminskalender des Amtsrichters Strubelius rot und dick zweimal unterstrichen.

Denn das hatte zweifache Gründe.

Zum ersten hatte er sich an diesem Tage vor Jahresfrist mit der jungen, blonden Frau verlobt. Zum andern aber bedeutete der Tag den Aufgang der Hühnerjagd. So hatte der Termin eine doppelte festliche Bedeutung, denn Strubelius war Jagdfreund.

Der Richter von Bergen hat von jeher

Dienstwohnung in dem verwetterten grauen Amtshause am Marktplatz gehabt.

Als Strubelius heute morgen erwachte, da hörte er es, wie der Regen von dem gebrochenen Renaissancedache herunter gegen die Schlafstubenfenster trommelte. Da freute er sich, und seine Hand tastete nach dem Bett der blonden Renate hinüber. Denn es war noch dämmerig, und der dichte Vorhang schattete vor der tiefen Fensternische.

Aber Frau Renate war schon heimlich aufgestanden. Da lächelte er immer noch. Er wußte warum.

Auf dem Kaffeetisch würden heute morgen zarte Rosen den Verlobungstag schmücken, und Renate würde trotz des Aufgangs der Hühnerjagd am heutigen Festtag ihren Ehemann ganz allein für sich haben. Denn es regnete draußen immer noch in Strömen. Aber Renate hatte falsch gerechnet. Wir merken, daß die doppelte Liebe des Amtsrichters ihre tragischen Verwickelungskeime schon am frühen Morgen in sich trägt. Was mag der Abend bringen, da niemand zwei Dinge gleichzeitig lieben kann?

Das Amtsrichterehepaar saß vor der Kaffeetasse. Da stahl sich ein schüchterner Sonnenstrahl durch das graue Gewölk draußen über der kleinen Stadt, und es gab in Renates jungen Augen einen leuchtenden Widerschein, Strubelius merkte es nicht. Anscheinend gleichgültig schob er sie sanft zurück, als wäre er es von jeher gewohnt, daß sich schon am frühen Morgen ein junger Frauenbusen zutraulich und wärmend an ihn drängte, und als wüßte er nicht, was zwölf lange, dürre, unfruchtbare Assessorenjahre bedeuteten. Denn soeben hatte die Magd die Zeitungen und Postsachen hereingebracht, welche der Briefträger draußen abgegeben hatte. Wir wundern uns nicht, denn es war seine immerhin zwölf Jahre alte Junggesellengewohnheit, beim Morgenkaffee die Zeitung zu lesen, und alle diese Jahre hatten von keinem festlichen Verlobungstage gewußt.

Ein kleiner Schatten war über Renates Augen gelaufen. Aber schon wieder lächelte sie. Denn sie kannte ihren guten, alten Strubelius. Ahnungslos spielte ihre Frauenhand mit einem kleinen, grünen Kärtchen, das unter den Postsachen lag.

Strubelius wurde aufmerksam. Seine Hand griff danach. Scherzend suchte sie die Karte hinter ihrem Rücken zu verstecken. Wir beginnen Zweifel an dem Urteil des Kantors und Stadtmusikdirektors zu hegen. Fast schien es, als wäre Strubelius doch noch ein Anfänger, als hätten seine Arme während der zwölf dürren Jahre nicht allzuoft um einen zarten, weichen Frauenleib gelegen. Denn Renates Mund verzog sich, als er mit derbem Griff ihre Hand samt dem grünen Kärtchen hinter dem schmalen Frauenrücken hervorzog.

„Siehe da," sagte er schmunzelnd. „Eine Einladung zur Hühnerjagd nach Dobra." Prüfend sah er nach dem Wetter. „Das könnte wohl passen. Termine stehen heute nicht an..." Er merkte gar nicht, wie die kleine Renate erschrocken zusammenzuckte. Denn er war jetzt längst schon wieder der alte Jäger. Das war auch nicht der junge Ehemann, der kopfnickend und wie innerlich tief befriedigt hinzusetzte: „Es ist doch ein wahres Glück, daß heute unser Verlobungstag ist. Sonst hätte ich wahrhaftig die alte Mählern in ihrer Testamentssache aufs Amt geladen. Zum Sterben ist immer noch Zeit genug."

Dann war Strubelius mit der Flinte auf dem Rücken nach Dobra davongeritten.

Die kleine Renate saß still und wie verschüchtert allein hinter ihrem Rosenstrauß und war nicht einmal schadenfroh genug, sich darüber zu freuen, daß schon wieder graue Wolken den Himmel umschatteten. Tapfer zerdrückte sie ein paar ganz kleine Tränlein. I, da soll doch, wer würde denn über so etwas weinen?

⌘ ⌘ ⌘

Der Augusttag hatte ein langes, graues, nasses Gewand angezogen.

In dem weiten, alten Amtshause war es merkwürdig still. Wie suchend war Frau Renate durch alle Zimmer gegangen. Am Eckfenster des saalartigen und darum heute so kalt anmutenden Eßzimmers blieb sie stehen. Da hat man einen nahen Blick auf den Bergener Marktplatz. Einsam und schwermütig wartend lag auch der da. Kein Mensch ließ sich sehen. Nur bei Tischlermeister Markgraf schrie die Haustürglocke rufend über den Markt. Dann verstummte sie jäh. Auch Frau Renate war zurückgetreten. Sie wollte den Leichenzug nicht sehen, der eben aus der Badergasse nach dem Marktplatz bog. Wohl verhüllten die schweren Fenstervorhänge den schwarzen, schweigenden, schwankenden Zug hinter dem nickenden Kruzifix. Aber die Stimmen der Schuljungen, welche vor dem Sarge schritten, schwangen sich durch den rieselnden Nebel über die Gartenmauer des Amtshauses und achteten der zugezogenen Fenster nicht. So hörte es Frau Renate gleichwohl, wie hinter den frischen, unverzagten Jungenstimmen etwas anderes, Weltfremdes zitterte, was nicht von dieser Welt war.

Laß mich gehen — laß mich gehen —
Daß ich Jesum möchte sehen.

Die junge Frau hatte sich erschauernd in den weichen Klaviersessel vor dem großen Flügel geschmiegt. So sehnsüchtig klang es. Die Schritte draußen traten langsam und schwer und klapperten gleichmäßig im Takte.

Meine Seel' ist voll Verlangen
Ihn auf ewig zu umfangen.

Karl Zimmermanns Stimme schmetterte jauchzend über den Chor der anderen hinaus und wußte nicht, was er tat.

Langsam verebbte der Zug. Die Schritte klangen nur noch ganz von fern her, dort, wo bei Buchbinder Lehmann der Weg nach dem alten Friedhof um die Ecke geht.

Wie ein dunkles Geheimnis trug es der schüchterne Wind wie in brünstigem Erschrecken nur noch flüsternd herüber ...

Und vor seinem Thron zu stehn.

Es war ein schwermütiger Verlobungstag. Ob er wohl ein bißchen Menschenglück schon auf dieser Welt gelten ließ?

Die junge Frau hatte den Flügeldeckel hochgeschlagen. Immer noch rieselte draußen der Regen. Er fiel jetzt in ein offenes Grab, in das die feuchten, schwarzen Erdschollen kollerten. Frau Renate hörte es nicht.

Ihre mütterliche Frauenseele war schon weit weg von hier. Sie war einem alten, grämlichen, durch lange Assessorenjahre verbitterten Manne nachgeflogen, welcher viel Liebe brauchte und bei dem die Gegenwart manches nachzuholen hatte. Darum schwangen die Töne so mütterlich aus dem alten Flügel, welchen Strubelins aus dem Elternhause mitgebracht hatte, und es war eine Frauenstimme, eine liebe Stimme, welche jetzt sang: „Wenn es kalt wird und ihr alt seid, will ich schützend mein Erbarmen, meinen Mantel um euch schlagen."

Der Nachmittag wurde immer dunkler. Bei Bäcker Sack wurde die Lampe hinter dem Ladenfenster angesteckt. Die warf ein rotes Licht auf die Wasserlachen draußen. Frau Renate schürte das Feuer auf dem Küchenherde, etwas Wärmendes für den heimkehrenden, nassen Strubelius zu kochen. Längst schon hatte sie seine Hausschuhe in die Nähe des anstrahlenden Feuers gestellt. Schon kam der Abend. Alle Türen waren gegen ihn fest verschlossen. Deshalb strich er mißmutig an den niedrigen, Hauswänden hin und klapperte grämlich mit den Fensterläden der Leichenfrau Rosenkranz.

❀ ❀ ❀

Die Jagdgesellschaft auf dem Rittergut Dobra merkte nichts davon.

Das Schüsseltreiben war vorüber. Man saß rauchend und trinkend zusammen. Die Stunden eilten dahin. Strubelius merkte es kaum. Zum ersten Male seit seiner Heirat war er wieder in dem alten Junggesellenkreis. Es war doch ganz behaglich. Es hatte sein Leibessen gegeben. Sauerkraut und Bratwurst und dazu Spatenbier. Jetzt aber kamen die schweren Weine. Er wußte es von früher her.

Lachen. Zigarrenrauch. Schnarchende Hunde und klatschende Kartenblätter. In das wiehernde Lachen des Gastgebers klang das Meckern des Regierungsreferendars.

Auch Strubelius spielte. Er verlor dauernd. Es gab viel Hallo. Da klang ein helles Klingeln in den Lärm. Das war sachlich und suchte sich rücksichtslos seinen Weg durch die lachende Menge und kam vom Telephon.

„Hier Amtsrichter Strubelius."

„Hier Aktuar Rübesam.

„Der Auszügler Johann Petermann in Radigast will noch heute abend sein Testament machen. Ich fahre jetzt mit dem Petermannschen Wagen hier ab, darf ich Herrn Amtsrichter in Radigast erwarten?"

„Natürlich. In einer halben Stunde bin ich dort." Und wieder das helle, verständige, nüchterne Klingeln.

Es schwirrte Strubelius im Kopf als er die Steintreppe nach dem Hof hinunterschritt, auf dem soeben sein Pferd vorgeführt wurde.

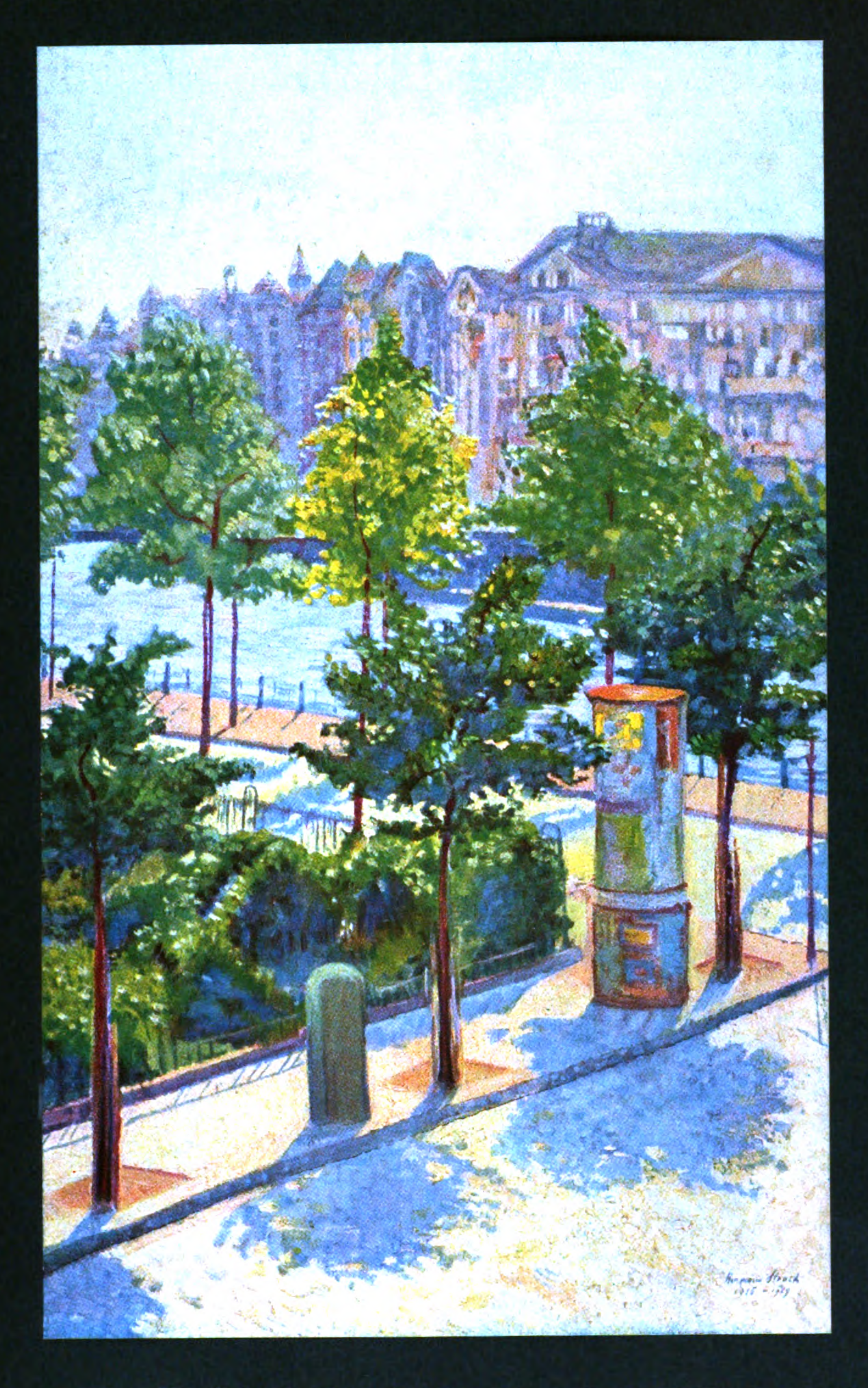
Es regnete immer noch. Die Hoflaterne konnte die Luft kaum durchdringen. Die Pferdehufe klapperten auf dem Steinpflaster. Es war doch schade, daß er jetzt fortmußte, wo es anfing gemütlich zu werden.

Flüchtig dachte er beim Aufsteigen an zu Hause. Das Lederwerk des Sattels knarrte und ächzte, als er sich aufschwang. Er fing schon an dick zu werden. Nun hatte er sich im Sattel zurechtgesetzt. Natürlich würde er nach der Testamentsaufnahme wieder zurückkommen. Denn der lange Regierungsreferendar v. Kotzen hatte beim Hinausgehen so mokant und lächelnd gesagt: „Unglück im Spiel, Glück in der Liebe." Dem würde er die Zechinen schon wieder abnehmen.

Er schlug den Mantelkragen hoch. Denn der Regen sprühte auf das blanke Fell des Braunen. Im Klappern des Anreitens hörte er nicht mehr, wie sie oben den Rundgesang anstimmten: Ist das nicht ein Ref'rendar? Ja, das ist ein Ref'rendar. Hat der noch ein einz'ges Haar? Nein, der hat kein einz'ges Haar.

Von dem stumpfen Turm der Kirche, welche hinter dunklen Baumwipfeln lag, brummte es. Da gab Strubelius seinem Gaul die Sporen, daß er über die nasse, spritzende Dorfstraße nach der schwarzen Ackerflur hinauspreschte.

❀ ❀ ❀



Berliner Landschaft (Flensburger Straße)
Gemälde von Hermann Struck
(Berliner Sezession 1920)

Die Kinder, welche in dem Bergener Burgholz hinter dem Amtshaus den ganzen Nachmittag gespielt hatten, waren längst schreiend und pantoffelklappernd nach Hause geeilt. In dem vorjährigen Laub raschelten nur noch die wilden Kaninchen, machten Männchen und glotzten mit runden, schwarzen Sehern in die Nacht. Die aber wandelte schweigend vorüber. Sittsam schritt sie, den schwarzen Mantel eng an den Leib gedrückt, durch Bergens Gäßchen. In der freien Feldmark aber warf sie sich dem Wind in die Arme, daß die Röcke und die Wolkenbetten nur so flogen. Das Schulhaus von Dobra duckte sich ordentlich darunter. Strohgedeckt lehnte es sich still und unbeachtet an den Gutspark. Es war ganz finster.

Da klapperte der Nachtwind mit den ärmlichen Läden, pfiff durch die Löcher der zerbrochenen Bodenfensterscheiben, und der musikkundige Lehrer hörte die Melodie ganz deutlich heraus. ... Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden ... Denn der Brausewind wollte immer weiter fliegen und zog an den schwarzsträhnigen Haaren, daß es aus dem zerwühlten Wolkenlager wie unaufhaltsame Frauentränen herunterkam. Der Lehrer horchte nach dem Gutspark hinüber und spielte dazwischen die Geige. Die schwatzte mit dem nachtbekümmerten, wie Frauenherzen redseligem Regen. Der erzählte viel tolle Geschichten. Denn im Rittergutshause stießen sie die hohen Fensterflügel des Eßsaales auf, dem blauen Zigarrenrauch freien Abzug zu lassen. Aber auch der Rundgesang von der Tafel flatterte mit hinaus:

Herr Bruder zur Rechten, Herr Bruder zur Linken,
Wir wollen einander ein Schmollis zu trinken
Der Schönsten auf Erden ...

Da war der Lehrer in die nasse Nacht nach Radigast zu hinausgewandert.

⌘ ⌘ ⌘

Das gute Essen, das dicke Bier, der schwere Wein und die frische Nachtluft versetzten Strubelius in eine angenehme Stimmung. Hier und da am Horizont zuckten ein paar Dorflichter, das war alles sein Bezirk. Er war Einzelrichter. Hier in Ebersdorf hatte er schon einmal ein Testament gemacht, dort in Breitenbach eine Übergabe und Auszugsvertrag geregelt, in Finstersleben den reichsten Bauer, der sich gehängt hatte, vom Dachbalken seines eigenen Oberbodens abschneiden lassen. Der Braune war schon manchen holperigen Feldweg bei finsterer Nacht getrabt. Der Amtsrichter straffte seine stramme Gestalt. Er wußte, die Leute setzten Vertrauen in ihn. Das Wohl und Wehe mancher Familie und ihrer Nachkommenschaft hing letzten Endes von seiner Einsicht ab. Unwillkürlich trabte er schneller. Denn von fern schimmerte schon das Licht des Krankenzimmers von Radigast, wo ein Sterbender seinen Rat und seine Hilfe suchte.

Daheim zu Hause wartete wohl auch eine Lampe auf ihn in dem alten Hause. Deren Licht fiel aus dem Schlafzimmer nach einem weiten, baumbestandenen, nassen Garten. Der stand fröstelnd die ganze Nacht. Aber drinnen, da wartete etwas Warmes, Weiches, Schmiegsames auf ihn, den alten Junggesellen nach zwölf dürren Assessorenjahren.

Und wieder fiel der Braune in Trab. Das letzte Ende nach Radigast war gepflastert. Das gab ein hallendes Klappern, und jetzt kam auch Melodie hinein. Aus den vier trabenden Pferdehufen klapperte es Strubelius schwermütig entgegen, und hinter ihm her lief es auf den dunklen Flügeln des Nachtwindes wie eine Männerstimme:

Ach, wie bald schwindet Schönheit und Gestalt.
Prahlst du gleich mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen ...

Der Amtsrichter sah sich um, als wären es die zwölf Assessorenjahre, die hinter ihm saßen wie die atra cura und einen alten, verbitterten Mann aus seinem Leben gemacht hatten. Er mußte doch wohl ganz unmusikalisch sein. Der Braune tat einen Seitensprung. Denn drohend reckte sich ein Arm aus der Wand vor ihm.

Es mochte der Wegweiser sein. Das Tier wurde unruhig. Und weiter trabte es; aber dumpfer und polternder klangen die Hufe auf den Holzbohlen der über den Eberbach führenden Brücke:

Ach, die Röslein welken all ...

⌘ ⌘ ⌘

... „Herrgottsakrament. Wollen Sie denn Gesangstunde auf dieser alten Wiese geben, Herr Kantor? Angst hatte der Gaul nicht, aber springen konnte er gut." Das war das erste, was Strubelius sagte. Er saß mit der Reithose mitten auf dem nassen Wege. Der Braune stand schon. Der Lehrer von Dobra hielt ihn am zerrissenen Zügel. „Wenn Sie schon mit Ihrer Blendlampe Pferde scheu machen, dann helfen Sie mir wenigstens, daß ich heute noch zu meiner Frau zurückkomme." — „Schönen Dank für den Strick, Herr Kantor. Zum Aufhängen ist er doch zu schade." So scherzte der Richter.

Der junge, sangeslustige Kantor sah dem davonbrausenden Reiter nach.

„... aufgeblasene Gesellschaft, diese Juristen ..." murmelte er heimwärtsgehend und ließ den Spazierstock durch die Luft pfeifen. Das taktmäßige Klappern der Pferde-

hufe verlor sich in ein Wagenrollen. Der Aktuar Rübesam nahte.

⁂ ⁂ ⁂

Am Dorfeingang wartete der Aktuar schon mit dem Pastor Spärlich aus Ebersbach. Der Pastor erschien lang und dürr gegen den wohlgenährten Strubelius. Der Amtsrichter wußte, daß der Pfarrer kaum das liebe Brot für seine zahlreichen Kinder in der teuren städtischen Pension hatte.

Rübesam war ein erfahrener Mann und ein alter Praktikus. Er hatte schon manche nächtliche Testamentsfahrt hinter sich. Vorsorglich hatte er im Vorbeifahren den zuständigen Pfarrer gleich mitgenommen. Er wußte, wie es ist, wenn die Nase weiß und spitz wird und die großen Arbeitshände unruhig über die rot gemusterte Bettdecke fahren. Der Dunstkreis der rötlichen Wagenlaterne vor dem Petermannschen Torweg lag auf allen dreien und umhüllte sie in gleicher Weise wie ein gemeinsamer Mantel.

Rübesam schlug die von der langen Wagenfahrt frostigen Hände gegeneinander.

„Es geht heute zu Ende da drinnen," sagte er mit der Erfahrung einer vierzigjährigen gedrückten Beamtenlaufbahn und beugte doch wie um Verzeihung bittend den verwachsenen Rücken. Keiner antwortete. Die beiden Pferde des Wagens ließen müde die Köpfe hängen.

Es ging alles seinen Gang, wie es schon immer gegangen war.

Stumm sah Strubelius den Vorbereitungen zu den Sterbesakramenten zu, während der alte Aktuar sachverständig am wackeligen Tische neben der flackernden Kerze ein paar Schreibfedern probierte, einen großen, weißen Aktenbogen glättete und Siegellack und Amtssiegel bereitlegte. Nur der alte Petermann, den das alles in erster Reihe anging, nahm wenig Anteil daran. Er war wohl schon im Begriff, das ärmliche Land hier unten zu verlassen. Nur die Pflicht hielt ihn noch zurück, für ein voreheliches Kind zu sorgen, dem das Gesetz kein Erbrecht gab.

Es war das alles schnell besprochen.

Strubelius sah den alten Mann mit der großen Nase in dem hageren Gesicht und dachte ein paar Jährlein zurück und sah ein blondhaariges, leichtfertiges Mädchen, und das alte Bett wartete noch ein kleines und war nun ein Sterbebett geworden.

Er schrak aus seinen Gedanken auf, denn Spärlich hatte einen Gesang angestimmt. Seine tiefe, ruhige Stimme füllte die ärmliche Auszugsstube.

Wie wird's sein, wenn ich zieh' in Salem ein,
In die Stadt der goldnen Gassen ...

So klang es unter der niedrigen Balkendecke, und der Amtsrichter sah sich wie verwundert um. Jetzt sang auch der alte Petermann mit, aber er flüsterte mehr:

Herr, mein Gott, ich kann's nicht fassen,
Was das wird für Wonne sein ...

Strubelius hatte lange nicht gesungen. Selbst in Dobra hatte er heute abend bei dem berühmten Fuchsenritt nicht mit eingestimmt, als sie alle auf Stühlen um den Tisch geritten waren. Nun aber kam es ihm. Es dünkte ihm gar nicht mehr absonderlich, daß der kleine bucklige Aktuar, über dessen korrekte Beamtenseele er sich noch niemals Gedanken gemacht hatte, jetzt gar als dritter mit einstimmte ... „Hätt' ich Flügel ..."

Strubelius sah den kleinen, verwachsenen, gebückten Mann von der Seite an; aber er stimmte selbst als vierter mit ein, er wußte nicht, wie es kam:

Hätt' ich Flügel, flög' ich über Tal und Tal und Hügel
Heute noch nach Zions Höhn! ..."

Der Amtsrichter sah sich immer noch wie verwundert in der nüchternen, niedrigen, kahlen, blaugetünchten Stube um. Es war ganz still geworden. Nur das rotgestrichene Fichtenholz der Bettlade knarrte ... Nach Zions Höhn! ... Der Ton schien noch unter der ärmlichen Decke zu schwingen.

Spärlich hatte seines Amtes gewaltet. Nun war Strubelius an der Reihe. Aber er schien heute nicht recht bei der Sache zu sein. Der Aktuar Rübesam räusperte sich geziemend ein paarmal und setzte wie ermunternd die Feder an. Er dachte an das Herrenessen zu Dobra und die schweren Weine und ließ demütig wartend den Kopf sinken. Aber Strubelius sagte immer noch nichts. Er war in Gedanken geraten.

Was hat der Mensch in seiner Sterbestunde von allem irdischen Glück, von Reichtum, Ehre und Würden ... Er war vorhin auf seinem Herritt so stolz auf seine Stellung, seine Kenntnisse und seine wohlgeordneten Verhältnisse gewesen. Nun aber war dieses alles auf einmal gar nichts.

Zu Hause wartete ein Paar weicher Arme auf ihn. Aber es nahte einst die Sterbestunde. Da lag er hier wie der alte Auszügler. Die Sterbestunde, sie kam gewiß, er mochte wollen oder nicht. Sein ganzes Vorhaben hier, es schien ihm auf einmal schal und nichtig. Wie unwichtig war letzten Endes das alles für den alten Petermann. Es galt nur der Sorge um die geringen Dinge dieser Welt. Sein Beruf wäre ihm auf einmal beinahe leid geworden.

Renates junges Gesicht wollte vor ihm auftauchen und sich in den Bannkreis drängen. Aber auch sie scheuchte der Spruch, mit dem Spärlich seine ganze Kunst vorhin geschlagen

hatte: Was ist des Lebens Herrlichkeit? Wie bald ist sie verschwunden ...

Aber das alles dachte der Amtsrichter nur. Laut diktierte er jetzt dem Aktuar in die Feder und schilderte den Vorgang dahin: ‚Auf Ruf hatten sich die obenbezeichneten Gerichtspersonen in die Wohnung des Gutsauszüglers Johann Petermann in Radigast begeben, welcher, wie die mit ihm geführte Unterredung ergab, im vollen Besitz seiner Geisteskräfte war.

Er erklärte, daß es sein freier, wohlüberlegter Wille sei, ein Testament zu errichten, und erklärte darauf als seinen letzten Willen, was folgt ...‘ Draußen klatschte der Regen. Der wußte nichts von Hypothekenregelung und Noterbrecht und Quarta Falcidia.

⁂ ⁂ ⁂

Frau Renate hatte schon lange wartend auf die Schläge der Turmuhr in dem Dachreiterchen über ihr gehorcht. Aber kein Reiter nahte. Der Verlobungstag neigte sich seinem Ende zu. Da hob sie den müden Kopf. Die Haustürglocke unten schrillte anders als sonst. Sie ging den hohen, kühlen Treppengang hinunter. Denn die Hausmagd war zu ihren Eltern in der Badergasse geschlüpft.

Im gepflasterten Hof dicht vor der eisenbeschlagenen Eichenholztür stand der Lehrer von Dobra. Frau Renate erschrack.

„Was führt Sie her, Herr Kantor?“

Ein leichtes Zittern war in ihrer Stimme.

„Ich wollte nur etwas abgeben, was ich gefunden habe. Ihr Gatte muß es verloren haben. Ich traf ihn unterwegs und war einmal hierher zu Gange.“

Er verschwieg die näheren Umstände der Begegnung, da er ihr erschrockenes Gesicht sah. Seine Hand zuckte, als er beim Überreichen der Brieftasche ihre zagen, warmen Finger berührte.

„... Wie ... wo ... ist ihm ... meinem Mann ... etwas zugestoßen? Ist er gestürzt?“ Die Worte überhasteten sich.

Der Lehrer schüttelte einen Gedanken von sich ab. „Er muß einen Schutzengel gehabt haben ...“ sagte er sinnend und sah immer noch das liebe, erschrockene Gesicht vor sich, als er schon bei Buchbinder Lehmann um die Ecke der Badergasse bog, wo es nach dem Preußischen Hof geht.

Immer noch schlug und ruckte die Uhr in dem Dachreiterchen. Frau Renate hörte es nicht mehr. Leis knisternd fiel und blätterte der Kalk in dem großen, einsamen Vorsaal von der Decke. Frau Renate hatte die Brieftasche, in der sie gekramt, längst sinken lassen. Sie hörte den leisen Schritt der Gegenwart nicht. Denn es war Vergangenheit, was sie gelesen.

Das war ein Liebesbrief an Strubelius aus den zwölf dürren Jahren, der ihr aus der Brieftasche entgegengefallen war. Er war an den verlotterten und vergrämten, alten Junggesellen gerichtet, und doch stand „... Du lieber Philalethes“ mit etwas ungelenkter, schüchterner Schrift darüber.

Ein verblaßtes Bild lag dazwischen. Ein schmales Gesicht unter schlicht gescheiteltem Haar. Es mußte ein gutes Mädchen gewesen sein; denn ein gütiger Mund schien scheu zu den Worten zu lächeln, die von Strubelius' Hand flüchtig darunter geschrieben waren: ... Und gab sich selbst, da sie nicht mehr hatte ...

Immer wieder griff Frau Renatens weiße Frauenhand danach.

... Ohne Kranz und Ring ... ohne Ring und Kranz ... so ging es ihr immer durch den Kopf, und sinnend drehte sie an dem schmalen Goldreifen an ihrem Finger. Auf einmal da klang die Tanzmelodie, die aus dem Preußischen Hof herüberwehte, so traurig, und Frau Renatens Augen füllten sich mit Tränen. Sie wußte nicht, ob es des Mädchens oder Strubelius' wegen war.

Schwesterlich behutsam und mitleidig legte sie Bild und Buch wieder in die Tasche.

Sie dachte an das Kind unter ihrem Herzen. Sie hätte es auch lieb gehabt ... so flüsterte es in ihr. Sie war an das jenseitige Fenster getreten und starrte in die Nacht hinüber. Da lag das Burgholz. Der Superintendent Habermalz nannte es einen Ort der Unzucht. Denn es war nahe bei der Stadt und war dichtverwachsen und war verschwiegen. Wie Mädchenlachen klang es herüber. Dann verwuchsen die Stimmen ineinander, und es wurde süße Wehmut daraus, und das alte, regennasse Burgholz rauschte geheimnisvoll zu dem Liede von dem schönen Garten, der nichts nütze ist, wenn andere drin spazieren gehn.

⁂ ⁂ ⁂

Am Wegweiser hatte sich Strubelius von dem Wagen getrennt. Sein Brauner hatte heute flinkere Beine als die alten Kutschpferde des Bäckers Sack aus Bergen, welche der Aktuar Rübesam zur Testamentsfahrt gedungen hatte.

Längst war der Amtsrichter auf der gepflasterten Landstraße, die an der steifen Garde der Pappeln entlang unmittelbar nach Bergen führt und Dobra weit links liegen läßt.

Er schien es vergessen zu haben, was er seinen Jagdfreunden im Dobraer Herrenhause vom Wiederkommen erzählt hatte.

Er würde mokant lachen, der blasierte Regierungsreferendar, wenn er seinen hastigen Heimritt erfuhr. Aber das kümmerte Stru-

belius jetzt wenig, denn die Pferdehufe klapperten schon seit einer ganzen Weile auf dem Pflaster eine andere Melodie ...

Und hat dir Gott ein Lieb beschert,
Und hältst du sie recht innig wert,
Die Deine ...

Das klapperten die vier Pferdehufe unermüdlich, und sie wurden immer eiliger, und jetzt jagte Strubelius förmlich dahin, daß der Dreck spritzte und der Landstreicher der des Weges kam, sich kopfschüttelnd umsah. Er wußte nicht, daß hinter dem dahinstürmenden Reiter im hochgeschlagenen Mantelkragen, vor dem er am Tage als seinem Richter devot den Hut gezogen hätte, ein kleiner Vers gleich schnell nachklapperte. Den schickte die Nacht. Die war aus dem Dobraer Holze aufgeflogen, bewegte die hohen schmalen Lebensbäume am Friedhof vor der strohgedeckten Schule und raunte Strubelius im Vorbeifliegen ins Ohr:

Es werden wohl acht Brettlein sein,
Da legt man sie gar bald hinein,
Dann weine.

Dann breitete sie ruhig und gleichmäßig ihre Fittiche über Stadt und Land und schlief, die Gleichmacherin, denn der buhlende Wind hatte sich auch längst müde geflogen.

Alles hastete in Strubelius vorwärts.

In den buschigen Niederungen des Eberbachs wallten geruhig die Nebel. Dort würde nun bald der stolze Königsfasan vor dem kurzhaarigen, braunen Jagdhund aufstehen oder polternd mit schreckhaftem Rufe von seinem Schlafbaum in den herbstlichen Nebel streichen, wenn der Stadtmusikdirektor Zimmermann mit seinen Musikanten vom Kirmestanz aus den umliegenden Dörfern in dunkler Abendstunde nach Hause strebte.

⁂ ⁂ ⁂

Der Lehrer war in den Preußischen Hof getreten. Da war Ballmusik des Kegelvereins. Seit einer Viertelstunde schon sah er nach zierlichen Mädchenbeinen. Die drehten sich nach dem Takte der Tanzweise, schwebten leicht über die groben Dielen, traten anmutig seitwärts, um schon wieder nach rückwärts zu fliehen. Du — hast — noch — nie — ein — Weib — geküßt, so neckte die Klarinette. Immer noch schwenkten die Röcke hin und schwenkten her. Manchmal schimmerte es weiß darunter. Da knackten die feinen, mattschimmernden Knöchel in den zarten Strumpfgeweben vielsagend, es verbarg sich wie erschrocken und die zierlichen, schlanken Beine drehten sich und streckten sich taktgemäß und strebten vorwärts und flohen rückwärts. Der Lehrer trank ein Glas Bier nach dem andern. Er wandte seine Augen ab. Es war ein törichter Traum.

Ja, das ist wahr, ja, das ist wahr ... bestätigte die große Trompete und lachte behaglich mit blechern dröhnender Stimme wie der Schneidemüller von Radigast.

Da verließ der Lehrer das Lokal und stand unschlüssig auf dem weiten Marktplatz.

Die noch vollbelaubten Kastanien harrten reglos wartend, wie von roter Glut übergossen, vor den schimmernden Fenstern des Ratskellers. Bei Kaufmann Jakob ließen sie den metallenen Ladenvorhang eisenklirrend herunter. In der Herrengasse polterte noch ein verspäteter Wagen. Die kleine Stadt rüstete sich zur Ruhe.

⁂ ⁂ ⁂

Auch im Eßzimmer des Amtshauses waren die Fenstervorhänge dicht geschlossen.

„Strubelius, was siehst du mich so eigen an?“ Frau Renatens Stimme klang liebeheischend und vorwurfsvoll zugleich.

Sie hielt ihm die Brieftasche hin, welche der Lehrer heute gebracht hatte und die mehr sprach als viele Worte und eine ganze Geschichte erzählen wollte.

Strubelius sagte immer noch nichts. Er schaltete die Beleuchtung ein.

„Warum hast du so festlich die volle Lampenzahl angezündet?“

Statt zu antworten zog der Amtsrichter die junge Frau an sich heran und sah ihr prüfend in die Augen. „Sag' an, Frau Renate, sag' an, was weintest du so sehr? Ich will dir auch eine Geschichte erzählen.“

Er setzte sich in den Sessel neben dem großen Ofen und stemmte die Arme auf die Knie. Frau Renate stand von fern; er schien es nicht zu bemerken.

„Du hast dir unsern Verlobungstag wohl anders gedacht, meine Frau,“ sagte er. „Vielleicht haben die Leute recht, daß du dir so einen alten Mann nicht nehmen solltest. Aber es soll doch festlich sein. Denn ich war heute abend in Dobra nicht umsonst wieder einmal der junge Referendar von ehedem. Denn schon damals habe ich mich immer nach dir gesehnt und kannte dich doch gar nicht.“

Frau Renate näherte sich. Sie strich ihm mit der Hand über das dünn gewordene Haar. „Wie seltsam, Philalethes.“

Er nahm ihre Hand. „Es ist ein Traum von heute nacht, den ich dir erzähle. Die Referendarjahre dehnten sich, und noch immer warst du nicht da. Ich wartete noch länger und wanderte zwölf dürre Assessorenjahre von Ort zu Ort und sah in manches Haus, und ich konnte dich nicht finden.

„Da hätte ich es beinahe aufgegeben und ging abends ruhelos durch die Straßen und sah das ruhige Licht der Familienlampe

hinter manchem Fenster, hörte manch liebe Frauenstimme, hörte die Kinder lachen und ging dann in meine kalte Junggesellenstube und dachte an dich, die ich nie gesehn ..." Er strich über ihre Finger. „Was siehst du mich so mitleidig an, Frau Renate, du meine Geliebte, das träumte mir bloß."

Es wurde eine lange Stille. Die junge Frau rückte noch näher an Strubelius heran.

„Der Traum ist noch nicht zu Ende, Frau Renate," warnte der. „Einmal da habe ich doch ein blondes Mädchen gefunden." Er nahm die Brieftasche auf, die zu Boden geglitten war und zog das verblaßte Bild hervor. „Einmal, da war ich nicht einsam. Sag' an, was weintest du so sehr?" Man mochte es auf das Bild oder die Lebende beziehen. Keine Antwort. Nur die Uhr des alten Amtshauses brummte die tiefe, dunkle Mitternacht. „Die Sterbestunde ist noch einsamer, Frau Renate. Auch das habe ich heute erfahren."

Immer noch schwieg die junge Frau. Denn jetzt, da der Verlobungstag endete und der neue Tag erwachte, wollte sich ein scheues Wunder begeben. Das machte aus Frau Renate etwas anderes und mehr als die Geliebte. Ein mütterliches, verzeihendes, stolzes Lächeln lief weich über ihr Gesicht, da sie das junge Leben spürte. Strubelius merkte es wohl.

„Sie hätte es ebenfalls lieb gehabt," sagte auch er.

Der Lehrer, welcher unten stand und nach den fest zugezogenen Fenstervorhängen schaute, sah, wie aus zwei Schatten ein einziger wurde und ineinander verwuchs. Da wendete er seine Schritte, heimwärts zu gehn.

⁂ ⁂ ⁂

An der Herrenstraßenecke stehen ein paar verwetterte alte Scheunen. Ein bröckeliges Stadtwappen mit dem Rautenkranz ist dort über unlesbarer Jahreszahl in den Stein gehauen. Der Westwind, welcher nun schon den Rauch der Kartoffelfeuer herüberweht, zermürbt ihn immer mehr, und Nachbar Landmanns Gänse weiden dort Disteln am Friedhofsanger neben der zerfallenen alten Lehmmauer und schnattern nachmittagelang. Dort war der Stadtmusikdirektor Zimmermann mit seiner Frau am Vormittage zur Taufe seines Geschwisterkindes in Radigast vorbeigegangen. Nun waren sie auf dem Heimwege.

„Dem Amtsrichter seins wäre nun auch so alt," sagte Frau Therese.

Zimmermann antwortete nicht gleich, denn er sah nach dem Sperberweibchen.

Das stand rüttelnd in der Luft über den weiten, nun schon abgeernteten Feldflächen vor der bleichen, halben Scheibe des noch am blauen Tageshimmel aufziehenden zunehmenden Mondes. Der Herbst war heuer fett geraten. Denn überall liefen die Mäuse aus den aufgepflügten, dunkelfeuchten Ackerfurchen. Da strich der Vogel geräuschlos ab. Ein Reiter näherte sich auf dem schmalen, kurzgrasigen Feldweg. Es war Strubelius.

„Da reitet er nun wieder zu seinen Saufkumpanen ... auf die Güter ..." sagte Zimmermann endlich. „Wie lange ist es her, daß seine Frau im Kindbett gestorben ist? Aber das Gemüt geht bei den Studierten eben verloren. Der Verstand wird auf seine Kosten ausgebildet. Ich sprech's ja ..."

Frau Rese nestelte an ihrem Hutband.

„Es ist nur gut, daß sie das arme Wurm gleich mitgenommen hat."

Ein paar schnelle Frauentränen standen in ihren Augen. Sie war weichmütig und dachte an ihren Sohn Alfred, der in Halle Theologie studierte und dessen Bild mit dem Wingolfsband und der weiß-schwarz-goldbordierten Mütze über dem grünen Ripssofa in der blauen Stube hing.

... „Er wird doch nicht auch so werden? Es gibt so leichtsinnige Mädchen in der großen Stadt ..."

Des Amtsrichters Magd hatte es erst neulich erzählt, daß auf Strubelius' Schreibtisch ein Mädchenbild gelegen hatte.

„Gewiß seine Studentenliebste," hatte Rübesams Lieschen gesagt und große, runde, neugierige Kinderaugen gemacht.

„Ach, Weibertratsch ..." schnitt Zimmermann den Faden ab.

Da dachte Frau Therese nur noch im stillen an die schöne Dobraer Pfarre, in die ihr Alfred vielleicht bald mit Rübesams Lieschen einziehen würde. Alfred war ihr mütterlicher Stolz. Der würde kein alter Junggeselle werden. Denn das allein war der Verderb.

Zimmermann störte sie schon wieder in ihren Zukunftsgedanken. Er trieb zur Eile. Denn in der Bader- und Ziegengasse tönten schon die Haustürklingeln, und der Stammtisch im Preußischen Hof versammelte sich. Und dann sprachen sie vom Distelstechen auf der Hausleite und daß sie die rehbraunen Ziegen auf dem Friedhofsanger weiden lassen wollten, wo die verwetterten Scheunen mit dem bröckeligen Stadtwappen stehen.

Sie waren schon in die dunkle Amtsgasse eingebogen, wo es nach dem Burghölzchen geht. Ein Trupp junger Burschen und Mädchen kam singend und taktgemäß schreitend von dort herunter. Frau Therese hörte es ganz genau heraus, wie Lieschen Rübesams Stimme jubelnd über dem Gesang der anderen schwebte. So süß und so

jung und weich und sehnsüchtig formte sie die alte Weise, daß sich Zimmermanns altes Musikantenherz darüber freute, während er die grämlich knarrende Haustür aufschloß:

. . . Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nicht.

❧ ❧ ❧

In die Schule zu Dobra schattete der Nachmittag. Es war Lesestunde. Die großen Jungen und Mädchen hatten die Bibel aufgeschlagen. Die eintönigen Kinderstimmen plätscherten den Text leidenschaftslos herunter.

„. . . . Es war ein Mann im Lande Uz, der hieß Hiob . . .“

Peter Mittenzwey machte eine Pause. Er schien stotternd trotz seiner dreizehn Jahre zu buchstabieren. Trotzig sah er nach dem jungen Lehrer. Der saß über das Katheder gebeugt; er merkte es gar nicht. Der Rohrstock lehnte friedlich hinter der Wandtafel.

Und weiter plätscherte die eintönige, trotzige Jungenstimme.

„. . . Derselbe war schlecht und recht, gottesfürchtig und mied das Böse . . .“

Wieder wollte Peter Mittenzwey aus dem Texte kommen.

Ein Reiter nahte draußen. Neugierig hoben die am Fenster sitzenden Mädchen die Köpfe. Es war Amtsrichter Strubelius.

Auch Peter Mittenzwey schielte über das Buch hinweg nach der Dorfstraße hinaus; aber schläfrig las er immer weiter.

„. . . Und er war herrlicher denn alle, die gegen Morgen wohnten . . .“

Die Worte kamen wie marschierend und gleichmäßig wie das Pferdetrappeln draußen auf der sich nicht senkenden Kinderstimme heran. Strubelius war vorbeigeritten. Es war schon wieder langweilig auf der Welt.

„Weiter . . .“ sagte der Lehrer müde und interesselos. Und mit noch hellerer Stimme begann jetzt Lieschen Katerbaum. „Der Herr sprach zum Satan: Hast du nicht acht gehabt auf meinen Knecht Hiob?“

Sie hatte eine ängstliche Art. Das zarte Kinn schien zu zittern. Der Lehrer hatte sie mit Absicht zum Lesen herangenommen.

Denn sie träumte viel und wußte keiner, wie schreckhaft ihre kindliche Phantasie arbeitete. Denn sie sah den Leibhaftigen boshaft lächeln und las doch mit wollüstig grausender Neugier: „Der Satan antwortete dem Herrn und sprach: Meinst du, daß Hiob umsonst Gott fürchtet? . . .“

Der Lehrer griff spielerisch nach dem Stock.

Und mit zitternder Stimme las das Kind weiter: „Aber recke deine Hand aus und taste an alles, was er hat . . .“

Es war ganz still in der Schulstube. Ein paar Fliegen trommelten gemütlich an den Fensterscheiben. Sie dachten wohl, ein zweiter Sommer käme. Denn es war zum ersten Male in diesem Winter geheizt worden. Der dicke, faule Gustav Kurzhals, dem Kommunbäcker seiner, dehnte sich behaglich. Er war die Backofenwärme von zu Hause gewohnt und hatte seinen Platz vorsorglich am Ofen genommen, wo ihn der Lehrer nicht so unter den Augen hatte.

Ein Schieferstift klapperte auf der hintersten Bank zu Boden. In dem Kichern der großen Jungen und Mädchen war das Trappeln der Pferdehufe längst untergegangen. Aber auch das verstummte. Nur Lieschen Katerbaums helle, ängstliche Stimme war zu hören: „Der Herr sprach zum Satan: Siehe, alles, was er hat, sei in deiner Hand.“

Die Kinderstimmen wurden immer leiser. Fast flüsternd kam das Schreckliche heraus: „Da ging der Satan aus von dem Herrn . . .“

❧ ❧ ❧

Der Mond hatte sich neugierig über dem Burgholze hochgeschoben. Aber es war kein Liebespaar, das er heute abend belauschen konnte. Die Leichenfrau Rosenkrantz war es. Das war eine verständige Frau gesetzten Alters. Über die törichten Jugendträume war sie längst hinaus.

Mit hochgeschürztem Rocke — die Landwege waren jetzt schlecht — strebte sie nach ihrem Hause. In dem Handkorb trug sie ein paar frische Semmeln. Die hatte ihr die gutherzige Bäckersfrau Kurzhals in Dobra mitgegeben. Sie kam von Radigast, wo der alte Petermann gestorben war.

„Wer hätte gedacht, daß der alte Mann es so lange noch machen würde, wo die junge Amtsrichtersfrau so schnell weg mußte . . .“ hatte die Kurzhalsen gemeint, während sie die Brötchen einpackte. Und Frau Rosenkrantz hatte sachverständig mit der Erfahrung und Sicherheit des Berufs entgegnet: „Ja, der Winter, der nimmt die alten Leute mit.“

Sie war wohlgelitten. Denn sie galt als eine fromme Frau, der man es hoch anrechnete, wenn sie die Verrichtungen ihres Handwerkes im Gegensatz zu ihrer Konkurrentin mit einem Vaterunser begann.

Als der Mond schon die Schieferplatten der Kirche wie bläuliches Silber erstrahlen ließ, und der Turm wie ein alter silberhaariger, frostiger Mann seinen Schattenmantel anzog und aus den Schallöchern der Uhr in den Abend schnarchte, da klang Kindergeschrei von dem Marktplatz herunter. Wie kleine Schattenkobolde huschten die spielenden Kinder über die gleißenden Gäßchen. Rübesams Lieschen, die von Frau Stadtmusikdirektor Zimmermann kam, wurde beinahe umgerannt, und schon kam das

Huschen und Laufen aus der Gegend der Badergasse. Das Haus der Leichenfrau Rosenkrantz lag klein und niedrig. Die Schatten schienen hier tiefer zu sein trotz des Lichtes der Straßenlaterne, welches in das unverhüllte Fenster fiel. Frau Rosenkrantz war sparsam und das Solaröl bei Kaufmann Jakob teuer. Keiner hatte sich je Gedanken darüber gemacht, was die dunkle Einsamkeit an so einem stillen Abend in ihrem Beruf zu bedeuten hat, wenn der Nachtwind vom Friedhof auf leisen Sohlen herüberschleicht und mit dem lose hängenden Ladenriegel klappert. Der weiß keine lustigen Geschichten, wie sie sie oben am Markt im Preußischen Hof erzählen.

Was aber jetzt geschlichen kam, war nur eine fürwitzige Jungenhand. Die löste den Ladenriegel. Die Witwe Rosenkrantz war eben dabei, die frische Semmel in den heißen Kaffee zu tauchen. Da sprang sie aber auf und schlug mit noch kräftiger, knochiger Hand hart an die Fensterscheibe, daß der Blumentopf vom Fensterbrett auf das Pflaster kollerte. Als sie sich draußen danach bückte, tauchte eine Männergestalt aus dem Helldunkel auf. Es war Strubelius.

„. . . . Der Amtsrichter . . . der Amtsrichter . . .“ schrien die Jungen und auf eiligen, leicht trabenden Füßen stoben sie davon. Sogar die Straßenstille war ein Stück mit fortgeflogen.

Strubelius blieb stehen. „Guten Abend, Frau Rosenkrantz.“ Er hatte eine tiefe Stimme.

„Guten Abend, Herr Amtsrichter. Ungezogene Bälger. Die Welt wird immer schlechter. So ihr nicht werdet wie dieser einer, steht in der Bibel, könnt ihr nicht in den Himmel kommen. Was sich die Menschen nicht alles einbilden. Die Welt ist ja viel zu schlecht . . .“

Der offen gebliebene Fensterflügel knarrte.

„Viel zu schlecht . . .“ wiederholte die Witwe Rosenkrantz wie in Gedanken. Es klang wie die Begleitung dazu und die im Winde schaukelnde Türglocke schlug leise und schüchtern an.

„Sie haben einen ernsten Beruf, Frau Rosenkrantz,“ sagte der Amtsrichter und verschwieg seinen Gedanken, wie freudlos das Tagewerk so mancher sich vollendet.

Die Witwe Rosenkrantz schien es zu erraten. Sie dachte an die frischen Semmeln und den heißen Kaffee nach dem langen Wege von Radigast herüber, da drinnen in ihrer Stube. Und langsam und versöhnlich und ehrbar setzte sie hinzu: „Was ist das Leiden dieser Zeit, Herr Amtsrichter, wie bald ist's überwunden.“

Beim Hineingehen redete sie immer noch.

„Das bißchen Leben . . . du lieber Gott . . .“

Sie hielt oft Selbstgespräche nach Art alter Frauen, die viel allein sind.

Der Amtsrichter hörte sie nicht mehr. Denn die Türglocke tönte wieder nach und zitterte in der Abendkälte.

Da nun die Straßen so still geworden waren, ging Strubelius in Gedanken immer weiter. Und als er merkte, daß nur sein Schritt auf dem grasigen Pflaster hallte, siehe, da kam die Seele der kleinen Stadt hervor und redete mit ihm.

Aus alle den rotglühenden Ladenausschnitten und Dachstubenfenstern der Kleinbürgerstuben in der Bader-, der Schmiede- und Herrengasse schaute sie heraus und war anfangs noch scheu und schreckhaft. Da sie aber sah, daß er so allein und einsam war, da wußte sie viel alte Geschichten von Not und Sorgen und Arbeit zu erzählen. Bald hatte sie das Gesicht des bleichen, runden, guten, alten Mondes, der so besinnlich hinter dem Hausgiebel des redseligen Apothekers am Markt hervorsah. Mitunter kam aber auch ein rosiges, strahlendes Wölkchen am stillen Nachthimmel über dem Amtshause hergeschwommen.

Dann hatte sie das süße, weiche Antlitz der jungen Frau Renate. Man mochte beinahe denken, sie sähe lächelnd von oben auf die kleine deutsche, närrische Stadt herunter, die sich so um Irdisches quälte, da doch die Welt der Himmlischen voller Freuden war.

Zu Hause nahm Strubelius seine Akten hervor, über die er manchmal geschimpft hatte. Heute schienen ihn sogar die verstaubten, grämlichen, trockenen Gesellen anzulachen. Auch sie wollten erzählen, was er bisher gar nicht gewußt hatte. Es war dasselbe, wovon die kleinen, krummen Gäßchen draußen im Mondschein träumten. Sie sagten es nur auf eine gelehrtere, umständliche Art, und es war eine Geheimschrift, in der sie geschrieben waren, wie er es schon bei der Testamentsaufnahme in Radigast geahnt hatte. Auch die Petermannschen Akten waren darunter. Die legte der Amtsrichter aber still beiseite und ganz zu unterst und schrieb darauf mit fester Hand: Decretum. Reponantur acta. Ich weiß, was du denkst, ich glaube es auch.

Es wird die Geheimsprache der Juristen gewesen sein.



Von meinen Vorträgen

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Wir saßen bei Adlon, die Gänseleberpastete schmolz auf der Zunge, und der Burgunder war weich wie dunkelrote Seide.

Mein höchst würdiger Tischgenosse fragte mich mit seinem holdseligsten Lächeln: „Und was, liebster Baron, gedenken Sie diesen November zu tun? Riviera? Ägypten?" Worauf ich sachlich antwortete: „Im November lass' ich mich in Österreich und der Schweiz für Geld sehen!"

Das holdselige Lächeln erstarrte viertelsekundenlang, und als es wieder aus den Wolken hervorbrach, — ach, da war es eisig, wie die Sonne auf den Schneefeldern des Hekla ... Meine liebe Frau kann die obige Redewendung auch nicht leiden, und so soll sie hier zum letzten Male stehen, obgleich ich keine kürzere und schlagendere Bezeichnung dafür weiß, daß alljährlich ein Dutzend meist ungeschult sprechende, unschön angezogene, unglücklich aussehende Leute, die Gedichte gemacht haben, auf eine Bühne klettern und vor Neugierigen — („Ich warne Neugierige!" also sprach Jagow) — diese Verse aufsagen. Wobei den wimperlos starrenden Operngucker unsere Kragenhöhe, Frackſitz, Hosenbügelfalte, mindestens aber: unsere Augenfarbe, Lockenfall, Mienenspiel wichtiger sind als unsere Gedichte.

Zu diesen unseligen Schaugestalten also gehöre auch ich, habe von früher Jugend an unzählige Male öffentlich meine Gedichte gesprochen und zwischen Kopenhagen und dem griechischen Theater in Taormina, zwischen Konstantinopel und Brüssel herrliche, langweilige und lächerliche Dinge in Menge erlebt, wie natürlich jeder andere in gleichen Lagen auch. —

Im Laufe der Jahre wechselt die Betrachtungsweise dieser Vorträge sehr erheblich. Als ganz junger Mensch versuchte mich bisweilen der Teufel der Verlegenheit, aber ich hab' ihn immer durch tapferes Auslachen verscheucht. In Breslau hatten sie mir eines jener bleistiftdünnen auseinanderziehbaren Notenpultchen auf die Bühne gestellt. Ich legte zaghaft die damals noch meist ungedruckten losen Einzelblätter meiner Handschriften darauf und zog den Fuß zu meiner Eingangsverbeugung heran ... stieß an das federleichte Dingel ... und siehe, es hüpfte vertrauensvoll einer dicken Dame in der ersten Parkettreihe auf den Schoß, während meine Verse wie blauweiße Schwalben im Saal herumflatterten. Es war entsetzlich — wenigstens für mich! Die anderen da unten hatten doch wenigstens mit dem Auffammeln etwas zu tun, während für mich nur der holde Spruch galt:

> Der Mensch hat nichts so eigen,
> So wohl steht ihm nichts an,
> Als daß er lächelnd schweigen
> Und schweigend lächeln kann! —

Ach, diese Stimmungsmorde im Vortragssaal! Wir können alle ein Lied davon singen! Einmal las ich in einem Saal unter den strahlenden Monden milchweißer Bogenlampen mein **Dreigespräch**, in dem eine Mutter mit ihren beiden erwachsenen Söhnen davon spricht, wo sie begraben sein möchten. Gerade war ich in dem schwermütigen Gedicht bei den Worten angelangt:

> Im Saale wird es dunkler ...

als die Bogenlampen, offenbar in dem Bestreben, mir zu stärkerer Wirkung zu verhelfen, erloschen. Zwar flammten sie gleich wieder auf und bestrebten sich, durch lebhaft mißbilligendes Zischen ihren faux-pas selber zu verurteilen, — aber mein liebes Gedicht hatten sie doch getötet, und keine Kunst Devrients hätte seine Wirkung wieder ins Leben rufen können.

Immer braucht das Verlöschen der Lampen nicht so ärgerlich zu sein. An der Westfront schoß mir einmal die englische Artillerie das Licht aus, als ich just den Gutsinspektor Siedentopf die Worte sprechen ließ: „Dich kneipen doch nicht Alimente?"

Da das derbfröhliche Gedicht einen Zwischenruf verträgt, rief ich in die nachtschwarze Scheune hinein: „Kameraden, das Licht schämt sich und geht weg, weil ich von Alimenten rede!" Während ein erlöstes Gelächter erbrauste — in solchen Lagen ist Publikus für den dümmsten Scherz dankbar — stiegen „zwei Leutnants, rosenrot und braun" zu mir herauf und leuchteten mir von nun an rechts und links mit ihren Taschenlampen aufs Blatt, — selten hatte ich freundlicheren Beifall, als am Schlusse dieser glücklich geretteten Balladeske! —

In Wien sollte ich in einem großen Festhause, in dem gleichzeitig auch andere Vorträge stattfanden, die Balladen meines Buches „Juda" vorlesen. Da ich das Haus nicht kannte, fragte ich einen, anscheinend desselben Weges gehenden Herrn danach. Er antwortete mit der Gegenfrage: „Sie wollen wohl auch in Krotoschiners Vortrag ‚Über das Wesen der Börse'?"

„Nein, ich will in Münchhausens ‚Juda-Vortrag'."

Worauf er mißbilligend den Kopf schüttelte: „Nee, mir is der echte Jude lieber als der nachjemachte!" Er war aus Berlin,



Segeltuchnähen der Fischer — Gemälde von Emanuel Zaïris

wollte mich gar zu gerne als Gesellschaft zum Vortrag und dann zu einem Glase Bier überreden, und verstand gar nicht, daß ich sagte: „Ich muß leider zu dem nachgem ... — in den anderen Vortrag!“ —

Man könnte denken, daß ich doch ein schönes Stück Welt auf diesen Vortragsreisen gesehen haben müßte, aber für mich ist leider dabei das Gesicht einer Stadt genau so wie das der anderen: Auf dem Bahnhofe freundliche Herren zur Begrüßung, eine Droschke, ein Gasthauszimmer, in dem oft schon der Tisch voll liegt von den Büchern der Handschriftensammler, dann Besuche von allen möglichen — (und unmöglichen!) — Herrschaften, dann ziehe ich mich fröstelnd um, wieder eine Droschke, ein winziges, ungemütliches Künstlerzimmer, dann ein Saal brausend voll Menschen und Licht und Händeklatschen, dann meist ein Bankett, viel Blumen, mehr Wein und noch mehr freundliche Worte. Und anderntags früh werde ich in die nächste Stadt transportiert, in der es ebenso zugeht. Tag für Tag nur Abteil und Droschke, Gastzimmer und Künstlerzimmer und der große Saal und unzählige liebenswürdige Menschen überall. Einmal in 11 Tagen 10 Städte, einmal in 39 Tagen 36 Städte, einmal an der Front in 7 Tagen 13 Vorträge. Man muß freilich Nerven haben wie Bügelriemen, um das so wochenlang auszuhalten, vor allem, wenn dazu etwa ein heftiger Rachenkatarrh oder im Balkan eine Juliwärme von 40 bis 50° und tägliche Ritte und Karretenfuhren von ebensovielen Kilometern kommen. Aber ein unstillbarer Lebensdurst und eine kaum zu bändigende Lebensfreude ließen mich selbst die wochenlang tägliche Feierei bei Wein und schweren Zigarren ertragen, als wäre es ein Spiel.

Ich erwähnte oben die Selbstschriftensammler. Diese und jede Art Vergötterung des Menschlichen vorm Künstlerischen, vor allem aber des reproduzierenden also zweitgradigen Künstlers (Schauspieler, Sänger, Deklamator, Geiger, Klaviervirtuosen) vor dem produzierenden, also erstgradigen (Dichter und Vertoner), glüht bekanntlich am loderndsten in Österreich. Einunddreißig Selbstschriftenbücher auf dem Tisch meines Prager Gasthauses waren da die Höchstleistung, — aber es waren gewiß noch nicht die Hälfte von denen, die mir im Verlaufe des Tages vorgelegt wurden.

Die schönste Sammlung dieser Art sah ich bei einem — Oberkellner, der so von der Sammelleidenschaft besessen war, daß er sich seine Stellungen überall da aussuchte, wo er auf eine große europäische Besucherschaft rechnen konnte. Rom und London, Kairo und Nizza, Wight und Ostende wirbelten auf seinen Blättern durcheinander, auf denen fast alle Herrscher der Welt und eine erdrückende Fülle von Künstlern allerart sich eingeschrieben hatten. Ist die Szene nicht eines Lustspieles würdig, wie der befrackte Stumme plötzlich Sprache bekommt und etwa dem weißbärtigen König Leopold von Belgien das Album vorlegt, in das dieser, lachend ob der Seltsamkeit der Lage, seinen Namen einträgt! Und wie köstlich war die demokratische Unbefangenheit dieses Sammlers, die ihn unmittelbar vor dem König einen Abrichter gelehriger Schweine, unmittelbar hinter ihm eine weltberühmte Tänzerin einschreiben ließ!

Also in diesem Buche stehe auch ich und bin bloß neugierig, wer meine Nachbarn geworden sein mögen! —

Einmal in einer kleinen Stadt verließ ich zur Pause die Bühne und ging durch ein ödes großes Nebenzimmer in das Künstlerstübchen. Erschrocken prallte ich zurück in der blitzhaft empfundenen Annahme, aus Versehen in die Damenkleiderablage geraten zu sein. Aber nein, die Damen kamen liebreizend lächelnd auf mich zu, und was sie an weißen Tüchern und Decken in der Hand trugen, das waren abermals leinwandene Selbstschriftensammlungen: denn es herrschte gerade dort und damals die Mode, Unterschriften auf Tischdecken zu sammeln und dann auszusticken. Für jemanden, der den Zauber einer Handschrift empfindet, sind diese Decken an ästhetischer Wirkung ganz ähnlich den gewissen Taschentüchern mit aufgedrucktem Hindenburg: die Beweglichkeit des Gewebes ergibt Zerrbilder von einfach schauderhafter Wirkung, und zwar bei der Schrift nicht weniger als beim Bildnis.

Immerhin sind aber die Leutchen, die persönlich um eine Unterschrift kommen, liebenswürdiger als die Briefe schreibenden. Da liegt eine Postkarte neben mir, (just in diesem Augenblicke angekommen), auf der nur steht: „Ersuche höfl. um wt. Namenszug. Mit bestem Dank Arthur Holländer, Wien.“

Oder der fabelhafte Mann, der mir heute einen in Schreibmaschinendruck hergestellten Zettel schickt:

Weihnachtsbitte!

Meine Frau wünscht sich zu Weihnachten einen Kalender, dessen Blätter Grüße von Freunden und Bekannten enthalten sollen. Ich bitte Sie daher, die beifolgenden Blätter mit irgendeinem Gedicht, Sinnspruch, Zeichnung oder dergl. versehen und ungefaltet bis spätestens 15. Dez. d. J. zu senden an Dr. V ...

Bei dem Briefe liegt ein durchlochter Abreißkalenderzettel für den 7. Juli. — Also an diesem Tage soll Frau Dr. V., mitten zwischen Tante Julchen und Onkel Adolar, von Börries Münchhausen begrüßt werden.

Wie rührend muß die Liebe dieses Mannes zu seiner Frau sein, daß er an völlig fremde Dichter, Maler, Musikanten hunderte solcher unschüchterner Zettelchen schicken mag!

Doch genug von diesen bösen Jägern auf Namenwild!

Sehr peinlich ist es, seinen Namen in halbmeterhohen Buchstaben an den Anschlag-

säulen zu sehen. Aber noch peinlicher war ein kleines Erlebnis, das ich in Göttingen mit meinem Bilde hatte. Dies prangte in einem Buchladen neben meinen unsterblichen Werken, um durch Wohlgestalt diejenigen in den Vortrag zu verlocken, denen meine Verse allein zu langweilig waren. Ich stand beim Abschiednehmen von dem mir bekannten Buchhändler Horstmann in der Ladentür, als zwei Studenten des Wegs herschlenderten und vor meinem Konterfei stehen blieben.

Der eine sagte in einem Tone, der jeden Widerspruch ausschloß: „Herrgott, hat der Kerl ein unsympathisches Gesicht!"

Und der andere zog ihn nachlässig weiter: „Na, — er weiß es nicht!"

Erlaubt mir, meine Freunde, auf diese Göttinger Wunde als Pflaster eine liebe Vortragserinnerung aus der Balladenstadt am Rohns zu kleben: Ein altes Geschwisterpaar hatte mich als Studenten und viele andere Jugend in ihren großen, wunderlich im alten Stadtgraben gelegenen Garten zu einem Sommerfest eingeladen. Der verwilderte Park träumte in der Sommersonne, und auf den verwachsenen Wegen, den morschen Holzbrückchen, den stillen Wiesen fern und nah drängte sich in hellen Kleidern die Jugend jener Tage. Der Tisch unter der riesigen Linde, an der ich meine Verse vorlas, war mit Blumen geschmückt, Kränze hingen von oben auf die gewaltige Bowle hernieder, und mit Blütengewinden war mein Platz bekränzt. Und dann wurde mir ein mit Reblaub umwundener Becher gereicht, freundliche Verse an mich erklangen, ein Lorberkranz voll goldener Kugelbeeren im ewigen Laube senkte sich plötzlich von hinten in meine Haare, und die Mädchen sangen um mich und schenkten mir Rosen. — Man hat in Göttingen solche ein wenig überschwengliche, ein wenig irisierend-ironisierende Feste von den Tagen des „Haines" her zu feiern verstanden! —

Von dem Beifall bei meinen Vorträgen zu erzählen würde höchst eitel und töricht dazu sein, denn wer einen Abend opfert, um einen Dichter zu hören, der ist ganz gewiß schon ein Freund seiner Kunst und wird nicht gerade pfeifen. Ich habe also selbstverständlich immer „ungeheueren Beifall" geerntet, wie jeder andere Vorlesedichter, mag er ein Könner oder ein Nobody sein.

Freilich kann man nicht allen gefallen, wie schon das Sprichwort sagt.

Einmal hatte ich mich als Nummer in ein Wohltätigkeitsprogramm einfädeln lassen, das ein Regiment für die Armen der Stadt mit Musik, Liebhabertheater, Kostümtänzen und Gedichtvorlesen aufführte. Um mehr Geld zu kriegen, lieferten wir den ganzen Segen gleich zweimal, und nannten den Sonnabend „Generalprobe", auf den dann am Sonntag das eigentliche Fest folgen sollte.

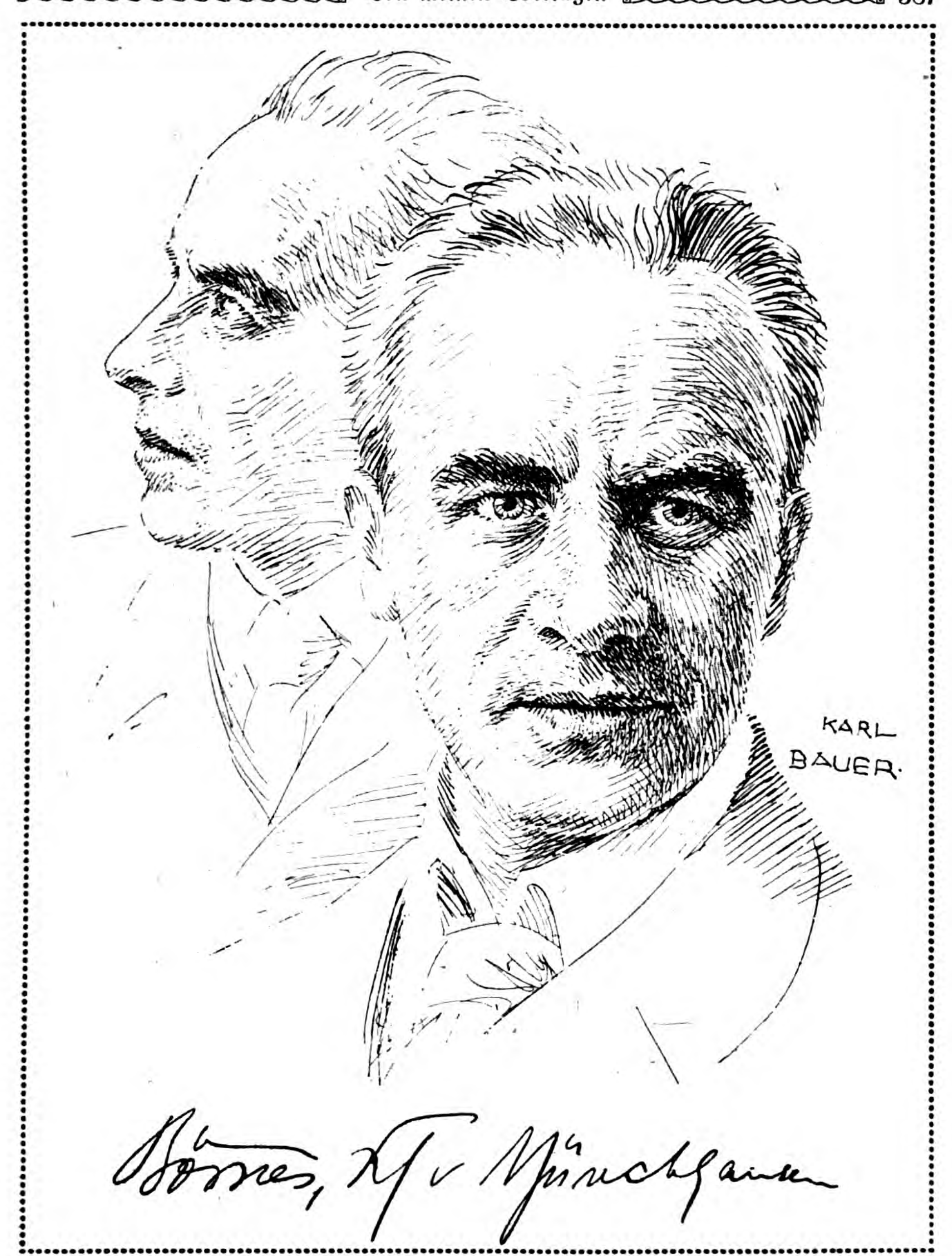
Ich hatte ein halb Dutzend Balladen leichtester Prägung gelesen, darunter die vom Bischof Megingand von Eichstädt, der im 13. Jahrhundert lebte und so erschrecklich fluchte, daß ihn der Papst zu einer Strafpredigt nach Rom befahl. Zu dieser Reise ließ er sich von seinem Beichtvater einen Ablaß für hundert Flüche mitgeben, der sich aber leider schon in München als zu knapp, nämlich aufgebraucht herausstellte. Megingand hatte seinen Vorrat aufgeflucht, bevor er nach Rom kam und mußte auf Nachschub von Ablaß warten. In München.

Sonntag früh zu nachtschlafenden Zeit, um 9 Uhr, ließ mich der Oberst jenes Regimentes ans Telephon bitten: „Herr von Münchhausen, es ist was Schreckliches mit unserem Programm passiert! Denken Sie, gestern abend nach der Vorstellung, um 11 Uhr, läßt sich auf einmal der Rittmeister X. umgeschnallt bei mir melden und teilt mir mit, daß seine Frau heute nicht mitspielen würde, — und sie hat doch eine Hauptrolle in unserem Lustspiel! Aber sie ist ja so arg katholisch und will die Bühne nicht wieder betreten, auf der so gotteslästerliche Kerle wie Ihr fluchender Bischof herumwettern. Was machen wir nur, was machen wir nur!"

Zum Ärgern oder Übelnehmen lag nicht der geringste Grund vor, ich trompetete lachend in den Trichter: „Aber selbstverständlich werde ich das furchtbare Gedicht durch ein anderes ersetzen! Damit ich mich aber bei Frau X. ausgiebig entschuldigen kann, so sorgen Sie doch bitte dafür, daß ich sie dann beim Abendessen zu Tisch führe!" So endete alles in liebenswürdig gewährter Verzeihung und einem sehr fröhlichen Plauderabend.

Dreimal habe ich Katholiken zuliebe an meinen Balladen geändert und habe es jedesmal gern getan. Vielleicht dürfen andere, vor allem die Ästheten und die Bohémiens, anders handeln, und ich will sie beileibe nicht schelten ob ihres Herausgelöstseins aus ihrem Volke und ihrer Gesellschaft. Aber ich fühle mich nur in gewissen Grenzen und Bindungen wohl, behaglich und glücklich.

Ich sprach oben von dem Beifall und möchte wohl wissen, ob auch andere folgende Erfahrung gemacht haben: Große Städte sind weit beifallsfroher als kleine, große Zeitungen viel freigebiger mit Lob als die kleinen. Der Kleinstädter lebt dem Neuen und dem Fremden gegenüber bisweilen in der Sorge: „Daß ich nur nicht als der urteilslose Kleinstädter gelte!" Deshalb sind hier die Leute so oft darauf bedacht, etwas absprechend und zurückhaltend zu sein, wogegen dem Großstädter solche Gedanken gar nicht erst kommen. Und man findet auch nur in gewissen Provinzblättchen jene fast hämischen Kritiker, die dauernd zu murmeln scheinen: ‚Der will uns wohl imponieren?' ‚Der denkt wohl, hier in Schildburg leben bloß urteilslose Banausen?' ‚Aber was die in Berlin schön finden, das braucht uns noch lange nicht zu gefallen!' — Dies ist das



einzige, worin ich die Kleinstadt der Großstadt nicht himmelhoch überlegen finde! —

Auf meinen Vortragsreisen schreibe ich natürlich täglich an meine Frau, und diese Briefe bilden dann eine Art Tagebuch, das ich mit zahllosen Ansichtskarten, Briefen, Besuchskärtchen und derlei aufklebbaren Reise-Erinnerungen ausstatte und köstlich eingebunden meiner Bücherei einverleibe. Ans Ende stellte ich dann ein Verzeichnis der Leute, die ich kennen gelernt habe, und diese Verzeichnisse sind für mein elendes Gedächtnis sehr wichtige Nachschlagewerke. Himmel, was für Menschenmassen bringt jede solche Reise! Sechzig, hundert, ja an zweihundert Bekanntschaften sind da höchst alphabetisch aufgespießt, und es lohnt schon, einen Blick auf sie zu werfen.

Zunächst habe ich natürlich fast alle großen Dichter meiner Zeit bei dieser Gelegenheit

kennen gelernt. Ich will aber für Spürnasen gleich von vornherein vermerken, daß ich durchaus keine reizenden Anekdoten von ihnen zu erzählen gedenke. Ich habe nämlich entdeckt, daß solche Geschichten fast immer den, natürlich nur im Unbewußten schlummernden, Zweck haben, jene Großen wie Bühnenlampen zu Füßen des Herrn Erzählers zu ordnen, von deren Licht man unmittelbar gar nichts, vielmehr nur den strahlenden Widerschein auf den geschminkten Zügen des Helden sieht. Ja, ich empfinde sogar viele Anekdoten eines so liebenswürdigen Erzählers, wie Fontane es war, als lieblos, als berlinerisch-schnodderig. Was geht es den überlegen lächelnden Leser an, ob der feine, alte Theodor Storm einen „endlosen von Mutter gestrickten Schal" um den Hals wickelte, wenn es ihm in Berlin zu kalt auf der Straße war! Ich hätte Fontane gewünscht, daß auch über seine vermeintliche überlegene Feinheit des Anzugs ein solches Döhnchen (etwa aus dem Munde eines Diplomaten) ins ewige Leben der Literaturgeschichte eingegangen wäre! Ich zweifele, ob man es dann auch als „scharmante Ironie" gepriesen hätte!

Also ohne Geschichtchen: Ich habe von der alten Garde der Felix Dahn, Wilhelm Raabe, Paul Heyse an bis zu den Jungen und Jüngsten liebe und weniger liebe Berufsgenossen kennen gelernt, wobei die Liebenswürdigkeit nach derselben Seite hin abnahm wie die künstlerische Fähigkeit.

„Nach welcher Seite, der alten oder der jungen, nahm das ab?" —

Man muß nicht zuviel fragen, meine Freunde!

Aber neben den Berühmtheiten stehen die Unberühmten — auch hier, wie viele unverlierbare Erfahrungen mit menschlicher Herzensgüte, prächtigster Gastfreundschaft, reizender Geselligkeit!

Einmal kam ich in O. an. Der Novemberabend war dunkel, und düsterer noch war die Nachricht, mit der mein Gastfreund mich empfing: Sein Vater war den Tag gestorben, und das Haus, in dem der Tote lag, konnte mich nicht beherbergen. Da hatte ein anderer Freund meiner Gedichte gebeten, mich behausen zu können, ich verstand seinen Namen im Gewühl des Bahnhofes nicht, aber zehn Minuten später brauste ich in einem eleganten Auto durch das schlafende Land, neben mir ein fremder Mann. Wir hielten vor einem Gutshause, eine liebenswürdige Hausfrau begrüßte mich am lodernden Kamin, wir aßen ein vorzügliches Abendbrot, und ich genoß den Märchenzauber der Lage so stark, daß ich mit Absicht vermied, den Namen der gütigen Menschen zu erfahren. Am nächsten Tag zeigte mir der Gutsherr seine Besitzung, ich staunte eine neuzeitliche Forellenzucht an, wir plauderten über hunderterlei, und als mich der Kraftwagen abends zum Vortrag nach O. fuhr, da lebte ich immer noch wie im Märchen, wo ja auch der Gastfreund wie der König und der Riese keine Namen nötig haben.

Aber ist das nicht nett, wie überall unsichtbar meine Gedichte vor mir hergelaufen sind! Lautlosen Trittes wie der Gestiefelte Kater sind sie mir vorangegangen auf so vielen deutschen Wegen, und wenn mein Wagen hinterher kommt, so gehört schon alles dem „Marquis von Carabas!"

Einmal freilich sollte ich gar nicht erkannt werden, und das ging so zu.

In S. hatte ich einen lieben Klassengenossen gehabt, aber meine, Thomas Mann würde sagen: „dunkele und schimpfliche" Vergangenheit auf allerhand Schulen hatte uns getrennt, und seit fünfundzwanzig Jahren hatten wir uns nicht wiedergesehen. Auch ein anfangs sprudelnder Briefwechsel war schließlich tröpfelnd versiegt. Nun erfuhr ich, daß er in Magdeburg Amtsrichter war, und beschloß, ihn zu überraschen.

Seine widerstrebende Wirtin, die in mir vielleicht einen Manichäer vermutete, schob ich zur Seite und drang ohne anzuklopfen in sein Zimmer. Ein verstörter Mann erhob sich vom Nachmittagschläfchen, fassungslos starrte er mich an, während der vorn gelöste Hemdkragen ihm wie ein altwaschener Heiligenschein hinter der Glatze zitterte. Ich begrüßte ihn in fröhlichster Unbefangenheit: „Tag, Fritz! Wie geht's, wie steht's?"

Er würdig, betont und vorstellend: „Von Schlosser."

„Ja, laß nur, alter Junge, wer du bist, weiß ich ja, — hast dich auch vortrefflich gehalten!"

Er, nach dem Heiligenschein haschend, um ihn wieder zum Kragen zu materialisieren: „Von Schlosser!"

„Weiß ich, weiß ich, mein Lieber! Du möchtest nun gar zu gerne wissen, wer ich bin, aber den Gefallen tu' ich dir nicht, du mußt raten! — Du erlaubst doch!"

Dabei steckte ich mir eine Zigarre aus seiner Kiste an. Als ich herantrat, ging er scheinbar zufällig hinter den Tisch, aber sein Blick verriet doch die Besorgnis, einen Verrückten vor sich zu haben.

„Sie irren sich! Ich bin der Amtsrichter von Schlosser und kenne Sie nicht!"

„Freilich, Fritz, kennst du mich! Du hörst ja, du bist sogar mein Duzbruder!"

Ich hielt diesen Beweis eigentlich für durchschlagend. Aber er antwortete: „Daran eben kann ich erkennen, daß Sie sich irren, ich habe seit meiner frühen Jugend niemandem mehr das Du angeboten!"

„Wie wertvoll ist diese Feststellung für dein Raten! Also muß unsere Freundschaft sehr alt sein, — aber da du mir so liebenswürdig den Lehnstuhl anbietest, so muß ich ihn wohl annehmen ..."

Wobei ich mich in seinen Großvaterstuhl warf und ihn fröhlich anlachte. Ach, dies Lächeln fand in seinen steinernen Zügen so gar kein Spiegelbild! Ganz verzweifelt suchte er in meinem Gesichte und seiner Er-

innerung herum: „Braune ...? Nein! ... Levisohn ...?“

„Na, erlaube mal!“

Und plötzlich ging hinter den Wolken seiner Stirne ein Morgendämmern auf, und dann brach die Sonne des Verständnisses durch: „Börries Münchhausen! Und ich dachte erst, du wärest ein Verrückter!“

„Ja, ihr Juristen! Da hast du mir also den Dichter wirklich angesehen?“

„Ach, laß doch sein!“ — Arm in Arm gingen wir zu einem vorzüglichen und sehr ausgedehnten Freundschaftsmahl, — ich hatte kaum Zeit, mich zu meinem abendlichen Vortrag umzuziehen. —

Auch während des Krieges bin ich wiederholt von der Ersatzschwadron der Garde-Reiter in Dresden und vom Auswärtigen Amte in Berlin fort an die Front zu Vorträgen angefordert worden. Nachdem ich wegen meiner locker gerittenen Niere nicht mehr bei meinem geliebten Regimente den Krieg als Soldat mitmachen konnte, war mir diese Verwendung eine angenehme Unterbrechung des Dienstes auf der Reitbahn in Dresden oder am Schreibtisch meines Berliner Amtes — dieser Schreibtisch war der einzige „Diplomat“ in meinem eleganten Bureau der Wilhelmstraße, auch wenn ich vor ihm saß!

Ich habe es immer als ein besonders gütiges Geschick gepriesen, daß ich nicht z. B. Revolutions- oder Kirchenlied- oder Kolonialdichter geworden bin, sondern daß der freundlichste Beifall, den meine Verse finden, just aus den Kreisen kommt, in denen ich lebe. Und so hat mir auch die Freude meiner Kameraden im Heer eigentlich immer sehr viel mehr Befriedigung gewährt, als die schönsten Lobsprüche der Literaturgeschichten, obgleich ich doch auch sie beileibe nicht missen möchte! Aber wie freute ich mich, als nach einer meiner ersten Kasino-Vorlesungen ein blutjunger Leutnant tief ergriffen und in leidenschaftlichem Ernste ausrief: „Gottverdammich, Münchhausen, dich hat de Muse ja lausig geküßt!“

Was aus dem Sächsischen ins Deutsche übersetzt der reine Lorbeerkranz ist.

Überhaupt das Sächsische, — ich lasse nichts aufs Sächsische kommen, seit ich meinem Paul — sprich: Baul — als Burschen durch halb Europa neben mir reiten gehabt habe. Freilich hatte er viel Heimweh nach Dresden, dem Königlichen Regimente und seiner herrlichen Vergangenheit als Friedenssoldat. Wenn es ihn allzusehr packte, wie in Mazedonien, so holte er einen Stoß alter Schwadronsbefehle aus seinem nach Lederseife duftenden Gepäck und versenkte sich wehmütig in die Herrlichkeiten seiner Gardistenjahre. Manchmal, wenn ich Zahnweh hatte, las er mir auch daraus vor, als Dank für die ungezählten Male, die er mich hatte vorlesen hören. Und noch klingt mir seine ehrliche Stimme in den Ohren beim eintönigen Vortrag jener alten Wachtmeisterweisheiten:

‚Die Schwadronen melden bis morgen mittag ihren Bestand an Pferden, eingeteilt in: a) Untaugliche, b) Stuten, c) Ungarn‘

oder der seltsame Befehl:

‚Da die bisherige Stute Sulla sich bei Herrn Stabsveterinär als Hengst herausgestellt hat, so heißt derselbe von heute ab Fenus. —‘

„Baul“ war ein leidenschaftlicher Verehrer meiner Kunst und erkundigte sich oft nach Einzelheiten in den Balladen. Nachdem er die ganze Champagne entlang allabendlich im Totspieler das Gespräch des Pastors mit seinem Kirchenpatron angehört hatte, fragte er eines Abends beim Ausziehen der langen Stiefel: „Herr Rittmeester, was nur das heeßen muß, da in dän Dotenspieler die Badrone?“—

Höchst eifersüchtig wachte er über meinem Ruhme und verfehlte nicht, mir allmorgendlich zu berichten, was sie in der Kantine über mich erzählt hatten: „Nu, da war eener, der sagte: ‚Heere, son hochginstlerischer Genuß wie von dein Rittmeester, dän habch bald noch nicht gehatt. Neilich war en Rezidador da, aber nadierlich, den Auswurf wie so e eichener Dichter, dän hadde er nich.‘ Nu, ich sagte: ‚Heer nur erscht mal unser anderes Brogramm uf de Middewoche, — Heere, da leefts eenen erscht feicht ibern ... A ... iberm Ricken runter!‘“

Wirkungen deutscher Wortkunst!

Lieber alter Baul, — wie viele herrliche Geschichten danke ich dir! Ich habe wohl hundert Seiten damit gefüllt. —

In was für Räumen habe ich nicht auf diesen Fahrten gesprochen!

Ich stand in einem Schafstall auf einer Krippe, ich stand vor den Marmorkaminen französischer Schlösser, ich stand vor der goldstarrenden Ikonostase griechischer Kirchen, ich stand in Lazarettzelten, und auf die Leinwand schlugen trommelnd die Tropfen des russischen Gewitterregens. Wundervoll war ein Abend vor der Säulenhalle einer Moschee. Offiziere und Mannschaften lagen auf der umbuschten Waldwiese vor mir, die Granaten blühten blutigrot in den Bäumen rings, und die Nachtigallen sangen in meine Strophen hinein, während fern drüben überm Vardar die bulgarischen Ochsenkolonnen in endlosem Zuge hinwölkten.

Freilich allzu Lyrisches ist für das Vorlesen im Felde nicht geeignet, und nur Gedichte mit Knochen und Muskeln vertragen es, daß neben ihnen eine Scheune sachte niederbrennt und über ihnen die brausenden Bahnen der großen Geschütze wie die gewaltigen Rippen eines unsichtbaren Domes gegeneinander aufsteigen.

Lieber aber als alle öffentlichen Vorträge waren mir die stillen Abende in Rußland, da ich noch selber Soldat war und den Kameraden in Schwadron und Regiment Verse hersagen durfte. Wie war ich glücklich, den lieben Freunden ein wenig Freude

machen zu können! Aber natürlich mag ich von diesen Abenden nicht erzählen.

Darf ich zum Schluß noch ein paar Bemerkungen über meine und anderer Vortragsart anfügen, obgleich ich glaube, damit in ein Wespennest empörtesten Widerspruches zu stoßen: Mir sind fast alle Deklamatoren, Rezitatoren und Schauspieler, sobald sie „seriöse" Gedichte vortragen, eine wahre Qual, und ich entfliehe dieser Hölle von Verlegenheit und Nervenpein, soweit ich irgend kann. Sie sind mir alle zu ergriffen, um ergreifend zu sein, sie übersetzen die edeln Fresken eines Gedichtes in die grelle Plastik der Bühne, sie wissen alle nicht, daß ein Gedicht die äußere Form von Rhythmus und Reim wie eine Art Vertonung in und an sich trägt, deren Melos und Rhythmus man nicht beliebig ändern kann.

Alle mir bekannten Dichter sprechen Verse so: Ohne jene unnatürliche Sprach-„Kunst", die dem Schauspieler von heute anerzogen wird, sobald er „sprechen" lernt (und über deren phonographisches Bild spätere Geschlechter ebenso lächeln werden, wie wir über den Reifrock der Medea zu Goethes Zeit). Dichter sprechen leise wiegend auf den Wogen des Rhythmus. Mit deutlich hörbaren Reimen — (fürs Ohr nämlich schreiben wir sie ja!) — und deshalb einer winzigen Pause hinter jeden Vers.

Unbedenklich gebe ich hier dem Dichter recht vor dem Schauspieler. Und ich tu das, obgleich auch die übliche Vortragshörerschaft durchaus nicht genügende Ohrerziehung besitzt, um das Stillose der Gedichtverlebendigung durch den Schauspieler zu empfinden, oder die bescheiden hinter dem Kunstwerk zurücktretende Art fast aller Dichter als richtig zu erfühlen.

Wie oft haben mir nicht selbst kluge Schauspieler gesagt: „Lassen Sie mich Ihnen doch wenigstens einige Wochen Sprechstunden geben, lernen Sie doch mindestens das Zungen-R, Ihr Organ wird es Ihnen zehnfach lohnen, Ihre zwar mundartfreie und sehr deutliche Aussprache genügt den Anforderungen nicht!"

Der Regierungsassessor Graf Y. sagte zu dem Dichter Georg Busse-Palma: „Ich würde mir an Ihrer Stelle doch die Haare schneiden, den Bart abnehmen und die Nägel polieren lassen!"

Worauf Palma mit allen Anzeichen des Entsetzens die Hände aufhob: „Um Gottes willen, da sähe ich ja aus wie ein — Regierungsassessor oder womöglich wie'n . . . wie'n . . . Graf!"

Sein Gegenüber verstand nicht . . . Auch mein Schauspieler hat damals, dank seiner widerstandsfähigen Konstitution, nicht verstanden, was ich antwortete. Was aber noch kein Beweis gegen oder für ihn oder mich ist.

Wichtig ist mir vor allem dies: Es ist für den Wert des Gedichtes, des Dichters und des Vortrages völlig belanglos, ob der Dichter „schön" vorträgt. Wesentlich ist nur, daß nicht allzu derbe mundartliche Färbung und Undeutlichkeit des Sprechens das Gedicht beeinträchtigen. Innerhalb dieser Grenzen ist jeder Dichter der beste und mir wie anderen Dichtern liebste Vermittler seiner Verse. Ach, ein Gedicht ist so leicht totzumachen durch allzuviel Belebung! Nie darf im Gedicht so gesprochen werden, wie die angeführten Worte — etwa des sterbenden Königs — von einem Sterbenden oder einem König in der Wirklichkeit gesprochen werden — das ist die Aufgabe der dreidimensionalen Bühne, die Wirklichkeit vortäuschen will und darf.

Wir merken bei unseren Vorträgen, — ich sprach oben von dem geringen Wert des Beifalls bei Dichtervorträgen — wir merken nicht, ob den Zuhörern unser Vortrag als solcher gefällt. Aber mich will bedünken, unsere überfüllten Säle sprechen doch eine deutliche Sprache. Und ich dachte, es wäre berechtigt, wenn hier einmal einer von uns der Hörerschaft sagte, daß sie dabei richtig fühlt.

Mag immerhin vom Schönsprecherstandpunkt aus der eine allzu erhaben, der andere allzu lässig, der dritte allzu schnell, der vierte allzu laut sprechen, — das gehört ebenso zum berechtigten Wesen seines Vortrages, wie etwa der trockene „Vortrag" Hans Thomas, der saftige „Vortrag" Lovis Corinths oder der üppige „Vortrag" von Leo Putz zum Wesen der Gemälde dieser Meister.

Eine ganz andere Frage ist die nach dem Wert solcher Vorträge für den Dichter selber. Ich sehe die Gefahr hier in der starken Veräußerlichung, dem Virtuosentum, das unzweifelhaft auf solchen Reisen geweckt wird. Es wird eine Frage des Charakters sein, wie weit ein Dichter den Verführungen der Eitelkeit zugänglich ist, — vielleicht muß man auch sagen: zugänglich sein darf. Denn Eitelkeit braucht beim Künstler nicht notwendig ein Fehler zu sein, sie ist für viele geradezu ein Gegengift gegen die rastlose Selbstzerfleischung des Schaffenden.

Vielleicht hat der reine Lyriker öffentliche Vorträge seiner Werke gar nicht nötig. Schon der große Saal, die Menge der Zuhörer und die notwendige Dauer einer Vorlesung machen ja die Wirkung vieler Gedichte fast zunichte. Dagegen glaube ich, daß der Balladendichter so wenig wie der Schauspieldichter die Öffentlichkeit auf die Dauer entbehren kann. Bei ihnen ist ein großer Teil des Wertes in die Wirkung gestellt, und diese Wirkung läßt sich nur erproben vor der großen Hörerschaft. Ich gestehe, daß ich in meinen Vorträgen viel gelernt habe für meine Kunst, wie oft habe ich nicht nach diesen Abenden nochmal nachdenklich die Handschrift hergenommen, um hier zu mildern, da zu verstärken, — häufig zu verdeutlichen. Öffentlichkeit ist ein heißes Feuer. Sie verbrennt Schwächliches, sie scheidet Schlacken aus, sie glüht Eisen wieder schmiedbar, sie schmilzt in Formen, was vordem sich nicht biegen wollte. Und so lasse man auch den Dichtern ihre Vorträge und ihre Vortragsart, selbst wenn sie anders ist, als die der berufsmäßigen Sprecher!

Von alter Jagd- und Reiterherrlichkeit

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Ludwig Heck

Mit neun Abbildungen von Stichen Johann Elias Ridingers

Wenn Altes versinkt und Neues emporsteigt, so liegt für den Geschichtskundigen die Erinnerung nahe, wie oft dies im Laufe der Jahrhunderte schon geschehen ist in der unabänderlich nach einer Richtung gehenden Entwicklung der menschlichen Kulturverhältnisse, die unerbittlich so manches zerstört, was an sich eine hohe Leistung, eine feine Kulturblüte war. Und wenn so etwas den richtigen zeitgemäßen Verherrlicher und künstlerischen Verkünder gefunden hat, dann beschleicht eine gewisse Wehmut um das Vergangene und unwiederbringlich Verlorene auch den, der sonst allem Fortschritt gewiß nicht abhold ist. So geht mir's, wenn ich einen alten „Ridinger" anschaue. Es kommt dazu, daß ich mütterlicherseits von der grünen Jägergilde eines süddeutschen Bundesstaates herstamme, und zwar gerade desjenigen, wo im 18. Jahrhundert am Hofe die Jagd zeitweise alles andere überwucherte. Ich werde nie das Mienenspiel meines Ältesten vergessen, als er, zu kurzem Kriegsurlaub von den Vogesen herunter mit mir zusammengetroffen, im Wildpark meiner Heimat, die ganz im Ridinger-Stile gehaltenen Gedenktafeln aus jener Zeit an den Bäumen las, in demselben Wildpark, den später mein Großvater ein Menschenalter hindurch verwaltet hat. Ich bin also erblich etwas belastet; das darf ich mir aber anderseits vielleicht als einen gewissen Ausweis dafür dienen lassen, daß ich über Ridinger zu schreiben wage, obwohl ich weder Jäger oder Jagdwissenschaftler noch Reiter oder Reitwissenschaftler bin.

Die vielen größeren, kleineren und ganz kleinen „Serenissimi" waren es, im ernsten Sinne unseres Vaterlandes Jammer und

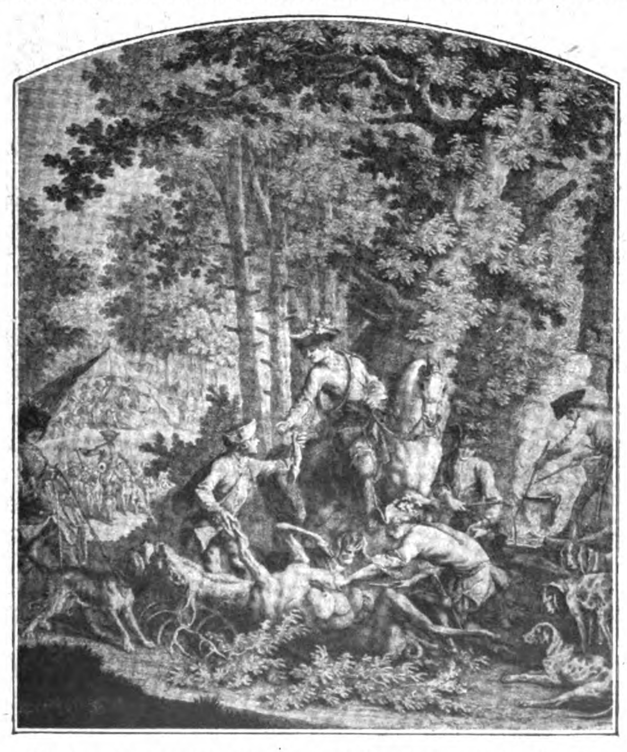


Abb. 1. „Wañ der Edle Hirsch verendet, wird er aufgebrochen, das Gescheide heraus genom̃en, der rechte Vorderlauff abgelöset, dem Piquer übergeben, und von demselben der Herrschafft präsentirt."

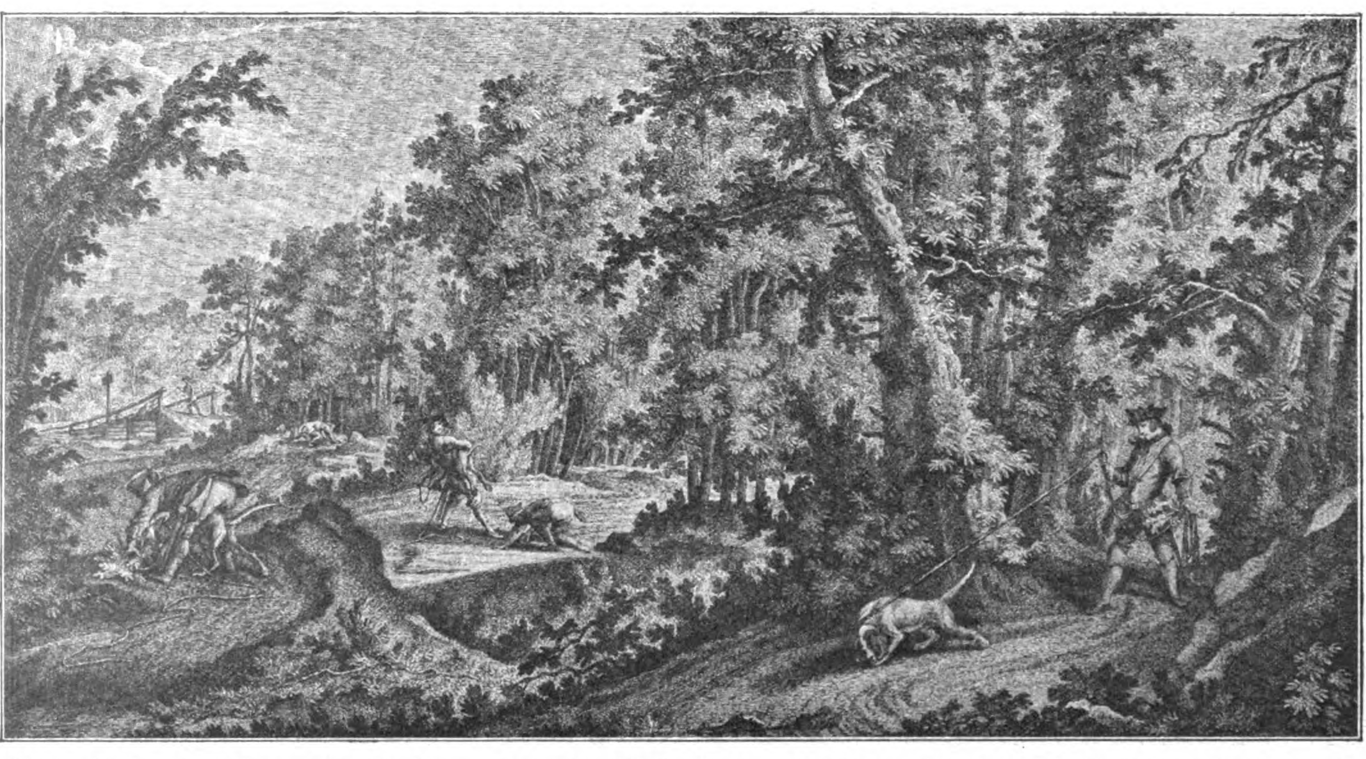


Abb. 2. „Wañ es dem Fürsten beliebet Parforce zu Jagen, so müssē die Piquers und Besuch-Knechte mit dē Leit-Hunden den anfang darzu mit dem besuche machen, es ziehen derer 6. 7. bis 8. darauf aus, und bekomt jeglicher seinen besonderen bogen, weil man zu einer Parforce Jagt nicht auf einen Hirschen alleine sondern auf mehrere vorsuchet. Wañ nun der Piquer oder Besuch-Knecht mit dem Leit-Hunde ausziehet, so nimt er nachdem er ihme die nase mit etwas essig gewaschen denselben an die Halsung führet ihn an dem hengseil mit der rechtē, die Decke samt dem bruch in der linken hand kurz rechts vor sich, encouragirt ihne im vorausgehen mit den Worten Va outre; komt er auf die revier seines Vorsuches so soll er dem hund auf die Faehrte helfen ihne rechts vor sich hin führen u: zusprechen quel que ce soit mon Ami bel ci, bel ci, ferner, ho va dis la dis. faelt il se rabat, der hund eine Faehrte an, so lasset er ihme das hengseil schiesse caressirt denselbē als apres apres mon Ami bel ci va va pour les foules siehet zugleich ob er recht habe hilfft sich an dem hengseil an ihne liebet ihn ab bringet ihn wider auf die Faehrte, verbleibet der hund darauf, so laesset er ihme das hengseil 2 bis 3mal schiessē haelt sodañ den hund an siehet ob er recht habe, spricht ihme wider zu ho voila tu, stelt sich nū der hund u: zeichnet wirfft den Kopf in die Höhe, u: zeichnet mit der Nase die Faehrte wider so dass er völlig darauf verbleibet, so muß sich der besuch-knecht an dem hengseil hurtig herzuhelffen doch das er ihn von der Faehrte ja nicht abziehe, vielmehr demselbē wo er recht hatt schön thue ihme zusprec̄he ah mon Ami tu dis vray, so dañ mit dem bruch abliebe mit der linkē hand unter dem halse greiffe ihne aufrichte, denselbē aufnehme abtrage u: zur seitē anbinde. Hierauf soll die Faehrte wohl besehe u: judicirt werde damit man richtig wisse was for einē jagdbare hirschē man bestaettigt ist mā versichert das mā einē jagtbarē hirschē auf seinem Versuche habe so wird die Faehrte mit 3. mit dem laube vorwaerts gekertē brüche verbrochē ein geringer hirsch hatt 2 ein Stück wild nur einē mit auf der faehrte rückwaerts gekertem laube ..."



Abb. 3. „Wañ der Anjagts Hirsch Le Cerf de meute lancieret worden so wird er von denen piquers aufgenom̃en und forcieret da zugleich die gantze Meute der Hunde nach ihren harden bey denen brüchen auf die faehrte gebracht und gelöset werden zu erst die harde welche den nahmen vieille meute oder vieux Chiens führet, und nach dieser die übrigen, ıs bestehet aber dise harde aus denen favorit oder besten abgerichteten hunden welche die faehrte vor anderen gut aufnehmen und halten zu dem ende wird ihnen auch etwas voraus gelassen es folgen aber alle andere harden disen so gleich nach unter dem zuspruche, doch! doch! ça vaut, ça vaut, mes beaux und wañ sie die faehrte gut aufgenom̃en mit fernerem zuruff. Volez ha tu dis vay mes am:s, apres mon Ami, Der Fuerst die Cavalliers und saemtliche Jaegerey haelt noch hinter den hunden bis dise mit dem hirsche voraus dañ folgen sie zur seiten nach um die faehrte zu menagiren im fall der hirsch retour machte da inzwischen die piquers dem hirschen am naechsten, so geben sie durch blasen allen übrigen zu verstehen wie die Jagt gehet, ob der Hirsch weit voraus, und die hunde ihu im̃er wider aus ı achen, Le Chien reproche le Cerf, ob er retour gemacht, ob er gar v rlohren und wieder vorgegriffen werden mus, ob er unter ander wild gekom̃en, Le Cerf de meute est harde, sich in einem im Dickicht gestecket, in eine sulache sich begeben, ob es noch der rechte Anjagts hirsch seye, und nicht einen andern vor sich aufgetriben, ob die hunde die rechte faehrte halten, sie überschossen oder Change haben alle dieses mus der piquer durch besondere thone und blasen der fanvaren anzeigen, da sich dañ alles darnach zu richten hat."

Ohnmacht, die die höfische Jagdherrlichkeit im 18. Jahrhundert auf die Höhe führten. Während Friedrich der Große und sein Vater in ernstem, zeitweise das eigene Dasein gefährdendem Ringen den Grund zu einem besseren und größeren Deutschland legten, strebten jene eifrigst, nach dem selbstherrlichen Grundsatz des französischen Sonnenkönigs „Der Staat bin ich", diesem alle seine äußeren Lebensgewohnheiten abzugucken, und pflegten so u. a. auch den höfischen Jagdluxus als üppige Gewächshauspflanze auf Kosten ihrer meist sehr armen Länder und Ländchen. Das war gewiß nicht schön. Aber hübsch war's doch! Hübsch und fesselnd dünkt es mich wenigstens für jeden, der nicht ganz und gar vergroßstädtert ist, zu verfolgen, zu welcher Ausbildung bis ins einzelne, zu welcher Kunsthöhe, muß man wirklich sagen, damals das Jagdwesen, die Zucht und Abrichtung der Hunde und der ganze Jagdbetrieb gediehen waren. Es war zwar alles bis zu einem gewissen Grade zu höfischer Spielerei und fürstlichem Schaugepränge ausgeartet. Gewiß! Aber zu bewundern ist in vieler Beziehung doch, was geleistet wurde. In Hundeführung, Fährten- und Spurenkunde und allem, was sonst zur gerechten Jägerei gehört, gab es damals wohl Meister, ja: waren wohl alle fürstlichen Berufsjäger solche Meister und Künstler, daß sie uns heute auslächeln würden, wenn sie aus dem Grabe aufstünden. War doch der ganze Jagdbetrieb nicht nur in ein sachliches System, sondern geradezu in ein förmliches Zeremoniell gebracht, das aufs peinlichste gewahrt werden mußte! Allein daran hatte ein Mensch jahrelang zu lernen.

Mit der „Vorsuche mit den Leithunden zur Parforce Jagt" fing es an. Was die schon zu bedeuten hatte, möge man sich aus der ausführlichen Unterschrift unter unserer zweiten Ridinger-Abbildung klarmachen!

Wenn das, was darin beschrieben und verlangt wird, heute einer kann, ist er mit Recht sehr stolz; damals mußte es aber jeder „Besuchtnecht" können, sonst holte ihn der Teufel. Aus der Fährte ein Stück Wild nach Geschlecht, Alter und Stärke zu bestimmen und den bestimmten ausgewählten Hirsch dann mit dem Leithunde zu „bestätigen", d. h. unmerklich zu verfolgen und im Bogen zu umgehen, so daß er in einem gewissen möglichst beschränkten Waldteil für die Jagd bereitstand, ihn für den fürstlichen Jagdherrn sozusagen „anzubinden", das gehörte damals zu den selbstverständlichen Leistungen jedes Berufsjägers. Welche Übung und Vorschule setzte das aber voraus!

Der Leithund ist dabei ein ganzes Kapitel für sich. Heute gibt es ihn gar nicht mehr. Als der jetzt auch längst verstorbene Düsseldorfer Jagdmaler Ludwig Beckmann im Jahre 1894 sein in diesen Dingen maßgebendes Hundewerk herausbrachte, unterschied er vom hannöverschen Schweißhund, dem durch den königlichen „Jägerhof" dort, allerdings nicht ganz rein, ins 19. Jahrhundert hinübergeretteten Nachkommen des alten Leithundes, noch die Leithund- und die Schweißhundform, erstere von der alten gerechten Jägerei nur auf gesundes, letztere nur auf krankgeschossenes Wild gebraucht. Heute sind wir froh, daß wir überhaupt noch einen Schweißhund haben: er hat, wenigstens annähernd, die Leithundform, und der Verein „Hirschmann" läßt sich seine Zucht und Pflege angelegen sein. Er wird nur noch auf krankes Wild verwendet, und, dadurch überflüssig geworden, ist die eigentliche Schweißhundform im alten Sinne, die leichter, flüchtiger und schärfer war, ganz verschwunden. Mein Großvater muß aber in den fünfziger Jahren vorigen Jahrhunderts noch solche hitzige und unstete Hunde gehalten haben; mein Vater erzählte mir gelegentlich von ihnen und fügte hinzu, wie sie, ruhelos um die Oberförsterei herumrevierend, gar manchmal ihm als Bräutigam den Verkehr im Hause seines künftigen Schwiegervaters erschwert hätten.

„Der Anjagts Hirsch wird mit dem Lancier Hunde gesprengt." Das ist der zweite Akt des fürstlichen Jagdschauspiels, und auch dabei gilt es für die beruflich Beteiligten wieder, eine ganze Menge jagdlichen Wissens und Könnens zu zeigen.

„Dises geschihet mit einem Leith oder alten guten par force Hund beyde werden an dem hengseil auf die bruche und von denen weiters auf die Faehrte gebracht, hat der Hund dieselbe richtig aufgenom̅en spricht er dem hund zu liebet ihn ab und laesset solchen wider anfallen hengst auf der Faehrte nach bisz an den Hirschen und lanciret das ist spreget ihne, dan̅ heist es laissa courre; an einigen orten hat man 3. bisz 4. besondere Lancier Hunde, welche man bey den brüchen frey auf die Faehrte anbringet, die man aber sobald der hirsch lancirt ist stopffet; Bedient man sich der ersten Art so löset man die erste harde welches die Favorit hunde seyn als die die Faehrte am richtigsten aufnehmen der Comandeur und die Piquers sollen denselben zur seite folgen und vorjagen damit sie den Anjagts Hirschen en vue das ist zu gesichte bekom̅en um Denselben an dem Gehörne der Farbe und dem Gewechse aus andern zu erken̅en fals er Change machte sich ver-

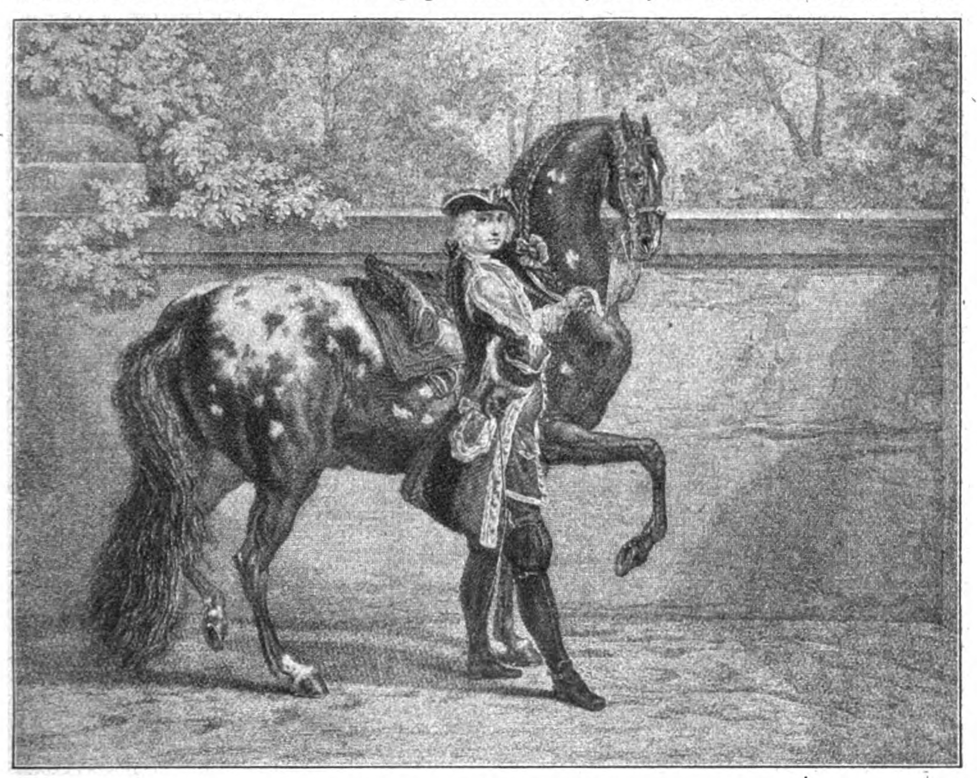


Abb. 4. Ein spanisches Pferd

lohren oder nidergethan oder unter andere Hirsche gekomen waere, der erste der ihne zu gesichte bekomt solle ihn mit vollem halse und mit den worten Taye! Taye anschreyen und eine fanvara blasen, es sollen aber mehr nicht als ein oder zwey so die naechsten am Hirschen seyn blasen damit alle andere so viel besser vernehmen wohin er sich wende, ist der hirsch gesprengt und gehet flüchtig il va fuyant die Piquers haben ihne auch aufgenomen so ziehet der Lancier Knecht seinen hund an dem hengseil ab und nach Hause, hierauf attaqiren die Piquers und wird die gantze Meute auf die Faehrte angebracht da faengt sich die Jagd recht an und wird unter behörigem blasen der erforderlichen thone und zuruffen der hunde und ihrem laut continuiret, die Worte, womit die Hunde encouragiert werden, sind folgende: Doch! Doch! ca vaut, ca vaut mes' beaux. S' eu va Chiens il va la Chiens outre vous mes Chiens."

Alle Achtung, wenn man es wirklich fertigbrachte, einen gesunden Hirsch in dieser Weise zu „sprengen", ohne den Leithund von der langen Lancierleine zu lösen! Das erscheint uns heute beinahe wie ein Zauberkunststück, und „Lancierknecht" für den, der es vollbrachte, ein ungebührlich niedriger Titel. Ist er doch die Hauptperson auf unserem zweiten Ridinger-Stiche! Er und sein braver Hund, der befehlsgemäß erst im letzten Augenblick mit lautem Hals, daß die faltigen Behänge und Lefzen um den schweren Kopf fliegen, vorpreschen darf, aber nur so weit, wie die lange Leine reicht. Dann muß er nach Hause, und seine leichteren Genossen, die eigentlichen Meutehunde, treten in Tätigkeit. Die eigentliche Hirschhatz beginnt, und nun macht sich auch Serenissimus mit Gefolge bereit, hinter dem Wild sich in Bewegung zu setzen, sobald der Piqueur das entsprechende Signal gibt. Der muß aber ganz verteufelt aufpassen, daß er sich nicht irrt; denn auch jetzt sind wieder allerlei Wendungen und Zwischenfälle möglich, oft ganz überraschender Art. Der regelrechte Verlauf ist indes: „Der Hirsch wird von dem Piquer aufgenomen, die gantze Meute bei denen brüchen auf die Faehrte gebracht u: nach ihren Harden gelöset." Und den weiteren Fortgang erzählt dann die erklärende Unterschrift unter unserer dritten Abbildung.

„Harden" sind wohl, was man jetzt „Koppeln" nennt: Gruppen zusammengekoppelter Hunde, die man nach Alter und Leistung

zusammenzustellen pflegte. Zuerst wurden die ältesten und zuverlässigsten auf die Fährte gebracht, damit sie den jüngeren, minder erfahrenen als Führer dienen konnten. Diese Hirschhunde gab es damals in Deutschland überall; heute hat man sie nur noch in Frankreich, ihrem Stammlande. In Deutschland sind sie, wie so viele andere fürstliche Luxuseinrichtungen, mit der ernüchternden Modernisierung der Hofhaltungen verschwunden. England hat sie sich für seinen modernen Jagdsport erhalten und umgewandelt, für die Hasenhatz zu Fuße und für die Fuchshatz zu Pferde. Von dort haben wir sie uns als „Fuchshunde" für die Reitjagden der militärischen Reitschulen und zivilen Reitervereine wieder holen müssen. Für die Schießjagd mit lauten Hunden, die dem auf dem Wechsel stehenden Jäger das Wild zutreiben, hat sich Westfalen seine Bracken, die Schweiz ihre Laufhunde bis jetzt erhalten; ihre Zukunft freilich steht heute vielleicht schon nicht mehr ganz außer Frage.

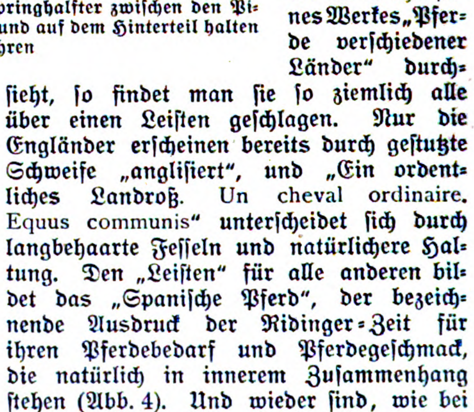
Halali! Hirsch tot! Der letzte Akt der fürstlichen Jagdaktion, der aber erst recht zeremoniell ausgeführt wurde. Die Unterschrift unter diesem Stiche ist zwar nur kurz, aber das Bild erzählt uns mehr (Abb. 1). Da ist zum Schluß die ganze Meute unter der Fuchtel eines Piqueurs, alle Köpfe artig nach ihm gerichtet, vor dem Jagdzelt versammelt. Aus diesem ist der hohe Jagdherr hervorgetreten mit seiner Gemahlin oder vielleicht auch einer anderen Dame seines dem Zeitgeist entsprechend gewiß sehr galanten Herzens, umgeben von den Hofchargen und einigen besonderen Lieblingshunden. Hinter dem Zelt steht schon die vierspännige Staatskarosse zur Heimfahrt bereit. Vorn rechts haben die Jagdleute ein Feuer entzündet und bereiten darauf in einem großen Topfe nach dem anstrengenden Jagdtage wohl eine Mahlzeit. Vorn links läßt ein „Besuchknecht" seinen schweren Leithund noch einmal Witterung an dem erlegten Hirsche nehmen. Vorn rechts stehen und liegen auch noch einige Meutehunde, und so sind auf diesem Stiche die beiden hauptsächlichsten Jagdhundrassen der damaligen Zeit in ihrer unterschiedlichen äußeren Erscheinung sehr schön nebeneinander zu sehen.



Abb. 5. Ein Pferd mit der Springhalfter zwischen den Pilieren, um selbiges zu leviren und auf dem Hinterteil halten zu lehren

Mit der Darstellung der hohen Jagd im höfischen Sinne seiner Zeit war Ridingers Schaffen aber längst nicht erschöpft; er hat eine Lebensarbeit von mehr als 1100 Stichen hinterlassen und nahm sich alle Jagd- und Wildarten, ja die gesamte Großtierwelt zum Vorwurf.

Manieriert war ja der alte Ridinger sicher; das sieht man auch an seinen Darstellungen von Pferd und Reiter, denen er ebenfalls einen sehr wesentlichen Teil seines fleißigen Kunstschaffens gewidmet hat. Wenn man die 36 Stiche seines Werkes „Pferde verschiedener Länder" durch-



sieht, so findet man sie so ziemlich alle über einen Leisten geschlagen. Nur die Engländer erscheinen bereits durch gestutzte Schweife „anglisiert", und „Ein ordentliches Landroß. Un cheval ordinaire. Equus communis" unterscheidet sich durch langbehaarte Fesseln und natürlichere Haltung. Den „Leisten" für alle anderen bildet das „Spanische Pferd", der bezeichnende Ausdruck der Ridinger-Zeit für ihren Pferdebedarf und Pferdegeschmack, die natürlich in innerem Zusammenhang stehen (Abb. 4). Und wieder sind, wie bei der Jagd, die Höfe die Pflanz- und Pflegestätte dieser hochgetriebenen Pferdeabrichtung

und in ihrer Art vollendeten Reitkunst. Einer Reitkunst aber, die uns heute längst ebenso fremd geworden ist, wie die oben geschilderte Jagdkunst derselben Zeit; wir sehen nur ihre letzten Reste in den Schulpferden und Schulreitern der Zirkusse. Was seit dem Umsturz aus der „Spanischen Hofreitschule" in Wien geworden ist, die diese alte Überlieferung noch bis in den Krieg hinein weiterpflegte, weiß ich nicht zu sagen. Sie war sowieso schon von der Öffentlichkeit allem Anschein nach ganz vergessen. Ich war wenigstens stets der einzige Zuschauer da, freute mich aber jedesmal, von den feschen Hofburgstallmeistern im Dreispitz und betreßten Reitfrack auf den eleganten Lippizaner Schimmeln, diesen geborenen Schulpferden, alle Gangarten der hohen Schule durchreiten zu sehen. Diese hohe Schule erscheint uns heute, wo wir nur gewohnt sind, unsere Pferde für den gewöhnlichen Bedarf in den drei natürlichen Gangarten Schritt, Trab und Galopp sich bewegen zu sehen, ganz und gar verkünstelt, auf die Spitze getriebene Künstelei. Wenn wir in Ridingers „Neuer Reitkunst" die Unterschriften unter den Stichen lesen, wie: Changieren, Paraden, Passagiren, Redop, Passaden, Balotaden, Croupaden, Capriolen, Courbetten, Pirouet, so können wir uns darunter kaum mehr etwas vorstellen. Wir dürfen aber nicht verkennen und unterschätzen, daß diese künstlichen Gänge zur Voraussetzung eine so vollständige und vollkommene Herrschaft des Reiters über das Pferd bis ins kleinste und feinste hinein hatten, wie sie heute nur noch ganz wenige Menschen, eben die zünftigen Schulreiter, besitzen, und wie sie für das gewöhnliche, natürliche Reiten auch nicht entfernt nötig ist.



Abb. 7. Der schulgerechte Pas

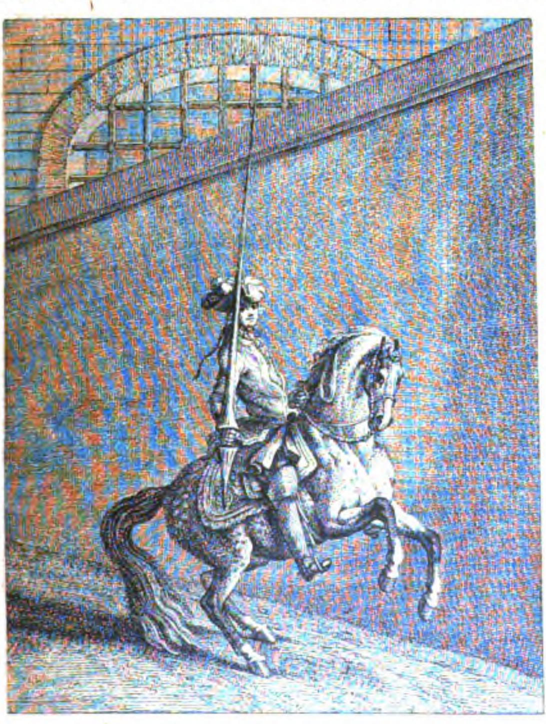


Abb. 6. Kleine Galopade an der Wand mit der Lanze zum Kopf

Um dieser feinen und zierlichen Reitkunst teilhaftig zu werden, die so ganz in ihre Zeit, das Rokoko, paßt, dazu gehörte aber eine lange und unverdrossene Übung sowohl für das Pferd als für den Reiter. Beide mußten dazu eine ganz bestimmte Schule durchmachen, die schwere Anforderungen stellte. Zunächst mußte dem Pferde die eigentümliche, „versammelte" Haltung beigebracht werden, wie sie zur hohen

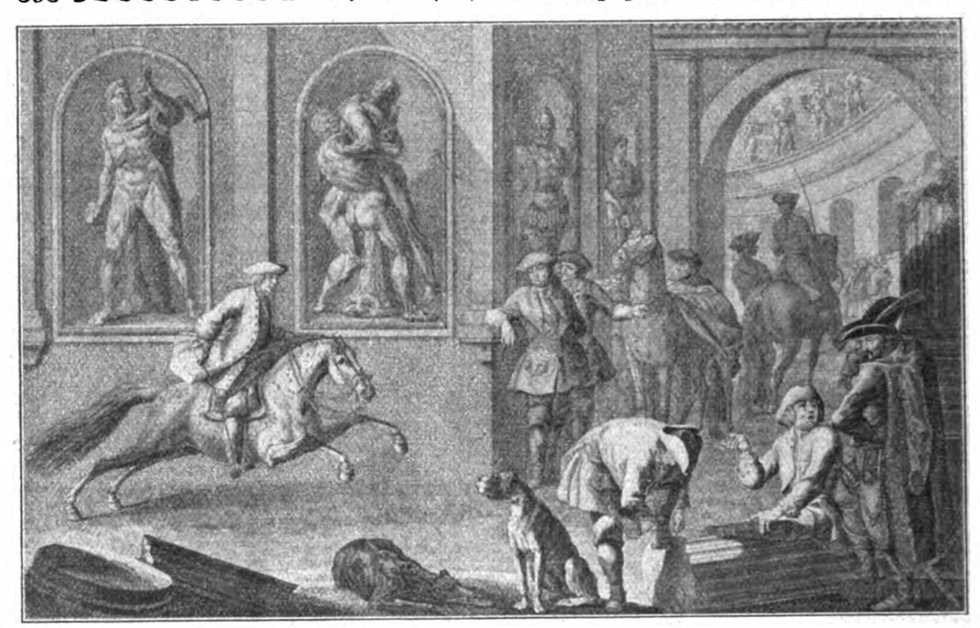


Abb. 8. Carriera

Schule gehört: das Gewicht auf die Hinterhand gelegt, den Kopf erhoben, aber die Nase gesenkt und den Hals gekrümmt. In dieser ebenso bezeichnenden wie unnatürlichen Haltung, den langen Schweif zwischen die Hinterschenkel gekniffen, sehen wir in der Regel auch diese alten Schulpferde abgebildet. Sie wurde ihnen beigebracht, indem man sie zwischen zwei Pfosten festband und dann mit der Peitsche fortwährend zum Treten auf der Stelle antrieb. Das zeigt ein Stich in Ridingers Werk „Vorstellung und Beschreibung derer Schul- und Campagne-Pferden nach ihren Lectionen, in was vor Gelegenheiten solche können gebraucht werden“, und die Erklärung dazu lautet: „Ein Pferd mit der Spring-Halffter zwischen den Pilieren, um selbiges zu leviren und auf dem Hinterteil halten zu lehren“ (Abb. 5).

Auch den an sich unnatürlichen, für den Reiter und namentlich die Reiterin aber sehr bequemen Paßgang (gleichzeitiges Heben beider Beine derselben Seite) brachte man den Pferden bei, wie ein anderer Stich desselben Werkes zeigt; doch eigneten sich dazu nur gewisse Pferde, und die Unterschrift unter dem Stiche lautet dementsprechend: „Der schulgerechte Paß ist ein sehr commoder Gang; es muß aber ein Pferd schon von Natur darzu incliniren, dann seine Bewegung geschiehet rechts oder lincks auf einer Seiten mit dem Forder- oder Hinter-Fuß zu gleicher Zeit, dergleichen Pferde werden vor hohe Dames zu einem Spatzierritte gewidmet“ (Abb. 7).

Aus „Neue Reitkunst in Kupferstichen, inventiert und gezeichnet von J. E. Ridinger. Cum gratia et privilegio Sac. Caes. Maj.“, deren prächtige Stiche mit sechszeiligen Unterschriften in gereimten Versen versehen sind, möchte ich als ganz besonders schöne Blätter und bezeichnende Zeiturkunden „Carriera“ und „Changieren“ herausheben, die uns ganz in das höfische Leben des 18. Jahrhunderts versetzen (Abb. 8 u. 9). Ich kann nur wieder sagen, wie bei der Jagd: Schön war's nicht, daß man so viele Menschen- und Pferdekräfte, so viel Zeit und Geld für solchen höfischen Prunk und Tand aufwendete; aber hübsch war's doch, hübsch sieht's wenigstens aus. Die pompösen Innen- und Außenreitbahnen mit ihrem Figurenschmuck, mit mächtigen Wasserkünsten im Hintergrunde könnten einem sehr imponieren, wenn man nicht den Verdacht hätte, sie seien wohl bis zu einem gewissen Grade der Phantasie des Künstlers entsprungen. Aber die Menschen, unter denen ein Ungar oder Kroat (wohl ein Hofheiduck?) mit Pelzmantel und Säbel und schwarzem Hängeschnurrbart am meisten herausspringt, sind doch jedenfalls genaue Abbilder Ridingerscher Zeitgenossen, und ebenso die Hunde, die vom leichten, langschnauzigen Windhund über mittelschwere Hatzrüden bis zum schwersten, dunkelgestromten Solofänger oder Kammerhund, dem hoffähig gewordenen Bullenbeißer, auf beiden



Abb. 9. Changieren

Stichen als Beiwerk zu sehen sind. Überall natürlich auch die Stallmeister in hohen, überm Knie weit und faltig endigenden Reitstiefeln, mit schweren Peitschen und langen Leinen (Longen), an denen die Pferde, auch unter dem Reiter noch, geübt wurden. Die Sechszeiler-Unterschriften lauten unter „Carriera“:

In dieser Lection, so man Carriera nennt,
Läßt die geschickte Hand dem Gaul die Zügel schießen,
Worauf er wunderschnell aus allen Kräften rennt.
Es lässet solche Schul der Pferde Tugend wissen.
Gewiß ist, daß sie uns die Probe geben kan,
Wie weit ein Pferd der Hand und Schenkeln unterthan,

und unter „Changieren“:

Man schreitet im Galop zur Lincken mit den Pferden,
Wann sie auf rechter Hand vorhero galopiert;
Damit sie rechts und lincks gelenck und biegig werden.
Wann ihre positur auf solche weiß changiert,
Pflegt deren innre Fuß, auf welchen sie sich steifen,
So vor als hinten her im gehen vorzugreifen.

Die höchste höfische Paradeleistung der Kavaliere zu Pferde, der die hohe Schule als Vorübung dienen mußte, war aber das Karussellreiten, von dem Ridinger in den Anmerkungen zu einem weiteren Kupferstichwerke, der „Reitschule (Carousel) mit Lanze, Pistole, Degen, Dard (kurze Wurflanze) nach dem Türkenkopf“ sagt: „Da ich in meiner jüngst herausgegebenen Reutschule die Lectiones derer Schul- und Campagne-Pferde vorgestellet, so folgen nun als eine Continuation auch die Vorstellungen von denen Lectionen des Carousel-Reutens, welche sowol zu Ritterlichen Uebungen als zum Ernst im Kriege bestimmt sind, und welche besonders bei hohen Festivitäten großer Herren mit vieler Pracht gehalten werden, dabey sich ein Cavalier wie geschickt er in denen Waffen und sein Pferd zu führen seye, ausnehmend distinguiren kann.“ Ridinger gibt auch den Plan eines solchen Karussells mit den eingezeichneten Linien der Touren, die die Kavaliere in den verschiedenen Gangarten mit den verschiedenen Waffen zu reiten hatten gegen vier an entsprechenden Stellen angebrachte „Türkenköpfe“ mit Turban, die von den Türkenkriegen her sozusagen die selbstverständliche Feindesfigur der Zeit waren. Die dabei geführte Lanze ist ganz und gar das — nur wohl etwas leichter gemachte — Abbild der alten Ritterturnierlanze, und auch bei ihrem spielenden Gebrauch kam es, wie beim ganzen Reiten, wohl hauptsächlich auf sichere Eleganz an. Das zeigt schon einer der ersten Stiche des Werkes, die „Kleine Galopade an der Wand mit der Lanze zum Kopf oder Ring“ (der „gestochen“ werden mußte) (Abb. 6). Von hohem Balkone an der einen Schmalseite der Karussellanlage sahen die hochfürstlichen Herrschaften und die Damen in schönem Kranz dem Schauspiel zu. Auch hier beim Reiten, wie bei der Jagd, höfischer Glanz und Prunk über alles. Heute kaum mehr zu begreifen. Vergangene Zeit und Herrlichkeit!

Im Jagdschlosse Kranichstein bei Darmstadt hat jetzt Großherzog Ernst Ludwig von Hessen ein Jagdkunstmuseum eingerichtet, in dem er alle die alten Jagdbilder, Waffen, Geweihe der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. In dieser Art eine ganz einzige Sehenswürdigkeit!

Liebesgedichte. Von Ernst Lissauer

Ich will dir sagen ein Siegelwort
Von uns beiden:
Demütig bleiben im stolzesten Glück
Lehrt langes Leiden.

⬥

Manche Menschen sind getrennt über Meilen,
Sie sind aneinander gebunden mit Seilen,

Sie sind getrennt über Jahr und Jahr
Und sind verwachsen mit Haut und Haar,

Sie sind getrennt vielleicht ein Leben
Und sind verwachsen mit Bast und Geweben,

Und ob sie sich meiden nach allen Winden,
Es sind Segen gesprochen, welche sie binden,

Und wie Flüsse, vom Quellort hergezogen,
Werden sie ineinander gesogen.

⬥

Und plötzlich hör' ich alle Menschen reden,
Eingesponnen bin ich dicht in tausend Fäden,
Wie geschieht's, daß alle Rede jählings greift in mich?
Es redet wie die Quellen, welche täglich, nächtlich wandern,
Und jede Rede streift vorbei dem Ohr des andern,
Jede, jede
Hört nur seine eigene Rede,
Allen Hörens jegliches Nichthören höre ich.

Wie kam mir dieses jähe Wissen?
Es ist, als würde dichtumbaute Mauer
Wie dünngespanntes Pergament zerrissen,
Und ich erkenn' es ohne Gram und Trauer?

Glück nach langgelebtem Leid,
Liebe nach durchlittner Einsamkeit
Macht mich hören,
Die weit über die Erde dröhnt,
Aller Menschen Einsamkeit in Chören,
Drin ich lange Jahre mitgetönt.

Doch drüberhin mit weitgespannten Schwingen,
In dem weitgedehnten Licht,
Wiegt mit Gewalt sich ein zweistimmig Singen,
Das sich in einem Schall gen Himmel flicht.

⬥

Du liebtest mich. Da schwieg der bittere Wind,
Und heiße, süße Süde wehten.
Die Luft glomm bunt. Du warst mir holdgesinnt.
Da sind Gestirne, die mir günstig sind,
Über mein Haupt getreten.

⬥

Du Liebste, du mir Sonne, du mir Süd,
So selig kocht mir Jubel im Geblüt,
Ich kann dies Glück nicht in umschränkter Stille,
Siedelnd an meines Daseins Grund geheim genießen,
Ich berste auf vor unbergbarer Fülle,
Geöffnet, sonder Haut und Hülle,
Ich fühl' mein Wesen ringsum niederfließen,
Ich möcht' das Land, das ganze, weite Land,
Mit einem weitgedehnten Griff in meine Arme schließen,
In einem Jauchzschrei, der den Horizont umspannt,
Den Drang der Liebe über die Erde gießen.

Im Tempel zu den späten Glückseligkeiten

Von Elisabeth von Heyking

Man kannte sie auf vielen Schiffen. Überall war sie gewesen, hatte die längsten Bahnlinien befahren, die höchsten Berge bestiegen, die fernsten Länder und Meere durchkreuzt. Nirgends verweilte sie lange, obgleich sie die Müdigkeit vieler Wanderjahre wie eine schwere Gewandung nach sich schleifte. Sie gehörte zu denen, die geheime Macht immer von neuem aufscheucht und hinaustreibt in die Welt, zu den Rast- und Ruhelosen, die da ewig etwas zu suchen und nirgends ihr Ziel zu finden scheinen.

So kam sie auch einst im Frühherbst nach Peking. Und bald ritt sie dann aus der grauen, unter schwülem Dunst erstickenden Stadt hinaus zu den nahen Bergen. Dort liegen buddhistische Klöster und Tempel, wo viele europäische Bewohner Pekings die heiße Jahreszeit verbringen. Von einer Freundin geladen, die auch in einem der Tempel lebte, wollte sie diese ein paar Tage dort besuchen.

Durch die brütend heiße Ebene, über der die Ausdünstungen der großen Sommerregen drückend lagen, führte der Weg zu einem Dorf, das festungsartig von hohen Mauern umgeben war. Alles war da Verfall, doch aus dem Verkommenden erwuchs Neues in uralter, gleichtöniger Wiederholung. Aus dem morschen, berstenden Gemäuer drängten sich Buschwerk und blühende Gräser zum Leben hervor ans Licht, in dem Unrat am Boden wühlten kleine schwarze Ferkel, pickten und scharrten Enten und Hühner, Nahrung suchend. Die Reisende ritt durch die morastige Dorfstraße, begegnete buddhistischen Mönchen mit glattrasierten Schädeln und alten Männern, die ihre Lieblingsvögel in kleinen Käfigen mit sich spazieren trugen. Drollige Kindergestalten, auf deren Köpfen die noch kurzen Haare zu mehreren starr abstehenden Zöpfchen geflochten waren, umstanden einen alten, blinden fahrenden Sänger; mit mageren, gelben Fingern griff er in die Saiten einer Gitarre; schrill zirpende Töne begleiteten sein einförmig klagendes Lied.

‚Auch ein Wanderer auf der weiten Welt', dachte wehmütig die Vielgereiste, die ihr Pferd angehalten und dem seltsamen Sang ein Weilchen gelauscht hatte. Dann warf sie dem Alten eine Münze zu, ritt weiter zum Tore hinaus und schlug den Pfad ein, auf dem der Mafu, der chinesische Reitknecht, schon voraustrabte. Seitwärts von der Landstraße abbiegend, führte er sie zwischen Feldern hohen Kauliangs den Bergen zu. Die Töne der Gitarre waren verhallt in der Ferne. Es ward still um die Reiterin her. Unter hohen, alten Bäumen standen graue Steinstelen am Wegesrand; Reihen kleiner verwitterter Pagoden, von Unkraut überwuchert, bezeichneten die Gräber früherer Mönche. Heiliger Boden war es. Von den Bergen herab kam ein kleiner Quell der Wanderin bewillkommnend entgegengerieselt, und wo er in die Erde gesickert, war sie grün geworden von zarten Farren und bunt von zahllosen wilden Blumen.

Nun erblickte die Reisende die unteren roten Umfriedungsmauern des weiten Tempelgebietes. Dahinter, zwischen dunklen Baumkronen, funkelten goldgelb, saphirblau und malachitgrün die Kacheldächer der Türme und Hallen, der Tore und Klöster. Höher und höher ansteigend, erhoben sie sich längs des dicht bewaldeten Abhangs, leiteten den Blick hinauf zu des Berges Spitze. Dort thronte, einer Perlenkrone gleich, eine schneeweiße Pagode, schimmernd gegen den türkisfarbenen Himmel.

Eines Zauberers Gaukelspiel dünkte dies Bild die fremde Frau nach der langen Reise, dem Lärm der Stadt, der Hitze der Ebene.

Wonniglich still war es.

Der Mafu war abgestiegen, hatte die Zügel seines Pferdes um den Hals einer der riesigen Steinschildkröten geschlungen, die unter knorrigen Bäumen zu beiden Seiten des Eingangstores seit Jahrhunderten Wache stehen. Nun half er der Reisenden, die sich aus dem Sattel herabgleiten ließ.

Da kam ihr auch schon die Freundin aus dem Tempelgelände entgegen. „Sei mir willkommen im Tempel zu den späten Glückseligkeiten!" sprach sie mit leiser, süßer Stimme. Und dann schauten die beiden sich einen Augenblick fragend an, wie es Menschen tun, die sich lang nicht gesehen und nun unsicher sind, wie sie sich wiederfinden und ob sie dieselben geblieben. Doch als ganz die gleiche, die sie vor Jahren gekannt, erschien der Tempelbewohnerin die Vielgereiste mit den düster umschatteten Augen, den starren tragischen Zügen, aus denen ihr Alter schwer zu bestimmen gewesen wäre. Verändert dagegen war die Tempelbewohnerin selbst: Witwenschleier umhüllte sie, wehe Trauer sprach aus ihrem sanften, stillen Antlitz.

Die hohe Treppe zu den oberen Tempelbauten schritten die beiden Frauen nun hinan. Auf der obersten Stufe blieb die Weltenwanderin stehen, lehnte an der bemoosten Steinbrüstung und schaute hinein in das sie umgebende Gewirr von Zweigen. Auf tiefgrünem Grunde leuchteten die ersten herbstlich gefärbten Blätter gleich Bernstein und Kupfer. Am weitausgeschweiften Kachel-

dache eines verwitterten Turmes tönten leis im Winde die kleinen Pagodenglöckchen: „Tingting, tingting.“

„Märchenluft weht hier,“ sagte die Fremde, und von dem Dache her, wo sie zwischen den zerbröckelnden Kacheln unter allerhand Gerank ihre Nester erbaut hatten, antworteten ihr girrend die wilden Tauben: „Rukuru, rukuru.“

An einer dunklen Felsengrotte vorbei leitete sie nun die Gastgeberin. Aus der geheimnisvollen Tiefe tauchten die ungeheuerlichen Umrisse eines Götzenbildes auf: einen feisten, grinsenden Alten stellte es dar, der mit quellendem Bauch auf berstenden Säcken thronte. „Der Gott des Reichtums,“ erklärte die Führende.

Herb lächelnd meinte die Vielgereiste: „Wer den gleich zu Anfang als erste Gottheit kürt, erspart sich wohl manchen Umweg.“

„Vielleicht,“ antwortete drauf die Witwe, „ist er hier nur deshalb gleich als Erster aufgestellt, weil erst durch ihn die nötige Muße für so manches Höhere zu erlangen ist, — seine schönste Gabe, dünkt mich, genügendes Freisein von materieller Sorge, um ganz im Erinnern leben zu dürfen.“

„Oder um vor ihm fliehen zu können,“ sagte die andere.

Zwischen rauschenden Baumeswipfeln stiegen sie aufwärts zu den Tempelhallen. Die einen enthielten in tausendfacher Wiederholung ein und dieselbe kleine Buddhafigur; in anderen waren die Qualen der Hölle mit chinesischer Erfindungsgabe fratzenhaft dargestellt. Dazwischen lagen stille Klosterhöfe. Weißstämmige Baumriesen erhoben sich da gespenstisch, reckten ihre Äste weit aus, wie Glieder bleicher Knochengerippe; die mächtigen Wurzeln wanden sich durch die Pflasterung, hatten die Fliesen gehoben, traten dazwischen hervor wie geblähte Leiber von Pythonen. Und bemooste Steinstelen standen im Schatten der Bäume, uralte Opfergeräte, deren dunkle Bronze Patina mit fahlgrünen Flecken bezog. Umgeben waren die Höfe von niederen, einstöckigen Häuserreihen, die sich unter ihren hohen grauen Dächern zu ducken schienen. Sie enthielten die Mönchsklausen.

„Und wo wohnst du?“ fragte die Fremde.

„Immer in demselben obersten Klosterhof, den er bei unserer Heirat von dem Abte gemietet hatte,“ antwortete die Freundin. „Trotz der Statue nämlich, die dem Gott des Reichtums hier errichtet worden, hat er das Kloster verarmen lassen, und so schicken sich die Mönche darein auch weiter das Geld einer Fremden anzunehmen und haben mir gestattet zu bleiben. Hier kommen wir in mein Wohnzimmer,“ sagte sie dann, indem sie die hohen Türen einer großen Halle öffnete.

Es war ein weiter, dämmeriger Raum. Die Decke, mit Drachen verziert und von Querbalken durchzogen, auf mächtigen roten Säulen ruhend. Die Wände bemalt mit phantastischen Gebilden, spukhaft im Zwielicht, altersgebleicht, die Umrisse verschwimmend. Davor, und auf erhöhter Estrade weit in den Saal springend, alles überragend und allein jetzt, durch die geöffnete Tür, von Sonnenlicht überflutet: — eine ungeheuerliche Gestalt. Ein meergrün bemalter chinesischer Krieger in Helm und Rüstung. Rollend die Augen, breitaufgerissen das Maul. Tiefe Furchen im verzerrten Antlitz. In der einen Hand ein langes Schwert; weit ausholend zückte er es gegen eine riesige Fledermaus, die, von der Wand in hohem Relief abstehend, auf ihn zuzufliegen schien. Lang verhaltener Schmerz und Grimm, die sich endlich gegen einen tief Gehaßten austoben dürfen — das der Ausdruck der ganzen Gestalt!

„Man glaubt ihn vor böser Freude über sein Vernichtungswerk brüllen zu hören,“ sagte die Fremde und setzte dann hinzu: „Auf meinen Reisen habe ich manch seltsame Behausung gesehen, in der es weißen Menschen gelungen war, sich heimisch einzurichten, aber ein absonderlicheres Gemach als dieses besitzt wohl keine europäische Frau.“

Sie hatten sich in niedere Rohrsessel gesetzt, und während ein chinesischer Diener den Tee brachte, lautlos auf dicken Filzsohlen schreitend, erzählte die Wirtin: „Es war sehr schwer in diese Halle zu dringen, denn sie gehört zu den eigentlichen Tempelräumen, und bei unserer Abmachung mit den Mönchen waren nur einige ihrer Zellen erwähnt worden. Aber nachdem wir dann zufällig hier einmal eingetreten waren, lockte grade diese Halle ihn so sehr, daß ich mir vornahm, sie irgendwie für ihn zu erobern. Zuerst stahl ich mich ganz schüchtern herein, brachte den Götzen Blumen, stellte Vasen vor ihnen auf; und die Mönche ließen mich gewähren, sahen vielleicht eine angehende Konvertitin in mir. Täglich schmuggelte ich dann neue Dinge, deren man zum Leben bedarf, hier ein. Und so erwarb ich uns allmählich das stillschweigend anerkannte Recht in dieser Halle die Tage zu verbringen.“

Es sah wirklich wohnlich aus in dem merkwürdigen Saale: Wandschirme, auf deren Goldgrund Drachen und Phönixe spielten, teilten ihn ab in behagliche Ecken; Liegestühle mit bunten weichen Kissen luden zu ruhigem Verweilen, und bequem zur Hand lagen auf Tischen viele Bücher und die neusten, freilich recht alten Zeitungen westlicher Welt. Alles aber beherrschte, dräuend und furchtbar, der unheimliche fahlgrüne Krieger! Wie Weihgaben, ihn zu besänftigen, standen vor ihm in Bronzebecken bizarr verschnörkelte Pinienäste, Zweige feurigroter Herbstblätter; und auf verblaßtem Teppich zu seinen Füßen saßen zwei seidenhaarige Pekinger Hunde, fett und kurzatmig, mit plattgedrückten schwarzen Nasen und runden vorquellenden Augen, — selbst feierlich fetischhaft, selbst Götzen gleich.

Die Blicke der Reisenden glitten über all

das seltsam Fremde hin, aber dann blieben sie plötzlich wie gebannt an einem Punkte haften: auf dem Schreibtisch der Freundin ein Männerbildnis. Die Witwe bemerkte den Blick und als ob jene gefragt, die doch nicht zu fragen brauchte, antwortete sie wehmütig nickend: „Ja — — er." Und sie fühlte, daß Persönlichstes, alles wovon die andere nur aus ihren flüchtigen Briefen wußte, doch einmal berührt werden mußte — so bitter weh es auch immer noch tat. Viel war ja geschehen, seitdem sie sich vor Jahren zuletzt gesehen! — Auch in China war das gewesen, in einer kleinen Küstenstadt, wo sie selbst damals bei Landsleuten eine Stellung bekleidete. Da war die Freundin, auf einer ihrer Weltreisen, damals aufgetaucht — aber nur um nach kurzem Verweilen ganz plötzlich, beinah fluchtartig, wieder zu verschwinden. Jetzt erinnerte sie sie daran, und die Wanderin nickte wie im Traume, den Blick immer noch auf das Bildnis gewandt. Des Tages, an dem die Freundin damals abgereist war, entsann sich die Tempelbewohnerin, trotz der Jahre, noch ganz genau, denn es war ja zugleich der eine unvergeßliche Tag des Lebens, an dem jener, um den sie heut Trauer trug, in ihr Dasein getreten war! Von einer Forschungsfahrt ins Innere zurückkehrend, traf er damals in der kleinen chinesischen Hafenstadt ein, und bei ihren Landsleuten, mit denen er befreundet gewesen, hatte sie ihn damals gleich kennen gelernt. Und sobald sie ihn erblickt, hatte sie gewußt: für diesen Augenblick ward ich einst geboren, auf ihn hab' ich unbewußt mein ganzes bisheriges Leben lang gewartet. „Anfänglich tat es mir leid, daß er dich damals nicht mehr gesehen," sagte sie jetzt zur Freundin, „aber," und ihre Stimme ward leiser, „nachher ... weißt du ... da war es mir sogar lieb: denn wie hätte er, oder irgend jemand, mich wohl neben dir beachten sollen? Und das erleben zu müssen ... und grade durch dich ... ich hätt' es nicht ertragen."

Bleich, wie aus Stein gemeißelt, hatte die Fremde gelauscht und nun sagte sie mit seltsam gezwungenem Lächeln: „Das, Liebste, war wohl ein recht überflüssig Sorgen. Nach allem, was ich von ihm ... erfahren, war er doch jemand, der rasch und genau erkannte, wessen Art zu ihm taugte. Hat es ja auch bewiesen, da er dich sofort gewählt. — Aber nun," bat sie begierig, „erzähl' mir weiter."

Und mit leisen Worten berichtete die Trauernde, wie er und sie, beide einsam, beide nicht mehr jung, sich dann in dem fremden Lande schnell näher getreten waren und wie sie vereint ein spätes Glück gefunden hatten. Aber nur wenige Jahre des Zusammenseins wurden ihnen beschieden. Dann war er gestorben. Doch sie hatte sich nicht von dem Orte trennen können, der die hohe Zeit ihres Lebens gesehen, führte hier seitdem ein stilles, weltvergessendes Dasein. „In diesem Tempel," sagte sie, „wo ich das Glück gekannt, habe ich, nachdem ich es verloren, wenigstens seine bescheidene Schwester, die Ruhe, gefunden." Doch dann, als habe sie zu viel von sich selbst geredet, frug sie nun ihrerseits voll warmer Anteilnahme: „Aber du selbst? Wie ist es dir ergangen, seit du damals gar so plötzlich weiterfuhrst? Ich weiß eigentlich so wenig nur von dir."

Der anderen Antlitz verdüsterte sich. Tragischer noch die Züge. Finster starrend die Augen. Und ausweichend antwortete sie: „Von mir? Was soll da viel zu wissen sein? Immer dasselbe: Reisen, Reisen."

Es war kühler geworden. Abendwind wehte. Die beiden Frauen traten hinaus auf die Galerie vor der Halle. Von da sah man über die Baumeswipfel und die bunten Dächer der niedriger gelegenen Tempelbauten hinweg und hinab auf die weite Ebene tief unten. Am fernen Horizonte standen grau und verschwommen die Umrisse der Pekinger Mauern und Türme. Man sah sie nicht deutlich; es war mehr ein Ahnen, daß dort eine große Stadt mit ihren vielen Leiden liegen müsse.

Ein seltsam weltentrücktes Empfinden überkam die Fremde, und in der Stille hörte sie wieder der wilden Tauben Girren: „Rukuru, rukuru." Sie lehnte sich über die Brüstung und lauschte ihnen; dann sagte sie leise: „Mir ist, als riefen sie mir zu: ‚Ruhe du, ruh, ruhe auch du!' Ach, wenn ich es doch könnte!" — —

Es war dann aber, als solle die Rastlose doch in dem Tempel etwas Ruhe finden. Sie blieb länger als sie zuerst gedacht und teilte der Trauernden träumerisch einsames Leben. Stundenlang saßen sie an dem kleinen Teiche, den der Gebirgsquell bildete; federnde Bambuszweige hingen darüber; große Goldfische mit seltsam gezackten Flossen lagen träge im Wasser, starrten zu ihnen aus glasigen Glotzaugen auf. Zusammen stiegen sie empor zur weißen Pagode, erblickten von dort oben Reihen auf Reihen langgestreckter Gebirgszüge, die, Wellenlinien gleich, in die Unendlichkeit zu fluten schienen. Zusammen auch standen sie in der heiligsten der Hallen, wo die drei Buddhas der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft thronen, ganz gleich, ein und dasselbe alle drei. Und zu ihnen aufschwellend das Murmeln der Mönche, uralte Gebetsworte in eintöniger Wiederholung, wie das einschläfernde Vorbeirauschen eines Stromes. — Ein Ahnen der Bedeutungslosigkeit aller Erscheinungsformen — weil nie endgültig — stieg von dem allen auf, lag über dem ganzen Tempelgelände wie geistige Atmosphäre gebreitet. Pflanzen, Tiere, Berge, oder auch Menschen mit ihren Leiden und Freuden, was waren sie denn mehr als solch ein Wort, das der Priester spricht, das eine Sekunde tönt und alsobald verhallt. Scheinbar als sei es nie gewesen. Und doch — vielleicht — wie alles übrige, wie Kleinstes und Größtes, wie jede Schuld

und alle Sühne, auch Teil eines ungeheuren, noch unbegriffenen Planes, auch Ergebnis eines unabänderlichen Gesetzeswaltens, vor dem es kein Entrinnnen, nur stilles Sichfügen, Sichwandelnlassen gibt. — Wer vermochte es zu sagen! —

Eine Wirkung aber hatte solch Oftgedachtes, das in der Luft des Ortes zu schweben schien: Unrast sacht einwiegend, Auflehnung sanft betäubend, Schmerz unmerklich mildernd — so umwob die Fremde leise des Ostens geheimnisvoller Zauber. Und es freute sich dessen die Tempelbewohnerin, hielt die Gehetzte schon für erlöst von langem, schwerem Banne.

Doch dann plötzlich ward jene von neuer Ruhelosigkeit erfaßt. Es war als wolle sie bleiben und würde doch von unversöhnlicher Macht weiter gejagt. Die Bitten der Freundin nützten nicht, schienen sie nur zu schmerzen.

So war der letzte Tag, den die Reisende verweilen wollte, gekommen. Noch einmal hatten die beiden Frauen zusammen die heiligen Haine durchstreift. Nun waren sie zurückgekehrt, mit Herbstblumen und roten Ranken beladen. In der Halle ordnete die Tempelbewohnerin die großen Sträuße. Die Weitgewanderte lehnte müde in einem Sessel und schaute zu, wie die Freundin die schönsten der Blumen in einer hohen Vase vor den grimmigen Krieger mit der Fledermaus stellte.

„Unter all dem Spuk scheinst du diesen zu bevorzugen," sagte die Reisende, „und er schaut doch so grausam drein und vergeudet so viel Kraft gegen eine arme Fledermaus."

„Er tut mir immer so leid," sagte die Freundin.

„So leid?" wiederholte staunend die Fremde, „ja, hat denn das seltsame Bildwerk einen verborgenen Sinn? Ich wollte dich längst schon danach fragen. Heut an meinem letzten Abend bei dir mußt du mir davon erzählen."

Die Tempelbewohnerin antwortete: „Der Krieger ist der Held einer chinesischen Sage, die mir immer recht traurig und eigentlich unbegreiflich erschienen ist. Nach ihr soll dieser Tempel wahrscheinlich seinen Namen ‚zu den späten Glückseligkeiten' erhalten haben. Der Krieger, so ward mir erzählt, zog aus und kämpfte sein ganzes Leben lang, um das Glück zu gewinnen, aber er konnte es nie finden. Da endlich, nach langer, langer Zeit, kam es zu ihm geflogen in Gestalt einer Fledermaus, die ja das chinesische Glückssymbol ist. Aber allzu grausame Wunden trug er vom Leben — zu spät war das Glück gekommen! — Darob geriet der Krieger in so große Wut, daß er ein letztes Mal sein Schwert zog und die Fledermaus tötete. — Nicht wahr, das klingt doch recht unverständlich?"

„Das finde ich nicht," antwortete die Fremde mit seltsam gequältem Ausdruck, „denn es kann doch geschehen, daß das Glück wirklich zu spät kommt."

„Aber auch kurzes Glück ist doch nicht zu spätes," entgegnete die Verwitwete. „Mir will scheinen, wann immer es zu uns käme, ob wir es am Morgen des Lebens in der Heimat fänden, ob es uns abends in der Fremde begegnete, und wenn wir es auch nur eine einzige kurze Stunde besitzen könnten — immer doch würden wir ihm in Dankbarkeit die Hände entgegenstrecken und es willkommen heißen."

Die Trauernde schwieg. Aus einer fernen Tempelhalle erschollen dumpf die ersten gleichmäßigen Schläge der großen Tempelglocke, die Stunde des Abendkultes kündend.

Aber die Frau mit den tragischen Zügen starrte aus düster umschatteten Augen in die Ferne und leise wiederholte sie: „Dem Glück in Dankbarkeit die Hände entgegenstrecken und es willkommen heißen? ... Ach, wie hab' ich mich einst gesehnt das auch einmal zu tun! ... Aber dann ... dann ... ja, wie konnte es nur geschehen, daß ich es nicht mehr durfte? Wie war es denn möglich?"

Laut hinhallend dröhnte jetzt die Tempelglocke, und es klang wie Klage und Anklage vereint. Einer Seherin gleich, vor der eine Vision aufsteigt, beugte die fremde Frau sich vor, ins Leere blickend. Und langsam begann sie zu sprechen, suchend, als besänne sie sich erst allmählich auf eine alte Mär, als sei die ganze Welt um sie her versunken, und sie rede allein zu sich selbst: „Geschmückt hatt' ich mein kleines Haus mit vielen Frühlingszweigen, geschmückt mich selbst mit Blumen im Haar. Das Herz voll Hoffnung und Zuversicht, so harrte ich froh auf den Gast, der mir der sicherste dünkte: das Glück. Und niemand sollte drum Leides geschehen, so fröhlich wie ich wollt' ich gern jeden sehen. Denn ich wähnte, die Welt gliche dem Blumenfeld, drauf Blüten für alle sprießen. Doch während ich so nach dem Glück ausschaute und ihm im Herzen manche Ehrenpforte erbaute, da kam in das Haus ein ganz anderer Gast geschlichen. Es war der Neid, der sich an mich stahl, nicht weil ich Glück schon errungen, nur weil ich so froh ihm entgegengesungen. Dann sah ich staunend, wie Gast auf Gast in grauer Reihe folgte. Mit bittrem Lächeln um den herben Mund eröffnete den Zug eine Alte: die Enttäuschung wurde sie genannt, und wo ihr Blick eine Blume traf, erblichen alle Farben. Dann kam der nagende Kummer mit langem Zahn, das Warten und der vergebliche Wahn. Daneben eine schlotternd magere Frau, umgeben von weinenden Kindern: die Sorge war es mit ihrer Brut, den zahllosen, schlaflosen Nächten. Oh, wie mich die gepeinigt haben! Wie mich alle mit Grauen erfüllten! — Aber im Herzen wohnte ja noch die Sehnsucht, die große, und sie sang vom Glück, das sicher bald zu mir käme. — Doch statt des Glücks kroch eine Schlange heran, die giftzüngige Verleumdung. Eine Schar scheußlicher Zwerge, die Lügen, führte sie an; die schossen auf mich mit spitzigen Pfeilen.

Wie ich da verwundet zusammensank und schluchzend zum Glücke flehte: ‚Eil' dich, eil' dich und laß mich nicht elend verschmachten!' — da nahte sich mir der Ungeheuer schlimmstes: es war die Schuld, der Menschheit urältester Schatten.

„Was keinem gelungen, das vermochte die Schuld: sie warf mich geknechtet zu Boden. Und unter ihrem eisernen Griff erstarb die Sehnsucht, die große, die bis dahin auf Schwingen mich getragen. Als erst die Schuld im Haus gewohnt, folgten ihr zwei emsig webende Spinnen; die spannen Netze so dicht und so grau, daß sie mein ganzes Leben bedeckten. Die Spinnen waren beide Töchter der Schuld: Vereinsamung hießen sie und Verurteiltsein.

„Wie lang die Zeit währte, die also verstrich, — ich weiß es nicht mehr, denn das tagezählende Hoffen war in mir erloschen. — Da plötzlich eines Morgens pochte es laut bei mir an; das Tor sprang auf an rostigen Angeln; die düstern Gäste entflohen. Das ganze Haus von Glanz durchstrahlt und inmitten des Scheins eine lichte Gestalt! Sie hielt die Hand mir entgegen und sprach mit jauchzender Stimme: ‚Ich bin das Glück, das deine Sehnsucht rief, ich komme dich mit mir zu führen.'

„Ich aber schaute das Glück mit leeren Augen an. Seine Worte hatten keinen Sinn mehr für mich. Sie klangen wie Hohn in meinem Jammer. ‚Heb' dich hinweg!' schrie ich auf, ‚du kommst zu spät — nicht rein mehr sind meine Hände.' — Wie der sagenhafte Krieger dort wollt' ich den säumigen Gast verscheuchen, als ob ich ihn haßte, — und im tiefsten Herzen hoffte ich doch, — ach! wie sehr, — daß er trotz allem nicht von mir lassen würde.

„Und wirklich — einen Augenblick blieb er zaudernd stehen: sollte sich Sehnsucht noch erfüllen? Doch als ich weinend ihm schon zu Füßen stürzen wollte — da wandt' er sich ab. —

„Das Glück floh mich für immer."

Die Fremde schwieg. Lautlos still war es in der dämmerigen Halle. Die ferne Tempelglocke war verstummt. Draußen rührte sich kein Blatt an der Bäume Wipfel; die Pagodenglöckchen hingen unbeweglich; die wilden Tauben gurrten nicht mehr.

Doch durch das tiefe Schweigen klang nun die Stimme der anderen Frau: „Wie ist das nur möglich? Ich kann es nicht fassen, daß je einer von dir zu gehen vermochte, der gefühlt, daß du sein Bleiben ersehntest. Wer war es? Willst du's mir nicht anvertrauen?"

Der Fragenden im Zwielicht verborgen, ging da plötzlich ein Zucken über die Züge der Fremden, und in ihren Augen lohte es unheimlich auf. Doch wie rasch erstícktes Züngeln drohenden Brandes versank alsobald die gefährliche Flamme. Mit erloschenem Blick hinstarrend, wo das Bildnis auf dem Schreibtitch der Freundin im zunehmenden Dunkel jetzt mehr und mehr verschwamm, sagte sie tonlos: „Wozu Schatten der Vergangenheit mit Namen nennen? Es war einer, der sich selbst kannte und wohl wußte, daß ihm die Märtyrerkrone zu schwer geworden wäre, die zu tragen bereit sein muß, wer, sich erbarmend, andere von ihrer Schuld erlösen will. Nach eigenem Glück, still, kampflos und klar, strebte er, — und hat es dann auch gefunden bei einer, die ihm gerade das zu schenken vermochte."

Wieder das tiefe Schweigen, beklemmend schier in der nun völligen Dunkelheit. Dann noch einmal, aus der tiefen Finsternis kommend, die müde Stimme der Unseligen. Wie ein Tasten auf qualvollem Wege: „Damals hat mich die große Rastlosigkeit erfaßt. In meinem Hause duldete es mich nicht mehr. Ich schloß es ab. Wandere seither unstet über die Erde, einsame Wege. Seh' überall Leere. Nur manchmal auf langen Meeresfahrten, wenn nachts die Wogen gegen das Schiff schlagen, und ich mich über die Brüstung lehne, glaub' ich aus der schaurigen Tiefe ein Antlitz mit ewig geöffneten, liderlosen Augen zu mir aufschauen zu sehen: es ist die Verzweiflung. Doch auch sie fürchte ich nicht mehr. Ich harre ja nur noch des letzten aller Gäste, des Gastes, für den wir nicht zu Haus zu bleiben brauchen, der uns, wo immer wir auch seien auf der weiten Welt, finden wird zu seiner Stunde."

Deutsche Auswanderer 1921. Von Otto Wohlgemuth

Sterne fallen vom Himmel nieder,
Fahrende Lichter und fremde Lieder,
Dumpfdunkel ist die Zeit und schwer.

Stimmen irren im heimlichen Grauen,
Drückende Nebelschwaden brauen,
Es welken die Herzen, die Blumen.

Das Unheil steht wie eine Wolkenwand,
Heimat, Heimat, armseliges Land,
Still, Weib, nicht klagen, nicht zittern.

Gefühllos, wohin die Augen sehn,
An die Herzen greift ein traurig Geschehn,
Ach, einmal muß sich alles erfüllen.

Wir fühlen, wie das Land, das unser war, stirbt,
Was Geschlechter gebaut und gegraben, verdirbt,
Wir müssen von dannen, von dannen.

Die Toten, die Toten im Heimatgrunde,
Die Bäume, die wir pflanzten, o schwere Stunde,
Und unsre hungernden Kinder weinen.

Was wir geliebt, schwebt her und schwebt hin,
Was wir gewollt, ist hin, ist dahin,
Es wird keiner nach uns fragen.

Den Himmel überzieht eine dunkle Macht,
Wir wissen wohl, was uns so unglücklich macht, —
O Scheiden, du bitteres Scheiden.

Goethe in Heidelberg

Von Ludwig Sternaux

Auf der Terrasse hoch gewölbtem Bogen
War eine Zeit sein Kommen und sein Gehn ...
Marianne von Willemer.

Denkt man an Goethe und Heidelberg, so klingen aus der Erinnerung zugleich zwei Frauennamen herauf: Lili und Marianne. Die diese Namen trugen, sie haben beide, nun von Legende längst in Sphären der Verklärung entrückt, das Herz des Dichters besessen ... die eine, selbst im vollen Glanz der Jugend prunkend, das des Jünglings, der wild ins Leben stürmte, „der Wunder bang, von Sehnsucht süß bedrängt“; die andere, eine „Frau von dreißig Jahren“, das des Mannes, dem schon der Lebensabend nahte. Und Heidelberg war beidemal die Stätte, da die Entscheidung fiel: sie hieß im einen wie im andern Fall Entsagung.

Doch laufen Fäden auch vom Neckar nach der Ilm, und Unrecht wäre es, nicht auch Charlottens und Christianens zu gedenken, um die so viele Sehnsucht Goethes flog.

⌘ ⌘ ⌘

Das war ein bunter Tag aus andern bunten Tagen, als Goethe zum erstenmal nach Heidelberg kam. Denn er kam nicht allein. Drei wilde Gesellen begleiteten den Dichter des ‚Werther‘: die beiden Stolbergs, die Brüder jener Auguste, der Goethe die schönsten Briefe seiner heißen und verworrenen Jugend geschrieben hat, und ein Graf Haugwitz. In Sturm und Drang fegten sie durch das verstörte Land, das ihnen, Ort für Ort, entgeistert nachstarrte, und rissen Goethe mit. Den lockte mehr als ihre ungebärdige Art das Ziel der wilden Reise: die Schweiz. Aber immerhin — wie schön war's doch, der Fesseln ledig, die die zwiespältige Leidenschaft zu Lili Schönemann ihm auferlegt, durchs Land zu schweifen, im blauen Werther-Frack und in Stulpenstiefeln, und wenn die Kameraden, aller Sitte spottend, den Philistern in Mannheim und Darmstadt lange Nasen drehten, so machte er nicht gerade ungern mit. „Wir vier,“ heißt es in einem Briefe des älteren Stolberg an seine Schwester Katharina im fernen Dänemark, „sind bei Gott eine Gesellschaft, wie man sie von Peru bis Indostan umsonst suchen könnte“.

Diese Gesellschaft, die in Frau Ajas Haus in Frankfurt — man denke: diesem wohlfundierten Patrizierhaus — lärmend „nach Tyrannenblut gelechzt“, hatte die Mainstadt am 14. Mai 1775 verlassen. Merck in Darmstadt, ein besonnener Freund, hatte die vier Genies argwöhnisch betrachtet: „Daß du mit diesen Burschen ziehst,“ hatte er zu Goethe, dem einzigen, der wirklich ein Genie war, gesagt, „ist ein dummer Streich, du wirst nicht lange bei ihnen bleiben. Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts als dummes Zeug.“

Bittere Worte! Deren Wahrheit und tiefen Sinn Goethe halb erkannte, halb verneinte und die er damals, selbstverständlich, in den Wind schlug. Aber als er, ein Menschenalter später, ‚Dichtung und Wahrheit‘ niederschrieb, hatte er ihre Schicksalskraft an Leib und Seele erfahren, dort hat er sie denn auch verewigt.

Ja, es war ein bewegter Tag, der 16. Mai 1775, als die vier ungleich-gleichen Fahrtgesellen in das abendliche Heidelberg einzogen; die guten Heidelberger mögen nicht schlecht gestaunt haben, als dies Quartett singend und hüteschwenkend durch die stillen Straßen marschierte, Gestalten fast aus einer anderen Welt. „Nun gehen wir hin,“ erzählte der immer schreiblustige Christian Stolberg der Schwester andern Tages, „das weltberühmte Heidelberger Faß zu sehen ...“ Natürlich! Da 's nicht Tyrannenblut sein konnte, nahm man mit Neckarwein vorlieb, und wie in Mannheim trank man in lautem Rundgesang auf das Wohl der Geliebten und zerschlug nachher die Gläser ...

„Liebe Lili, wenn ich dich nicht liebte!“ tönte es wohl damals schon in Goethes Herzen. Sehnsucht quälte den guten Jungen, trieb ihn nur zu oft aus dem lauten Lärm der Zechgenossen. Und da winkte denn am Markt ein stilles Haus, ärmlich anzusehen nur mit seinen zwei Fenstern Front und dem niedrigen Dach: das Haus der guten Demoiselle Delph winkte Trost und brachte Trost, so verstört der Kopf auch war, in dem Wein und Liebeszweifel gleich stark rumorten. War sie, eine Geschäftsfreundin des Schönemannschen Hauses, es doch gewesen, die seinerzeit die Hände Lilis und Goethes ineinander gelegt hatte! So mochte sie auch sehen, was sie angerichtet, mochte Gluten dämpfen, die sie selbst entfacht ... und Ausklang dieses ersten flüchtigen Aufenthalts in Heidelberg waren Worte der Klage und Anklage, von der ältlichen Jungfer kopfschüttelnd angehört, derweilen die Freunde des Beichtenden oben im Burgkeller lärmten.

Aber der andere Tag schenkte schnell Vergessen, und über Karlsruhe, wo Klopstock besucht wurde und Goethe, sterngebunden, zum zweitenmal dem jungen Thronerben

von Sachsen-Weimar begegnete, ging's nach der Schweiz zu Lavater.

❧ ❧ ❧

„Liebwärts“ blickte Goethe noch, als er, heimkehrend aus der Schweiz, Frankfurt liegen sah: wartete seiner dort doch Lili, die heißersehnte. Doch wenige Wochen später floh er, von seinem Dämon getrieben, die, um die er noch vor kurzem so gebangt. „Vergebens,“ hatte er am 3. August dieses schicksalsvollen Jahres an Auguste von Stolberg geschrieben, „daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog ... ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange ... alles wirrt sich in einen Schlangenknoten.“ Da blieb nichts übrig als Bruch und Flucht.

Dazu jagten sich andere Ereignisse. Am 21. September, einen Tag nach der Entlobung, hatte ihn Carl August, jetzt Herzog geworden, durch Handschlag an sich gebunden: Weimar, fremd und unbekannt, wartete. Der 12. Oktober erneuerte die Einladung. Goethe, des herzoglichen Wagens harrend, der ihn nach Weimar bringen sollte, machte sich reisefertig. Aber der Wagen kam nicht. Spott des Vaters, eigene Scham, dazu das qualvolle Gefühl, Lili, die immer noch im stillen Geliebte, sich verscherzt zu haben, trieben ihn, bei Nacht und Nebel, aus der Vaterstadt. Italien sollte Vergessen und Linderung bringen: „Lili, adieu Lili, zum zweitenmal!“

Und erste Zuflucht war wieder das stille Haus der guten Demoiselle Delph in Heidelberg.

❧ ❧ ❧

Im Mai war Heidelberg an Goethe vorbeigeglitten wie ein Traum. Jetzt erlebte er es wirklich. Erlebte Herbsttage, die Gold und Trunkenheit über Stadt und Schloß schütteten. Die Berge ringsum brannten. Schon das Tagebuch, das er von nun an führte, war unterwegs, an der Bergstraße, bei „ominöser Überfüllung des Glases“ begonnen worden; im Gasthaus in Weinheim hatte er, wie dasselbe Tagebuch berichtet, vor „Herbstbutten und Zuber“ nicht den Weg zum Wirtszimmer finden können; nun geriet er in Heidelberg mitten in die Weinlese hinein. „Elsassische Gefühle“ lebten in ihm auf.

Die Handelsjungfer Delph tat alles, den Bekümmerten zu zerstreuen. Tat's mit Erfolg. Sogar ein neuer Heiratsplan erwachte, neue Mädchenschönheit bedrängte das noch wunde Herz, das Lili nicht vergessen konnte. Das Leben lächelte wieder.

Aber dann kam eine Nacht, der erste rauhe Wind rüttelte an den Fensterläden, und in den Gärten raschelte das welke Laub, da war der alte Mißmut wieder rege geworden. Unfruchtbares Geschwätz mit der Delph hatte die schon halb begrabenen Zweifel aufgestört: nun quälte das Bild Lilis, quälte die eigentümliche Weimarer Geschichte, eine tolle Geschichte, wenn man sie recht betrachtete, den einsamen Schläfer. Leise ächzte er im Traum.

Da klang ein Posthorn in die Stille, ein jähes Klopfen brach das schlafende Haus auf. Türen klappten, Licht fuhr eilig hin und her. Und dann trat die Delph, notdürftig hergerichtet, in des Gastes Kammer, in der Hand einen versiegelten Brief: Stafette aus Frankfurt. Weimar rief!

Und das Schicksal erfüllte sich: der nach Italien hatte wandern wollen, eine kranke Liebe im Herzen, er zog nach der bescheidenen Ilm, einer neuen Liebe entgegen, neuer Qual und neuem Rausch, weil es die Sterne so wollten. Die Sonnenpferdeworte aus dem ‚Egmont‘, sicherlich nicht gesprochen, als Goethe damals in der gleichen Nacht noch Heidelberg verließ, aber sicherlich dem Sinne nach empfunden, gaben das Geleit. Und der Goethe, der später aus der Erinnerung diese ereignisschwere, geheimniserfüllte Nacht in ‚Dichtung und Wahrheit‘ schilderte, der formte gleichzeitig jene ‚orphischen Urworte‘:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten ...

An dem schmalen, unscheinbaren Hause der Demoiselle Delph aber findet der, der Augen für derartige Dinge hat, heute eine Tafel, die da meldet: „Aus diesem Hause seiner mütterlichen Freundin Dorothea Delph reiste Goethe, der Einladung Carl Augusts folgend, den 4. November 1775 nach Weimar.“ Die kleine Tafel gibt Kunde von dem wichtigsten Vorgang in Goethes ganzem Leben. Aber der Alltag treibt daran vorbei, und kaum einer steht einmal still und versucht, die ungeheuere Bedeutung dieser wortkargen Inschrift auch nur zu begreifen.

❧ ❧ ❧

Und die Jahre stürzten. Die Ufer der Ilm wurden dem Fremdling Heimat. „Gott im Himmel, was ist Weimar für ein Paradies!“ jubelte Goethe aus Mannheim Charlotte von Stein zu, als er im Dezember 1779 von der zweiten Schweizer Reise zurückkehrte, die er mit dem herzoglichen Freund zusammen unternommen. Sie hatte ihn auch nach Heidelberg geführt, und nachdenklich war der nun Dreißigjährige durch die Gassen geschlen-

dert, die er vor vier Jahren verlassen hatte, um ins Ungewisse zu pilgern.

Wie hatte sich seitdem die Welt verändert! Nicht die Welt Heidelbergs; die war, mit Schloßruine und abendlich beglänztem Fluß, mit ihrer alten Giebel Flucht und Herbstes-hauch, dieselbe geblieben; aber seine Welt war eine andere geworden. Lilis Bild, einst süße Qual, hatte das neue Charlottens verdrängt: ruhig hatte er die frühere Geliebte, jetzt Frau von Türkheim und glückliche Mutter, sehen und sprechen können. Auch Friederike hatte er in Sesenheim besucht, und sein Herz war unbewegt geblieben: „Da ich iezt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen," hatte er Frau von Stein geschrieben ... Der Jüngling war eben zum Mann geworden.

Noch einmal hatte Heidelberg ihm nun die Erinnerung dumpfer Jugendtage geschenkt, das bröckelnde Schloß ihm von den Gesellen erzählt, mit denen er hier einst in seliger Torheit kraftgenialisch gelärmt, das kleine Haus der Demoiselle Delph ihn an die Nacht gemahnt, da ihn das Posthorn aus Schlaf und wirrem Traum gejagt. Es war einmal! Das stand in unsichtbaren Lettern auch unter jener Zeichnung des gesprengten Turms vom 23. September 1779, die ihn nun nach Weimar begleitete — einziges Zeichen dieses Aufenthalts in Heidelberg von 1779, das wir besitzen.

Und der es in versonnener Stunde angefertigt, der war nicht mehr der wilde Dichter des ‚Götz' und des ‚Werther', sondern der Geheimrat Goethe, rechte Hand und Ein und Alles Carl Augusts. Denn am 6. September dieses Jahres hatte der Herzog wider allen Brauch und Sitte dem baß Verwunderten den ‚Geheimdenraths Titel' gegeben.

⌘ ⌘ ⌘

Goethe an Christiane aus Heilbronn am 28. August 1797: „Den 26., an einem außerordentlich klaren und schönen Tag, blieb ich in Heidelberg und erfreute mich an der schönen Lage der Stadt, die am Neckar zwischen Felsen, aber gerade an dem Puncte liegt, wo das Thal aufhört und die großen fruchtbaren Ebenen von der Pfalz angehen."

Goethe an Christiane ... ja, in den achtzehn Jahren, die seit der zweiten Schweizer Reise ins Land gegangen waren, hatte sich das Leben des Dichters wunderlich genug gestaltet. Vieles war längst wieder zu Traum und Vergangenheit geworden, was einst beglückende und quälende Wirklichkeit, sonnenreiches Heute gewesen. Wo war Charlotte von Stein, die gütige, die liebevolle Gefährtin in so manchen Wirrnissen? Vergessen? Nein. Aber sie hatte es nicht ertragen können, daß eine Christiane Vulpius an ihre Stelle trat, als Goethe 1788 verjüngt, ein neuer Mensch mit neuen Ansichten und Sehnsüchten, aus Italien nach Weimar heimkehrte, und hatte sich grollend zurückgezogen. Dann war zwar wieder aus der Mißgunst, die neidisch das friedliche Glück am Frauenplan beschielte und behechelte, eine blasse Freundschaft geworden ... der kleine August, Christianens Sohn, hatte den Weg zum Herzen der Verbitterten gefunden. Aber die alte Liebe blieb gestorben: Christiane, so wenig sie, ein bescheidenes Naturkind aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, auch geistig mit Charlotte wetteifern konnte, war in menschlicher Hinsicht die Nachfolgerin ‚Lidas'. Und diese lebte eigentlich nur noch als Iphigenie und Eleonore in Goethes ewigen Dichtungen. Sonst war sie eine Tote, das Haus an der Ackerwand eine Gruft.

An wen also sollte Goethe schreiben, wenn er auf Reisen war? An Christiane, die Frau. Denn wenn Christiane dies vor der Welt auch nicht war, erst 1806 wurde, für Goethe selbst war sie schon längst nicht mehr das „arme Geschöpf", dem er Empfindungen gönnte, sondern die Frau, die Mutter seines Sohnes, die er mit voller Inbrunst liebte.

Aus diesem ruhigen Familienleben heraus hatte er, alter Sehnsucht folgend, eine neue Schweizer Reise vorbereitet, eine dritte, und vielleicht sollte sie gar, zum großen Kummer Christianens, nach Italien führen. Am 7. Juli 1797 meldete er dem Freunde Heinrich Meyer nach Stäfa am Züricher See, er würde bald „so los und ledig als jemals" sein. „Ich gehe sodann nach Frankfurt mit den Meinigen, um sie meiner Mutter vorzustellen, und nach einem kurzen Aufenthalt sende ich jene zurück und komme, Sie am schönen See zu finden ..." Und so geschah's.

Frau und Kind wurden der stolzen und gerührten Großmutter gezeigt, zwei Tage später wieder nach Hause geschickt, nach kurzen Wochen verließ auch Goethe Frankfurt, um über Stuttgart und Tübingen nach Zürich zu reisen. Und auf dieser Reise kam er dann auch, zum viertenmal, nach Heidelberg.

Noch wohnte die „mütterliche Freundin", die Beraterin seiner Jugend, in dem kleinen Haus am Markt, alt geworden, aber nicht weniger unterhaltsam. Und noch einmal stand wohl tote Zeit auf, da er sie besuchte. Aber im übrigen hatte er vergessen und wollte auch nicht erinnert sein. Sein Auge, das in den verflossenen Jahren so vieles gesehen, sah jetzt das Leben anders an, ruhig, leidenschaftslos, von der hohen Warte des in Stürmen und Kämpfen gereiften Mannes, des Dichters, den eine Welt bewunderte und beneidete, des Sammlers vor allem, der seine Akten und Schränke bereichern wollte. Was sollte ihm da das Gestern?

„Ich ging in die Stadt zurück, eine Freundin zu besuchen, und sodann zum Obertor hinaus," heißt es über Heidelberg in der ‚Reise in die



Idyll. Gemälde von Prof. Julius Paul Junghanns

Schweiz 1797', die Goethe 1823 mit Eckermann aus Tagebuchnotizen und alten Manuskripten zusammengestellt hat.

Oder: „Ich ging in Erinnerung früherer Zeiten über die schöne Brücke und am rechten Ufer des Neckars hinauf." Das ist alles, was von früher spricht; sind sparsame Konfessionen. Die ganze übrige Schilderung dieses Aufenthalts in Heidelberg spiegelt restlos neue Empfindungen, und dies in der klugen, etwas feierlichen Prosa, die Goethe im Alter liebte, die aber bei aller äußeren Kühle von innerer Glut durchleuchtet und dichterisch beschwingt ist: ein Monument der Stadt von ergreifender Gewalt.

Und doch — war Goethe nicht immer Mensch? Er war es wohl auch damals. „Gegen Abend ging ich mit Demoiselle Delph," so schließt die Schilderung, „nach der Plaine zu, erst an den Weinbergen hin, dann auf die große Chaussee herunter, bis dahin, wo man Rohrbach sehen kann ..." Ein Abendspaziergang, und aus der Neckarniederung steigen die Nebel. Der Äther schwamm in Gold. Da mag auch ihn, den von der Heimat Gelösten, weichere Erinnerung befallen, die neben ihm Schreitende versunkene Zeit heraufbeschworen, Sehnsucht nach Frau und Kind ihm das Herz umschattet haben.

Aber davon wissen wir nichts. Wir wissen nur, daß diese ganze Schweizer Reise nicht die Hoffnungen erfüllte, die Goethe auf sie gesetzt hatte, und daß er sie vorzeitig abbrach. Er erhielt nicht Christianens, Christiane nicht seine Briefe. Das Band mit zu Hause war zerrissen, und das ertrug er nicht. „Ich kann aber auch wohl sagen," schreibt der Heimkehrende aus Tübingen am 30. Oktober nach Weimar an Christiane, „daß ich nur um Deinet- und des Kleinen willen zurückgehe. Ihr allein bedürft meiner, die übrige Welt kann mich entbehren."

⌘ ⌘ ⌘

Die übrige Welt hätte diese Ansicht schwerlich geteilt. Nicht 1797, da auch schon genug vorging, was ihr Interesse hätte von Kunst und Literatur abziehen können, und nicht später, da sie ganz aus den Fugen ging. Oder da, wie eben dieser Goethe selbst die wilden Geschehnisse der Zeit von 1806 bis 1814 im Spiegel weniger Verse auffing, Nord und West und Süd zersplitterten, Throne barsten, Reiche zitterten ... über Zusammenbruch und Erhebung hinaus blickte sie in immer gleicher Ehrfurcht nach Weimar, wo in Zurückgezogenheit ihr größter Dichter als „Statthalter der Poesie auf Erden" residierte.

Aber gerade in dieser stillen Zurückgezogenheit, die mancher Teilnahmlosigkeit schalt und die in Wahrheit doch, wie des ‚Epimenides Erwachen' bewies, leidenschaftliches Miterleben war, bereitete sich 1814 neue Wandlung vor. Östlicher Hauch war aus dem fernen Persien in die Stuben am Frauenplan gedrungen, der Mund, der solange Genüge daran gefunden, in klassischem Versmaß zu sprechen, versuchte sich in Hafisliedern, die von Wein und Liebe und duftenden Wundernächten erzählten; und gegen die erhabenen Schatten der Antike, die seit der italienischen Reise allein die Gefühls- und Geschmackswelt Goethes bevölkerten, rückte gleichzeitig die farbenfrohe Kunst des deutschen Mittelalters an ... sie siegte nicht, nein, dazu hing der ‚Heide' Goethe in zu tiefer Liebe an den verlorenen Göttern jener untergegangenen Welt. Aber sie behauptete sich daneben, aufs neue stiegen aus der fernen Jugend die Türme des Straßburger Münsters auf, und der Torso des Kölner Domes ließ gotische Musik in die schwülen Bülbül-Melodien des nun entstehenden west-östlichen Diwans hineinklingen. West-östlich wahrhaft wurde das Klima, das Goethes Leben und Dichten in diesen Jahren lyrischer Wiedergeburt umduftete. Sie stehen unter dem Zeichen: Heidelberg und Marianne.

Denn wieder war es, wie schon früher oft Wendepunkt und Lebensstation, die Neckarstadt, die, selber ewig jung, Blut und Seele des Altgewordenen verjüngte, gelassen das „Stirb und Werde!" sprach, nach dem die „wiederholte Pubertät" Goethes verlangte.

Dort wohnten seit 1810, wo sie von Köln nach Heidelberg übergesiedelt waren, die Brüder Boisserée: Sulpiz und Melchior, die, beide fromme Katholiken und leidenschaftliche Liebhaber der alten deutschen und niederländischen Malerei, eine wundervolle Gemäldesammlung besaßen. Dieser toten Welt die Neigung Goethes zu gewinnen, der ihnen als Heros galt, in Goethe, dem gefeierten Dichter, einen Anwalt zu gewinnen auch für ihre Bestrebungen, den verfallenden Dom der Vaterstadt neu aufzubauen und zu vollenden, betrachteten sie als Lebensaufgabe. Und es gelang ihnen. Der erst Ablehnende gab endlich nach, und als ihn Not des Leibes im Spätsommer 1814 zur Kur nach Wiesbaden führte, besuchte er die neuen Freunde in Heidelberg. Die wenigen Tage, die er dort vom 24. September bis zum 9. Oktober 1814 verlebt, wundervolle Herbsttage, die rotes Gold um Schloß und Stadt häuften, gewannen ihn ganz. Derweilen draußen die Blätter müde von den Bäumen fielen, schenkten ihm die Bilder im Boisseréeschen Hause, unermüdlich betrachtet, wie er später in der ‚Reise am Rhein, Main und Neckar' schrieb, „eine neue, ewige Jugend".

Schönste Begleitmusik dieser erlebnisreichen Tage aber sind die Briefe an Christiane. Sie spiegeln in rührender Treue und Einfalt die starken Empfindungen des Fünfundsechzigjährigen, der kränkelnd, wenn auch geistesfrisch, dem Zureden seiner besorgten Frau folgend, Weimar am 25. Juli verlassen hatte und nun in Wiesbaden auffällig rasch gesundete. So gründlich gesundete, daß er auch die Vaterstadt, wo inzwischen der Tod reiche Ernte gehalten hatte und nun schon die zweite Generation den seltenen Gast feierte, mit ganz neuen Augen ansah, mit ganz frischen Sinnen von neuem in ihrer vielfältigen

Geselligkeit erlebte. Und wieder liebgewann. Bis dann endlich ein Brief aus Heidelberg vom 28. September Christiane meldete: „Bei Boisserées fand ich das lieblichste Quartier, ein großes Zimmer neben der Gemäldesammlung. August (— denn August hatte ja von 1808 bis 1810 in Heidelberg studiert —) wird sich des Sickingischen Hauses erinnern auf dem großen Platze, dem Schloß gegenüber. Hinter welchem der Mond bald heraufkam und zu einem freundlichen Abendessen leuchtete."

Und so weiter, Tag für Tag, Bilder beschauend, spazierengehend und auch Erinnerungen nicht ausweichend. Denn wenn er da der fernen Hausfrau erzählt, wie ihn an einem Oktobermorgen der schönste Sonnenschein früh aufs Schloß gelockt, wo er sich „in dem Labyrinth von Ruinen, Terrassen und Gartenanlagen ergötzte und die heiterste Gegend abermals zu bewundern Gelegenheit hatte", so muß dem alten Herrn die Vergangenheit genaht sein, Vergangenheit „mit allen Rausch- und Tränengaben", und aus den zerfließenden Herbstnebeln muß ihn, während rings die Kastanien fielen und herber Odem die alten Mauern umstrich, das Bild Lilis angelächelt haben ...

Das Bild Lilis? Oder lächelte nicht vielleicht dem Verjüngten ein neues Frauenbild?

Wieder gibt ein Brief an Christiane Auskunft, am 8. August aus Wiesbaden abgesandt. Da heißt es, wenn auch wortkarg, u. a.: „Schon vor einigen Tagen besuchte mich Willemer mit seiner kleinen Gefährtin." Diese „kleine Gefährtin" nennt das Tagebuch vom 4. August. Es war „Olle Jung", Marianne mit Vornamen, ein Pflegetöchterchen des Geheimrats von Willemer aus Frankfurt, das jener bald darauf, der zweiten Witwerschaft müde, zu seiner Frau machte, und dieser Besuch in Wiesbaden war die erste Begegnung Goethes mit ihr. Hatem hatte in Brentanos Biondetta seine Suleika gefunden.

⁂

Denn Goethe war Hatem geworden. Und blieb es treu, wenn auch nicht ganz so leidenschaftlich wie in jenen Tagen neu erwachender Liebe, sondern entsagungsvoll, bis zu seinem Lebensende. Als er von Weimar am 25. Juli 1814 in jenem „Fahrhäuschen", das er in seinem Gedicht „Der neue Kopernikus" so anschaulich beschreibt, nach Wiesbaden reiste, war das erste Wort, das er in Eisenach in das Tagebuch eintrug, „Hafis". Dieser Hafis hat ihn nicht mehr verlassen, bis er selbst ihn verließ, als nämlich der Westöstliche Diwan vollendet war und in einem köstlich illuminierten Sonderdruck an Marianne-Suleika abging.

Dieser Tag der Vollendung aber lag damals noch fern; ihn herbeizuführen, hatte ihm das Schicksal eben jene Marianne von Willemer über den Weg geschickt, führte es den ganz in jugendliche Bewegung und lyrische Ekstase Zurückversetzten erst noch einmal an die Stätte so oft erprobten Heils: nach Heidelberg. Das war ein Jahr darauf zu genau der gleichen Zeit.

⁂

Als Goethe sich im Herbst 1814 von Willemers, die sommers in der Frankfurt nahen Gerbermühle wohnten, verabschiedete, hatte er der anmutigen Frau des Freundes sein Stammbuch dagelassen. Sie schickte es ihm nach Weimar mit einer Eintragung, die in die Verse ausklang:

„Als den Größten nennt man dich,
Als den Besten ehrt man dich,
Sieht man dich, muß man dich lieben ..."

Diese Verse, im Tone noch halb schalkhaft, sind das erste schüchterne Bekenntnis ihrer Neigung. Daß diese bald zu Liebe und mit Liebe beantwortet wurde, das klingt und singt der ganze Diwan, der nun in raschem Fluß entstand: die dreißigjährige Frau, die sich den vollen Liebreiz der Jugend bewahrt hatte, hatte das Herz des Dichters gewonnen.

So gab, als Goethe ein Jahr später — Christiane, die kränklich geworden war, weilte zur Kur in Karlsbad — sich zu einer neuen Rheinreise anschickte, Sehnsucht nach Marianne wundersam Geleit ... nicht zehrende Sehnsucht, wie sie in früheren Jahren ihn gequält, nein, eine frohe, die gleicher Gefühle bei der Geliebten gewiß war.

Am 24. Mai schon verließ Goethe diesmal Weimar. Wiesbaden war wieder notgedrungen Zwischenstation. Frankfurt und Gerbermühle, wo er „freundlichst empfangen" wurde, schlossen sich Mitte August an. Und dann kam Heidelberg.

Wieder wohnte Goethe bei den Boisserées, — die Delph war schon 1800 aus Heidelberg fortgezogen. Wieder blaute ein Herbst über Berg und Tal, wie ihn so schön nur Träume sehen: Rauschgold bestreute alle Wege, in den Gärten dufteten die späten Blumen, an den Spalieren reiften die Trauben, und die Mauern des alten Schlosses brannten in den Sonnestunden in verhaltener Glut. Köstlich war es, auf Altan und Terrasse zu wandeln, mittags auf schattenfreier Bank zu ruhen oder nachts, wenn der Mond die nahen Zinnen, die Giebel der schlafenden Stadt, die Neckarniederung mit blassem Silber beträufelte, ins Land zu sehen ... köstlich vor allem, weil Marianne, Gefährtin und Geliebte, diese Stunden teilte, diese Stunden adelte, ihnen Duft und sinnlichen Zauber gab.

Schon Frankfurt hatte den Zwiegesang von Hatem und Suleika begonnen, — das Buch ‚Suleika' im Diwan tönt ihn wieder, anhebend mit den Worten: „Nicht Gelegenheit macht Diebe ..." Heidelberg, wo Marianne mit Mann und Stieftochter am 23. September eintraf, sehnsüchtig erwartet, wie sie selbst sehnsüchtig nach Goethe verlangte, steigert nun Frage und Antwort der Liebenden zu betörender Süßigkeit. Das Tagebuch des Dichters, sonst so einsilbig und sachlich, schwärmt, wiederholt immer wieder: „Herrlicher Morgen ... Herrlichster Morgen ...

Vollkommenster Tag.“ Noch mehr verraten die Gedichte, die Tag für Tag entstehen, wie Tag für Tag — es waren ja nur wenige, denn der 26. September schon brachte die „Abreise der Freunde“ — die Kleinigkeiten, die nur Liebenden gemein und offenbar, dazu Anlaß geben ... ob sie im Vollmond nun zusammen an der Altanbrüstung des Schlosses lehnten und sich gelobten, in der nächsten Vollmondnacht einander im Geiste nah zu sein; ob Goethe-Hatem „an des lust'gen Brunnens Rand“ die Chiffre Suleikas in morgenländischen Lettern in den Sand zeichnete; ob sie im Schloßgarten den geheimnisvollen Gingo-Biloba-Baum wiederfanden, denselben Baum, von dem Goethe ein Blatt als Sinnbild der Freundschaft nach der Gerbermühle geschickt hatte; oder ob sie traumversunken lauschten, wie von denselben Bäumen ringsum die reifen Früchte auf den Boden klopften: alles wurde zum Lied.

„Du beschämst wie Morgenröthe,“ preist der Dichter die geliebte Frau, „jener Gipfel ernste Wand, und noch einmal fühlet Goethe Frühlingshauch und Sonnenbrand.“

Und sie antwortet, selig hingegeben:

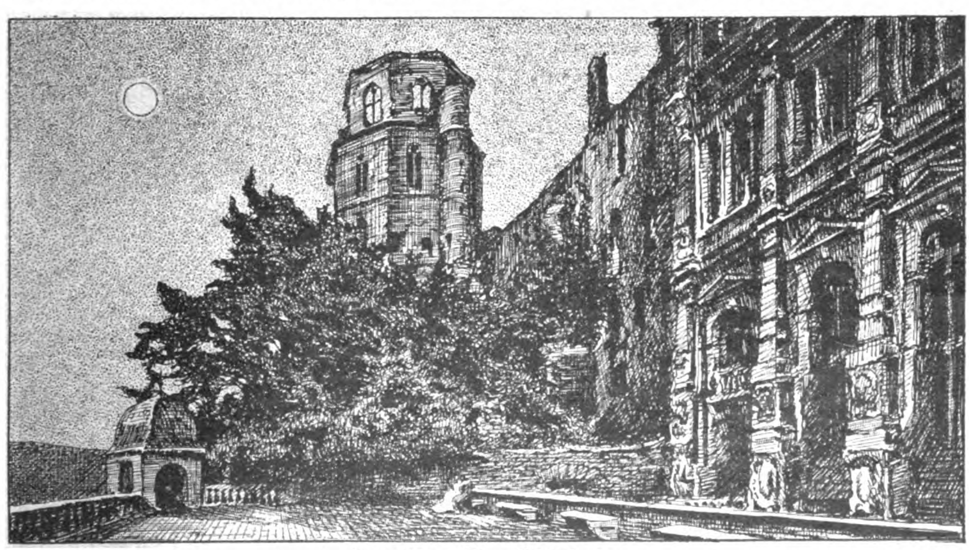
„Nimmer will ich dich verlieren!
Liebe gibt der Liebe Kraft.
Magst du meine Jugend zieren
Mit gewalt'ger Leidenschaft.
Ach! wie schmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preist:
Denn das Leben ist die Liebe,
Und des Lebens Leben Geist.“

Aber jedem Traum folgt ein Erwachen. Wind lief über die Chiffre Suleikas im Sande und verwischte sie; Wind nahm dem Gingo-Biloba die Blätter; Wind trieb Wolken über den Mond, der dem Liebesflüstern von Hatem und Suleikas geleuchtet. Wind verwehte auch den Kuß, den Goethe bei der letzten Zusammenkunft der jungen Frau auf Stirn und Mund gehaucht. Beide haben sich nie wieder gesehen. Der Traum war aus. Nur Briefe trugen noch in unschuldiger Geheimschrift verdeckte Schmeichellaute hin und her zwischen Weimar und Frankfurt; sie heiligen diese Liebe, die entsagte, ohne je genossen zu haben, in alle Ewigkeit.

⌘ ⌘ ⌘

„Blieb zu Hause,“ heißt es in Goethes Tagebuch am 26. September. Und dahinter steht: „von Eyk“. Die Bilder der Freunde boten also ersten Trost. Hielt er vor? Nicht recht. Andere Zerstreuung brachten die Ankunft Carl Augusts, ein Ausflug mit diesem nach Mannheim, eine kurze Reise mit Sulpiz Boisserée nach Karlsruhe. Aber schon am 6. Oktober erzählt dieser besorgt von Goethe: „Er ist sehr angegriffen, hat nicht gut geschlafen, muß flüchten.“ Schwere Trauer umschattet die ganzen Aufzeichnungen des Freundes aus diesen Tagen: der „Alte“, wie Boisserée sagt, war völlig aus dem Gleichgewicht gebracht, quälte sich und andere mit Todesahnungen, wollte sein Testament machen. Auch litt er unter Erinnerungen, die ihn bedrängten: die Bilder Lilis und Minchen Herzliebs traten anklagend aus der Vergessenheit hervor.

Als erste Stürme Kälte brachten, verließ er, von Sulpiz sorgsam begleitet, Heidelberg. Am 7. Oktober. Auch Heidelberg hat er nie wieder gesehen. Aber es lebte in ihm. Die vielfachen Aufzeichnungen des Greises bezeugen es. Und die Strophen, die der Einsame 1828 in Dornburg, wohin er sich nach des fürstlichen Freundes Tod geflüchtet hatte, „dem aufgehenden Vollmond“ gewidmet hat, sie bauen zwar Saale-Landschaft auf, aber sie muten ganz an wie ein sanfter Nachklang der Heidelberger Zeit, da eine „überselige“ Nacht ihn nicht alleine sah, das „Liebchen“ Marianne noch nicht fern war.



Heidelberg. Der Schlossaltan.

Vom alten Fritzen. Von Fritz Fleischhauer

Sein Flötensolo

Man konzertiert. Wie zephirweich
Schmilzt G-Moll aus des Königs Flöte!
So bläst in seinem bunten Reich
Kaum Pan, verblaßt die Abendröte.
So zart schluchzt auch in Sanssouci
Nur erste Liebe. Blicke schwimmen
Voll Zähren. Trillert ein Genie,
Verklingen des Orchesters Stimmen.

Da hat auch Bach am Clavecin
Pausiert in achtungsvollem Schweigen;
Nur Quantz nickt zum Solisten hin,
Indem gedämpfter wird das Geigen.
Wie klingt der Flöten-Ansatz rein!
Kein Zungenstoß braucht sich zu scheuen;
Viel leichter kann man König sein
Als simplen Vortrags sich erfreuen.

Empfindung adelt Lust und Qual.
Musik verknüpft wie Veilchenbänder,
Und strahlt auch Kerzenduft der Saal,
Der Hof vergißt den hohen Spender
Und ahnt galant ein Schäferstück.
Passagen schmeicheln Ohr und Sinne,
Jedwedes Herz wiegt Jugendglück,
Am Gold-Plafond träumt selbst die Spinne.

Den Takt markierend mit dem Fuß,
Beschwört der Fürst die schönste Stunde,
„O Doris, himmlisch war dein Kuß!
Nur schwer vernarbte unsre Wunde,
Denn Amor bleibt der lose Schelm
Und taucht den Pfeil in bittre Lauge;
Vor Herzleid schützt kein Ritterhelm."
In Wehmut blinkt das Königsauge.

Welch edler Wohllaut der Kadenz!
Und niemand denkt an Applaudieren,
Bis Friedrich lächelt: „Die Sentenz
Freund Quantzens war zu respektieren."
„Sire! Demnach hat Coriolan,
Wie ihn erweicht der Mutter Flehen,
Dem Spiel es wieder angetan?
Und ließ in Wonne uns vergehen."

„Nein! Eh' die Soirée begann,
Da sprach mich bei der Bittschriftslinde
Noch einmal meine Jugend an
In jener Toten ältstem Kinde,
Und mein Adagio wußte sacht
Der Schönen Anmut zu verweben:
Ach, könnte man der Venus Nacht
Nicht nur flautando süß beleben!"

Und der alte Fritz diktieret

In blauer Morpheusstunde
Die Schildwacht hofft auf Kunde.
Es liegt die Feld-Armee
Alarmbereit im Schnee.
Dumpf rauschen rings die Wälder.
Es klappern all die Zelter,
Im Wind der Wintersnacht,
Und dennoch manch wer wacht.

Der denkt daheim der Lieben,
Der, ob sie treu geblieben,
Der stöhnt im Halbschlaf schwer.
Die Schlacht liegt schon im Heer;
Und finden auch noch Träume
Die dunkeln Mannschaftsräume,
Ein Märker, schlank und jung,
Verläßt sein Bett im Sprung.

Bei dünner Unschlittkerze
Da schreibt er: „Liebstes Herze,
Bald bataillirен wir.
Ach, ruhte ich bey Dir!"
Und Wonneknospen sprießen,
Aus seinem Kiele fließen
Gefühle, wunderzart,
Mit Gattentrost gepaart.

Nunmehro kommt das Siegel,
Da reißt wer barsch am Riegel:
„Zum Henker, brennt hier Licht?
Kennt den Befehl Er nicht?"
Streng wächst ein hagrer Schatten
Empor an Zeltbahnlatten,
Ein Windspiel springt vorauf.
Da schnellt der Hauptmann auf.

Und ohne erst zu grüßen,
Wirft er sich ihm zu Füßen:
„Sire! Ich fand keine Ruh,
Mein Herz trieb mich dazu."
Der König liest: „Indessen
Er hat etwas vergessen
In Ihro Liebesbrief."
Der Sünder seufzte tief.

„Setzt Euch und schreibt: Ich werde
Schon bald in kühler Erde
Ausruhen mich. Bey Gott,
Ich wandre zum Schafott.
Punkt! Ordre brav pariren
Geziemt zuerst Offizieren.
Ich opfre Ihn der Pflicht."

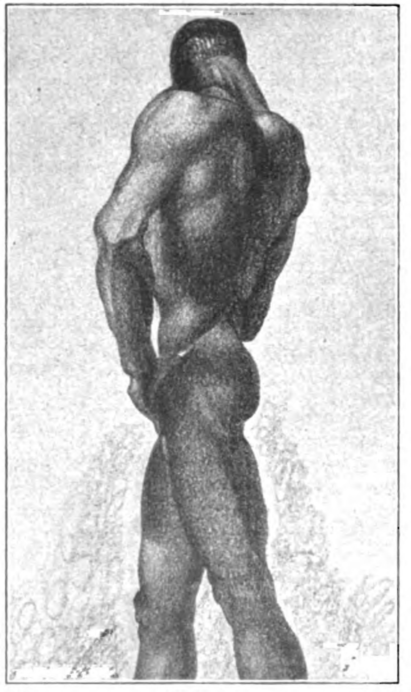
Und also es geschicht.

Franz Metzner

Von Dr. Franz Servaes

Vor zwei Jahren ward er uns entrissen. Mitten in den Frühstürmen dieser Umsturzzeit. Tiefer als viele andere hat er darunter gelitten, denn er war ein sehr deutscher Mann. Deutsch-Böhme von Geburt, deutscher Reichshauptstädter durch Wahl. Wenig über Zwanzig alt, war er im Beginn der neunziger Jahre nach Berlin gekommen und blieb dort, zwei Wiener Jahre (1903—04) abgerechnet, bis zu seinem Tode, der ihn mit achtundvierzig Jahren dahinraffte. Zuletzt bewohnte er, glücklichster Familienvater, ein herrliches Gartenanwesen in Zehlendorf bei Berlin. Stark, blühend, wetterfest sah er aus und war doch, von jugendlichen Entbehrungen her, bereits frühzeitig gezeichnet. Er hüstelte manchmal, verlor auch hier und da Blut und mußte wochenlang das Bett hüten. Die Ärzte wollten ihn nach dem Süden schikken, rieten zu jahrelanger Arbeitsenthaltung. Er schüttelte dazu den Kopf, lachte spöttisch in seinen breiten roten Bart hinein, vermochte von der Arbeit sich nicht loszureißen. Kaum hier und da spannte er mal ein paar kurze Wochen aus. Er dachte wie Achill: Besser ein kurzes Leben starken und ruhmvollen Schaffens, als ein langes faules Siechtum unter ängstlichem Sichschonen. Ich glaube, er wußte um seinen frühen Tod. Wenn er auch stets sich so stellte, als sei er die Sorglosigkeit selbst.

So hinterließ er ein reiches, ein erstaunlich reiches Werk. Als im Mai vorigen Jahres, durch opfervollen Eifer der Witwe ermöglicht, in den ehemaligen Atelierräumen des Künstlers sowie im anstoßenden Gartengelände eine Gesamt-Ausstellung der Werke veranstaltet werden konnte, gingen wir alle, die wir den Meister doch gut zu kennen glaubten, voll Staunen umher. Kurz vorher war, bei Cassirer, eine Nachlaß-Ausstellung von Lehmbruck, dem gleichfalls vorzeitig Abgerufenen, gezeigt worden. Sie hatte allseitig tiefen Eindruck gemacht — aber um wieviel mehr hatte Metzner aufzuweisen! Wäre die Welt nicht blind und von modischen Voreingenommenheiten beherrscht, damals hätte als allgemeines Urteil es sich durchsetzen müssen, daß an universal gerichteter, dennoch einheitlich geschlossener Schöpferkraft kein zweiter deutscher Bildhauer dieser Generation mit Metzner sich messen kann. Nicht die großen Monumente allein, nach denen er allzu einseitig abgestempelt worden ist, ganz besonders auch die fast unübersehbare Fülle kleiner und kleinster Arbeiten — rasche Notizen einer unermüdlich plastisch-formenden Phantasie — daneben die imponierenden Gruppen intuitiv erfaßter, meisterhaft gestalteter Menschenköpfe und Menschenleiber, nicht zuletzt die aus der Verborgenheit der Mappen hervorgestiegenen Zeichnungen — sämtlich ganz plastisch gesehen — schütteten vor uns einen solchen Reichtum aus, daß uns beinah schwindelte. Wir blickten in ein Leben, dessen einziger Inhalt Arbeit gewesen war. Der Knabe hatte in der Heimat in Steinmetzwerkstätten (schon als Ernährer einer vaterlos gewordenen Familie) begonnen; der Jüngling hatte in der Berliner Porzellanmanufaktur an einem für diese schwere Hand kaum geeigneten Material sich rastlos weitergebildet; und der Mann hatte, zuerst an der Wiener Kunstgewerbeschule als Lehrer, dann als bildhauerischer Mitschöpfer an den Werken der großen Berliner Baumeister Bruno Schmitz und Oskar Kaufmann eine weitgreifende Tätigkeit entwickelt, die durch viele private Aufträge und eigene Versuche noch vermehrt wurde. Signaturgebend war hierbei zweierlei: erstens die streng-handwerkliche Ausbildung, die Metzner in alle technischen Geheimnisse und Gepflogenheiten seines Faches aufs solideste und intimste eingeweiht hatte; und ferner die stete Berührung mit Architekten, die einem innersten Grundzug und Bedürfnis seiner Natur entgegenkam und seiner tiefsten Auffassung von Wesen und Funktion der plastischen Kunst fruchtbringend entsprach.



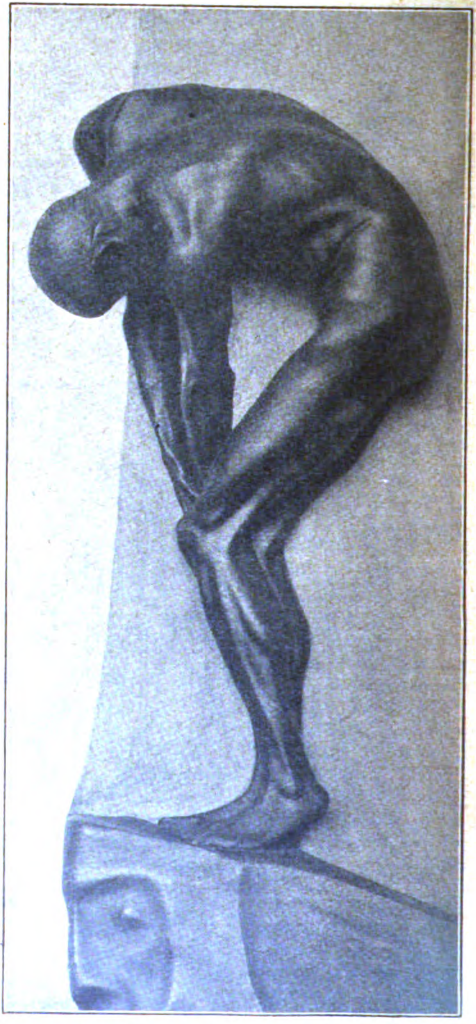
Aktstudie

Man nennt Adolf Hildebrand als denjenigen, der als erster, im Gegensatz zu der malerisch-exzedierenden Barockkunst eines Reinhold Begas und Genossen, die prinzipielle Verknüpftheit zwischen plastischer und architekto-



Reliefs am Weinhaus Rheingold, Berlin

nischer Kunst wiederum erkannt und in seinen Schöpfungen eigenstark durchgeführt hat. Kein Zweifel, daß dieser Ruhm unserem kürzlich heimgegangenen Altmeister gebührt. Aber Metzner gebührt der andere, auf diesem Wege vollbewußt weitergeschritten zu sein und die Verbindung der beiden Künste noch enger gezogen zu haben. Hildebrand wurzelt mit seinen künstlerischen Anschauungen überzeugungsvoll im klassischen Altertum. Metzners Wurzeln senken sich noch tiefer in den Zeitenschoß zurück, bis zu den Tempelschöpfungen der alten Ägypter und Inder. Hier fand er die Erfüllung seiner innersten Sehnsucht gleichsam vorgebildet, fand in grandioser Wucht und Klarheit bereits erfüllt und ausgesprochen, was ihm den eigenen Schaffensdrang bewegte. Es war nicht bloß das völlig organische, wie nach dem Gesetz unausweichbarer Notwendigkeit erfolgte Zusammenwachsen der beiden Künste, was ihn hier überraschte, ihr machtvolles Aufeinandergestimmtsein und gegenseitiges Sichstützen und Ergänzen — es war nicht minder, was seine eigenste Kunst, die Plastik angeht, der große monumentale Zug, der sie beseelte, das Auslöschen alles Nebensächlichen, das unerschütterlich-bestimmte, dabei ganz aus der Sprache des Materials herausentwickelte Hervortreten des Wesentlichen. Ohne Zweifel, alles dieses würde zu unserem Künstler nicht so vernehmlich gesprochen haben, wenn es nicht als innerste Sehnsucht bereits in ihm geschlummert und geklungen hätte. Es wäre ihm gegenüber gerade so stumm geblieben, wie es ganzen Generationen von Künstlern gegenüber vorher stumm geblieben war. Doch hier war endlich einer, der diese Sprache verstand, nicht als bohrender Gelehrter oder nachempfindender Ästhet, sondern als schaffensbewußter Künstler, der mit den Instinkten sinnenfreudig aufgriff, was andere sich auf Umwegen ergrübelten. Metzners tiefwurzelnder Überzeugung nach war in der Kunst der Ägypter eine reinere, ursprünglichere, monumentalere Plastik erreicht worden, als sie später in der klassischen Kunst der Griechen, trotz aller sinnlichen Verführung und menschlichen Durchwärmung, erstanden war. An



Teilbild eines Reliefs: Einsamkeit

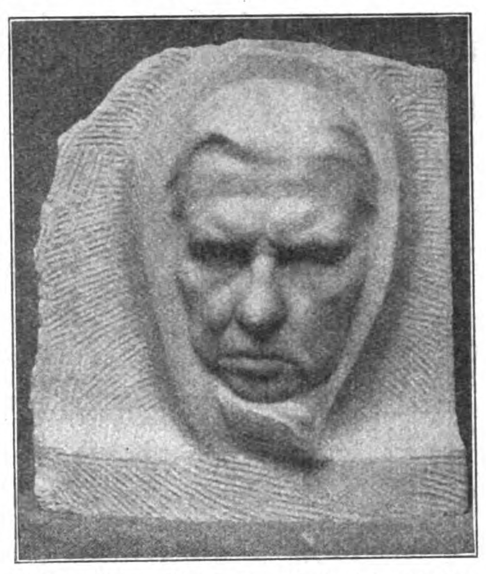
diesem Punkt schied er sich von Hildebrand, gleich wie beide von Rodin dadurch geschieden waren, daß sie das Bildwerk streng ins Architektonische einordneten und auch die holdesten Reize einer mehr malerisch empfundenen Oberflächenbehandlung verschmähten. Jedenfalls, sein Weg war Metzner klar und unzweideutig vorgeschrieben. Sonder Zaudern und Bangen hat er ihn beschritten und ist ihn, mit stets sich steigernder schöpferischer Beharrlichkeit bis ans Ende gegangen.

Bildnisbüste des Generaldirektors Z.

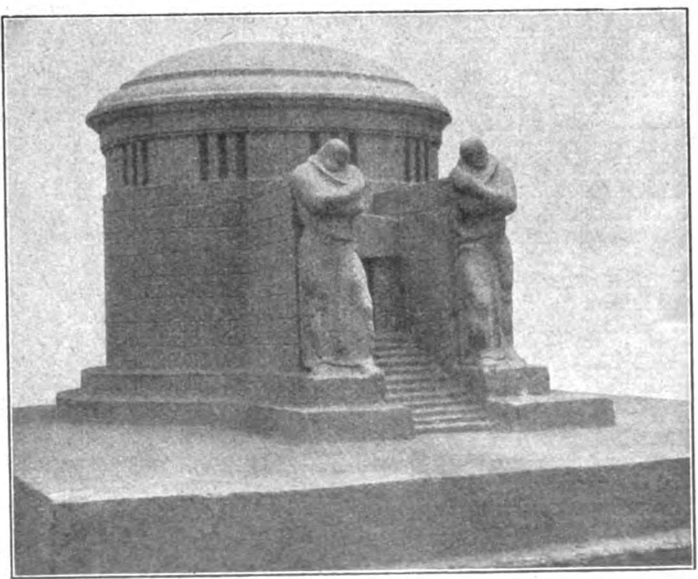
⌘ ⌘ ⌘

Der Plastik erwächst aus der engen Verbindung mit der Architektur ein eigenes Leben. Aus scheinbarer Unterordnung erschließt sich ihr stilistische Ausdruckskraft. Je gewaltiger das Bauwerk ist, desto eher kann es beanspruchen, daß der im Gesamtrhythmus mitwirkende Plastiker sich ihm einordne. Dem Grundgefüge erhöhende Akzente zu setzen und den Gesamtausdruck an den entscheidenden Stellen durch Verlebendigung der Schmuckteile zu steigern, ist seine Aufgabe. So geschah es, in grandiosestem Maßstabe, etwa an dem einen ganzen Hügel bedeckenden Tempelkonglomerat von Boro Budur auf Alt-Java. Die Schöpfung des Bildhauers ist hier im wesentlichen Funktion der Architektur. Trotzdem ist sie auch in sich selber großartig und ausdrucksvoll. Ob etwas Ähnliches Metzner bei Herstellung des plastischen Schmuckes für das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig vorgeschwebt hat? Schwer zu entscheiden, um so mehr, als es äußerst zweifelhaft erscheint, ob der Künstler jene Denkmäler indischer Tempelkunst überhaupt gekannt hat. Daß aber die stilistische Lösung bei ihm auf verwandte Ergebnisse hindrängte, jedenfalls aus gleichen Kunsterwägungen hervorgegangen ist, dürfte kaum zurückzuweisen sein.

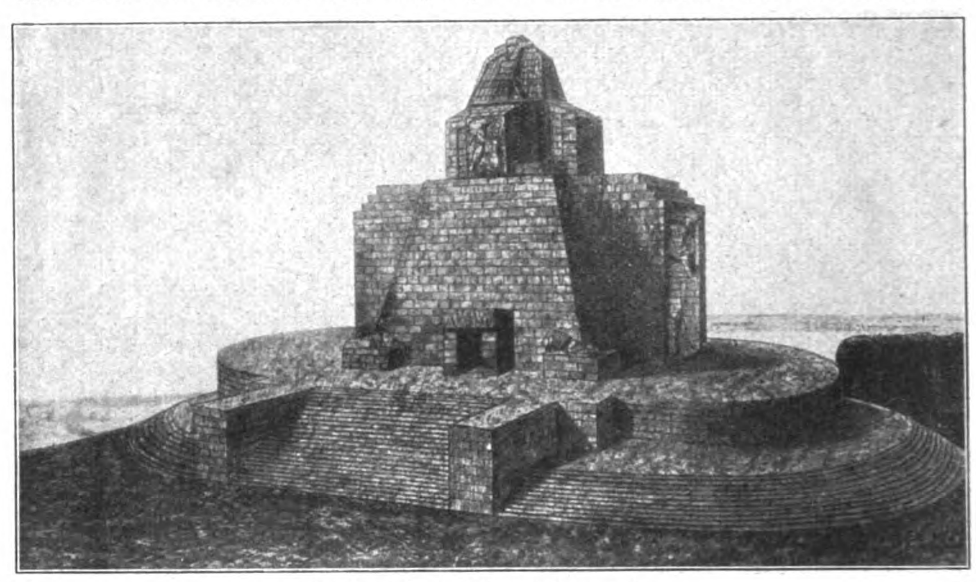
In Metzner selbst schlummerte jedenfalls ein Architekt. Es gibt Entwürfe von Grabdenkmälern und ähnlichen Monumenten von ihm, die rein architektonischer Natur sind und, wie etwa im Zusammenwirken mit Baumgruppen, ein erhebliches Gefühl für den Zu-



Relief mit dem Bildnis der Mutter des Künstlers



⊠ Entwurf für ein Grabmal ⊠



Denkmalsentwurf für gefallene Helden

sammenklang baulicher Gedanken mit der Naturumgebung verraten. Wie hier sowohl Umrißlinien als auch Massengruppierung ins Ungebrochene und Große gerichtet sind und durch eine kraftvolle Einfachheit wohltuend hervorstechen, so sucht auch der Bildhauer, wo er mit fremden Architekten zusammenarbeitet, das Großzügige und Harmonische, gelegentlich bis zur Grenze einer völligen, ja betonten Unterordnung unter den Rhythmus des Ganzen. Oft erscheinen plastische Bewegungsmotive, die an sich etwas Gezwungenes, Übertriebenes, ja Unnatürliches haben würden, eben dadurch erklärt, daß an jener Stelle diese Art von Linienführung aus architektonisch-ornamentalen Gründen erforderlich war. Dann werden etwa Kopf, Hals und Nacken von einer straffen Horizontallinie begrenzt, während die Bewegung des Leibes in eine scharfe Diagonale hineinwächst und die unteren Gliedmaßen durch schroffes Auseinanderspreizen eine breitere Standbasis herbeiführen. Man täte dem Bildhauer unrecht, wollte man ein Relief dieser Art, wie man sie etwa am Berliner „Rheingold"-Bau als Frontschmuck verwendet findet, vom Baugedanken losgelöst, rein für sich als Kunstwerk beurteilen. Trotzdem ist die hiermit durchgemachte Schule für den Bildhauer Metzner ebenso fruchtbringend geworden, wie dies für den modernen Maler ein zeitweiliger Durchgang durch den Kubismus zu werden vermag. Endziele werden hiermit gewiß nicht erreicht, aber eine verheißungsvolle Klarheit über Möglichkeiten des Ausdruckes und des rhythmischen Zusammenklanges geschaffen. Je weniger man geneigt sein wird, derartige Arbeiten Metzners rein künstlerisch zu überschätzen, um so bereitwilliger wird man sie entwicklungsgeschichtlich bewerten. Der Bildhauer lernte, in großen und energischen Linienzügen zu denken und zu komponieren, dies steigerte

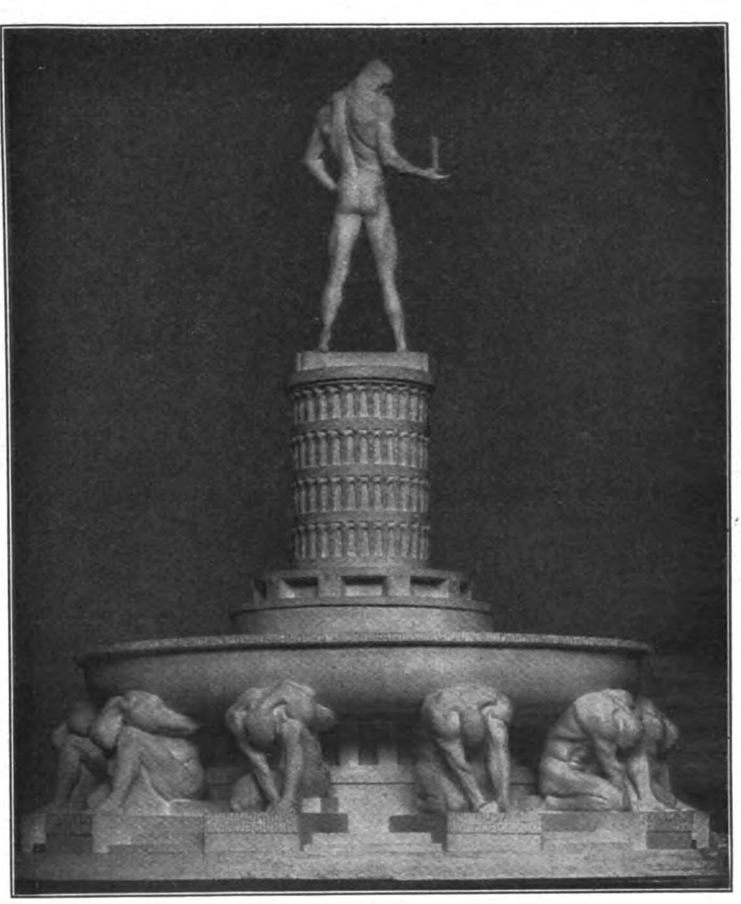


Entwurf für ein Wiener Lessingdenkmal

sein Gefühl für das Rhythmische überhaupt und befähigte ihn so zum Anordnen ins Große, auch wo kein von außen gegebener architektonischer Zwang ihn dazu anhielt.

Jedenfalls spürt man den Vorteil jener Arbeitsweise deutlich bei Betrachtung Metznerscher Denkmäler. Diese gehen stets von einem architektonischen Kerngedanken aus und verlieren sich darum niemals ins Kleinliche. Ob wie beim Kaiser Joseph-Denkmal in Teplitz ein ganzer breitgezogener, von Treppen und Reliefblöcken durchbrochener Terrassenaufbau zu bewältigen war oder ob es sich, wie in den meisten Fällen, um die organische Verbindung der Stand- oder Sitzfigur mit einem mehr oder weniger hoch gegliederten oder breitausladenden Sockel handelte, stets wurde das ganze Denkmal durch Metzner von vornherein als Einheit erfaßt und dementsprechend von der untersten Bodenfliese bis zur äußersten Scheitelhöhe in strengen Rhythmen komponiert. Sein Brunnenentwurf für Reichenberg, sein Stelzhamer-Denkmal in Linz, sein irgendwo in Prag verborgen gehaltener Nibelungenbrunnen, ganz besonders aber sein für Wien bestimmtes Lessing-Denkmal geben Proben für diese Art des architektonischen Aufbaus. Wie sich die Gesamtsilhouette, in reizvoll gegensätzlichem, pikant abwechslungsvollem Linienspiel nach oben zu immer mehr verjüngt, zeigt zumal der Wiener Lessing, der so leicht und graziös und dennoch so unentrinnbar fest und sicher auf seinem Standort steht, daß er im eigentlichsten Sinne vom Postament in die Höhe getragen zu sein scheint. Wie auch bei einer Sitzfigur der Bildhauer eine ähnliche Lösung herbeizuführen vermochte, zeigt das einmal für Reichenberg i. B. bestimmt gewesene Liebig-Denkmal. Schade genug, daß ungünstige Zeit-, Politik-, Lokal- und Finanzverhältnisse die Aufstellung so manches Metzner-Denkmals verhindert oder bei aufgestellten, wie in Teplitz, nachträgliche feindselige Störungen für sie herbeigeführt haben. Auch das für Forst i. L. bestimmte Hindenburg-Denkmal, eine prachtvoll-charakteristische Schöpfung, wird wohl den veränderten Zeitumständen zum Opfer fallen.

So war also im wesentlichen Metzner sein eigener Architekt. Wenigstens in dem Sinne, daß bei größeren Denkmälern der Gesamtaufbau durch ihn bestimmt wurde und der plastisch-figürliche Teil, einschließlich der Hauptfigur, bewußt im Rahmen einer nach architektonischen Grundsätzen entworfenen Komposition seine Stelle fand. Doch es gibt Grenzen und Abstufungen der Anpassung. Nicht immer kann der Bildhauer dem Architekten sich einfach unterordnen. Je mehr seine Arbeit Kern und Gipfelpunkt eines Ganzen bildet, desto mehr hat er Anspruch darauf, beherrschend hervorzutreten. Darum ist auch bei Metzner auf die Figur dessen, dem das Denkmal gilt, stets alles zugespitzt. Auf ihn



Entwurf zu einem Brunnen für Reichenberg i. B.



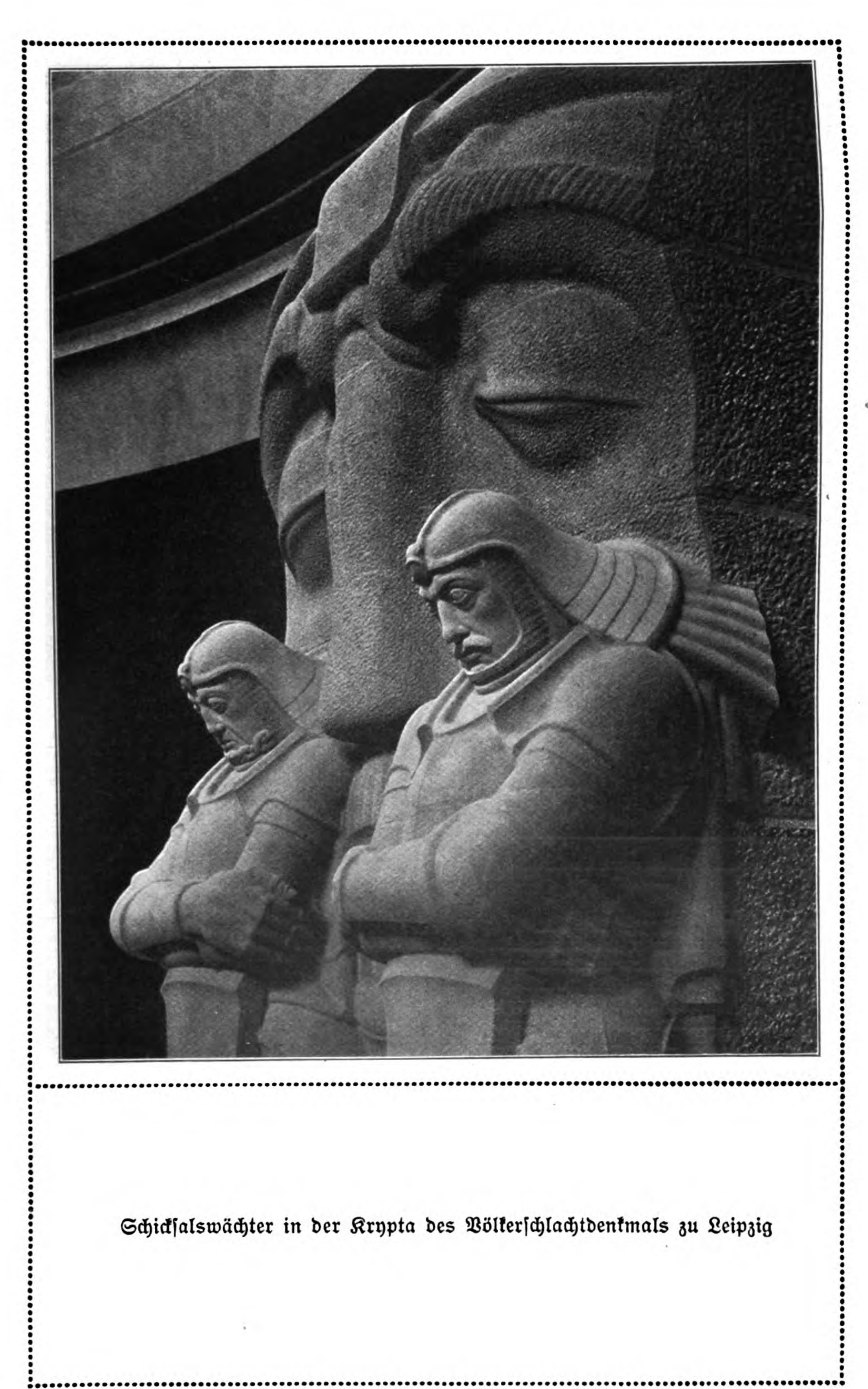
Reiter nach Walhall. Im Kuppelfries der Krypta des Völkerschlachtdenkmals zu Leipzig

braust der ganze Rhythmus zu, als den beherrschenden Mittelpunkt. Und auch reinhandwerklich wurde auf solche Figur die äußerste Sorgfalt verwandt. Kaum je schuf sie der Künstler, ohne vorher eine Aktfigur gemacht zu haben, in der er Proportion und Bewegungsmotiv sowie das gesamte rhythmische Linienspiel genauestens festlegte. Zeitkostüm und Porträtähnlichkeit wurden später hinzugefügt.

Hauptsache blieb stets bei Metzner, sich durch keinerlei Detail verwirren oder beirren zu lassen. Alles mußte aus dem Ganzen herausklingen. Wenn irgendwo so war er in der großzügigen Art seiner bildhauerischen Komposition, aus innerster Natur und Überzeugung heraus, Schüler der alten Ägypter. Auch an der Plastik afrikanischer Negerstämme wußte er derlei Eigenschaften zu schätzen, wenngleich er nicht wie andere, hyperexpressionistische Bildhauer soweit ging, deren groteske Fratzenhaftigkeit nachzuahmen. Ihm kam es lediglich auf Vereinfachung der Formgebung und bewußte Betonung des plastischen Gedankens an. Sein höchstes und oberstes Ziel war stets und überall: „Reine Plastik.“ Für deren Anforderungen hatte er ein untrügliches Gefühl. Und auch dieses wuchs ihm, im Grunde, aus architektonischem Empfinden. Es schärfte seine Sinne für Reinheit der Verhältnisse, für Rhythmik im Aufbau. Am nächsten steht ihm hierdurch unter den modernen



Hindenburgbüste. Nach dem Leben für das Hindenburgdenkmal in Forst i. L. modelliert



Schicksalswächter in der Krypta des Völkerschlachtdenkmals zu Leipzig

kostete ihn keine Überwindung. Er „baute“ seine Bildfiguren. Und was nicht zum Bau gehörte, interessierte ihn nicht. Charakteristisch ist in der Hinsicht seine Kostümbehandlung. Sie beschränkt sich auf wenige Andeutungen. Macht weder Nähte noch Knöpfe. Nimmt auch gerade soviel von Falten mit, als dem Künstler für die Kontrastwirkung innerhalb seiner großen rhythmischen Linienverhältnisse ersprießlich erscheint. Die Hosenfalten beim Stelzhamer, die Westenfalten beim Kaiser Joseph oder beim Lessing hat er in diesem Sinne verwendet, gleichsam mit Keilschriftzügen. Sehr geschickt spielt er beim Lessing



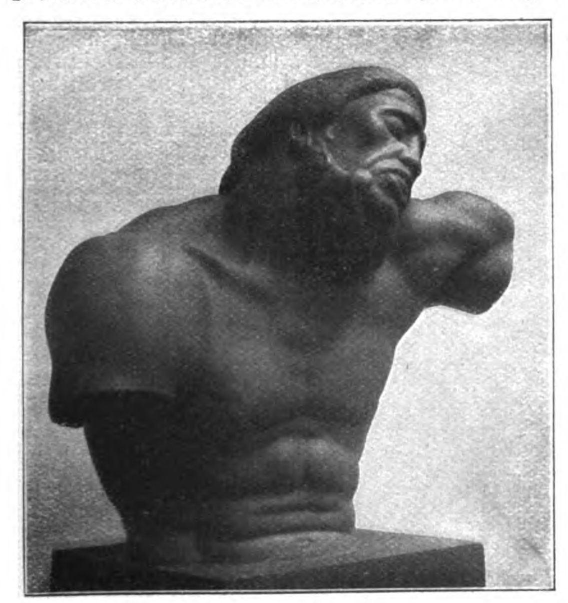
Hauptfigur vom Nibelungenbrunnen: Markgraf Rüdiger

Bildhauern der Franzose Maillol. Nur daß Metzners Formensprache ebenso unverkennbar germanisch wie die des anderen romanisch und gallisch ist. Zweifellos wirkt Metzner strenger und herber als Maillol. Ich möchte sagen: er ist minder erotisch und darum gewiß auch minder beschwingt. Lapidarer ist er, unkomplizierter, massiver und direkter. Aber wenn auch aus verschiedenen Rassen hervorblühend, so sind sie doch Brüder. Sie gehen denselben Weg. Blicken zum gleichen Ziel. Wie Maillol zu Rodin, so steht Metzner zu Klinger. Respektvoll, aber mit dem Bewußtsein des Überwinders. Womit bloß das evolutionistische Verhältnis, nicht eine absolute Wertschätzung ausgedrückt sein soll.

Manche finden Metzners breite Behandlung der Flächen zu summarisch, zu undifferenziert. Sie vermissen Intimität, Zärtlichkeit, Lieblichkeit. Es ist wahr, Metzner ist in hohem Grade männlich, ist vielleicht der männlichste unter allen moderenen Plastikern. Kosendes Detail zu geben, war ihm nie ein Bedürfnis. Jedenfalls: es wegzulassen



Die Hauptfigur des Stelzhamerdenkmals in Linz a. d. D.



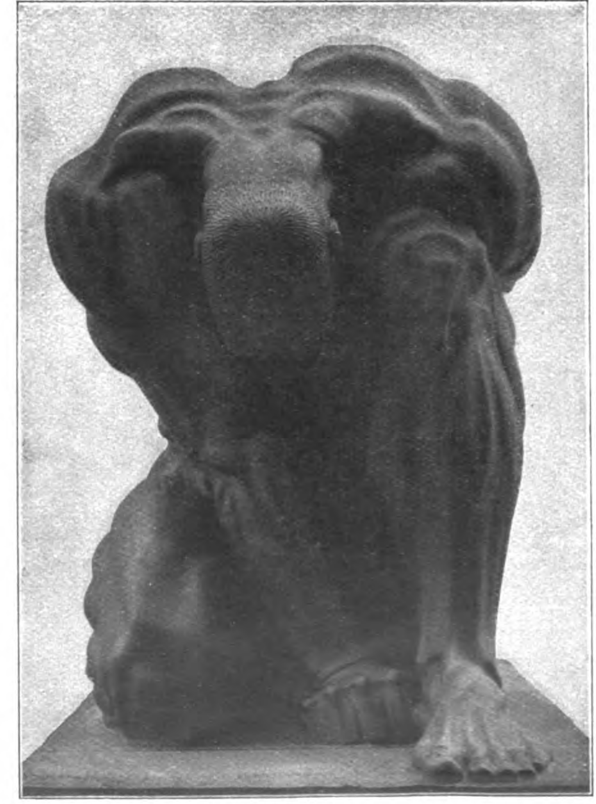
Sterbender Krieger

dann ferner den offenen Rocksaum dazu aus, | dahin. um die sich verjüngende Vertikalrichtung des Ganzen unauffällig, aber eindringlich zu betonen. Umgekehrt werden bei der Riesenfigur des „Leidtragenden“ die wenigen Querfalten des enggezogenen Gewandes dazu benutzt, um der kompositionellen Höhentendenz des Ganzen ein gewisses Gegengewicht beizufügen und hierdurch den Einklang in der vornübergebeugten Haltung der Figur in langsamen Übergängen herbeizuführen. In anderen Fällen verzichtet Metzner auf Faltengebung fast ganz, wodurch eine Figur wie die „Werdende Mutter“ in ihrem unteren Teil beinahe etwas Säulenartiges bekommt. Aber gerade diese sehr bewußte Eintönigkeit ist von ergreifender Wirkung. Eine einzige breite Einsenkung des Hängegewandes bringt die Körperveränderung der Schwangeren zum Ausdruck — ein Motiv, das durch die Querlage des ruhenden Unterarmes noch aufs wirksamste verstärkt wird. Die Sparsamkeit der Formgebung ist hier äußerst eindrucksvoll und ein Zeichen hoher künstlerischer Meisterschaft.

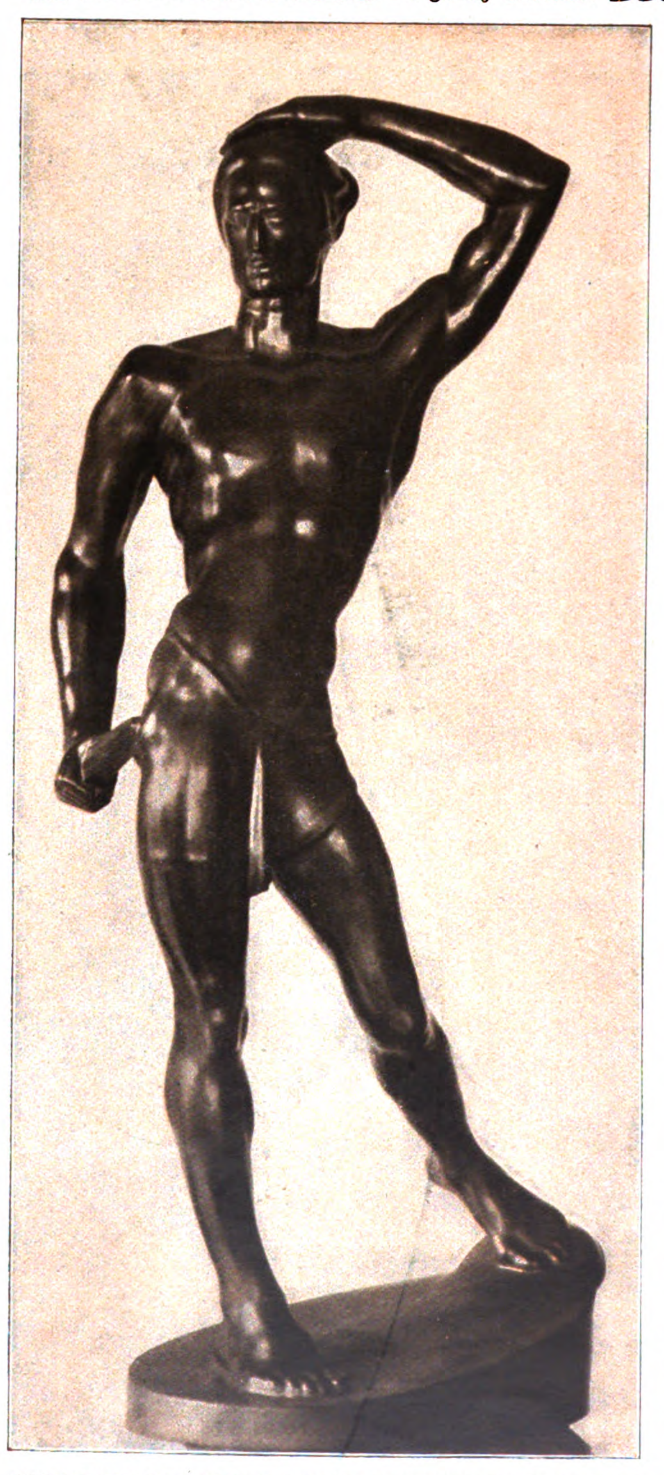
⌘ ⌘ ⌘

Die gleiche Figur möge uns zeigen, wie Metzner das Seelische behandelt. Er bringt es nur ganz bescheiden und ohne Pathetik, rein durch die Ausdrucksfähigkeit der Linien an. So hier durch die fast unmerkliche Neigung des Hauptes, in dem eine stumme Resignation liegt. Das ist für Metzner sehr charakteristisch.

Scheinbar steht bei ihm das Seelische an zweiter Stelle. In der Tat kann er gelegentlich, zumal in Jugendwerken, des Seelischen fast entraten. Das Körperlich-Konstruktive, das Rhythmisch-Bewegte der Erscheinung vermochten ihn so stark hinzunehmen, daß er fast ganz darin aufging. In der Hinsicht ist von Spätwerken sein wundervoller Marmor eines männlichen Torsos, mit dem weichen kontrastierenden Spiel der Muskelschwellungen unter der Haut, eine Gipfelleistung. An sich genügt es ja auch völlig, wenn ein Stück Plastik in dieser Weise aufs vollkommenste durchgearbeitet ist. Man fühlt dann gleichsam mit den Fingerspitzen das eingefangene innere Leben, gleitet wie mit tastenden Augen entzückt über das Oberflächenspiel der bewegten Körperformen dahin. Aber selbstredend würde uns



Erde



Siegfried

heutigen Menschen ein Künstler, der hierbei prinzipiell stehen geblieben wäre, kein volles Genüge tun. Wir würden sozusagen die Mystik bei ihm vermissen. Unser Allerinnerstes könnte er nicht bewegen.

Nein, wir wollen auch beim Plastiker, mag er auch eher als andere Künstler im Körperlichen sozusagen ausruhen dürfen, der seelischen Reizungen keineswegs entbehren. Auch bei ihm wollen wir etwas vom innersten Menschen spüren, der dahintersteht. Etwas von dem, das wir Seele nennen. Metzner ist in diesem Punkte im ganzen scheu und spröde. Keuschheit und Zartheit des Gefühles hielten ihn, den manchmal hart scheinenden, davon ab, von seinem Inneren viel zu verraten. Fast unwillkürlich schließt das Seelische sich bei ihm zu und sehr langsam und zaudernd nur schließt es sich bei ihm auf. Fast widerstrebend und unbewußt. Und dann ist es ein Ton tiefer bebender schmerzlicher Trauer, gleichsam das Ahnen eines Verhängnisses, sei es eines frühen Sterbens oder eines Zusammenbruches idealer und vaterländischer Beziehungen, was auf uns zuzustreben scheint. Ganz deutlich ist es niemals. Mehr ein Stammeln, ein wehes Sichlosreißen. Oder auch vielleicht ein dumpfes Dämmern, ein trauerndes Brüten. Schweift man über die Reihe Metznerscher figuraler Erfindungen, so sind es Stimmungen dieser Art, die uns am häufigsten begegnen. Wohl niemals die einer ausgelassenen und losgebundenen Freude, eines entzückten und rückhaltlosen Hinausjauchzens. Selbst diejenigen Metznerschen Figuren, die den stürmischsten Bewegungsrhythmus zeigen, flink bewegte Tänzerinnen, Plafondreliefs in einem Breslauer Privat-

hause, atmen nicht eigentlich den Geist lachender Freude. Es ist mehr ein stummes orgiastisches Rasen, das sie erfüllt, ein dunkles Hingegebensein an heiligen, sie durchschüttelnden Rausch. Je tiefer und schwerer hingegen die Trauer, desto echter glauben wir die eigenste Stimmung des Künstlers nachfühlend zu erkennen. So wirkt es denn wahrlich nicht als Zufall, daß sein letztes Werk, entstanden unter dem Eindruck der deutschen Niederlage, einen vollen Zusammenbruch darstellt. Ein Jahr lang hatte er vorher mit hoffender Hingebung an der bewegten Aktfigur eines Siegers (auch „Siegfried" genannt) gearbeitet; einer Figur, in der er mit eigentümlicher neuer Wendung gewissen reifsten Schöpfungen der italienischen Hochrenaissance, besonders Benvenuto Cellinis, zu huldigen schien. Sehr ernst, ein schlanker, biegsamer Schicksalsträger, war diese Figur. Aber ganz in sich zusammengebrochen, völlig vom Schicksal überwältigt, schrankenlos durchwühlendem Schmerze hingegeben ist die kleine, zusammengekauerte Gestalt, die Metzners künstlerisches Schlußwort ist. Rein äußerlich nimmt der Künstler hier ein Motiv wieder auf, das er vorher öfters, zum Teil in kolossalem Maßstabe behandelt hat, bald als „Erde", bald als „Weib" oder sonstwie: den zu einem geschlossenen Haufen geballten und in sich gekrümmten menschlichen Leib, als Ausdruck höchster plastischer Geschlossenheit. Aber jetzt ist es plötzlich aufs tiefste durchseelt, ist ganz von Empfindung durchzuckt, und das berührt um so tiefer, als auch hier jener starke athletische Körper wiedergegeben ist, den Metzner so liebte: hilflos zusammengebrochen, was vorher kraftvolle und unbeugsame Gesundheit war.

Gesund wollte er sein. In

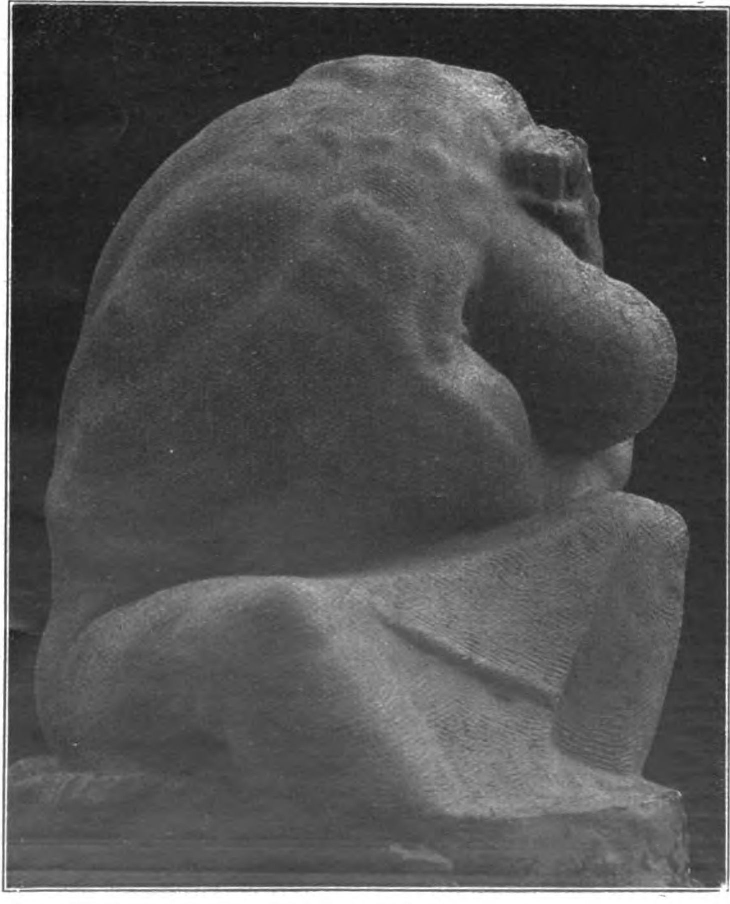


Tänzerin

unserer kranken Zeit war er geradezu ein Anbeter der Gesundheit. Wie auch der Kraft, der Geschlossenheit und der inneren schweigsamen Stärke. Vieles davon besaß er selbst. Nur leider die Gesundheit nicht, so sehr er sie auch äußerlich vorzutäuschen vermochte. Wohl die Gesundheit der Seele und der Gesinnung. Und erst recht die der Schaffenskraft. Aber nicht die des Leibes. Doch was galt ihm der eigene Leib? So sehr er in seiner Kunst den Leib liebte, suchte und verherrlichte, den eigenen hielt er nur wert, geopfert zu werden. Aufzugehen, zu verbrennen in unsäglicher Arbeit. In einer Anspannung aller Kräfte zur Erreichung immer höherer Vollkommenheit, zur heroischen Konzentration letzter Ausdrucksmöglichkeit. Darum war er auch ein ganz außerordentlicher Porträtist. Freilich fast ausschließlich durchgereifter männlicher Persönlichkeiten. Die etwa zwei Dutzend Büsten, die von ihm stammen, zeigen ihn in stetem künstlerischen Fortschreiten. Und stets war es der Ausdruck tiefen, oft brütenden Ernstes, der ihn fesselte, der ihn beherrschte. Er war das, was seinem eigenen Inneren entsprach. So gab er, ohne daß er danach trachtete, den Köpfen, die er modellierte, stets Bedeutung. Formal und seelisch raffte er das Innerste zusammen. Eine wundervolle Ganzheit entstand, in jedem einzelnen Fall. Denn ganz war er selber, fern aller Halbheit, ein prachtvoller Mensch, ein in die Zeiten ragender Künstler: ein schöpferisch Begnadeter, dessen Auge „ganz inwendig voller Figur" war und dessen Finger, wenn sie nur ein Klümpchen Ton zwischen sich bekamen, wie aus unbezwingbarem Drang und seltsam inspiriert, unwillkürlich zu kneten anfingen, um immer neue Formgeburten schöpferisch aus sich herauszustellen.



Franz Metzner
Aufnahme von Ranft



Zusammenbruch

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Waldemar Bonsels: Eros und die Evangelien. Aus den Notizen eines Vagabunden (Frankfurt a. M., Rütten & Loening) — **Heinrich Mann: Die Tote** (München, O. C. Recht) — **Julius Berstl: Überall Molly und Liebe** (Berlin, Wilhelm Borngräber) — **Alfred Döblin: Der schwarze Vorhang** (Berlin, S. Fischer) — **Wilhelm Seb. Schmerl: Kaspar Lederer der Schulz** (München, C. H. Beck) — **Rudolf Haas: Die wilden Goldschweine** (Leipzig, L. Staackmann) — **Friedel Merzenich: Der fremde Vogel** (Leipzig, Bibliographisches Institut)

Genau vor drei Jahren, im Juni 1918, stellten wir hier als eine der besten Hoffnungen deutscher Erzählungskunst **Waldemar Bonsels** hin, inzwischen hat der Dichter nichts getan, diese Hoffnung zu enttäuschen; er ist sich und seiner freien, stillen, tiefgründigen Art nicht nur treu geblieben, er hat sich auch in ihr entwickelt. Nachdem er uns als Zwischenspiel und als ein Zeichen ungewöhnlicher Dichterkraft seinen **Don Juan** geschenkt hat, ein Epos in zwölf Gesängen, das von einer tiefen Grundidee ausgeht und, wenn auch als Ganzes nicht völlig gelungen, doch in einzelnen Teilen von hoher dichterischer Schönheit blüht, legt er jetzt einen zweiten Band jener Vagabundennotizen: **Eros und die Evangelien** vor. Aber wer hier etwa lustige Landstreicherabenteuer erwartet, der wird eine arge Enttäuschung erleben. Man muß das Wort Vagabund schon etwa mit ruheloser Erdenfremdling übersetzen, wenn man dem Sinn des Bonselsschen Landstreichers nahekommen will. Wie der Stromer überall fremd ist und doch in der Landstraße seine eigentliche Heimat sieht, zu der ihn ein unerklärliches Heimweh immer wieder hinaustreibt, so fühlt sich auch der Bonselssche Seelensucher und Weltwanderer als Fremdling, und doch liebt er die Erde als seine schöne Heimat. Nur die Herzensgewalt eines Dichters vermag beides in ein einheitliches Verhältnis zu bringen, und diese Herzensgewalt spürt man beim Lesen fast auf jeder Seite. Eine schwere, tiefe Natur, die sich von allen Vorurteilen des Durchschnittsmenschen befreit hat, sucht hier nach dem einen, was nottut, nach der ewigen Güte und Vernunft des Weltwesens.

Als Angestellter einer Druckerei fristet der Vagabund kärglich sein Leben, als er eines Tages durch Zufall in eine fremde Wohnung gerät, wo er nun sein Wunder erlebt. Ein krankes, dem Tode geweihtes Mädchen, das allein mit ihrer Mutter wohnt, ist dieses Wunder. Sie liegt ruhig auf ihrem weißen Krankenlager, von dem sich ihr blasses Gesicht kaum abhebt, aber er merkt sogleich, daß es kein gewöhnliches Wesen ist, das den Eindringling mit ihren großen, ruhigen Augen anblickt. Der Vagabund erklärt ihr: „Als ich dies Zimmer betrat und Umschau in ihm gehalten hatte, als ich Ihre Mutter und Sie gewahr geworden war, hatte ich das quälende Schuldbewußtsein, in das uns Mitleid zu stürzen vermag, aber seit ich nun in der ruhigen Helligkeit Ihrer Augen stehe, bin ich nichts mehr schuldig, Ihre Augen machen das Herz frei." Das Mädchen richtet sich auf, stützt sich auf ihre Ellenbogen und sieht ihn mit so großem Erstaunen an, daß er, wie vor sich selbst, erschrickt. „So bist du nun doch gekommen," sagt das Mädchen schüchtern und langsam, aber mit großer Deutlichkeit und ganz blaß geworden. Sie kann es nicht fassen, daß sie, die völlig Vereinsamte, die an der Grenze des Lebens steht, nun plötzlich noch den einen Menschen gefunden hat, zu dem man Du sagt. Voll ergreifender Zartheit und Tiefe ist nun das Werden und Wachsen der Seelenfreundschaft zwischen beiden. Wir werden in eine reinere, lichtere, höhere Welt versetzt, wie sie nur ein Dichter, vielleicht nur ein deutscher Dichter erträumen und erschaffen kann. Und es sind doch nur die armen vier Wände eines kleinen Raumes, in denen zwei Menschen diese Gemeinschaft kommt und so selbstverständlich heranwächst, wie das Tageslicht anbricht, „von großer Herbheit und so ernst, wie nur die Jugend zu sein vermag".

Gleich vollem Harfenton durchklingt eine wunderbare Tiefe und Innigkeit diese Gespräche zwischen den beiden seltsamen Menschen. An alle ernsten und hohen Fragen der Menschheit rühren sie. Eines Tages fragt er sie, was Liebe sei. „Ist sie ein Element, außerhalb unserer, eine Kraft, die in uns einzieht, eine Gnade, der wir teilhaftig werden? Wo ist ihr Ursprung, wo ihr Ende, wo ihr Sinn?" „Da hob Asja ihr Kinderhaupt aus dem weißen Kissenlager, neigte sich zu mir und sah mich an. Mir war, als bedrohte ihr Auge mich in einem unirdischen Schein, ich erbebte und tauchte in ihren Blick, der klar und still war. Ein unbeschreibliches Lächeln voll süßer Traurigkeit trug diese Stille zu mir. Da fühlte ich mein Herz wie Feuer brennen, schwieg und wußte, daß ich nie mehr im Leben diese Frage stellen würde."

So möchte man fortfahren, von dem Schönen mitzuteilen, das in diesem Buch beschlossen liegt. Möchte sprechen von der Seelengemeinschaft, wie sie Asja meint, oder von ihrem Christus und ihrem Glauben, den

sie selbst gefunden hat. Aufwühlend und erschütternd wie weniges, was Menschenhand geschrieben hat, ist ihr Tod ...

Der diktatorische Wunsch des Durchschnittslesers: am Leitseil der Begebenheiten, der „Handlung" geführt zu werden, ist hier schlechterdings nicht zu erfüllen, denn es sind so gut wie überhaupt keine äußeren Geschehnisse, alles ist innerliches Erleben. Mehr schon bietet der zweite Teil an sichtbaren Vorgängen. Der Held besinnt sich auf sein Vagabundentum, er wandert nordwärts und kommt ans Meer. Sehr schön ist die nächtliche Ankunft an dem großen Wasser und sein Eindruck auf den Wanderer geschildert, wie überhaupt Bonsels' Verhältnis zur Natur zu den reizvollsten Zügen seiner Künstlerschaft gehört. Auf eine jener merkwürdigen Arten, die meistens seine Bekanntschaften mit jungen Mädchen einleiten, lernt er hier eine junge Aristokratin kennen, die bei einer alten vornehmen Tante wohnt. Das Verhältnis mit dieser Kaja ist ebenso eindeutig wie kurz, aber meisterhaft erzählt und bei Schilderung der alten Tante Mimsey sogar von echtem Humor durchwürzt. Hier steht die bunte Welt der Vergänglichkeit jener Welt des Unwandelbaren, die des Scheins und Genusses jener der Liebe und des Geistes gegenüber. Wie bei Bonsels, dem Vagabunden mit der adligen Seele, nicht anders zu erwarten, endet das Buch mit einem Aufblick zu jener Welt der toten Asja, deren Andenken das der Lebenden überdauert.

Ein tiefes, feines Buch; nicht für jedermann, denn auch hier überwiegt, wie schon in jenem ersten Band, die Betrachtung und der Gedanke; nur besinnliche, ernste Menschen werden diesem ebenso empfindsamen wie philosophischen Landstreicher folgen. Mitunter geht der Dichter hierin sogar einen Schritt zu weit: nachdem er das Wesentliche schon gesagt hat, verweilt er noch nachsinnend in der Reflexion, auch ist ein hohes Selbstbewußtsein bei ihm offenbar nah verwandt mit einer gewissen Selbstsucht, die sich anderen, geringeren Menschen gegenüber nicht immer rücksichtsvoll hervortut. Aber was will das sagen bei einem Dichter, der seine dem Tode nahe Asja auf des Vagabunden Frage: was Auferstehung sei? so antworten läßt: „Wie mag ein Mensch fragen, was Auferstehung ist, dessen Seele nicht in der Schmerzensfinsternis ihres Grabes liegt? Fragt derjenige, der nicht gefallen ist, die Vorübergehenden, wie er sich erheben könnte? Wer aber nur deshalb fragt, weil er fürchtet, er möchte einmal fallen, der wird keine Antwort erhalten, denn er fragt aus Furcht, und Furcht ist nicht in der Liebe. Aber die Liebe, die in der Welt allein zu antworten vermag, kann nur der Liebe antworten. Sieh, das ist der Irrtum der Jahrhunderte, in denen unsere Geschlechter um Freiheit ringen, daß sie hoffen, die Liebe möchte der Lieblosigkeit Antwort geben. Nur wer aus der Wahrheit ist, hört die Stimme der Wahrheit, und wer aus der Liebe ist, hört die Stimme der Liebe ..."

Durch einen Zufall kommt mir nach Bonsels' Erzählung von der Welt der sterbenden und toten Asja ein neues Novellenbuch von Heinrich Mann in die Hand: Die Tote. Die bedeutendste und längste Erzählung darin, nach der das Buch seinen Titel hat, behandelt gleichfalls die seelische Einwirkung einer soeben gestorbenen Geliebten auf den zurückgebliebenen Mann. Da bietet sich Gelegenheit zu einem höchst fesselnden Vergleich zwischen den beiden Dichtern. Ein Senkblei lockt zur Tiefenmessung. Tod und Liebe sind zwei vortreffliche Prüfsteine für Dichter, zumal wenn sie sich nahe berühren. Laßt uns sehen: Heinrich Mann schildert einen offenbar in seinem Beruf sehr tüchtigen und gescheiten Geschäftsmann namens Cromer, wie er aus der Großstadt nach des Tages Arbeit in sein Landhaus am See zurückkehrt. Seine Geliebte, eine Schauspielerin, ist, weil sie ihn betrogen hat, einige Tage vorher in den Tod gegangen, und in Gedanken an sie schreitet er durch mondbrhellten Garten dem Hause zu. Allerhand merkwürdige Eindrücke beschäftigen seine Gedanken, und schließlich, als er im Bett liegt, erblickt er plötzlich die Tote, vom Mondlicht erhellt in der Tür. Es ist, wie sich bald herausstellt, ihr lebensgroßes Bild, das sein Diener an der Tür befestigt hat. Als er am andern Abend wieder nach Hause kommt, spürt er eine unerklärliche Unruhe. Und wirklich: die Spukerscheinungen häufen sich. Er findet ihre Briefe und liest darin von einem seltsamen Mann, der in ihr Leben getreten sei. Im selben Augenblick raschelt der Brief in seiner Hand von einem Luftzug, und er bemerkt einen Menschen im Zimmer, eben den, der an jener Briefstelle beschrieben ist, ein höchst wunderliches, spinnenartiges Männchen, das dann erzählt, es habe die Tote gekannt, und nach und nach allerhand Wunderliches von ihr berichtet, während aus dem Bild der Toten zwei lebendige Augen auf Cromer herabsehen. Wie ein unheimliches Gespenst macht sich dann das Männchen davon. Der Diener will nichts gesehen haben, offenbar handelt er im Einverständnis mit dem Fremden. Das Merkwürdigste aber ist: in den nächsten Tagen findet er immer kleine Zusätze in ihren Briefen von ihrer eigenen Hand, mitunter auch kleine Zettel, die dazwischengelegt sind. Schließlich enthält einer der Briefe die Aufforderung, mit ihr zu fliehen: „nimm alles mit, was wir brauchen." Cromer versteht. Er bleibt einige Tage in der Stadt und kehrt dann zurück mit einem ganzen Paket von Wertpapieren. Er setzt sich vor das Bild mit den lebendigen Augen und breitet die Papiere auf einem Tisch aus. Zustimmend schließen sich die beiden Augen im Bilde für eine Weile, und Cromer geht in sein Zimmer. Wie er erwartet hat, so geschieht's. Bald hört er im Garten eilige

Schritte und darauf ein Auto davonfahren. Auch sein Diener ist verschwunden. Er untersucht das Bild: die Augen sind ausgeschnitten. Cromer legt sich ruhig schlafen — er hat Betrug mit Betrug vergolten, jene Papiere waren gefälscht . . .

So Heinrich Mann. Die Geschichte ist meisterhaft erzählt, kein Zuviel, kein Zuwenig, jede Spannung klug berechnet und das Detail geschickt verteilt. Und doch: was ist das Ganze? eine Hochstaplergeschichte. Darin liegt an sich kein Tadel. Nur daß Mann jede der vielen so naheliegenden Gelegenheiten, die Spannungsreize der Erzählung durch tiefere Empfindungen und Gedanken zu adeln, durch psychologische und ethische Beweggründe höher zu rücken, hat vorübergehen lassen, ist ihm zum Vorwurf zu machen. Heinrich Mann hat, im Gegensatz zu seinem Bruder Thomas, immer nur nach dem Effekt gehascht, sofern er nicht andere als künstlerische Zwecke verfolgte, er ist ein geschickter Erzähler und Satiriker, aber im Grunde flach und kalt. Von einem Bonsels trennt ihn eine Welt.

Daß an guten Stoffen, die nur einer ihrer würdigen Behandlung harren, noch immer kein Mangel ist, bezeugt Julius Berstls Roman Überall Molly und Liebe. Der Name Molly verrät dem literaturkundigen Leser schon den Inhalt: Gottfried August Bürgers unselige ‚Dreieckehe'. Der Roman beginnt mit des Dichters Werbung um die Hand von Dorette bei ihrem Vater, dem Justizamtmann Leonhart zu Niedeck, und wir werden mit keckem epischem Griff sogleich in medias res geführt, wenn der knorrige Alte den Werber anfährt: „Welche ist's, sagt Ihr? He, Ihr Sackermenter? Dorette, das braune Reh, Herr Poetaster?" Freilich ist es die Dorette, denn die andere, Gustchen, ist ja erst fünfzehn Jahre alt. Überdies eilt es bei Dorette aus Gründen, von denen der gestrenge Vater nichts weiß . . . Und doch wird Gustel, die Molly der Bürgerschen Liebesgedichte, das eigentliche Verhängnis dieser Ehe. Es ist bekannt, wie Bürger die hübsche Schwägerin bald seiner Frau vorzieht, und wie sich, unter Zustimmung der still duldenden Gattin, jenes unselige Doppelverhältnis entwickelt, in dem beide ihm Kinder gebären, aber Auguste eigentlich die Frau ist, für die Dorette öffentlich gilt. Bekannt auch der erlösende Tod der armen Frau, die Heirat der beiden anderen, bis auch Molly für immer von dem Geliebten und von der Welt scheidet. Berstl hat sich nicht verleiten lassen, einen lebensgeschichtlichen Roman in der breitausladenden Vollständigkeit, wie sie seit einigen Jahren Mode sind, aus diesem Dichterleben zu schöpfen. Die biographischen Einzelheiten treten zurück, es kommt ihm darauf an, das tragische Moment des dreieckigen Verhältnisses und die ringende Persönlichkeit des Dichters stark herauszuheben, und das ist ihm in der Hauptsache gelungen. Die expressionistische Form, die übrigens bald eine Mode von gestern sein wird und die sich für einen Roman im allgemeinen nicht eignet, weil seine Kunstart eines gewissen epischen Fließens nicht entraten kann, ist hier ausnahmsweise nicht unzweckmäßig, weil das Ganze von Leidenschaft, von sprunghaften Begebenheiten und von der wilden Unrast eines ungebändigten Dichtergenies erfüllt wird. So ist der Roman spannend und mit sicherem Blick für dramatische Wirkungen geschrieben. Freilich hat es der Verfasser nicht erreicht, die menschliche und musische Fülle Bürgers ganz auszuschöpfen, eines Dichters, der — entgegen verschiedenen Literaturgeschichten und entgegen selbst dem ungerechten Urteil Schillers — dank seiner herrlichen Urwüchsigkeit und Naturkraft zu den ersten gehört, schon weil er das Meisterstück aller deutschen Balladen, ‚Die Lenore', schaffen konnte. Aber das war auch wohl gar nicht die Absicht Berstls. Ihn reizte die Aufgabe, das merkwürdige Liebesverhältnis dieser sinnlich-unstäten Künstlerseele zu durchleuchten, und das ist ihm nicht übel gelungen. Schließlich war das ja auch Bürgers Verhängnis, und darin wenigstens muß man dem künstlerisch anders eingestellten Schiller recht geben, daß die ästhetischen Unzulänglichkeiten Bürgers auf seine sittlichen zurückzuführen sind, und daß daher die Sicherheit, die ihm im Leben nicht gegeben war, notwendig auch oft seinen Kunstwerken fehlt. —

Arg enttäuscht wird man von dem „neuen" Roman Alfred Döblins. Dieser vielleicht begabteste Erzähler im jungen Nachwuchs bietet unter dem seltsamen Titel Der schwarze Vorhang, Roman von den Worten und Zufällen, ein höchst verworrenes Werk, unreif, dick aufgetragen, aufgepeitscht, abstoßend und, was nicht an letzter Stelle stehen sollte: auf die Dauer langweilig. In einem „Vermerk" liest man zur Erklärung dieser Eindrücke, daß der Roman, 1902/3 geschrieben, bisher keinen Verleger gefunden hat. Das steigert meine (nicht in allen Fällen hohe) Achtung vor den Verlegern. Zwar ist es nicht übel gesagt, wenn Döblin mit humoristischem Zwinkern bekennt: „Durchschnittlich brauche ich, um ein Buch herauszubringen, vier Jahre, das heißt vier Jahre Ringkampf mit den Verlegern", aber man möchte doch, auch um seinetwillen, wünschen, daß diesmal der Verleger Sieger in dem Ringkampf geblieben wäre, denn den nach seinem ‚Wallenstein' schon gefestigten literarischen Ruf des Erzählers Döblin wird dies Frühwerk schwerlich erhöhen. Schriftsteller sollten von klugen Hundezüchtern lernen, daß man dem Ruf der Rasse schadet, wenn man immer den ganzen Wurf aufzieht, für einige verkümmerte Exemplare ist's besser, man ersäuft sie rechtzeitig, noch bevor sie „Augen bekommen". Dies Mißgewächs hat noch heute, in einem Alter von neunzehn Jahren, keine Augen, es tappt blindlings ohne Ziel und Zweck dahin und

purzelt über die eigenen schwachen Beinchen. Der Untertitel hat ganz recht: ‚Von den Worten und Zufällen' — selbst der bei der Moderne so verpönte bestimmte Artikel ist hier am Platz, denn nicht nur aus Worten und Zufällen allgemein wird dieser Roman gebildet, sondern aus den Worten und Zufällen, die nur bei einem unreifen Kopf entschuldbar sind. Das Buch berichtet in abgerissener Form (Spinner, Weber und Seiler vom Fach halten das Abgerissene nicht gerade für ein Zeichen besonderer Meisterschaft) von den Nöten und Kämpfen, man kann auch sagen Krämpfen eines Jünglings: seelischen, geistigen und vor allem geschlechtlichen. Mit Haß und Liebe, oder, wie Strindberg es nennt, mit Liebeshaß verfolgt ihn, verfolgt er die stolze Irene, die kühle Rothaarige, die ihn immer wieder anzieht, immer wieder abstößt, bis er sie endlich wie folgt erledigt: „Wie er sie umschlang, hatten seine Zähne tief in den weißen Hals und die Kehle geschlagen, das Gesicht in den Blutstrom gedrückt, schlürfte er an ihrem Halse, die mit leisem Keuchen gegen seine Umklammerung anrang. Er seufzte mit gepreßten Kiefern und zitterte: wie warm, wie warm." Ich denke, diese Probe genügt. Weshalb läßt ein Mann wie Döblin, der weiß Gott ein Könner von Rang und Reiz ist, solche Jugendverirrung heute drucken? Hält er es für kraftgenialisch? Ich halte es nur für geschmacklos, denn dazu: einen solchen Vorgang sich auszudenken, gehört nichts weiter als die plumpe Einbildungskraft eines Sadisten. Und das ist Döblin doch sicherlich nicht. Obwohl Spuren seiner Begabung auch in diesem Werk zu finden sind — wir hätten doch, um seinetwillen, gern darauf verzichtet.

Nicht „gefragt" an der literarischen Börse, wo die Ausrufer sich überschreien und die Vettermichelei ihre Geschäfte macht, ist **Wilhelm Seb. Schmerl.** Und doch gehört er zu den Epikern, die noch wirklich „Geschichten" zu erzählen wissen und die am Erzählen noch Freude haben. Sein soeben erschienener Roman **Kaspar Lederer der Schulz** bezeugt das aufs neue. Es handelt sich um einen Justizmord Ende des 16. Jahrhunderts. Der neue Pfarrherr von Gollhofen will die protestantische Lehre, die schon gewichtige Anhänger im Dorf hat, mit aller Strenge durchführen und die goldenen und silbernen Gefäße, den Kirchenschatz der Gemeinde, verkaufen. Der Schulz Kaspar Lederer, dem dieser Verkauf übertragen wird, zögert damit, weil er seine Bauern kennt und weiß, daß es böses Blut geben wird, denn viele sind noch katholisch, und zu dem Schatz haben ihre Voreltern beigetragen. Da wird das Kirchengut dem Schulzen, der es in Verwahr hat, von einem ihm feindlichen Bauern gestohlen, und verschiedene Umstände lassen den Schulzen selber als verdächtig erscheinen, den Schatz unterschlagen und zu Geld gemacht zu haben. Wie er nun trotz seiner Unschuld, nachdem er auf der Folter ein falsches Geständnis abgelegt, hingerichtet wird, wie die Gegenseite triumphiert, aber entlarvt wird und der Anstifter jenes Diebstahls schließlich sein erbärmliches Ende findet, das wird mit vielen Nebenumständen auf 317 Seiten spannend, wenn auch ohne literarische Ansprüche erzählt. Ein lesbarer Unterhaltungsroman.

Höher steht **Rudolf Haas**, unser alter Bekannter und hier ein wenig Verwöhnter, denn schon Carl Busse hat ihn an dieser Stelle gern verhätschelt. Er verdient es aber auch. Sein neuer Roman **Die wilden Goldschweine** weist seine alten Vorzüge auf: sonnenhelle Weltfreude und Lebensbejahung, kerngesundes, tief im Volkstum wurzelndes Empfinden, geraden Sinn und lachenden Humor. Überraschende Offenbarungen bringt er nicht, es ist die Vorgeschichte des hier seinerzeit veröffentlichten Romans ‚Michel Blank und seine Liesel'. Die wilden Goldschweine sind eine lustige Stammtischgesellschaft, die im Gasthaus „Zum goldenen Wildschwein" ihre regelmäßigen Sitzungen abhält, aber nicht nur lustig ist, sondern auch gemeinschaftlich Gutes wirkt. Die soziale Frage spielt diesmal tief hinein, Haas steht ihr mit der verstehenden Menschenliebe, aber auch der ruhigen Besonnenheit gegenüber, die seine Schriften wie eine frische stählende Luft durchwehen. Das Buch ist vor der Revolution geschrieben, der Verfasser hat es aber unverändert gelassen; mit Recht ist er der Meinung, daß die Vorkriegszeit, die er hier schildert und die jetzt endgültig vorbei ist, trotz aller Mängel doch auch viel Gutes, Tüchtiges und Wertvolles in sich gehabt hat, das festzuhalten und, soweit es gerettet zu werden verdient, in unsere Gegenwart hinüberzuretten ihm eine dankbare Aufgabe scheint. Die Kleinstadtoriginale, die Triebl-Haas zeichnet, sind wieder scharf und launig geschaut, der gutherzige Idealist Hans Trux hat die Züge eines Jean Paulschen Helden, und all die Stammtischgäste mit ihren drolligen Spitznamen (Stadtstorch, Planetentöpfer, Opopoi, Paukenhengst, Kiki usw.) sind prachtvolle Typen behaglichen und doch tatkräftigen deutschen Bürgertums. Sie halten den Unwettern des Geschicks und der sozialen Kämpfe, die über sie hinwegbrausen, tapfer stand und finden zuletzt ihren weltfreudigen Humor wieder, wie wir das vom echten Trieblschlage nicht anders erwarten.

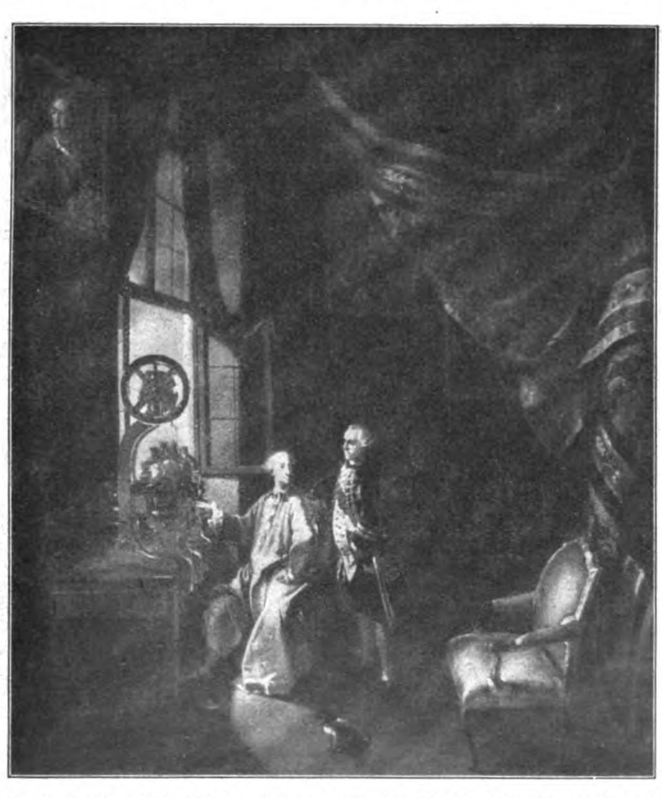
Der im vorigen Jahr in unseren Monatsheften abgedruckte Roman von **Friedel Merzenich: Der fremde Vogel** ist jetzt im Verlage des Bibliographischen Instituts Leipzig als Buch erschienen.



Illustrierte Rundschau

Münchner Malerei um 1800 — Der Maximilianharnisch — Anhängeetiketten — Handarbeiten — Zu unsern Bildern

Unsere Sehnsucht beginnt, sich auch künstlerisch rückwärts zu wenden, und zwar aus tieferen Gründen als einer romantisch spielenden Laune. Wir stehen ratlos und unsicher vor Gegenwart und Zukunft, und wer noch an Rettung glaubt, kann sie nur in dem finden, was tüchtig und eigentümlich deutsch ist. Manches, was uns Trost oder Muster sein könnte, ist verschollen oder doch der Gesamtheit unbekannt, und so regt sich an vielen Orten das Bestreben, den Zeitenschutt, der sich über kostbare Schätze gelagert hat, wegzuräumen, so daß sie sich wieder allen Augen in ursprünglicher Schönheit darbieten. Unsere Leser wissen, wie stattlich die Heidelberger Maler der Romantik aus dem Dunkel des Vergessens hervorgetreten sind. Eine im vorigen Jahr veranstaltete Bildnisausstellung der Berliner Akademie bescherte dem Betrachter mancherlei Entdeckerfreuden. Eine reiche Ernte breitete die Ausstellung aus, die die Münchner Galerie Heinemann unter dem Namen „Münchner Malerei um 1800" veranstaltete und von der wir hier ein paar Proben zeigen. Sie umfaßte im wesentlichen die Jahre 1775 bis 1825, d. h. die Zeit des ausgehenden Rokokos bis zum Auftreten Peters von Cornelius und zog eine Menge neuer Künstler und Bilder ans Tageslicht. Uns fesseln vornehmlich die Bildnis- und Landschaftsmaler, die der akademisch-klassizistische Geschmack der Zeit nicht für voll genommen hat und an deren natürlicher Frische wir unsere helle Freude haben: der bürgerliche Edlinger, der sachliche Dillis, der seelisch empfindsame Wilhelm Kobell, der frisch sinnliche Wagenbaum, der derb zupackende Dorner. „Es ist," wie Adolf Feulner in der Einleitung des sorgsam ausgearbeiteten Kataloges sagt, „nicht nur die ungekünstelte, pedantische Schlichtheit, die Ehrlichkeit und Natürlichkeit der Anschauung, die uns rührt, sondern mehr noch der Gehalt, der tiefere Inhalt, das Stimmungsvolle, die Gefühlsinnigkeit, Empfindungsseligkeit, die uns diese frühromantische Malerei wertvoll machen."



Kurfürst Max Joseph III. von Bayern an der Drehbank mit dem Grafen Salern. Gemälde von Joh. Jakob Dorner d. Älteren. (Aus der Ausstellung „Münchner Malerei um 1800" in der Galerie Heinemann, München)

❧ ❧ ❧

Der auf S. 431 abgebildete Harnisch ist aus mehreren Gründen eine bemerkenswerte Seltenheit. Wohl erfreut sich das Zeughaus in Berlin, das ihn vor kurzem erworben hat, einer großen Anzahl von Rüstungen, aber sehr viele sind durch moderne Ergänzungen in den Augen des Sammlers entstellt und nur verschwindend wenige vom Kopf bis zu den Füßen und bis in die letzten Fingerglieder der Handschuhe gut erhalten. Diese Tadellosigkeit ist der Neuerwerbung nachzurühmen, und sie ist um so wertvoller, als es sich nicht um ein Prunkstück sondern um einen Gebrauchsharnisch fürs Feld handelt. Er stammt aus dem beginnenden 16. Jahrhundert. Das

sinnfälligste Stilmerkmal für eine genauere zeitliche Begrenzung liefert (nach Paul Post in den „Berliner Museen") die Belebung der Harnischoberfläche mit langen Riefelungen, die für eine Erfindung Kaiser Maximilians galten. Der Meister des Werks ist gewiß in Nürnberg oder Augsburg zu suchen.

❀ ❀ ❀

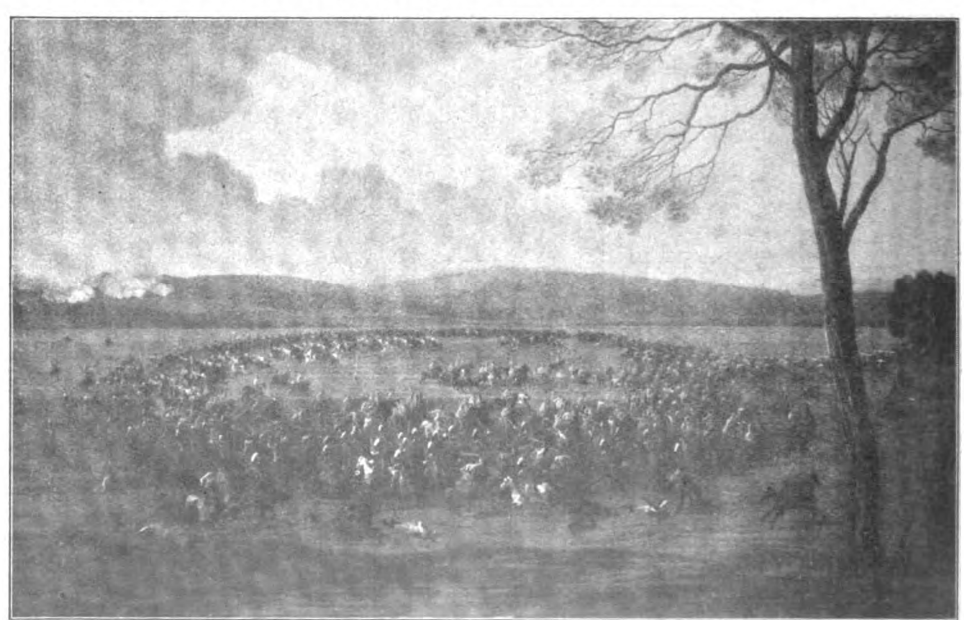
Die Uhrkettenfabrik Kollmar & Jourdan in Pforzheim hatte ein *Preisausschreiben für Anhängeetiketten* erlassen und damit eine außerordentlich große Zahl von Künstlern in einen anregenden Wettbewerb gelockt. Denn so klein und unwesentlich die Aufgabe schien: es stellte sich bald heraus, daß sie, ernsthaft angepackt, beträchtliche Schwierigkeiten bot, sollten doch Form und Farbe verschieden sein, um sofort die Güte des ausgezeichneten Gegenstandes erkennen zu lassen, und die Schrift sollte verschiedenartig verteilt sein, und sonstigen praktischen Anforderungen hieß es zu genügen. Wir zeigen aus der Fülle der Lösungen einige der preisgekrönten, die trotz der Einfarbigkeit der Wiedergabe schon die Mannigfaltigkeit der künstlerischen Einfälle verraten.



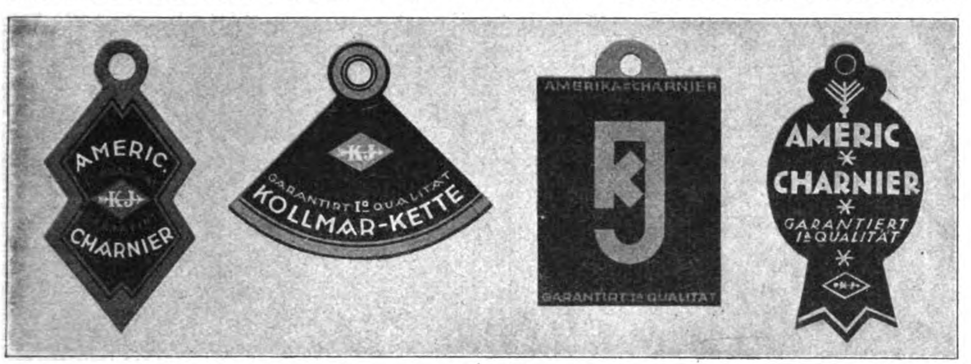
Selbstbildnis. Gemälde von Maria Elektrine Freifrau von Freyberg (München, Galerie Heinemann)

❀ ❀ ❀

Zum Schluß des Heftes bringen wir *Handarbeiten*. Aus der Staatlichen Kunstgewerbeschule in Stuttgart stammt der gebatikte *Lampenschirm* von *Helene Ell-*



Die Tannerschlacht des Bayr. 1. Chevauxleger-Regiments bei Abensberg 1809. Gemälde von Wilhelm von Kobell. (Aus der Ausstellung „Münchner Malerei um 1800" in der Galerie Heinemann, München)



Preisgekrönte Entwürfe aus einem Wettbewerb der Firma Kollmar & Jourdan, Pforzheim, zur Erlangung von neuzeitlichen Anhängeetiketten

menreich, einer Schülerin Bernhard Pankoks und Laura Eberhardts. Die Batiktechnik, die sich mancher schon ein wenig übergesehen hat, weil sie wahllos für alles verwandt wurde, eignet sich für Lampenschirme vortrefflich. Im Schein des Lichts werden die bunten Töne lebendig. Die Glut der roten Farben wird gesteigert, die Härte der blauen wird gedämpft, Grün und Gelb gehen leise ineinander über. Der Ellmenreichsche Lampenschirm paßt mit seinen ungekünstelten Tierbildern in das Kinderzimmer, und auch uns Großen wird er, erleuchtet, eine liebenswürdige Laterna magica sein, die uns an Zeiten erinnert, wo die Welt noch sehr bunt und sehr einfach war. Die Firma Winsen in Altona-Ottensen hatte sich mit dem Kunstgewerbemuseum in Altona in Verbindung gesetzt, um *künstlerische Handarbeiten* zu erlangen, ein nachahmenswertes Beispiel. Das Haus trug die Kosten der Veranstaltung und zahlte die Preise. Die Museumsleitung half mit künstlerisch gebildetem Rat und gab Räume für die Ausstellung der Arbeiten her. Eine große Anzahl schöner Arbeiten wurde eingereicht. Die Einflüsse der modernen Malerei machten sich stark bemerkbar und nicht zum Schaden; zeichnet sich doch unsre jüngste Kunst, oft unfreiwillig, durch kunstgewerblich betrachtet reizvolle Leistungen aus. Unter den hier abgebildeten Kissen machen wir auf das von Berta Fritsch besonders aufmerksam; hier sind wollgeflochtene Zöpfe, gehäkelte Luftmaschen, gedrehte Schnüre in Spiralen wahllos aufgenäht. Das von Helene Ohnimus in Hamburg unter dem Stichwort „Gebirge“ ausgestellte Kissen ist eine geschmackvolle Kreuzsticharbeit in Wolle auf Stramin. Auch hier glaubt man eine der zu letzter Einfachheit stilisierten Landschaften zu sehen, wie sie unsre revolutionäre Jugend malt, nur daß hier das Ausdrucksmittel natürlich und keineswegs übertrieben absonderlich wirkt.

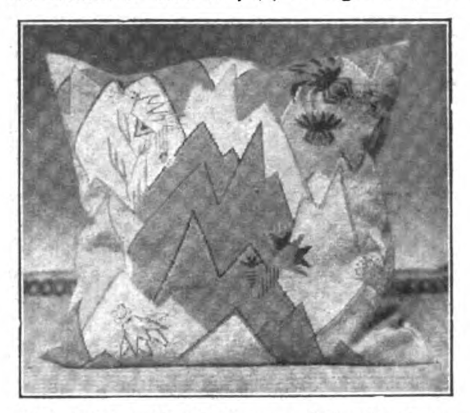


Eine Neuerwerbung des Berliner Zeughauses: Maximilianharnisch

✻ ✻ ✻

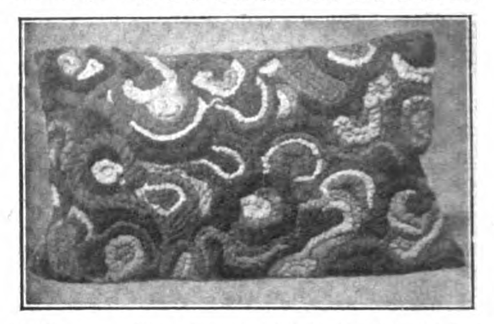
Unter unsern Bildern befindet sich diesmal kaum eines, an das unsre Leser erst durch ein vermittelndes oder einladendes Wort herangeführt werden müßten. Die Gladiolen von H. *Mittag* stehen sauber und

geschmackvoll gemalt in der chinesischen Vase auf dem rotbraun gedeckten Tisch. So ein Stilleben ist für den Beschauer ein beruhigender Genuß. Man könnte sich denken, daß ein Mann in Arbeitshose, eine Frau in der



Kissen in Kreuzstich: Gebirge von Helene Ohnimus, Hamburg. Aus einem Wettbewerb für Handarbeiten vom Kunstgewerbemuseum zu Altona

Vielgeschäftigkeit des Haushalts immer aufs neue durch ein so friedevolles kleines Stück in Farben aufgefangener Schönheit erquickt werden. — Das Bildnis von Alexander Makowsky (zw. S. 336 u. 337) geht in der Darstellung einer augenblicklichen Gebärde fast zu weit. Es hat etwas Beunruhigendes, und man könnte sich im Gegensatz zu dem Stilleben vorstellen, daß jemand bei aller Achtung vor der Meisterschaft des Malers einen so „aufsässigen" Herrn nicht dauernd in seinem Zimmer haben möchte. — Louis Lejeune, der sich gern die Mark für seine Motive wählt, führt uns mit seiner Baumblüte in den Solling, das Bergland zwischen Weser und oberer Leine: ein mit viel Freude und Andacht



Kissen aus Wollresten von Berta Fritsch, Hamburg. Aus einem Wettbewerb für Handarbeiten vom Kunstgewerbemuseum zu Altona

gemaltes deutsches Bild (zw. S. 344 u. 345). — An der reizenden „Entführung", die sich in einem Gozzischen Märchenspiel ereignen könnte, wird jeder Leser seine helle Freude haben (zwischen S. 352 u. 353). Hier hat Meister Diez einmal wieder seine fröhliche und frohmachende Erfindungsgabe und seine schmiegsame Kunst der Darstellung erwiesen. Bei dieser Gelegenheit seien die Verehrer von Diez auf das große, bei D. & R. Bischoff erschienene Werk von Richard Braungart hingewiesen, das nicht bloß ein Buch über, sondern auch ein Buch von Diez genannt zu werden verdient. — Hermann Strucks Berliner Straßenbild zeichnet sich durch farbige Frische aus (zw. S. 376 u. 377). — Der segeltuchnähende Fischer von Emanuel Zaïris, einem aus Italien stammenden Maler Münchens, hat in der Wucht der Erscheinung und der Größe der Gebärde einiges mit Hodler gemein (zw. S. 384 u. 385). — In dem Idyll von Junghanns endlich (zw. S. 408 u. 409), das sich ganz einfach realistisch gibt, klingt ein wenig Humor wie ein Glöcklein, das der Wind von fernher über den Acker trägt. P. W.



Lampenschirm von Helene Ellmenreich für ein Kinderzimmer

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

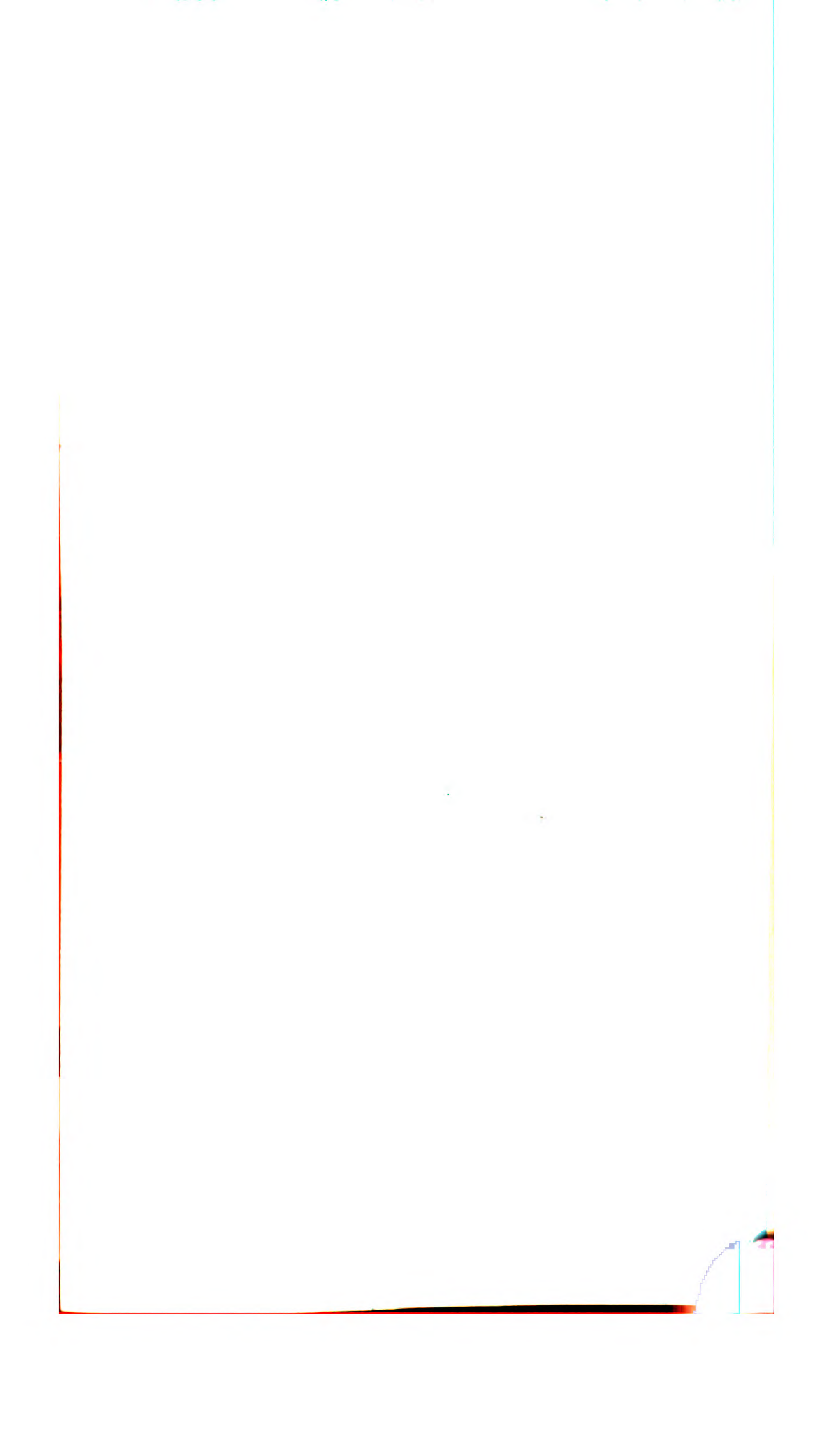
Velhagen & Klasings Monatshefte

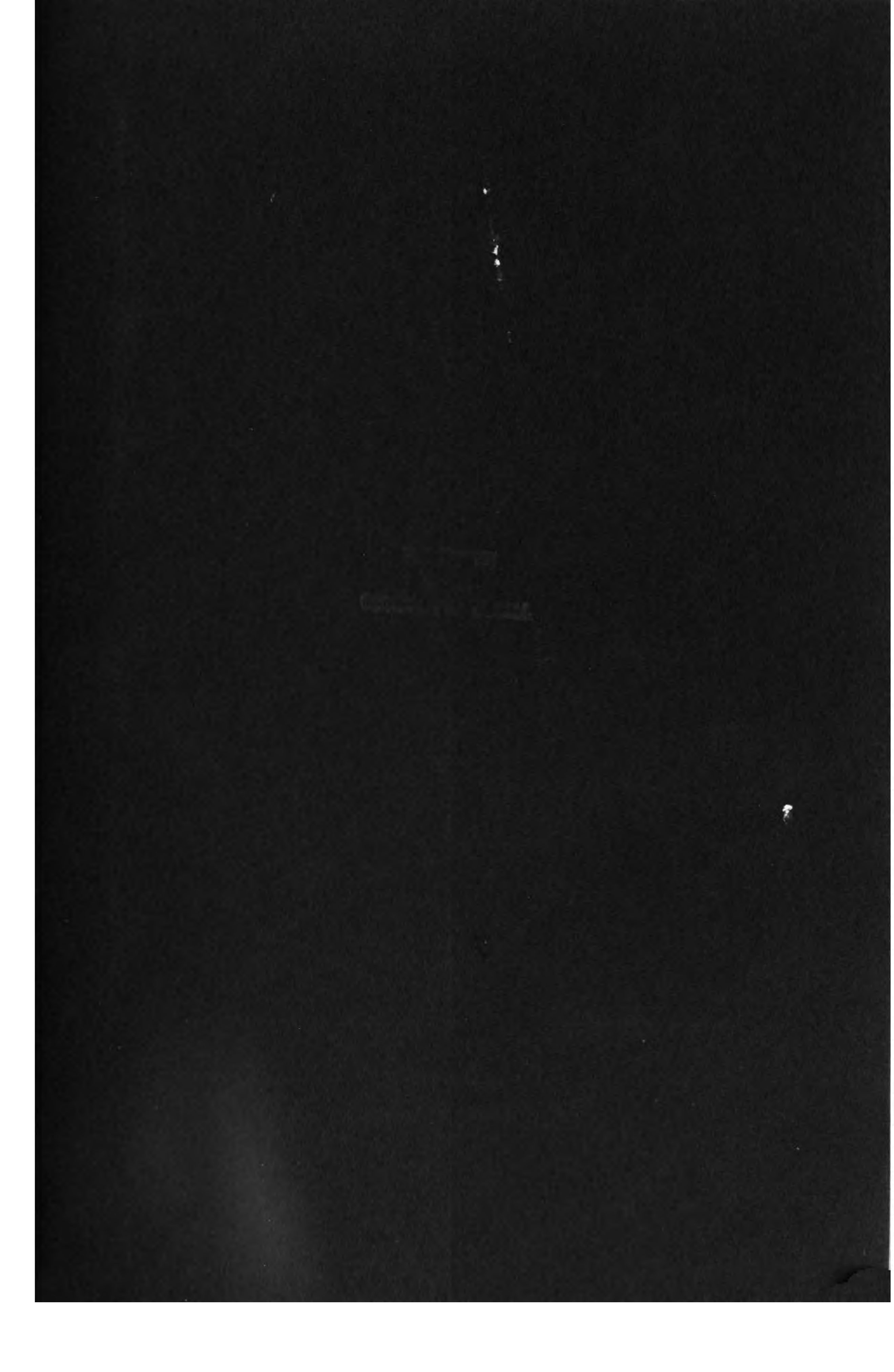
Monatlich ein Heft zum Preise von 8 Mark

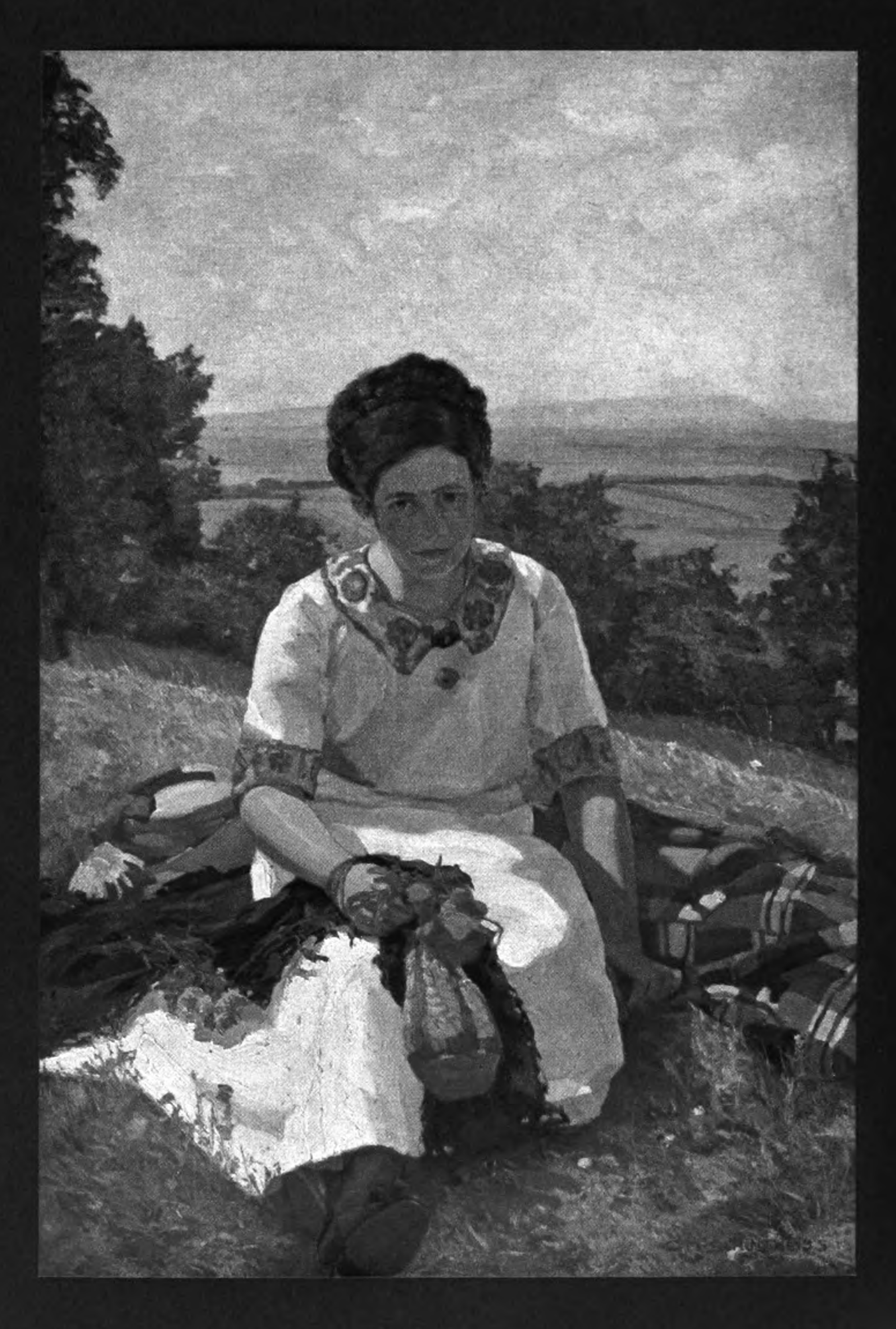
Auslandspreis für Holland 1 Gulden, für Italien 8 Lire, für die Schweiz 2 Franken, für die Skandinavischen Länder 2 Kronen, für die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Mexiko 1/2 Dollar, usw.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte“ eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.



Inhalt des Juliheftes:







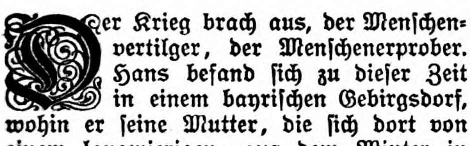
Sommertag
Gemälde von Carl M. Schultheiß



Zwei Freunde

Roman von Wilhelm Hegeler

Fortsetzung



Der Krieg brach aus, der Menschenvertilger, der Menschenerprober. Hans befand sich zu dieser Zeit in einem bayrischen Gebirgsdorf, wohin er seine Mutter, die sich dort von einem langwierigen, aus dem Winter in den Sommer verschleppten Halsleiden erholen wollte, begleitet hatte.

Eine einzige Zeitung trug die Nachrichten der Welthändel in diese Bergeinsamkeit. So dürftig das Echo war, es genügte, um eine mit der Umwelt in seltsamem Gegensatz stehende Spannung zu erzeugen. Dann schien sich alles zu beruhigen, und einige Tage blieb die Zeitung sogar ganz aus. Hans gab nicht groß acht darauf, denn ein neuer Fieberanfall seiner Mutter bereitete ihm nähere Sorgen.

Am ersten Morgen, als sie fieberfrei war, machte er nach geraumer Krankenstubenhaft wieder einen größeren Spaziergang und bot der Welt ein so heiter unbekümmertes Gesicht, wie das von Fichtenwäldern, Almen und Bergschroffen umrahmte Stückchen Welt ihm zeigte. Da hörte er schon von weitem das stürzende Gepolter schwerer Schritte, das Knacken von Ästen, das Rutschen von Geröll, und wie ein gehetzter Hirsch brach es aus dem Jungtann heraus: die mächtige Gestalt eines Gebirglers mit der Sense auf dem Rücken, das braungebrannte Gesicht von Schweiß bedeckt. Der Stürmende überquerte den Fußweg und stampfte, den Guten-Morgen-Gruß kaum erwidernd, auf dem geraden Richtsteig zu Tal.

Und Hans war noch kaum eine Viertelstunde weiter gegangen, als wieder ein junger Bursch in ähnlicher Verfassung an ihm vorüberhastete. Als dann aber ein dritter ebenso gewitterhaft vorbeibrauste, konnte er es nicht unterlassen, ihn verwundert anzurufen, was denn eigentlich los sei?

„Krieg ist!“ lautete der kurze Antwortdonner.

Da setzte der Spaziergänger sich auf den nächsten Stein, und obwohl die Wolken noch ebenso still und weiß und selig am blauen Himmel schwebten, stand es wie blitzdurchlohte Gewitternacht über dem Betroffenen. Hallte es nicht wieder von polternden Schritten? Hallte es nicht überall her, vertausendfacht? Stürzten nicht da und dort von den Höhen gleich tosenden Gießbächen die Männer zu Tal? Von allen Höhen strömten sie in alle Täler des deutschen Vaterlandes. Aus allen Häusern drängten sie und sammelten sich zu Hauf. Die Männer der Berge begegneten denen der Ebene, die Bauern vereinigten sich mit den Städtern, ein einziger ungeheurer Strom schwoll an, und dieser Strom hatte einen einzigen Willen, ein einziges Ziel.

Er aber wie ein Ausgestoßener war von dieser großen Gemeinschaft unberührt geblieben. Nun begriff er alles. Die mürrische Miene des Wirtes, wenn er gelegentlich nach der Zeitung fragte. „Krieg ist!“ Nun war die flammende Sorge um seine Mutter wieder da, aber in neuer Gestalt. Was war geschehn in diesen ahnungslosen Tagen? Handelte es sich noch um letzte Vorbereitungen oder war der Krieg wirklich schon ausgebrochen? Waren etwa schon Entscheidungen gefallen? Er sprang auf, und auch

sein Schlendern wurde jetzt zum stürmenden Schritt der Not und der Pflicht.

Seine Mutter nahm die Nachricht gefaßt auf, ebenso wie seinen Entschluß, sich sofort zum Militär zu stellen. Er fragte sie, ob sie sich auch wohl genug für die lange Reise fühle, und sie erwiderte, unter diesen Umständen dränge es sie selbst nach Haus.

Gleich nach seiner Ankunft begab er sich zu Dewerths. Rudi war bereits zurückgekehrt. Er und die beiden Frauen waren gerade damit beschäftigt, eingemottete Uniformstücke auszupacken, denn Rudi sollte schon am nächsten Tag ausrücken. Unbekümmert um Mutter und Bruder fiel Annie ihrem Geliebten um den Hals, und niemals in seinem Leben hatte Hans in eines Menschen Mund seinen Namen ausrufen hören mit einem solchen Klang des Jubels und der Erlösung.

Aber als sie dann allein waren und er Annie sagte, daß auch er fort wollte, schien sie ihn anfangs nicht zu verstehen. Als er aber seine Worte wiederholte, wurde sie schattenbleich, und ihre Stimme klang wie ein fernes Flüstern. Er dürfe nicht fort, sagte sie. Denn sie würde es nicht überstehen, ihn zu verlieren.

Vergeblich sprach er alle jene Worte, die in diesen Tagen Tausende von jungen Männern zu ihren Müttern oder Bräuten sprachen. Alle die hohen Begriffe, die damals die Menschen über sich hinaushoben, schienen für sie keine Geltung zu haben. Warum mußte er freiwillig ihrer beider Glück opfern? Warum wartete er nicht, bis man ihn rief? Sie wollte nicht glauben, daß seine Mutter diesen Schritt billigte. Noch am späten Abend suchte sie Frau Bokelmann auf, und auch diese verschwendete vergeblich ihre gütigen und schlichten Worte. Annie widersprach ihr nicht, aber ihre stumme Verzweiflung verriet, daß nichts sie überzeugen konnte.

Und während all der Tage, die verstrichen, ehe Hans ein Regiment fand, das ihn zur Ausbildung annehmen wollte, wurde es nicht anders. Weder die Berufung auf ihren Stolz, noch die schmeichelnde Hoffnung auf ein Wiedersehen zu Weihnachten vermochte sie aufzurichten. Zum erstenmal fühlte Hans in ihr die Kraft eines Willens, die dem seinigen überlegen war. Sie versuchte nicht mehr, ihn umzustimmen. Aber wenn sie blaß und apathisch dasaß und er sie fragte, was sie habe, erwiderte sie nur: „Du weißt ja — Angst.“ Und das einzige, woran sie sich klammerte, war der blinde Glaube, daß irgend etwas eintreten müsse, was die Ausführung seines Vorhabens unmöglich machte. Als es dann aber doch zum Abschied kam, standen in der Menge, die auf dem Bahnhof zusammengeströmt war, seine Mutter und Annie. Und Frau Bokelmann, die von der Krankheit sehr mitgenommen war, so zart und gebrechlich in ihrer Magerkeit, schien das schlanke, zitternde Mädchen stützen zu müssen, das ihre dunkel umschatteten Augen weniger auf Hans zu richten schien, als auf den ganzen Zug, als könnte sie durch die Kraft ihres Blicks die schweren Eisenwagen hindern, sich in Bewegung zu setzen.

Längst war der Zug davongerollt und nichts mehr zu erkennen als einzelne weiße Fleckchen wehender Taschentücher, da spürte Hans immer noch die schwere Verzweiflungswucht dieser Augen. Und das Gefühl überkam ihn, daß er an Annie ein Unrecht begangen habe.

Kurze Zeit später meldete Klaus sich beim Roten Kreuz. Sein väterlicher Freund, der Baron von Schwärzell, der als Etappendelegierter bei dieser humanitären Institution wirkte, hatte ihm das Anerbieten gemacht, ihn nach erfolgter Ausbildung als Adjutanten unter seine Fittiche zu nehmen. Im Winter des ersten Kriegsjahres folgte er ihm nach Flandern. Zu den zahlreichen Obliegenheiten, die Klaus in seiner neuen Stellung zu erfüllen hatte, gehörte auch, seinem Vorgesetzten bei der Verteilung von Liebesgaben behilflich zu sein. Der Baron von Schwärzell war ein schüchterner, bejahrter Junggeselle, ein Sammler von Gegenständen, die alte Wappen trugen, seien es Siegelringe, Petschaften, Porzellantassen oder Pfeifenköpfe, dem Leben gegenüber ein Herr von aufregender Hilflosigkeit, der nicht drei Straßen weit gehen konnte, ohne sich zu verirren, der nicht einen einzigen Namen zu behalten, nicht ein Rangzeichen zu unterscheiden vermochte, der es fertigbrachte, an einem General vorbeizugehen und sich zu wundern, daß dieser ihn nicht zuerst grüßte, kurz und gut, ein Mann, so recht von Gott geschaffen, um die Stellung, die ihm sein alter Name und sein gutes Herz auferlegt hatten, auszufüllen. Klaus mußte von morgens bis abends um ihn sein und ihm die nötigen Anweisungen zuflüstern, um lächerliche Mißverständnisse und beleidigende Irrtümer zu vermeiden.

Eines Tages begleitete er den Baron in das zu einem Verwundetenlazarett umgestaltete Kloster der Passionisten. Sie hatten den mit Rekonvaleszenten belegten unteren Saal bereits durchschritten und begaben sich nun zu den Schwerverwundeten im oberen Stock, wenn sie auch wußten, daß denen mit Zigarren, Pfefferkuchen und Pulswärmern wenig gedient war. Während sie mit mitleidigen und unbehaglichen Blicken die Bett-

reihen abschritten, las Klaus auf einer der schwarzen Tafeln über dem Kopfende: Musketier Bokelmann. Und es war wirklich sein Freund, der da in der armseligen, aus rohen Brettern gezimmerten Bettstatt unter einer rauhen Pferdedecke lag. Aber wenn er unter Seide und Eiderdaunen gelegen hätte, es wäre ihm auch nicht wohler gewesen. Denn er hatte vierzig Grad Fieber und war ohne Bewußtsein.

In den nächsten Tagen kam Klaus morgens und nachmittags, um sich nach dem Befinden des Patienten, dessen schwere, von einem Granatsplitter herrührende Stirnwunde dem Arzt sehr wenig Hoffnung auf seine Erhaltung gab, zu erkundigen. Als dann nach einer verhältnismäßig leichten Operation die Fieberkurve plötzlich hinunterging und Hans wieder zu sich kam, war diese rührende Fürsorge das erste, was er von der mitleidigen Schwester erfuhr, und bei dem Wiedersehen konnte er nur immer wieder seiner schwachen Hand die des Freundes dankbar drücken.

Es war eine sonderbare Empfindung, die in Klaus dabei rege wurde, daß er in diesen Tagen den hoffnungslosen Zustand seines Freundes für einen wunderbaren Eingriff des Schicksals zu seinen Gunsten gehalten hatte. Aber angesichts dieser neuen Wendung sagte er sich, daß es auch so gut sei. Um so mehr, als er ein Anliegen an Hans hatte. Eine etwas peinliche Bitte, doppelt peinlich gerade in dieser Situation. Aber wenn man nicht rücksichtslos vorging, dachte Klaus, kam man nie zum Ziel.

Seitdem er sich in Belgien befand und die flandrischen Städte kennen gelernt hatte, war ihm klar geworden, daß auf diesem Boden sein Glück gedeihen müsse. Das ganze Land war ein Riesenmuseum, eine ungeheuere Schatzkammer wertvoller Altertümer, die infolge der Geldknappheit und wachsenden Fliegergefahr ebenso im Preise fielen, wie sie in der Heimat stiegen. Er hatte sich schon seine ganzen Ersparnisse kommen lassen und einige Kisten mit köstlichen alten Bildern nach Hause geschickt. Aber angesichts der ausliegenden Reichtümer war das ein lächerlich bescheidener Anfang. Wenn ihm jetzt jemand ein kleines Kapital vorstreckte, konnte er binnen kurzer Zeit ein gemachter Mann werden. Er hatte unter anderen Kostbarkeiten einen alten Gobelin entdeckt, ein wundervoll erhaltenes Stück, für das er in der Heimat das acht- und zehnfache des geforderten Preises erzielen konnte.

Er wartete, bis Hans wieder einigermaßen zu Kräften gekommen war, dann brachte er sein Anliegen vor. Kaum hatte er etwas von seinen drückenden Schulden erwähnt, als der Freund ihn unterbrach: „Aber, Mann, ich habe dir doch so oft gesagt, du sollst ganz über mich verfügen. Wieviel brauchst du? Ist das auch nicht zu wenig? Brauchst du nicht mehr?“

Klaus, der wußte, daß seines Freundes Vermögen keineswegs bedeutend war, schämte sich im ersten Augenblick, erhöhte dann aber doch die gewünschte Summe um die Hälfte, indem er sich für das großmütige Anerbieten überschwenglich bedankte.

„Großmütig? Ach, eher kleinmütig. — Wenn man so in einem Granatloch liegt und um sein bißchen Leben zittert, dann wird einem der Gedanke an Geld so verdammt gleichgültig ... Aber, was ich sagen wollte ... so ein gewisses Mühlrad geht einem ja immer noch im Kopf herum ...“

Er nahm von seinem Nachttisch eine Zigarrenkiste und kramte einige darin befindliche Briefe hervor.

„Ach, ja ... aus Annies Briefen habe ich den Eindruck, daß sie und ihre Mutter sich auch in Verlegenheit befinden ... alle Welt ist durch den Krieg ja in Not geraten. — Ich will dem Brief an die Bank gleich beifügen, daß sie an Annie auf ihr Ansuchen Geld schicken soll. Soviel sie braucht.“

„Offen gestanden, das finde ich leichtsinnig. Das ist ja eine unbeschränkte Vollmacht.“

„Kann ich mein Vertrauen einschränken? Wenn ich einem Menschen vertraue, dann vertraue ich ihm unbegrenzt.“

„Ich als dein Freund rate dir ab.“

„Mach' mich nicht nervös! — Diese verfluchten Geldgeschichten. — Entschuldige, aber ich bin immer noch ein bißchen dösig. — Eine Vollmacht! Verstehst du?“

Klaus schüttelte nur still den Kopf.

Hans gähnte und sagte dann: „Du — wenn ich heut abend fieberfrei bin, dann bekomme ich die zweite Portion ... Fleisch! Du ahnst ja nicht, was in dem Wort steckt.“ Er gähnte wieder und legte sich dann, die Augen schließend, auf die Seite.

Nach einigem Nachdenken setzte Klaus sich an den für die wachhabende Schwester bestimmten Tisch, auf dem sich Tinte und Papier befanden, und schrieb den Brief. Er mußte den Freund aufwecken, der nur fragte, ob er auch eine Vollmacht geschrieben hätte, dann das Wort mit großer Befriedigung sich ansah und darauf den Brief unterzeichnete.

„Das übrige liest du nicht?“

„Warum? Das wird schon stimmen.“

„Du gehörst auch zu den Menschen, die unbesehn ihr Todesurteil unterschreiben.“

Hans nickte. „Das hat schon unser Klassenlehrer immer behauptet.“

Um nicht an sich irrezuwerden, gab Klaus den Brief sogleich der Schwester zur Weiterbeförderung. Ihm war nicht recht wohl zumute. Bei Licht besehen, hatte er doch einen Schlafenden überfallen. Er beschloß, die geliehene Summe so schnell wie möglich zurückzuerstatten. Durch ihn sollte der Freund keinen Pfennig verlieren. Viel fataler war die Geschichte mit Annie. Aber hatte Klaus den Freund nicht gewarnt, sehr energisch sogar, bis dieser ungemütlich wurde? Und wenn er den Brief nicht geschrieben hätte, so hätte der erste beste stumpfsinnige Pfleger es getan.

Klaus besuchte Hans, der sich nach Entfernung der Splitter überraschend schnell erholte, auch weiter jeden Tag. Hans hatte einen längeren Urlaub bewilligt bekommen, aber plötzlich einsetzende Großkämpfe machten diese Hoffnung zunichte. Kaum wiederhergestellt mußte er von neuem an die Front. In den nächsten Monaten wurde seine Division an der Westfront hin- und hergeworfen und überall dort eingesetzt, wo es am heißesten zuging. Dann kam die Nachricht, daß er nach dem Osten gekommen und inzwischen zum Offizier befördert worden sei. Nun schien er ein wenig Ruhe zu haben. Im Frühjahr aber traf ein Schreiben ein, er sei bei den Kämpfen am Naroczsee gefallen. Eine spätere Nachricht lautete, nach Aussagen einiger Kameraden sei er nur schwer verwundet worden. Möglicherweise also lebte er noch und befand sich in russischer Gefangenschaft. Trotz allen Bemühungen von seiten der Mutter und von Klaus waren genauere Nachrichten nicht zu erlangen. Er blieb vermißt. Und die Wahrscheinlichkeit, daß er gefallen sei, wurde immer größer.

Derweil betrieb Klaus seine Geschäfte. Während Millionen den heißesten Wunsch hatten, daß der Krieg ein Ende haben möge, ging seine Hoffnung dahin, daß er noch recht lange dauerte. Denn mit jedem Monat wuchsen seine Gewinne. Was an der Front geschah, ob die Deutschen Siege erfochten oder Niederlagen erlitten, war für ihn etwas Wesenloses, solange die Etappe nicht in Mitleidenschaft gezogen wurde. Nur manchmal, wenn er die Truppenzüge vorüberrollen oder die Bataillone mit ihrem frischen und doch so schwermütig klingenden Gesang vorbeimarschieren sah, kam ihn ein Grauen an, und er dachte, es müßte ihm wohler sein, wenn er mit ihnen in Reih' und Glied marschierte. Bezwungene waren sie ja alle, sie vom Muß bezwungene, wie er von seiner Leidenschaft bezwungen war. Immer mehr empfand er diese als eine Haft und Besessenheit, die jede freie Regung in ihm getötet, die ihn dem Freunde gegenüber zum gemeinen Kerl gemacht hatte, die ihn in ewiger Nervenüberreizung hielt und seine Gesundheit unterwühlte.

Er war dem Baron unentbehrlich und durfte dessen Gunst nicht verscherzen. Immer gewagtere Lügen waren nötig, damit er für seine zahllosen Reisen die Erlaubnis bekam. Geplagt von Angst, daß seine letzten Schwindeleien herauskämen, ersann er schon neue Schliche und brachte es auf diese Weise fertig, auf allen großen Kunstauktionen in Brüssel zugegen zu sein. Mit der Zeit gewann er hier und in den flandrischen Städten eine Anzahl Agenten, die für ihn boten und ihm Nachrichten zukommen ließen, wenn besonders kostbare Funde auftauchten. Die gerissensten Händler vermochten ihn nicht zu betrügen, und ganz selten nur ließ er sich von einer Fälschung blenden. Er hatte eine zu gute Schule durchgemacht und einen sicheren Blick.

Die Heimschaffung der Gegenstände machte ihm wenig Kopfschmerzen. Zwar waren daran von seiten der deutschen Behörden schwer zu erfüllende Formalitäten geknüpft. Aber er hatte seine Freunde in den Lazarettzügen, die ihm Kisten und Kasten heimlich über die Grenze schmuggelten. Und es war sein Glück, daß alle diese Kostbarkeiten, Bilder, Stiche, Miniaturen, Gobelins, Perserteppiche, altchinesisches Porzellan, Delfter Fayencen, Spitzen, Limoger Emails, Bronzen und Elfenbeinarbeiten verhältnismäßig wenig Raum einnahmen.

Binnen einem Jahr raffte er ein Vermögen zusammen. Aber je mehr dadurch die Aussicht wuchs, Annie zu gewinnen, desto ungemessener steigerte sich seine Habgier. Er war fanatisiert und verlor alle Vorsicht. Und wenig fehlte, so wäre er mitten in seinem glänzenden Aufstieg gescheitert. Von einigen Intendanturbeamten hatte er sich verleiten lassen, gewisse Arzneimittel, deren Ausfuhr verboten war, in das besetzte Gebiet zu schmuggeln. Der Handel wurde ruchbar, eine Untersuchung eingeleitet, die Betroffenen schwer bestraft. Nur dem Eintreten seines Vorgesetzten, der sich für seine Unschuld verbürgte, hatte er es zu verdanken, daß er der Verurteilung entging.

Diese Wochen des Bangens, als er seinen Ruin und seine Entehrung vor Augen sah, kurierten ihn beinah. Es gab Stunden, wo er seinen Wahnsinn verfluchte und sich schwor, auf Annie zu verzichten. Aber dann genügte ein einziges Wiedersehen, um alle seine Vorsätze zu zerstäuben. In dieser Leidenschaft

lag etwas von der Wut des Sammlers, der sein Herz an einen bestimmten Gegenstand gehängt hat und dafür zu jedem Opfer bereit ist, zugleich auch von der Narrheit eines Phantasten, der nur seinen Traum liebt und halb schon im voraus überzeugt ist, daß der wirkliche Besitz ihn enttäuschen wird. Seine Stellung brachte es mit sich, daß er mit der Heimat in regelmäßiger Verbindung blieb. Bald hatte er für den Etappendelegierten Aufträge in Berlin zu besorgen, bald einen Trupp Schwestern aus der Heimat abzuholen oder dorthin zurückzuführen. Bei diesen Gelegenheiten versäumte er es nie, das Dewerthsche Haus aufzusuchen.

Eine Zeitlang hatte Frau Dewerth von Hansens Vermögen gelebt, bis Annie dagegen Einspruch erhob. Als dann Klaus im Besitz größerer Mittel war, streckte er ihr die nötigen Summen vor, damit sie die Hypothekenzinsen bezahlen und ihren Lebensunterhalt bestreiten konnte. Er wurde der uneigennützige Helfer im großen wie im kleinen. Von diesen Dingen durfte Annie nichts wissen.

Als Annie die Nachricht von Hansens zweiter Verwundung bekommen hatte, war sie allen Einwendungen ihrer Mutter und den Bedenken des Hausarztes zum Trotz Hilfsschwester geworden. Und sie, deren Gesundheit und Lebensübermut sich gegen jede Art von Krankheit und Leiden aufgebäumt hatte, unterzog sich nicht nur den niedrigsten Hantierungen ohne Ekel, sondern ertrug auch beim Verbandwechsel den Anblick der Wunden mit einer Gefaßtheit, als wenn sie seit langem daran gewöhnt wäre. Als der Chefarzt über diese Widerstandskraft sein Erstaunen äußerte, erwiderte sie: „Was man sieht, ist ja nicht ein Hundertstel so schlimm wie das, was man sich in der Phantasie ausmalt."

Und dies war in der Tat das Geheimnis: der Tag und Nacht auf ihr lastende Druck der Angst linderte sich durch die gleichmäßig anstrengende Tätigkeit und die Nähe des Leidens. Sie lebte ganz mit ihren Soldaten, wurde nicht müde, deren Erzählungen zu lauschen, die weniger als von den Schrecken des Krieges von kleinen, harmlosen Begebenheiten zu berichten wußten, und gab sich ihrer Pflege mit einer Aufopferung hin, die ein wenig auch der abergläubischen Hoffnung entsprang, daß das, was sie diesen armen Verwundeten erwies, irgendwie dem fernen Geliebten zugute kommen müßte.

Wenn Klaus und sie je zusammenkamen, so herrschte zwischen ihnen eine Fremdheit, die nicht einmal die Möglichkeit eines Streites aufkommen ließ. Und er gab ihr nie Gelegenheit zu irgendwelchen Angriffen. Wenn er früher sich durch seine Ungeduld manchmal hatte hinreißen lassen, so zwang er sich jetzt, da seine Hoffnungen nicht mehr unmöglich waren, zur Vorsicht, da er sich sagte, daß die Zeit seine beste Verbündete sei.

Im Frühsommer kam Rudi für einige Tage auf Urlaub, und man gab ihm zu Ehren ein kleines Fest im Dewerthschen Haus, an dem auch Annie teilnahm. Sie hatte ihre Schwesterntracht abgelegt und trug zum erstenmal seit ihres Vaters Tode ein helles Sommerkleid. Anfangs hatte man auf der Veranda geplaudert und die frohen Zukunftsaussichten besprochen, denn es ging wieder einmal das Gerücht von einem nahe bevorstehenden Frieden mit Rußland. Die Verhandlungen sollten so weit vorgeschritten sein, daß man mit einem Waffenstillstand zu Pfingsten rechnete.

Sobald dann aber die Musikanten erschienen waren, wurden alle von einem wahren Tanzrausch ergriffen. Und der sonst so nüchterne Rudi war der Ausgelassenste. Der Übergang war so schroff, daß Annie zuerst ein Gefühl der Befremdung und des Unrechts überwinden mußte. Doch hatte das, was sie vorhin gehört, ihre Stimmung wunderbar aufgehellt. Waffenstillstand — das bedeutete ja die Auslieferung der Gefangenen! Das bedeutete, daß Hans bald wieder zurückkehren würde!

Und während sie durch die geöffneten Flügeltüren des Saales in den Garten hinausblickte, wo Rhododendren und Goldregen aufleuchteten gleich frohen Siegeszeichen und am blauen Himmel die Wölkchen wie auf weißen Taubenflügeln hinsegelten, hatte sie das Gefühl, daß alle Freude in ihrer Brust sich hinschwingen könnte über Berge und Flüsse und unendliche Ebenen bis zu dem fernfernen, unbekannten Ort, wo der Geliebte weilte. In dieser Stimmung entfaltete sie Liebenswürdigkeit, Übermut und Witz wie nur je in ihren besten Tagen. Und wenn aus den vom Tanz und Wein erhitzten Gesichtern der Offiziere allzu unverhüllt das Vergnügen an ihrer Schönheit aufleuchtete, wenn sie ihr ein wenig zu gewagte Schmeicheleien sagten und sie fester, als der Anstand erlaubte, in den Arm nahmen, dachte sie nur: Es sind ja Kameraden von Haus. Morgen haben sie vielleicht ein ähnliches Schicksal wie er.'

Der einzige, der nicht Uniform trug, war Klaus. Rudi hatte ihn auf besonderen Wunsch seiner Mutter eingeladen. Er war etwas später als die andern gekommen, und da er nicht tanzte, hielt er sich meist in der Nähe von Frau Dewerth.

Seit einiger Zeit war er Teilhaber der Firma Großmeyer & Quandt geworden. Man sprach viel von ihm in der Stadt, nicht immes Gutes. Er galt als einer derjenigen, die durch den Krieg hochgekommen waren, doch im allgemeinen behandelte man ihn mit dem Respekt, den die Welt dem Glück zollt.

Mit einem widerspruchsvollen Gefühl von Eifersucht, Furcht, Hoffnung und höhnischem Triumph sah er Annie zu, die seinen Gruß kaum erwidert hatte und deren Augen mit einer unbewegten Gleichgültigkeit über ihn wegglitten, als wenn der Stuhl, auf dem er saß, leer wäre. Sollte er sich heute erklären, sollte er noch warten? Bald wurde es ein Jahr, daß Hans vermißt wurde. Klaus war überzeugt, daß er gefallen sei. Jeden Augenblick konnte irgendeiner dieser uniformierten Laffen Annie einen Antrag machen. Sie waren ja alle vom Verlobungsteufel besessen! Und Annie sah aus, als wäre sie jeder Tollheit fähig.

Er wollte mit ihr sprechen. Gleichviel was immer! Eine Pause trat ein. Erfrischungen wurden gereicht. Aber der Platz an ihrer Seite wurde nicht leer. Da endlich stand sie auf, um August Weisungen zu geben. Als sie zurückkam, trat er an ihre Seite.

„Ich habe Ihnen noch gar nicht guten Tag sagen können, gnädiges Fräulein.“

„Sind Sie schon wieder auf Urlaub?“

„Nur auf der Durchreise. Aber wie ich sehe, haben Sie Urlaub genommen. Hoffentlich hat man jetzt öfter das Vergnügen, Sie in dieser so viel schöneren Toilette zu sehn.“

„Das Vergnügen werden Sie so bald nicht wieder haben. Ich habe sie nur meinem Bruder zuliebe angelegt. Und den guten Nachrichten zu Ehren. Denn es gibt doch Frieden!“

„Glauben Sie?“

„Sie tun fast, als wünschten Sie ihn gar nicht.“

„Wieso?“

„Ich dachte, der Frieden störte Sie vielleicht in Ihren Geschäften.“

„Da wäre ich ein schlechter Kaufmann, wenn ich nicht lieber heute als morgen den Frieden herbeiwünschte. Was wissen Sie übrigens von meinen Geschäften?“

„Alle Welt spricht ja davon — von Ihren Riesenverdiensten.“

„Ich kann dabei nichts Schlimmes finden.“

„Geschmacksache. Wenn andere kämpfen, Geschäfte machen.“

„Ich erfülle zuerst mal meinen Beruf. Und daß ich darin meine Pflicht tue, ist Sache meiner Vorgesetzten.“

„Natürlich. Mich kümmert's auch wirklich nicht.“

„Und wenn ich die Konjunktur ausgenutzt habe und ein vermögender Mann geworden bin — Sie wissen ja, für wen ich das tat.“

„Wie soll ich das wissen?“

„Ich dachte, Sie erinnerten sich an das Gespräch, das wir einmal hatten. Ich sagte Ihnen, ich wollte reich werden. Nicht für mich — für jemanden, der mir höher steht als mein Leben.“

„An die denken Sie immer noch?“

„An die werde ich immer denken.“

„Und was sagt sie?“

„Sie weiß nichts.“

„So still blüht Ihre Liebe?“

„Ich sagte Ihnen damals, ich würde mich nicht eher erklären, als bis ich reich wäre.“

„Und jetzt sind Sie's?“

„Wenigstens kann ich den Ansprüchen auch eines ziemlich verwöhnten Mädchens genügen.“

„Also dann würde ich mich doch erklären.“

„Ich weiß nicht, wie die junge Dame meine Werbung aufnehmen wird.“

„Das hält doch den Mutigen nicht ab.“

„Ich glaube, wirkliche Liebe macht furchtsam.“

Annie zuckte die Achseln.

„Ich würde gern mit Ihnen sprechen —“

„Mit mir? Was gehn mich Ihre Herzensgeheimnisse an?“

Ihm perlten Schweißtropfen auf der Stirn. Sie schien völlig harmlos, und doch ahnte er Fallstricke. Er schwankte zwischen Furcht und dem Wunsch, seiner Ungewißheit ein Ende zu machen.

Da begann die Musik von neuem. Zwei Offiziere eilten auf Annie zu.

Der blutjunge Leutnant stoppte ehrerbietig zwei Schritte vor ihr ab.

Ohne Klaus auch nur anzusehen, ließ sie sich von dem Hauptmann fortholen.

Die Stimmung wurde immer ausgelassener. Plötzlich waren Rudi und einige seiner Kameraden verschwunden und kehrten als Damen verkleidet zurück. Nun wollten sich auch die jungen Mädchen maskieren. Im Nu waren aus Truhen und Kasten allerhand Kostüme gerissen, und Frau Dewerths Schlafzimmer glich dem Ankleideraum einer zigeunernden Schauspielergesellschaft. Auf dem Rand der beiden Ehebetten saßen die jungen Mädchen in Untertaille und Höschen und kreischten, wenn die Tür aus Versehn aufgerissen wurde.

Annie kam als holländischer Fischer, die schwarzäugige Lisa als Neapolitaner, in weißen, prall um die Hüfte sitzenden Bein-

kleidern, rotem, tief ausgeschnittenem Wams, das hochgesteckte Haar unter der seidenen Zipfelmütze verborgen.

„Sieht sie nicht zum Anbeißen aus?“ sagte Rudi zu seiner Schwester. „Ich bin einfach weg! Ich mache heute die größte Dummheit meines Lebens.“

„Was ist dir nur?“ erwiderte seine Schwester. „Du bist ja ganz außer Rand und Band.“

„Ach, laß mich! In vierzehn Tagen bin ich vielleicht schon tot. Musik! Musik! Oder ich schieße.“

Und wieder wirbelten die Paare im Tanz. Draußen schimmerten schon die ersten Sterne. Kaum noch sichtbar verglommen Rhododendren und Goldregen in der Dämmerung. Rudi und Lisa waren im Garten verschwunden. Als sie zurückkamen, zog Lisa Annie in ein leeres Zimmer, sagte nur: „Rudi und ich —“ und fiel ihrer Freundin um den Hals. „Mein Gott, ich hab' ihn ja so wahnsinnig lieb. Ich habe ihn geliebt, als ich noch ein kleines Kind war ... Nun muß ja Frieden werden!“

„Ja, es muß Frieden werden.“

Rudi blickte durch die Tür. „Annie, guck mal!“ Und er erstickte Lisa fast unter Küssen. „Das ist nämlich meine süße, kleine Braut.“

„Weiß Mama schon?“

„Der sagen wir das Malheur erst morgen. Heut' sind wir restlos glücklich.“

„Rudi, wenn du uns nachher nach Haus begleitest, bleib ein bißchen in meiner Nähe. Ich möchte nicht mit Herrn Ebenstock allein gehn.“

„Was will denn der?“

„Nichts. Nur so —“

Als dann endlich der Aufbruch kam, war es eine ganze Gesellschaft, die lachend und singend durch den Park zog, um Annie ins Krankenhaus zu begleiten. Als man aber dort schellte, öffnete niemand, und schließlich erklärte Rudi, das einzig Vernünftige sei, daß Annie nach Hause zurückkehrte. Ein Paar nach dem andern verabschiedete sich. Schließlich waren Lisa und Rudi, Annie und Klaus allein. Annie folgte dem Paar auf dem Fuß, als sie aber den dunklen Hofgarten durchschritten, waren die beiden plötzlich verschwunden.

„Es hat schon so sein sollen,“ sagte Klaus.

„Es hat durchaus nicht so sein sollen. Sie haben mich einfach irregeführt. — Rudi! Rudi! — So helfen Sie mir doch rufen! Ich muß meinen Bruder finden.“

In diesem Augenblick stieß sie gegen einen Baum. Leuchtkäfer glommen aus dem Buschwerk. Auf den kleinen Spiegel des Flüßchens streuten die Sterne zerrinnende Fünkchen.

„Sehen Sie, alles Rufen hat keinen Zweck. Es gibt schon so etwas wie Fügungen. Und ich wußte, heute ist mein Schicksalstag. Sie erinnern sich an unser Gespräch vorhin?“

„Und Sie hoffentlich auch, daß ich Ihnen sagte, Ihre Herzensangelegenheiten interessieren mich nicht.“

„Verzeihen Sie, aber in Dingen, die das Schicksal eines Menschen entscheiden, darf man wohl unhöflich sein. Ich sprach Ihnen von einem jungen Mädchen, das ich liebe. — Aber geben Sie acht, da sind Bäume! Geben Sie mir lieber Ihren Arm.“

„Lassen Sie! Ich finde allein den Weg.“

„Es war Wahnsinn, daß ich dies Mädchen liebte. Sie gehört zu den angesehensten Familien der Stadt. Und wer war ich? Sie wissen, was für ein Unglück mein Vater gehabt hat?“

„Unglück? Ich denke, er hat Brandstiftung begangen.“

„Nun gut. Jawohl. Er hat gesessen. Und ich in dieser Lage ... ich liebte dies Mädchen. Wahnsinn! Wahnsinn! Ich wollte reich werden. Ich hätte ebensogut König von Preußen werden wollen. Aber der Wahnsinn wurde Wirklichkeit. Ich bin reich geworden! Meine Leidenschaft gab mir die Kraft. Denn nicht um meinetwillen habe ich gearbeitet und große Einsätze gewagt, sondern ihr wollte ich alles zu Füßen legen. Sagen Sie mir, daß ich wahnsinnig bin. Ich antworte Ihnen, wie ich das eine erreicht habe, werde ich auch das andere erreichen, oder ich gehe zugrunde. Denn es gibt für mich kein anderes Lebensziel.“

„Aber warum soll ich das alles anhören? Warum soll ich herhalten, damit Sie an mir Ihre Liebeserklärung einüben?“

„Ach, Sie wissen doch sehr gut, wer dieses Mädchen ist!“

Sie blieb stehn, schwer atmend, als müßte sie zu einer Antwort die Kraft sammeln, schwieg einen Augenblick und sagte dann ruhig: „Und ich frage Sie, wissen Sie nicht, daß ich mit Hans versprochen bin? Mit Ihrem besten Freund! Sie werden sagen: nein, Sie wüßten es nicht. Aber es ist gelogen. Sie haben es gewußt.“

„Gewußt nicht, wohl aber geahnt. Ich könnte Ihnen erwidern, daß ich ein volles Jahr gewartet habe, seitdem er vermißt ist. Ich könnte Ihnen erwidern, daß ich in dieser Zeit alle menschenmöglichen Schritte getan habe, um zu erfahren, ob er noch am Leben ist. Überall hat man mir erwidert: es ist so gut wie ausgeschlossen, daß er noch lebt. Sonst würde er Nachricht gegeben haben.

Sie werden sagen, daß ja da und dort auch andere Vermißte wieder aufgetaucht sind. Aber in den meisten Fällen sind das Zeitungsenten, von betriebsamen Reportern erfunden, um ihren Lesern rührende Geschichten vorzusetzen. Gewiß ist es vorgekommen, daß Totgeglaubte zurückgekehrt sind. Aber dann handelte es sich um gewöhnliche Soldaten, die aus Indolenz nicht schrieben. Aber ein Mann wie Hans! Ein Offizier! Mit Geldmitteln versehn! Ich schwöre Ihnen, wenn er am Leben wäre, hätte er Ihnen Nachrichten zukommen lassen. Aber das alles will ich ja gar nicht sagen. Hundertmal lieber wäre mir, Hans wäre nie vermißt. Hans wäre hier, und hier in seiner Gegenwart könnte ich Ihnen sagen, was ich Ihnen gesagt habe. Und ich würde auf seine Einwände erwidern: Ich habe ein Recht, meine Liebe zu gestehn, denn meine Liebe ist größer, zehntausendmal größer als die deine. Gewiß hast du Annie geliebt. Aber neben ihr hast du andere geliebt, und es hat Zeiten gegeben, wo du sie vergessen hast. Du wirst nicht zugrunde gehn, wenn du sie nicht bekommst. Ich aber gehe dran kaput. Und darum ist es kein Verrat, den ich begehe. Nein, nein, nein! Sie nennen es so. Ich weiß, was Sie sagen. Ich kenne alle Ihre Einwände. Denn was ich Ihnen sage, habe ich Ihnen ja schon hundertmal gesagt und habe hundertmal alle Ihre Einwände widerlegt. Sie werden erwidern: Wenn Hans selbst Sie bäte, Sie sollten die meine werden, Sie würden nein sagen. Denn wer den Freund verrät, verrät auch die Frau. Aber das ist nicht wahr! Ich verrate ihn nicht. Denn ich weiß, es wäre sein Unglück und das Ihre, wenn Sie zusammenkämen. Sie können nicht glücklich miteinander werden, weil Sie grundverschieden voneinander sind. In Ihnen leben Instinkte, denen er niemals genügen kann. Jawohl! Sie fragten mich mal: Woher kennen Sie mich eigentlich so genau? Ich kenne Sie kraft meiner Leidenschaft. Weil ich Tag und Nacht über Sie nachgedacht habe. Ich kenne Sie besser, als Sie sich selbst kennen. Eine Weile mag das Leben, das er Ihnen bietet, Ihnen gefallen. Das selbstgenügsame Leben mit seinen innerlichen Interessen. Aber eines Tages wird Ihre wahre Natur sich melden, die nach Zerstreuungen, nach der großen Welt verlangt. Und dann wird er Sie an seinen Bücherschrank führen und sagen: Dort ist meine Welt. Sie werden vielleicht resignieren, aber glücklich werden Sie nicht. Ich aber könnte Ihre tiefsten Instinkte und Ihre letzten Wünsche befriedigen. Es gibt kein Ziel, das ich an Ihrer Seite nicht erreichen könnte. Das mag ruhmredig klingen. Aber ein Mensch, der vom Habenichts zu was gekommen ist, hat wohl das Recht zu großen Worten. — Das ist mein Wahnsinn, meine Leidenschaft, meine Liebe! Ich habe dagegen angekämpft und bin unterlegen, ich habe unsäglich darunter gelitten und habe mich unsäglich glücklich gefühlt. Alle Vorwürfe, die Sie gegen mich erheben können, habe ich mir selbst gemacht. Und habe mich schließlich freigesprochen, denn was die höchsten und reinsten Empfindungen in einem erweckt, kann unmöglich ein Verbrechen sein. Irgendwo ist es in den Sternen bestimmt, daß wir zusammengehören. Und alle Hindernisse, die unserer Liebe entgegenstehn, sind nur geschaffen, um ihre Größe zu beweisen."

Überlaut hatten seine Worte durch die stille Nacht geklungen, in der nur das leise Murmeln des Flusses vernehmbar war. Wie ein unaufhörlich brausender Strom war seine Rede hingerauscht, und Annie hätte bis zum Schreien ihre Stimme erheben müssen, wenn sie etwas hätte erwidern wollen. Aber sie war nicht fähig dazu. Ihr Atem war wie erstickt, sie zitterte vor Erregung und war gleichzeitig betäubt unter diesen Worten, die wie das glühende Fauchen eines Sauerstoffgebläses auf sie eindrangen.

Und plötzlich, als hätte er alles ausgesprochen, als wäre er am Ende seiner Kraft und gänzlich leer, brach er ab. Und erst nach einigen Augenblicken sagte er mit gänzlich veränderter Stimme: „Nun ist es heraus! Und was auch kommen mag, ich fühle mich erlöst. Sie haben mein Schicksal in der Hand. Meinen Aufstieg oder meinen Untergang."

Schweigend gingen sie nebeneinander her, bis ans Ende der Allee, wo sie im Schein einer Laterne Lisa und Rudi gewahrten.

„Wo habt ihr nur gesteckt?" fragte Lisa. „Wir haben euch überall gesucht."

„Herr Ebenstock wird sich verabschieden," antwortete Annie, „Herr Ebenstock wird uns nicht länger begleiten."

Klaus machte eine unbestimmte Bewegung, als wollte er einem von den dreien die Hand reichen, lüftete dann aber nur den Hut und kehrte sich um.

Sobald Annie zu Haus angekommen war, entkleidete sie sich in der Dunkelheit und verkroch sich im Bett, indem sie die Decken hoch über ihr Gesicht zog, als könnte sie damit alle seine Worte ersticken. Aber noch einmal fuhr sie hoch und schrie, während sie auf die Bettdecke schlug: „Kommis! Du frecher Kommis! Du und die Sterne ..."

⌘ ⌘ ⌘



Am alten Leuchtturm
Gemälde von Otto D. Franz

Es war ein feuchtkühler Nachmittag, ohne Glanz und beinah auch ohne Farbe. Selbst die Zweige des blühenden Rotdorns hatten in ihrer Verwaschenheit etwas Düsteres und erinnerten Annie, die eilig durch den Hofgarten zur Feldstraße ging, an große Lachen geronnenen Blutes. Als sie das nach der Straße hinausblickende Zimmer der Frau Bokelmann betrat, das ihr, seitdem Hans fort war, zu einer zweiten Heimstätte geworden war, erhob sich die alte Dame und sagte: „Kind, so früh? Hoffentlich bedeutet das etwas Gutes."

„Wie geht's dir, Mama?"

„Wie immer. Und dir?"

„Nicht besonders. Nein. Gar nicht gut eigentlich."

Und Annies Stimme, die erst so tapfer geklungen, wurde immer leiser.

„Erschrick nicht, Mama, ich muß dir etwas Trauriges mitteilen. Rudi ist gefallen. Heute morgen kam der Brief."

Aller Willensanstrengung zum Trotz brach sie in Weinen aus. Mit einer raschen, nervösen Bewegung, als müßte sie eine momentane Verwirrung, eine Art Blutleere verscheuchen, war Frau Bokelmann sich über die Stirn gefahren und geleitete dann Annie zum Sofa, wo sie sich an ihrer Seite niederließ. Nach und nach erfuhr sie Einzelheiten ...

Wie immer um diese Zeit brachte das Mädchen den Tee herein und fragte, ob sie Licht machen sollte. Aber Frau Bokelmann, die die Dämmerung liebte, sagte, es wäre noch nicht nötig. Nur das Fenster sollte geschlossen werden.

„Er war der einzige, der mir noch half. Nun habe ich nur noch dich."

„Und deine Mutter."

„Ja — Mama. Aber Mama und ich sind in vielen Dingen so verschieden. — Und sie hat gar keinen Mut mehr. Ich muß sie immer trösten. Und das ist so schwer! So schwer! Man möchte manchmal alle Hoffnung aufgeben. Auch meine Soldaten sind so verändert. Wenn ich jetzt einem Hoffnung mache, er würde bald wieder gesund, sagt er nur: ich möchte gar nicht wieder gesund werden, ich muß dann ja doch nur an die Front. — Ach, und wenn ich denke, wie froh waren wir noch vor drei Wochen, als Rudi auf Urlaub da war! — Aber du gibst die Hoffnung nicht auf? Nicht wahr, du glaubst noch immer, daß Hans zurückkommt?"

„Kind, wenn ich das nicht glaubte, dann hätte ich ja gar keine Kraft zum Leben mehr."

Eine Weile hörte man nur das Summen des Wassers, und nachdem Frau Bokelmann die kleine Flamme unter dem Teekessel ausgelöscht hatte, war es ganz still und kein lichter Fleck mehr in dem kühlen Zimmer. Nur das breite Fenster mit seinen zerfließenden Regentropfen schimmerte wie ein Block schmilzenden Eises.

„Du sagst, daß du dann keine Kraft mehr zum Leben hättest. Aber das kann doch der Grund deines Glaubens nicht sein. Sondern du hältst es an sich für wahrscheinlich? Du bist ganz fest davon überzeugt, daß er zurückkommt?"

„Ich glaube es ganz fest. Eines Tages, in einem Augenblick, wo ich es am wenigsten vermute, wird er die Tür aufmachen und ganz still hereinkommen. So ist mein Mann auch einmal zurückgekommen, als er von einer Dienstreise solange ausblieb."

„Erzähl' mir wieder von damals!"

Frau Bokelmann begann zu erzählen, mit ihrer eintönig fließenden Stimme, alte Geschichten, die Annie oftmals gehört hatte, die aber immer noch dieselbe sänftigende und tröstende Wirkung auf sie ausübten. Oft war gar nicht Hans der Mittelpunkt, sondern aus einer noch früheren Zeit stiegen Erinnerungen in der alten Frau auf.

Es war nun ganz dunkel geworden, so daß Annie nicht einmal mehr die Umrisse einzelner Dinge erkennen konnte. Und wieder spürte sie den leisen, süßlichen Geruch, diesen kaum merkbaren Modergeruch, der von dem welkenden Körper neben ihr ausströmte. Er war so schwach, daß ihm nichts Peinliches anhaftete. Eher war er wie eine zarte Patina, die über diesen Geschichten aus alter Vergangenheit schwebte, die doch zugleich wieder so frisch klangen, als wäre das alles erst gestern gewesen, und dabei auch wieder verklärt von einer Reinheit und einem Frieden, der einer ganz anders gearteten Zeit anzugehören schien.

Und während Annie wie das ferne Abgrollen eines verrauschten Gewitters in ihrem Herzen die Ängste, die trotzigen Wünsche und aufbäumenden Sehnsüchte, diesen ganzen trüb wogenden Kampf so mancher schlaflosen Stunde nachfühlte, dachte sie, daß es gut sein müsse, lind und tröstlich, alt zu sein, das Leben vollendet zu haben und Erinnerungen hegen zu können wie stille, schöne Flammen, die aus einem reinen Herzen leuchten. Sich dichter an die alte Frau anschmiegend, fragte sie: „Hast du nicht manchmal Sehnsucht gehabt? Denn eure Verhältnisse waren doch anfangs sehr eng. Immer dieselben paar Menschen, das muß doch manchmal langweilig gewesen sein."

„Ja, Kind, das war es wohl. Und manchmal haben wir uns fortgesehnt und haben

Pläne geschmiedet von Reisen. Dann holte mein Mann den Atlas, und ich hatte die Wahl, ob es nach Süden oder Norden gehen sollte. Aber es kam damals nie dazu. Und eigentlich, so rechte Sehnsucht, die habe ich auch nie gehabt. Eher mein Mann. Für mich war es mehr eine Zerstreuung."

„Ich glaube, ich werde auch keine Sehnsucht haben. Und Reisen? Hans ist genug herumgekommen in der Welt. Und ich auch. Ich habe so schöne Reisen gemacht. Nein, wir werden ganz zufrieden sein, wenn wir still zu Haus bleiben können. Nur darf er mich nicht allein lassen. Sonst fürchte ich mich, und Angst habe ich genug ausgestanden. Glaubst du das, was ich neulich im Lazarett hörte, daß jedem Menschen nur ein gewisses Maß von Leid und Angst aufgebürdet wird, und daß überall ein Ausgleich vorhanden ist? Wenn dem so wäre, dann müßte ich einmal nichts wie Glück und Frieden im Leben erfahren."

„Glück und Frieden — nein, das gibt's wohl nicht immer. Aber ich denke, alles Leid, das wir erdulden, stärkt uns, so daß wir später einmal das Schwere leichter ertragen."

„Glaubst du? Ich finde eher, daß Leid zermürbt. Ich bin manchmal so des ganzen Lebens müde! Ich möchte mich am liebsten hinlegen zu einem recht tiefen Schlaf, bis Hans vor mir steht und ruft: Wach' auf! Aber so ein Dornröschenglück ist wohl nichts für uns Menschen."

„Du liebe, arme Kleine!"

Und Frau Bokelmann, die so zurückhaltend in ihren Zärtlichkeiten war, zog Annie an sich und streichelte sanft ihre Wange.

„Wir müssen tragen, was der liebe Gott uns auferlegt, und wenn es noch so schwer ist. Aber wir haben doch auch die Hoffnung. Und in diesem Fall bin ich überzeugt, daß sie uns nicht betrügt. Gerade daß wir keine Nachricht von ihm haben, scheint mir eher ein gutes Zeichen. Denn sieh mal —"

Und wie wohl hundertmal schon knüpfte sie wieder den Faden, an dem sie beide, Mutter und Geliebte, jedes Fäserchen schon kannten und den immer von neuem zu verknüpfen sie doch niemals müde wurden.

Darauf nahm Annie Abschied, wenn auch zu schwach, um sich an dieser Hoffnung aufzurichten, so doch ein wenig getröstet und beruhigt.

⁂ ⁂ ⁂

Als dann aber das große Sterben über die entkräftete Heimat kam, verlor sie auch diesen Halt. Annie pflegte die Kranke und hielt bis zur letzten Todesstunde bei ihr aus. Wenige Tage später aber erkrankte sie selbst schwer, und der Winter verging, ehe sie soweit wieder hergestellt war, daß sie auf der Veranda liegen konnte.

Eines Nachmittags sah sie einem Starenpaar zu, das in einem nahen Apfelbaum nistete, mit so viel Anteilnahme und innerlichem Glück, als wenn es nichts auf der Welt gäbe als diesen sonnigen Fleck vor ihr, den blühenden Baum und den mit süßem Geplauder seinem Weibchen den Hof machenden Staren.

An ihrer Seite saß Frau Dewerth, salopp angezogen, vergrämt, dicke, graue Strähnen in dem fuchsigen Haar. Sie hatte ein Glas zwischen ihren Knien und quirlte ein Ei. „So, Herzchen, nun iß!"

Annie drehte sich um, und nachdem sie versonnen einen Augenblick lang die Leckerbissen auf dem weißgedeckten Tisch betrachtet hatte, die mit zartem Schinken und Lachs belegten Weißbrötchen, die Rotweinflasche und die Schokoladetafeln, begann sie das Ei zu löffeln und kleine Bissen von einem der Brötchen zu naschen.

‚Ich weiß sehr gut, von wem das alles kommt, und dennoch esse ich's. Wie ist das möglich?' dachte sie.

Als Frau Dewerth sah, daß es ihrer Tochter schmeckte, sagte sie vorsichtig: „Kindchen, heute abend hat Klaus sich angesagt. Ich möchte nur fragen, ob du aufbleiben willst?"

Annie ließ den erhobenen Arm sinken und sah ihre Mutter böse an.

„Warum sagst du mir das? Du weißt doch, daß mich das aufregt."

„Ich dich aufregen! Ich habe nur den einen Wunsch, daß du wieder gesund wirst."

„Dann schick' ihn fort. Er soll nicht in unser Haus."

„Das kann ich nicht. Er war so aufmerksam gegen uns, da kann ich nicht so schroff sein."

„Meinetwegen. Aber mich laß in Ruhe!"

„Gewiß, Herzchen, du sollst tun, was du willst ... Komm, nimm noch ein Bißchen."

Und die Mutter begann der mit geschlossenen Augen auf den Kissen Liegenden den Rest des Eies einzulöffeln. Als Annie dies genommen hatte, erhob sie sich wieder und begann mit aufgestütztem Arm langsam und dennoch heißhungrig ein neues Brötchen zu verzehren.

„Das ist recht. Nun wirst du auch wieder zu Kräften kommen. Reichliche Nahrung, das ist die Hauptsache, sagt der Doktor."

„Und keine Gemütserregungen! Das ist ebenso wichtig. Aber ihr müßt mich immer quälen."

„Wer tut das denn?"

„Ihr alle! Lisa mit ihrem Verlobten. Soll sie ihn doch heiraten und glücklich sein, wenn sie Rudi so schnell vergessen kann. Aber ich mag ihn nicht sehn."

„Und doch ist er ein netter Mensch. Man kann nichts an ihm aussetzen."

„Natürlich! Alle sind nette Menschen. Auch Klaus. Aber wenn du mit Engelszungen auf mich einredetest, ich nähme ihn doch nicht."

„Ach, Kind! Kind! Du weißt ja nicht, was du sprichst. Du ahnst ja gar nicht, wie ernst alles ist."

„Ich weiß mehr, als du glaubst. Ich weiß ganz genau, daß die Lebensmittel von ihm stammen. Vielleicht hat er dir auch schon Geld geborgt."

„Ja, Kind, und die Wahrheit ist, daß wir einfach in seiner Hand sind. Wenn er nicht ein so großmütiger Mensch wäre, könnte er uns morgen auf die Straße setzen."

„Was?"

„So ist es! Die Hypotheken auf unserm Haus hat er übernommen. Und er hat mir noch eine neue gegeben. Und weil ich die Zinsen nicht aufbringen konnte, habe ich ihm die Möbel verpfändet. Es gehört einfach alles ihm."

Erschrocken war Annie aufgefahren. „Mama, um Gottes willen, wie hast du das tun können? Wir hatten doch Geld von Hans."

„Du wolltest doch nicht mehr, daß ich davon nahm. Und du ahnst ja nicht, was deine Krankheit gekostet hat."

„Ach, das ist nicht gut! Das ist nicht gut! Mein ärgster Feind hätte ja nicht schlimmer handeln können."

„Wenn Klaus nicht geholfen hätte, dann hätten wir schon zu Beginn des Krieges herausgemußt."

„Und nun leben wir von seiner Gnade!"

„Ja, Kind, aber mir mußt du keine Schuld geben. Ich habe die Verhältnisse nicht geschaffen. Du weißt selbst, wie ich gespart und gespart habe."

„Ach, du bist schlecht!" schrie Annie außer sich. „Ach, ich wollte, ich wäre dich los und allein!"

Frau Dewerth erhob sich, und während die Falten um ihren schlaffen Mund sich noch ein wenig länger hinunterzogen, erwiderte sie: „Das kannst du vielleicht eher haben, als du denkst." Damit erhob sie sich und ging ins Haus.

Annie lag da, mit jagendem Atem, in unsäglicher Angst, als wenn ihre Brust ein einziges Hammerwerk wäre, das bis in ihren Hals, bis hinauf zu den Schläfen dröhnte. Allmählich wurde sie ruhiger, aber die Angst zitterte immer noch nach und gebot ihr, an nichts zu denken, sich nur nicht zu rühren. Und wieder blickte sie mit stiller Hingegebenheit dem verliebten Spiel des Starenpaares zu. — Als dann später ihre Mutter zurückkehrte, streckte sie ihr die Hand hin und bat sie wegen der harten Worte um Verzeihung.

„Ja, Kind, ich meine es wirklich gut. Nie — nie werde ich dich zu etwas zwingen, was gegen deine Natur geht. Und glaub' mir, das will auch er nicht. Wir sprachen noch gestern davon. Da sagte er mir, wie gut er versteht, daß du Hans nicht vergessen kannst. Er verlangt ja auch wirklich nichts. Es schmerzt ihn nur, daß du ihn nicht einmal sehn willst."

„Schön. Ich will aufbleiben."

Der Abend verlief weniger schlimm, als Annie gefürchtet hatte. Sie trank ein wenig Bromwasser und vermochte mit Ruhe, ohne eine Spur jenes alten Hasses, die Gegenwart des Gastes zu ertragen.

In der nächsten Zeit kam Klaus beinah täglich, und als sein Urlaub abgelaufen war, ließ er ihn verlängern. Annie empfing ihn stets auf ihrem Liegestuhl im Garten, und immer hatte sie ein großes Bild des Geliebten auf dem kleinen Tisch neben sich stehn. Oft, wenn sie allein war, blickte sie es versonnen an und wunderte sich, daß Hans ihr nicht mehr mit der Lebendigkeit wie früher vorschwebte und daß bei dem Gedanken an ihn die Empfindungen von einst sich kaum noch regten.

Aber alles in ihr war nach der Krankheit matter geworden, ihre Phantasie wie ihr Empfindungsleben. Und sie wollte sich nicht quälen und abmühn, sondern nur schmerzlos hindämmern im Sonnenlicht. Auch ihr Zusammensein mit Klaus war kaum etwas anderes. Er verstand nicht die Kunst, gefällig zu plaudern. Nach einem kurzen Anlauf, bei dem er dies und jenes erzählte, was er sich vorher zurechtgelegt zu haben schien, geriet er gewöhnlich darauf, von seinen geschäftlichen Plänen zu sprechen, um dann, als wenn er selbst empfände, daß dies nicht das Richtige sei, in immer längeres Schweigen zu versinken. So kamen die beiden schließlich darauf, sich die Zeit mit einem harmlosen Spiel zu vertreiben. Und manchmal fühlte Annie ganz verstohlen sich etwas regen, was über diesen Liebhaber spottete, der nach seiner Versicherung so von Leidenschaft kochte und nun nichts Besseres wußte, als mit ihr Domino oder Mühle zu spielen, wie wenn sie beide Kinder oder alte Leute wären.

Klaus hatte einige Tage verreisen müssen. Als er zurückkehrte, war er in Trauer. Er

kam von seines Vaters Beerdigung. Als Annie sich nach dessen letzten Lebensjahren erkundigte, erzählte er ihr zum erstenmal etwas Näheres von seiner Tat und sagte: „Gewiß, von Rechts wegen mußte er bestraft werden. Aber vom Standpunkt einer höheren Gerechtigkeit trifft ihn keine Schuld. Das Motiv seiner Tat war übermäßige Liebe. Und ich meine, das müßte man achten.“

Annie wartete einen Augenblick in gespannter Angst und atmete befreit auf, als er mit keinem Wort auf seine Leidenschaft zu ihr anspielte, sondern von anderen Dingen sprach.

Eines Tages erfuhr sie zufällig, daß Frau Bokelmanns Haus wieder vermietet sei und sagte zu ihrer Mutter: „Ach, wir werden unser Haus ja auch bald verlassen müssen. Unser schönes Haus! Das wird ein trauriges Leben sein in einer Mietswohnung!“

„Darf ich dir mal was sagen?“ fragte ihre Mutter. „Aber du mußt nicht gleich wieder böse werden. Klaus hat einen großen Herzenswunsch: er möchte dir das Haus schenken.“

„Unser Haus? Er ist wohl verrückt!“

„Er will die Hypotheken auf deinen Namen schreiben lassen. Dann wärst du die Besitzerin des Hauses.“

„Aber daran ist ja nicht zu denken,“ erwiderte Annie. Sie sagte es lächelnd, ohne jede Erregung.

Zu ihrem Geburtstag schenkte Klaus ihr einen Ebenholzkasten mit einer alten Elfenbeinschnitzerei. Als er dann nachmittags selbst kam, um ihr zu gratulieren, bedankte sie sich für das schöne Geschenk.

„Ich muß Ihnen danken, daß ich es Ihnen habe schenken dürfen,“ erwiderte er und küßte ihr die Hand.

„Es ist wirklich sehr nett,“ sagte sie kühl.

„Haben Sie es schon genauer betrachtet?“

„Ich denke doch.“

„Ganz genau?“ Dabei drückte er auf eine Geheimfeder, worauf der Boden aufsprang und darunter ein Aktenstück sichtbar wurde.

„Was ist denn das?“

„Lesen Sie nur!“

Sie überflog den Inhalt und begriff in ihrer Verwirrung soviel, daß es sich um einen Kaufvertrag handelte. Er hatte das elterliche Haus ihrer Mutter abgekauft. In einer zweiten angehefteten Urkunde aber machte er es, frei von den darauf lastenden Hypotheken, Annie zum Geschenk.

Ein Lächeln, das affektiert war, leichtfertig aussehn sollte und, wie es seine ganze verzweifelte Leidenschaft verriet, doch ergreifender wirkte, als die Gabe selbst, zitterte auf seinen Lippen.

„It's all I have,“ sagte er obenhin.

Sie lehnte sich zurück und preßte, um eine ungestüme Wallung zu unterdrücken, ihre Hand gegen das Gesicht.

„Sie machen mich ja so glücklich! Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen!“ flüsterte er und haschte in einem Kuß den hellen Tropfen von ihrer Wange.

Als nach einer Weile ihre Mutter wiederkam, verschloß er den Kasten und bat sie, nicht davon zu sprechen.

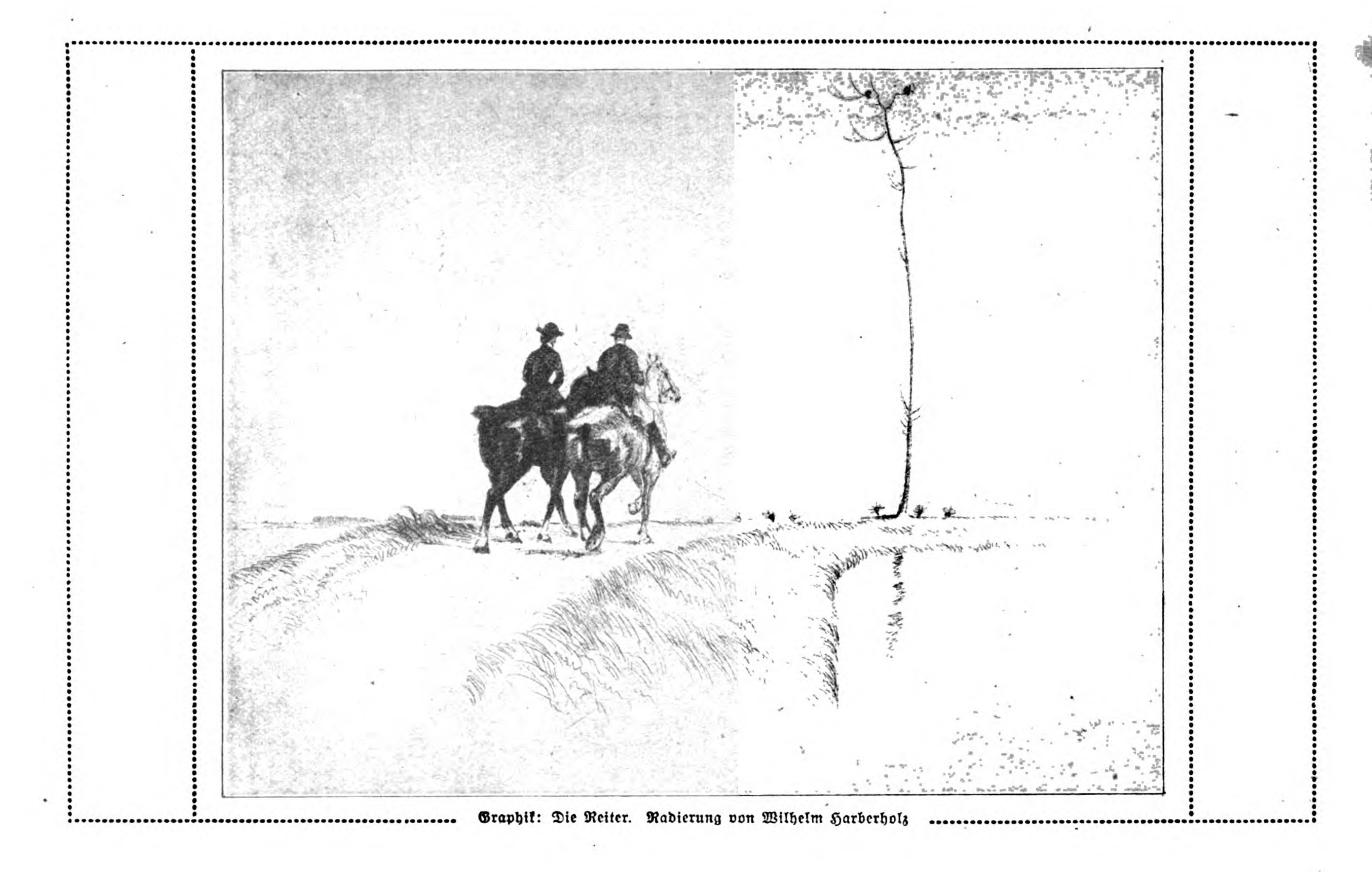
Am nächsten Tag aber zeigte er ihr zwei mit Saphiren geschmückte Ringe, indem er nur sagte: „Sieh — sehen Sie, Annie, das habe ich mitgebracht“, und nach kurzem Zögern, ohne weitere Erklärung, bleich, mit einem Ausdruck nicht wie ein glücklicher Bräutigam, sondern — so empfand sie es — wie ein Operateur, der einen letzten entscheidenden Messerschnitt wagt, schob er den Ring auf ihren Finger. Und sie ließ es sich gefallen, in einer ihr selbst rätselhaften Willenlosigkeit und Schwäche.

Dann mußte er abreisen, aber er schrieb jeden Tag und nannte sie in seinen Briefen Geliebte Annie und Du. Sie ließ durch ihre Mutter antworten, indem sie vorgab, noch zu matt zum Schreiben zu sein, obwohl es ihr jeden Tag besser ging, und nur auf besonderes Drängen fügte sie diesen Briefen kurze Grüße und Nachschriften hinzu.

Als Klaus dann aber wiederkam, hatte sie sich mit ihrem Schicksal abgefunden. Sie hatte nur noch den Wunsch, wenn nicht glücklich, so doch still und in Frieden mit sich selbst zu leben. Die ganze Zeit seit dem Ausbruch des Krieges lag hinter ihr wie ein langer Kampf, der ihre Kräfte völlig aufgezehrt hatte. Alles, was sie daran erinnerte, verursachte ihr Pein, als wäre sie damals eine andere, über ihre Kraft hinausgesteigerte gewesen, und als könnte irgendeine geheime, feindselige Macht sie wieder zwingen, dieser Mensch noch einmal zu werden. Sie wollte nichts mehr vom Krieg, nichts mehr von Siegen hören, und wenn sie Verwundete sah, ging sie ihnen ängstlich aus dem Wege.

Am liebsten hätte Annie es auch als Braut bei Domino und Brettspiel belassen und bei der Hochzeit in unbestimmter Ferne. Aber Klaus verstand auf geschickte Art, indem er sie überrumpelte, seinem Ziel immer näher zu rücken. Nur als er den Vorschlag machte, daß die Hochzeit schon in vier Wochen stattfinden sollte, fuhr sie auf und erklärte, vor Weihnachten sei nicht daran zu denken.

Er bat und flehte und wurde auf einmal beredt, lenkte dann aber, als er ihre Aufregung bemerkte, schnell wieder ein und er-



Graphik: Die Reiter. Radierung von Wilhelm Harberholz

klärte sich mit dem Termin zwischen Weihnachten und Neujahr einverstanden.

Auf gut Glück hatte sie Weihnachten genannt, denn jetzt war Mittsommer und der Winter noch so fern. Aber in der stillen Ereignislosigkeit zerrannen Wochen wie Tage.

Klaus kam nun wieder jeden Abend, und es war vorbei mit Domino und Mühlespiel. Er fühlte sich als Bräutigam und versuchte sich in Zärtlichkeiten. Aber dieser so robuste und rücksichtslose Mensch hatte eine merkwürdig unmännliche, zugleich demütige und quälerische Art, Liebkosungen zu erweisen. Oft, wenn sie sich unterhielten oder sich anschwiegen, merkte sie, wie die Begehrlichkeit in seinen Augen aufglomm. Und langsam, mit aufregender Langsamkeit näherte er sich ihr dann, zögerte noch auf ihrem Mund, ehe seine Lippen ihn berührten, und zuckte dann gleich zurück, als wenn er dächte: ‚Es ist geglückt!‘ Dann küßte er sie, in kurzen Pausen mehrere Male, wie ein Raucher die ersten Züge aus einer Zigarre tut und nach jedem Zug sich sagt: ‚Wirklich eine ausgezeichnete, eine ganz hervorragende Zigarre ...‘ Manchmal wurde er auch feurig, bestürmte sie mit seinen Liebkosungen und schien sich ganz zu vergessen, aber sie fühlte das künstlich Gemachte, und wie er sich Gewalt antat und ganz kalt dabei blieb. Und in der Tat knüpfte er nach solchen Augenblicken die Unterhaltung plötzlich, ohne jeden Übergang, ganz nüchtern mit irgendeinem gleichgültigem Thema wieder an.

In ihr aber bewirkte diese Art des Genießens eine unheilvolle Teilung und Zerreißung ihres Wesens. Während ihre Sinnlichkeit manchmal erregt wurde, klumpte sich unter ihrem Herzen zugleich eine schwere, steinerne Traurigkeit und Angst zusammen, als wenn ihr ganzes menschliche Gefühl sich in den kleinsten Raum verkrochen hätte und in dieser Gepreßtheit wahnsinnige Schmerzen ausstände.

Und das eigentlich Fürchterliche dieser Stunden war nicht, daß Klaus ihr fremd blieb, ihr immer fremder wurde, ihr kaum noch wie ein Mensch vorkam, sondern sie selbst wurde sich entfremdet, fühlte sich wie eine Maschine, in der irgendeine Feder selbsttätig wirkte, während alles übrige leblos und nur ein Gefäß der Angst und Traurigkeit war.

Diese steinerne Schwermut lockerte sich auch nicht mehr, wenn sie allein war, sondern die Kruste, die ihr Leben erstickte, wurde immer zäher und fester. Mit Grauen dachte sie an ihre Ehe, wenn diese Fron sich tagaus, tagein wiederholte und sie ganz in seiner Hand war. Oft hätte sie ihn anschreien mögen: Sei doch ein Mann! Küß mich doch ordentlich! Pack zu, daß ich mich vergesse! ... Aber wie konnte sie das diesem fremden Menschen sagen? Zwischen ihnen beiden bestand ja nicht das: ich bin dein und du bist mein! Sondern sie gehörte ihm, weil sie von seiner Gnade lebte! Sie hatte sich selbst erniedrigt und sich ihres Persönlichsten entäußert und zu nichts mehr ein Recht.

In diesen dunklen Novembertagen begann das über die Schwelle ihres Bewußtseins zu treten, was sich schon längst in ihrem Unterbewußten gebildet hatte. Eines Morgens, als ihre Mutter ihr wie gewöhnlich das Frühstück ans Bett brachte, fragte sie die Tochter besorgt, wie sie geschlafen hätte? „Gut. Wenigstens nicht schlechter als sonst. Warum?“

„In der Nacht hast du ein paarmal gestöhnt. Auch mal aufgeschrien. Hast du vielleicht schlecht geträumt?“

„Nicht daß ich wüßte.“

Nachdem Annie in der nächsten Nacht schon ängstlich und lauernd eingeschlafen war, wachte sie plötzlich von einem ganz furchtbaren Traum auf, mit einem solchen Angstgefühl, daß sie, die Arme um die hochgezogenen Knie geschlungen, aufrecht sitzen blieb, um nur nicht wieder einzuschlafen.

Sie war über die Straßen geschleppt worden, von wem wußte sie nicht, aber ihre Mutter ermunterte sie: „Geh doch! Geh doch!“ Sie aber widerstrebte, stemmte mit letzter Kraft ihre Füße gegen das Pflaster, denn sie war im Nachtgewand ... und dennoch mußte sie vorwärts, angegafft von höhnischen Menschen ... nein, es war nicht auf der Straße, sondern in einer Kirche, die Orgel dröhnte, sie hatte ein weißes Brautkleid an, und ihre bloßen Füße glitten auf den eisigen Fliesen aus, und alle Bänke standen voller Bekannten, und vor ihr, mitten auf den Fliesen, lag ihr Vater, mit bläulich schwarzem Gesicht, und sein zyklopenhaft erweitertes Auge quoll vor höhnischer Freude heraus, während es auf sie und zugleich auf Klaus schielte, der ernst, korrekt am Altar auf sie wartete.

Ähnliche Träume verfolgten sie auch die nächsten Nächte. Vermöge ihrer Angst gelang es ihr manchmal, sie zu unterbrechen. Dafür lag sie dann stundenlang schlaflos, und tagsüber lastete die monotone Traurigkeit auf ihr.

Eines Tages bat sie Klaus, die Hochzeit bis zum Frühjahr zu verschieben. Aber er berief sich auf ihr Versprechen, auf den Arzt, der gesagt hatte, nach der Hochzeit würde ihr Zustand sich bessern. Zum erstenmal gab

es zwischen ihnen Streit und entschlüpften ihm bittere Worte. Sie fügte sich, erklärte nur mit verstocktem Ausdruck, er würde es noch bereuen, ihr Zustand würde sich nach der Hochzeit durchaus nicht bessern.

Sie war davon überzeugt. In unbeschäftigten Augenblicken drehten sich ihre Gedanken immer um die Frage, ob der Traum diese Nacht wieder kommen würde oder nicht, und sie fürchtete verrückt zu werden. Wenige Tage nach dieser Auseinandersetzung erschien Lisa plötzlich bei ihr und erzählte, daß sie Klaus getroffen hätte. Sie wäre beinah eine Stunde mit ihm spazieren gegangen, und schließlich hätte er ihr sogar Blumen gekauft. Annie wäre doch nicht eifersüchtig? Er wäre ja ein ganz hervorragender Mensch! Schon als Junge so aufgeweckt und unternehmend. Aber diese Entwicklung hätte ihm doch niemand zugetraut. Die Freundinnen beneideten sie alle um die glänzende Partie, freuten sich aber auch schon auf die spätere Zeit. Sie würden doch sicher ein großes Haus machen.

Annie hörte sie an, mit diesem vergrübelten, hinterhältigen Ausdruck, den sie jetzt oft hatte, gab nur dann und wann ein kurzes: „So?" „Glaubst du!" zur Antwort und dachte immer, das alles sage Lisa nur, weil sie von Klaus bestochen sei. Es gab ja keinen Menschen mehr, der es ehrlich mit ihr meinte, sondern alle nahmen für Klaus Partei und suchten sie dorthin zu zerren, wohin er sie haben wollte.

Eines Nachmittags saß sie ganz wundgescheuert von dem vergeblichen Aufbegehren in ihrem Zimmer, und damit sie nur irgend etwas tat, ging sie an ihren Sekretär, um aufzuräumen. Durch die feuchten Fensterscheiben fiel nebliges Novemberlicht mit fein sprühendem Regen und sinkenden, vergilbten Blättern, die hoffnungslos müde, bereit schienen, in Schmutz und Schlamm zu zergehen. Das beste war schon, alles, was an frühere Zeiten erinnerte, zu vernichten, dachte Annie.

In einem Schubfach lagen, mit Bändern verschnürt, die Briefe von Hans. Darauf, in einem zugeklebten Umschlag, seine Bilder. Sie hörte aus der Ecke die Flammen im Ofen blaffen, und dachte, dieser Umschlag sei zu groß, sie müsse ihn erst zerreißen, und wunderte sich, daß sie es nicht tat, denn was er verschloß, bedeute ihr eigentlich nichts mehr, keine Erinnerungen, keine Empfindungen, höchstens Unbehagen, als wenn doch irgend etwas Lebendiges noch daran sei, das man nicht zerreißen dürfe.

Und stumpf, ohne Gedanken fast, blickte sie auf diesen gelben Umschlag, unter dem sie die hartkantigen Ränder der Bilder fühlte. Nach und nach aber wurde aus der zerschlagenen Mattigkeit eine besänftigende Ruhe, ihre Hand lag ganz still wie in einer andern Hand, während ihre Züge sich zugleich von innerem Aufhorchen leise belebten. Nach einer Weile aber — jetzt hatte ihr Gesicht einen listigen Ausdruck wie als Kind, wenn sie etwas Verbotenes tat — verschloß sie ihre Türe, drehte Licht an, zog die Vorhänge zu und löste von einem Stapel Briefe das Band.

Die ersten las sie wie eine schöne fremde Geschichte. Mehr und mehr aber kam ihr zum Bewußtsein, daß sie es war, die alles dies betraf, und daß Hans es geschrieben hatte. Manchmal lächelte sie zag, wie unter schmeichelnder Liebkosung, neigte sich abwehrend, wehrlos in heißem Schauer, schüttelte den Kopf, murmelte mit doch entzücktem Widerspruch: „Nein, nein ..." Dann wieder richtete sie sich auf, ganz Flamme und feierliches Strahlen. Wenn sie einen Brief beendet hatte, nahm sie sich nicht Zeit, ihn zusammenzufalten, sondern ergriff schon den nächsten, dessen Blätter sie behutsam schnell glatt strich. Einen nach dem andern las sie mit fliegenden, gezügelten Augen, sog durstig das warme Blut dieser Seiten in sich ein, und ihr geknebeltes Herz weitete sich, schlug wieder seinen freien, freudigen Gang.

Nun lehnt sie sich zurück, ganz durchglüht und ganz besänftigt von dem Gefühl, daß sie in dieser toten, feindlichen Welt die Stimme eines Menschen gehört hat, reißt den großen Umschlag auf, sieht seine Bilder ... und erinnert sich, daß sie auch von ihm geträumt hat: hinter einem Musselinvorhang oder hinter Gitterstäben stand er, tot, nur in den Augen war noch Leben und eine so anklägerische Traurigkeit, daß sie sich davor noch mehr fürchtete als vor dem Haßblick ihres Vaters. Aber jetzt steht der Lebendige vor ihr und spricht zu ihr mit der Stimme eines Freundes und Trösters, wie er schon einmal im Garten gesprochen hatte. „Glaub' doch an dich!" mahnt er. „Glaub' an deinen Stolz, an die reine Kraft deiner Liebe! Du hast aus Wahn und Traum dir Schuld ergrübelt, die gar nicht existiert. Du denkst, hätte ich meinen Vater nicht bestohlen, so wäre ich nie mit Klaus zusammengekommen und er wäre nie in diese Leidenschaft verfallen. Aber das ist ja Wahnsinnsgespinst! Ebensogut könntest du dich beschuldigen, weil ich in den Krieg gezogen und gefallen und du krank geworden bist. Deiner Schwäche und Hilflosigkeit bist du erlegen, hast dich fangen lassen und tobst nun in ratloser

Qual. Aber das bist ja gar nicht du. Du — wahrhaft du — lebst hier in diesen Briefen …"

Und sie sieht sich selbst wieder, wie er sie geträumt, gedeutet, geformt hatte, mit solcher Verführungskraft und -kunst, daß sie wirklich sein Geschöpf geworden war. Aber in diesem Wiedererkennen liegt nichts von dem Schmerz eines Kranken, der sein Bild aus gesunden Tagen sieht, sondern nur das Glück zurückgeschenkten Lebens, denn so stark wirkt auch jetzt noch die Magie seines Willens, daß die Vergangenheit sie wie hellster Tag umgibt, daß ihr ist, als hielte er seinen Arm um sie geschlungen, und während sie ausruht in Geborgensein, glaubt sie an seiner Brust zu liegen, riecht den leisen Tabaksgeruch und wird von seinem warmen Atem umfächelt.

Weißt du noch, Annie? … Erinnerst du dich noch, Annie? … Viele Sätze in den Briefen beginnen so.

Ja, sie weiß es noch! Ja, sie erinnert sich! Mit einemmal ist alles wieder da.

Der Mond glänzt. Silbern steht der gewölbte Baum, und in gebändigter Erregung fließen seine Worte in ihr Ohr, und aus dem Dunkel senkt sein Mund sich zu ihrem hinab. Im linden Feuer der Herbstsonne glühen die Blumen, inmitten prangender Äpfel sitzen sie beide auf dem Rasen, und indes er ihr einen Zweig aus dem Haar streicht, sind sie von ihrer Liebe Wohlgefühl umströmt. Und sie sitzen, von einem abendlichen Gang heimkehrend, auf einer Bank im Hofgarten, sehen im Zwielicht Menschen vorübergehen, ahnen ihre neugierigen Blicke und sehen sie nicht, hören ihre Schritte und vernahmen sie nicht — von dieser Menschennähe noch mehr entrückt in ihre Einsamkeit und Einzigkeit.

Alles ist wieder da, reißt sie empor, daß sie glaubt, sie müsse wie eine Wolke zergehn, und liegt doch zu ihren Füßen als eine schöne, wirkliche Welt.

Als endlich das Mädchen pochte und sie zum Abendessen rief, waren vier lange Stunden vergangen. Sie antwortete, sie käme sofort. Sie sprang auf und verschloß die Briefe. Sie machte ein wenig Toilette. Sie fühlte sich so leicht, so stark! Wie umgürtet mit einer wundersamen Rüstung … Sie freute sich auf die Nacht! Auf die lange, stille Nacht! Sie würde an ihn denken. Und lesen würde sie. Sie sehnte sich nach Büchern. Wie betäubt und verdüstert war sie gewesen, daß sie nicht früher an sie gedacht hatte! Und wenn sie müde vom Lesen war, würde sie von ihm träumen. Von ihm, dem Lebendigen!

※ ※ ※

An diesem Abend schien Annie offener und teilnehmender als je in der letzten Zeit, und Klaus, höchst erfreut über diese Wandlung, benutzte die Gelegenheit, das Gespräch auf die Vorbereitungen für die Hochzeit zu bringen. Auf seinen Wunsch nannte sie eine Reihe ihrer Bekannten, die ihre Mutter noch ergänzte, und der Klaus einige Herren seines Bekanntenkreises beifügte. Beim Abschied dankte er ihr, daß sie so reizend gewesen sei und meinte mit überlegenem Lächeln, sie würde sehn, daß er doch noch recht behielte.

Aber sie hatte nun das Mittel gefunden, durch das sie ihrer verhaßten Umgebung entfloh. Sie brauchte sich zur bestimmten Stunde nur in ihrem Zimmer einzuschließen, so war ein geheimnisvoller Zusammenhang hergestellt, und ihr Inneres wurde vom Strom der Erinnerungen durchflutet aus jener glücklichen Zeit, da sie diesen wunderbar reichen Frühling eines neuen, ganz von Liebe erfüllten Daseins genossen hatte.

Aber in demselben Maß wie dieser Strom sie mit grenzenlosem Glück durchrauschte, verzehrte er auch ihre Kräfte und riß sie fort vom Boden des nüchternen Lebens in dunkle, gefährliche Weiten. Immerhin vermochte sie ihre Reizbarkeit besser als früher zu verbergen. Klaus selbst merkte am wenigsten davon. Ihre überschlanke Gestalt, ihre Züge waren in dieser Zeit von einer so vornehmen und zugleich rührenden Schönheit, daß er einmal zu ihr sagte, er hoffe ja, daß sie nach der Hochzeit rundere Backen bekäme, aber fast möchte er wünschen, daß sie so bliebe, wie sie sei. Seine Leidenschaft war heißhungriger und feinschmeckerischer als je, und seit einiger Zeit trieb er einen wahren Kult mit ihren Händen. Er brachte immer neue Ringe und kannte sich kein größeres Glück, als die eiskühle Innenfläche ihrer Hand an seine Lippen zu pressen. Sie wehrte ihm nicht. Mochte er ihre Hände nehmen, ihre Lippen, mochte er sich aller ihrer Glieder bemächtigen, da, was ihn ihr lebte, doch nur dem Geliebten gehörte.

Aber bei anderen Gelegenheiten konnte sie von einer erschreckenden Reizbarkeit sein. Als sie ihre Brauttoilette anprobieren sollte, sagte sie, die Schneiderin habe ja ihr Gestell, danach möge sie sie zupaß machen. Und auf alle Vorstellungen ihrer Mutter erwiderte sie mit bösem und gehässigem Blick, sie wolle nicht länger gequält sein, das Kleid solle sofort hinausgebracht werden.

Frau Dewerth war manchmal in schweren Sorgen, aber schließlich stimmte auch sie mit dem Arzt überein, daß diese Zustände mit der Brautzeit zusammenhingen und sich nach der Hochzeit verlieren würden.



Leutascher Bauernmädchen

Gemälde von Prof. Walter Thor

In der letzten Zeit schwelgte Klaus darin, ein großartiges Menu für die Hochzeitstafel zu entwerfen, und halb im Scherz äußerte er, das Richtigste würde wohl sein, wenn er selbst nach Brüssel führe und alles Nötige besorgte.

Annie fand diesen Vorschlag apart, teilte plötzlich sein Interesse und stachelte seinen Ehrgeiz noch an. Da er in die Falle ging, wurde die Reise für den übernächsten Tag beschlossen.

In bester Laune begleitete sie ihn auf den Bahnhof und neckte ihn sogar, daß er vielleicht noch einen andern Grund habe, um als Junggeselle ein letztes Mal die gefährliche Stadt zu besuchen. Als Klaus dann aber eingestiegen war, stand sie die ganze Zeit völlig geistesabwesend und merkte auch nicht, wie ihre Mutter sie anstieß, sie solle dem Abfahrenden winken — so hatte die Erinnerung sie überwältigt an den Augenblick, als sie mit Frau Bokelmann den Geliebten an die Bahn gebracht und ihn im Zug zum letztenmal gesehen hatte.

Auf dem Heimweg sagte sie ihrer Mutter, sie wolle noch einen Augenblick in dem Krankenhaus, in dem sie als Hilfsschwester gearbeitet, bei der Oberschwester vorsprechen. Sobald Annie den Pavillon betreten hatte, der immer noch mit verwundeten Soldaten belegt war, atmete sie wie etwas Vertrautes die mit Lysol geschwängerte Luft ein. Da gerade der Kaffee verteilt wurde, setzte sie sich zu diesem und jenem Verwundeten ans Bett und plauderte wie in früheren Zeiten, um sich dann von den Schwestern die letzten Ereignisse erzählen zu lassen. Ein Vorfall beschäftigte deren Gemüter besonders. Eine Schwester von einer andern Station hatte sich aus unglücklicher Liebe zu dem Hilfsarzt mit Veronal zu vergiften versucht. Sie war aber gerettet worden, und jetzt waren die beiden verlobt.

Die beiden Schwestern waren sich darin einig, daß dieser Selbstmord nicht viel mehr als die Komödie einer Hysterischen gewesen sei. Während aber die eine das Benehmen des Arztes sehr schön und edel fand, vertrat die andere die Ansicht, daß er aus übertriebenem Anstandsgefühl in sein Unglück renne.

Annie hatte zuerst nach verschiedenen Details gefragt, schien aber auf einmal gar nicht mehr zuzuhören, sondern sann blaß vor sich hin, während die beiden Schwestern sich ziemlich ereiferten. Schließlich fiel der einen ihre Teilnahmlosigkeit auf, und sie dachte, Annie stände ja selbst kurz vor der Hochzeit, und wahrscheinlich wäre ihr das ganze Gespräch nicht sonderlich angenehm. Darum brach sie ab, und gleich darauf ging Annie zum Instrumentenzimmer.

Auf dem Gang begegneten ihr zwei Krankenträger mit einer Bahre, unter deren Pferdedecken sich die Umrisse eines menschlichen Körpers abhoben. Der eine der Träger erkannte sie.

„Auch mal wieder hier, Schwester Anna? Wie geht's?"

„Danke. Und Ihnen?"

„Man darf nicht klagen."

„Tot?"

„Exitus. — Na, auf Wiedersehn, Schwester. Hopp, Kamerad!"

Im Instrumentenzimmer traf sie eine jüngere Schwester. Wieder gab es eine Begrüßung und viele Fragen zu beantworten, indes auf Annie doch nur die Gegenstände in dem weißen Raum mit sonderbarer Gewalt eindrangen, vor allem der Medizinschrank an der Wand, wo die Glasröhrchen mit Veronal und Sublimatpastillen und die Flaschen voller Lysol und Morphium aufbewahrt wurden. Gewöhnlich stand der Schrank trotz dem strengen Verbot offen. Heute war er gerade geschlossen. Annie verabschiedete sich und ging zur Oberschwester Hedwig.

In dem winzigen, bis zur letzten Ecke hell erleuchteten Zimmer standen eine Unmenge Photographien, Nippessachen, künstliche Blumen und zärtlicher Krimskrams umher, aber ein gut Teil des Raumes nahm ein höchst nüchterner Schreibtisch am Fenster ein, mit Zeißordnern und Skripturen darauf. Überrascht sprang das hagere, spitznasige Fräulein hinter dem Teetisch auf. Während sie ihrer Freude über den unerwarteten Besuch Ausdruck gab, sagte sie, daß sie oft an Annie gedacht und schon gefürchtet hätte, diese hätte sie ganz vergessen.

„Vergessen? Nein. Das heißt, ja. Ein bißchen. Aber die Hauptsache war doch meine Krankheit."

„Und dann das andere große Ereignis!"

„Ja, es kam soviel Schweres zusammen."

„Nein, ich meine das Glück. Nochmals meine herzlichsten Glückwünsche! Ach, Kindchen," und das alte Fräulein küßte Annie auf beide Backen, „ich hab's Ihnen ja so von Herzen gegönnt. Aber nun legen Sie ab. Der wundervolle Nerz! Gewiß von Ihrem Verlobten. Wann soll denn die Hochzeit sein?"

„Die Hochzeit? Bald. Am Donnerstag."

„Schon! Aber das ist wirklich doppelt lieb, daß Sie dann noch mal kommen."

„Ich muß doch Adieu sagen."

Die Oberschwester plauderte noch fort, während sie Annie aus dem Pelz half, und

fragte nach diesem und jenem, was auf Verlobung und Hochzeit Bezug hatte, mit zärtlicher und zugleich etwas lüsterner Betulichkeit. Da aber Annie nur zerstreute Antworten gab, wechselte sie das Thema und fragte, nachdem sie Tee eingegossen, wie Annie ihre alte Umgebung denn wieder fände.

„Ich finde — ich fühle jetzt erst, wie glücklich ich hier gewesen bin. So glücklich, wie sonst nur einmal in meinem Leben."

„Nein wirklich? War es nicht doch ein bißchen schwer?"

„Das sagen alle. Aber es war nicht schwer. Vielleicht in den ersten Tagen. Da brannten einem die Füße, aber sonst — sonst fühlte man sich wunderbar leicht."

„Aber das ist hübsch, daß Sie das sagen! Das freut mich wirklich zu hören. Das sollte sich ein gewisses junges Ding nur mal merken. Wir haben hier nämlich Sachen erlebt, Kleinchen —! Aber besser spricht man gar nicht davon."

„Die andern Schwestern haben's mir schon erzählt."

„Nun — alles was recht ist!" begann die Oberschwester plötzlich höchst energisch, „da mache ich entschieden nicht mit. Wenn man schon solche Mittel anwendet —"

„Ja," unterbrach Annie sie erregt, „wenn man wirklich 'raus will aus dem Leben, dann darf man auch vor dem Sterben keine Angst haben. Dann muß man reelle Mittel anwenden. Sie hätte ja Gift nehmen können."

„Um Gottes willen! Danken wir Gott, daß ihr die Sünde erspart geblieben ist."

„Ach, Sünde — da ist doch so 'ne Phrase."

Die Oberschwester wollte schon etwas Heftiges erwidern, aber Annie hatte diese letzten Worte so wenig herausfordernd, sondern eher leichthin und für sich geäußert, daß sie, ein bißchen sonderbar berührt, eine harmlosere Unterhaltung für angemessener hielt und ihren Gast auf den Königskuchen aufmerksam machte, den ein früherer Patient gespendet hatte.

Annie aß ein Bröckchen, legte dann aber das abgebrochene Stück hin und trank gierig den Tee. Seitdem sie den Pelz abgelegt hatte, fror sie, obgleich es im Zimmer recht warm war. Aber sie fror nicht von außen, sondern innerlich.

‚Die Falle hat ein Loch!' dachte sie. ‚Gleich muß ich's tun. Warum habe ich solche Angst? Ich hatte damals doch keine Angst! Hochzeit? Die werden Augen machen! Das Lamento! Lisa möchte ich sehn. Und Mama. Und Klaus. Dem wird das überlegene Lächeln schon vergehn.'

„Was?" fragte sie aufschreckend. „Bei den Verwundeten? — Nein, da habe ich keinen von meinen alten Patienten wieder getroffen. Es gehn wohl noch immer viele ein? Aber das tut nichts. Das war auch etwas Gutes, daß man sich ans Sterben gewöhnte. Denn einmal muß man's ja doch."

‚Und dabei habe ich so wahnsinnige Angst!' dachte sie. ‚Ich muß mir einen Stein umbinden, damit ich sofort untergehe. Ach, gäbe mir doch einer Gift! Aber die Menschen sind ja so grausam. Keine Menschen! Mama nicht. Und er . . .' Aber nun sah sie Klaus auf einmal ganz deutlich, nicht in dem Augenblick, wo er die Nachricht bekam, sondern in einem viel späteren, wo er in einem Zimmer des großen Hauses saß, in einer dunklen Ecke, und grübelte, und seine Augen funkelten, und sein Gesicht war so böse, so böse! . . . Nein, er kam nicht leicht drüber weg. Er würde sich lange quälen. Denn eine Leidenschaft hatte er wirklich für sie. Eine schreckliche, unmenschliche Leidenschaft. Die Leidenschaft eines Antiquitätensammlers, der am liebsten sein Weib in einen Glasschrank sperren und nur dann und wann herausnehmen möchte, um sie lüstern zu betasten. Er sollte sich quälen und leiden und sich krümmen und begreifen, daß nicht alle Menschen zu kaufen waren. Daß sie lieber ins Wasser ging!

Die Oberschwester bestritt sehr lebhaft Annies Behauptung und sagte, trotz der ungenügenden Ernährung sei die Sterblichkeitsziffer heruntergegangen. Auch seien die Soldaten wieder viel besseren Mutes. Ob Annie nicht diesen Eindruck gewonnen hätte?

„Ach, die schwindeln, weil ich ihnen fremd bin. Ich glaube nicht an Frieden."

„Aber, Kindchen, den haben wir doch schon. Wenigstens mit Rußland."

„Gewiß, ja. Ach, übrigens, Oberschwester" — Annies Augen wurden mit einemmal ganz dunkel und groß — „sollten Sie meinen Verlobten mal sehn, so . . . bestellen Sie ihm einfach einen Gruß. Einfach einen Gruß! Er weiß dann schon."

„Aber, Herzchen, Ihr Verlobter, der kommt doch übermorgen wieder."

„Ach, ich meine doch Hans." Sie lachte und sprang auf, und ehe die Oberschwester etwas erwidern konnte, hatte sie sich neben sie auf das kleine Sofa gekauert und ihren Kopf an die mageren Schultern gelehnt. Sie fühlte, wie die Angst sie schüttelte und wie in ihren Oberschenkeln Muskeln zuckten, die sie früher nie gespürt hatte. Aber gleichzeitig fuhr sie fort aufgeregt zu schwatzen: „Natürlich Hans! Den andern kennen Sie ja gar nicht. Der ist nach Brüssel gefahren,

Austern kaufen. Hundert Dutzend. Denn wir essen Austern, während sie im Schützengraben frieren. Wir können's ja. Kriegsgewinnler! — Was machen Sie, Schwester? Puls fühlen? Unsinn! Ich hab' keine ... ich hab' ein bißchen Übertemperatur. Das habe ich oft. Der Doktor weiß das."

‚Still sitzen, krank werden, ins Bett gesteckt werden, und alles müßte vorbei sein,' dachte sie. ‚Aber die Soldaten müssen ja auch in die Schlacht.'

Und während ihre Vorstellungen wie trübe Blitze einander jagten: die hohe Rheinbrücke und der im dunklen Wasser zerbröckelnde Lichtschein ... ein hintreibendes Boot, und sie sich über den Bordrand beugend, mit der Hand zu greifen die Tiefe, und doch durch das furchtbarste Hindernis entfernt ... und nun war sie nicht mehr im Boot, sondern lag in ihrem Bett, streckte die nackten Füße hinaus und dachte gruselnd, jetzt im Kalten mich waschen, noch fünf Minuten — und schlüpfte zurück ... die Hochzeitsgesellschaft im Saal bei der Tafel, Teller mit leeren Austernschalen vor sich, und ihre eigene Leiche wird hereingetragen ... während solche Vorstellungen sich jagten, versuchte sie mit äußerster Willensanstrengung in die Stimmung unterzugehn, wo alle Welt versank und sie mit Hans allein war, erlöst, im Reinen schwebend — fühlte aber, wie sie gerade nur an den Rand dieses Lichtreichs gelangen konnte.

Und nachdem sie eben noch gebeten hatte, hier ein bißchen still sitzen zu dürfen, sprang sie jetzt auf und erklärte, sie müßte rasch nach Haus, es wäre höchste Zeit zum Abendessen.

„Aber es ist ja erst sechs."

„Sechs! Ja — ja, höchste Zeit! Ich habe noch einen Gang. Ich muß ... ach, Unsinn!" Die Worte entglitten ihr, und sie hatte ein Gefühl von Betrunkenheit. Da war die Tür, sie brauchte nur die Klinke zu ergreifen, und doch erschien der Weg ihr endlos weit. „Ja, danke — uh!" stöhnte sie in tiefem Grauen. Der Pelz, den ihr die Oberschwester anziehen half, drückte sie wie eine Zentnerlast. Noch einmal raffte sie sich zusammen, streckte der Oberschwester die Hand hin, bedankte sich für Tee und Kuchen und wollte schon fort, während die Oberschwester sie festhielt: „Erst doch zuknöpfen, Kindchen!" Auch das ließ sie sich gefallen, ließ die Hand, die die alte Dame noch zögernd hielt, los und ging hinaus, ohne die Tür hinter sich zu schließen.

Mit vorgebeugtem Kopf und verbissenem Ausdruck eilte sie die Straßen hinunter. Aber in der Allee, die den Hofgarten durchschnitt, begann sie fast zu laufen, gehetzt und auf der Flucht vor ihrer eigenen Angst. Da gewahrte sie auf dem Schnee einen Haufen Pflastersteine, die dort noch vom Sommer her liegen mochten. Ihr fiel ein, daß sie ja Stricke kaufen wollte. Aber sie fürchtete sich umzukehren. Und während sie die Steine anglotzte, verwandelten sich einige davon in Köpfe und begannen sich zu regen. In sinnloser Angst stürzte sie weiter. Vor jedem Menschen, der ihr begegnete, schrak sie zusammen. Manchmal glänzte ein helles Licht durch die Bäume, wurde aber von den nächsten Zweigen abgerissen. Fußstapfen und größere schwarze Flecke dunkelten zwischen dem grauen Schnee, und die vereinzelten Gebüsche drohten wie kauernde Menschen. Nun gelangte sie ins Freie, auf eine einsame Pappelallee. Weites Dämmerlicht. Vom Rhein her wehte brausend ein feuchter Wind. Sie stemmte sich ihm entgegen und lief weiter mit letzter Kraft.

Da tauchte vor ihr eine Gestalt auf, sie brach fast in die Knie, kam aber doch vorüber. Doch der Mann drehte sich um und rief ihr nach: „Sie — Fräulein!" und Annie rannte und glaubte, seine Schritte hinter sich zu hören ... und jetzt verfolgte er sie nicht mehr, sondern war auf den Fußweg abgebogen und suchte sie zu überholen. Sie lief um die Wette mit ihm, er aber überholte sie, und plötzlich schrie sie: „Hilfe! Hilfe!" und drehte sich um und schrie immer von neuem durch die weite Einsamkeit.

Da hörte sie von einem Seitenweg furchtbares Schreien, nicht von einer, sondern von mehreren Männerstimmen: „Polizei! Polizei! Revolver! Was ist los? Wer tut Ihnen was?" Und während Annie wie von dem Ruck einer zugezogenen Schlinge stehen blieb, kam eine kleine Gestalt angekeucht und wiederholte, pustend und einen dicken Spazierstock schwingend: „Was ist denn los? Wer tut Ihnen was? Ein Kerl? Er soll nur mal kommen! Fritz, zieh deinen Revolver 'raus! Die Kerls sollen nur kommen! — Wo wollen Sie denn hin, gnädige Frau? Gestatten Sie, daß ich Sie begleite? — Wenn die Kerls denken, man ist zu mehreren, kriegen sie allemal Angst. — — Ach, gnädige Frau, rennen Sie nicht so! Ich komme ja nicht mit. Bin ja ganz außer Atem."

Und Annie, plötzlich ganz ernüchtert, ganz leergebrannt und ausgetrocknet von Scham, mäßigte ihre Schritte und erwiderte, sie wolle nach Haus.

Und während der kleine dicke Herr gewaltig auf den Boden stampfte und seinen Spazierstock hart aufstieß, fuhr er fort zu reden, daß er im Nachbardorf geschäftlich

zu tun gehabt und sich dann überlegt hätte, ob er nicht lieber den Umweg den elektrischen Schienen nach machen sollte. Denn die Gegend hier sei ja auch für einen Mann nicht geheuer. Aber nun sei's ja ein Glück, daß er diesen Weg gewählt habe. Einen Revolver besäße er übrigens gar nicht. Und daß er mit Fritz gesprochen, sei auch nur ein Trick. Und da Annie ihre Schritte wieder beschleunigte, blieb er pustend stehn und sagte: „Ja, Sie haben's gut mit Ihren langen Beinen! Ach, wenn ich Ihre Figur hätte, gnädige Frau, dann könnte ich Großes leisten in meinem Beruf. Da ist eine repräsentable Erscheinung eine große Hauptsache. Ich bin nämlich Geschäftsreisender. Gestatten Sie übrigens: Laurent ist mein Name."

Da er aber mit seiner Unterhaltung keinen Anklang fand, tappte er schließlich stumm und beleidigt neben Annie her, bis sie wieder an eine bebaute Straße gelangten. Dort bedankte sie sich für seine Begleitung und verabschiedete sich.

Zu Haus angekommen, ging sie gleich in ihr Zimmer und verschloß es. Ihrer Mutter, die fragte, wo sie so lange gesteckt, und sagte, daß die Oberschwester schon nach ihr telephoniert hätte, erwiderte sie durch die Tür, sie hätte einen Besuch gemacht, wäre ganz wohl, nur sehr naß und müßte sich umziehn.

Dann holte sie Hansens Briefe und alle sonstigen Erinnerungszeichen hervor und warf eine Handvoll nach der andern in die Ofenglut. Und während sie mit dem Schüreisen umrührte, damit das Papier besser Feuer fing, dachte sie hart und höhnisch: ‚Einer von uns mußte sterben. Nun bist du's!‘

Und obwohl sie bei jeder Zeile, auf die ihr Blick fiel, und selbst bei den Schriftzügen der Adressen laut hätte aufschreien mögen, dachte sie doch: ‚Hysterisch bin ich! Weiter nichts. Ich wollte ja gar nicht sterben. Ich war ja viel zu feige. Ja, brenne nur! Brenne!‘

Nachdem sie ihre furchtbare Arbeit bis zu Ende verrichtet hatte, setzte sie sich zu Tod erschöpft auf einen Stuhl, klingelte nach einer Weile dem Mädchen und befahl, eine Wärmflasche zu bringen. Sie wollte ins Bett.

Als sie sich ausgekleidet hatte, kam ihre Mutter noch einmal und peinigte sie mit Fragen. Sie gab aber keine Antwort. Schließlich jedoch ließ sie sich ein Glas Glühwein aufnötigen und trank nach und nach den ganzen Topf leer.

Dann schlief sie ein.

Nachts wachte sie einige Male auf, blickte ängstlich um sich und befühlte ihre warmen Glieder, als wenn sie sich überzeugen müßte, daß sie noch lebte. Und jedesmal, während bleierne Traurigkeit sich auf sie warf, durchströmte sie zugleich ein liebkosendes, weiches Wohlgefühl bei dem Gedanken, daß sie noch am Leben war.

Und dann schlief sie gleich wieder ein.

(Schluß folgt)

Die kleinen Hände. Von G. Grade

Du wußtest Schmeichelnamen, ganze Bände,
Für meine weichen, kleinen, warmen Hände,
Wenn sie so zärtlich dir das Haar gestreichelt,
Wenn wortlos sie gebeten und geschmeichelt;
Denn was dir Mund und Augen scheu verschwiegen —
Die kleinen Hände konnten niemals lügen.
Verräter waren sie und sind's auch jetzt —
Du sagtest Worte, die mich tief verletzt,
Die mir den Glauben an das Glück zerrissen.
Doch ich war stolz, du solltest es nicht wissen.
Und ich befahl den Lippen, keck zu scherzen,
Barg meine Tränen ungeweint im Herzen.
Nur meine Hände trotzten dem Gebot —
Sie wurden kalt und starr und steinern wie der Tod,
Der manche junge Stirn mit Eisenreif umgibt —
Sie wußten wohl, wie sehr du sie geliebt,
Und blieben wahr drum bis zum bittren Ende —
Die armen, kleinen, glückgewöhnten Hände.

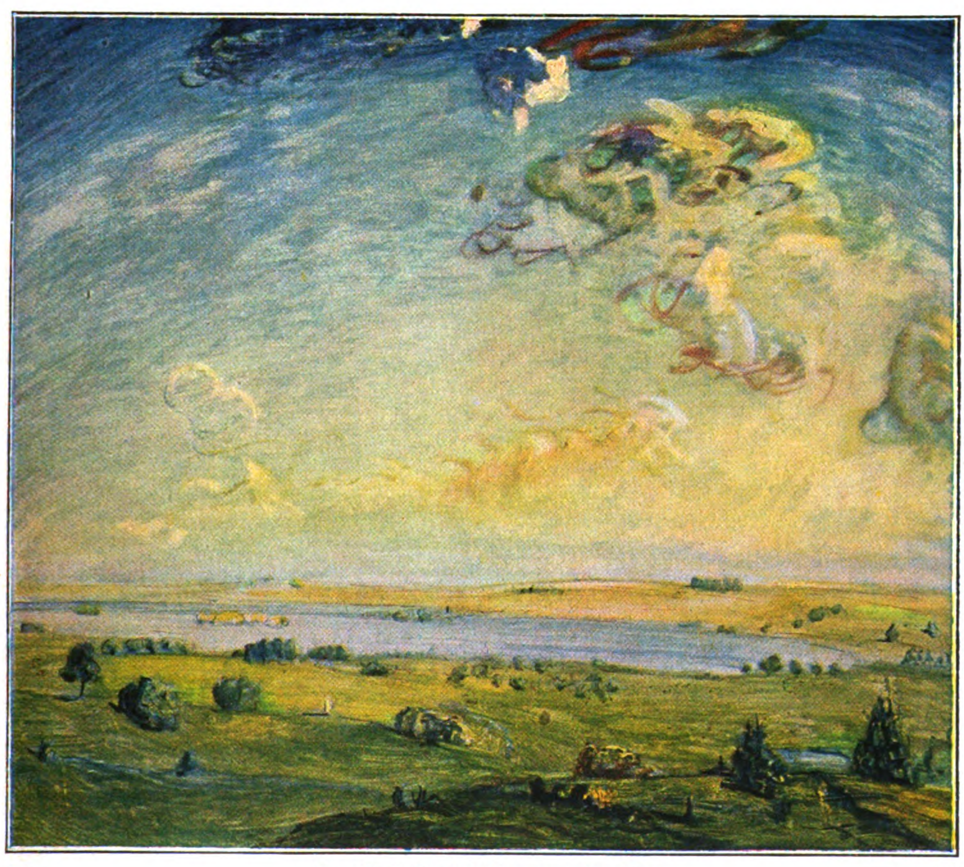
Giulio Beda

Von Georg Hirschfeld

Als ich es unternahm, über diesen absoluten Maler zu schreiben, kam ich von der absoluten Musik. Das war gut. Schließlich sind die Künstler, die unser Sein und Werden beeinflussen, Meister der Sinne. Wir nehmen die faßbare Welt mit dem Gesicht und dem Gehör auf. Franz Schubert, dessen Streichquartett in C-Dur ich hörte, lebte sein kurzes Rätselleben als musizierender Mensch. Alles wirkte nur durch das Medium der Töne auf ihn, der kleinste Eindruck des Alltags formte sich liedhaft oder sinfonisch in seiner schwebenden Seele. Dieser Wiener von einst kannte nur die Notenschrift. Er hatte die grausam herrliche Welt als Musik, und wir Beglückten können sie durch ihn nach Jahrhunderten noch als Musik haben.

Wie Schubert komponierte, gibt es malende Maler. Ich nenne sie die absoluten, denn ihre Kunst ist nicht nur Ausdrucksmittel der Begabung, sondern auch des Seins. Sie sind ganz Auge im Geiste ihres Sonnenlebens. Möge ihr Menschentum dadurch beschwert werden (auch Schubert zwischen schwärmenden Wienerinnen war gehemmt, und Beethoven rang in einer namenlosen Vereinsamung) — empfangende Mit- und Nachwelt wird an dem Absolutismus ihres Sinnes immer die stärkste Garantie künstlerischen Wertes haben. Mögen die absoluten Künstler tragisch sein — was ist denn die Kunst anderes, als das tragische Opfer des Menschentums an den Wettkampf mit der Gottheit?

Giulio Beda, der Dalmatiner, fand in Deutschland die Heimat seiner Malerseele. Er mußte sie bei uns finden — es war so gefügt. Es gibt in Bayern, nordwestlich Münchens, eine Landschaft, die von jeher dem absoluten Maler gehört. Man weiß seit einem Jahrhundert von dieser besonderen Eignung Dachaus, aber zu einem festen, deutschen Geisteswert ist sie nicht geworden — das zeigt der unklare Mißbrauch, der immer



Der Staffelsee bei Murnau. Gemälde

wieder mit dem Namen Dachau getrieben worden ist. Es ging so weit, jeden malerischen Dilettantismus im Umkreise Münchens mit Dachau in Zusammenhang zu bringen, daß man dem ahnungslosen Philister fast dankbar werden mußte, wenn er bei Nennung des alten Bayernortes mit wissendem Lächeln sagte: „Dachau? Da war doch die Adele Spitzeder!" (Eine berühmt gewordene Betrügerin aus einem Sensationsprozeß von einst.) Dachau als Schlagwort tötete Dachau als Heimat malerischen Könnens. Ganz tot ist es freilich nicht — es hat wohl einen Funken ewigen Lebens in sich. Aber die „Schulen", die ja immer in der Kunst zum leeren Begriff ausarten, haben es fertiggebracht, Eigengänger noch trotziger in ihr Selbst zurückzutreiben, als es ihrer künstlerischen Entfaltung gut war. Die Erwartung, daß man von der Dachauer Überlieferung etwas lerne, sozusagen durch Korporation Talent bekomme, ist Dilettantenwahn. Die Natur „hält still", ob ein Maler sie betrachtet oder ein Fuhrknecht. Nur der Geist des Auges, den man mitbringt, erobert sie. Die Schule macht nicht den Meister, sondern muß von ihm durchgemacht und abgestoßen werden. Überlieferung ist der Sieg der Persönlichkeit.

Aber wer mit dem großen Hunger des Auges, nicht der Strebsamkeit, kommt, findet noch heute in Dachau künstlerische Heimat. Gerade jetzt, da der wachsende Industrialismus Münchens auch die Stille Dachaus immer mehr in laute Geschäftigkeit wandeln möchte, kann der Trotz des absoluten Malers in einem unbesieglichen Reich herrschen. Auch in der Nachbarschaft der ehemaligen Pulverfabrik unseligen Kriegsangedenkens liegen die dunklen, trächtigen Äcker, und das Moos ist zu weit, um von den kleinen Unternehmern ernstlich zerstückelt zu werden. Einsam und fremd ruht sein Zauber, er ist bald zu erreichen.

Größe hat diese Landschaft. Damit ist viel und wenig, das Banalste und das Eigenste gesagt. Vielleicht versteht man die Dachauer Landschaft, ohne sie gesehen zu haben, wenn man erfährt, daß ihr die Liebe des Auges gehört, daß sie den Künstler durch das Auge sättigt. Ja, er kann des Alltags Nöte über ihrem Studium vergessen, der unsterbliche Märtyrer aus Zolas „L'œuvre". Studium aber — wir werden es aus dem Falle Giulio Bedas ersehen — ist mehr als lernende Aufnahme, kluge Betrachtung. Der ganze Mensch, der hier zufällig ein Maler ist, kommt in Schwingung. Er kann nicht singen, nicht sprechen, nicht denken — er kann nur malen. Sein Gottesdienst hebt an, er segnet sein Auge. Verstummen vor der Schöpfungsgewalt müßte er sonst. Was aber gibt der Dachauer Landschaft, die ein Eigener, keine „Schule" sieht, diese Gewalt? Gegenständlich betrachtet — eine weite Hochebene, Torfmoor, Ödland, schmale Wasserbänder, dünne Baumgruppen in der ringenden, jungmenschlichen Bewegung, die ein Sumpfboden gibt. Deutsche Urwildnis mit ihren unberührten Tieren und Blumen. Die Farben eine niemals zu fixierende Skala von Grau, Grün, Gelb, Braun, Schwarz. Aber man blickt von der Einfalt dieses alten Bayernbodens auf und weiß, was hier steigert, weht und waltet: die Elemente in ihrer reinen Grunderscheinung. Sie sind mit der Dachauer Landschaft im Bunde. Hier verschwendet noch die Sonne ungestört ihr erhabenes Spiel. Unerschöpflich trifft ihre heilige Zufälligkeit menschliche „Stimmung". Die Nebel aber, die aus dem Moor aufsteigen, liebt der Mond. Er füllt ihre Schleier mit schwebenden Geistergestalten. Der graue Dachauer Tag gehört den Winden. Nirgends wohl ertönt Wanderers Sturmlied so stark wie auf der Dachauer Hochebene. Bis zu den Alpen frei, saust es hinüber und herüber. Ein unendliches Wühlen, Zucken, Tanzen und Haschen am Firmament und auf der Erde, die den Kampf von Licht und Schatten auf sich austoben läßt. Hier feiert der Geist des Auges seine Feste.

Mit wenigen Strichen wurde die Charakteristik des Dachauer Landschaftszaubers versucht. Gemeint ist jedenfalls nicht die „künstlerische Sommerfrische bei München", der Platz für Siedlungen malerischen Durchschnitts, die in Gestalt von Schulen unter praktischer Meisterweisung eine Kuh konterfeien oder einen Bauernhof (Motiv Nr. 739) zum x-mal auf die Leinwand zaubern. Gemeint ist das strenge Heiligtum des Einzelgängers, die Atmosphäre, die Eigenschule des absoluten Malers, die seine Lebenskraft nicht entbehren kann. Noch gibt es in Dachau solche Persönlichkeiten. Da sie verschiedenen Generationen angehören, darf man hoffen, daß sie immer wiederkehren. Den Uhde und Langhammer, der Jugend Dills und Hölzels sind Müller-Dachau, Petersen, Wirsching, Olaf Lange, Emmi Walther gefolgt. Eigen unter diesen Eigenen, abseitiger als die Abseitigen, doch endlich von wachsendem Erfolge gekrönt, schafft in Dachau Giulio Beda.

Unter einer anderen Sonnenwirkung, von anderen Winden umspielt, wurde dieser Künstler geboren. Als Sohn eines Malers kam er im Jahre 1879 in Triest zur Welt. Das bunte Leben der alten Hafenstadt, Orient und Okzident verknüpfend, begleitete seine Kindheit. Beda, der Vater, war ein Maler, den Beda, der Sohn, bald nicht mehr anerkennen konnte. Ein etwas glatter, aber liebenswürdiger Könner aus der feinen Bürgerlichkeit der Pilotyschule, mag er doch die bescheiden strenge Kraft gehabt haben, die dem merkwürdigen Sohn segensreiche Wege wies. Giulio Beda, der künstlerische Revolutionär, denkt jedenfalls mit respektvoller Dankbarkeit seines gar nicht revolutionären Vaters. In dem schlichten Wohnzimmer seines Dachauer Landhauses hängt ein Selbstporträt des Alten, ein gutes Bild seiner Zeit,



Wintertag bei Dachau. Gemälde. (Galerie Heinemann, München)



Herbsttag im Dachauer Moos. Gemälde. (Galerie Heinemann, München)

das die Züge des vulkanischen Sohnes in einer Harmonie verlorenen Paradieses zeigt. Mit rührender Nachdenklichkeit blickt Giulio Beda auf seinen Vater. „Du damals — jetzt ich.“

Wir gehen in sein Atelier zurück, und er erzählt mir die Stationen seiner Entwicklung weiter. Zum erstenmal finde ich einen Künstler, der ohne jede Ironie von den „Schulen“ spricht, die er durchgemacht hat. Beda ist wohl einer der Freiesten vom Hellbetriebe, aber er wurde so frei, weil er sich klar blieb, was er dem Zwange zu danken hat. Der Vater schickte den Knaben in die Triester Kunstgewerbeschule, gut österreichisch „Industrialschule“ genannt. Dann aber kam Giulio auf den Boden der Abenteuer und Gefahren — er wurde Schüler der Akademie von Venedig. Ein absoluter, anspruchsloser Schüler, wie er später zum absoluten Meister heranreifen sollte. Bedas Triester und Venezianer Schuljahre gleichen dem vertieften Spiel eines Kindes am Sockel eines Götterbildes. Über ihm waltete unerreicht und alle Geheimnisse noch bergend die Kunst — zu ihren Füßen aber, um das Gewerbe bemüht, das ihren Namen tragen durfte, lebte der Jüngling. Es gab keine tote Stunde für ihn. Noch heute rühmt er die spartanische Zuchtanstalt, die von Stürmern und Drängern so gern verworfen wird. Daß in Beda echter Sturm und Drang war, beweist erst vollends das Werk des Mannes. Jetzt leuchtet sein Feuer — es verflackert nicht.

Er glaubt die dauernde Flamme seiner Schöpferkraft dem unablässigen Fleiß seiner Jugend zu danken. Arbeit hat ihn Arbeit gelehrt. Schaffen meistert die Not des schöpferfeindlichen Lebens. Weihe besiegt den Alltag. Solche Erkenntnis kam Beda in der herben Jugendzeit von Triest und Venedig. Hier wurde er im Technischen für immer sattelfest. Hier gewann der künftige Landschafter ein anatomisches Wissen, das nur der Fachstümper nicht zu „brauchen“ glaubt. Bei den Stilübungen seiner pedantischen Lehrer mag der Werdende oft dem Ausderhautfahren nahe gewesen sein — trotzdem ertrug er die tüftelnde Tyrannei mit dem Blick der wahren Begabung, die nur annimmt, was sie annehmen kann und „Stilübungen“ einzig als Dünger des eigenen Stils empfindet.

Etwas aber, was ihm von oben und von innen kam, gewiß nicht von außen, aus den dumpfen Schulräumen, kennzeichnete Giulio Bedas Persönlichkeit schon früh: er blieb auf dem klassischen Boden Venedigs gegen die mächtigen Schatten der Vergangenheit unempfindlich. Er nahte sich nicht in scheuer Ehrfurcht dem Madonnenbilde, er suchte keinen Anschluß an die göttlichen Meister des Porträts — ohne Tizian, ohne Tintoretto schritt er, aus nachtwandlerischem Selbstverständnis gelenkt, in seine Gegenwart hinaus. Schon die Landschaft, die nicht die seine werden sollte, nahm von ihm Besitz. Er war

der Natur geboren und suchte die Natur. Vielleicht hat die drangvolle Lage seiner Heimat, zwischen den Ausläufern der Alpen und dem Meere, Beda davor bewahrt, ein Italiener von heute zu werden. Uns Deutschen fällt es schwer, die künstlerische Versandung Italiens zu verstehen, aber eine Erscheinung wie Beda zeigt uns die Klärung des dunklen Problems. Schon Segantini, der trotz aller Ausdrucksverschiedenheit Bedas Wesensverwandter war, löste das Problem des italienischen Erben, indem er die ungeheure Überlieferung von den Schultern warf und sein Eigentum durchsetzte. Auch in Beda mögen Tropfen der Säfte wirken, die einst der Renaissance ihre Leuchten gaben, doch was ein Kind wissen müßte, und der weiseste Mann nicht einsehen will, er fand es aus seiner trotzigen Natur: nicht Erbe und Überlieferung führen der Kunst neue Meister zu, sondern — neue Menschen. Ehrlich sehen, sehen müssen — darauf kommt es an.

So blieb Giulio Beda in seiner Gegenwart und ließ die größte Vergangenheit auf sich beruhen. Seine Gegenwart aber zeigte ihm nicht den Menschen, sondern das Bessere, was dem Menschen gehört: die sichtbare Welt der Natur. Trotzdem brauchte Beda die Schicksalsfrage — seine Heimat war stark, doch sie konnte ihn nicht zum Künstler machen. Der Tod löste ihn von Triest — sein Vater starb. Wanderjahre hoben an. Er konnte nun zwischen den beiden Reichen der Landschaft wählen. Zu den Franzosen zog es diesen aufrecht fühlenden Menschen nicht — er wandte sich nach Deutschland. Am Anfang unseres Jahrhunderts kam er mit seinem jungen Reichtum nach München. Noch fühlte er sich als Schüler — Meister in ihm war nur der Gott seiner Bestimmung. Willig ging er in die Schule Knirrs und führte mit einer Gelassenheit, die bei diesem Temperament seltsam anmutet, die Übungen Venedigs fort. Der geborene Landschafter lernte Aktzeichnen, weil dieses eben ein wesentlicher Teil des Zeichnens ist, und zeichnen können — hier nähern wir uns dem Grundproblem des Malers Beda — wurde sein Unumgängliches.

Er war, wie jeder Hochbegabte, der beste Lenker seines künstlerischen Wesens. Er erkannte instinktiv die Gefahr des Schweifens, die einer absolut malerischen Natur mitgegeben ist. Dem schönen Drange zur farbigen Mitteilung ist die zerfließende Formlosigkeit benachbart. Reifen heißt, den Inhalt als selbstverständlich, das Verdienst in einer



Der Riegsee. Gemälde

persönlichen Form erkennen. So sehen wir bei Beda das eigentliche Malerproblem in einer seltenen Klarheit — er erzog sich zum Zeichner, um wahrhaft Maler werden zu können, er brauchte den Halt der Linie, um die ganze Freiheit der Farbe zu finden.

Dies ist die „höhere Schule" des bildenden Künstlers. Sie kann ihm bei dem freiesten Lehrer nicht werden, er muß sie sich selber gründen. Entscheidungskrisen des Lebens und der Kunst lösten Giulio Beda allmählich von München. Die Großstadt entließ den Landschafter in die Heimat, die ihm bestimmt war. Immer häufiger suchte er die große Stille des Dachauer Bodens auf. Im Jahre 1907 siedelte er ganz über und ist bis heute ein Dachauer geblieben.

Er wird es wohl bleiben, denn wenn Giulio Beda auch in die Vorberge hinauszieht, an die Seen bei Murnau, oder ins Loisachtal, ins Rheintal unter den Absturz der Bergriesen — die Erkenntnis von Dachau leitet ihn, und die Elemente, die dort zu ihm gesprochen, sprechen hier wieder. Der tiefste Faktor seiner Entwicklung aber ist auch für den Ortswechsel der Motive entscheidend: Beda ist nicht mehr der Wandermaler von einst, der auf dem Rade ins Freie hinauszog, um die Natur nach seiner Auffassung zu porträtieren — er ist ein reifer, stiller Atelierarbeiter geworden, der mit dem Auge sammeln gelernt hat und daheim aus Vorratsschätzen Gestaltungen entwickelt. Das Gedächtnis ist der Reiter der malerischen Phantasie und hält in fester, milder Hand des Rosses goldene Zügel.

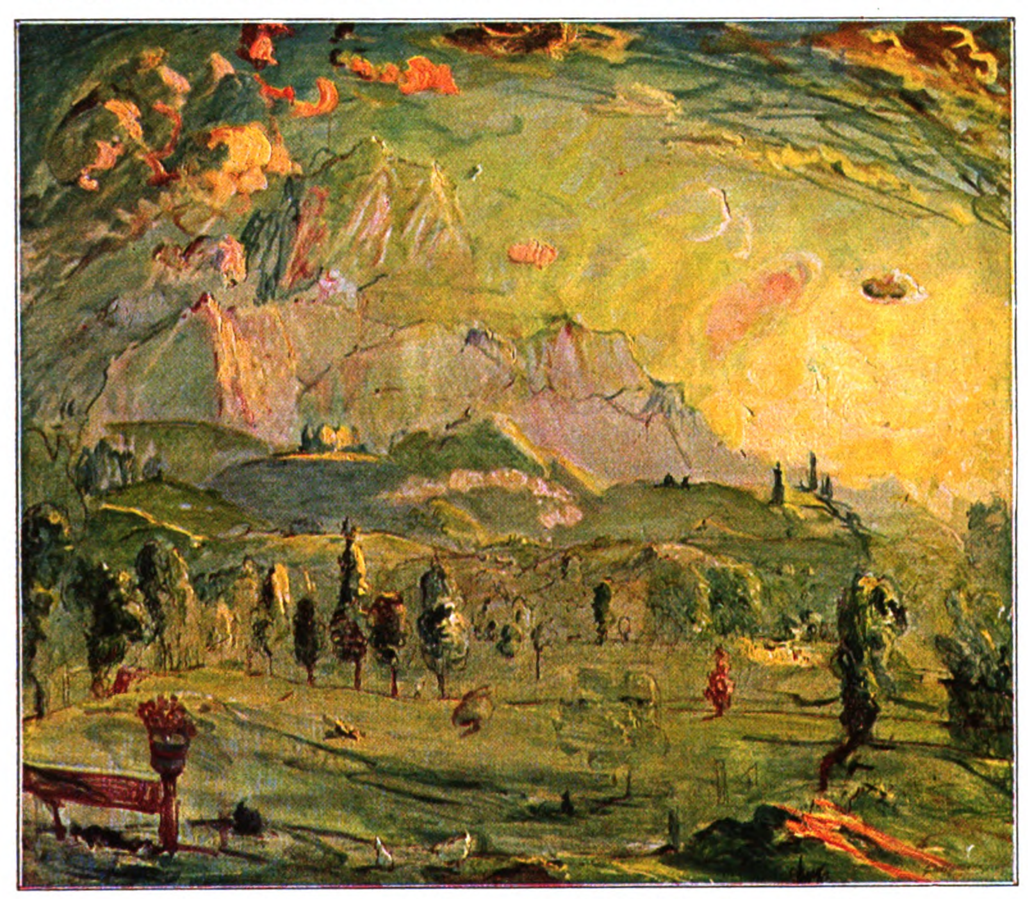
In Dachau steht Bedas Haus — dort entfaltet er, was seine Wanderungen ihm gezeigt haben. Wir sind mit diesem Wissen auf dem Wege zu Bedas künstlerischem Problem. „Entfalten" — aus dem Schöpfungskern, den die Betrachtung der Natur gab, den Zauber des Bildes herauswachsen lassen — darum handelt es sich. Beda stand in seinem Atelier vor mir und versuchte mich vor die Lösung seines Schaffensrätsels zu führen. Er spürte meinen Wunsch und wollte mir „erklären". Bald lächelten wir beide resigniert, denn Hörer und Horcher waren nicht „klug" genug, Unnennbarem Namen zu finden. Dennoch gab mir das ungestüme Suchen dieses starken, hochgewachsenen und doch gedrungen wirkenden Mannes viel. Die italienische Lebendigkeit seiner scharfen Züge, sein schöner Tiermenschenblick fingen gleichsam Laute, Begriffe auf, die in der Wüste unserer sprachlichen Armut Oasen glichen. Licht, Farbe, Deutung schnellten vor mir auf. Festzuhalten war es nicht, aber zu fühlen. Wir verstanden uns oft in der Andeutung.

In einer theoretischen Schrift will Beda seine Erkenntnis niederlegen. Ich wußte, wie interessant solche Malerschriften sind, und daß die Größten sich in ihnen geäußert haben — dennoch war ich in Bedas Atelier nicht darauf begierig, sondern sah nur auf sein großes, entstehendes Werk. Dem Künstler mögen jene „Sektoren der Luft", die er gefunden, viel bedeuten — mir erstarrte die Lebenskraft eines Bildes unter der theoretisch-mathematischen Bezeichnung. Ich wußte zu gut, daß der Genius Formeln braucht, um sich nicht ins Unendliche zu verlieren. Was ich rückschauend als Bedas „Theorie" am klarsten sah, waren die großen Etappen seiner Entwicklung: aus der fremden Schule trat er in die eigene Schule der Form, seines Inhalts gewiß. Er wurde körperlich sehend zum Meister — da malte er draußen das Antlitz der unendlichen Natur. Dann kam das größere, geistige Sehen über ihn, das ihn jetzt beherrscht. Dieses Sehen hält ihn im Atelier und entfaltet die Schätze seines Gedächtnisses. Alles „stimmt", weil es stimmend heimgebracht wurde. In der Werkstatt aber formt der Wille des Auges aus dem Material das Bild.

Der Wille des Auges, der Subjektivismus, der aus dem stärksten Objektivismus erwächst — hier liegt Bedas Kennzeichen. Es war charakteristisch, daß der Künstler, solange ich bei ihm weilte, kein einziges Mal das jetzt unentbehrliche Schlagwort Expressionismus brauchte oder sich selbst gar als Expressionisten bezeichnete. Er ist einer, wie jeder Starke und Eigene — der lächerliche Stolz auf ein Sein ist ihm fern. Impression in Expression umzuformen, der Weg aus der Natur ins Atelier — das ist sein Weg. Beileibe läßt sich aus der Bestimmung jedes echten Talents keine „Richtung" machen. Es ist die Richtung, von der endlich zu sprechen ist, aber nicht im alleinseligmachenden Sinne, sondern nur mit dem dankbar ernsten Hinweise, daß ein Jeglicher sich auf seinem Wege zu ihr hinfinden muß.

Dieser Betrachtung ist eine Reihe von Reproduktionen Bedascher Landschaften beigegeben. Sie sind mit der besten Technik hergestellt, und der Leser wird durch ihre Betrachtung mehr von Beda erfahren, als Worte ihm sagen können. Dennoch sei es vergönnt, nur kurz bei unseren Reproduktionen zu verweilen und mehr von einem Bilde zu sagen, das ich im Atelier des Künstlers entstehen sah. Wir finden gewiß in dieser kleinen Auswahl Bedas Entwicklungsstadien verdeutlicht. Der „Herbsttag im Dachauer Moos" und „Der Wintertag bei Dachau" zeigen die große und freie Nachbildungskraft des einstigen Wandermalers. Die beiden Seen und die „Spätnachmittagsstimmung" bei Murnau führen dann in Bedas Gegenwart hinüber, in die geistige Umformung des Gesehenen, wie sie seine rastlose Atelierarbeit schafft. Der Betrachter wird — und das ist wohl die feinste Wirkung Bedascher Reproduktionen — keinen Sprung, keine Kluft von der ersten zur zweiten Periode empfinden, sondern nur eine große, vorbereitete Selbstverständlichkeit.

Wir haben gesehen, daß es sich so verhält. Wir aber wurde alles von dem Werke, an dem Giulio Beda gegenwärtig arbeitet, bestätigt. Für die Landschaft aus dem Loisach-

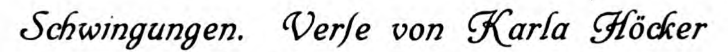


Spätnachmittagsstimmung bei Murnau. Gemälde. (Galerie Heinemann, München)

tal hat er wohl sein größtes Maß bisher gewählt. Es wallt und braust, es leuchtet und schattet auf dieser Leinwand und ist doch keine Eruption aus gewaltiger, glückhafter Stunde, sondern — staunend vernahm ich es — die Arbeit, die vier volle Jahre in Anspruch nahm! Dieser Künstler trennt sich nicht von seinem Werke, weil dem Werke seine Liebe gehört. Ich mußte an Michael Kramer und seinen Gekreuzigten denken. Beda ist glücklicher als Kramer, denn er haftet nicht am Menschen, sondern setzt schon in der Werkstatt die Andacht vor der Natur fort. Jeden Morgen sieht er das entstehende Werk in neuer Seligkeit wieder. Jeden Morgen bringt er ihm neue Schätze seines Gedächtnisses. Weil er das Werk als Ganzes in der Seele trägt, zerfällt es ihm nicht in Einzelheiten, und jede Einzelheit dient dem Ganzen.

So kam es, daß ich vor diesem Bilde den sinfonischen Eindruck eines Naturereignisses gewann. Ich ließ es vor mir leuchten und wehen, ich sah den Wurf aus Schöpferhand, und doch — der Wille meines Auges konnte, dem Maler folgend, zu jeder Einzelheit sich lenken. Bald war es ein Berg, bald ein Baum, bald ein Mensch, der mein Gesichtsfeld beherrschte. Ich glaubte, daß es sich dort aus wallendem Nebel klärte, wohin mein Auge ging. Das wollte der beherrschende Geist des Malers. Und ich sah allmählich, was mich führte, wie es ihn, den Schöpfer, geführt: nicht Farbenwerte, sondern zarte, zeichnerische Linien, aus denen die Farben sich löste, ohne innere Führung zu verlieren. Der Maler sah mein Auge ergriffen über sein Werk schweifen. Mit wunderlicher Ruhe, denkend und doch träumend, sagte er: „Ja, der Bleistift. Der Bleistift macht die Malerei.“ —

Giulio Beda steht im stärksten Mannesalter. Jahre der Entbehrung und Not hat er in seinem Dachau trotzig überdauert. Nun genießt er wachsenden Ruhm. Die Welt hat sich zu ihm hingefunden, wie das malerische Motiv zu seinem Auge — er hat es nie gesucht. Nun hat er die Welt. Schon lange besitzt die Münchener Pinakothek ein Werk des Meisters. Er aber bleibt der stille, starke Mann, der seiner Arbeit und seiner Familie gehört — ein „absoluter Maler“.



Schwingungen. Verse von Karla Höcker

Laß es erst Nacht sein, still und ferne
Von allem, was uns sonst umgibt.
Nur wissend um das Beten fremder Sterne,
Und irgendwie darin geliebt.

Vielleicht begreifst du meine Klage,
Wir werden sanft einander nah,
Und sind so rein wie an dem Tage,
Da uns zum erstenmal ein Schmerz geschah.

Die Wälder schrumpfen braun und dürr
In Fernen, die sich traumhaft blauend neigen.
Die vielen leeren Wege laufen wirr
Ins Schweigen.
Und sind doch oft so wunderbar umspielt
Von leisem Licht und nebelhaften Klagen,
Daß man in ihnen alle Sonne fühlt
Und jeden Duft und jeden Traum,
Den sie getragen.

Weich ist der Wind —
Er weckt die stummen Weiten,
Er singt von Wäldern, die sich um ihn breiten,
Und Wassern, die ihm nahe sind.
Die Stimmen fremder Berge sind ihm eigen
Und die der großen Vögel:
Die rauschend vor ihm fliehn,
Und irgendwie ist auch dein tiefstes Schweigen
In seinen dunklen Melodien —

Bäume warten auf den Regen,
Tore dämmern dir entgegen,
Und die Brunnen an den Wegen
Atmen leise Traum und Duft.
Lieder sind, die fernher klagen;
Schmerzen, die du bang getragen,
Haben Sinn in diesen Tagen.
Und du brauchst nicht mehr zu fragen,
Welche Stimme nach dir ruft.

Die große Eb'ne liegt in weichem Schweigen,
Die Wolken sinken schattenhaft und steigen
Und wissen viel von Einsamkeit und Winden.
Nur einmal kommt von fern ein Pfeifen her,
Verloren, sanft ersterbend, und so schwer
Und voller Trauer,
Als sehnte dort sich irgendwer,
Dem Schweigen eine Melodie zu finden.

Aus Abendwolken ferne Vogelschreie
Rühr'n sanft die weiche Seele auf.
Und ganz in Schwermut, ganz in Weihe,
Nimmt ein Gedanke seinen Lauf.
Was weiß ich, ob ihn Winde wiegen,
Wohin es innerlichst ihn zieht,
Ob er in jenen Wolkenzügen,
Ob er im Abendrot verglüht,
Ob ihn die fernen Sterne führen
Dahin —
Du bist; und irgendwie mußt du es spüren,
Wie sehr ich bei dir bin.

Ritter Bissi

Ein südliches Porträt von Theodor Bohner

1. Der Freund unsrer Schule

Seit drei Monaten leitete ich diese Schule, die der Stolz unsrer Kolonie war. In einem elenden Mietshaus, vier Treppen hoch. Im ersten und zweiten Stock waren die Treppen auch bei Tag in der Dunkelheit kaum zu finden. Im Sommer, zur Zeit der Wadenstrümpfe, verlangten wir unsrer kleinen Mädchen halber Treppenbeleuchtung vom Hauswirt. „Freilich,“ sagte er, „aber was wollen Sie, es ist doch nur im ersten und zweiten Stock finster — oben sieht man.“

Wenn der Ritter Töchter gehabt hätte, wer weiß, ob er den Weg zu uns fand? Er hatte aber nur Jungen.

So kam er, vielmehr zunächst seine Karte.

Matteo, der Schuldiener, hatte zum erstenmal seit Beginn des Schuljahrs meinen Schreibtisch aufgeräumt, um Platz für die Karte zu schaffen.

Ritter Emilio Bissi

Polizeikommissar

Ritter! — Nämlich Ritter des Kronenordens. Vierter Klasse.

„Was will er?“

„Er will morgen wiederkommen,“ hauchte Matteo, der in der Verfassung eines Mörders vor der Entdeckung schien. „Morgen nachmittag. Der Herr Polizeikommissar.“

Am andern Tag stand Matteo schon unten in der Haustüre, naß und aufgelöst.

„Er ist oben, der Herr Kommissar. Ich habe ihn gleich in Ihr Zimmer geführt.“

Oben saß er, die Biederkeit in Person, mit langem schwarzem Bart, goldener Brille, hinter der ein Paar zutraulich listiger Äuglein funkelte, unverkennbar ein Abkömmling jener südlichen Provinz, die dem Lande die langen Bärte und die großen Hüte, die Philosophen und die Räuberhauptleute liefert. Augenblicklich war er dabei, mit einem baumwollenen Taschentuch ungeheuren Ausmaßes weitere Brillen zu putzen, von denen er ein kleines Lager auf dem Leibe zu tragen schien. Vorher hatte er sich die Zeit mit Fliegenfangen vertrieben. Wenigstens bildeten ihre Leichen ganze Ornamente um ihn her auf dem Fußboden.

Mein Kommen war ihm nicht entgangen. Er steckte sein optisches Lager weg, während sein Gesicht vor Freude glänzte.

„Guten Tag, Herr Direktor!“

„Guten Tag, Ritter! Womit kann ich dienen?“

„Ich — mit einem Wort — ich will meinen Sohn auf Ihre Schule bringen.“

„Ritter, unser Lehrerkollegium, die Kolonie, unsre Regierung sind stolz auf das Vertrauen, das ihnen die sympathischen Bewohner dieses fleißigen Landes entgegenbringen. Indes . . .“

Der Ritter brauchte für seinen Sohn noch einen einheimischen Hauslehrer. Wo sollte er dazu das Geld nehmen, wenn er auf seiner Karte den Kronenorden vierter Klasse als einzigen Reichtum ausschrie? Ich erschöpfte meinen Vorrat an Kenntnissen der Landessprache, um ihm abzuraten, ohne den wahren Grund sagen zu müssen. Vergebens.

„Wissen Sie, Ihre Zucht ist ernst, unsre schmeichelt. Sie müssen meinen Sohn nehmen.“ Er war dicht herangerückt, ein Knopf an seiner etwas weiten Hose war aufgesprungen, seine ganze Gestalt schien ein verzücktes Lächeln werden zu wollen, als habe man ihm Butterbirnen oder eine Trüffelpastete angeboten. „Beiläufig! Kennen Sie den Minister des Äußern, Baron Aurelian? Er stammt aus meinem Heimatdorf. Die Zeiten ändern sich. Jedenfalls könnte mein Sohn im Außenministerium hochkommen, wenn er fremde Sprachen kennt, Ihre.“

Ich versank in Bewunderung eines so weitsehenden Vaters und nickte ergeben.

„Ich wußte, wir würden uns einig werden. Wie hoch ist Ihr Schulgeld?“

„Zehn Franken monatlich.“

Ritter Bissi fuhr etwas zurück. Leider ist festzustellen, daß ihm hierbei ein zweiter Knopf seiner Hose aufsprang. Er merkte es, knöpfte mit der Würde eines Provinzialphilosophen beide zu und hatte sich gesammelt. „Zehn Franken? Ich werde also fünf bezahlen.“

„Sie verstehn mich falsch, Ritter. Zehn.“

Er tätschelte mich auf die Schenkel. „Sie mißverstehn mich. Ihre Schule liegt in meinem Viertel. Ich werde fünf Franken bezahlen.“

Nun beugte ich mich vor. „Ritter, in meinem Vaterlande gehe ich jetzt zu Ihrem Vorgesetzten.“

Er erhob beschwörend die Hände und gab sich Mühe, wie ein Engel des Beato Angelico von Fiesole auszusehn. „Mein lieber junger Freund! Reden wir doch als Männer miteinander!“

Die Aufforderung erhielt Nachdruck durch das Herunterzerren des rechten Augenlides mit drohend erhobenem Finger, Zeichen, deren volle Bedeutung zu verstehen mich die Schule des trefflichen Ritters gründlich befähigt hat.

„Sehen Sie doch, in der ganzen Welt sind die Gesetze fürs Geben eingerichtet, die Menschen aber für das Nehmen. Wenn wir

vor Gericht gehn, Sie und ich, der Polizeikommissar, dem die Obhut des Königlichen Palastes anvertraut ist, es lebe der König! und ich sage: „Dieser Herr ist noch nicht lange unser Gast, er versteht unsre Sprache noch nicht," wer, meinen Sie, bezahlt? Mein lieber junger Freund, ich bin ein Freund Ihrer Schule, ich brauche es nicht zu sein. Kann ich dafür, daß der Staat die Arbeit seiner Beamten nicht genügend einschätzt? Sind Sie Beamter? Ja? Sie haben mich doch gleich so sympathisch berührt. Werden Sie denn besser bezahlt? Können wir es nicht als Beamte, unter uns, sozusagen kollegialisch regeln?

Ich ließ bescheiden einfließen, daß über die Freundschaften unsrer Schule ein Schulvorstand entscheide, dem ich ihn aber empfehlen wolle. Er schwankte einen Augenblick, ob ein Mann von seiner Stellung sich mit einem solchen halben Zugeständnis begnügen dürfe. Endlich entschloß er sich, ließ sich mit angeborener Sicherheit des Geistes die Namen sämtlicher Vorstandsmitglieder geben und ging. An der Türe drehte er sich noch einmal um und hob lächelnd den Finger: „Denken Sie an die Gesetze, die Gesetze!"

Die Treppe hallte noch lange von seinem fröhlichen Gelächter wider.

2. Keine Einrichtung für Unrecht

In unserm Schulvorstand waren drei Vertreter der Presse und zwei Anhänger einer bekannten geistlichen Partei. Die Freundschaft Ritter Bissis fand also volles Verständnis beim Vorstand. Gegen ein jährlich wiederholtes Gesuch zahlte er laufend die Hälfte des auf ihn fallenden Schulgeldes. Außerdem wurde er zum ersten außerordentlichen Mitglied unsres Vereins ernannt.

Wir erhielten ein Dankschreiben, in dem der Geehrte sich zu jedem Dienst auf seinem Gebiet erbot. Nachforschungen ergaben, daß Ritter Bissi außer dem Königspalast die Männerklöster unterstanden. Als wir erfuhren, daß er dazu noch sämtliche Tingeltangel beaufsichtige, stellten wir unsre Erkundigungen ein. Wir fürchteten, uns in Abgründe zu verlieren.

Das erstemal baten wir Ritter Bissi, als Matteo unsre großen Mädchen in die Waden kniff.

Die Mädchen vertrauten es unsrem Neuphilologen auf Französisch. Er teilte es mir auf Lateinisch mit. Ich bestellte Matteo in der Landessprache zum Schulvorsitzenden.

„Heute nachmittag drei Uhr bei Herrn Braun."

Um halb vier kam Matteo zurück, bleich, mit der Entrüstung eines Edelmanns aus altem Hause. „So seid ihr Fremden. Konnten Sie mir nicht sagen, daß es eine ernste Sache ist? Dann hätte ich meinen Advokaten mitgenommen, und Herr Braun wäre jetzt wegen Verleumdung verklagt. So habe ich meine Entlassung zu Michaelis unterschreiben müssen. Äh, diese Kinder! Ich bin acht Jahre an der Schule, Sie, Direktor, vier Monate. Ich könnte ja beinahe der Vater von diesen Mädchen sein."

Ich wies auf die Nähe der Ferien, die für den Schuldiener drei Monate Gehalt ohne Arbeit bedeuteten. Wir tranken einen Versöhnungsliter. Nach dem zweiten Liter erklärte sich Matteo bereit, durchzuhalten, „aber nur aus Rücksicht auf den Direktor, denn es bleibt doch eine schwere Beleidigung und eine Täuschung des Vertrauens."

Um den 24. Mai erschien bei mir ein alter, vergrämter Mann.

„Ist Ihr Diener zuverlässig?"

„Er hat die Gewohnheit angenommen, junge Mädchen in die Waden zu kneifen, in Geldsachen haben wir keine Klage."

„Dann ist er mein Mann. Ich bin Bankier."

Am 31. Mai fehlte Matteo. Ich läutete selber die Glocke, zog die Uhren auf, blies über den Staub auf den Bänken hinweg, kurz, ersetzte Matteo, so gut es ging, bis uns ein Hotelier für den Rest des Schuljahrs seinen Nachtportier lieh. Sofort meldete sich unsre erste einheimische Lehrerin.

„Kommt Matteo nicht mehr?"

„Ich bin in seine Absichten nicht eingeweiht. Aber ich glaube nicht."

„Um Himmels willen, wer bezahlt mir dann meinen Junigehalt? Er hat ihn doch auf der Bank geholt."

„Und das melden Sie mir so spät?"

„Ach, er hat ja so geweint. Sein Neffe, der Student, habe in einer Nacht alles durchgebracht."

„Wo ist der Student? Ein Student, der hier zweihundert Franken in einer Nacht durchbringt, wird verhaftet. Dafür kennen Sie unsre Polizei. Ihren Gehalt hat Matteo noch, aber er hat ihn als Bürgschaft für seine Redlichkeit bei einer Bank hinterlegt."

Ich bemerke, daß kaltes Wasser für Ohnmachten stets von Wert bleibt.

Matteo hatte aber auch sämtliche Schlüssel mitgenommen. Da wir ausziehen wollten, bedeutete dies große Schwierigkeiten mit dem Hausherrn. Ich ging zum Ritter in die Wohnung. Er empfing mich gerührt. „Sieh, der Direktor! Das trifft sich prachtvoll. Ich habe gerade eine Loge für heute abend. Wollen Sie mit Ihren Lehrern hin?"

Ich wurde in das Familienzimmer genötigt.

„Konrad!"

Konrad, unser Schüler, war dabei, der ganzen Familie, Papa, Mama, seinen Brüdern, dem Dienstmädchen aus seiner Fibel die tägliche Deutschstunde zu geben. Unter einem Stuhl kroch das Nesthäkchen, der unglaublich dicke, zweijährige Arrigo, hervor.

„Guhtenn Tagg!"

Ja, Ritter Bissi war ein Freund unsrer Schule. Ich beschwöre unsre Regierung, zu sehen, wie man sich Freunde im Ausland schafft.

Auch Matteo wollte Ritter Bissi vorführen lassen. „Sie werden Nachricht bekommen. Zweifeln Sie nicht!"

Nach acht Tagen hatte ich genügend Wein mit dem Portier unsres Hauses getrunken, um Matteos neuen Unterschlupf zu kennen. Ich ging wieder zu Ritter Bissi.

„Prachtvoll! Hier ist eine Dauerkarte für unser bestes Lichtspielhaus. Kommen Sie!"

Wieder ging es in die Familienstube, wo ‚Konrad' eben seine Deutschstunde hielt. Wieder kroch Arrigo unter einem Stuhl hervor, um ‚Guhtenn Tagg' zu brüllen, und wieder brachte mich Ritter Bissi an die Türe.

„Matteo, mit dem lassen Sie mich in Ruhe! Sie hätten ihm doch für vier Monate Gehalt zahlen müssen. Lassen Sie Schlüssel machen, ziehen Sie die Kleinigkeit für Ihre Lehrerin ab! Ich glaube, Sie müssen ihm immer noch etwas herauszahlen. Warten Sie ab, ob er nicht klagt! Aber ich mische mich nicht darein. Oder sehen Sie in der Polizei eine Einrichtung zur Unterstützung des Unrechts? Nie!" Er strich seinen langen, schwarzen Bart.

Matteo verklagte uns nicht. Ich begegnete ihm im Sommer im Korso. Er sah noch schlechter aus als früher und trug in der Hauptsache seinen abgeschabten Winter- und Sommermantel, andere Kleidungsstücke schienen ihm nicht zur Verfügung zu stehn. Als er mich erkannte, glitt ein Lächeln über sein Gesicht.

„Direktor, wie geht's? Haben Sie jetzt nicht Ferien? Ich habe da unten am Meer einen kleinen Weinberg. Wollen Sie nicht mitkommen? Wir könnten zusammen auf die Jagd gehn. Ich habe doch gerade Ferien. Wissen Sie, das Bankleben sagte mir nicht zu, wenn man das Leben einer Schule gewöhnt ist. Gehn wir also jagen!"

3. Ein Wort über die Tugend

Durch die Güte eines Vorstandsmitgliedes erbten wir die deutsche Witwe eines einheimischen Feldwebels für unsre Schule. Wir beschäftigten sie mit Billigung unsrer Regierung in allen Klassen langsam nach unten, bis sie im Kindergarten landete. Hier leitete sie ein Regiment Kinder aller Alter und aller Zungen, die aus unbegreiflichen Wünschen ihrer Eltern in die Anfangsgründe unserer Sprache eingeführt werden sollten. Konrad hatte drei Monate hier auszuhalten. Als ihm ein vierter Monat angekündigt wurde, ging er mit einem Schlächtermesser auf die Feldwebelin los.

Das Vorkommnis konnte einen so liebevollen Vater wie Ritter Bissi aufs äußerste betrüben. Dennoch war eine Mitteilung an ihn kaum zu umgehn. Wir nutzten die Landesgewohnheit, die Bestrafung hervorragender Schüler der Weisheit ihrer Väter zu überlassen, und beauftragten Antonio, Matteos Nachfolger, Konrad seinem Vater zuzuführen.

Ich mußte den Auftrag dreimal wiederholen, bevor sich Antonio entschloß. Dabei war er Unteroffizier bei den Finanzern gewesen, deren Kühnheit bekannt ist.

„Könnten Sie nicht einen andern senden? Der Herr Kommissar! Ich weiß nicht, wie er es aufnehmen wird. Stumpfe Messer dürfen nur vier Zentimeter lang sein, dieses ist spitz, und sieben Zentimeter. Es ist ernst."

Nach einer Stunde kehrte er zurück, erschöpft. „Der Ritter erwartet Sie punkt acht Uhr am Eingang des neuen Konzerthauses. Er hat mir nicht gesagt, wozu. Aber gehen Sie, oder geben Sie mir bitte meine Entlassung zum Ersten."

„Sie lieben Musik?" begrüßte mich Ritter Bissi, und eine Handbewegung zeigte an, daß er vom übrigen nicht zu reden wünsche, „warum haben Sie es mir nicht früher zum Ausdruck gebracht?"

Wir gingen an die Kasse.

„Keine Plätze mehr. Wir werden sehen."

Ich glaube, es wäre nur unangenehm gewesen, wenn es an der Kasse noch Plätze gegeben hätte. Denn an der Kasse wollen sie Geld dafür, mit der freundlich erhobenen Hand des Ritters aber kosteten die Plätze nichts.

Da Konrad häufiger von unsern Bräuchen in seinem Benehmen abwich, mußte ich mich daran gewöhnen, meine Abende dergestalt mit Ritter Bissi zu verbringen. Sein Beruf zwang uns dabei, unsre Aufmerksamkeit im wesentlichen der „leichten Bühne" zu widmen. Ich weiß nicht, ob wir die Trikots der reizendsten Sängerin Pepita das dreißigste oder erst das zwanzigste Mal bewunderten, als ich bescheiden auf die Gefahren des mühevollen Amtes anspielte, das seine Obern auf die unvergleichlichen Schultern Ritter Bissis gelegt hatten.

Er richtete sich auf dem Sessel der ersten Bankreihe auf und fuhr zwei-, dreimal mit der Hand über den langen schwarzen Bart.

„Sie wollen ein Wort von mir über die Tugend? Hier ist es. Die Tugend ist die Grundlage des Staates. Der Ausdruck der Tugend im Staate ist der Beamte. Es gibt keinen Beamten ohne Tugend, also auch keine Tugend ohne Beamte und" — dies sagte er mit unbeschreiblichem Lächeln — „vielleicht wären die Menschen vollkommen, wenn alle Menschen Beamte wären. Jedoch müßte man dazu erst wissen, ob die Tugend die Menschen vollkommen macht. Die alten Paphlagonier taten unrecht . . ."

„Oeh, Paphlagonier," kreischte hier eine dicke, muntere Frau an unserer Seite mit einem unverkennbaren Küchen- und Haushaltungsgesicht.

Ritter Bissi begann von neuem. „Die alten Paphlagonier." Dann sah er unwillkürlich nach unserer Nachbarin, verbesserte sich „die Babylonier," begann noch einmal, um, gänzlich unsicher geworden, zu verstummen.

Wegen des Leichtsinns einer kleinen Haus- oder Küchenfrau ist unser Gespräch über die Tugend nie zu Ende gekommen.

4. Ein Brief aus Odessa

Ritter Bissi hatte versprochen, unser Freund zu sein. „Sie müssen 500 Schüler haben.

Meine Freunde werden Ihre Freunde werden. Das Bündnis marschiert."

Schon nach einem Monat hatten wir trotz unseres Sträubens in jeder Klasse einen Anhang rührend Beflissener, die jeden Eintretenden mit einem taktfesten „Guhtenn Tagg" begrüßten, ohne je ein weiteres Wort zu lernen: Ritter Bissis Schützlinge.

Auch unter ihnen fiel Tullia Testa auf. Im Stammbuch war aufgenommen, daß sie eine Großmutter und einen Vater hatte; alles übrige hing in der Luft: Bücher, Hefte, Nagelpflege, Strafzettel, Aufgaben, jede Mitteilung über ihr Zuhause. Aber sie entwaffnete alle Lehrerinnen durch ihre Liebenswürdigkeit. Ihr ständiges Schwatzen nur machte zuletzt jede Schulstunde unmöglich.

Wir schrieben dreimal an den Vater, das zweite- und drittemal eingeschrieben, ohne Antwort. Als das schon fast vergessen war, erschien unangemeldet mittags kurz vor dem Schluß der Sprechstunde ein dicker Mann, der in seinen Taschen offenbar nach einem Schriftstück von uns suchte.

„Ich bin der Onkel."

Es ist ein Geheimnis des Südens, daß er unsre Gedanken beschleunigt. Auch zeigten die Fingernägel unverkennbare Verwandtschaft mit den schwarzen Nägeln unserer Musterschülerin. „Tullia Testas Onkel?"

Er strahlte vor Glück wie eine Butterblume. „Ja, ja, wie haben Sie das erraten? Wie lange sind Sie schon hier? Haben Sie guten Erfolg hier?"

Ich lenkte das Gespräch unhöflich auf seine Nichte.

„Tullia stört uns nämlich durch Schwatzen."

Er lehnte sich breit auf. „Das ist so menschlich."

„Aber wir Lehrer sind dazu da, die Schwächen unserer Zöglinge zu bekämpfen."

„Ich fürchte, der Charakter Tullias wird zähe sein. Ich kenne die Eigentümlichkeiten der weiblichen Mitglieder unsrer Familie. Aber wenn Sie es wünschen, will ich es meinem Bruder sagen. Indes, könnten Sie mir nicht einen Gefallen tun? Sehen Sie, da hat mir hier eine Firma aus Odessa geschrieben, deutsch. Es geht um einen Kauf Weizen. Es ist das erstemal. Würden Sie mir nicht den Brief übersetzen?"

Ich übersetzte den Brief, und Herr Testa drückte mir gerührt die Hand.

„Wahrlich, Ritter Bissi hat recht. Gehen Sie doch hin, hat er mir geraten, gehen Sie hin! Sie werden brave und kluge Leute an ihnen finden, wenn auch vielleicht ein wenig umständlich. Aber das gilt von Ihnen nicht, Herr Direktor."

Er mußte noch über eine Stunde in der Mittaghitze im Sonnenbrand auf der Straße warten; denn wir hatten seiner Nichte sofort eine Stunde zudiktiert. Er benutzte die Zeit, den Brief aus Odessa noch einmal zu studieren. Danach begann er, das Mittagsblatt langsam auswendig zu lernen.

5. Herr Kölberle

Jünglinge sind auch Jungfrauen,
Die mit Weibern sich nicht trauen
Und nicht in der Ehe sein,
Wenn sie sich ganz Gott ergeben
Und ganz keusch und züchtig leben,
Also heilig, recht und rein.

Diese Verse sind von Michel Hahn und bereits 160 Jahre alt. Dennoch kannte ich sie auch nicht, bis uns unsre Regierung in ihrer Weisheit den Reallehrer Kölberle zuschickte. Herr Kölberle war Michel Hahner, Michel Hahnscher Jüngling oder Jungfrau.

In Rußland hätte ihn die Geistlichkeit als Duchoborzen durch die Regierung totschlagen lassen, bei uns empfahl sie ihn sämtlichen Staatsbehörden in den rührendsten Tönen, bis ihn diese als Verbreiter ihrer Bildung ins Ausland schickten. Vielleicht hätte sie ihm auf Antrag sogar das Bruderschaftsband bezahlt, die derbgenähte, schwarze Halsbinde von der Sorte der „unverbrauchbaren", die man in seiner Bruderschaft auch in der Nacht nicht abzulegen schien.

Von der Regierung war Herr Kölberle für das Französische bestimmt. Als die ganze Tertia die Marseillaise schwäbisch aussprechen konnte, entdeckten wir Herrn Kölberles Begabung für Religion. Er bekam sämtliche Klassen, Buben und Mädel, zwischen 10 und 14 Jahren.

Etwa im vierten Monat seines südlichen Aufenthalts bekam Herr Kölberle Augen. Er empfand sofort die Pflicht gegen die ihm Anvertrauten. „Ihr verstehts zum Glück no net, aber wenn i in dem Sindebabel nur bis an mei Wohnung in der Frattina geh, so seh i älles."

Tags darauf entdeckte Ritter Bissi auf einem Dienstwege seinen Konrad in der Frattina, wie er die Klingeln dreier verschiedener und ganz verkehrter Häuser zog. Ich ehre es als einen Beweis der Freundschaft, daß Ritter Bissi mich in meinem Amtszimmer aufsuchte, bevor er uns sein Vertrauen kündigte und seine Söhne abmeldete.

„Wenn Konrad schon jetzt ... Man redet Kindern davon nicht."

„Gewiß, Ritter, ich verurteile den Vorfall. Aber ist es von Herrn Kölberle nicht bloß ein Mißverständnis jener neueren Bestrebungen, die nicht früh genug die Jugend warnen können?"

„Papperlapapp!" Ritter Bissi pfiff eine Arie der Sängerin Pepita.

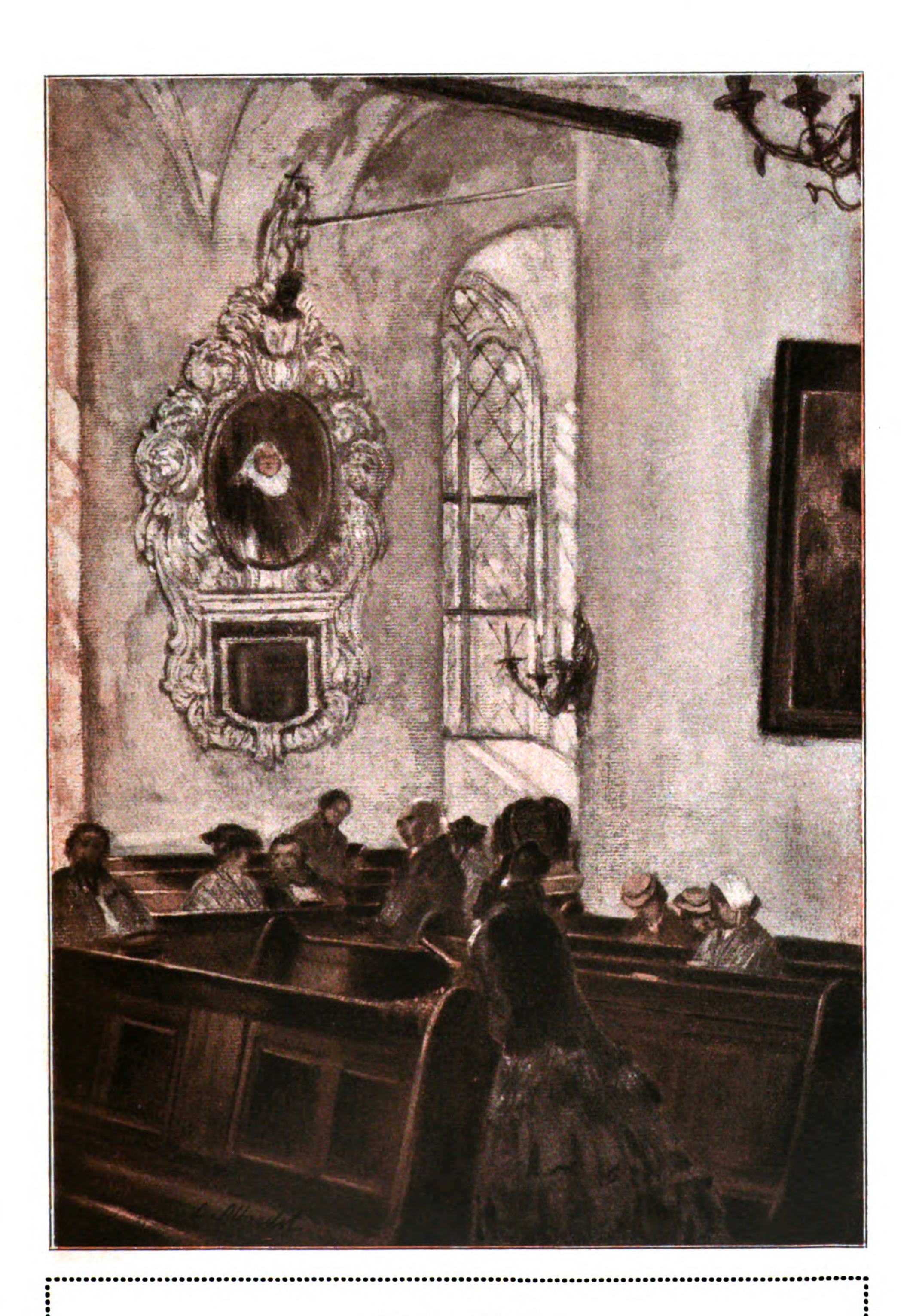
„Bei uns im Norden, Ritter ..."

„Ich verehre die Wissenschaft von jenseit der Alpen, aber ihr Fischblüter ..."

„Auch Rousseau ..."

„Ist ein großer Spitzbube gewesen, der seine Kinder im Findelhaus abgab. Den lassen Sie in Ruhe! Die Tugend ist die Grundlage des Staates, der Ausdruck der Tugend im Staate ist der Beamte. Ist Herr Kölberle Beamter?"

„Alle. Herr Kölberle ist dazu Michel



In der Kirche
Gemälde von Prof. Carl Albrecht



Hahner. Michel Hahner sind die freiwilligen Blüten einer Sittlichkeit ..."

„Wie sagen Sie, ich bitte, noch einmal den Namen!" Er lernte ihn auswendig, nachdem er ihn in einem abgegriffenen Notizbuch zweimal mühsam aufgeschrieben hatte. „Was ist Michel Ahner?"

Die Erklärung ging nicht ohne Mißverständnisse. Schon die beiden ersten Verse der Bruderschaftsweise waren kaum zu überwinden.

„Jünglinge sind auch Jungfrauen."

„Sehr bedenklich! Man müßte sie einsperren. Oder es sind Kranke. Konrad wird nie ..."

Ich überzeugte den Ritter, daß er auf einer falschen Fährte war, und fuhr fort, um ihm die entschlossene Jungfrauschaft sowohl des großen Sängers als Herrn Kölberles verständlich zu machen.

„Eh!" Er öffnete endlich die Augen, soweit er konnte. „Das ist es? Riesig unsittlich, ungeheuer unsittlich. Im Mittelalter ist ein Kardinal daran gestorben. Schade, ein so braver Lehrer! Aber ich will es auf mich nehmen. Direktor, ich denke daran. Meine Hochachtung für Sie ist nur gestiegen. Vergessen Sie den Zwischenfall!"

6. Die schönen Künste

Wir feierten einen kleinen Abschied in einem der vielen Ateliers der Villa Fera. Jeder deutsche Künstler hat in einem dieser jede Bequemlichkeit entbehrenden, im Winter kalten, im Sommer heißen, in einem paradiesischen Park wie eine Reihe abgeladener und vergessener Kisten nebeneinanderstehenden Weißblechhäuschen angefangen; er war unendlich stolz, wenn er sie nach den ersten Erfolgen gegen ein Atelier mit Wohnung in der Stadt selbst vertauschen konnte; und doch verließ er nur mit Wehmut die Anfangsstätte seiner Künstlerträume, den herrlichen Park, in den er sich, kaum gestört von dem querköpfigen Besitzer, mit gleichstrebenden Jünglingen und Jungfrauen aus der ganzen Welt, besonders aus dem Norden, einst teilen durfte.

Als wir mit unserem freiwilligen Freund ankamen, war unter der berühmten Piniengruppe nahe dem Abhang nach dem Flusse eine Malerin noch an der Arbeit. Mit der natürlichen Anteilnahme des Laien an der Kunst gingen wir näher. Ich entdeckte zu spät, daß es die „biblische Geschichtsmalerin" war, die ihren Aufenthalt im Süden ausschließlich biblischen Darstellungen widmete und für sie den Grundsatz der genauen Naturwiedergabe neu entdeckt hatte. Bis jetzt war sie mit ihren Studien noch nicht über das Paradies vorgedrungen. Ritter Bissi war bereits dicht an sie herangetreten und hielt jene Kennermiene bereit, mit der wir die Schildereien umherstreifender Maler in der Sommerfrische zu mustern pflegen. Jetzt entdeckte er mit Befriedigung, daß man es hier noch mit wahrer Kunst zu tun hatte, indem die Gegenstände des Bildes deutlich zu erkennen waren. So hatte er auch keine Einwendung, daß die Künstlerin einen nackten Mann, etwa Adam, der im Paradiese Siesta auf einem Baum hält, dargestellt hatte. Solche Darstellungen gibt es in der Kunst, und man weiß, daß jeder Künstler dazu Vorlagen findet. Er nickte andächtig und winkte mir zu. Da rauschte es oben in einer Pinie, und wir sahen hinauf, wohin die fromme Malerin, ungestört von uns, die ganze Zeit gesehn hatte.

Es war Oktavianus, das kräftigste Männermodell, das es zurzeit in der Stadt gab; er lag nackt auf einem Aste.

In diesem Augenblicke bedauerte ich, nicht dem Rat meiner Tante gefolgt zu sein, die sagt, daß man in fremde Länder nie ohne einen Kognak geht. Er wäre unserem Freunde von hohem Wert gewesen und hätte ihn schneller die angeborne Festigkeit seines Charakters wiedergewinnen lassen. So fürchtete ich beinahe, sein unfreiwilliger Mörder geworden zu sein. Er drehte hilflos die Augen bald nach Adam, bald nach mir, dann wieder nach der Malerin. Erst kurz vor den Ateliers gewann er die alte Selbstbeherrschung.

„Sonderbar," schloß er das Erlebnis ab, „sonderbar! Aber wenn es bei euch Landesbrauch ist, daß man, mit Erlaubnis, nackt auf Bäumen lebt."

Mit freudiger Erwartung traten wir nun in das Atelier. Alles, was er hier sah, erregte das Entzücken des eben noch so schwer Geprüften: die einfachen Blechdächer, die Möbel, die sich der augenblickliche Inhaber wie seine Vorgänger aus Kisten zurecht gemacht hatte, die bunten Behänge, die der junge Künstler statt Bilder an seine Wände hängt, nachdem sie auf dem Trödelmarkt seinen Farbensinn entzückt haben. Er beklopfte gerührt die vielen angefangenen und schon wieder halbeingetrockneten Tonmodelle. Schließlich blieb sein Blick auf einem Taschenfeuerzeug haften, wie sie damals neu aufkamen; der Gastgeber hatte es als einzigen Luxus aus der Heimat mitgebracht.

Er erklärte bereitwillig seinem Besuch die innere Einrichtung. Als das erste blaue Flämmchen emporschlug, fürchteten wir fast für den Verstand des Ritters. Man mußte ihm das Büchschen zum eigenen Versuch in die Hände geben, wobei er naturhafte Laute des Entzückens ausstieß, wie man sie nur von Südseeinsulanern noch zu hören bekommt. Er beruhigte sich nicht, bis jeder Besucher eine Zigarre genommen und bei ihm angesteckt hatte. Auch nachdem er sich gesetzt hatte, trieb es ihn alle paar Minuten, das Flämmchen wieder anzuzünden, immer mit dem gleichen Urlaut des Entzückens.

„Dah, wie wird die Welt noch schön werden. Wenn ich meinem Vaterlande etwas wünsche, so ist es die Einbürgerung von Erfindungen, wie z. B. die Fünfminutenkerzen oder die Grünebohnen-Abziehmaschine. Habe ich recht?"

Wir beeilten uns, die Verdienste seines Landes in den schönen Künsten hervorzuheben. Man trank auf die Kunst.

„Die Kunst," schloß er sich an, „ist ewig. Es liegt dies in ihrer Aufgabe. Wie wollen Sie sonst die Massen für den Staat, für das Allgemeine erwärmen, wenn nicht durch das Feuerwerk am Verfassungsfest oder den Königsmarsch? Hier ist die wahre Kunst. Kennen Sie etwas, das besser seinen Zweck erfüllt und höhere Zwecke hat als unser Königsmarsch? Tabummdadadadah, tabummdadadadah!"

„Der Königsmarsch," sagte Herr Kölberle, „ischt eine großartige, musikalische Schepfung. Mir in Wirteberg ..."

Man ließ die beiden in ihrem patriotischen Gespräch. Die Künstler verhandelten mittlerweile über den Unterschied männlicher und weiblicher Schönheit. Während die einen die schwellenden Linien des Frauenhalses, den sehnsüchtigen Aufstieg des Nackens, ihre runden Schultern priesen, feierten andre das geistreiche Spiel der Rückenmuskeln beim Jüngling.

Ein begeisterter Schwede machte den Anfang, indem er Rock und Hemd herunterriß.

„Seht, worüber wir streiten!"

In wenigen Minuten hatten alle die Oberkörper entblößt, man gab Kennerurteile über Schulterblätter, Armmuskeln ab, lobte einen guten Turner, lachte über einen zu Magern. Ein Kraftmensch ließ seinen Oberarmmuskel befühlen. Auch Ritter Bissi trat heran.

„In Wahrheit, prächtig! Direktor, ich bin Ihnen dankbar. O, ich möchte ewig nur mit Deutschen leben." In diesem Augenblick bat ein junger Künstler um die Erlaubnis, Ritter Bissis Oberleib betrachten zu dürfen. Andere, die der Wein angesteckt hatte, jauchzten Beifall.

„Tun Sie uns den Gefallen! Legen Sie ab! Machen Sie es sich bequem! Bitte, bitte."

Alle Augen sahen auf ihn, der allein seinen Rock anbehalten hatte.

Er trat aus dem Kreise. Auf seinem Gesicht lag der feierliche Ausdruck jener Minuten, da er vor demonstrierenden Massen am Königspalast die trikolore Schärpe aufknöpfte, die die Polizeikommissare unterm Rock tragen, um den Truppen wie der Menge das Zeichen zu geben.

„O nein, ich bin ein Ehrenmann."

Und wandte sich zum Gehen. Unmittelbar dahinter, nachdem er kaum die Tür geschlossen, vermißten wir das Taschenfeuerzeug. Nach drei Monaten kam es gebrauchsunfähig durch einen Schutzmann zurück.

Ritter Bissi hatte es auf einem Dienstgang „bedauerlich zugerichtet" gefunden.

7. Kronprinzenempfang

Das Land feierte Jubiläum. In der Hauptstadt wurde daraus eine Art belehrender Kinovorführung ausländischer Fürstlichkeiten. Sie kamen, fuhren im Staatswagen zu Hofe, zeigten sich mit dem König dem Volk und fuhren wieder ab. Nachdem unsere Regierung dreimal ihre Absichten geändert hatte und bereits im ganzen Lande kein Pressemann mehr gefunden werden konnte, der an ihre Ehrlichkeit glaubte, entschied sie sich doch noch, den Kronprinzen zu schicken.

Sämtliche Vereine in der Kolonie zeigten auf die Nachricht Leben wie Gartenland nach einem Frühjahrsgewitter. Die Mitgliederzahl des Flottenvereins, die jahrelang nur eine Eins gewesen war, schnellte auf 368. Was bedeuteten jetzt Warnungen Seiner Exzellenz des Botschafters vor England? Im vornehmsten Klub, im Künstlerverein, wählte man vierzehn Tage lang ununterbrochen Vorstände.

Acht Tage vor der Ankunft des Gastes sickerte durch, daß auf der Botschaft nur zwei statt drei Vorstandsmitglieder jedes Vereines zugelassen werden sollten. Eine Abordnung sämtlicher Vereine der Kolonie wurde darauf bei Seiner Exzellenz dem Botschafter vorstellig, ob und wieviel Neugründungen von Vereinen er in dieser Woche noch anerkenne. Der letzte Verein, der gegründet und anerkannt wurde, umfaßte die dritten Vorsitzenden sämtlicher alten und neuen Vereine.

Am drittletzten Tage ließ mich Ritter Bissi „in einer sehr ernsten Angelegenheit" zu sich bitten. Ich hatte ihn noch am Tage zuvor vor der Königsburg getroffen, wie er in der Zerstreutheit unter der von ihm überwachten Menge stand und begeistert den König von Schweden hervorklatschte. Ich vermutete ein Geheimnis der hohen Politik.

„Guten Tag, Ritter Bissi. Was zum Teufel haben Sie mit dem König von Schweden? Ihr Volk rast vor Begeisterung?"

„O, Direktor, das ist der König von Schweden? Das war mir ganz entgangen. Aber dieser prächtige grüngelbe Helmbusch, den muß ich noch einmal sehen. Bravo, bravo, evviva!"

Und schon legten Diener wieder die Teppiche über die Balkonbrüstung, die Majestäten kamen. Im Hineingehen hob der schwedische Gast den bisher verborgenen Helm mit dem prachtvollen Schweif, und in lauten Bravos machte sich die endlich behobene bange Ungewißheit des belohnten Volkes Luft.

„Ich möchte ein ganzes Regiment solcher schwedischen Könige sehn, alle mit diesem Helmbusch. Direktor, wie denken Sie? Was hat man sonst von den Königen? Tabumdadadah, tabumdadadah!"

Er summte den Königsmarsch. Plötzlich brach er ab. Die Einschätzung der Könige nach Helmbüschen konnte er nicht aufrechthalten, wenn der Kronprinz eines Landes kam, dessen „Freund" er war.

„Direktor, ich muß mitempfangen werden. Sie wissen, man kennt in den Büros meine Mitgliedschaft bei Ihnen. Ein Nichtempfang würde meine gesamte öffentliche und private Laufbahn aufs Spiel setzen. Bedenken Sie, ich bin Familienvater!"

Wir beriefen eine eilige Vorstandssitzung, d. h., der Vorstand war ohnedies beisammen, da er noch dreizehn Vorschläge zur Empfangsfrage zu beraten hatte. Ritter Bissis Antrag fand die begeisterte Unterstützung sämtlicher vom Empfang zur Wahl bereits endgültig ausgeschlossener Mitglieder. Es entstand nur noch ein Streit, wer bei Seiner Exzellenz dem Botschafter den Empfang Ritter Bissis als „Vertreters der uns befreundeten, dem Verein angeschlossenen einheimischen Bevölkerung" vorschlagen dürfe. Es wurde zuletzt den drei Pressevertretern gemeinsam überlassen. Niemand wird zweifeln, daß sie eine Zusage erhielten.

Der Empfang sollte um 5 Uhr stattfinden. Also wurden wir auf 4 Uhr bestellt. Als wir um ³/₄4 ankamen, tobte schon die Schlacht zwischen begeisterten weiblichen Mitgliedern der Kolonie und einem starken Aufgebot von Schutzleuten, das ihnen den Eintritt in den weiten Botschaftsgarten wehren sollte. Die Gartenbeete ringsum waren weithin mit abgerissenen Hutbändern, zerdrückten Blumen und geknickten Regenschirmen besät.

„Sie wissen," erklärte Ritter Bissi, „ich habe meinen Leuten diesmal Nachdruck zur Pflicht gemacht. Ich für meine Person hätte ja diese Frauen durchgelassen. Doch es ist eure Sache. Übrigens, brava, da ist eine durch, da noch eine. Brave Personen!"

Blutüberströmt, erhitzt, mit gänzlich verwirrtem Haar hatten die ersten Frauen siegreich das trennende Gitter überklettert und weigerten sich nun, von dem Grund und Boden ihrer Botschaft von Polizisten eines anderen Landes sich verjagen zu lassen. Wir retteten uns vor diplomatischen Erörterungen, die Ritter Bissi in seinem Amte nicht erspart geblieben wären, in die Botschaft selbst.

Wir trafen die zwanzig hervorragendsten Mitglieder unserer Kolonie, wie sie vor Langeweile schon in hellem Zank begriffen waren. Ritter Bissi ließ nicht ab, bis er jedem einzelnen vorgestellt war und ihm so die Vorfreude des Empfangs bereitet hatte.

Jedermann kennt die majestätische Ruhe in Fürstenschlössern und Ministerhotels. Kein Laut, nur ab und zu das Zuschlagen einer Tür.

Halb fünf erschien der älteste Kanzleirat und ordnete die Gäste die Wand entlang nach ihrem Range. Uns stellte man unten hin.

„Es tut nichts," sagte Ritter Bissi, „hohe Herrn werden erst am Abend gesprächig, und wir sind hier das Ende."

Um dreiviertel kam Seine Exzellenz der Botschafter selbst, stellte sich in die Mitte und geruhte eine kleine Ansprache, deren Schlußsatz war, daß er keine Zeit gehabt habe, unsere Namen zu lernen. Wir hatten so viel Güte auch nicht erwartet, da er fast alle seit zehn Jahren kannte. Jedenfalls bat er, nicht übelzunehmen, wenn er Seiner Hoheit aus diesem Grunde unsere Namen bei der Vorstellung nicht angebe.

Ritter Bissi hatte begeistert an den Lippen des Redners gehangen.

„Welcher Diplomat!" unterbrach er mich, als ich ihm die Worte Seiner Exzellenz übersetzte, „ist es nicht ihre größte Gabe, das Vergessenkönnen? Wie sollten sie sonst Bündnisse schließen? Der große Römer Alcibiades bot eine Summe Goldes, wer ihn das Vergessen lehre."

„Alcibiades ist ein Grieche," störte uns der Vorsitzende des Flottenvereins, „die Griechen . . ."

„Es ist einerlei," sagte Ritter Bissi, „die Kultur verlangt . . ."

Schlag 5 Uhr erschien der hohe Gast, und unter der Hilfe Seiner Exzellenz des Botschafters begann nun das herkömmliche Frage- und Antwortspiel zwischen dem Besucher und den ersten Mitgliedern unserer Kolonie. Die Feinheiten konnte ich allerdings wegen der Anwesenheit Ritter Bissis nicht ganz genießen. Ich verzeichne nur, daß der hohe Herr den Konsul mit den üblichen Fragen nach der Seelenzahl der Kolonie und ihrem Leben beehrte und die üblichen unanterrichteten Antworten bekam, die man für diesen Zweck auf allen Konsulaten der Erde bereit hält. Den Vertreter der Wissenschaft zeichnete er durch die teilnehmende Erkundigung aus, ob er auch viel zu tun habe, während er den untergeschobenen Vorsitzenden des Künstlervereins durch die Frage nach seiner Kunst bedrängte. Wie sollte der Mann berichten, daß man am Abend zuvor den letzten Künstler aus dem Vorstand geworfen hatte, weil ihm keiner die Reklame eines kronprinzlichen Empfangs gönnte, und daß dafür die Maulwürfe des Lesevereins eingezogen waren?

Nach tagelangem Suchen war es der Botschaft gelungen, drei schon ertaubte Ehrengreise aufzutreiben. Die Leutseligkeit Seiner Exzellenz trat in das schönste Licht, indem ihr gerade bei diesen die Namen einfielen und Seine Hoheit so Gelegenheit zu Zwiegesprächen wie diesen bekam.

„Professor Luchs, Historiker."

Er war eingeladen, weil sein Vetter einen Tag den Schiffsarzt auf dem prinzlichen Schiff vertreten hatte.

„Kaiserliche Hoheit, ich höre nicht gut."

„Da geht es Ihnen wie meinem hohen Onkel Otto."

„Jawohl, ich bin aus Bremen."

„Das glaube ich Ihnen gern, es ist auch eine wunderschöne Stadt."

„Er ist Schiffsarzt."

Trotz dieses verzweifelten Hinweises fiel Seiner Exzellenz der Grund zur Einladung gerade dieses Tauben nicht mehr ein, und Seine Hoheit hat nie erfahren, daß ihr eigener Vizeschiffsarzt einen Vetter in unserer Kolonie hatte.

Im Flottenverein hatte man einen schon Halbabgeschiedenen aus dem Dämmertraum erweckt und als Vorsitzenden mitgeschleppt. Seine Exzellenz der Botschafter durfte diese

Naturerscheinung nicht übergehen. „Unser ältestes Mitglied, schon ganz ertaubt.“

„Jawohl, Hoheit, ich höre überhaupt nichts mehr.“

„O,“ sagte der Gast ritterlich, „das bin ich jetzt schon gewohnt.“

„Und jetzt gehe ich nach dem Testaccio,“ brüllte das Naturwunder. Wie sollte der Gast nicht wissen, wo sich unsere Kolonie beerdigen läßt?

Er bewies es durch die Antwort, die er dem Gespenst ins Hörrohr schrie.

„Gehen Sie, es soll dort ganz nett sein.“

Mit wachsender Aufregung hatte der freiwillige Freund unseres Landes die leutselige Ansprache verfolgt. Nun, mit dem Näherkommen des Gastes an uns selbst, traten ihm Schweißtropfen auf die Stirne. Er trat von einem Fuß auf den anderen und hätte am liebsten angefangen, sich den Bart auszureißen. „Direktor,“ flüsterte er mir zu, „wie heißt es?“

Aber schon war der hohe Herr an uns herangetreten, hatte mir stumm und in tiefem Nachdenken über seine Gespräche mit dem Tauben die Hand gegeben. Er drückte Ritter Bissi die Hand, ahnungslos, daß er die Hand eines ganzen Landes hielt, und zum Glück für den Ritter, ohne seine Aufregung zu merken. Er verbeugte sich ebenso schnell der Reihe nach vor den Handwerkern und Kanzleibeamten, denen man den Platz nach uns gegeben hatte und stand an der Tür, die Hände an dem Säbel, das Haupt aufgereckt, zu der Rede bereit. Da Seine Exzellenz leider auch dieses vergessen hatte, war allerdings kein Entwurf einer Rede vorhanden, was dem hohen Gast erst jetzt zum Bewußtsein kam. Ich weiß nicht, ob wir ohne den Ritter nicht noch heute uns ohne das erlösende Wort gegenüberstünden.

Aber Ritter Bissi hatte es gefunden. Es kostete ihn noch Mühe. Er schluckte und würgte, wie wenn er mit der landesüblichen Fischsuppe einen Polypen lebend verschluckt hätte, aber schließlich kam es klar heraus, das Sinnbild seiner Freundschaft, der Beweis seiner Zugehörigkeit zu uns: „Kuhdenn Tagg!“

Der hohe Herr atmete auf wie ein vom Ertrinken Geretteter: „Also guten Tag!“

Und schon schloß sich die Tür.

Die Augen des Ritters strahlten in feuchtem Glanze,

„Glauben Sie mir, das Bündnis wird unzerstörbar sein. Diese Freundlichkeit eines so hohen Herrn! Und seine prächtigen Kürassierstiefel. O, welche Wonne gibt es auf Erden!“

Nach acht Tagen wurde Ritter Bissi auf die Botschaft geladen. Seine Exzellenz der Botschafter überreichte ihm persönlich den Kronenorden dritter Klasse. Mir wurde der Rote Adler vierter versprochen; es ist einer der Fehler dieser neuen Republik, wenn er noch auf der Post liegt. Aber man weiß jetzt meine Adresse.

Seine Exzellenz der Botschafter selbst wurde wegen der dazu bewiesenen Begabung wenige Wochen später gebeten, die Regie unseres englischen Bündnisses zu übernehmen. Man weiß, welche sonderbaren Dinge ihm dabei aus Versehen entstanden.

8. Abschied

Ich kam erst nach Ausbruch des Krieges wieder ins Land. Mein erster Gang war zu Ritter Bissi. Als er im dämmrigen Zimmer mich erkannte, sprang er vom Stuhle und begann einen wilden Kreislauf um den Aktentisch in der Mitte. Seine Hast dabei stand in gewaltigem Widerspruch zu seiner sonstigen Würde. Ich gab mir Mühe, die Worte zu verstehen, die er im Laufen wie ein Derwisch vor sich hinmurmelte. Aus Brocken setzte ich sie zusammen.

„Oh, mein Freund! Wir sind in einer furchtbaren Lage. Wir sind in einem entsetzlichen Zwiespalt. Wir werden die Opfer des Krieges sein. Wir sind bemitleidenswert.“

„Ritter,“ wagte ich zu erwidern, „wenn Sie sich an das Bündnis hielten.“

Er verdoppelte seine Geschwindigkeit. Seine Klagelaute erinnerten jetzt an die Seufzer der Verdammten in der tiefsten Hölle.

„Die großen Augenblicke der Geschichte,“ faßte er sich endlich, „verlangen, daß man sie nach ihrem ganzen Ernst würdigt. Und da sage ich: wir sind in einer furchtbaren Lage. Wir sind in einem entsetzlichen Zwiespalt . . .“

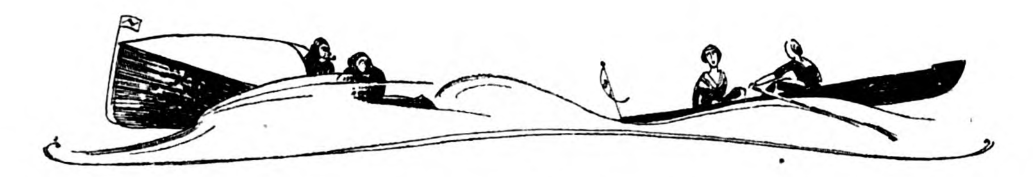
Er setzte den Kreislauf fort. Zum Glück schlug in der Nähe eine Uhr. Er mochte glauben, genügenden Eindruck gemacht zu haben.

„Achtung!“ sagte er in dem alten, vertraulichen Ton. „Sie hätten nicht anfangen dürfen. Konnten wir ahnen, daß Sie Ernst machen würden, als wir das Bündnis schlossen? Ich frage Sie, war das Bündnis für den Frieden oder für den Krieg gemacht? Nein, Direktor, Sie irren sich. Indessen, wie geht es?“

Ich beginge ein Unrecht, wenn ich verschwiege, daß er nach wie vor unser freiwilliger Freund blieb und trotz des drohenden Bruches seine Söhne weiter zum halben Schulgeldsatz schickte. Er übernahm in der Not die Verteidigung unserer Habe, er begleitete mich an den letzten Zug. Braver Ritter Bissi!

„Sie wissen,“ er beugte sich noch einmal ins Zugfenster, „im Grunde führen wir nur gegen Ihren Verbündeten Krieg. Da wir seine Falschheit kennen, ist es für Sie, wenn wir jetzt gegen Sie kämpfen. Sie werden in uns noch Ihren besten Freund erkennen. Ich möchte sagen, wir sind die Geopferten. Leben Sie wohl!“

Lange sah ich ihn noch unter der niedrigen Halle stehen und winken. In Gedanken arbeitete er schon an der Begrüßungsrede für meine Rückkehr.



Die Dame am Ruder

Von Marie von Bunsen



So gesund wie der Rudersport ist vielleicht kein anderer. Die frischeste, reinste Luft ist steter Begleiter, Baden und Schwimmen sind willkommene, naheliegende Zugaben, wie vielleicht bei keiner anderen Bewegung werden alle Glieder und alle Muskeln angespannt, entwickelt, gekräftigt.

So schön wie das Rudern in seiner poetischsten, feinsten Entwicklung, in dem Ruderwandern, ist schwerlich ein zweiter Sport. Keine andere deutsche Frau hat, so wie ich, die meisten deutschen Ströme auf ihrem Boot durchwandert; daß so wenige meinem Beispiel folgten, wundert mich immer von neuem. Wüßten die vielen von der Beglückung solcher Tage, es wäre der Anblick von Ruderinnen in abgelegenen Gegenden, im stillheiteren Verkehr mit Sonne und Wind, mit Wasserrosen und Schilf, mit dem rhythmisch einschmeichelnden Geplätscher, mit dem feuchten Glanz der Wasserfläche nicht länger ein befremdlicher Anblick.

Das Boot ist die Heimat, ist der Kamerad. Was man auf ein bis zwei Wochen braucht, ist sorgsam untergebracht, man hat seine Karten, seinen Kompaß, um Seen bei Nebel durchqueren zu können, man hat Bücher für Regentage wie für Ausruhstunden. In den vorhergehenden Monaten hat man sich mit der Gegend beschäftigt, weiß, was jene Kirche dieser alten Bischofstadt in der Architektur bedeutet, wird unter der Tünche entdeckte frühe Wandmalereien aufsuchen; man kennt die Lebensgeschichte jenes berühmten Mannes, betrachtet anteilnehmend die zum Teil noch unberührte Echtheit seiner Geburtsstraße, sieht vor der in vergangenen Zeiten von ihm besuchten Lateinschule, wie damals die zur Mittagsstunde losgelassene fröhliche Jugend. Aufstieg und Niedergang jenes Schloßgeschlechtes ist einem



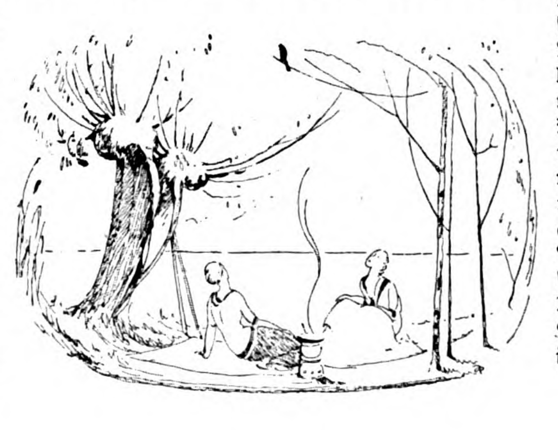
Die junge ‚Mannschaft‘ am Trocken-Ruderapparat



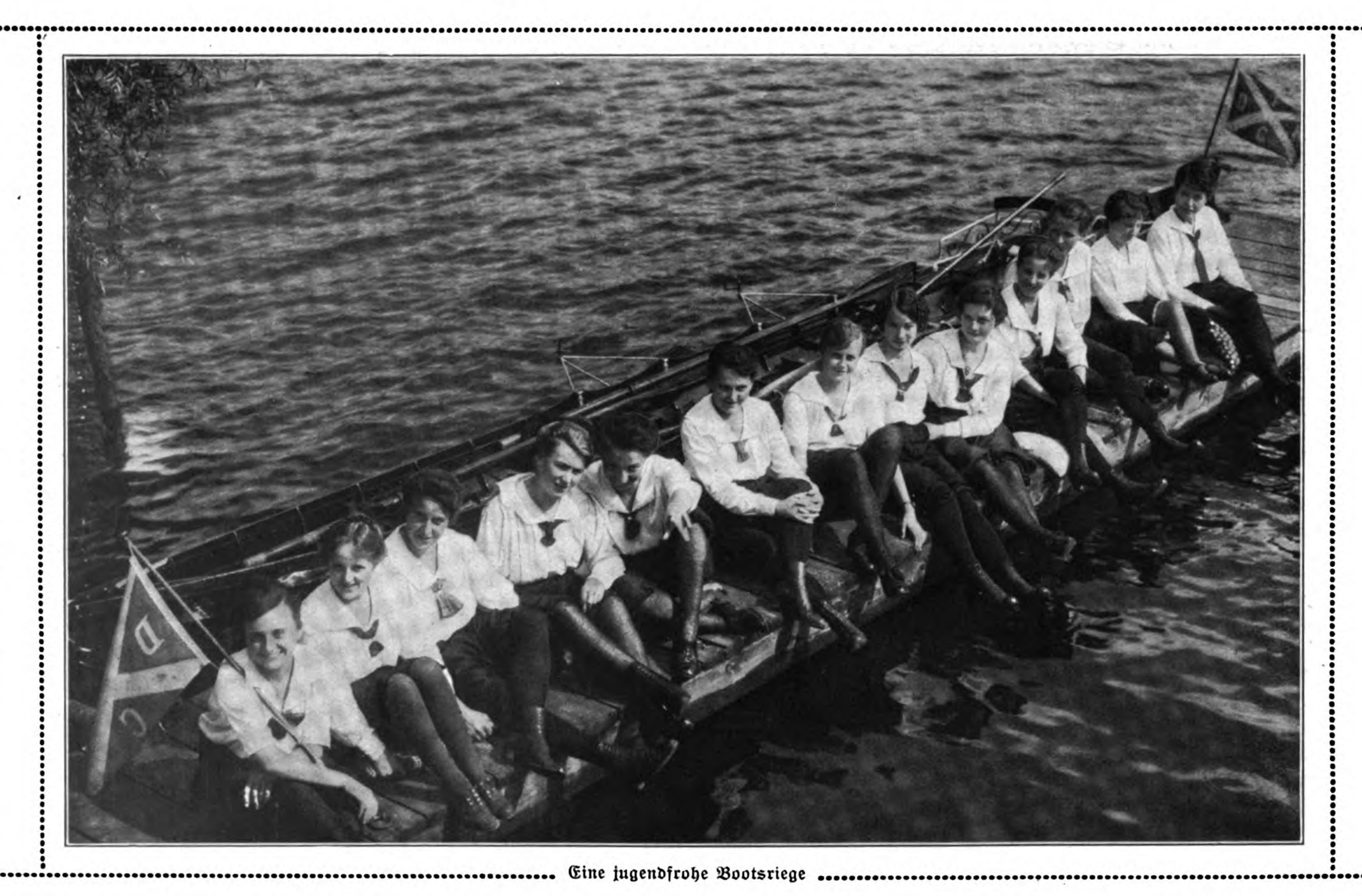
Ein Steg-Achter

vertraut, von diesen Ereignissen spricht das schwere Portal, durch welches jene Männer und Frauen ein- und auszogen; die Tragödie jenes unerschütterlich standhaften Bürgermeisters verklärt jenes malerische Rathaus auf dem unregelmäßig ansprechenden Marktplatz der alten Stadt.

Zu den Bereicherungen solcher Wanderzeit zähle ich auch die Vereinfachung; in der Engigkeit der erblickten Verhältnisse liegt eine wertvolle Erweiterung der Lebenserfahrung. Da erzählen einem mit langsam schwerfälligen Worten Flößer über ihr Dasein, ich sehe, wie dort auf den rohen, zusammengebundenen Stämmen, unter dem Notverschlag, der Kessel mit ihrer Mahlzeit brodelt. Bei den Fahrleuten warte ich, plaudere mit der Frau. Überaus stimmungsvoll ist die abgeschiedene Lage, eine kleine, am Steinufer angebaute Ortschaft, oben darüber das altersgraue Schloß mit steinernem Dach, der Blick auf langgezogene, tiefblau in Wolkenschatten liegende Waldbergketten. Die Frau erzählt von dem Fluß, vom Hochwasser, von Klippen und Sprudeln, von eisernen Fährseilen und Wehren, die vermieden werden müßten. Wie hilfreich erweisen sich die Schleusenmeister; in der Regel umblühen Kapuzinerkressen, blaue Winden, Balsaminen und Zinnien ihr nettes Haus. Vielleicht die poetischste Schleuse, durch die ich gekommen, lag inmitten von mecklenburgischen Wäldern, von Obstbäumen umgeben, Ziegen weideten im üppigen Gras.



Gern bändelte ich mit den Zillenbesitzern an, merkwürdig wirkte die ungeschlachte Wucht dieser großen Kähne, ihrer Balken, ihrer rostbraunen Ketten und Anker. Dann kletterte ich wohl mal auf steiler Leiter hinauf, um vom hohen Verdeck aus auf einer Planke das sonst schwer zugängliche Ufer zu erreichen. Da schälte die Frau in ihrer weißen Sonnenhaube



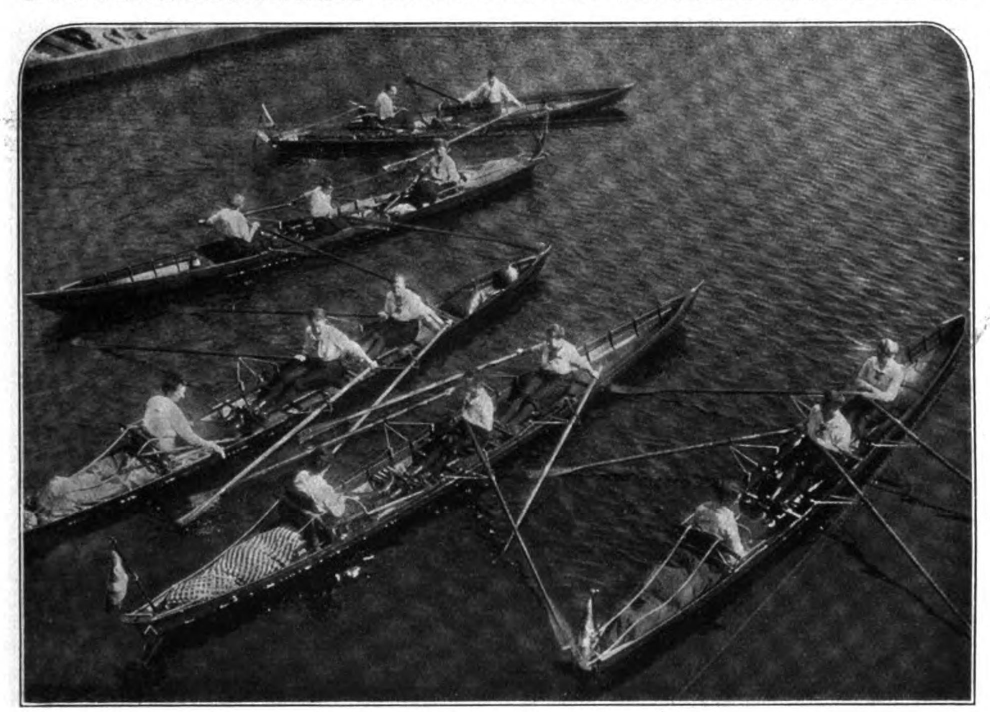
Eine jugendfrohe Bootsriege



Die Boote werden zu Wasser gelassen

Kartoffeln, Kinder spielten sorglos auf dem ungeschützten Plankendeck umher, in grünen Kästen vor den weißangestrichenen Fensterchen der Kajüte wurden bunte Blumen gezogen. Sie staunten über diese Bootwanderung, beneideten mich keineswegs, waren anteilnehmend und freundlich. Flößern, Ruderknechten, Schleusenmeistern und Fährleuten habe ich dankbar die Schilderungen meiner Flußfahrten gewidmet (Im Ruderboot durch Deutschland. S. Fischer, Berlin. Die dritte Auflage erschien im Jahre 1914.)

Allerdings tritt man den kleinen Leuten in den sehr häufig und sehr gern von mir ausgeführten Rucksackwanderungen ebenfalls nahe, auch bei diesen bringen Klöster und Ruinen, Städtchen und Dörfer, tägliche wertvolle, überraschende Freuden. Aber wer beide Wanderformen vergleichen kann, weiß, daß eine Bootfahrt noch Unvermuteteres, noch Abenteuerlicheres, darum Bestechenderes bringt. In den meisten Gegenden ist der Wanderruderer, geschweige die Ruderin, noch eine seltene Ausnahme, man muß sich seinen Weg schon selber bahnen. Wo und wie wird man landen? Hier geht die Strömung zu stark, hier ist das Ufer zu steil; da findet man eine Badeanstalt; ja, hier könne man ruhig sein Boot über Nacht anbinden, hier käme nichts fort. Oder eine kleine Bootswerft ist in Sicht. Man freundet sich mit dem hemdärmeligen Besitzer an, spricht weise über Bootbau und Kalfatern und über die Ereignisse des Tages. Sehr oft nehmen die Fährleute das Boot gastfreundlich auf, kommt man morgens aus der Ortschaft her, haben sie es ausgeschöpft, alles auf das beste gerichtet. Manchmal heißt es unheimlichen Wehren entgehen, manchmal gerät man in recht bewegtes Kielwasser, manchmal versperrt dichtes, angeschwemmtes Schilf den Weg.


Auslauf zur ersten Wanderfahrt

Manchmal heißt es, noch lange über die Felder landeinwärts gehen, ehe man das nächste Dorf oder vielleicht eine Mühle erreicht. Nicht immer findet man Unterkunft, gelegentlich ist sie bedenklich minderwertig, oft überraschend nett.

Wenn die Gegend es zuläßt, will man jedoch auch etwas von den Flußnächten und ihrer Schönheit haben. Der Schlafsack wird auf die allerdings sich


Zurückgebliebener Vierer

bald als ungewöhnlich hart erweisenden Planken ausgebreitet, als wohltuende Erfrischung schwimmt man noch vorher in der grauen Nachtdämmerung, umkreist die weißen Wasserlilien, die so bleich auf der gläsern glatten Fläche schwimmen.

Während man einschläft, glänzt über einem die nördliche Krone, das Siebengestirn, es sind die uralt geheiligten

Sternbilder, und wacht man nach einigen Stunden auf, sind sie weitergezogen, und feierlich segnend leuchtet das Kreuz im Schwan herunter. Weich zerfließend umgibt das Boot Nebeldunst, aus ihm tauchen die Schilfhalme in vollendetem Umrißadel hervor, eindrucksvoll sind die Wasservogelrufe in der Totenstille.



Aus Rudern und Persenningen hergerichtetes Zelt

Solche Nächte zählen, solche vergißt man nicht.

Wie anmutig gestaltet sich auch die Mittagmahlzeit: da sucht und findet man eine besonders reizvolle Uferstelle, Weidenbaumschatten, flüsterndes Rohr, von rückwärts zieht der Duft frisch gemähter Heufelder herüber. Vor einem erstreckt sich weiter Wald, tief blickt man in das Geheimnis der Stämme, der Wipfelschatten hinein. An die Reisetaschen behaglich gelehnt, hat man auf einer der Bänke vor sich seinen Proviant aufgebaut, es umtanzen einen Schmetterlinge und Libellen, es umgeben einen die Wasserblumen.

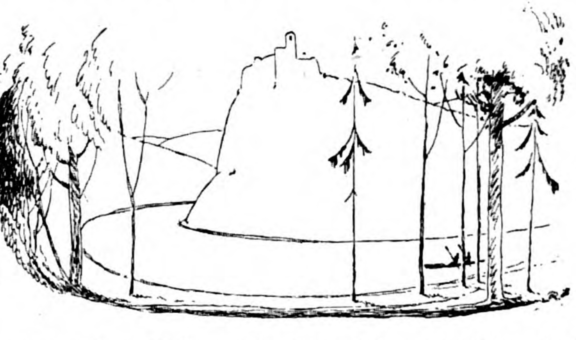
Vielleicht sind es jedoch nur persönliche Vorurteile, wenn ich in solchen stillen Wanderfahrten die höchste und feinste Genußsteigerung des Ruderns ersehe. Überaus beliebt, freudespendend und zuträglich hat sich allerorts das gemeinsame Rudern erwiesen. Die Mitglieder der in den Bildern dargestellten Bootriegen würden gewiß nicht tauschen. Weshalb sollten sie es auch? In reichem Maß finden sie Erholung, körperliche Förderung, Naturanregung, gesellige, fröhliche Unterhaltung.

Muß man allein singen? Bietet der Chorgesang nicht Eigenartiges, Besonderes? Hier liegt die Sache auch noch günstiger, denn



Beim Mittagsmahl

während der Solist in hervorragendem Maß seine Kunst beherrschen muß, hat der Wanderruderer vielleicht nur kräftige, ausdauernde Arme, primitive Kenntnisse aufzuweisen. Vielleicht hat er nur eine dämmerhafte Ahnung von einer gründlichen, sachgemäßen, auf der Höhe der Zeit stehenden Ausbildung, dem prüfenden Auge jenes, die Jungmädchenschar in strenger Zucht heranbildenden Lehrers würde ich z. B. nimmermehr genügen. Nie habe ich „im Kasten" gerudert, aber zweifellos beruht auf dieser Mechanik das Höhere aller wirklich ernst zu nehmenden Ruderkunst.



Manche aus dieser jugendfrohen Schar ist vielleicht Sonntagssportlerin, sitzt die Woche über an der Klappermaschine oder vor Rechnungsbüchern. Nun schwebt sie im gesonnten Wind über der glatten Fläche, unter ihr bewegt sich der Rollsitz, sicher gehorcht der Riemen dem weitausholenden Arm. Es plätschert das Wasser am Kiel, langsam gleiten die Ufer vorbei — es ist eine Lust zu leben. Auf prall ansitzende Höschen sind viele der Dargestellten stolz, halten sie nicht nur für praktisch, sondern auch für überaus kleidsam. Nicht von allen, vielleicht nicht von den in Geschmacksachen Maßgebenden wird diese Anschauung geteilt. Gerade die Deutsche hat leider eine in anderen sportlich hochstehenden Ländern nur vereinzelt anzutreffende, nicht ganz glückliche Vorliebe für Sportbeinkleider entwickelt. Klettert man angeseilt jähe Dolomitenwände empor, ist diese Bekleidung selbstverständlich die einzig und allein richtige; weit seltener, als bei uns angenommen wird, ist dies bei anderen Sportgelegenheiten sowohl der Winter- wie der Sommerzeit der Fall.

Beispiel und Gegenbeispiel werden einige in diesen Bildern ersehen. Unbekümmert klingt aus jedem Bild das heitere Lachen, der Frohsinn; Sport ist aber nicht nur Spiel, in der strammen Zucht, in dem Zusammenwirken, in der Unterordnung liegen ethische, bildende Werte. Ausdauer, Selbstbeherrschung, Geistesgegenwart, kameradschaftliches Gefühl werden gefordert. Die schlechteste Erziehung ist das Rudern nicht, auch nicht die am wenigsten bietende Form der Geselligkeit. Die wechselnden Hintergründe der treibenden Wolken, der friedlichen Schilfverstecke, der Wiesen- und Waldgründe befreien und beglücken. Die gemeinsame Anstrengung, die lachend geteilten Erlebnisse, die zusammen vollbrachten Leistungen bilden einen Kitt.


Sonntagssport

Glück und Gesundheit sind Schutzpatrone des Rudersports, der in Deutschlands wirtschaftlicher Not vielen Erholungsuchenden eine billige Möglichkeit darbietet, Sommerfreuden zu genießen, die das teure Reisen sonst verwehrt.



Die Feme

VON DR·ERICH FRIEDERICI



Es ist auffallend, daß die gewaltige Massenbewegung des heutigen Proletariats, deren Losungswort „Vorwärts“ lautet, mit ihren Forderungen sehr häufig, vielleicht sich selbst kaum bewußt, der Wiederkehr längst überwunden geglaubter mittelalterlicher Zustände zudrängt. Es würde durchaus nicht schwer sein, ein dickleibiges Buch unter dem nur scheinbar widersinnigen Titel „Die Sozialdemokratie als reaktionäre Erscheinung“ zu schreiben. Man denke nur daran, wie der vollkommene Sieg über den Kapitalismus zur Naturalwirtschaft des Mittelalters führen müßte. Dieser Zug nach rückwärts begegnet uns nun auch auf dem Gebiete der Rechtspflege. Das Mittelalter kannte fast nur Laienrichter ohne irgendwelche juristische Vorbildung; es war Rechtsgrundsatz, daß jedermann von seinesgleichen gerichtet werden solle, und danach wurde gehandelt. Je mehr sich indessen die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände verwickelten, um so unzulänglicher erwiesen sich die alten Volksgerichte, und um so mehr wurde der ungelehrte Schöffe durch den juristisch gebildeten Berufsrichter verdrängt. Das wurde damals auch von den breiteren Schichten des Volkes schließlich als ein großer Fortschritt erkannt, seit einer Reihe von Jahrzehnten aber ertönt fortwährend wieder der Ruf nach Volksgerichten, und der Zug geht entschieden dahin, die Tätigkeit der Juristen von Fach noch mehr zugunsten der Laienrichter einzuschränken, als es jetzt schon in den Schöffen- und Geschworenen- und so manchen anderen Gerichten der Fall ist. Es ist hier nicht der Ort, darüber zu streiten, ob die in ihrem Ursprung romantische Sehnsucht nach voller Durchführung der Volksgerichtbarkeit berechtigt ist oder nicht, es wird aber immerhin nicht unzeitgemäß erscheinen, wenn hier das mittelalterliche deutsche Rechtswesen einmal in einem besonders fesselnden Abschnitt etwas beleuchtet werden soll.

Die Bedeutung des Wortes Feme ist ebenso umstritten wie seine Rechtschreibung. Man findet in den mittelalterlichen Quellen Fehme, Vimme, Veme, Faime, Feyme und noch andere Schreibungen, ohne daß eine von ihnen sich früher oder heute allgemein hätte durchsetzen können; es finden sich außerdem auch noch Bezeichnungen wie Femgericht, Freigericht, Stillgericht, heimliches Gericht, verbotenes Gericht, des heiligen Reiches Obergericht übers Blut u. a.; jedenfalls ein Beweis dafür, wie sehr sich die Phantasie des Volkes mit diesem Gegenstand beschäftigt hat. Und fast ebenso zahlreich sind die Erklärungen, die von neueren Gelehrten für das ziemlich rätselhafte Wort Feme aufgestellt worden sind, doch hat auch von ihnen keine durchweg Annahme gefunden. Dagegen sind Bedeutung und Wesen der Sache, die lange Zeit fast ebenso rätselhaft oder doch unklar waren, in neuerer Zeit wenigstens soweit aufgeklärt worden, daß wir uns jetzt ein ziemlich deutliches Bild von der Bedeutung und Einrichtung der Femgerichte und von dem bei ihnen üblichen Verfahren machen können.

Die Mitglieder dieser Gerichte, die Freigrafen und Freischöffen, haben stets behauptet und nachdrücklich betont, daß Karl der Große die Feme eingesetzt habe und daß deren Bräuche auf den Satzungen dieses Kaisers beruhten. Daran ist nun wenigstens soviel richtig, daß Karl der Große das alte urgermanische Gerichtswesen bedeutend umgewandelt hat und daß sich das so entstandene karolingische Gerichtswesen in Westfalen weit länger als im übrigen Deutschland erhalten hat und dort zur Feme geworden ist, die tatsächlich wenigstens von den Äußerlichkeiten der Gerichte Karls des Großen sich noch bis ins 19. Jahrhundert hinein sehr viel bewahrt hat. Ursprünglich waren die Femgerichte nur für die Insassen ihres heimischen Sprengels zuständig und hatten demnach auch nur für Westfalen Bedeutung, das stets fast ausschließlich ihr Sitz gewesen ist und in dem sie die ordentlichen Gerichte waren, vor welchen auch Zivilsachen anhängig gemacht wurden. Später aber erweiterte sich wenigstens für die Strafgerichtsbarkeit ihr Geltungsbereich bedeutend, und die Freistühle auf der roten Erde wurden eine Macht im ganzen deutschen Reiche und griffen überall neben den ordentlichen Gerichten in die Rechtspflege ein.

Erklärlich ist das nur durch die Zustände, wie sie sich seit dem Untergang der Staufer in Deutschland entwickelt hatten. Die „kaiserlose, die schreckliche Zeit“ des Interregnums wurde durch die Wahl Rudolfs von Habsburg kaum mehr als dem Namen nach beendigt, denn das neu erstandene deutsche Königtum besaß nicht annähernd Macht genug, um in die gänzlich zerfahrenen und zerrütteten Zustände Ordnung hineinzubringen; es vermochte besonders auch die bestehende Rechtsunsicherheit nicht zu beseitigen. Ebensowenig war dazu einstweilen das Landesfürstentum imstande, das zwar mächtig genug war, um eine starke Kaisermacht nicht aufkommen zu lassen, dafür aber ohnmächtig gegenüber den noch kleineren Mächten, dem Rittertum und den Städten. Da

nun aber diese auch wieder gegeneinander in ständigem Streit und blutiger Fehde lagen, so gab es schließlich niemand mehr im Lande, der etwas zu sagen hatte. Es ist unter diesen Umständen kein Wunder, daß auch das Gerichtswesen völlig im Argen lag und es für den kleinen Mann, der zur Selbsthilfe zu schwach war, sehr schwer hielt, zu seinem Recht zu kommen. Hier setzten nun die Femgerichte ein, die sich stolz als uralte kaiserliche Gerichte fühlten, in ihrem bisherigen Geltungsbereich hochangesehen waren und daher mit ziemlicher Geringschätzung auf die ständigen Gerichte in anderen Gegenden Deutschlands herabsahen, die ihren Zweck nur so sehr unvollkommen erfüllen mochten. Wie die Entwicklung sich im einzelnen vollzogen hat, wissen wir nicht, wir sehen jedenfalls, daß zu Beginn des 14. Jahrhunderts schon sehr häufig auch außerhalb Westfalens von einem Eingreifen der Feme in die Gerichtsbarkeit die Rede ist, und zwar hauptsächlich in solchen Fällen, wo das eigentlich zuständige Gericht versagt hatte. Und sie erwies sich im Laufe der Zeit als mächtig genug, um auch den übermütigen Adel und selbst Fürsten erzittern zu lassen.

Sachlich und örtlich zuständig war die Feme nach ihrer eigenen Meinung überall da, wo ein nach damaliger Rechtsanschauung todeswürdiges Verbrechen begangen worden war, ohne daß ein anderes Gericht den Schuldigen deshalb zur Rechenschaft gezogen hätte. Ausgeschlossen von der Gerichtsbarkeit der Feme sollten eigentlich sein Geistliche, Frauen und Kinder unter vierzehn Jahren, und ebenso der Kaiser mit seinen Dienstleuten, die Kurfürsten, Markgrafen und Landgrafen, doch bestanden diese Beschränkungen der Zuständigkeit mehr dem Namen nach als in der Wirklichkeit. Ein ordentlicher Urteilsspruch war nur vor einem Freistuhl in Westfalen möglich. Die Vollstreckung konnte aber überall geschehen, wo drei Freischöffen beisammen waren. Die Strafe war stets der Tod durch den Strang.

Die Feme ist seit dem 13. Jahrhundert, wo sie zuerst größere Bedeutung erlangte, stets mit dem Schauer des Geheimnisvollen umgeben gewesen. Man sprach und spricht wohl auch heute noch von vermummten Gestalten, die zu nächtlicher Stunde in verborgen gelegenen Räumen ihre Gerichtssitzungen abhielten, von ausgesucht grausamen Todesstrafen, die vollzogen wurden, von Folterungen und schauerlichen Gefängnissen: Nichts davon ist wahr! „Bym lichten Sunnenschin" vielmehr tagte die Feme, und geheimnisvoll waren an ihr nur die Gebräuche bei Aufnahme der „Wissenden", ihre Erkennungszeichen und der strenge Ausschluß „Nichtwissender" von vielen ihrer Gerichtssitzungen — aber freilich auch die Plötzlichkeit, mit der häufig einen Verurteilten die Todesstrafe ereilte. Und gerade dieses letzte und in Verbindung damit die schauerlichen Einzelheiten, die über das Gerichtsverfahren verbreitet waren, gaben der Feme ihre große Macht und befähigten sie zu ihrer im ganzen doch vielleicht mehr segensreichen als verderblichen Wirksamkeit. Den ordentlichen Gerichten mit ihren Bütteln und Schergen mochte mancher Mächtige auf seiner Burg übermütig trotzen; der geheimnisvollen Macht der Feme gegenüber fühlte er sich doch unsicher, deren Urteil ihn plötzlich, rasch und sicher treffen konnte, wenn er es am wenigsten vermutete.

Doch betrachten wir uns nun einmal die Organisation und das Gerichtsverfahren der Feme. Als oberster Stuhlherr, d. h. als höchster Richter und Leiter des ganzen Femgerichtswesens wurde stets der Kaiser angesehen als Nachfolger Karls des Großen, des angeblichen Begründers. Ihm allein oder dem von ihm dazu Beauftragten — seit dem Ende des 12. Jahrhunderts war es immer der Erzbischof von Köln — stand es zu, die Freigrafen zu bestätigen, die Vorsitzenden der einzelnen Gerichtshöfe. Zwischen diese beiden Instanzen hatten sich dann aber im Laufe der Zeit die Landesherren Westfalens als „Stuhlherren" eingeschoben und für sich das Recht zu erlangen gewußt, die Freigrafen dem Kaiser und dem Erzbischof zur Wahl zu empfehlen. Sie griffen indes ebenso wie diese selbst nur selten einmal in die Gerichtspflege der Feme ein, sondern begnügten sich mit den anscheinend zeitweise recht reichlichen Gefällen, die das Amt des Stuhlherrn abwarf. Die hauptsächlichsten Träger des Femgerichtswesens waren dagegen die genannten Freigrafen, die frei und unbescholten und geborene Westfalen sein mußten, aber nicht von Adel oder sonst von vornehmem Herkommen zu sein brauchten, vielmehr häufig einfache schlichte Bauern waren; der Name Freigraf taucht zuerst am Ende des 12. Jahrhunderts auf. Ihnen lag die Leitung der Gerichtssitzungen, die Verkündigung des Urteils und die Sorge für dessen Vollstreckung ob. Sie zogen aus ihrem Amt manchmal nicht unbedeutende Einkünfte.

Des Freigrafen Recht und Pflicht war es auch, die Freischöffen aus der Zahl der Bewerber auszuwählen und in ihr Amt einzuführen. Ursprünglich waren auch diese ausschließlich im Bezirk des Gerichts ansässige Leute. Später aber, als die Feme auch außerhalb der roten Erde Westfalens

Bedeutung gewonnen hatte, drängten sich auch Männer anderer deutscher Stämme zu dem angesehenen und machtverleihenden Amt eines Freischöffen und wurden angenommen, sofern sie nur freigeboren waren und sonst geeignet schienen. Auch Geistliche waren nicht ausgeschlossen, durften aber nach dem Grundsatz „Ecclesia non sitit sanguinem" sich weder an der Fällung noch an der Vollstreckung eines Todesurteils beteiligen, waren also eigentlich mehr Ehrenmitglieder. Zeitweise soll es über das ganze deutsche Reich verstreut gegen 100 000 Freischöffen gegeben haben, während die Anzahl der Freistühle etwa 100 betrug, unter denen die zu Dortmund und Arnsberg die angesehensten waren. Es gab mächtige Leute unter den Freischöffen: Die Städte hielten vielfach darauf, daß in ihrem Rat ein oder mehrere Freischöffen saßen. Die Fürsten sahen es gern, wenn ihre Räte sich „wissend" machen ließen, und sie selbst wie sogar Kaiser, z. B. Wenzel und Sigismund, verschmähten es nicht, sich bei einem Besuch Westfalens in den Bund der Feme aufnehmen zu lassen; denn nur auf der roten Erde, dem Boden Westfalens, konnte man wissend werden; nur hier gab es ja Freistühle, und nur an einem solchen konnte die Aufnahme erfolgen.

Der Freischöffe übernahm die Verpflichtung, jede ihm bekannt werdende Sache, die „femwrogig" war, d. h. für welche das Femgericht Zuständigkeit beanspruchte, zur Anzeige zu bringen oder unter Umständen auch in Gemeinschaft mit zwei anderen Wissenden sofort zu ahnden, mußte außerdem ohne alle Rücksicht auf sich selbst und auf Verwandtschaft oder Freundschaft mit dem Schuldigen nach Kräften behilflich sein, wenn es galt, ein rechtskräftiges Urteil der Feme zu vollstrecken. Höchst nachdrücklich wurde ihm aber bei der Aufnahme eingeschärft, die Geheimnisse des Gerichts nicht zu verraten, zu denen insbesondere auch die Zeichen gehörten, woran ein Schöffe den andern als solchen erkannte. Die Losungsworte der Freischöffen waren: „Strick, Stein, Gras, Grein," und das „Notwort" hieß „Reinir dor Feweri"; die Bedeutung dieser Worte hatte der Freigraf dem Aufzunehmenden zu erklären; für uns sind sie heute leider nicht mehr verständlich. Kam ein Freischöffe mit einem anderen Manne zusammen, in dem er ebenfalls einen Wissenden vermutete, so legte er seine rechte Hand auf die linke Schulter und sagte:

„Eck grüt ju, lewe Man.
Wat fange ji hi an?"

Darauf legten beide jeder seine rechte Hand auf die linke Schulter des anderen und sprachen:

„Allet Glücke kehre in,
Wo de Fryscheppen syn."

Auch dadurch machte sich wohl ein Freischöffe dem andern als solchen kenntlich, daß er bei Tisch das Eßmesser mit der Spitze der eigenen Brust zukehrte. Solche geheimen Erkennungszeichen waren übrigens im Mittelalter auch bei jeder anderen Genossenschaft üblich; sie ersetzten die in solchen Fällen heute gebräuchlichen schriftlichen Ausweispapiere. Diese Dinge nun wie auch alles, was er in heimlicher Gerichtsverhandlung hören oder sehen würde, geheim zu halten vor „Weib und Kind, Sand und Wind" wie auch die Erfüllung der sonstigen übernommenen Pflichten mußte der Freischöffe bei der Aufnahme mit einem heiligen Eide geloben, und namentlich für Verletzung des Schweigegelöbnisses traf ihn unnachsichtlich schwerste Strafe: Es sollten ihn „die Freigrafen und Freischöffen greifen unverklagt und binden ihm seine Hände vorn zusammen und ein Tuch vor seine Augen werfen und ihn auf seinen Bauch und winden ihm seine Zunge hinten aus seinem Nacken und thun ihm einen dreisträngigen Strick um seinen Hals und hängen ihn sieben Fuß höher als einen verfemten missethätigen Dieb." Außer Freigrafen und Freischöffen waren wissend auch noch die Fron- oder Freiboten, deren Aufgabe besonders darin bestand, bei den Gerichtsverhandlungen für Ruhe und Ordnung zu sorgen, den Freigrafen zu unterstützen und Nichtwissende vorzuladen. Leute, die sich zu Unrecht als Wissende oder „Femenoten" aufspielten, wie das öfters vorkam, verfielen ebenfalls unbarmherziger Strafe.

Bei den Sitzungen der Femgerichte hat man zu unterscheiden zwischen echten oder ungebotenen Dingen, d. h. Versammlungen, und gebotenen. Die ungebotenen sollten nach den allgemeinen Bestimmungen Karls des Großen an jeder

Malstätte dreimal jährlich gehalten werden, anstatt wie früher alle vierzehn Tage, und so scheint es auch bei den Femgerichten stets gehalten worden zu sein. Zu ihnen hatten alle „Dingpflichtigen" zu erscheinen, d. h. alle Bewohner der Freigrafschaft, die einen eigenen Haushalt führten. Von den gebotenen oder heimlichen Dingen dagegen waren alle Nichtwissenden streng ausgeschlossen mit Ausnahme der Parteien und Zeugen, die etwa nicht Freischöffen waren. Beide Arten von Sitzungen wurden ebenso wie auch sonst alle Gerichtsverhandlungen im Mittelalter mit einer Reihe von Fragen des Vorsitzenden an den Fronboten eröffnet, durch deren Beantwortung festgestellt wurde, daß Ort und Zeit und sonstige Umstände richtig wären, um ein Ding zu halten. Der Ort war meist nach altgermanischer Sitte ein Platz im Freien unter einer Linde oder einem anderen Baume, auf ihm ein fester steinerner oder hölzerner Tisch, um den die Schöffenbänke hufeisenförmig aufgestellt waren. Auf dem Tische lagen ein Schwert oder auch zwei gekreuzte, die zur Eidabnahme dienten, und der aus Weideruten geflochtene Strick, das Instrument zum Hängen, der einzigen Strafe, auf die ein Femgericht erkannte. Der Beginn der Sitzung war meist morgens um 7 Uhr; es wurde also am hellen Tage, nicht bei Nacht verhandelt. Waffen mitzubringen war verboten, und es durfte niemand ohne besondere Erlaubnis des Freigrafen die Gerichtsstätte verlassen. Die Anwesenheit von sieben Freischöffen genügte, um „die Bank zu spannen", oft aber waren bedeutend mehr zugegen, und jeder von ihnen hatte das Recht, sich an der Urteilsfindung zu beteiligen. Die Scheidung zwischen gebotenen und ungebotenen Dingen war insofern keine ganz scharfe, als jedes ungebotene Ding durch den Freigrafen ohne weiteres in ein heimliches umgewandelt werden konnte; es hatten sich dann alle Nichtwissenden bei Todesstrafe sofort zu entfernen.

Nach altgermanischem Rechtsbrauch galt für die Feme der Satz: „Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter", und zwar konnte nur ein Freischöffe Kläger sein, indem er entweder auf Veranlassung des Geschädigten oder aus sich heraus als Vertreter des Rechtsbegriffes dem Gericht Kenntnis von einer Straftat gab und deren Sühnung beantragte. In manchen Fällen kam es allerdings gar nicht erst zu einer Anklage, nämlich dann, wenn der Übeltäter „auf handhafter Tat" ergriffen wurde, d. h. wenn entweder „blickender Schein" der Mordwaffe oder „habende Hand", d. h. Besitz des Diebesguts, den Täter als solchen offenkundig machte, oder wenn dieser sich mit „gichtigem Mund" der Tat selbst rühmte. Dann war er nämlich ohne Prozeßverfahren dem strafenden Arme der Feme verfallen, und jeder Freischöffe konnte in Gemeinschaft mit zwei anderen ohne weiteres die Todesstrafe an ihm vollziehen. Sonst aber mußte vor einem Freistuhl Anklage erhoben werden, und es waren dann zwei Fälle möglich: War der Beschuldigte anwesend, so wurde sofort gegen ihn verhandelt, war er nicht zur Stelle, dann mußte er zu einer späteren Gerichtssitzung vorgeladen werden.

Dies geschah nun in verschiedener Weise, je nachdem der Angeklagte selbst Wissender war oder nicht. In ersterem Falle überbrachten zunächst zwei Freischöffen dem Beschuldigten die Vorladung zu einem Termin, der ursprünglich meist fünfzehn, später in der Regel fünfundvierzig Tage nach dem Zeitpunkt der Ladung angesetzt wurde. Erschien er nicht, so wurden vier Freischöffen abgesandt, die ihn mit einer weiteren Frist von fünfundvierzig Tagen nochmals vorluden. Blieb auch das fruchtlos, so brachten sechs Freischöffen die Vorladung zu dem letzten Termin, der ebenfalls wieder „sechs Wochen und drei Tage" später angesetzt wurde. Erst wenn der Beschuldigte auch dieser Vorladung nicht Folge leistete, konnte das Kontumazialverfahren gegen ihn eröffnet werden, das dann gewöhnlich zur Verfemung führte. Bei einem Freigrafen waren das Verfahren und die Fristsetzungen die gleichen; nur waren erst sieben Freischöffen und zwei Freigrafen, dann vierzehn Freischöffen und vier Freigrafen und schließlich einundzwanzig Freischöffen und sieben Freigrafen die Überbringer der Ladung. War der Vorzuladende indessen nicht Wissender oder Femenote, so wurde gleich beim ersten nicht entschuldigten Ausbleiben das Kontumazialverfahren eröffnet. Wenn der Aufenthaltsort des Abzuurteilenden nicht bekannt war, so wurde die Ladung vielfach schriftlich ausgefertigt und je ein Exemplar an vier Kreuzwegen im Norden, Osten, Süden und Westen des Landes, wo er zu vermuten war, ausgelegt und je eine Königsmünze beigefügt. Die Ladung galt damit als richtig zugestellt, obwohl es natürlich sehr von den Umständen und vom Zufall abhing, ob sie dem Vorzuladenden wirklich in die Hände gelangte. War der Angeklagte ein mächtiger Mann, dem man zutrauen konnte, daß er dem Überbringer der Ladung gewalttätig begegnen werde, so pflegte dieser seinen Ladebrief nächtlicherweile in der Weise zu bestellen, daß er ihn am Tor der Burg oder der Stadt, worin der Vorzuladende sich aufhielt, befestigte, drei Späne aus dem „Rennbaum oder Riegel" des Tores herausschnitt, die er dann „zum Gezeugnis" mitnahm, und durch lauten Zuruf die Torwache darauf aufmerksam machte. Der Femenote, der die Ladung überbrachte, galt als unverletzlich, und an ihm begangene Gewalttat wurde von der Feme mit dem Tode bedroht, sie kam aber trotzdem oft genug vor.

War nun der Gerichtstag erschienen, so trug zunächst der Kläger seine Anklage vor,



Landschaftsmaler am Meer. Gemälde von Alfred Bachmann

und der Freigraf fragte darauf, ob der Beschuldigte selbst oder „jemand von seinetwegen“ da wäre. War das der Fall, so bestimmte zunächst der Freigraf einen Urteilsfinder aus der Zahl der anwesenden Schöffen, der nach Möglichkeit im gesellschaftlichen Rang dem Angeklagten ebenbürtig sein sollte, wie das altgermanische Recht es verlangte, und der im Verein mit den übrigen Schöffen den Fall dann zu entscheiden hatte; darauf wurde in die Verhandlung eingetreten. Sie begann damit, daß der Kläger seine Anklage vorbrachte, worauf der Angeklagte sich zu äußern hatte, ob er sich schuldig bekenne. Tat er das, so wurde sofort das Urteil gesprochen und an dem Schuldigen auf der Stelle vollstreckt. War der Angeklagte dagegen nicht geständig, so wurde in das Beweisverfahren eingetreten, das wesentlich in Eiden der Parteien selbst und der Eideshelfer bestand, die sie unter den anwesenden Freischöffen für ihre Sache fanden. Der Wissende oder Femenote hatte ursprünglich das Recht, sich durch einen einfachen Reinigungseid von der Anklage zu befreien: er schwor in feierlicher und vorgeschriebener Form, daß er der Tat nicht schuldig sei, und konnte dann unbehelligt seines Weges gehen. Später aber wurde darin eine Änderung insofern getroffen, als es dem Kläger erlaubt wurde, den Reinigungseid des Beschuldigten dadurch zu überbieten, daß er zwei Freischöffen als Eideshelfer gewann, die beschworen, daß sie den Kläger eines Meineides nicht für fähig, die Anklage daher für begründet hielten. Darauf hatte der Angeklagte die Möglichkeit, sich nochmals wieder zu reinigen, indem er den zwei Eideshelfern des Klägers deren sechs entgegenstellte, die eidlich ihre Stimme für ihn abgaben. Der Kläger konnte ihn dann noch einmal mit dreizehn Freischöffen als Eideshelfern überbieten, denen der Beschuldigte zwanzig entgegenstellen mußte, um damit endlich als von der Anklage gereinigt zu gelten.



Sehr viel weniger günstig war die Lage für einen Nichtwissenden. Er konnte sich nicht durch einen Reinigungseid allein von der Anklage befreien, sondern bedurfte dazu von vornherein der Hilfe von zwei Freischöffen als Eideshelfern, die zu finden für ihn natürlich sehr viel schwerer war als für den Femenote, besonders wenn er aus einer andern Gegend stammte und daher den sämtlichen anwesenden Freischöffen völlig unbekannt war. Für ihn bedeutete daher das Erscheinen vor dem Freistuhl in den meisten Fällen den sicheren Tod durch den Strang, und es ist deshalb fast selbstverständlich, daß Nichtwissende der Ladung meistens nicht Folge leisteten, das ganze umständliche Ladeverfahren also gewöhnlich zwecklos war. Häufig scheint daher in solchen Fällen von den Femgerichten von vornherein eine Ladung gar nicht erst erlassen und bei Anklagen gegen Nichtwissende, besonders solche in fernen Gegenden, sofort in das Kontumazialverfahren eingetreten zu sein, das dann eigentlich nur eine Form war, die in dem Verfemungs- also Todesurteil gegen den Angeschuldigten gipfelte. Selbstverständlich bedeutete solches Verfahren eine Ungeheuerlichkeit und öffnete den furchtbarsten Mißbräuchen Tür und Tor: Wenn jemand einen ihm unbequemen Mann beseitigen wollte, so brauchte er unter diesen Umständen ja nur einen Freischöffen zu gewinnen, der von irgendeinem Femgericht eine beliebige Anklage gegen diesen erhob, und mit ziemlicher Sicherheit war der Unglückliche „von Rechts wegen“ zu Tode gebracht; jeder Freischöffe konnte jeden Nichtwissenden ohne weiteres dem sicheren Tode durch Richterspruch überliefern, wenn er nur gewissenlos genug dazu war und vor einem Meineid nicht zurückschreckte. Indessen derartige Ungeheuerlichkeiten waren auch bei den ordentlichen Gerichten des Mittelalters nicht ungewöhnlich und dürfen nicht nach dem Maßstab unserer Zeit beurteilt werden, denn sie wurzelten in den noch sehr rohen Rechtsanschauungen des Volkes von damals.

Zwei Möglichkeiten gab es allerdings auch für den Nichtwissenden, einer Ladung der Feme Folge zu leisten, ohne damit fast sicher dem Tode in die Arme zu laufen: Erstens konnte er sich eine Bescheinigung des für ihn zuständigen heimischen Gerichts verschaffen, daß dieses die Sache verfolgen werde, wegen deren er vor der Feme angeklagt war; dann war für diese Sache das Femgericht nicht mehr zuständig, da es nur dann gegen Leute einschreiten durfte, die nicht zu seinem eigentlichen Sprengel gehörten, wenn diese entweder „auf handhafter Tat“ ergriffen worden waren oder wenn das zuständige Gericht versagt hatte. Oder aber der Angeklagte ließ sich schnell noch bei einem anderen Freistuhl als Schöffe aufnehmen, um

dadurch die großen Vorteile zu erlangen, die ein solcher bei einer Klagesache vor der Feme genoß; man nannte solche Leute Notschöffen, bestritt ihnen aber vielfach für den vorliegenden Fall die Rechte eines ordnungsmäßig und ohne äußere Nötigung aufgenommenen Freischöffen, bestrafte sie wohl auch unter Umständen schon allein wegen Erschleichung der Schöffenwürde mit dem Tode.

Weitaus die meisten Urteile des heimlichen Gerichts aber waren doch wohl sicher Verfemungsurteile gegen Abwesende. Der Vorgang dabei spielte sich folgendermaßen ab: Zunächst brachte der Kläger seine Anschuldigung vor, und der Freigraf rief dann den Angeklagten viermal auf, und zwar erfolgte der vierte Aufruf, wenn die Sonne am höchsten stand. Blieb auch dieser letzte Aufruf erfolglos, dann wies der Kläger zunächst nach, daß die Ladung vorschriftsmäßig ergangen sei, und verlangte dann „Vollgericht", falls er nicht dem Angeklagten noch einen „Kaiser Karlstag" gewähren wollte, d. h. einen ausnahmsweisen weiteren Termin nach nochmals dreimal 14 Tagen. Dann erhob sich der Freigraf und erklärte mit einer längeren, fast überall ungefähr gleichlautenden Formel den Verurteilten für „rechtlos, friedelos, ehrlos, fempflichtig, leiblos", weihte seinen Leib den Krähen, Raben und anderen Tieren, verbot bei Strafe, ihn zu beherbergen und zu schützen usw., und forderte schließlich jedermann und insbesondere alle Freischöffen auf, ihn zu richten, wo sie ihn fänden. Darauf warf er „die Wyd", den vor ihm auf dem Richtertisch liegenden Strick, hinter sich aus dem Gehege, und die anwesenden Freischöffen spuckten aus, damit andeutend, daß der Verurteilte für sie nicht mehr zu den Lebenden zähle. Der Kläger erhielt eine Urkunde über das Verfemungsurteil, der das meist grüne Siegel des Freigrafen und manchmal auch noch die Siegel einiger der Freischöffen angeheftet waren. Diese Urkunde enthielt außer dem Urteil auch noch die Aufforderung an jeden Freischöffen Deutschlands, bei der Vollstreckung behilflich zu sein, und diente dem Kläger als Ausweis, wenn er solcher Hilfe und insbesondere der vorgeschriebenen Zeugen bei der Hinrichtung des Verurteilten bedurfte.

Eine Berufung gegen Urteile der Feme gab es anfangs überhaupt nicht; später kam es öfter vor, daß dem Verurteilten auf seinen Antrag unter gewissen Bedingungen und Förmlichkeiten noch einmal ein Rechtstag gesetzt und über die schon entschiedene Sache erneut verhandelt wurde, doch galt das den meisten Freigrafen und Schöffen stets als eine eigentlich unzulässige Abweichung von den alten Bräuchen. Besonders geschah es in solchen Fällen, wenn der Verurteilte nachwies, daß ihn die Ladung nicht hatte erreichen können, weil er auf einem Kriegszuge oder in kaufmännischen oder anderen Geschäften außer Landes gewesen war. In den meisten Fällen aber war und blieb der einmalige Spruch des Femgerichts rechtskräftig, und in der Regel wurde er auch wohl vollstreckt, wenn natürlich der Verurteilte auch oft genug sich der Ausführung des Urteils zu entziehen wußte. Erschwert wurde letzteres allerdings dadurch sehr, daß bei Kontumazialverurteilungen der Todesspruch streng geheim gehalten wurde, so daß in vielen Fällen der Verurteilte von der ihm drohenden Gefahr nichts ahnte, besonders dann, wenn ihn auch die Ladung nicht erreicht hatte oder eine solche überhaupt nicht ergangen war und er daher auch von einer Femgerichtsverhandlung gegen sich gar nichts wußte. Bei der Vollstreckung der Urteile sollten stets wenigstens drei Freischöffen mitwirken oder doch anwesend sein. Sie wurde immer derart ausgeführt, daß man den Verurteilten an irgendeinem Baume aufhing; in den Baum steckte man dann ein Messer oder einen Dolch, für jeden Wissenden, aber auch wohl für die meisten Nichtwissenden das Zeichen, daß hier die Feme ihres Amtes gewaltet habe. Da in der Blütezeit der Feme die Freischöffen in großer Zahl über ganz Deutschland verbreitet und durch eine gute Organisation miteinander verbunden waren, so kamen die Urteile wohl meist zur Vollstreckung, selbst wenn der Verurteilte die Gefahr ahnte und ihr zu entgehen trachtete. Sein Aufenthaltsort wurde gewöhnlich bald aufgespürt, und es hielt dann auch wohl meist nicht schwer, die nötigen drei Freischöffen zusammenzubringen und eine Gelegenheit zu finden, das Urteil zu vollziehen. Jedenfalls ist es wahrscheinlich, daß des Reiches und des Kaisers Acht und Aberacht ihre Opfer gewöhnlich nicht so schnell und sicher trafen wie die Feme die ihrigen.

Trotz der großen Unvollkommenheit, die die Feme in jeder Beziehung an sich trug und trotz der schreienden und grausamen Ungerechtigkeiten, die sie so häufig beging, hatte sie doch, wie schon eingangs bemerkt, eine gewisse Berechtigung, solange die ordentlichen Gerichte großenteils noch unvollkommener waren als sie und viele Rechtsverletzungen ungeahndet ließen. Das änderte sich aber mit dem Ende des 15. Jahrhunderts, als mit der Verkündigung des ewigen Landfriedens und der Einsetzung des Reichskammergerichts, sowie mit der Erstarkung des Landesfürstentums eine Besserung der deutschen Rechtszustände angebahnt wurde, die nach und nach solche Einrichtungen wie die Feme als Aushilfsgerichtsbarkeit überflüssig machten. Es kam hinzu, daß die Feme als solche und die ihr als Wissende zugehörigen im Laufe der Zeit immer übermütiger geworden waren und an sittlichem Wert eingebüßt hatten, so daß es jetzt nötig wurde, Schutz gegen die Feme zu schaffen, deren Daseinsberechtigung doch nur darin bestanden hatte, daß sie selbst Schutz gegen Unrecht hatte gewähren wollen und wirklich in ihrer Art auch oft gewährt hatte. Schon bald

nach Beginn des 15. Jahrhunderts mehrten sich die Klagen über mißbräuchliche Benutzung der Gewalt der Feme zu unlauteren persönlichen Zwecken wie auch über die sittliche Minderwertigkeit vieler Freischöffen (die z. B. der Rat von Erfurt einmal als „hanges mäßige Buben" bezeichnete und denen man wohl nachsagte, daß sie sich „auf den Suff legten und öfters trunken waren"). Versuche der Kaiser und Reichstage, darin Wandel zu schaffen und die Feme zu reformieren, wurden verschiedentlich gemacht, blieben aber erfolglos. Dazu kam noch, daß durch das mehr und mehr Geltung gewinnende römische Recht schließlich auch die Rechtsanschauungen des Volkes sich läuterten, so daß bald auch Nichtjuristen einzusehen anfingen, ein so rohes Verfahren, wie es die Feme übte, sei nicht mehr zeitgemäß, und es wurde allmählich als unerträglich empfunden, daß eigentlich jeder Nichtwissende durch die Feme jedem Wissenden mit Leib und Ehre preisgegeben war, wenn er ihm im Wege stand und dieser gewissenlos genug war, durch einen Meineid einen völlig Unschuldigen dem Tode durch den Strang zu überliefern.

Indessen der einzelne Mann aus dem Volke hätte gegen die unheimliche Macht nichts ausrichten können und durfte es auch nicht wagen, gegen sie aufzutreten, und es war daher in gewisser Beziehung ganz gut, daß die Feme auch gegen die Mächtigen dieser Welt, gegen Fürsten und Städte und auch gegen die Kirche so übermütig aufzutreten begann, daß sie kräftige Abwehr dadurch herausforderte. Es kam immer häufiger vor, daß einzelne Freistühle nicht davor zurückschreckten, den Rat und die Bürgerschaft ganzer Städte, mächtige Fürsten und sogar den Kaiser selbst, den Schirmherrn und die Quelle ihrer Macht, vor ihren Stuhl zu laden. Besonderes Aufsehen erregte z. B. die Verfemung Herzog Heinrichs des Reichen von Bayern-Landshut, ferner die Händel, welche die Feme mit dem Deutschritter-Orden und dessen Hochmeister hatten, und namentlich auch die Vorladung Kaiser Friedrichs III. samt seinem Kanzler und dem ganzen Reichskammergericht, die noch dazu in sehr verächtlicher Form gehalten war: „Jr kommet oder nicht, so muß das gericht seinen gang haben, wie es sich nach frystulsrecht geburet. hienach wissen Ew. kaiserlichen Gnaden sich zu richten, und raten wir Ew. kaiserlichen Gnaden, es dazu nicht kommen zu lassen", so endete der dem Kaiser zugestellte Ladebrief, der auch die Wendung enthielt, er solle zu dem angesetzten Rechtstage erscheinen „bei Strafe, sonst für einen ungehorsamen Kaiser gehalten zu werden." In ähnlich achtungswidriger Weise wurde öfter auch kaiserlicher Einspruch gegen ein ergangenes Femurteil zurückgewiesen, und wenn man so selbst dem „obersten Stuhlherrn" der Feme begegnete, so ist es gewiß nicht überraschend, daß die Freigrafen sich auch um päpstliche Bullen wenig kümmerten, die gegen sie erlassen wurden. Gelegentlich kam es allerdings auch wohl wieder einmal vor, daß die Feme selbst gegen solche Ungebührlichkeiten einzelner ihrer Mitglieder Einspruch erhob, aber es konnte doch nicht ausbleiben, daß Kaiser, Kirche, Fürsten und Städte schließlich die Geduld mit der immer übermütiger werdenden Feme verloren. Öfter und öfter kam es daher vor, daß Städte zur Selbsthilfe gegen das heimliche Gericht schritten, daß Fürsten sich kaiserliche Privilegien erwirkten, die ihre Untertanen gegen Rechtsverfolgung durch die Feme sicherstellten, und daß Fürsten und Städte sich gegen die Übergriffe des heimlichen Gerichts verbündeten. Kaiser, Reichstage und das Reichskammergericht erließen Verordnungen, welche die Macht der Feme einschränkten, und diese konnte dagegen um so weniger etwas ausrichten, als sie infolge vieler Mißbräuche und häufiger Übergriffe einzelner Freigrafen und Freischöffen den Boden im Volke verloren hatte.

So kam es denn, daß die Wirksamkeit der Feme immer mehr wieder auf ihr ursprüngliches Gebiet, die rote Erde Westfalens, eingeschränkt wurde und daß auch hier viele Freistühle eingingen oder in landesherrliche Gerichte umgewandelt wurden. Todesurteile zu verhängen wurde den Femgerichten schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts untersagt und im Jahre 1582 das letzte derartige durch Freischöffen vollzogen. Als bäuerliches Rügegericht hat die Feme aber noch bis ins 19. Jahrhundert weiterbestanden. Am 1. März 1811 wurde sie zwar durch ein Dekret der Regierung des damaligen Königreiches Westfalen aufgehoben, aber auch damit war sie noch nicht ganz zu Grabe getragen, sondern heimlich hat sie noch einige Zeit weitergewirkt. Der letzte Freigraf starb im Jahre 1835, und Freischöffen hat es noch länger gegeben, bis schließlich auch von ihnen einer nach dem andern starb und die Geheimnisse der Feme treu seinem Schweigegelöbnis mit ins Grab nahm. Die Forscherarbeit des 19. Jahrhunderts hat sie dann aber aus den Archiven wenigstens teilweise wieder ans Licht gezogen, so daß wir über diese Erscheinung mittelalterlichen Lebens jetzt ganz ausreichend unterrichtet sind.

Die Prüfung des Eduard Arbesmann

Novelle von Emil Gradl

us dem Balkonfenster des kleinen Hauses in der Kienmayergasse stachen drei Köpfe und spähten angestrengt die Häuserzeile entlang, als Eduard Arbesmann von weitem auftauchte. Das junge Mädchen im Fenster ließ die Hand hinausflattern, daß die Goldreifen am Gelenk klirrten. „Eduard!“ rief sie, sie zeigte sich voll Ungeduld und Erwartuug, aber Arbesmann konnte sie nicht hören, er war noch nicht genügend nahe. Der Vater sagte: „Da ist er ja,“ als müsse er einen Zweifel zerstreuen.

Arbesmann ging auf der Kante des Gehsteiges, ein Dienstmann zog das Gepäck auf einem Handwagen und legte sich mächtig in die Gurten. Auch Arbesmann ging so, als sei er in ein Geschirr gespannt, er stemmte die rechte Schulter nach vorn und zog eine unsichtbare Last hinter sich her. Vielleicht war es auch nur der Wind, dem er sich entgegenstemmte, obwohl im ganzen stilles Wetter war, ein ruhiger, heiterer Tag.

Vor der Haustüre blieb er stehen und sagte, daß man hier halten müsse, er sei am Ziel angelangt. Der Dienstmann nahm die Kappe ab und wischte mit einem großen, blauen Taschentuch über die trockene Stirn. Er wollte sich wohl recht ermüdet und abgeplagt zeigen, damit seine Arbeitsleistung nicht zu gering eingeschätzt werde. So schnaufte er und mußte eine kleine Erholung haben, ehe er den Reisekorb vom Wagen hob, den auch ein schwächlicher Mann gut und bequem auf die Schultern hätte nehmen können, da er kein übertriebenes Gewicht hatte. Der Dienstmann aber war ein Bär von Gestalt, ein wahrer Kraftmensch war er, dessen Arme üppig quollen. „Ho—ruck!“ machte er, sank in den Knien ein wenig ein und balancierte die Last genauestens aus, ehe er sich in Bewegung setzte.

Oben stellte er den Korb nieder und wollte atemlos noch einmal nach dem großen, blauen Tuch greifen, da aber Arbesmann ohnehin ein reichliches Trinkgeld gab, war es wohl nicht mehr notwendig, und er konnte das Tuch getrost in der Tasche lassen. Jetzt ging auch sein Atem wieder leicht und regelmäßig, denn er brachte seine Abschiedsworte ohne Anstrengung vor.

„Nun wollen wir gleich auspacken,“ sagte Mella, „wo hast du denn die Schlüssel?“ Sie hatte sich in den letzten Tagen rechtschaffen bemüht, Eduards Zimmer auszuschmücken, und wollte keine Zeit versäumen, ihr Werk zu vollenden. Die Vorhänge rieselten duftig und blütenweiß von den Fenstern, und auf allen nackten Flächen waren Handarbeiten aufgelegt, eine ganze Unzahl von Handarbeiten, die sie im Lauf der langen Brautzeit angefertigt hatte. Auch einige Blumen standen auf dem Tisch.

Frau Kreuzinger forderte Arbesmann auf, sich ganz zu Hause zu fühlen. „Eigentlich bist du ja als zukünftiger Schwiegersohn hier auch zu Hause,“ sagte sie und klammerte die Finger ineinander, während ihre Unterarme eine Stütze an den Hüftknochen fanden. Sie neigte bei allen Anlässen, die einen Wendepunkt im Leben eines Menschen bedeuten konnten, stets zum Weinen hin und hatte auch jetzt Mühe, ihre Augen trocken zu halten. Arbesmann machte eine kleine, mißlungene Verbeugung und sagte, daß es daran nicht fehlen werde. „Hoffentlich falle ich euch nicht zur Last,“ sagte er und machte sich so bescheiden als möglich.

Die Sache war die, daß Arbesmann von den Eltern seiner Braut eingeladen worden war, bei ihnen zu wohnen, damit er der kleinen Sorgen des Alltags enthoben sei und sich ganz seinem Studium widmen könne. Er bereitete sich zur Advokatenprüfung vor, nach deren Ablegung er Mella heiraten wollte. Sie kannten sich schon eine ganze Anzahl von Jahren, wenn man alles zusammenrechnete, so kam eine hübsche Zeitspanne heraus, viel zu viel, um nicht ungeduldig zu werden.

Eigentlich war es Mellas Verdienst gewesen, daß sie sich kennen gelernt hatten, sie half ein wenig nach und hielt mit ihrer Bereitwilligkeit, Eduards Bekanntschaft zu machen, durchaus nicht zurück. Sie ging ihres Weges, wie stets mit gesenktem Kopf und eilendem Schritt, im ganzen ein scheues reines Mädchen, voll Angst und Sorge, daß ein unvorsichtiger Blick oder eine kleine Bewegung von einem Manne mißdeutet werden und er ihr nahetreten könnte. „Die Männer sind ja so frech,“ sagte sie jedem, der es hören wollte, und war voller Vorsicht.

Als Arbesmann sie zum erstenmal sah, stand er verblüfft und angedonnert. ‚Teufel,‘ dachte er und sog so viel Luft durch die Nase ein, als er nur erhaschen konnte, denn Mella war durch diese Luft hindurchgesegelt, mit um die schmalen Knie schäumenden Röcken war sie hindurchgesegelt, und es konnte sein, daß er dieselbe Luft in den Mund bekam, die sich in ihrer Brust erwärmt hatte. Er war plötzlich mit tollen Entschlüssen vollgepfropft, abenteuerliche Gedanken jagten durch sein entflammtes Gehirn. Er konnte auf sie zueilen und sagen: „Hören Sie? Es

ist mein Blut, das so tost. Früher floß es gemächlich durch die Adern, aber nun, da ich Sie gesehen habe, tost es. Ich heiße Eduard Arbesmann, verzeihen Sie mir." Aber er brachte es nicht so weit, nein, er führte keinen seiner Entschlüsse aus, sondern stand still und schüchtern da und schloß nur ein wenig die Augen, die hinter funkelnden Brillengläsern standen — das war alles.

Ein Zufall fügte es, daß Mella noch einmal seinen Weg kreuzte, sie schien glücklicherweise öfter in der Gegend der Universität Besorgungen zu haben, wo Arbesmann damals im ersten Semester studierte. Diesmal aber traf es sich gerade so, daß Mella von einem Herrn verfolgt wurde: ein zudringliches Herrlein folgte ihrer Spur, so daß sie sich veranlaßt sah, Arbesmann um Schutz zu bitten. „Ach bitte, beschützen Sie mich vor jenem zudringlichen Herrn," sagte sie und wandte sich geradezu an Arbesmann, „Sie sind mir gewiß nicht böse, daß ich Sie um diesen Kavaliersdienst ersuche."

Arbesmann war nicht böse, er forschte die Straße hinauf und hinunter, konnte aber keinen Herrn entdecken, vielleicht hatte er sich hinter einer Mauerecke versteckt. Es war ein Glück, daß er hinter einer Mauerecke ein Versteck gefunden hatte, denn Arbesmann machte eine Bewegung, die nichts Gutes erwarten ließ. „Mit tausend Freuden," sagte er und war erstaunt, von wo ihm diese galante Redensart zugeflogen kam, die er früher nie benützt hatte. Er wollte seinen Worten noch etwas hinzusetzen, sie schienen ihm geringfügig und nicht geeignet, Mella einen vollen Einblick in seinen Seelenzustand zu gewähren, deshalb wollte er sie ergänzen. Nun wäre ja der richtige Augenblick gewesen, ihre Aufmerksamkeit auf das Tosen seines Blutes hinzulenken und dessen Ursache zu erklären, aber Arbesmann vergaß wohl darauf. Er vergaß auch seinen Namen zu nennen, sich in aller Form vorzustellen, so daß Mella fragen mußte: „Wie heißen Sie eigentlich?" O, sie war nicht neugierig, sie hatte nur ein Interesse daran, den Namen ihres Beschützers zu wissen, sich ihn aus Dankbarkeit einzuprägen, deshalb fragte sie, wie er heiße. „Arbesmann?" fragte sie und dachte. Sie sprach den Namen prüfend vor sich hin, als müsse sie später noch davon Gebrauch machen, und dann wollte sie auch den Vornamen wissen. „Ein schöner Name," sagte sie, „er gefällt mir." Sie gab in jeder Weise kleine Hilfen, streute Bemerkungen ein, aus denen sich mit Leichtigkeit ein angeregtes Gespräch hätte entwickeln können, aber Arbesmann schritt neben ihr einher wie ein Dauergänger. Sein Herz stürmte und seine Füße stürmten, sein ganzes Leben schien aufgewühlt zu sein, nun hatte er Mühe, die durcheinanderstürzenden Gefühle wieder in Ordnung zu bringen, und dazu bedurfte es einiger Zeit. Leider war er damit noch immer nicht fertig, als Mella schon bei ihrer Wohnung stand. sie reichte ihm die Hand, an der goldene Reifen klirrten, und sagte: „Ich danke Ihnen nochmals, — wie ich Ihnen danke!"

„Leben Sie wohl," sagte Arbesmann.

„Leben Sie wohl."

Arbesmann erwog wohl nicht alle Möglichkeiten, er befand sich an einer Grenze, über die hinaus seine Gedanken nicht flogen, sonst hätte er ein Wort darüber verlauten lassen müssen, wie es denn mit einem Wiedersehen bestellt sei. „Auf Wiedersehen," hätte er sagen müssen, das wäre das wenigste gewesen, was er für seine Zukunft tun konnte, und Mella ließ ihm reichlich dazu Zeit, sie rannte nicht schnurstracks in die Haustüre hinein, sondern zeichnete mit der Spitze des Sonnenschirmes Figuren in den Sand, allerlei Figuren. Das ist nun ein Dreieck, Mella betrachtet es versunken und will wohl die Hypothenuse berechnen, aber es gelingt ihr nicht. So zerstört sie es und macht einen Kreis, den sie in Segmente abteilt; er hat an einer Stelle einen kleinen Fehler, dort ist er nicht ganz rund, und es kostet Mella viel Mühe und Zeit, ihn sorgsam abzurunden, lange Minuten. Aber schließlich mußte auch das ein Ende finden, sie konnte nicht in alle Ewigkeit Figuren zeichnen, ihr Talent war erschöpft. „Wie bitte?" fragte sie und wollte kein Wort versäumen, das Arbesmann etwa gesagt haben könnte. Aber er hatte nichts gesagt, er stand nur da und blickte bewundernd auf Mellas Hände, auf ihren Halsausschnitt, ihr Gesicht, und sein Atem ging schwer. Da stand ein lebendes Geschöpf vor ihm, ein Kunstwerk sozusagen, eine prachtvolle Sache, und er mühte sich vergeblich ab, eine Bezeichnung dafür zu finden, nein, seine Sprache reichte nicht hin, so schwieg er.

Mella gab es auf, eine Ansprache zu erwarten, und bemerkte so obenhin, sie hoffe, daß Arbesmann sich nächstens wieder in der Nähe befinde, wenn sie in einer so peinlichen Lage sei wie heute. „Haha," lachte sie leichtfertig im Bewußtsein der überstandenen Gefahr, „ich meine nur, daß es nicht ausgeschlossen ist, die Männer sind ja so schlecht."

Damit ging sie.

Und richtig traf es sich schon wenige Tage später, daß Mella abermals in der Gegend der Universität von einem Herrn belästigt wurde. Es war zwar ein älterer Herr, der aber keineswegs ungefährlich aussah, er ging neben Mella einher und sprach lebhaft auf sie ein, Gott weiß, was für Absichten er hatte. Arbesmann war nicht der Mensch, der ein gegebenes Versprechen in die Winde schlägt und sich um seine Verpflichtungen herumdrückt, er stellte auch keine komplizierten Erwägungen an, sondern eilte geradeswegs auf den Verführer zu und sagte mit vor Wut heiserer Stimme: „Mein Herr?" Aber es stellte sich heraus, daß es Mellas Vater war, der sie begleitete. Hoh o, nun konnte man lachen, auch Arbesmann lachte tüchtig mit, obwohl es ihm nicht recht gelingen wollte. „Ein Justizmord!" brüllte Mellas

Vater vor Vergnügen, als sich Arbesmann als Jurist zu erkennen gab, er konnte gar nicht beruhigt werden und sagte zum Schluß: „Kommen Sie doch einmal zu uns.“

Nun war das vielleicht ein wenig voreilig von Kreuzinger, es hätte wohl damit noch gute Zeit gehabt, bis Eduards Absichten deutlicher zutage traten, und so sagte Mella, nachdem sich Arbesmann verabschiedet hatte: „Aber Vater, wir kennen ihn doch gar nicht näher.“ Sie für ihren Teil vertrat jedenfalls die Ansicht, daß man mit den Einladungen nicht so um sich werfen müsse, wenn man eine heiratsfähige Tochter im Hause habe, und wollte sich noch abwartend verhalten. Sie ging, als Arbesmann seinen Besuch machte, nirgends über das Maß konventioneller Höflichkeit hinaus. „Ah, Herr Arbesmann,“ sagte sie und erweckte den Anschein, als sei er ihr schon ganz aus dem Gedächtnis gekommen, als falle es ihr schwer, sich seiner zu erinnern. „Ich habe noch in der Küche zu tun,“ sagte sie, „bitte, gehen Sie nur zu Papa hinein.“

Kreuzinger war ein sehr unterhaltender Mensch, ein ausgezeichneter Gesellschafter, das konnte Arbesmann schon bei seinem ersten Besuch wahrnehmen. Er war pensionierter Postoberoffizial und hatte manches Scharmützel beim Schalter bestanden. „Geben Sie mir eine Zehnhellermarke,“ sagt jemand. Kreuzinger sitzt und schaut in die Luft. „Eine Marke zu zehn Heller.“ Kreuzinger rührt sich nicht. „Ich brauche eine Marke für meinen Brief, hier sind zehn Heller.“ Kreuzinger hat das Gehör verloren, er ist völlig taub, ein verstockter Beamter. „Bitte mir doch endlich eine Marke zu geben, eine Marke zu zehn Heller.“ Plötzlich hört Kreuzinger, er hat jedes Wort verstanden, sein Gehörleiden war wohl nur vorübergehend. Er winkt einen Amtsdiener heran, reicht ihm den ganzen Bogen aus Marken mit lauter Kaiserköpfen darauf und sagt: „Geben Sie diesem da eine Marke.“ „Diesem da,“ sagt er und nimmt einen Amtsdiener zu Hilfe, das ist seine Rache. Während er erzählt, bewegt er immerfort seinen Schaukelstuhl und sieht aus wie ein Schiffskapitän auf schwerer See. Er stößt eine Rauchwolke in die Luft und sagt als Ergebnis einer jahrzehntelangen Erfahrung: „Das Publikum ist eine Bestie.“

Seine Frau sitzt da und hält die Hände über dem Bauch gefaltet, während die Unterarme an den Hüftknochen eine Stütze finden. Sie möchte gern etwas vorbringen, was Mella betrifft, denn sie ahnt dunkel, daß Arbesmann sich für Mella interessiert, daß sie auf alle Fälle sein Gefallen erregt hat und er nun gekommen sei, um darüber Näheres zu erfahren. Es verwirrt sie, daß Kreuzinger seine Postgeschichten vorbringt, die sie alle schon kennt und die ihr deshalb schal und inhaltslos erscheinen. So lauert sie auf den Augenblick, wo sie an Kreuzingers Reden anknüpfen kann, sie prüft jedes einzelne Wort, ob sich von da etwa ein Übergang zu Mella finden könnte und macht einstweilen ein freundliches Gesicht.

In letzter Minute erschien auch Mella, sie hatte ihre Küchenarbeiten beendet. Es sah aus, als habe sie Pfannen gerieben oder sonst eine schwere häusliche Pflicht hinter sich, bei der sie sich bücken mußte, denn ihr Halsausschnitt war bedeutend verschoben, ein ganzes Stück heruntergerutscht, wenn sie einen Spiegel gehabt hätte, so hätte sie es sehen müssen. Um überhaupt etwas zu sagen und sich in angenehmer Weise bemerkbar zu machen, versprach sie, Arbesmann das nächste Mal den Garten zu zeigen, der ja allerdings nicht groß sei, er habe bestimmt schon viel größere und schönere Gärten gesehen, aber es gebe auch hier lauschige Winkel.

Gewiß hat Arbesmann schon größere und schönere Gärten gesehen, dieser da war nicht groß, man konnte seine Raummeter in einer geringen Zahl ausdrücken. In jeder der vier Ecken stand ein Zwetschenbaum, dessen magerer, verkrümmter Leib zu Unfruchtbarkeit verdammt war, längs der Wege wuchsen Stachelbeerstauden, deren behaarte Früchte wie stark bewimperte grüne Augen aussahen. Mella mochte sie nicht leiden, sie konnte kein Wort über die ‚Stachelbeeren hören, ohne daß sich eine Menge Feuchtigkeit in ihrem Mund ansammelte. Wenn Eduard davon sprach, dann rief sie: „Schweigen Sie doch!“ und hielt ihm die Hand vor den Mund, daß er den Duft ihres Handtellers trinken konnte. So sprach er oft von den Stachelbeeren, öfter als notwendig war, und hatte immer sein Vergnügen dabei. Es war also doch ein schöner Garten, man konnte stundenlang darin verweilen, und oft senkte sich schon die Dunkelheit herein, ehe Mella und Eduard alle Pflanzen besichtigt hatten.

„Wo hast du denn die Schlüssel?“ fragt Mella jetzt und macht sich eifrig daran, den Korb auszupacken, sie übernimmt den Bräutigam in dieser Stunde sozusagen in Bausch und Bogen. Arbesmann äußerte keine besonderen Wünsche, während sie jeden einzelnen Gegenstand an seinen Platz brachte. Er hätte ganz gut sagen können: „Die Aschenschale müssen wir dorthin stellen“ oder „diese Bücher kommen auf den Tisch,“ um damit kundzutun, daß er sich hier zwar als Gast fühle, in den eigenen Angelegenheiten jedoch seinen Willen durchzusetzen gesonnen sei. Aber er sagte nichts dergleichen, sondern stand ziemlich unbeteiligt dabei, im ganzen ein wenig bedrückt und gleichgültig. „Gott, was in deinen armen Kopf alles hinein soll,“ sagte Mella bestürzt, als sie der vielen dicken Bücher gewahr wurde, und mußte sich tüchtig mit den Folianten schleppen, sie konnte mit den Armen kaum das bewältigen, was Eduard mit dem Kopf erfassen mußte. „Zum Glück wird bei den Prüfungen nicht alles gefragt, was in den Büchern steht,“ sagte sie, „nein, es wäre zu viel.“ Kreuzinger fand die Gelegenheit

günstig, ein Wort über seinen eigenen Studiengang einzuflechten, er wollte seine Berufswissenschaft in das rechte Licht rücken und sprach von der Verkehrsprüfung, die er in jungen Jahren abgelegt hatte. „Sollte man glauben, wie weit die Neugierde der Prüfungskommission gegangen ist?" sagte er und traf alle Anstalten, sich über diese Neugierde näher auszusprechen. Aber Frau Kreuzinger wollte das nicht gelten lassen, da sei doch wohl ein gewaltiger Unterschied, meinte sie, und wie er so etwas mit der Advokatenprüfung vergleichen könne. Arbesmann wollte nicht, daß er in einem allzu grellen Licht dastehe, es war ihm darum zu tun, jedermann im ungeschmälerten Besitz seiner Verdienste zu lassen, deshalb sagte er: „Nun, es ist niemand zu beneiden, der vor einer Prüfung steht."

Nein, Arbesmann war nicht zu beneiden. Wenn man seine Erscheinung ins Auge faßte, so konnte man wohl wahrnehmen, daß er den Büchern gegenüber keinen leichten Stand hatte. Er befand sich nicht auf gutem Fuß mit ihnen, sie waren nicht seine Freunde, Gott bewahre. Wäre es ein einzelnes Buch gewesen, ein in sich abgeschlossener Band, so hätte er sich mit ihm versöhnen können, es hätte selbst bei hoher Seitenzahl eine Möglichkeit gegeben, sich mit ihm auseinanderzusetzen. So aber war es eine ganze Unzahl von Büchern, ein Wust von Büchern, man konnte in dem einen blättern und darüber den Inhalt des anderen vergessen. Es wimmelte darin von Paragraphen und Fußnoten, von schuldbarer Krida, Kindesweglegung, Hausfriedensbruch und Zuchthaus, sechs, sieben, zwanzig Jahre, Gott weiß, von wieviel Jahren Zuchthaus. War es möglich, daß die Menschen so vielerlei strafbare Dinge begehen konnten, um mit ihrer Beschreibung ganze Bände anzufüllen? Es war nicht zu leugnen, daß ein Zug von Schlechtigkeit durch die Welt ging, und Arbesmann mußte sich damit abfinden, ja, nun mußte er sehen, wie er damit fertig wurde. Es erschien ihm unbegreiflich, daß zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung eine solche Fülle von Bestimmungen und Paragraphen geschaffen werden mußte, während Gott mit seinen zehn Geboten auskam. Vielleicht rührte daher die Feindschaft mit seinen Büchern, die er jetzt mit spitzen Fingern und verekeltem Gesicht aus Mellas Händen entgegennahm, um sie auf die Regale zu stellen.

Einen großen Teil der Bücher, den allergrößten Teil kann man wohl sagen, versperrte er im Schrank, er legte sie ganz zuunterst und drehte den Schlüssel zweimal um. Mochten sie dort liegen bleiben, sie waren sozusagen beurlaubt, und Arbesmann mochte von ihrer Anwesenheit nichts wissen. „Die hast du wohl schon ausstudiert?" fragte Mella, sie glaubte allen Ernstes, daß er diesen Berg von Wissen schon in seinem Kopfe habe und leicht über alles sprechen konnte, was dort geschrieben stand. Arbesmann blickte ein wenig zerstreut umher, er hatte oft einen Blick, als stünde er über allen Dingen, und antwortete: „Ach nein." Es war ihm peinlich, daß Mella diese Frage an ihn richtete. Fühlte sie denn nicht, daß ihm gerade diese beiseite geschafften Bücher am unangenehmsten waren, daß sie die größten Rätsel in sich schlossen und ihn ihr Anblick bedrückte, ja geradezu hoffnungslos machte? Was hätte er also antworten sollen? Er sagte „ach nein" und mußte befürchten, auch damit noch zu wenig gesagt zu haben.

Sei es, daß in dieser Verneinung eine lächerlich geringe Zuversicht lag, eine allzu kleine Zuversicht, mit der man für die Zukunft nichts anfangen konnte, oder daß Kreuzinger, dieser Postoberoffizial, der zeitweise beim Schalter schlecht gehört hatte, im allgemeinen der Wissenschaft mit keinem übertriebenen Respekt gegenüberstand, kurz und gut, er trumpfte jetzt auf, schnalzte mit den Fingern durch die Luft, daß es ordentlich leichtsinnig anzuhören war, und sagte: „Die beste Schule ist das Leben!" Ja, man brauche nur das Leben zu studieren, dann wisse man alles. „Die Bücher nimmt man im ersten Anlauf," sagte er, „und dann sollte man sie so rasch als möglich wieder vergessen." Sie seien ein Ballast.

O, wie er nun dastand vor allen mit seiner Klugheit, ein abgeklärter Geist, der die Wichtigkeit aller Dinge auf das ihnen zukommende Maß zurückzuführen verstand. Er lauschte, ob etwa jemand etwas zu erwidern hätte, ob es jemandem einfallen würde, Opposition zu treiben, aber alles schwieg, sie fühlten sich geschlagen. Nicht einmal seine Frau tat den Mund auf, obwohl sie sonst gern gegenteiliger Meinung war und allerlei Einwände bei der Hand hatte, jetzt schwieg auch sie.

Kreuzinger blickte um sich, über den ganzen Familienkreis ließ er sein Auge schweifen, dann sagte er: „Wir sehen uns wohl noch drüben." Es war eine Gelegenheit zu einem prachtvollen Abgang.

Mella wollte, mit Eduard allein gelassen, verschiedenes wieder gutmachen, seine Verstimmung über ihre Frage war ihr nicht entgangen, und so trällerte sie zunächst ein wenig durchs Zimmer. Du lieber Gott, es war ja nicht mehr dasselbe wie vor einigen Jahren, als sie Eduards Schutz anrufen mußte, weil sie von allen Herren verfolgt wurde. Ihre Röcke rauschten leider nicht mehr so frisch und jung um die schmalen Knie, man konnte jetzt ganz gut darauf hinhorchen, ohne Atembeschwerden zu bekommen. Auch ihre Augen lagen ein wenig tiefer und umschatteter, denn in manchen Nächten schreckten sie angstvolle Träume. Sie sah Eduard von einer Schar dämonisch blickender, böswilliger Kerle umringt, deren Schädel breit aufgedunsen waren. Sie stellten mit harten, wilden Gesten und wirren Worten eine Unzahl von Fragen an Eduard, überschütteten ihn mit Hohn und Spott und gerieten außer sich vor Schaden-

freude, wenn er nicht antworten konnte. Dann warfen sie die Gesichter zum Himmel empor und ließen ihre Fröhlichkeit aus den klaffenden Lippen hervorpoltern, ihre braunen Zähne standen wie Blöcke in den Kiefern. „Sag's doch,“ rief Mella und preßte die Hände gegen ihre flehenden Brüste, „sag's doch, du weißt es ja!“ Aber Eduard stand da und ließ kein Wort verlauten, kein einziges Wort, er seufzte nur und wußte schlechterdings gar nichts. Dann erwachte Mella und war mit Wirrnissen erfüllt.

Jetzt aber war sie voller Fröhlichkeit, sie trällerte durchs Zimmer und zeigte keinerlei Kummer. Im Gegenteil, sie sprudelte von Zuversicht und Lebensmut und hatte eine Menge neuer Pläne ausgeheckt. Sie warf dabei mit großen Summen um sich und benahm sich durchaus wie die Gattin eines angesehenen Rechtsanwalts, der sich jederzeit auf ein ergiebiges Bankkonto stützen kann. „Einmal jährlich machen wir eine weite Reise,“ sagt sie, „irgendwohin, nach Ägypten, oder Amerika, oder Indien. Am liebsten nach Indien. Ist es wahr, daß man dort durch die Straßen der Städte auf Wagen fährt, die von Eingeborenen gezogen werden?“ Arbesmann lächelt zerstreut und sagt, daß er darüber noch nichts Bestimmtes erfahren habe, aber es werde wohl so sein, in Indien sei allerlei möglich, wovon wir uns gar keine Vorstellung machen.

Übrigens hatte Mella auch nicht die Absicht, bei den verschiedenen Bällen und sonstigen Festlichkeiten, die sie ja wohl mitmachen würden, mit nackten Händen und nacktem Hals zu erscheinen, sie wollte vielmehr einige Edelsteine darauf haben. Ja, es zeigte sich, daß sie sich diese Sache schon gründlich hatte durch den Kopf gehn lassen und über Gattung, Größe und Preis dieser Edelsteine genauestens unterrichtet war. „Ich habe mir den Katalog eines Juweliers kommen lassen,“ sagte sie, „um alles mit Muße wählen zu können. Es hat natürlich Zeit, bis du deinen ersten großen Prozeß gewonnen hast, aber den Katalog kannst du gleich sehen, wenn du es willst.“

„So, hast du wieder einen neuen Katalog?“ sagte Eduard, denn Mella besaß eine ganze Anzahl davon. „Hast du wieder einen neuen Katalog?“ sagt er, und es fällt ihm ein, wie sehr viel er noch für die Prüfung zu lernen hat. „Wir können ihn ja gelegentlich besichtigen,“ sagt er, „hoffentlich hast du dir etwas Schönes ausgesucht.“ Er ist plötzlich etwas nervös geworden, aber das hat nicht viel zu bedeuten, eine kleine Nervenverstimmung, nicht der Rede wert. Er küßt Mella flüchtig auf die Lippen. „Du Liebe,“ sagt er dabei, und sein Herz ist voll Zärtlichkeit, „nun will ich aber noch ein wenig in meine Bücher hineinschauen.“

Dann sitzt er da und schaut in seine Bücher hinein. Mella schleicht sich auf den Zehen zur Familie hinüber und flüstert: „Pst, Eduard lernt.“

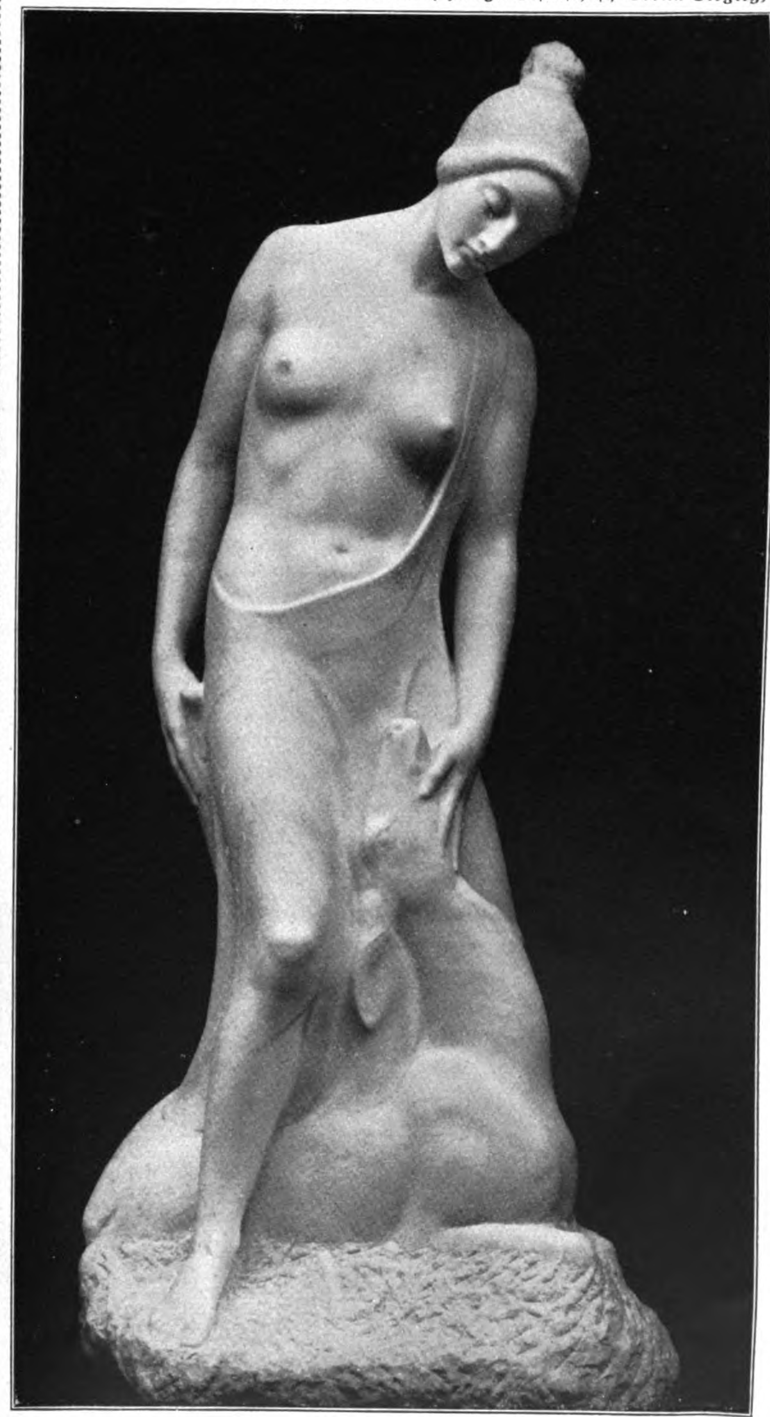
Angeregt durch die neue Umgebung und das stille Behagen, das sein Zimmer erfüllte, ging Arbesmann daran, sich mit ganzer Aufmerksamkeit auf die fremden Paragraphen zu stürzen, und war gesonnen, heute noch eine ganze Anzahl davon zu bewältigen. Es schien ihm mit einemmal eine Kleinigkeit, ein Kinderspiel zu sein, einen Absatz nach dem andern durchzulesen und den Inhalt dann frei aus dem Gedächtnis zu wiederholen. Eine tiefe Dankbarkeit erfüllte ihn, daß man ihn nicht vor schwerere Aufgaben stellte. Es stand ja alles da, was er bei der Prüfung zu wissen verpflichtet war, mit klaren, sauberen Buchstaben war es niedergelegt, man brauchte es nur aus dem Buch herauszulesen. Man hätte es ihm wahrhaftig nicht leichter machen können. Wie, wenn er sich zu all diesen Ideen, die hier verzeichnet waren, erst selbst in schweren geistigen Kämpfen hätte durchringen müssen? Wenn er vor die Notwendigkeit gestellt worden wäre, diesen oder jenen Satz selbst mühevoll zu bilden? So aber brauchte er nur fertige Gedanken in sich aufzunehmen, und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß er diese ganze sogenannte Wissenschaft leicht bewältigen würde, bitte, mochte man ihm davon aufgeben, soviel man wollte.

Arbesmann las einige Sätze laut und aufmerksam, dann schloß er das Buch und wiederholte sie mit zurückgelegtem Kopf. Ja, es ging prächtig. In kurzer Zeit prägte er sich eine volle Seite ein und hätte sicher ein ganzes Kapitel im ersten Anlauf genommen, wenn ihn nicht das Sirenengebrüll einer nahen Fabrik abgelenkt hätte. Er blickte auf die Uhr und stellte fest, daß er innerhalb vierzehn Minuten mit einer Seite fertig geworden war, ein lächerlich kleiner Zeitraum. Zum Spaß berechnete er, wieviel Minuten notwendig seien, um sich bei gleichmäßiger Arbeit den ganzen Stoff anzueignen, und fand, daß er viele Wochen vor dem angesetzten Prüfungstermin fertig werden mußte.

Frohgemut trat er zum offenen Fenster und sah voll Mitleid auf die vorbeiziehenden rußgeschwärzten Arbeiter hinab, die in schwerer Mühe für ihr notdürftiges Leben sorgen mußten, während er hier bequem sitzen konnte und nichts anderes zu tun hatte, als Gelesenes zu merken.

Es wurde ihm nicht leicht, nach dieser kleinen Ablenkung sich wieder in sein Studium zurückzufinden, und so entschloß er sich, vor allem die gelernte Seite noch einmal zu wiederholen, den Faden wieder von vorn aufzunehmen. Er sagte die ersten Worte mechanisch vor sich hin, dann stockte er aber und konnte sich nicht gleich zurechtfinden. Ja ja, da war wohl ein kleiner Gedächtnisfehler, eine Lücke, die er nicht so rasch auszufüllen vermochte. Er zog die Stirn in Falten und dachte nach. Es konnte sich schlimmstenfalls um ein entfallenes Bindewort handeln, eines jener gefährlichen Binde-

(Aufnahme der Neuen Photogr. Gesellschaft, Berlin-Steglitz)



Weidewund
Bildwerk von Prof. Adolf Brütt

wörter, die sich schon wiederholt nicht zur rechten Zeit einstellen wollten, um den Anschluß an das Kommende zu vermitteln. Eine leichte Unruhe befiel Arbesmann, während er eine ganze Unzahl von Bindewörtern hersagte und sie in die entstandene Lücke einzufügen versuchte, wie man Steine in ein Mosaik einfügt. Aber keines paßte. Er stand auf und verschaffte sich ein wenig Bewegung, mit hastigen, unsicheren Beinen schritt er auf und ab. Sein Gesicht nahm einen feindseligen Ausdruck an, und er ahnte, daß es vielleicht doch nicht so leicht sein würde, sich mit all diesen Paragraphen auf vertrauten Fuß zu stellen. Es schien ihm mit einemmal, als stecke ein geheimer, boshafter Sinn in ihnen, als seien sie mit Vorbedacht so abgefaßt, daß sie ihn verwirren mußten. Er fühlte etwas wie Haß gegen seine Peiniger aufkeimen, die er nicht kannte, die er sich aber nicht anders als mit hämischen Gesichtszügen vorstellen konnte.

Arbesmann spähte verstohlen zwischen die Seiten, dort wo der eingeklemmte Zeigefinger einen schmalen Spalt freigab, denn er mochte es sich nicht eingestehen, daß er im Text festsaß. Mit schielendem Auge suchte er hastig nach dem vermißten Bindewort und war überzeugt, daß er fließend fortfahren könnte, sobald er nur einmal an diesem Wort einen neuen Halt gewonnen. Plötzlich fand er es, mitten auf der Seite stand es da, als sei es mit fetten Lettern hingesetzt: demgemäß. Man mußte sich wundern, es nicht schon früher entdeckt zu haben, denn da stand es, breit und glänzend: demgemäß. Arbesmann ließ sein Gedächtnis auf dieses Wort einschnappen und konnte nun wirklich in überstürzter, murmelnder Freude zu einem Ende gelangen.

Nun ging er sogar weit über die erste Seite hinaus, er warf die Zeilen hinter sich wie ein Verschwender. Einen ganzen Berg von Wissen schichtete er in seinem Kopfe auf, ja, es war genügend Platz darin, sein Kopf konnte mit Leichtigkeit ein ganzes Kapitel fassen, auch zwei Kapitel, daran war nichts Besonderes. Er stieß die Sätze mit teuflischem Behagen hervor, holte jeden einzelnen aus seinem Versteck und kämpfte mit ihm. Er zerbiß die Worte in überquellender Grausamkeit zwischen den Zähnen und schlürfte sie in sein Gedächtnis ein. Wie? Schon genug? Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er hielt das Buch mit beiden Händen weitab vom Körper wie einen überwältigten Gegner und deklamierte mit siegestrunkener Stimme.

„Demgemäß?“ sagte er, „haha, demgemäß!“ Er setzte diese lumpigen drei Silben vor sich auf den Teppich hin wie einen Hund, den man zur Raison gebracht hat, und stieß sie mit der Fußspitze an, um zu sehen, ob sie etwa noch Widerstand leisten. Er ist plötzlich eine Kampfnatur, der Eduard, in diesem Augenblick ist er ganz auf Kampf gestellt und will es gern aufs äußerste ankommen lassen. „Demgemäß,“ sagte er, schöpfte tief Atem und stellte sich lauernd auf die Probe. Aber das Wort zeigte sich gefügig, es war in seinen dauernden geistigen Besitz übergegangen und ließ sich nach Belieben benützen.

Erschöpft hielt Arbesmann schließlich inne, eine schwüle, duftgetränkte Luft hauchte zum Fenster herein wie aus einem gähnenden Mund. Im Garten summten die Käfer, und das Plätschern eines Springbrunnens klang wie Regen aus einem fernen Land.

Arbesmann schwelgte in einem Rausch von Glück und Selbstvertrauen, er stellte sich in seine ferne Zukunft hinein, und etwas wie abwehrende Dankbarkeit kam über ihn. Nein, man sollte ihn nicht übermäßig bewundern, wenn er sein Ziel erreicht haben würde, denn schließlich waren seine Geistesgaben, mit denen er die Materie so spielend bewältigte, ein Geschenk der Natur, das weder zu Stolz noch zu Übermut berechtigte. Man konnte einen mit Geist spärlich ausgestatteten Menschen bemitleiden, konnte ihm beruhigend und aufmunternd auf die Schulter klopfen, das konnte man tun. Zu mehr aber war keine Veranlassung. Und man mußte sich anderseits auch in Bescheidenheit fassen, wenn man sozusagen ein offener Kopf war, ein Mensch, der nicht nur die Dinge selbst sieht, so wie sie sind, sondern auch hinter den Dingen zu lesen versteht, kurz und gut, ein Licht.

❧ ❧ ❧

Ob Eduard schon aufgestanden sei? fragte Kreuzinger beim Frühstück über den Rand seiner Zeitung hinweg und blickte auf Mella, die ihm den Kaffee brachte.

„Nein, er ist noch nicht aufgestanden,“ sagte Mella. „Willst du etwas von ihm?“

„Nein, ich dachte nur.“

„Warum sollte er denn so früh aufstehen? Er hat ja Zeit“

Ja, dieses liebende Mädchen tut so, als habe es einen Bräutigam, der sich noch lange nach Sonnenaufgang im Bett wälzen kann, er bewältigt sein Studium spielend, wenige Stunden im Tage genügen ihm, um sich die Wissenschaft anzueignen, die er braucht. „Warum sollte er denn so früh aufstehen?“ sagt sie und stellt Eduard als einen solchen hin, der ganz gut seiner Bequemlichkeit frönen kann, im ganzen ein Mensch, dem das Leben leicht wird.

Jetzt will Kreuzinger auch wissen, was Arbesmann denn immer mache, vielleicht stellt er diese Frage nur aus Höflichkeit gegen seine Tochter, oder um das Gespräch in Fluß zu erhalten, ohne besondere Neugierde. „Man sieht ihn ja so selten,“ sagt er.

Auch darauf weiß Mella eine günstige Antwort zu geben, sie war sogar darauf vorbereitet, einmal darüber Auskunft erteilen zu müssen, was Eduard immer mache. „Was er immer macht?“ sagt sie. „Du meinst, womit er sich beschäftigt? Du lieber Gott, er liest die Zeitungen, schaut zum Fenster

hinaus, wie eben alle Menschen sich die Zeit vertreiben. Hier und da lernt er auch ein wenig."

So weit geht Mella in ihrer Liebe, daß sie sagen kann: „Hie und da lernt er auch ein wenig."

Kreuzinger hatte Lust, seine Tageseinteilung zu schildern zur Zeit, als er sich zur Verkehrsprüfung vorbereitete. „Ja, ja, ich mußte mich tüchtig rackern," sagt er, „bis in die Nacht hinein." Aber Mella studierte schon in ihren Katalogen, sie machte sich mit Eifer darüber, ein Verzeichnis derjenigen Gegenstände anzulegen, zu deren Ankauf sie entschlossen war, und horchte daher nur oberflächlich auf die Worte ihres Vaters hin, obwohl sie daraus hätte Erfahrungen schöpfen können, jedenfalls zu Vergleichen angeregt worden wäre. So aber erwiderte sie gar nichts, sie wühlte nur in der Vorstellung all der Herrlichkeiten, die sie einstmals besitzen sollte, auch einige echte Bronzen waren dabei.

Wenn Arbesmann bei der Mahlzeit erschien, konnte man bemerken, daß seine Gesichtsfarbe nicht die allerfrischeste war, er war durchaus kein sonnenverbrannter Jüngling mit blitzenden Augen und einem erdfrischen Atem, sondern sah ein wenig welk und abgespannt aus. „Ach danke, ganz gut," konnte er sagen, wenn ihn jemand nach seinem Befinden fragte, und es klang so, als habe er noch nicht darüber nachgedacht und werde wohl auch in allernächster Zeit nicht dazu kommen. Man behandelte ihn schonungsvoll und überließ es ganz ihm, ob ein Gespräch geführt werden sollte. Saß er schweigsam und teilnahmlos da, wie es gewöhnlich der Fall war, so war man überzeugt, daß er gewaltige Gedanken verarbeitete, daß er staatsrechtliche Probleme von tiefster Bedeutung löste, während er, über seinen Teller gebeugt, die Suppe schlürfte. Von Zeit zu Zeit hob er den Kopf, richtete die wasserhellen Augen auf Mella, und über sein Gesicht huschte ein zerstreutes Lächeln.

„Willst du dann den neuen Katalog sehen?" fragt Mella und glaubt, sein seltenes Lächeln nicht ungenützt lassen zu sollen, sie meint, daß der Anblick der vielen Edelsteine Arbesmann erfreuen wird, und will ihm einen Vorgeschmack der glänzenden Zukunft geben, der sie entgegengehen. Sie machte sich sofort bereit, den Katalog herbeizuschaffen, damit er sehen könne, was sie später am Hals und an den Händen tragen werde, aber Arbesmann dankte. „Ich verlasse mich ganz auf deinen guten Geschmack," sagte er und bemühte sich, einen solchen Ton zu finden, der ihre Hoffnungen nicht zerstörte. „Aber wenn du etwas singen willst..."

Mella war auch damit einverstanden. „Aber gewiß!" rief sie und entschuldigte sich, daß ihre Stimme bei vollem Magen sicher nicht so rein klingen werde, sie habe noch nie mit vollem Magen gesungen. „Gleich will ich dir etwas singen," sagte sie und beugte sich tief über den Notenständer. „Wo es nur sein kann, das neue Lied?" Sie beugt sich immer tiefer über den Notenständer, dann steigt sie auf Stühle hinauf und schaut auf den Kästen nach, sie dehnt und streckt die junge Figur, oh, sie nützt die Situation gründlich aus und will sich ganz zur Geltung bringen. Auch den Schreibtisch untersucht sie genau, sie beugt sich dahin und dorthin und bemerkt in ihrer Ratlosigkeit gar nicht, daß sich ihre Bluse wieder verschoben hat, so daß eine Menge geheimer Schönheiten zutage treten. Arbesmann kann eine ganze Anzahl geheimer Schönheiten feststellen, von denen er bisher noch keine Ahnung hatte, und sie söhnen ihn einigermaßen mit seinem Schicksal aus. Dieser junge Mann, der sich ein hohes Ziel gesetzt hat, der sich zum Advokaten emporarbeiten will, um seiner Frau Edelsteine an den Hals kaufen zu können, war wohl oft, wenn er stundenlang mit der Wissenschaft gekämpft hatte, ein wenig verzweifelt. Ja, er wog genau die Mühen und Plagen ab, die er sich auferlegt hatte, und setzte ihnen die Freuden gegenüber, die ihm Mella bringen konnte, er machte eine Bilanz. Nun konnte er sehen, daß die Rechnung ganz zu seinen Gunsten aufging, es blieb wohl noch ein gewaltiger Überschuß für ihn, ein Geschenk, das ihm Mella darbot, ohne daß er sich dafür durch seine Arbeit erkenntlich zeigen konnte. War sie nicht ein prachtvolles, an Leib und Seele mit allen erdenklichen Vorzügen ausgestattetes Geschöpf, das zu erringen man sich alle mögliche Mühe nehmen mußte? Wie? Ihre Röcke rauschten nicht mehr so jung und frisch um die schmalen Knie, wie in der ersten Zeit? Im Grunde genommen rauschten sie wohl noch genau so jung und frisch, man mußte nur ein feines Ohr dafür haben. Arbesmann sah sich von einer tiefen Zärtlichkeit erfüllt und war gesonnen, keine Anstrengung zu scheuen, um Mella so rasch wie möglich ganz zu gewinnen. Er lehnte sich gemächlich und zufrieden in seinen Armstuhl zurück und streckte die Beine vor sich hin, im ganzen ein Mann, dessen Lebensweg klar vorgezeichnet ist. „Du solltest eigentlich öfter singen," sagte er zu Mella und meinte damit, daß sie öfter nach den Noten suchen sollte, denn ihre Stimme war wohl nicht viel wert, Mella hatte kein Gold in der Kehle. Ein winziges Stimmchen war es für den Hausgebrauch, aber beim Singen zeigte ihr kleiner Mund einen Spalt, glitzernd von süßer Feuchtigkeit, und das war schöner als alle Lieder.

Leider hatte Arbesmann seine Kräfte überschätzt, vielleicht hatte er auch zu üppig gegessen, so daß sein Blut jetzt schwer und dick durch die Adern pumpte, denn als Mella ihren Gesang beendet hatte, stellte es sich heraus, daß er schlief. Vielleicht war er doch nicht mehr im Bett gelegen, als Kreuzinger gefragt hatte, ob er schon aufgestanden sei, vielleicht hatte er überhaupt die

Nächte nicht gehörig zum Schlafen ausgenützt, nun ging es über seine Kräfte, er schlief. „Hat es dir gefallen?" fragte Mella und hielt den Blick noch auf die Notenblätter gerichtet. Aber sie bekam keine Antwort...

Die Tage gingen hin, die Wochen. Die Zeit schritt rüstig aus, sie hielt sich nirgends auf, jeder siebente Tag war ein Sonntag. Man konnte nicht dagegen ankämpfen. Längst waren die Blätter zur Erde gesunken wie müde, alte Hände, die eine Gebärde der Hoffnungslosigkeit machen, der Himmel spannte sich über die Stadt wie eine Platte aus Blei. Arbesmann starrte in letzter Zeit oft stundenlang in diesen bleiernen Himmel, es war ihm eine liebe Beschäftigung geworden, in den grauen Himmel zu schauen, und der Zustand völliger Gedankenlosigkeit tat ihm ungemein wohl. Er fühlte das Bedürfnis in sich, sein ganzes Leben lang immer nur in diesen grauen Himmel zu schauen, der jedes Problem zu einem Nichts zusammenschrumpfen, als eine Bagatelle erscheinen ließ.

Es gab viele Probleme in Arbesmanns Leben, eine ganze Fülle davon, und es schien ihm oft, als habe er sich in einem Labyrinth von Träumen und Unwahrscheinlichkeiten verstrickt, die er sich selbst nicht zu erklären vermochte. Da war vor allem diese Prüfung, die er nun einmal abzulegen gezwungen war, eine bestimmte Menge von Wissenschaft mußte er sich aneignen, um darüber Auskunft geben zu können, wenn man eine diesbezügliche Frage an ihn richten sollte. Gewiß, es stand alles in den Büchern, was zu wissen notwendig war, kein Mensch verlangte von ihm, daß er Rechtsfragen selbständig löse, sie waren alle schon gelöst. Trotzdem konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, daß man unerhörte Anforderungen an ihn stellte, wie sie noch nie ein Mensch zu erfüllen vermochte, ja, daß es seine Mitmenschen geradezu darauf abgesehen hatten, sein Leben so schwer und unerträglich als möglich zu gestalten. Mit Neid und stiller Bewunderung dachte er an die vielen jungen Männer, die in derselben Lage waren wie er und dabei noch Zeit und Lust fanden, an den Kostbarkeiten des Lebens zu naschen. Sie saßen beim Wein und sangen mit dröhnender Kehle Lieder vom Vaterland und von der Liebe, besonders solche von der Liebe. Ihre Gesichter glühten, und plötzlich stand einer auf und sagte: „Morgen mache ich meine Prüfung." — „So, machst du die Prüfung?" sagten die andern, und es ist gar nichts, es ist nur eine Bemerkung nebenbei, und dann singen sie wieder: „Entzückende Lisette, dann komm' ich an dein Bette," singen sie und lassen ihre Lebenslust tüchtig aus den Lungen strömen, sie sagen alles genau so, wie sie es meinen, und das dauert bis in die Nacht hinein. Ja, solche Menschen gibt es, Arbesmann weiß, daß es kein Märchen ist, und er ist voll Neid und Bewunderung.

Wenn er durch die Straßen der Stadt ging und die Menschen beobachtete, die mit ausgeglichenen, sorglosen Gesichtern an ihm vorüberkamen, so forschte er gespannt in ihren Mienen, denn er war überzeugt, daß sie alle im Besitz eines Geheimnisses sind, mit dem sie die Schwierigkeiten der Welt leicht zu bewältigen vermögen. Er hoffte, einmal durch einen Zufall hinter dieses Geheimnis zu kommen, ja, es konnte sein, daß er es eines schönen Tages irgendwo ablesen konnte, er mußte nur scharf aufpassen.

Vielleicht aber gab es hier gar kein Geheimnis zu lösen, es konnte sein, daß alle, die da auf so vertrautem Fuß mit der Welt zu stehen schienen, nur gute Schauspieler waren, nichts weiter. Sie wissen nichts, sie sind dumm wie eine Stallbürste, aber wenn man eine Frage an sie richtet, so prasseln sie mit tausend Worten los und machen ein Gesicht, als sagten sie die Wahrheit.

Eines Tages nahm Arbesmann zu ungewohnter Stunde Hut und Stock und machte sich in allem bereit, in die Stadt zu gehen. Er ließ den Stock zwischen den Fingern schwirren wie einen Propeller und war auch sonst in der allerbesten Laune. Hoho, nun würde es sich ja herausstellen, wie es mit den andern beschaffen sei, nun sollte es sich zeigen, daß sie ebenso gequälte und unwissende Menschen waren wie er, die nichts vor ihm voraus hatten als die Gabe, bei jeder Gelegenheit aufzutrumpfen und sich als solche hinzustellen, die das Leben besonders eingeladen hat, sich zu bedienen.

Während des längeren Aufenthaltes im Wartezimmer des Advokaten wiederholte Arbesmann im stillen immer wieder von neuem den Fall, den er dem Advokaten vortragen wollte, es war ein ungemein schwieriger, eigentlich hoffnungsloser Fall. Das Bewußtsein, in jedem beliebigen Augenblick vor einen Menschen hintreten und ihm mit gesetzten, vorbereiteten Worten eine Rechtsfrage vorlegen zu können, verlieh seiner Haltung etwas Bestimmtes und Zuversichtliches, wozu sich die Erwartung gesellte, daß der Befragte voraussichtlich verblüfft und ratlos vor ihm dastehen und seine geistige Unzulänglichkeit eingestehen würde. Arbesmann durchkostete im vorhinein seinen Triumph mit der ganzen Schonungslosigkeit eines Gedemütigten, dem einmal Gelegenheit gegeben wird, sich aus seiner Geringfügigkeit zu erheben. Ein leuchtendes Strahlen lag über seinen sonst nichtssagenden und häufig zu einer Grimasse der Unsicherheit verzerrten Zügen, ja, er trug sich eine Weile sogar mit dem Gedanken, die gleich ihm Wartenden einzuladen, sich mit ihren Angelegenheiten nur ruhig an ihn zu wenden, er sei sozusagen auch Advokat und könnte ihnen jede Auskunft erteilen. So weit ging er in seiner Selbstüberhebung, daß er den Leuten geradeswegs und ruhig ins Gesicht schaute und keinerlei Befangenheit zeigte, er schlug ein Bein über das andere und wippte damit und schaute den Leuten mitten ins Gesicht. Dann betrachtete er die aus kostbarem Birnholz gefertigten Biedermeiermöbel, die Öl-

bilder an den Wänden und die Perserteppiche. ‚Ja ja, ganz nett,‘ dachte er und ließ sich keineswegs imponieren. ‚Der Herr Kollege hat's ganz nett hier,‘ dachte er und wippte.

Als er, vollgesogen mit Geringschätzung für jede geistige Autorität, die Kanzlei des Advokaten betrat, um diesem in wohldurchdachten Ausführungen eine schlechterdings unlösbare Rechtsfrage vorzulegen und aus der unzulänglichen oder gar irrigen Antwort einen Beweis für das lückenhafte Wissen dieses Menschen zu schöpfen, drang eine Beobachtung in sein Bewußtsein, die sich seiner Voraussicht entzogen hatte und deshalb jetzt höchst störend wirkte. Wohl war er sich darüber klar gewesen, es mit einem an Erfahrungen reichen, in seinem Selbstgefühl unnahbaren Mann zu tun zu haben, die ungeheure Gelassenheit aber, mit der der Advokat dem Eintretenden entgegensah, war doch geeignet, Arbesmann in seiner künstlich aufgestachelten Selbstüberhebung zu erschüttern.

So blieb er einstweilen unter der Türschwelle stehen. ‚Ich hätte nie gedacht, daß ich so groß bin,‘ schoß es ihm durch den Kopf, er erschrak über seinen aufgereckten Körper und senkte in dem Bestreben, eine möglichst kleine Angriffsfläche für den auf ihn gerichteten Blick zu bieten, unwillkürlich ein wenig den Kopf, was ihm den Anschein tiefen Nachdenkens verlieh. In Wirklichkeit aber gelang es ihm nicht, auch nur die Spur eines der vielen Gedanken zu entdecken, die er sich in mühevoller, sauberer Arbeit zurechtgelegt hatte. Sein Kopf schien leer zu sein wie eine Glaskugel. ‚Mein Kopf ist leer wie eine Glaskugel,‘ dachte er, und dieser Vergleich fesselte ihn, er sah vor sich einen Ziergarten mit Hunderten von farbigen Glaskugeln, die auf Holzstäbe aufgesteckt waren. In jeder spiegelte sich ein Gesicht, zu einem weinerlichen Grinsen verzerrt, und gab Zeugnis von seinem beklagenswerten, hoffnungslosen Seelenzustand, aus dem er sich scheinbar nie mehr herausfinden würde. ‚Nun stehe ich also da,‘ so kam es ihm in den Sinn, ‚ein Mensch mit zweifellos umfangreichem Wissen wartet darauf, daß ich etwas sagen werde, aber ich bin es nicht imstande. Wie lange kann es noch dauern, so wird er der Fruchtlosigkeit meines Geistes innewerden, und sein Gesicht läßt nichts Gutes erwarten.‘ Er fühlte ein unbezwingliches Verlangen, das Zimmer wieder zu verlassen und sich den Anschein zu geben, als habe er gar nicht die ernste Absicht gehabt, etwas vorzubringen, als habe er sich in der Adresse geirrt, nein, hier sei er wohl nicht richtig.

Dazu kam, daß Arbesmann, seiner Körperlichkeit in überdimensionaler Weise bewußt, mit einemmal eine Abnormität seines Leibes feststellte, die er genauer zu erkennen fürs erste zwar noch nicht in der Lage war, die ihn aber doch mit jenem Abscheu erfüllte, wie wir ihn in Panoptiken und chirurgischen Ausstellungen empfinden. Bei näherer Betrachtung ergab es sich, daß ihm eine Hand zur Seite hing, deren Existenz ebenso lästig wie überflüssig schien, da er mit ihr nichts anzufangen, sie nirgends unterzubringen wußte. In heller Scham und Verzweiflung, seine unglücklicherweise zu spät wahrgenommene Bresthaftigkeit vor einem Fremden zur Schau gestellt zu sehen, verbarg er die Hand, die sich wie ein toter Gegenstand anfühlte, rasch in der Hosentasche, während die andere den Hut umklammerte. Aber durfte er, im Begriffe, das Wort an einen im öffentlichen Leben stehenden Mann zu richten, dastehen wie ein Bauer? Durfte er die primitivsten Gesetze des Anstandes auf solche Weise verletzen, daß er wie der erstbeste Lümmel eine Faust in der Hose ballte und so jede höhere Lebensform verleugnete? Mußte es nicht den Anschein haben, als wollte er, der doch vor allem einen günstigen Eindruck zu erwecken so bitter notwendig hatte, durch eine solche ungeziemende Haltung seine Geringschätzung kund tun und eine geistige Überlegenheit vorspiegeln, die es erst zu beweisen galt?

Die tiefe Bestürzung über sein ungehöriges Benehmen raubte ihm sekundenlang jeden Willen. Wohl lief irgendwo in rasendem Reigen ein halber Gedanke durch sein Gehirn, doch mangelte es ihm in dem Chaos seiner Empfindungen an Gestaltungskraft, um diesem Schemen nachzuspüren, oder gar ihm Form zu geben. Er wollte eine Entschuldigung stammeln, „entschuldigen Sie,“ wollte er sagen und sich so dem Advokaten als einen mit allerlei Schwächen behafteten Mann zu erkennen geben, den man nicht allzu hart beurteilen möge. Es erschien ihm noch als die einzig mögliche Rettung aus seiner verzweifelten Lage, offen und ehrlich zu gestehen, daß er sich eine Verfehlung habe zuschulden kommen lassen, denn niemand würde der etwa jetzt noch versuchten Ausflucht Glauben beimessen können, er habe die Hand nur deshalb in die Tasche versenkt, um ein Nasentuch, ein Taschenmesser oder ein Augenglas hervorzuholen.

Der Vorsatz, seine Sache dem Wohlwollen des Advokaten zu überantworten, gab Arbesmann einigen Halt, und so räusperte er sich und sagte auf alle Fälle: „Verzeihen Sie mir, daß ich ...“

Der Advokat machte eine einladende Handbewegung, Platz zu nehmen, die auch als Aufforderung, zur Sache zu kommen, gedeutet werden konnte, und Arbesmann sah sich vor die Notwendigkeit gestellt, die begonnene Entschuldigung zu Ende zu führen. Die immer mehr anschwellende Stille jedoch, die sich allgemach bis zur Decke türmte, mit heischender Gewalt an Arbesmann herandrängte und buhlerisch danach verlangte, daß sich seine Stimme ihr vermähle, gab ihm unerwartet jenes Selbstvertrauen zurück, das er vom Augenblick seines Eintrittes an so schmerzlich vermißt und dessen unerklärlicher Zusammenbruch ihn einer Reihe von Verhäng-

nissen ausgeliefert hatte. Überlegte er es recht, so war der Eindruck des Menschen, dem er gegenüberstand, nicht danach angetan, seine Nerven auf die Dauer zu irritieren, und die versteckte Hand, die, wie er jetzt zu seinem größten Erstaunen wahrnehmen konnte, durchaus nichts Abnormales an sich hatte, mochte in Gottes Namen dort bleiben, wo sie einen bequemen Unterschlupf gefunden.

Ein gütiges Schicksal fügte es, daß sich nun auch ein Satz in seinem Geiste formte, an dessen Bau er in vorbereitender Arbeit mit besonders liebevoller Hingabe gefeilt hatte, um ihn, ein Meisterwerk stilistischer Kunst, reich besetzt mit wohllautenden Vokalen, deren jeder wie ein Edelstein leuchtete, an die Spitze seiner Ausführungen zu stellen und so mit einem Schlage den Zuhörer in seinen Bann zu zwingen. Was bedeutete dagegen die, wenn auch noch so formvollendete Fortführung des Satzes, den er in einer Anwandlung falscher Bescheidenheit und unter dem Druck einer seelischen Verstimmung begonnen hatte! Er, Eduard Arbesmann, war gesonnen, ein juristisches Thema aufzuwerfen, dessen Durchleuchtung niemand gelingen würde und hatte es, wenn er seinen Gedankenreichtum bloßlegte, wahrhaftig nicht notwendig, sich in Formalitäten zu zersplittern, über die ein Mann von seiner Bedeutung erhaben sein mußte. Nein, der begonnene Satz mochte als Stückwerk stehen bleiben, ein Fragment von untergeordneter Bedeutung, dem aber doch ein gewisser Wert nicht abgesprochen werden konnte. Es war Arbesmann sogar erwünscht, wenn die originelle Art, seine Ausführungen mit einem unvollendeten Satz zu beginnen, Zeugnis gab von dem bewundernswert paradoxen Zusammenhang seiner Gedankengänge und der Vielseitigkeit eines Geisteslebens, das mit jeder kleinsten Äußerung unbedingt befruchtend wirkte. So legte er noch eine kurze, spannende Pause ein, um dann mit der nachlässigen Bedachtsamkeit eines Menschen, der viel zu geben hat, zu Wort zu kommen. „Brüchige Türen sind unsere Gesetze, die jeder Schwächling einrennen kann!" rief er im Apostelton, und man konnte hinter seinem Ausruf die Rufzeichen wie ein Hagelwetter niederprasseln sehen. Überhaupt beschränkte er sich vorerst auf kurze, lapidare Sätze, die durch ihre Wahrheit verblüfften. Mit dem Geschick eines Baumeisters, der zunächst das Fundament ausgestaltet, stellte er sie, vielfach untermischt mit elliptischen Formen, wie Felsen vor sich hin, so, da standen sie. Nach den Satzzeichen atmete er tief und zufrieden und tat so, als sei nichts geschehen. Dann aber griff er weiter aus, schlang mit Hilfe koordinierender Bindewörter kunstvolle Schleifen und knüpfte auserlesene Nebensätze daran, die durch ihre Form sowohl, als auch durch den strahlenden Glanz bestachen, den sie, selbst in märchenhafte Schatteneffekte getaucht, auf den Hauptsatz warfen. Bald frönte er, berauscht vom Klang der eigenen Stimme, hemmungslos seiner Leidenschaft für Interrogativpronomen, bald schwelgte er in Alliterationen und Assonanzen, daß seine Worte wie Harfentöne anzuhören waren. Vom Schwall der Worte fortgerissen, schickte er sich an, einen Gedanken, der durch seine Wucht und Größe dazu geschaffen schien, die Gerechtigkeit auf eine ganz neue Grundlage zu stellen, in eine Periode zu kleiden. Mit Metaphern, Vertauschungen und Hyperbeln jonglierend, fügte er den gewagten Bau und ergötzte sich an den angstgespannten Mienen des Advokaten, der, von Schwindelgefühlen ergriffen, jeden Augenblick den Zusammensturz des gigantischen Baues erwarten mußte.

Auch Arbesmann beschlich eine vage Furcht, daß er sich zu viel zugemutet habe und das Wagnis ein unglückliches Ende nehmen würde. Trotzdem häufte er immer neue Vordersätze an, streute verschwenderisch Strichpunkte ein und verwickelt sich in einem Netz von Gedanken, aus dem ein Entkommen bereits unmöglich schien. Je verzweifelter er sich anstrengte, zu einem Ende zu gelangen, desto lauter wurde seine Stimme und schlug schließlich zu einem fürchterlichen Brüllen um. Angstschweiß trat auf seine Stirn. ‚Der Doppelpunkt,' dachte er, ‚wo ist um Gottes willen der Doppelpunkt?' und suchte mit irren Augen die beiden nebeneinander stehenden Punkte, bis sie plötzlich vor ihm auftauchten. Groß und deutlich standen sie vor ihm, glühend, unbeweglich, und Arbesmann schien es, als habe er während der ganzen Zeit immer nur auf diese beiden Punkte gestarrt. Es fiel ihm auf, daß sie inmitten eines Gesichtes standen und unverweilt auf ihn gerichtet waren wie Augen. Es waren die Augen des Advokaten, nun sah er es deutlich, daß es nichts anderes war, als die Augen des Advokaten.

„... daß ich mich mit einer Anfrage an Sie wende," ergänzte er den begonnenen Satz und erkannte mit einemmal, daß er keinen anderen gesprochen hatte als diesen.

Zum Glück erinnerte sich Arbesmann jetzt einer Erbschaftsangelegenheit von einer verstorbenen Tante, es sei natürlich nicht sehr wichtig, aber er möchte sich als Laie doch einen Rat holen. Er nannte sich selbst einen Laien und übertrieb damit offenbar ein wenig, aber es war ihm wohl darum zu tun, seine früheren Absichten zu verwischen. Der Advokat hörte sich den Fall an und sagte, daß ein einfaches Einschreiten beim zuständigen Bezirksgericht genüge, eine Intervention des Rechtsanwaltes sei hier nicht notwendig, es sei ein klarer Fall. „Es würden Ihnen nur unnötige Kosten entstehen," sagte er. Für die Besprechung rechne er sich zwanzig Kronen. „Empfehle mich."

Als Arbesmann auf die Straße trat, schluckte er heftig und erschüttert und ließ einigemal die Augenlider wie Putzlappen über die Augäpfel gleiten, daß sie spiegelblank wurden. Dann starrte er. ‚Da muß ich also zum zuständigen Bezirksgericht gehen,'

dachte er und hatte alles andere vergessen. Dieser angehende Advokat, der früher mit dem Fuß gewippt hatte, stellte jetzt wohl vor sich selbst die Sache so dar, als habe er dringend in einer Erbschaftsangelegenheit eines Rates bedurft, als sei er vollkommen unwissend der Hinterlassenschaft einer Tante gegenübergestanden. ‚Gott sei Dank, daß ich jetzt über den einzuschlagenden Weg im klaren bin, dachte er und fühlte sich geborgen.‘ Der Advokat schien ihm mit einemmal das Muster eines wissenschaftlichen Kopfes zu sein, ein durchaus hervorragender Mensch, dem man jede Angelegenheit ruhig anvertrauen konnte. Er hatte nicht einmal ein Buch zur Hand genommen, sondern frei aus dem Gedächtnis die betreffende Gesetzesstelle angegeben, im ganzen ein Teufelskerl, vor dem man alle Hochachtung haben mußte.

Arbesmann ging durch die dämmernden Straßen, in denen Schwaden gelben Nebels flossen wie Bäche von Schleim. Er stemmte die rechte Schulter vor, als sei er in ein Geschirr gespannt und zöge eine unsichtbare Last hinter sich her. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, dann hingen seine Hände schlaff zur Seite, sein Kopf rollte einigemal unentschieden hin und her wie eine Roulettekugel, ehe sie sich in die Höhlung bettet, um endlich zwischen den spitzen Schultern zu versinken. So dachte er an Mella. Manchmal tauchten verschwommene Silhouetten von Menschen auf, verschärften sich und schwanden wieder. Eine zähe, klebrige Nässe sprühte vom Himmel herab. Ein Polizist mit einem sichelförmigen Nickelschild unter dem Gesicht kreiste verdachterfüllt um den Regungslosen, dann fragte er: „Haben Sie etwas verloren?“

Arbesmann sagte: „Ja, ja. Nein, nicht daß ich wüßte. Was sollte ich denn verloren haben?“

„Nun denn, gute Nacht.“

„Gute Nacht.“

Arbesmann starrte weiter in den giftigen Nebel. Stand dort nicht Mella? Sie konnte es ganz gut sein, es wäre nichts Außergewöhnliches gewesen, wenn sie nun vor ihn hingetreten wäre, an die er so heftig dachte. Ja, wahrhaftig, im grünen Schein einer Gaslaterne sah er sie, sie war nackt.

„Mella?!“

Arbesmann geiferte ein kleines Lachen aus dem Mundwinkel heraus und stellte einen Fuß auf den anderen, um doch einen kleinen Schmerz zu haben, der ihm über vieles hinweghalf. Leider konnte er Mella wegen des Nebels nicht ganz deutlich sehen, obwohl er versuchte, den vor ihm lagernden Dunstblock mit flatternder Hand zu zerteilen. Aber es war immerhin genug, was er sah, bei Gott, es reichte hin. Sie kniete neben der Laterne, der Oberkörper ruhte aufrecht auf den Fersen wie eine verzierte Opferkerze. Von dem zurückgelegten Kopf floß das Haar schwarz und lind hernieder wie eine brausende Nacht. Ihre Hände, an denen geschliffene Steine blitzten, griffen in weite Fernen.

Als sich Arbesmann ihr nähern wollte, gewahrte er, daß er im Nebel feststeckte, er konnte sich schlechterdings nicht von der Stelle rühren. ‚Das wäre aber doch‘, dachte er und begann zu kämpfen. Hoho, wie er kämpfte! Er blies mit sprühenden Backen ein Loch in die klebrige Wand, gerade in der Richtung auf Mella pfiff sein Atem. Mit den Händen scharrte er den Dunst beiseite und legte sich mit vorgeschobenen Schultern tüchtig ins Zeug. Noch immer nicht? Nun schneidet er Blöcke aus dem Nebel, wahre Riesenblöcke, er arbeitet wie ein Gigant. Seine Fäuste rütteln an den gelockerten Blöcken, um sie zu heben und über den Weltenrand in die Tiefe zu schleudern, aber da sieht er, daß er es nicht mit Blöcken zu tun hat, sondern mit Schädeln. Es sind mächtige Schädel, mit schlüpfriger Haut bespannt, auf ihren Gesichtern steht ein höhnisches Grinsen. „Könnten Sie mir sagen, Herr Arbesmann ...“ Oh, sie sind voller Freundlichkeit, aber hinter ihren Augen kohlt ein tückisches Licht. „Nun will ich Ihnen noch eine letzte Frage stellen ...“

Arbesmann konnte es nicht ertragen, von diesen Männern ausgeforscht zu werden, Ort und Zeit schienen ihm gänzlich verfehlt. So knitterte er die Finger zu Fäusten zusammen und hob sie langsam zum Schlag. Aber der Hüter des Gesetzes mit dem sichelförmigen Nickelschild unter dem Gesicht zwang sie nieder.

„Sie sollten nach Hause gehen, wenn Sie krank sind,“ sagte er.

⌘ ⌘ ⌘

Am Morgen des Prüfungstages saß Arbesmann im schwarzen Gehrock, den Zylinder in der Hand, bei seinen aufgeschlagenen Büchern und suchte nach Stellen, die etwa noch nicht fest in seinem Gedächtnis sein könnten. Besonders in den Fußnoten forschte er eifrig und erkannte, daß er diese Fußnoten ein wenig vernachlässigt hatte, nun holte er es nach. Leider sah er auch in dieser Kleidung nicht besonders festlich aus, vielleicht war dem Schneider beim Anfertigen ein kleiner Fehler unterlaufen. Jedenfalls bot Arbesmann keinen erstklassigen Anblick, und es war wohl eine kleine Übertreibung, wenn Mella sich bei ihrem Eintritt so sehr von ihm entzückt zeigte. Sie brachte ihm ein rohes Ei, „damit du eine klare Stimme hast,“ sagte sie und dachte an alles.

Arbesmann schlürfte das Ei feierlich wie ein heiliges Sakrament, dann bat er Mella, ein wenig zu verweilen, er wünsche ihr einiges zu sagen.

„Es ist mir gelungen,“ begann er, den Spiegel des Zylinders glättend, „durch scharfe Konzentrierung meiner Gedanken die ganze juristische Wissenschaft auf eine höchst einfache Formel zurückzuleiten, und seitdem mir diese Formel bekannt ist, hege ich für unsere Zukunft keinerlei Befürchtungen mehr. Es ist dir wohl nicht verborgen geblieben, daß ich in letzter Zeit viel unter dem Zweifel gelitten habe, ob meine bescheidenen Verstandeskräfte hinreichen werden, dir jene

gesellschaftliche und materielle Stellung zu schaffen, die du dir an meiner Seite zweifellos versprochen hast, als du meine seinerzeitige Werbung annahmst. Dein mir erwiesenes Vertrauen ehrt mich und es beruhigt mich, dich darin nicht täuschen zu müssen, denn ich kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß ich die Prüfung so viel wie bestanden habe.

„Was die erwähnte Formel betrifft, so muß sie natürlich vorläufig mein Geheimnis bleiben, ich will dir nur sagen, daß ich ihre Richtigkeit zu überprüfen vermochte. Denn unmittelbar nachdem ich sie gefunden hatte, erschienst du mir — nackt. Ja, du knietest neben einer Laterne, der Oberkörper ruhte aufrecht auf den Fersen wie eine verzierte Opferkerze. Von dem zurückgelegten Kopf floß das Haar schwarz und lind hernieder wie eine brausende Nacht. Deine Hände, an denen geschliffene Steine blitzten, griffen in weite Fernen. So sah ich dich, es war eine Art mystischer Vermählung. Wäre die von mir gefundene Formel nicht die richtige gewesen, so hätte ich dich niemals so gesehen, ich hätte es nicht gewagt, dich so zu sehen."

Arbesmann stand inmitten des Zimmers mit verzücktem Gesicht und strich noch immer den Spiegel des Zylinders glatt, während Mella mit wachsendem Staunen seinen Worten lauschte. Bald glaubte sie in jäher, erlöster Freude sich in Eduards Arme stürzen zu sollen, bald griff ein kaltes, täppisches Entsetzen nach ihr und lähmte jede Bewegung.

„Ich hätte es nicht gewagt, dich so zu sehen," fuhr Arbesmann fort, „ich hätte es nicht gewagt, mich mit dir zu vermählen. Das ist es, worauf ich deine Aufmerksamkeit hinlenken will. Begreifst du nun, daß ich alle Befürchtungen abgestreift habe und die Prüfung nur noch als eine Formsache betrachte? Wir sind bereits vermählt, und es ist dumm von dir, dich vor mir noch in Gewänder zu hüllen."

Er trat zu Mella hin und veranlaßte sie, die, in seinen starren Blick gebannt, keinen Widerstand zu leisten vermochte, die Kleidung abzustreifen. Sorgfältig legte sie Stück zu Stück, wie ein Mädchen im Pensionat, das sich zur Ruhe begibt. „Nun knie dich nieder, nimm jene Stellung an, die ich dir vorhin beschrieb. Warum zitterst du? Noch nie hat ein Weib vor dem Manne so gezittert wie du."

Arbesmann zog mit langen, schleichenden Schritten Kreise um Mella, die er noch mit keinem Finger berührt hatte. Manchmal blieb er stehen, sein Gesicht verdüsterte sich, und es schien, als grüble er angestrengt über etwas nach. Dann hatte er es mit einemmal gefunden, seine Züge verzerrten sich, als seien sie aus Gummi geformt, in tödlichem Entsetzen. „Die Steine," flüsterte er, „es fehlen die Steine an deinen Händen."

Mella sank vornüber, vergrub das Gesicht in dem Gewölk ihrer Wäsche und schluchzte mit schütternden Schultern.

„Weine nicht," sagte Arbesmann, „ich will dir die Steine bringen."

❀ ❀ ❀

Im Prüfungssaal tobte ein lautloser, erbitterter Kampf. Die Worte klangen nicht mehr so, als seien sie als bloßes Verständigungsmittel von Mensch zu Mensch erdacht und gesprochen, sondern so, als sei jedes einzelne von ihnen dazu geschaffen, Existenzen zu vernichten oder aufzubauen. Erstarben sie für eine Weile, so stürzte die Stille wie ein tosender Wasserwirbel in die Ohren, schäumte und rauschte darin und wurde nach kurzer Zeit ebenso unerträglich, wie die monoton dahinstolpernden Laute.

Nur Eduard Arbesmann saß in stiller, glückseliger Versunkenheit da, den Kopf in die Hände gelegt, und wartete, daß man an ihn eine Frage richte. Vorläufig blickte er um sich, ohne Neugierde, ohne Erregung, vielleicht mit einer kleinen Freude im Herzen, daß diejenigen, die das Leben wie einen Bindfaden um den Finger gewickelt und von der Liebe gesungen hatten, während er hinter seinen Büchern gesessen, scheinbar doch nicht so im unbestrittenen Besitz des Geheimnisses waren, mit dem sie die Schwierigkeiten der Welt leicht bewältigen konnten. Hätten sie sonst so viele Worte aufgewendet, um ihre Wissenschaft kundzutun? Hätten sie es notwendig gehabt, die Stirnen zu runzeln, zeitweise den Kopf zu senken und in scharfem Nachdenken die Augen zu schließen? Er, Eduard Arbesmann, hatte das alles früher getan, solange noch Zeit dazu war, in vielen Nächten hatte er die Stirn gerunzelt und die ganze Kraft seines Geistes zu Hilfe genommen, um die ihm auferlegte Wissenschaft in eine klare, knappe Formel zu pressen. Nun war er im Besitz dieser Formel und konnte getrost der Zukunft entgegensehen, es konnte ihm nichts geschehen.

Endlich kam auch an ihn die Reihe. Ein Mitglied der Prüfungskommission benetzte sorgfältig den Zeigefinger, blätterte in einem dicken Buch einige Seiten vor, dann einige Seiten zurück, strich die Blätter glatt und legte den Bleistift ein. Er schien die gesuchte Stelle gefunden zu haben, jetzt dachte er nach und formte im Geist die Frage. Es war allerdings eine ziemlich verwickelte Frage, das mußte man ihm lassen, jeder konnte sehen, daß er es Arbesmann so schwer als möglich machen wollte, man konnte mit Leichtigkeit über diese Frage stolpern.

Aber denkt man, daß Arbesmann sich vor lauter Verlegenheit räuspert, daß er, um Zeit zu gewinnen, etwa das Taschentuch herausnimmt und sich damit umständlich die Nase putzt? Oder daß er mit den Fingern über die Stirn streicht, um seinen Geist in ruhige und geordnete Bahnen zu bringen? Er tut nichts dergleichen. Nur eine kleine Pause läßt er verstreichen, ehe er mit der Antwort einsetzt, obwohl ihm diese vollkommen geläufig ist. „Man hat sich in einer solchen Angelegenheit nur an das zuständige Bezirks-

gericht zu wenden," sagt er, ohne in dem Bewußtsein seiner vortrefflichen Antwort einen übermäßig stolzen Eindruck zu machen.

Die Umsitzenden lachten, die verblüffend einfache Lösung der Frage reizte sie begreiflicherweise zum Lachen. Manche von ihnen hoben den Kopf mit einem scharfen Ruck und starrten Arbesmann an. Auch der Prüfende starrte ihn an, sein Mund klaffte ein wenig. Ja, nun sah er sich um seinen Triumph geprellt, dagegen war nichts zu machen. Als er eine neue Frage stellte, antwortete Arbesmann wieder, daß man sich an das zuständige Bezirksgericht zu wenden habe, er stellte mit tiefer Freude fest, daß sich die von ihm gefundene Formel trefflich bewährte. „Es würden der Partei nur unnötige Kosten entstehen," sagte er, „wenn sie mit der Durchführung dieser Angelegenheit einen Rechtsanwalt betrauen würde."

Die Mitglieder der Kommission rutschten unruhig auf den Stühlen hin und her, der eine, der die Fragen gestellt hatte, stielte den Kopf an einem zinnoberroten Hals hoch, es sah ganz unwahrscheinlich aus, wieviel Hals er im Hemdkragen versteckt hatte. Dann rief er: „Sie wollen wohl Ihren Spaß mit uns treiben?"

Arbesmann verneigte sich verbindlich, es tue ihm leid, daß er mit seinen zutreffenden Antworten die Absicht, ihn durchfallen zu lassen, vereitelt habe, ungemein leid, aber er könne sich beim besten Willen nicht entschließen, gegen sein besseres Wissen zu sprechen. „Wünschen die Herren noch eine Frage an mich zu richten?"

„Nein."

Arbesmann ging. Im Gang zündete er eine Zigarette an. Es war ihm ungemein wohl und leicht. Im Vestibül erwartete ihn Mella, sie sah ihm mit verstörtem Gesicht entgegen, mit einem völlig vernichteten Gesicht. „Ich habe die Prüfung bestanden," sagte Arbesmann, „wir wollen nun gleich die Steine besorgen." Mellas flehende Einwände überhörte er.

Beim Juwelier musterte er das ganze Lager, er nahm mit einem flüchtigen Blick ein Inventar auf und sagte dann, zu Mella gewendet: „Ich bin glücklich, dir diese Schätze zu Füßen legen zu können. Wähle!" Und als Mella zögerte, raffte er hastig eine Handvoll kostbarer Schmuckstücke zusammen und reichte sie Mella hin. Der Juwelier glaubte wohl, einen Gauner vor sich zu haben, einen nichtsnutzigen Menschen, der ihn bestehlen wolle, denn er öffnete den Mund zu einem großen Hilferuf. Aber ehe er einen Laut von sich gegeben hatte, blickte er in Mellas hilflos klagendes Gesicht, er sah diese von Qual und Schreck geweiteten Augen und erkannte die Wahrheit. Da schwieg er.

Mella legte die von Arbesmann errafften Schmuckstücke zurück und sagte zu ihm: „Der Herr will die Freundlichkeit haben, uns eine Auswahl in die Wohnung zu schicken."

„Gewiß, gewiß, bitte recht sehr," versicherte der Juwelier.

Dann zog Mella Arbesmann auf die Straße, was er ohne Widerstand geschehen ließ, und führte ihn in das kleine Haus in der Kienmayergasse.

Tränen liefen über ihre Wangen, die blitzten in der Sonne wie geschliffene Steine.

Die große Glocke. Von Helen Fidelis Butsch

Mittagstille ist über den Kirchplatz gegossen;
Leer alle Straßen, die Augen der Häuser geschlossen.
Nur am Turm, der steil in den Himmel gezückt,
Steht ein Mensch, das Haupt in den Nacken gedrückt,
Späht hinauf zum steinernen Wächter der Pfarre.
Hoch von der Glockenstube ringt sich ein stöhnend Geknarre,
Und in des Bogenfensters geöffnetem Rund
Aufgähnt und schwindet gigantisch ein eherner Mund.
Die gewaltige Glocke bewegt ihr Riesengewicht,
Schwerfällig schwingend, und ächzt: Ich will — noch nicht —
Matt schlägt die erzene Zunge ihr hin und her,
Und ihre Seile stöhnen: Sie ist — so schwer —

Aber stets in höher gerundetem Bogen,
Rascher und wuchtiger kommt sie emporgeflogen.
Drohender naht sich der Klöppel der Glocke Wand,
Schwer holt er aus — schwingt hoch — er packt ihren Rand: —
Schall! Sie donnert's zum östlichen Tore heraus;
Hall! Sie dröhnt es rollend nach Westen hinaus;
Schall! In großen Wellen umbrandet's den Turm,
Daß er schüttert und leise schwankt wie im Sturm.
Drunten tief in Platzes Enge gefangen
Prallt ohne Ende der Hall von Wand zu Wand.
Bebst du, einsamer Lauscher? Faßt dich ein Bangen?
Mächtiger oft als der Mensch sind Werke aus Menschenhand!



Philippine Charlotte, Erbprinzessin von Braunschweig-Lüneburg

Gemalt nach Antoine Pesne. Besitzer: Oscar Wichtendal, Hannover

Bildnisminiaturen aus niedersächsischem Privatbesitz

Von Prof. Dr. Georg Biermann

Im Spätherbst vorigen Jahres veranstaltete die Kestner-Gesellschaft, eine Vereinigung von Freunden der modernen Kunst in Hannover, eine sehr bemerkenswerte Ausstellung von Bildnisminiaturen aus niedersächsischem Privatbesitz, die eine Fülle unbekannten Materials ans Licht brachte. Die Geschichte der Bildnisminiatur ist ja leider bis vor noch gar nicht langer Zeit ein Stiefkind unseres sonst so regen künstlerischen Interesses gewesen. Auch für sie galt, wie für das ganze deutsche Kunstgebiet des 17. und 18. Jahrhunderts, der zu Unrecht geprägte Lehrsatz, daß gegenüber der mächtigen Kunstblüte des französischen Rokoko Deutschland arm an selbständigen Erscheinungen gewesen sei, so daß es kaum lohne, der Geschichte der deutschen Kunst in dieser Zeit nachzugehen. Aber gerade in der Miniaturmalerei gelten besondere Wertmaße: ihr kulturhistorisches Material eignet sich mehr als andere Stoffgebiete der Kunst, führt sie hinab in das Wesen und Empfinden einer Zeit, für die sie einen unvergänglichen Ausdruck geprägt hat. Nicht von ungefähr wurde sie in dem Zeitalter höchsten höfischen Glanzes und gesteigerter Lebenskunst der verhätschelte Liebling einer wohlkultivierten Gesellschaft und eines langsam wieder zum Selbstbewußtsein heranreifenden Bürgertums. Sie allein war Trägerin der intimsten Gefühle, die der Fürst seinem treuen Untertan, die Mutter ihren Kindern, die Geliebte dem Geliebten entgegenbringt. In dem Zeitalter, wo es noch keine Photo-



Prinzessin Louise Caroline von Anhalt-Cöthen
Gemalt von Friedrich Jacob Hill. Besitzer: Raphael Sander, Hannover



Des Künstlers Gattin, geb. Demoiselle Barez
Gemalt von Daniel Chodowiecki
Besitzer: Richard Oppenheimer, Hannover

koko, wenn zufälligerweise überhaupt einmal die Rede darauf kam. Der Deutsche, dessen Erbsünde es nun einmal ist, das Fremde überall, wo es auftaucht, über die Maßen zu bewundern, hat erst spät die Hochachtung vor seinem eigenen Erbe gelernt. Zu spät — wie wir heute angesichts der Erfahrungen dieses Weltkrieges sagen müssen, der uns grausam genug darüber aufgeklärt hat, wie sehr uns



Charlotte, Königin von England, Gemahlin Georgs III. Gemalt 1761 von Elisabeth Ziesenis
Besitzer: Geheimrat Dr. Conze

graphie gab, hatte sie die Aufgabe, das lebendige Bild teuerer Menschen täglich, stündlich dem Betrachter vor Augen zu zaubern, und die Summe des heute noch vorhandenen Materials beweist zur Genüge, wie ungeheuer groß und vielseitig die Wünsche und Ansprüche der Gesellschaft von damals gewesen sind. Daß diese Ansprüche nur in seltenen Fällen von Künstlern mit internationalem Ruf erfüllt werden konnten, ist beinahe selbstverständlich. Der Fürst freilich hielt sich seinen Hofmaler, der, meist jämmerlich besoldet und im Range eines Lakaien stehend, immer auch das Fach der Miniaturmalerei beherrschen mußte. Aber auch in den Städten des Reiches, die zufälligerweise mal keinem Fürsten unterstanden, wo wie in den Hansastädten oder in der reichsfreien Handelsstadt Frankfurt ein selbstbewußtes Bürgertum mit der Mode Schritt hielt, gab es Maler, die die Miniatur zu ihrem Spezialfach gemacht hatten, Handwerker im Sinne der damaligen Zeit, Künstler von Gottes Gnaden, wie eine viel zu spät eingesetzte kunstgeschichtliche Forschung inzwischen oft mit Überraschung erkennen ließ.

Noch vor einem Jahrzehnt sprach man selbst in Fachkreisen höchst verächtlich über die deutsche Miniatur aus der Zeit des Barock und Ro-



Louise Ulrike, Gemahlin des Prinzen Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp, Schwester Friedrichs des Großen. Unbekannter Maler. Elfenbein. Besitzer: S. K. H. Großherzog von Oldenburg

die anderen, zumal die Franzosen, als Heloten ihres Geistes betrachten. Inzwischen freilich hat eine Wandlung eingesetzt, und es mag als Zeichen der Zeit gebucht werden, wenn langsam aber nachhaltig sogar die deutsche Miniatur anfängt, nicht nur den Mann der Wissenschaft und den Sammler, sondern allgemein den deutschen Kunstfreund anzuziehen.

In Deutschland hat — ganz im Sinne der Gemütsveranlagung unseres Volkes — die Kleinbildniskunst, zumal im 18. Jahrhundert, eine Pflege erfahren wie kaum in einem anderen Lande des Kontinentes. Stammeseigentümlichkeiten heben sich deutlich auch in der Kunstübung dieses Zweiges voneinander ab. Wir sprechen heute schon von süddeutschen Miniaturen im Gegen-



Kaiserin Marie Louise, zweite Gemahlin Napoleons I. Nach Isabey gemalt von Christian Ahrbeck, Wien. Besitzerin: Frau Kommerzienrat Georg Spiegelberg, Hannover

satz zu den norddeutschen und wir werden wohl bald die Kreise noch enger fassen können und z. B. einen hanseatischen Kunstkreis, der seine stärksten Berührungspunkte mit Holland und Dänemark hat, von dem niedersächsischen trennen, diesen wiederum von Westfalen und Rheinland scheiden und so fort. —

Hauptaufgabe wird es zunächst sein, das noch versteckte Material überhaupt erst einmal zu heben und zu sichten, und wie solches am besten geschieht, das hat die denkwürdige Ausstellung der Kestner-Gesellschaft zur Genüge dargetan.

Das Thema der Ausstellung hieß „Bildnisminiaturen aus niedersächsischem Privatbesitz“; ihr Ergebnis war nicht mehr und nicht weniger als die niedersächsische Miniatur schlechthin. Denn obwohl bei dem internationalen Charakter, den gerade die Miniaturmalerei besessen, aus altadligem Besitz oder aus den Vitrinen der modernen Sammler manches kostbare Stück französischer oder englischer Herkunft auftauchte (letzteres konnte in der Hauptstadt des alten welfischen Königreiches kaum überraschen), so konnten sich doch vor allen jene neuentdeckten deutschen Miniaturmaler behaupten, die oft nur ein glücklicher Zufall ans Licht gezogen hat. Die Abbildungen zu diesem Beitrag geben einige Stichproben aus der Fülle des Materials, das interessierte Leser in dem schönen illustrierten Katalog der Veranstaltung, der durch die Kestner-Gesellschaft zu beziehen ist, wundervoll beieinander finden.

Wer kannte, um aus großer Zahl nur einige Beispiele zu nennen, bisher die deutsche Minia-

turistin Elisabeth Ziesenis? Wer den Vater dieser Künstlerin, den Hofmaler Johann Georg Ziesenis, der durch die Darmstädter Jahrhundertausstellung als einer der ersten Porträtisten seiner Zeit entdeckt wurde?

Wohl wußte man aus Meusels „Miszellaneen", daß Ziesenis eine zu ihrer Zeit berühmte Tochter gehabt habe, die im Miniaturfach tätig gewesen war, und doch wollte es trotz mannigfacher Forschungen nicht gelingen, von dieser Elisabeth Ziesenis auch nur ein einziges authentisches Werk nachzuweisen. Jetzt endlich ist sie, durch die genannte Ausstellung, neu in unser Bewußtsein zurückgekehrt. Ein einziges bezeichnetes Stück mit dem Bildnis jener Königin Charlotte von England, der gebürtigen Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, die sowohl von dem Schweriner Hofmaler Mathieu wie später so oft von Gainsborough gemalt ist, half auf die Spur, und durch Vergleich konnten gleich acht weitere Arbeiten ihrer Hand zum Teil nach bekannten Bildnissen ihres Vaters, dessen Werke sie in der Hauptsache „en miniature" übertragen zu haben scheint, nachgewiesen werden. — Oder ein anderes, nicht weniger vielsagendes Beispiel: der hannoversche Bildnis- und Miniaturmaler Christian Ahrbeck, den bisher kein Lexikon nannte, der völlig vergessen war, bis er eben jetzt wieder entdeckt wurde. Dieser war der Sohn eines Destillateurs, der um 1770 in Hannover das Licht der Welt erblickte und Schüler des berühmten französischen Miniaturisten Isabey und soll es sogar zum Hofminiaturenmaler Napoleons gebracht haben, was die hier abgebildete Miniatur mit dem Bildnis jener Marie Louise, der zweiten Gemahlin des großen Kaisers, einigermaßen belegen könnte. Ahrbeck läßt sich freilich nur bedingt dem Kreis der typisch niedersächsischen Miniaturmalerei einfügen. Seine ein wenig trockene Eleganz verrät ganz und gar die Pariser Schule, und das bürgerliche Element seiner niederdeutschen Heimat hat restlos dem Weltgefühl in seiner Kunst weichen müssen. Er scheint mit Vorliebe auch in Aquarell auf Pergament gemalt zu haben, was immerhin auffällt, da die übrige Miniaturmalerei seiner Zeit fast ausnahmlos das Elfenbein als Malgrund bevorzugt.



August Wilhelm, Prinz von Preußen. Bezeichnet: König pinx.
Besitzer: Leopold O. H. Biermann, Bremen

Ungleich typischer als Niedersachse erscheint in seiner Kunst der ebenfalls neuentdeckte Miniaturist H. Clasen, der um die Wende des 18. Jahrhunderts hauptsächlich in Hannover gemalt zu haben scheint. Eine bezeichnete, hier wiedergegebene Miniatur des hannoverschen Weinhändlers Johann Friedrich Böttger ist ein gutes Beispiel jener bereits stark bürgerlich gewordenen Miniaturmalerei. Sie verrät deutlich den Wandel der Zeit. Talente wie Clasen haben zu Dutzenden in allen deutschen Städten gemalt.

Auch in einem anderen hannoverschen Miniaturenmaler, dem bekannteren Heinrich Anton Dähling, der Mitglied der Berliner Akademie war und um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Potsdam starb, ist dies neue bürgerliche Ideal lebendig, wenn auch seine Miniaturen in ihrer mehr aristokratischen Auffassung einen letzten Hauch der alten Überlieferung bewahrt haben. Das hier wiedergegebene Bildnis des Grafen Georg von Wangenheim ist in seiner freien Vergeistigung und der verhaltenen Energie des Kopfes fast symbolisch für das starke Führergeschlecht, dem die Zeit der Befreiungskriege vom Napoleonischen Joch zum Inhalt und Erlebnis ihres Daseins wurde.

Diesem Dähling steht ein anderer wenig bekannter deutscher Miniaturist Wilhelm Unger besonders nahe, weil auch er nicht so sehr das bürgerliche Ideal schlechthin als vielmehr das des neuen Adels liebt, mit dem ihn — man möchte sagen — eine familiengeschichtliche Überlieferung verbindet. Denn dieser Wilhelm Unger war der Neffe von Johann Heinrich und Heinrich Wilhelm Tischbein, bei denen er als Schüler in Kassel gelernt, und das Schicksal hat es seltsam gefügt, daß auch er noch Hofmaler wurde, in Arolsen, als im übrigen Deutschland dies Handwerk bereits zu den veralteten Einrichtungen zählte. Freilich scheint Unger

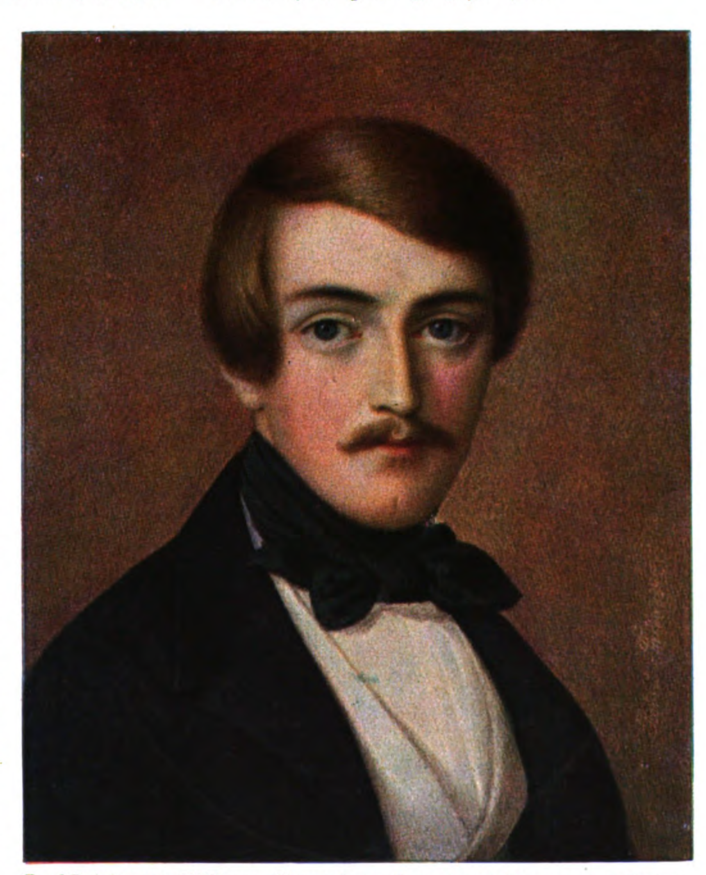


Der Tänzer La Porte. Gemalt von Phil. Stubenrauch. Besitzer: L. D. H. Biermann, Bremen

Wissen wir auch von diesem Künstler heute noch nicht bestimmt, daß er ebenfalls Miniaturen malte, so liegt doch der Gedanke nahe, daß er sich ebensowenig wie seine Kollegen der Mode der Zeit verschloß. Und deshalb möchte man ohne weiteres annehmen, daß das hier abgebildete Stück mit dem Bildnis der Schwester Friedrichs des Großen Louise Ulrike, der Gemahlin des Prinzen Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp, das aus dem Besitz des Großherzogs von Oldenburg auf die Hannoversche Ausstellung kam, ein Werk des gefeierten Berliner Hofmalers ist, dessen Handschrift es unzweideutig verrät. Auch eine andere hier abgebildete Miniatur mit dem Porträt jener bekannteren Schwester Friedrichs des Großen, Philippine Charlotte, der späteren Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, die das lebendigste Gewissen ihrer Zeit gewesen ist, geht wenigstens mittelbar auf ein Original von Pesne zurück; doch glaube ich in meiner Vermutung nicht fehlzugehen, wenn ich die Miniatur selbst als eine Arbeit der Rosine de Gask anspreche, die dem bekannten Hofmalergeschlecht der Lisiewski entstammte und 1760 nach Braunschweig berufen wurde, wo noch zahlreiche Arbeiten ihrer Hand zu sehen sind.

beim Fürsten zu Waldeck und Pyrmont nicht allzulange verweilt zu haben; denn er ist bereits 1812 in Paris nachweisbar und hat sich wenige Jahre später als Maler in Hamburg niedergelassen. Das hier wiedergegebene Bildnis der Fürstin Ida zu Waldeck mag gemalt sein, als sie sich mit dem Fürsten Georg Wilhelm zu Schaumburg-Lippe vermählte, vielleicht auch kurz nach der Vermählung; ein anmutiges Werk, doch ein wenig unpersönlich in der Auffassung.

Wie anders erscheint die Frau auf jenen Kleinbildnissen, die kaum ein Menschenalter vorher von den unzähligen deutschen Hofmalern geschaffen wurden. Nicht zuletzt in Berlin, wo der große Friedrich in den wenigen Feiertagsstunden, die ihm sein tatenreiches Leben ließ, die Musen um sich versammelte, Dichter und Gelehrte an seinen Hof zog und einem Meister wie Pesne Auftrag gab, die Menschen seiner nächsten Umgebung mit dem Pinsel zu verewigen.



Graf Cajetan von Bissingen-Nippenburg. Gemalt auf Elfenbein von Robert Theer. Besitzerin: Frau Kommerzienrat Georg Spiegelberg, Hannover

Diesen Werken höfischen Ursprungs steht die bürgerliche Kunstanschauung eines Daniel Chodowiecki seltsam fremd gegenüber, obwohl ja — wie bekannt — auch er für den großen König gearbeitet und dessen Erscheinung ohne höfischen Prunk im Sinne des rein Menschlichen wunderbar erfaßt hat. Seine Art, die Dinge wiederzugeben, liebte nicht den hohlen Schein, er war zeitlebens Mann der Wirklichkeit, wenn auch ein Künstler höchsten Geblütes, dessen Erscheinung in diesem Jahrhundert einzigartig ist. Wichtig ist die Ehrlichkeit, mit der er seiner Gattin auf jener entzückenden Miniatur aus hannoverschem Privatbesitz begegnet: Madame Chodowiecka, geb. Demoiselle Barez.

Auch in der Seele des nur um vier Jahre älteren Berliners Anton Friedrich König, der sich sogar stolz Hofminiaturmaler Friedrichs des Großen nennen durfte, klingt entfernt das Ideal eines erst beginnenden Zeitalters an. Äußerlich hat seine Kunst viel Verwandtes mit der seines Kollegen Chodowiecki, so daß der Laie gelegentlich sogar die beiden Künstler — soweit sie als Miniaturisten tätig waren — verwechseln könnte, aber im ganzen gesehen, erreicht König doch nirgends die Meisterschaft des anderen. Da wo er höfisch elegant sein will, wirken seine Miniaturen steif und innerlich hohl — wie man es auf dem hier wiedergegebenen Stück mit dem Bilde des Prinzen August Wilhelm, des Bruders Friedrichs des Großen, deutlich erkennt. Besser sind seine bürgerlichen Miniaturen, die oft einen genrehaften Zug haben und gern den Arzt, den Kaufmann in dem diesem eigenen Berufsmilieu zeigen.



Georg, Graf von Wangenheim
Gemalt auf Elfenbein von Heinrich Anton Dähling. Besitzer: Frh. v. Wangenheim-Wake, Oldenburg



Wiener Dame. (1832.) Gemalt von Adolf Theer
Besitzer: L. D. H. Biermann, Bremen

Von dem Polen Jannasch, dessen hier wiedergegebene Miniatur einer braunlockigen jungen Dame schon 1914 in Darmstadt auffiel, weiß man leider noch zu wenig. Er ist in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Hamburg nachweisbar. Möglich, daß in Hamburger Besitz noch zahlreiche Arbeiten seiner Hand vorhanden sind, die eine erstaunliche Entdeckung wären, wenn ein Rückschluß von dieser einen Miniatur



Charlotte Kestner geb. Buff. Wahrscheinlich gemalt von Joh. Chr. Aug. Schwartz
Besitzerin: Frau Oberkonsistorialrat v. Berger, Hannover

auf die übrigen Werke seiner Hand gestattet ist. Als deutsch würde man diese Miniatur schwerlich ansprechen. Französischer Einfluß ist unverkennbar, und auch die Dargestellte dürfte ihre Wiege eher in Polen als in Deutschland — sicher nicht in Hamburg — gesehen haben. Aber abgesehen von dieser Feststellung scheint das Bildnis wie der letzte Ausklang des Rokoko, der Übergang ins Zeitalter des Rationalismus und der Aufklärung.

Das sind freilich nur wenige Proben aus einer Ausstellung, die viele hundert Miniaturen aus niedersächsischem Privatbesitz erstmalig ans Licht zog und deren Bedeutung für die Geschichte der deutschen Miniatur erst dann voll ersichtlich ist, wenn dem Beispiel Hannovers folgend auch andere Städte das örtlich begrenzte Gebiet abtasten und anschaulich machen.

In Hannover lebte als Gattin des Hofrats Johann Christian Kestner Charlotte, geb. Buff, Werthers unsterbliche Lotte aus Wetzlar. Ein seltener Fund der hier nur in großen Zügen zu würdigenden Miniaturenausstellung brachte ein bisher völlig unbekannt gebliebenes Pastellbildnis jener Lotte an die Öffentlichkeit, das auch dann, wenn die Dar-



Ida, Fürstin zu Schaumburg-Lippe. Gemalt auf Elfenbein von Wilhelm Unger. Besitzer: S. D. der Fürst zu Schaumburg-Lippe

gestellte einen weniger berühmten und keinen durch Goethe geheiligten Namen trüge, künstlerisch ein wundervolles Dokument jenes zu Unrecht verachteten deutschen Kunstfleißes des 18. Jahrhunderts wäre. In dem Antlitz dieser Frau hat sich das Zeitalter der Empfindsamkeit ein letztes spätes Denkmal gesetzt. Ein Hauch wehmutsvoller verglommener Leidenschaft zittert über dem fein profilierten Gesicht. Hoheit und anmutige Würde sind ganz im Goetheschen Geist über der Erscheinung Lottens ausgebreitet. Das Bildnis, wirklich eine Entdeckung, die alle Freunde der Kunst und Literatur gleichmäßig fesseln muß, ist höchstwahrscheinlich das Werk jenes bekannten Braunschweiger Pastellmalers Johann Christian Schwartz, dessen Arbeiten einem noch heute so zahlreich neben denjenigen seines ebenfalls auf diesem Gebiet besonders bewährten Kollegen Johann Heinrich Schroeder überall in den mitteldeutschen Fürstenschlössern begegnen.

Die Hannoversche Ausstellung hat mit aller Deutlichkeit dargetan, wieviel heute noch in Deutschland an entlegenen Orten unbeachtet verborgen ruht, namentlich im Besitz des alten höfischen Adels, der meist gar nicht weiß, was ererbtes Kunstgut im Sinne unserer modernen Zeiten wert ist.

Die Miniatur aber, deren Geschichte die frühesten Anfänge menschlicher Kunstbetätigung streift, gehört zu jenen Zweigen alten Erbes, die erst unverhältnismäßig spät wieder zu Geltung und Beachtung gekommen sind. Während man in Deutschland sowohl in den Kreisen der Sammler als auch in den Museen die Blüten französisch-englischer Miniaturmalerei heißhungrig pflückte, dachte niemand daran, daß dieses so unsagbar wichtige Dokument der Gesinnung einer Zeit auch bei uns einmal bestand, daß viele hundert fleißige Meister auch in deutschen Städten und an deutschen Fürstenhöfen am Werke waren, in der Miniatur ein lebendiges Bild der Gesellschaft und ihrer Sitten auf die Nachwelt zu vererben!



Weinhändler Johann Gottlob Böttger
Gemalt von H. Clasen 1803
Besitzer: Senator Dr. Mertens, Hannover



Braunlockige, junge Dame. Gemalt von Jannasch 1795
Besitzer: Geh. Kommerzienrat S. Seligmann, Hannover

In der Schenke am Meßberg

Novelle von Kurt Küchler

Die Abendsonne, ein wenig müde vom Kampf mit der rauchigen Luft, hatte noch Kraft genug, an den Schornsteinen und Masten des Baakenhafens vorbei einen Schuß korallenroten Lichts durch die kleinen Fenster der Matrosenschenke am Meßberg zu werfen und den Grogwasserkessel aus Messing, der auf der Tonbank stand, in einen blitzenden Feuerstrudel zu verwandeln, so daß die kleine und rundliche Frau Trina Schüpp geblendet die sanftblauen Augen zusammenkneifen mußte, als sie kochendes Wasser in ein Grogglas laufen ließ. Dabei geriet sie selber in den Bereich der Sonnenarme, die leuchtend durchs Fenster griffen, und ihr rostrotes Haar, dessen Reichtum von stahlblauen Nadeln kaum gebändigt werden konnte, funkelte so stark, daß der junge Seemann, der vor dem runden Tisch im schwarzen Roßhaarsofa auf seinen Grog wartete, erstaunt die Augen aufriß, mit der Faust auf den Tisch schlug und durch die Stube schrie, in der er der einzige Gast war: „Dunnerlüchting, Trina Schüpp, dein Haar brennt wie die rote Boje im Hafen von Frisko, wenn die Sonne drauf scheint."

Frau Trina Schüpp lachte hell und kurz. Es war, wie wenn eine gläserne Kugel, von Feuer getroffen, klingend zerspringt. Sie neigte, wie immer, wenn sie lachte, den Kopf zur rechten Schulter, die ein wenig verwachsen war, so daß es aussah, als bettete sie ihr krauses Haar auf einen kleinen, weichen Hügel. Als das Glas gefüllt war, brachte sie es dem Matrosen zum Tisch, sah lächelnd zu, den Kopf zur hohen Schulter geneigt, wie er Rum hineingoß, bedächtig den Zucker verrührte, mit kirschrot gespitzten Lippen den heißen Trank schlürfte, und sagte endlich, ein wenig seufzend: „Du kriegst feines Wetter für die Ausreise, Heini Stoyer."

Er blickte strahlend über sie hinweg in die Sonne, deren rotes Feuer sich dunkel vertiefte. „Ja, Trina Schüpp. Und überhaupt: die ganze Erde ist das reine Feuerwerk."

Frau Schüpp setzte sich auf einen Stuhl ihm gegenüber und sah ihn fragend an. Wenn er so aussah, die Brauen hoch, die Lippen merkwürdig krumm, Heini Stoyer, der fünf Jahre lang neben ihr auf der Eppendorfer Schulbank gesessen hatte, dann trug er auf unruhigem Gewissen eine Sache, die er loswerden wollte. „Was meinst du mit dem Feuerwerk?" fragte sie.

„Tja, Trina Schüpp, einmal mußt du es wissen! Du bist nämlich mit die Hauptsache dabei."

„Ich?" Ihre blauen Augen wurden rund und blank.

„Ich hab' mich nämlich verlobt, Trina Schüpp."

„Verlobt?" Sie erschrak heftig. „Mit wem denn?" Es klang, als hätte sie Angst um ihn.

Heini Stoyer lachte sehr laut, als wollte er aufquellende Verlegenheit wegscheuchen. „Mit Fräulein Mündel, Fräulein Tilli Mündel." Er trommelte mit den Spitzen der gekrümmten Finger unruhig gegen das leere Glas. „Sie ist Barfräulein in der Trichterbar auf Sankt Pauli."

Die kleine Frau Schüpp wurde tiefblaß. Sie saß mit runderstarrtem Mund.

Heini Stoyer streckte den braunen Kopf vor. Seine Worte überstürzten sich. „Sie ist eine anständige Person, Trina Schüpp, das kannst du glauben. Sie ist eine Waise und ihrem Vormund, der ein Schuhmacher in Barmbeck ist, aus dem Hause gelaufen, weil er sie schlug, wenn er betrunken war, der Hund. Zwei Wochen lang kenn' ich sie. Dori dimm, die Barfräulein sind nicht alle so, wie du denkst, Trina Schüpp. Die Tilli, sag' ich dir, ist es gründlich satt, Cocktails zu mixen und Whiskyflips und Scherrikloblers und sich von den Sankt Paulikavalieren Veilchen in den Blusenausschnitt stecken zu lassen. Verdammt!" Er warf den Arm lang über den Tisch hin, die zur Schale gebogene Fläche der Hand nach oben, als hielte er ihr sein verliebtes Herz hin. „Ich sage dir, Trina ... sie ist schön. Ihr Haar ... Junge, Junge! Blond und verrückt ... dori dimm ... wie eine Rolle Tau, wenn du es mit Petroleum begießt und ansteckst."

Die kleine Frau Trina Schüpp fragte leise und fremd: „Und ich ... ich soll die Hauptsache dabei sein?"

Der Matrose ergriff ihre Hand, die schmal und weiß wie eine tote Möwe auf der gelben Wachstuchdecke lag, und sagte eindringlich, die Hand liebkosend: „Ja, siehst du, Trina Schüpp, die Sache ist die. Ich muß doch nun mit der ‚Friederike Woermann' auf große Fahrt nach Australien. Es kann zwei Jahre dauern oder drei. Da kann ich doch die Tilli nicht allein lassen, denn sie hat keine Verwandten. Und in der Bar kann sie nicht bleiben, wegen der Verführung und der vielen Liköre, die sie trinken muß. Das mußt du doch einsehen. Da habe ich denn gedacht, daß ich die Tilli in Verwahrung gebe, bis ich wieder da bin, als Schenkmamsell oder was ihr sonst für sie zu tun habt." Er umschmeichelte mit großen, gebräunten Fingern ihr dünnes Handgelenk und sagte, so weich er konnte: „Du mußt doch einsehen, Trina Schüpp, daß ich keinem andern auf der Erde die Tilli lieber anvertrauen möchte als dir und deinem Mann. Natürlich bezahl' ich euch Kost und Logis."

Frau Trina bewegte stumm den Kopf hin und her.

Im selben Augenblick kam ein großer, vierkantiger Mann in die Schenke und trat

in den roten Sonnenschein, so daß breit ein Schatten quer über den runden Tisch fiel. Schwer fühlte Trina, wer hinter ihr stand, und sah deutlich das bartlose, mürrische Gesicht und die tiefe, schwarze Falte, die senkrecht zwischen dichten Augenbrauen durch die Stirn lief bis ins ergrauende Haar. Sie bog die Schultern nach vorn und senkte den rostroten Kopf, als läge plötzlich schwere Bürde auf ihrem Nacken.

Der Mann, mit einem mißtrauischen Blick zu dem Matrosen hinüber, sagte verdrossen: „Frau, sind die Flaschen gespült? Ist der Rum abgezogen?"

Frau Trina erhob sich mit einer angstvollen und scheuen Bewegung, stand eine Sekunde lang unentschieden zwischen den beiden Männern, dann wandte sie den Blick zu Heini Stoyer und sagte leise, ein wenig traurig: „Das mit deiner Braut, mußt du mit Hinrich ausmachen. Was mich betrifft, kannst du sie uns gern ins Haus bringen."

Sie wandte sich um und ging hinaus, ein wenig müde, den Kopf auf die hohe Schulter geneigt, und stieg in den Keller.

⁂

Sie standen auf dem gelben Strand von Hoelgönne, Frau Schüpp und Fräulein Mündel, zwischen ihnen schwer und breit der Schenkwirt, und sahen die ‚Friederike Woermann', wie sie mit drei vollgetakelten Masten, einem weißbeschwingten Vogel gleich, stromabwärts schwamm, dem eisengrauen Himmel entgegen, der mit grünspanfarbener Kante die weitgedehnte Mündung der Elbe berührte. Achtern, vor dem dreieckigen Bagienensegel, stand dunkel ein aufrechter Strich; das war der Matrose Stoyer, der in die Südsee und nach Australien fuhr.

„Wenn ihn man bloß nicht ein Haifisch wegschnappt," seufzte Tilli Mündel und hob ein zierliches Batisttüchlein zu den feuchtblauen Augen, die der große, dunkelblaue Strohhut weich beschattete.

„Laß man," sagte Trina Schüpp langsam, „er wird sich schon vorsehen."

Der Schenkwirt Hinrich Schüpp schob den dampfenden Bröjel aus der rechten in die linke Mundecke, blinzelte mit verkniffenen Augen über Tillis olivgrünen Seidenmantel, der weich und verräterisch vollendete Schlankheit umfing, und sagte mit trockenem Lächeln: „Wenn Sie sich man inzwischen nicht selber von einem Haifisch kapern lassen, Fräulein."

Mit hellaufblitzendem Lachen drehte sich das Fräulein aus der Trichterbar auf den hohen Absätzen ihrer zierlichen Lackstiefel herum, so daß es im Sande knirschte, schüttelte den Kopf und zeigte den blendenden Strich ihrer spitzigen Zähne. „Ich kann sehr treu sein."

Der große, breite Schenkwirt lachte derb.

„Das wollen wir hoffen," sagte Trina Schüpp herb und langsam mit einem Mund, der sich kaum öffnete, und löste den großen und traurigen Blick schwer von dem schmalen Schattenstrich, der immer dünner wurde vor dem weißgebauschten Bagienensegel.

⁂

Es kamen graue und regnerische Herbsttage. Tilli Mündels brennend blonder Kopf flog Tag um Tag durch die Dämmerung der kleinen Schenke am Meßberg wie ein goldsprühender Paradiesvogel durch lichthungriges Urwalddunkel. Abends, wenn die elektrischen Lichter in der Wirtsstube brannten, entzückte sie alle Janmaaten, deren kleine und scharfe Seemannsaugen nicht zur Ruhe kamen, wenn sie mit dampfenden Grogs auf blankem Nickeltablett durch die Schenkstube glitt, behende und schmiegsam in der seidenen Weichheit ihres lichtblauen Kleides, das junge, duftende Gesicht ewig heiter unter dem krausen Wunderbau der gelbfunkelnden Frisur. Hinrich Schüpp hatte sich nicht verrechnet, als er dem Matrosen Heini Stoyer nach gründlicher Überlegung versprach, das kleine Fräulein aus der Trichterbar während der langen Südseefahrt in Verwahrung zu nehmen. Die Gäste kamen in Haufen. Sieben Steuerleute vom Rickmers verlegten ihren Stammtisch vom Fährhaus nach der kleinen Schenke am Meßberg. Der ausgediente Kapitän Hendrik von der Hapag, in dessen kleinen, klaren Iltisaugen ununterbrochen Erinnerungen an rätselvolle Abenteuer unter der Sonne des Südens zu funkeln schienen, ließ sich täglich, wenn er auf seinem Morgenspaziergang am Meßberg vorbeikam, von Tillis schlanken Fingern einen Pomeranzencocktail mischen, einen für sich, einen für Fräulein Tilli, genau wie in der Trichterbar. Und der Heuerbaas Samuel Witkop aus der Admiralitätsstraße, ein kleiner, magerer Herr mit flachsblonder Perücke, ein wenig schief auf spitzem Schädel, legte einen frischen Kragen an und neue Röllchen, wenn er einmal in der Woche in die Wirtsstube kam, um, von Tilli bedient, sein Quintett zu erledigen, wie er die Reihenfolge seiner Getränke nannte: einen Kümmel, ein Glas Bier, ein Glas Burgunder, einen Bataviagrog und einen Whiskyhot. Sie verdarb es mit keinem. Jeden lachte sie an, mit ihrem fast lautlosen Lachen, das den Blitz der Zähne zeigte. Sie erwiderte jeden Blick, heiß wie er kam. Ein jeder durfte, wenn er gewaschene Hände hatte und auch sonst manierlich war, ihre weiche, gerundete Hüfte beklopfen, einen Herzschlag lang, wenn sie das Glas auf den Tisch stellte.

Hinrich Schüpp saß hinter der Tonbank und machte Kasse. Seine breiten Schultern ruhten unbeweglich auf mächtigem Körper. Nur die graugrünlichen Augen wanderten unermüdlich dem brennenden Blond nach, das sich funkelnd hin und her bewegte im blauwogenden Tabaksrauch der Luft.

„Verdammt!" murmelte er manchmal, wenn er einen Haufen Geld in die messingbeschlagene Kassenritze der Tonbank schob. „Verdammt, es wäre wahrhaftig nicht übel,

wenn in der Südsee ein Hai den Heini Stoyer wegschnappen wollte."

Frau Trina kam nur dann aus der Küche in die Schenkstube, wenn sie für einen hungrigen Gast ein Schinkenbrot oder Knackwurst mit Kartoffelsalat zurechtgemacht hatte. Dann stand sie mit hart geschlossenem Mund und schwer gewordenen Augen still hinter der Tonbank und wartete, bis Tilli ihr das Geschirr aus der Hand nahm. Jedesmal wollte sie dem raschen Mädchen einen Namen zuflüstern, mahnend und vorwurfsvoll, doch immer, ehe das Wort über die Lippen kam, war Tilli schon wieder unter den Gästen. In der Küche saß sie dumpf grübelnd auf einem Stuhl, dunkles und verworrenes Gefühl schwer und unruhig auf dem Grunde ihres Herzens.

Zuweilen kamen Briefe von Heini Stoyer. Der erste aus Lissabon, der zweite aus Port Said, ein anderer aus Kolombo. Am Schluß unter dem Namenszug war stets zu lesen: „Grüße die Schüpps und bleibe brav. Der Obige."

Tilli las lachend vor, was er schrieb, Worte der Liebe, stammelnde Worte der Sehnsucht. Trina Schüpp schaute groß und stumm in die Ferne, und es war oft, als wogte dumpfes und verworrenes Gefühl auch in der Tiefe des entrückten Blicks, bald süß, bald schmerzlich.

Eines Abends, eine halbe Stunde nach Mitternacht, als kein Gast mehr in der Schenke war und das Mädchen auf Zehenspitzen vor dem langen Eckspiegel mit anmutig bewegten Fingern ihrer Frisur eine neue und kunstvolle Form zu geben versuchte, richtete sich Frau Trina, die vor der Tonbank auf den Knien lag und den Linoleumbelag säuberte, plötzlich auf, lauschte eine Sekunde nach oben, wo unter Hinrichs schwer sich drehendem Körper die Bettstatt krachte, und sagte rasch zu Tilli hinüber: „Kannst du das wirklich verantworten, Tilli, vor dir und deinem Bräutigam?"

Tilli fuhr herum, die Hände noch vergraben in Duft und Farbe der Frisur, eine blaue Stahlnadel zwischen den Zähnen. Auf den gebogenen Armen, unter blaugespannter Seide bebte ein feines Muskelspiel. Unter der Decke brannte nur noch eine einzige elektrische Birne, aber Frau Trina sah doch, wie blaß das Mädchen geworden war.

„Wie meinst du das?"

„Wie du mit den Männern umspringst."

Tilli nahm die blaue Nadel aus den Zähnen, warf den Kopf in den Nacken und fragte kühl: „Kann mir irgend jemand etwas nachsagen?"

Trina Schüpps Augen wurden starr. Wieder spürte sie dumpfe, ungewisse Angst. Sie schüttelte den Kopf und sagte tonlos: „Nein."

„Na also." Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie leichthin, die dunkelroten Lippen ein wenig kraus: „Wenn ich Absichten hätte, wär' ich in der Bar geblieben. Da gibt's andere Kavaliere als bei euch."

Die Frau entgegnete leise und bewegte bekümmert den Kopf: „Heini Stoyer würde sich nicht freuen, wenn er dich so sähe."

Tilli hatte ein heftiges Wort auf den Lippen. Doch als sie die kleine Frau Schüpp sah, wie sie auf den Knien lag, hilflos, mit müdem Mund und dunklen Augen unter der zarten, von der Wucht des Haares fast erdrückten Stirn, die Schulter traurig gewölbt, erfaßte sie ein weiches, unruhiges Gefühl. Sie sagte langsam und hatte vor träumenden Augen das strahlende Knabenantlitz ihres Bräutigams: „Ich glaube, Trina Schüpp, du denkst zuviel an Heini Stoyer."

„Nein," rief sie gequält, beugte sich über ihre Arbeit und sah nicht, wie glänzende Tropfen schwer in das Tuch fielen, das ihre Hände hart umkrampften.

Tilli seufzte. Dann warf sie den Kopf zurück. „Ach was."

Sie machte sich daran, die Stühle auf die Tische zu setzen. Es ging geräuschvoller dabei zu als sonst.

⌘ ⌘ ⌘

An einem Sommertag, der die gebrechlichen, an Feuchtigkeit und Nebel gewöhnten Häuser am Hafen in die Vollkommenheit seltener Klarheit bettete, kam ein Brief von Heini Stoyer aus Palermo. Es war früh am Morgen. Tilli hinter dem Schenktisch wusch Gläser. Mit feuchten Fingern, die Ärmel hoch aufgekrempelt, nahm sie dem Postboten den Brief aus der Hand, riß ihn mit einer Haarnadel auf und las ihn glühend. Frau Trina putzte die Fenster. Hinrich saß im Roßhaarsofa und frühstückte.

„Denkt euch, er ist auf der Fahrt nach Hamburg! In vier Wochen ist er da."

Frau Trina fuhr herum, ließ das feuchte Putzleder sinken und starrte zu Tilli hinüber, die aufgeregt vorlas: „Wir haben Havarie gehabt und können die Reise nach Australien nicht riskieren. Aber bis Hamburg schleppt sich die ‚Friederike Woermann' schon durch, wenn uns bloß die Biskaya in Ruhe läßt. Mensch, Tilli, Herzensschatz, ich freu' mich auf die Hochzeit wie ein Stint! Denn wir seilen uns gleich an, wenn ich wieder in Hamburg bin."

„Fein, was?" Sie stand, die weichgerundeten Arme in die Hüften gestemmt, im strahlenden Morgen wie in einer Woge von Helligkeit.

Hinrich lachte breit mit kauendem Mund. Dann wurde er plötzlich still, schluckte das Stück Brot hinunter und blickte stier, mit stechend aufflackernden Augen zu der leuchtenden Tilli hinüber, die ihn funkelnd ansah. Der grünliche Blick des Schenkwirts saugte sich in das leichte Beben ihrer Schultern, die mädchenhaft sich in die dünne Bluse schmiegten. Frau Trina sah den grabenden Blick ihres Mannes. Sie dachte: ‚Er ist wütend, daß Heini sie ihm aus dem Geschäft nimmt.' Doch dann erschrak sie heftig, denn sie erkannte in seinen unruhigen Augen den

Hunger nach dem jungen Weib, das erregt und blühend hinter dem Schenktisch sich straffte. Sie wollte etwas sagen, doch sie fühlte, daß ihre Stimme zerbrechen würde, wandte sich um und fuhr mit dem Putzleder schwer und langsam über die Scheibe, obwohl das Glas längst blank und sauber war.

Als Frau Trina gegen Abend die Kellertreppe hinunterstieg, um für einen Gast eine Flasche Rheinwein heraufzuholen, blieb sie plötzlich stehen, da sie Geräusche hörte aus dem Dunkel, das schwarz und breiig unter ihr lag: ein zitterndes, in raschen Atemzügen erstickendes Lachen und das hitzige Flüstern ihres Mannes. Sie lauschte reglos, den Kopf vorgestreckt. Nur ihre Knie zitterten und stießen gegen den Rock.

‚Warum brennt kein Licht im Keller?‘ dachte sie. Da hörte sie einen Aufschrei und dann Geräusche wie von rasch und raubend hingeworfenen Küssen, ein rauhes, erregtes Männerlachen, ein Klirren, wie wenn Flaschen stürzen. Zwei Sekunden später, mit aufschnellender Biegsamkeit, glitt Tilli Mündel aus der Finsternis. Sie schrie auf, als sie Frau Trina sah, die starr auf der Treppe stand, blieb einen Augenblick erschrocken stehen, dann flog sie die Stufen hinauf, an Trina vorbei, mit dem hastigen Ruf: „Das Licht war uns ausgegangen.“

Im Keller entzündete sich eine Flamme, die blaß das Dunkel zerteilte. Der Schenkwirt, groß und kantig, vom schwachen Licht unsicher umspült, duckte sich, hockte schwer vor einem mächtigen Rotweinfaß und griff in die Flaschen, die umgestürzt auf dem Fußboden lagen.

Frau Trina sah das alles unsicher und dumpf. Sie mußte sich niedersetzen und saß auf der Treppenstufe, die Augen grüblerisch auf den breiten Rücken des Mannes gebannt, über dem die Rundkante des Rotweinfasses sich bog wie der Rahmen eines schwarzen Tors. Sie fror unter der feuchten Luft, die kühl aus dem Keller heraufstieg. Schwer im Schoß ruhten die Hände. Sie saß wie betäubt. In der Tiefe stritten Gedanken und Gefühle. Das Blut in ihren Schläfen klopfte schwer. Groll war in ihr, der sich dunkel hob und senkte, nicht gegen den Mann, der sie betrog, nicht gegen das Mädchen, das mit leichtfertigem Blut durch ihr Leben sprang, sondern er galt dem unbegreiflichen Schicksal, das den strahlenden Matrosen Heini Stoyer einer Frau in die Arme trieb, die keine Treue kannte und ihre Küsse wahllos austeilte, wie sie jedem ihre süßen Getränke mischte, der in der Bar von Sankt Pauli auf hohem Hocker sie angelächelt hatte. Sie stöhnte unter einer Welle von Zorn, die schmerzhaft durch ihr Blut sprang, durch ihr strömendes Blut, das selber noch jung und sehnsüchtig war.

Der Mann unten im Keller drehte sich um, blickte erstaunt hinauf zur Frau und fragte, mürrisch eine halbgefüllte Flasche in der Hand: „Mensch, Trina, was tust du denn da?“

Sie blickte an ihm vorbei bis zur lichtbespülten Kellerwand, die wie ein Wogen von Nebel war und sagte und wußte kaum, daß sie es sprach: „Ich muß an Heini Stoyer denken, der auf der ‚Friederike Woermann‘ zur Hochzeit fährt wie in sein Unglück.“

Der Mann blickte sie eine Weile stumm an, dann schüttelte er den Kopf, lachte spöttisch und sagte, während er die Flasche unter den Zapfhahn brachte: „Spökenkieker.“

⌘ ⌘ ⌘

In einer Septembernacht, die blank und klar war wie Stahl, glitt die ‚Friederike Woermann‘ in Schlepp eines Lotsendampfers in den Segelschiffhafen. Dunkel und hoch strichen die abgetakelten Masten durch das funkelnde Feld der Sterne.

Zwei Stunden nach Mitternacht betrat der Matrose Heini Stoyer die Schenke am Meßberg. Die letzten Gäste, rotweinduftende Steuerleute vom ‚Kosmos‘, schwankten selig an ihm vorbei in die warme und klare Sommernacht.

„Tag zusammen!“ schrie er noch unter der Tür und schwang seine Mütze. Die Laterne über dem Eingang schoß gelbes Feuer in sein dichtes, braunes Haar. Tilli schrie hell auf. Sie hatte noch das Glas Rotwein in der Hand, das die beiden Kosmosleute ihr eingeschenkt hatten. Nun berührte es klingend den Tisch. Sie schnellte vom Sofa und flog durch die Stube dem Bräutigam um den Hals. „Dunnerslag!“ knurrte Hinrich und hob sich schwer aus der Ecke des Roßhaarsofas. Frau Trina hinter dem Schenktisch beim Gläserwaschen wurde so bleich, daß ihr rostrotes Haar über der weißen, schön gewölbten Stirn doppelt dunkel erschien.

„Mensch!“ rief Tilli hell zwischen zwei wilden Küssen, „weshalb hast du kein Telegramm geschickt, aus Kuxhaven?“

„Selberkommen ist besser!“ Heini Stoyer lachte, ließ seine blau angestrichene Seemannskiste zu Boden gleiten, schritt breitbeinig, den linken Arm auf Tillis Hüften durch die Wirtsstube, schüttelte über den Schenktisch hinweg Frau Trinas kleine, feuchte Hand und dann die Pranke, die Hinrich ihm entgegenstreckte. Bald saßen sie alle um den runden Tisch, das Brautpaar auf dem schwarzen Sofa, und vor ihnen in Groggläsern funkelte Burgunder. Es ging auf drei. Heini Stoyer prahlte mit Abenteuern aus Kolombo und Kalikut und warf malend seine braungebackenen Hände in die Luft, wenn er sie nicht gerade auf Tillis Schultern hatte.

Unvermittelt fragte Tilli: „Bist du mir treu gewesen?“

Heini Stoyer blickte sie eine Sekunde groß an, dann lachte er überlaut. „Mensch, wenn man zu Hause so etwas hat wie dich! In Bombay weißt du, da waren zwei braune

indische Frauenzimmer, mit blauschwarzen Haaren und funkelnden Raubtieraugen höllisch hinter mir her. Als ich unter einem Granatapfelbaum schlief und von deinen kleinen süßen Händen träumte, kitzelten sie mich mit weichen Federn aus Paradiesvogelschweifen. Als ich aufwachte und die Hindumädchen mit ihren schwarzen Feueraugen sah, brüllte ich sie an wie ein Tiger, so daß sie mit ihren blanken braunen Beinen kreischend davonrannten und kopheister verschwanden im Palmenwald." Er lachte schallend. „Verdammt, ihr schwarzes Haar blitzte wie Bunkerkohle in der Sonne."

Hinrich Schüpps Lachen klang knurrend und höhnisch. Tilli klatschte in die Hände. Frau Trina, ihr Glas zwischen reglosen Fingern, blickte stumm in Heini Stoyers flammend erregtes Gesicht.

Da rief der Matrose: „Und mit deiner Treue? Heraus damit, Tilli, wie steht es mit der?"

Sie lachte in seinen herausfordernd geöffneten Mund. „Treu wie Gold, das kannst du mir glauben!"

Dabei warf sie den Kopf in den Nacken, daß gelbglänzende Blumen aufsprossen im blonden Dickicht ihres Haares.

Da beugte Frau Trina den Kopf weit vor und sagte langsam, ganz blaß um die Nasenflügel: „Das ist nicht wahr."

Mit heftigem Ruck warf Tilli den Kopf herum.

Eine Weile war es totenstill in der Stube. Eine nächtliche Barkasse draußen im Baakenhafen zerknatterte mit eiligem Motor die schlummernde Nacht. Heini Stoyer mit erstarrendem Blick sah, wie Frau Trinas dunkel gewordene Augen schwer von Tilli zum Schenkwirt wanderten.

Da stieg ihm das Blut dunkelrot in die Stirn. Dann schlug er, die Schultern wild gegen Hinrich vorstoßend, die Faust auf den Tisch. „Verdammt, du!"

„Es ist nicht wahr," schrie Tilli. „Er hat mich geküßt, er, unten im Keller."

Hinrich lachte höhnisch, er setzte die Rotweinflasche, aus der er sich ein Glas hatte einschenken wollen, knallend auf den Tisch, erhob sich schwerfällig und knurrte: „Dori dimm! ... wenn's ungemütlich wird, verlasse ich das Lokal."

Breitbeinig schritt er durch den Raum. Die Tür hinter ihm fiel krachend ins Schloß.

Sie saßen sekundenlang stumm um die Wachstuchdecke. Die Unterlippe des Matrosen hing nach unten und zitterte. In seinen grauen Augen war ein erschrockener und unruhiger Glanz. Mit unsicherer Hand wehrte er Tilli, die ihn liebkosend bedrängte, und griff schwer nach dem Handgelenk Trina Schüpps.

„Heraus mit der Wahrheit!"

Tilli begann zu weinen.

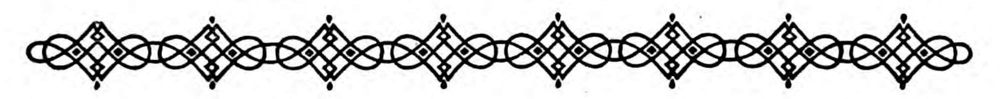
Frau Trina wollte sprechen. Sie wollte ihm sagen, dumpf getrieben von dem dunkel aufwogenden Gefühl, daß er dieses junge Weib nicht zur Frau nehmen durfte, wenn er nicht unglücklich werden wollte für sein ganzes Leben. Nie würde sie ihm gehören können, wie ein Weib dem Mann gehören muß, der sie zur Frau nimmt. Das alles wollte sie sagen. Doch ihre Lippen waren so starr und die Flucht ihrer Gedanken so wirr, das sie kein Wort herausbringen konnte. Hilflos saß sie am Tisch, und ihre Augen, die sich verschleierten, gingen verzweifelt durch Irre und Dunkelheit.

Als Tilli sie so sah, stieg unbekanntes Gefühl in ihr auf, und ein Erschauern umflog ihre Schultern. Sie griff nach der Hand des Matrosen und sagte unruhig, fast ohne Bewußtsein: „Laß sie. Ich glaube ... ja ... es ist Eifersucht."

Der Matrose, seltsam betroffen, hob den Kopf ein wenig und sah, wie das Gesicht Trinas voll zu ihm hingewendet war, reglos, schwer und schmerzlich im Bann eines Gefühls, das wie unendliche Liebe und Sehnsucht war. Plötzlich fiel ihm ein, wie sie beide miteinander gespielt hatten, als sie noch Kinder waren, im engen, selten von Sonne beschienenen Hof, hinter dem düstern Haus, wie sie unter einem Zelt aus zerrissenen Tüchern geschlafen hatten, das er für sie beide gebaut hatte. Mann und Frau in träumender Unschuld, die kleinen Hände verschlungen, Wange an Wange, auf die weichen Geräusche ihres Atems lauschend wie auf einen fernen, unbekannten Gesang. Wie eine Woge lief es durch sein Blut, dunkel und hoch. Wie er sie nun am Tisch sitzen sah, das blasse Gesicht zur rechten Schulter geneigt, als wollte es sich, von Traurigkeit befallen, müde auf weichem Hügel betten, fühlte er ungewiß und traurig, daß sie ihn liebte. Sie blickte ihn groß und sehnsüchtig an, und ihre Seele empfing zitternd eine Welle starken Gefühls, das sich aus seiner Brust löste.

Da spürte er die Hand Tillis, die behutsam sein Knie streichelte. Er wandte den Kopf langsam zu ihr hin und sah ihre Augen, die ein ungewohnter Glanz feucht und warm füllte, und er sagte in die Stille hinein, seine Lippen ihrem funkelnden Haar nähernd und den süßen Duft spürend, dem er sich willig ergab: „Und wenn sie die Wahrheit gesagt hätte, ich kann nicht lassen von dir."

Frau Trina senkte tief den Kopf. Die Hände lagen im Schoß, stumm und blaß. Tränen fielen hinein und glitten über die Haut wie graue Perlen.



Nervös

Von Dr. med. Carl Braunwarth

s gibt nicht viel Begriffe, die, je nachdem man sie auffaßt, weniger sagen oder auch schwerer wiegen als das Wort „nervös" — das so oft vor dem Arzte gegenstandslos wird, weil die vermeintliche Nervosität auf falscher Vorstellung beruht und vor der ärztlichen Aufklärung verfliegt wie die Spreu im Winde.

Und doch ist es nicht nur für den Arzt zum Besten seiner Kranken sehr notwendig, die Grundlage dieser Nervosität zu erkennen, sondern auch für Juristen, Geistliche und Erzieher. Mancher Missetäter läuft frei herum und begeht aus lauter „Nervosität" immer neue Schandtaten, und mancher sitzt hinter Schloß und Riegel und gehörte ins Irrenhaus. Bei vielen Kindern wird die Ungezogenheit förmlich gezüchtet und scheut man sich vor Strafe, weil das Kind, ach, so „nervös" ist, und viele werden blau und grün geschlagen oder mit Spott und Hohn übergossen, wo Mitleid am Platze wäre.

Während im allgemeinen das Wort „nervös" noch für ganz verschiedenartig zu beurteilende Zustände gebraucht wird, hat die Wissenschaft den Begriff mehr und mehr eingeengt und zunächst festgestellt, daß eine Gruppe auf Organkrankheiten beruht. Eine andere Art nervöser Zustände ist im Gegensatz hierzu sicher nicht in körperlicher Erkrankung begründet, sondern rein im Vorstellungsleben, also seelisch bedingt. Von einer dritten Gruppe kennt man zwar die Ursache und Art der Störung noch nicht, doch ist nach dem ganzen Verlauf anzunehmen, daß sie ebenfalls auf körperlichen krankhaften Vorgängen beruht, ohne daß wir diese schon nachweisen könnten.

Das Bild der landläufigen Nervosität wechselt nicht nur bei verschiedenen Menschen, sondern bei ein und demselben in bunter Folge. Manchmal glaubt man einen ganz anderen Menschen vor sich zu sehen, so haben seine Beschwerden, so hat sein ganzes Befinden gewechselt. Bei einem anderen ist die Nervosität wie eine Hydra, bei der immer neue Köpfe wachsen, wenn man glücklich einen abgeschlagen hat. Da gibt es „Nervöse", die können wie die Menschen der Renaissance weinen über ein Gedicht und keiner Fliege was zuleide tun und doch kalten Blutes einen Widersacher opfern, ja töten. Und Peer Gynt-Naturen gibt es, die nur in Phantasien leben, in geistreichelnder Hochstapelei sich als Prophet fühlen, und in unheimlicher Gewissenlosigkeit das Leben und selbst den Tod meistern. Ein anderer „Nervöser" möchte am liebsten sich und die Welt vergiften, und da ihm zu beidem Mut und Möglichkeit fehlen, poltert er bald über die Schlechtigkeit der Welt im allgemeinen, bald weint er über seine eigene Unzulänglichkeit im besonderen. Und dabei ist er ein fleißiger, geschätzter Arbeiter, der voll und ganz seinen Mann stellt und dem die Welt gar nichts getan hat. Wieder ein anderer aber sieht alles rot in rot, möchte und kann angeblich alles und leistet nichts, ist aber immer vergnügter Stimmung, protzt mit seiner Tatkraft, so unfruchtbar sie ist, und schimpft auf die Unzulänglichkeit der anderen, die ihre Erfolge nur weiß Gott welcher Ungerechtigkeit verdanken. Noch einer hat Weinen und Lachen in einem Säckchen, wie ein Kind, schafft außerordentliche Werte, wenn er muß, und bringt nichts zustande, sich selbst überlassen.

Viele Starrköpfe rennen bewußt in ihr Unglück, bloß weil ihre bessere Einsicht von dem Zustande ihrer Nerven unterdrückt wird, und sind selbst unglücklich darüber. Und mancher Nervenschwächling weint über jede rührselige Geschichte zu seinem eigenen Ärger. Der eine zittert aus Nervosität an allen Gliedern, der andere stottert, wieder ein anderer zählt zwangsmäßig die Fenster des Hauses gegenüber oder die Treppenstufen oder rennt zum Briefkasten zurück, um zu sehen, ob der Brief nicht nebenher gefallen ist, den er gerade eingeworfen hatte. Unter den allgemeinen Begriff „Nervosität" rechnen ferner das Gesichtszucken, die verschiedenen Arten von Angst wie Platzangst, Menschenscheu, Angst vor der Polizei trotz tadellosem Staatsbürgertum usw. Lähmungen können nervös sein und Stummheit wie Taubheit, leichte Erregbarkeit wie Phlegma, Verstopfung wie Durchfall, Schlaflosigkeit und Schlafsucht, Erschwerung und Erleichterung des Gedankenablaufs, Krämpfe, Exaltiertheit, Apathie, Enthusiasmiertheit und Banausentum, Pedanterie und allzu großzügige Veranlagung, geschlechtliche Unter- und Übererregbarkeit, Alkoholismus und Abstinenz, übergroße Pietät wie Lieblosigkeit und alle möglichen Gegensätzlichkeiten und sonstigen Erscheinungen, die alle und genauer aufzuführen unmöglich ist und auch gar nicht angebracht. Es liegt sonst die Gefahr vor, daß an manchem nervös veranlagten Leser einzelne der Krankheitsbilder in die Erscheinung treten. Denn es ist ein Zeichen von „Nervosität", daß sich leicht irgendwelche krankhaften Symptome, die man gelesen, gehört oder gesehen hat, einstellen. Daher glauben fast alle Medizinstudenten im Laufe ihres Studiums ziemlich alle Krankheiten nacheinander zu haben, die sie sehen und die ihnen vorgetragen werden. Man kann so gut wie alle äußeren Zeichen von Krankheit sozusagen nachäffen. Ja, mehr noch, sie kann auch die Krankheiten

selbst begünstigen. So ist es eine bekannte Erscheinung, daß man eine Krankheit, die man fürchtet und von der man viel redet, auch leicht bekommt.

Zwiespältigkeit und Übertreibung ist rein nach den äußeren Erscheinungsformen betrachtet, das eine Merkmal der „Nervosität". Ein anderes Merkmal ist der jähe Wechsel: Da kommt einer abgespannt und verärgert nach Hause, nachdem er womöglich schon während der vorhergehenden Nacht schlecht geschlafen hatte. Er glaubt vor Müdigkeit umsinken zu müssen und hat nicht einmal Appetit. Da bekommt er irgendeine erfreuliche Nachricht, und alle Müdigkeit ist verschwunden, und in freudigster Stimmung kann er noch eine zweite Nacht durchwachen. Leichter noch schlägt seine gehobene Stimmung ins Gegenteil um. Auch sonst ist der leichte Wechsel der nervösen Symptome eine häufige Erscheinung. Heute sind es Bedrücktheit und bleierner Schlaf, morgen Schmerzen, dann Herzbeschwerden, Angstzustände usw.

Manchem Leser wird aufgefallen sein, daß viele der genannten, oft als „nervös" angesprochenen Erscheinungen mit dem Charakter zusammenhängen. In der Tat geht auch eine ärztliche Schule soweit, zu behaupten, alle Nervosität (im, wie später gezeigt, stark eingeengten Begriff) sei sozusagen stark betonte Charakterveranlagung. Wir werden später sehen, daß diese Auffassung viel Richtiges hat.

Wenn wir nun zu den wissenschaftlich erforschten inneren Ursachen dessen, was schlechthin meist als „nervös" bezeichnet wird, übergehen, so sind zunächst drei Ergebnisse der Forschung von grundlegender Bedeutung: die Tatsache der sogenannten inneren Abscheidung, die Abhängigkeit „nervöser" Störungen von Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten und der mit auf die Welt gebrachten Veranlagung, und schließlich die Möglichkeit rein auf falschen Vorstellungen beruhender krankhafter Lebensäußerung. Die erstere beruht darauf, daß wohl alle drüsigen Organe des Körpers außer dem Safte, den sie nach außen abscheiden (wie die Leber die Galle, die Munddrüsen den Speichel, die Bauchspeicheldrüse einen Verdauungssaft usw.), auch einen Stoff erzeugen, der ins Blut übergeht. Mit diesem verbreitet er sich im ganzen Körper und gelangt damit auch zu den Nerven und dem Gehirn, auf die er in ganz bestimmter Weise einwirkt. So reagiert z. B. das Nervensystem von Menschen mit krankhaft arbeitender Schilddrüse ganz anders als das eines Menschen mit gesundem Organ. Die Art der veränderten Reaktionsfähigkeit hängt ab von der Art der Erkrankung des Organs, je nachdem ob zu viel oder zu wenig des spezifischen Saftes abgesondert wird: Das Nervensystem eines Menschen, dessen Schilddrüse zu stark funktioniert, reagiert leichter auf Reize, arbeitet sozusagen auch zu viel, so daß der gesamte Stoffwechselumsatz, der ja nur durch Vermittlung des Nervensystems zustande kommt, teils zu rasch, teils zu stark vor sich geht. Daher sind solche Menschen meist mager, schwitzen leicht, alle ihre Funktionen, besonders die Verdauung und die Herztätigkeit, sind beschleunigt. Geistig sind sie sehr regsam, leicht reizbar usw. Umgekehrt sind Kranke mit verminderter Schilddrüsenfunktion geistig träge, was bis zur Idiotie gehen kann; körperlich neigen sie zum Fettansatz usw.

Ferner sind viele nervöse Störungen von nachweisbaren Erkrankungen des Gehirns, Rückenmarks und der Nerven abhängig. Um dieses zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß Gehirn, Rückenmark und Nerven ein zusammenhängendes System bilden, derart, daß Gehirn und Rückenmark ineinander übergehen und alle Nerven von dem einen der beiden ihren Ursprung nehmen. Denn jeder Nerv ist der Fortsatz einer im Rückenmark oder Gehirn gelegenen Zelle. Allein für sich, also ohne Zusammenhang mit jenen, geht jeder Nerv zugrunde. Er hat also nicht nur seinen Ursprung, sondern auch seine Nährquelle in jenen. Es ist danach klar, daß sich nicht nur Erkrankungen der Nerven selbst, sondern auch des Rückenmarks und Gehirns in krankhafter Funktion der Nerven äußern, wie sich Krankheiten einer stillenden Mutter auch oft an dem Kinde äußern, das von ihr abhängig ist. So können also Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten sich unter dem Bilde einfacher „Nervosität" verstecken, wie sich Störungen auf einem Telephon- oder Telegraphenamt auch an den Leitungen und Empfangs- und Aufnahmestellen bemerkbar machen. Solchen aber sind die Nerven mit ihren Endorganen in der Haut und den übrigen Sinnesorganen vergleichbar.

Aber nicht nur im späteren Leben erworbene Krankheiten, sondern auch die mit auf die Welt gebrachte verschiedene Veranlagung, die z. T. auf verschiedengradige Ausbildung der einzelnen Gehirn- oder Rückenmarksteile oder auch der Nerven und der erwähnten Drüsen zurückzuführen sind, können Erscheinungen hervorrufen, die vielfach als nervös angesprochen werden. Denn wie der Körper seine Organe hat, die verschieden gut angelegt und entwickelt sein können, so hat auch unsere Seele sozusagen ihre Organe, Fähigkeiten genannt, die verschieden gut angelegt sein können. Auch die Drüsen mit innerer Abscheidung können von Geburt an verschieden gut entwickelt und angelegt sein, und so verwickelt sich die Ursache mancher Nervosität noch mehr. Wie es Menschen gibt mit fehlenden oder schwach entwickelten Gliedern und Organen, so gibt es welche mit schwachen Nerven und schwach entwickelten oder gar fehlenden Anlagen. Es ist bekannt, daß manche Menschen besondere Talente auf einzelnen Gebieten zeigen und auf anderen sehr schwer lernen. Genau so ist es auf sittlichem Gebiet. Und die

Nerven mancher Menschen reagieren außerordentlich viel leichter auf dieselben Reize als die anderer. Vielfach bezeichnet man Menschen, denen irgendeine Begabung fehlt, sei es auf sinnlichem, sittlichem oder sonstigem geistigen Gebiet, als „geistig minderwertig". Dies ist in seiner Verallgemeinerung auf den ganzen Menschen durchaus verkehrt. Nicht der Mensch ist geistig minderwertig, sonder nur eine oder die andere Fähigkeit. Im ganzen genommen kann er sogar geistig stark „höherwertig" sein. Dies kommt einem auch auf Beobachtungsstationen auf Geistes- und Nervenkrankheiten dauernd zum Bewußtsein. Und betrachten wir das ganze Heer unserer Künstler, Staatsmänner, Dichter usw., die Ärzte nicht ausgenommen: eine überraschend große Zahl rechnet zu den angeblich „geistig Minderwertigen"; sie haben ihre Schrullen, Eigenheiten und Unfähigkeiten, und selbst Goethe und Bismarck verlieren unter der psychiatrischen Lupe ihre Vollkommenheit.

Die verschiedene Veranlagung findet sich auch oft auf denselben Gebieten, je nach Ursache. So sind oft die bei gewissen Ursachen halt- und energielosesten Nervenschwächlinge bei anderen Ursachen von erstaunlicher Zähigkeit. Da regen sich viele bei oft ganz geringfügigen Anlässen auf und in sehr gefährlichen Lagen sind sie völlig ruhig. Aus Liebe werden manche zu Verbrechern wie zu Helden, die sonst weder zu dem einen noch dem anderen Veranlagung hatten, weil die Hemmungen seitens der Nerven versagten. Und daß vielfach ganz gegensätzliche Veranlagungen bei ein und demselben bei Ausschaltung der Nerventätigkeit sehr stark in die Erscheinung treten können, ist eine alltägliche Erscheinung: nahe beieinander wohnen Liebe und Haß, Heldentum und Feigheit, Größe und Lächerlichkeit und sonstige Gegensätzlichkeiten bei vielen, die ihre Nerven nicht im Zaum haben. Bei vielen wohnen so zwei Seelen in einer Brust.

Vererbung und Erziehung (in weitestem Sinne gefaßt) bestimmen allein den Menschen. Gerade auf nervösem Gebiete ist die Tragik der Vererbung wie die Bedeutung der Erziehung weittragend wie auf keinem anderen Gebiete, so weittragend, daß streng genommen nur solche Menschen Kinder zeugen sollten, die, körperlich und geistig gesund, sich ihrer Pflicht als Erzieher bewußt sind und — die Fähigkeit dazu haben. Die Kindererziehung sollte mit Rücksicht auf die Vererbung mit der Selbsterziehung der Eltern beginnen, indem diese alles unterlassen, was die Entwicklung der Kinder ungünstig beeinflussen könnte und in allem so leben, daß die Kinder an ihnen das vollkommenste Beispiel haben.

Es ist schon erwähnt, daß viele anscheinenden und angeblichen „nervösen" Symptome im Charakter und der Veranlagung begründet sind. Dies tritt schon beim Kind in die Erscheinung. Wenn die Veranlagung sehr stark ausgesprochen ist, so macht das Kind oft einen „nervösen" Eindruck. Die nervösen Zeichen äußern sich entweder mehr in der Art des sanguinischen oder cholerischen, melancholischen oder phlegmatischen Charakters. Sache der Eltern und Erzieher ist es, da zu dämpfen und zu zügeln, dort zu wecken und anzuregen. Man darf nie die Kinder von der eigenen Veranlagung aus beurteilen oder erziehen wollen, sondern von ihrer. Manches Kind ist sehr ungeduldig, wenn es nicht rechtzeitig seine Flasche oder die Brust bekommt, was sich im Schreien äußert, und gibt auch sonst unverkennbar kräftige Willensmeinungen von sich. Andere sind im Gegensatz dazu auffallend ruhig und geduldig. Die erstere Art von Kindern gilt vielfach als „nervös", trotzdem es sich nur um die ersten Anzeichen ihres künftigen sanguinischen Temperamentes handelt; die letzteren gelten als auffallend „brav" und sind in vielen Fällen später geistig träge und von Temperament phlegmatisch — Erscheinungen, die vielfach auch wieder als „nervös" angesprochen werden. Auch im späteren Alter ist eine Unterscheidung zwischen Temperament und „Nervosität" oft nicht möglich.

Auch wird eine Veranlagung, die noch als Ausfluß des Charakters angesprochen werden muß, oft erst in späterem Alter ausgesprochen „nervös", zeigt aber immer noch die ursprünglichen Charaktermerkmale. In diesem Falle kamen Gründe dazu, die die Veranlagung in der ihr einmal gegebenen Richtung verstärkten, so daß sie schließlich einen wirklich krankhaften Eindruck machen, indem der betreffende Träger dann in der einen oder anderen Richtung nicht mehr Herr seiner Nerven ist. Solche Gründe sind zunächst einmal: vielleicht eine gewisse Abnutzung, dann aber auch irgendeine innere Zwiespältigkeit. Da sieht einer, daß er trotz aller Arbeit sein Ziel nicht erreicht; dort reichen die Mittel nicht, um leben zu können, wie man möchte; bei einem anderen sind es eheliche Zerwürfnisse und bei wieder einem anderen irgendein anderer Gegensatz zwischen Erstrebtem und Erreichtem oder Können und Wollen.

Der letzte Gegensatz führt uns auf eine vielfach angeschuldigte Ursache: die Überarbeitung. An und für sich ist Überarbeitung gewiß ein Grund für nervöse Erschöpfung. Aber allen, die ihre Nervosität auf Überarbeitung zurückführen, sei es gesagt, daß sie als alleinige Ursache nervöser Erschöpfung so außerordentlich selten ist, daß sie praktisch kaum in Frage kommt. Es soll damit nicht gesagt werden, daß man ungestraft sein Leben lang ein reines Arbeitstier sein könne und solle ohne Erholung und andere Anregung. Im Gegenteil sind solche zur Vorbeugung und Erhaltung eines langen Lebens unbedingt notwendig. Es ist aber erstaunlich, wieviel der Mensch, und jeder Mensch, leisten kann, wenn er in einer ihm zusagenden, seinen Fähigkeiten entsprechenden, erfolgreichen



Das Goethehaus in Weimar, von der Ackerwand aus gesehen

Gemälde von Ilse Meyn



Tätigkeit steht, und zugleich für ausreichenden Schlaf sorgt, für genügende Bewegung, wenn er zu sitzender Lebensweise gezwungen ist, für genügende körperliche Ruhe, wenn seine Tätigkeit eine vorzugsweise körperliche ist. Das Wesen der krankmachenden Überarbeitung besteht nicht in der Arbeit, sondern darin, daß wenigstens einer der eben genannten Umstände fehlt. Meist sind es aber mehrere sogar. Und dazu führen vielfach Menschen, die viel arbeiten müssen, um angeblich die Arbeitskraft zu erhalten, ihrem Körper noch allerlei Gift zu, wie Alkohol, Tee, Kaffee und Nikotin, und gönnen ihrem Körper nicht die nötige Ruhe. Oder andere sehen keinen Erfolg, fühlen sich der Arbeit nicht gewachsen u. a., alles Umstände, die erst das Schädliche der „sogenannten Überarbeitung" verursachen. So gut wie nie ist es also die Arbeit an und für sich, die nervös macht. Das kann jeder auch am besten daran merken, wie plötzlich jede Nervosität verschwunden ist, wenn eine noch so anstrengende Arbeit ihren verdienten Lohn bekommt, im Gegensatz dazu, daß wenig Arbeit mit unbefriedigendem Ergebnis weit häufiger nervös macht — und mehr noch das Nichtstun.

Die Abhängigkeit des körperlichen Geschehens vom seelischen und umgekehrt ist so wichtig, daß wir dabei noch etwas verweilen müssen. Versuche haben festgestellt, daß der bloße Gedanke an einen Turm einen noch so flüchtigen Augenaufschlag auslöst, und bekannt ist das Erröten als Ausdruck der Scham, und Erbleichen oder gar Einnässen bei Furcht und Schrecken. Das Auge ist der Spiegel der Seele, denn jede Gemütsbewegung offenbart sich an der Weite seiner Pupille und „kalte Hände — warmes Herz" (gleich Gemüt) drückt das Sprichwort der Beziehungen zwischen Blutverteilung und Gemütsverfassung aus. Man frage unvorbereitet seine Nachbarn, was eine Wendeltreppe und was kompakt sei, und die meisten werden ihre Erklärung mit einer entsprechenden Gebärde begleiten. Und noch an einem praktischen Beispiel mag die Bedeutung dieser Abhängigkeit des körperlichen Befindens von der Seele, dem Geist dargetan werden: da gibt es Menschen, die gehen um neun Uhr zu Bett, liegen darin bis wieder neun oder gar zehn Uhr und schlafen mittags noch zwei Stunden. Und sie kommen zum Arzte und klagen über Schlaflosigkeit, die darin besteht, daß sie oft wach würden und morgens wie zerschlagen seien. Denen kann man nur entgegenhalten, daß man nichts Unmögliches vom Schicksal verlangen darf und daß man so geschlafen hat, wie man sich fühlt. Viele Schlaflosen hören „alle Stunden oder alle halben" schlagen. Daß sie zwischen allen Stunden und so vielleicht mehr als genug geschlafen haben, das ist in ihr Bewußtsein nicht eingedrungen und bleibt ohne Einfluß auf ihr körperliches Wohlbefinden.

Von seinem Befinden ausgehend kann kein Mensch wissen, ob es psychisch oder körperlich begründet ist. Denn es hängt eben nicht nur von dem körperlichen Zustand der Organe ab, sondern vorzugsweise von dem Vorstellungs- und Gemütsleben. Und das ist die dritte Ursache von „nervösen" Zuständen, daß sie, wie es so vielfach heißt, in Einbildung begründet sein können. Die Wirkung ist nie „eingebildet", denn der Gelähmte aus „Einbildung" bewegt seinen Arm, sein Bein usw. wirklich nicht, das bildet er sich nicht ein, und der Nervös-Taube hört wirklich nichts, und der Stumme kann wirklich nicht sprechen, wie psychisch bedingte Schmerzen als solche nicht eingebildet, sondern wirklich vorhanden sind. „Eingebildet", unbegründet ist nur die angebliche Ursache der krankhaften Erscheinungen. So zittert der schüttelkranke Soldat nicht „eingebildet", aber ohne Grund. Sein Schütteln ist zunächst eine starke Erscheinungsform des Zitterns, wie es bei Schreck und Angst häufig beobachtet wird, und es trat auch anfänglich immer als Reaktion auf starke psychische Einwirkungen, ja häufig als Folge der Furcht, ins Feld zu kommen, auf. Wenn sie in die Lazarette kamen oder gar jetzt noch, haben und hatten sie aber gar keinen Grund mehr zur Angst und Befürchtung. Dementsprechend sind sehr viele geheilt worden, durch die einfache Überlegung, daß sie nicht mehr solchen Fährlichkeiten ausgesetzt wurden, die die Krankheit verursacht hatten. Wenn die Heilung nicht in der ersten Zeit erfolgte, oder gar mehrere Ärzte erfolglos an ihnen herumdoktorten, so setzte sich natürlich — denn die wenigsten können dies wissen — der Gedanke fest, daß ihre Erkrankung doch nicht bloße Reaktion auf Schreck oder Erregung sei, sondern „da müsse was kaputt" sein, wie man häufig hörte. Die „Einbildung" oder besser unbegründete Annahme unterhielt dann die Erscheinungen weiter. Ein weiteres Beispiel für das Entstehen rein seelischer Krankheiten ist dies: Jemand leidet lange Zeit hindurch an einem langwierigen Magenleiden. Mehrfach mußte er schon Diätfehler oder leichte Abkühlungen mit Verschlimmerung büßen. Schließlich wird er immer ängstlicher, achtet sorgfältig auf sich und vermeidet lieber eine mögliche Schädlichkeit zuviel. So wird er manches vermeiden, was nicht notwendig wäre. Und durch die peinliche Selbstbeobachtung wird er manches an sich feststellen, was ihm früher nicht aufgefallen war — trotzdem es genau so vorhanden war — und wird es deshalb als krankhaft bewerten. Denn er kann ja nicht wissen, ob die Erscheinung noch normal ist oder nicht. Aber lieber ist er, um endlich sein Leiden loszuwerden, zu vorsichtig. So heilt dies zwar aus, aber aus dem Krankheitsverächter ist ein Hypochonder geworden, der jede kleine unbekannte oder unangenehme Erscheinung zuerst absichtlich und bewußt, später gewohnheitsgemäß und unbewußt als krank ansieht: er ist zum „eingebildeten Kranken" geworden.

Welch große Rolle spielen die Gewohnheit und die Suggestion! Wenn man monatelang sein Mittagsschläfchen gehalten hat, so wird man täglich zur bestimmten Zeit müde, ob mit oder ohne wirklichen Grund zur Müdigkeit; der Magen verlangt zur gewohnten Zeit sein gewohntes Maß an Füllung, ob der Körper Bedarf an Nahrung hat oder nicht; zur Gewohnheit wird uns das ganze Leben, und Gewohntes vermissen, macht uns krank.

Und gar die Suggestion! Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Lebensäußerungen zur Hälfte körperlicher Natur sind, zu einem Viertel Gewohnheit und zum anderen Viertel auf Suggestion beruhen. Suggestion begründet die ganze Mode, den größten Teil aller Kunst- und sonstigen Begeisterung, und ein gut Teil unserer anscheinend so höchst persönlichen Lebensanschauungen. Die Suggestion ist die mächtigste Beherrscherin der Massen, die Triebkraft und Erklärung für so manches Verbrechen und so manches Heldentum, ja die Grundlage unserer Erziehung und fast unserer ganzen Lebensführung. Denn was ist Suggestion? Sie ist Erweckung von Gefühlen seitens des Suggerierenden bei einem Menschen mit eingeengter Kritik. Wer kritiklos die Mode mitmacht, wird von der Sucht, immer „modern“ zu sein, so beherrscht, daß er alles ohne Kritik schön findet, was die Mode bringt. Wer in einem Konzert, einem Vortrag, einem Theaterstück in Begeisterung gerät, in dem erweckt das Gehörte oder auch der Beifall seiner Umgebung so mächtig seine Gefühle, daß seine Kritik zunächst schweigt. Der Diplomat, Politiker und Demagoge nutzt mehr oder weniger geschickt eine Gemütsstimmung aus, engt so die Kritik ein, um eine seinen Zwecken förderliche Entschließung oder Tat zu erzielen. Wie mit magnetischer Kraft ziehen Ideale wie irdische Güter an, verblenden oft die normale Geistesverfassung und lassen den einen zum Helden, den andern zum Verbrecher werden.

Alles, was in unserem Unterbewußtsein lebt, kann gelegentlich geweckt werden.

So kann auch bei jedem Menschen die Erinnerung an irgendein Leiden, von dem er jemals sah oder hörte, aus seinem Unterbewußtsein durch eine Gelegenheitsursache auftauchen, aber fast immer gefälscht und verzerrt und in falscher Beziehung. Wer nie von Rückenmarksschwindsucht hörte oder las, kann sich nie „einbilden“, er hätte eine. Wer aber je überhaupt etwas von Krankheit erfuhr, ist nie sicher, daß aus seinem Unterbewußtsein heraus sich nicht der Gedanke festsetzt, an einem Leiden erkrankt zu sein, dessen Symptome, wenn auch noch so entfernt, Ähnlichkeit haben mit dem Gehörten oder Gesehenen. Denn kein Mensch kann genau alle Symptome aller Krankheiten kennen, soweit ist kein Arzt durchgebildet. Ja, die Tragik oder Komödie will es, daß gerade die Ärzte und Krankenpflegerinnen der falschen Deutung durch ihr Unterbewußtsein zusammen mit der Suggestion ziemlich stark ausgesetzt sind und einen großen Anteil zu den „eingebildet“ Kranken stellen, weil sie den größten Vorrat Krankheitsbilder im Unterbewußtsein mit sich herumtragen.

Diese Entstehungsart psychischer, oft aber als physisch angesprochener Leiden bildet das Wesen der sogenannten „Hysterie“. Dies ist an und für sich ein ganz unmögliches Wort, und zwar in sprachlicher wie inhaltlicher Beziehung. Es ist abgeleitet von dem griechischen Wort „hysterra“, was auf deutsch die Gebärmutter bedeutet. Es bedeutet also etwas, was mit der Gebärmutter zusammenhängt. Wie falsch das ist, hat der Krieg zur Genüge bewiesen, der vielleicht mehr „hysterische“ Männer ans Tageslicht gebracht hat, als es seither Frauen mit jener Diagnose gegeben hat. Man brachte wohl einst die Krankheit mit dem genannten Organ in Verbindung, weil man sie besonders häufig bei älteren Jungfrauen festzustellen glaubte. Wir wissen aber heute, daß der ältere Junggeselle — ob mit oder ohne Sexualverkehr — wie die verheiratete Frau und der verheiratete Mann ebenso hysterisch sein und werden können. Wenn ein Fünkchen Richtiges an jener vermeintlichen Feststellung ist, so höchstens dies: daß man bei älteren Jungfrauen vielleicht besonders häufig ein inhaltloses, zweckloses Leben antrifft — und viel weniger häufig, als die moderne Literatur annimmt, sexuelle Unbefriedigtheit.

Es kann nicht genug betont werden — und damit kommen wir zum Abschnitt „Behandlung der Nervosität“ — daß sexuelle Enthaltsamkeit an und für sich noch keinem Menschen etwas geschadet hat. Was viele Abstinente „hysterisch“ macht, ist ein innerer Zwiespalt. Wessen Phantasie dauernd durch Schaustellungen, Lektüre, Unterhaltung und Grübeln angeregt wird und wer nicht für genügend Ablenkung und genügend Stoffwechselumsatz durch Bewegung sorgt, der wird ein Spielball seiner Sinnlichkeit. Es ist unverzeihlich von einer gewissen Richtung der modernen Forschung, daß immer nur in die Welt hinausposaunt wird, daß der Mensch das höchstentwickelte (ja oft nicht einmal dieses) Tier, und alles an ihm körperliche Funktion und mithin auch sein Sexualtrieb ein höchst natürlicher Antrieb zur Ableitung gebildeter Stoffe sei. Darüber wird ganz verschwiegen, wie hochgradig der Trieb abgeschwächt, ja ausgeglichen werden kann durch die innere sittliche Stellung des Menschen dazu, durch seine Weltauffassung, durch körperliche Betätigungen. Aber davon weiß diese „wissenschaftliche“ Richtung in ihrer Einseitigkeit und Kurzsichtigkeit nichts oder will nichts wissen. Denn wenn man sieht, wie sogar der Film in den Dienst jener einseitigen „Aufklärung“ gestellt wird, so kann man sich eines gewissen Verdachtes nicht erwehren.

Das eben Ausgeführte gibt zusammen

mit dem über die Grundlage nervöser Leiden Gesagten auch einen Hinweis auf die einzig richtige Behandlung „Nervöser". Zunächst gilt es festzustellen, ob die „Nervosität" rein seelisch ist, oder ob ihr etwa eine körperliche Erkrankung von Gehirn oder Rückenmark, oder der Drüsen mit innerer Abscheidung oder etwa eine fehlerhafte angeborene Anlage zugrunde legt. In manchen der letzteren Fälle kann man durch Medikamente oder sonstige ärztliche Behandlung helfend eingreifen. Jene Feststellung kann aber nur Sache eines erfahrenen Arztes sein. Ist es aber eine Erkrankung seelischer Natur, so tritt die körperlich wirkende Behandlung ganz in den Hintergrund. Man wird ihrer nicht entraten können, denn die Beschwerden der Patienten äußern sich ja vorzugsweise körperlich, und man muß oft das ganze Rüstzeug nervenärztlicher Kunst zu Hilfe nehmen, um die körperlichen Beschwerden insoweit zu lindern, daß die Hauptbehandlung, die nur seelisch sein kann, überhaupt erst wirken kann. Aber es wäre Pfuschwerk, an einem seelisch Nervösen bloß mit Elektrizität und Mittelchen herumzudoktorn, ohne die Ursache anzugreifen. Auf eine falsche Vorstellung, eine falsche Ansicht im Gehirn wirkt aber kein Brom und kein Morphium, sondern einzig und allein Richtigstellung jener falschen seelischen Einstellung. Viele Fehler werden hier noch von Ärzten gemacht, was Diagnose anlangt, aber mehr noch von der Unvernunft der guten Freunde und Verwandten und der ganzen Laienwelt. Eine falsche Vorstellung, eine falsche Meinung kann nur dadurch beseitigt werden, daß man die Überzeugung von der Verkehrtheit beibringt. Und mit der Ursache werden auch die Wirkungen verschwinden. Wenn also ein Arzt sich in dieser Richtung bemüht, sei es durch Wort oder Anwendung gewisser oft nicht ganz angenehmer Mittel, so darf ihm nicht seine Arbeit dadurch erschwert werden, daß in dem Kranken von anderer Seite wieder die falsche Vorstellung verstärkt wird. Und wenn die ärztliche Behandlung darauf hinzielt, den Kranken dazu zu erziehen, gewisse Beschwerden zu vernachlässigen, ihnen keine Beachtung zu schenken, so darf nicht die Umgebung ihn bedauern und bemitleiden, weil dadurch eine falsche Vorstellung ja nur bestärkt wird. Im Gegenteil muß die Umgebung des Kranken ständig mitwirken mit dem Arzt. Das ist für alle Beteiligten sehr schwer. Denn meist ist der Kranke derart von der körperlichen Art seines Leidens überzeugt, daß er es oft als eine Beleidigung empfindet, sie ihm ausreden zu wollen, und man darf als Arzt wie als Mensch es noch kaum wagen, jemand zu sagen: „Sie sind hysterisch", trotzdem dies eine Erkrankung ist, genau wie eine Lungenentzündung. Und gar die Behandlung, die naturgemäß auf die mannigfaltigen Beschwerden, deren Unbegründetheit ja dargetan werden soll, wenig Rücksicht nehmen darf, gibt oft den Anlaß zu Vorwürfen über Lieblosigkeit und Härte. Und es liegt eine gewisse Tragik darin, daß so viele solcher Kranken nicht gesund werden können, weil die Angehörigen nicht die nötige „liebevolle Strenge und Vernachlässigung" aufbringen können. Entweder sind sie zu liebevoll und bestärken dadurch den Kranken in seiner falschen Vorstellung, oder zu rücksichtslos und hart und ziehen sich dadurch Vorwürfe oder Feindschaft zu. Oft ist dann der Arzt gezwungen, als sozusagen letztes Mittel die Hypnose anzuwenden, was nur geschehen sollte, wenn die anderen Mittel weniger guten Erfolg versprechen oder aus obigen schwierigen Verhältnissen. Denn sie will dem Kranken in seinem Zustand der gesteigerten Suggestionsfähigkeit die Überzeugung beibringen, daß seine Leiden nur seelische seien. Sie nutzt zu diesem Zwecke die Suggestion aus, bringt in der Hypnose den Kranken zu der Tätigkeit, die er nicht leisten zu können vermeint, oder beruhigt Aufregungszustände und nutzt dann den Zustand der erhöhten Suggestionsfähigkeit aus, um ihm sozusagen die Grundlosigkeit seiner Annahme nachzuweisen.

Vertrauen zum Arzt ist also die Grundbedingung der Heilung. Wenn der Kranke von vornherein dem Arzt nicht glaubt, ist all dessen Mühe vergeblich. Besteht aber das Vertrauen, dann gibt gerade die psychische Beeinflussung — und nicht bloß die Hypnose — mit die schönsten Heilerfolge. Freilich muß der Kranke eifrig mithelfen, fremden Einflüssen sein Ohr verschließen und den Mut haben, gesund zu werden. Daran fehlt es aber oft. Die Behandlung spielt hinüber in das Gebiet der Selbsterziehung und so in das der Vorbeugung nervöser Leiden.

Erstes Begegnen. Von Karl Martin Schiller

Aufjubelte Musik. Dein Arm
Berührte meinen im Gewühl:
Da läutete mein Herz Alarm
Wie eine Glocke im Gestühl.

Umsonst! Es stand von Tor zu Tor
Die ganze Seele bald in Brand.
Oft kommst du mir im Traum noch vor
Mit einer Fackel in der Hand.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Deutsche Kunstabende

Von Geh. Regierungsrat Dr. Wilhelm Schellberg



Im verflossenen Winter schuf Professor Dr. Hermann Reich eine für das Kunstleben Berlins wie für das deutsche Geistesleben höchst förderliche, zukunftsreiche Einrichtung: die deutschen Kunstabende, die von einer immer zahlreicher werdenden Gemeinde ebenso freudig begrüßt wurden wie von der Kritik.

Diese Kunstabende, deren Darbietungen die Aufmerksamkeit weitester Kreise verdienen, sind erwachsen aus der Arbeitsgemeinschaft für vergleichende Literaturgeschichte, die Hermann Reich im Mai vorigen Jahres schuf. In dieser Arbeitsgemeinschaft sammelte sich schnell die von schöpferischem Drang bewegte Jugend der Berliner Universität: klassische Philologen und Germanisten, Anglisten und Romanisten, Studierende der Theaterwissenschaften wie angehende Dramaturgen und junge Dichter. Unter sie warf der Leiter den Gedanken der deutschen Kunstabende. Sie nahmen ihn mit Begeisterung auf und stellten fortan alle freie Zeit, die ihnen blieb, freudig in den Dienst des schönen Unternehmens. Die Begeisterung und Weihe, die sie aus den großen Werken unserer deutschen Literatur geschöpft hatten, sollte wieder hinausstrahlen in die Herzen zahlreicher Männer, Frauen und der heranreifenden Jugend. In schwerer Zeit sollten diese Abende der deutschen Seele Trost und Stärkung bringen.

Hermann Reichs Ruf als Gelehrter und Dichter verbürgte das Gelingen des Unternehmens, dem bald zahlreiche Persönlichkeiten aus den Kreisen des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, der Universität, der Lehrerschaft, der Kunst, Literatur und Presse als fördernde Mitglieder beitraten. Um beste Kunst bei billigsten Preisen bieten und die teuren Mietsäle meiden zu können, sicherte sich Professor Reich den Festsaal des Französischen Gymnasiums und des Wilhelms-Gymnasiums.

Am 20. November ward der erste „deutsche Kunstabend" eröffnet. Balladen und Schwänke brachte er, gesprochen von Ferdinand Gregori (Deutsches Theater). Alle Plätze waren lange vor der Eröffnung besetzt, und noch immer strömten neue Scharen herbei, die notdürftig nur untergebracht werden konnten. Eine geistig hochstehende Zuhörerschaft war vereint, wie man sie selten beisammen sieht. In beachtenswerten Ausführungen wandte sich Hermann Reich an die Versammelten:

„Sie sind hier erschienen, um die hohen Werke deutscher Dichtung zu hören und Ihre Herzen zu erheben und fröhlich zu machen. Ihre Stimmung ist festlich und erwartungsvoll. Und doch schlummert auf dem Grunde unserer aller Herzen Trauer, Sorge, Not und Qual. Sie kommen vom Bußtage her und schreiten hinüber zum Totensonntag, und niemals wurden in Deutschland so viele heiße Tränen geweint, Tränen um alle Toten des Krieges, Tränen um Deutschlands Schmach und Not, um alles verlorene Land und Gut, verloren selber Kleid und Brot. — Sie war so schwer, die deutsche Klage. Die schreiendste Gefahr aber ist, daß in zehrender Not unsere Seele stirbt, unsres Volkes Seele — erst dann wären wir verloren ganz und gar.

„Es gibt ein viel besprochenes Buch vom Untergang des Abendlandes. Da wird unter scheinbarer Wissenschaftlichkeit, mit der Miene des allweisen Arztes am Bette eines todkranken Patienten vorgerechnet, daß die faustische Seele alt geworden sei und nun eben sterben müsse, wie die Seelen früherer Kulturen gestorben sind. Unser Vorzug sei, diesem Sterben, d. h. unserem eigenen seelischen Sterben mit hellem, gelassenem Bewußtsein zuzuschauen. Welche müde, überkluge Weisheit! Nein, die faustische Seele wird nicht sterben und am wenigsten die deutsche Seele. Gerade die höllische Not, die heute wütet, die schwachen Seelen nimmt sie hinweg ins Nirwana, aber die starken, glutvollen Seelen wird sie noch stärker machen und den neuen höheren Seelenmenschen schaffen. Glauben wir fest an die dionysische Macht der Psyche, der Braut Dionysos des Erlösers, so wird sie uns beglücken und befreien. Wir suchen das Land der Seele. Zu ihm weisen uns die Großen unserer deutschen Dichtung den steilen Weg, sie tragen die Schlüssel zu ihm in ewigen Händen.

„Nein, wir wollen nicht schwach und müde die Hände in den Schoß legen und ergeben den Seelentod erwarten, auch nicht im wilden Tanz, im irren Sinnentaumel, im Mohnblumentraum des Morphiums unserm Untergang entgegenrasen. Wir folgen den lichten Heroen unserer deutschen Dichtung und ziehen froh und feierlich ins Reich der Seele —

„Und wenn unsre Armut so groß geworden ist, daß den Geistigen sich heute die Theater mit ihren unbezahlbaren Preisen verschließen, wenn hohe Kunst und gute Bücher unerschwinglich werden, so bitten wir unsere großen Schauspieler, statt dem Film und dem Kino und dem Mammon zu dienen und unsere Seelen noch tiefer hinunterzuzerren in Schlamm und Verblödung und

geistigen Tod, vielmehr herunterzusteigen zu uns in den Vortragssaal und zu sprechen all das Hohe und Herrliche, das unsere alte und neue Dichtung und Kunst durchbebt.

„Die Arbeitsgemeinschaft für vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Berlin ist es, die diese deutschen Kunstabende bietet für billigste, volkstümliche Preise. In ihr haben sich zahlreiche Studenten und Studentinnen aus allen philologischen Wissenschaften, junge Doktoren und junge Dichter zusammengefunden. Es gibt unter ihnen Anhänger der verschiedensten politischen Ideale und Parteien, selbst der extremsten. Und dennoch, sie arbeiten und forschen zusammen, sie wandern und jubeln zusammen, sie glauben und hoffen zusammen. Denn im hohen Dienst der Seele, in neuer Wissenschaft, die das Seelenvolle, das Schöpferische, das Genialische sucht, die fähig machen will zum Leben und zur Tat, schwindet aller politischer Streit, auf den höchsten Ebenen der Seele ist für politischen Haß kein Raum.

„Weil also die neue Arbeitsgemeinschaft nur der Seele dient, möchte sie sich gerne bemühen, in diesen Kunstabenden der deutschen Seele eine bleibende Stätte zu schaffen — — —“

Dann gab Reich eine kurze erläuternde Übersicht über die geplanten Veranstaltungen des Winters und schloß mit der Bitte an die Anwesenden, sich zu einer Kunstgemeinde zusammenzuschließen und in tätiger Anteilnahme mitzuhelfen, daß hier der deutschen Seele eine stille, grüne Insel erstehe mitten im Schlammstrome der Zeit, ein rechtes Hilligenlei — eine Aufforderung, die mit freudiger Zustimmung begrüßt wurde. Ferdinand Gregoris hohe Kunst bot eine Fülle bester deutscher Balladen und Schwänke. Herder und Bürger, Schiller und Goethe, Uhland, Strachwitz, C. F. Meyer, Fontane, Börries von Münchhausen, Agnes Miegel kamen zu kräftiger und doch seelenvoller Darstellung. Gewaltig wirkte die tragische Wucht der deutschen Ballade. Der Tragödie folgte das Satyrspiel; die tragische Stimmung löste sich freundlich im Humor des deutschen Schwankes, in der lustigen Geschichte vom Schwaben, der das Leberlein gefressen, und der köstlichen Testamentseröffnung aus den Flegeljahren von Jean Paul. Mit lautem Beifallsjubel dankte die Zuhörerschaft.

Der nächste Abend war der Mystik geweiht. Hermann Reich gab eine tiefgründige Einführung.

„Wir wollen uns von der mystischen Schöpfung des Menschengeschlechts, von des Buches Hiob schwermütig trotziger Frage nach der Gerechtigkeit Gottes, von der indischen Mystik Buddhas, der dionysischen, die in Äschylos' Prometheus schwingt, der Johanneischen mit ihren apokalyptischen Reitern und dem jüngsten Gericht und weiter durch die mittelalterliche Mystik hindurchträumen bis zum erhabenen Schluß von Goethes Faust und zu der modernen Mystik.

„Heute nach der Menschheit schwerstem Sündenfall, den gerade unser armes deutsches Volk am schlimmsten büßen muß, schwingt eine starke religiöse Stimmung durch die Welt, und wieder werden alle großen Fragen des Menschenherzens wach.

„Die hohe Mystik, das tiefste transzendente Erlebnis der Seele, steht hinter allen großen Religionen, sie ist das allen Gemeinsame und darum das Verbindende, Versöhnende. Aber ich kann unmöglich in diesen kurzen Augenblicken von der Mystik aller Jahrtausende, Völker, Zeiten und Zonen sprechen. Ich greife ein großes Beispiel heraus und rede von der dionysischen Mystik der Hellenen, von der Mystik Dionysos des Erlösers. In diesem hohen Bilde wird Ihnen auch alle andere Mystik verständlich werden.

„Wer ist nun Dionysos? Was ist dionysische Mystik?

„Ich gebe Ihnen hier letzte wissenschaftliche Entdeckungen, die am Schlusse der Arbeitsgemeinschaft für vergleichende Literaturwissenschaft gemacht wurden. Aber ich gebe sie absichtlich höchst einfach und ohne allen wissenschaftlichen Prunk, so schwere Forschung auch dahinter steht.

„Hier muß ich Sie zunächst an den Anfang aller Religion führen, zur Urreligion des Zaubers, des Fruchtbarkeitszaubers, der einst gleichmäßig über alle Urvölker der Erde verbreitet war, zur Mutter Erde: zu urältesten Mysterien, zum heiligen, magisch-mystischen Geheimnis längst vergessener Zeiten.

„Seltsam ist im alten Hellas die Feier dionysischer Mysten. Diese Mysterien gingen gegen Ende des Winters vor dem Einzug des Frühlings auf Berghalden vor sich im Dunkel der Nacht, Fackeln glühten, lärmende Musik erscholl, schmetternder Schall eherner Becken, der dumpfe Donner großer Handpauken und dazwischen der zum Wahnsinn lockende Klang tieftönender Flöten. Von dieser wilden Musik erregt tanzte mit gellendem Jauchzen die Schar der Mysten. Sie toben, bis Verzückung sie ergreift. Sie rufen Dionysos herbei, den Gott des Frühlings, den Gemahl der blühenden Mutter Erde, der im kalten Winter verschwunden ist, hinunter in die dunkle Unterwelt, zu den toten Seelen, als deren Herr und Seelenführer. Und mit einemmal fühlen sie im verzückten mystischen Wahn: der Gott ist nah, ist da, leibhaftig kommt er durch das Dunkel der Nacht zu ihnen hergeschritten. Und in wilder Verzückung streben die feiernden Mysten Dionysos zu, zur Vereinigung mit ihm. Die unio mystica beginnt. Plötzlich sind sie erlöst vom engen persönlichen Sein mit seiner Qual, das principium individuationis, das selbstische Sein, ist aufgehoben, sie sind erlöst vom Ich. Die Seele sprengt die enge Leibeskraft, sie schwingt sich auf und vereinigt sich mit der Gottheit, wird selbst zum

Gotte. Noch im irdischen Sein fühlt sie die Fülle unendlicher göttlicher, die Welt durchfahrender schöpferischer Urkraft, wird unsterblich, wird selig und eins mit Dionysos, dem himmlischen Gemahl der Mutter Erde, dem Herrn der Geister, des Lebens und der Seelen.

„Aber vergessen wir nicht, diese hohe dionysische Mystik ist aufgebaut auf dem ewigen Urgrunde des Geschlechtlichen, des Eros sagen die Griechen, der Liebe die Modernen. Eros aber ist der erste Diener des Dionysos. So ist Mystik und Erotik von Uranfang an geheimnisvoll verwandt und ist es geblieben bis herab zur mystischen Liebe christlicher Minne zur Himmeskönigin. — Alle Elementargeister im Gefolge des Dionysos, Satyrn, Silene, Pane, Panisken sind stark vom erotischen Triebe bewegt, der auch der Menschen Brust durchflammt, und wenn die Mänade im wilden orgiastischen Tanze Dionysos herbeiruft, den Gott des Frühlings und der Fruchtbarkeit, und wenn sie endlich mit ihm eins wird, so ist das bei aller Mystik noch immer sinnlicher Trieb. Aber wir dürfen nicht vergessen, wenn im Anfang die dionysische Mystik auch zunächst erotisch ist, so gibt es auch eine Mystik des Eros und der Liebe. Darüber hat Plato in seinem wunderbaren Dialoge über die Liebe Herrliches empfunden und gesagt.

„Staunend fühlt sich der Mensch durch den dionysischen Eros von aller Fessel befreit, erlöst vom principium individuationis. Das Einzelwesen fühlt sich selig im Allgemeinen versinken, wenn es auch nur im anderen Einzelwesen versinkt. In diesem seligen Versinken kann ein mystisches Verschmelzen mit der ganzen Natur und dem All-Einen glückhaft berauscht erfaßt werden. Erlösung, dionysische Erlösung durch den Eros — christlich ausgedrückt und allerdings sehr anders empfunden durch die Liebe.

„Auf dem erotischen Wege steigt die dionysische Mystik und Ekstase im Laufe von Jahrhunderten immer höher, immer heiliger hinan. Schließlich ruft die verzückte Mänade nicht mehr den Mann, sie ruft den Gott im sinnlich-übersinnlichen Rausch. Die Erdenschwere sinkt, die Welt verwandelt sich, sie wird vollkommen, die Seele bricht den Kerker des Leibes; Psyche, die Braut des Dionysos, spannt die weißen Flügel und schwebt mit dem Gottsein durch das rauschende, tönende All, und fernher leuchten die goldenen Pforten des Himmels. Der uralte, niedrige phallische Naturdämon ward zum hohen, heiligen Gotte, zum Heiland, zu Dionysos, dem Erlöser —

„Diese dionysische ekstatische Mystik schwingt dann später in der Philosophie des Pythagoras, der auf seinen Wander- und Pilgerfahrten im Orient von orientalischer Mystik durchtränkt, vom Buddhismus her die Lehre von der Seelenwanderung übernahm. Auch in Buddhas Mystik ist dionysische Ekstase, wenn auch in indischer Form; und wenn der Buddhist das principium individuationis bricht und aufgeht in das Gestaltenlose der Seelenwanderung und dem Selbstsein nicht mehr unterworfene Alleine — so ist dieses Nirwana Buddhas eben auch die dionysische Erlösung vom Selbst und vom Ich als Quell aller Qual.

„In dionysischer Verzückung schwang sich Plato auf den Flügeln des himmlischen Eros zu den Ideen. Vom Platonismus kam die dionysische Mystik ins Christentum und wirkt dort in der Offenbarung Sankt Johannis, in den Reden der großen katholischen Mystiker des Mittelalters, in Sequenzen und Hymnen und in abgeschwächter Form in rührenden, volksmäßigen Marienliedern. — In dieser kurzen Einführung, von der ich absichtlich jede anspruchsvolle Gelehrsamkeit fern halte, kann ich leider nichts Näheres über Zusammenhang und Unterschied christlicher und dionysischer Mystik geben. Im mystischen Urgrund der Gottheit sind Christus und Dionysos Brüder, wenn bisher auch feindliche. Aber auch ihnen wird die große Versöhnung kommen."

Den mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Darlegungen Reichs folgte Friedrich Kayßlers Vortrag, der getragen war vom mystischen Schauer, von der großen religiösen Überwindung der Not und der Rätsel in Kosmos und Seele. Der dunkle Sammet seiner Stimme legte das unirdisch Schmiegsame des Fühlens der Mystik über die Hörer. Durch Jahrhunderte führte die Fülle der Darbietungen. Man hörte die Kunde mystischer Inbrunst mit Andacht, mochten sie fernstem Altertum angehören oder dem Mittelalter oder unseren Tagen wie Christian Morgenstern, Hermann Reich oder Friedrich Kayßler selbst. Im ersten Teile seines Vortrages führte Kayßler den Zuhörer vor die großen Fragen der Menschheit. Hiobs Reden, des Prometheus' Rätsel, Buddhas Tiefsinn, Reichs mystischer Hymnus aus dem Buche Michael, die schwerblütigen Bilder der Offenbarung Sankt Johannis klagten, fragten, trösteten ergreifend im Widerklang einer tief empfindenden Künstlerseele. Der zweite Teil des Abends brachte Schalk und Laune durch die innige Naivität mittelalterlicher christlicher Mystik; über ihm schwebte der Stern von Golgatha und der Glanz von Christi Krippe — Weihnachtsstimmung.

Es folgte im Januar der Abend Romantik. Der Verfasser dieses Berichts unternahm es, in knappen Darlegungen die Triebkräfte der Romantik zu umschreiben, die auch heute noch eine Lebensmacht bedeutet.

„In Liebe und Haß beschäftigt uns, um mit Wilh. Dilthey zu sprechen, die Romantik immer noch. Die Verworrenheit der Gegenwart lenkt die Gemüter wieder hin zur Romantik: jener großen, auf das Ganze, das Unendliche gerichteten Bewegung, die von einem tiefen Sehnen nach der Heimat und der Ferne, dem Großen, Urweltlichen getragen, die Pfadfinderin war in das dunkle Reich

unseres Innern, ins Land des Unbewußten, die Deuterin des Mythus, des Märchens, der Sage, deren höchster Ruhm und größte Schwäche es war, alles umfassen, alles erstreben zu wollen. Diese Zuwendung ist begreiflich. In der Verflachung und Versachlichung des heutigen Lebens, das in Sorge oder im Rausch sich verzehrt, geht ein tiefes Sehnen durch die Gemüter nach Selbstbesinnung, seelischer Freiheit, Tat und Innerlichkeit, nach dem Unbewußten, nach Loslösung von allem Mechanismus, nach wahrem, lebendigem Leben. Der Romantik gleich drängen wir nach des Lebens Quellen hin.

„Ich will nicht den Versuch machen, die Romantik, das Romantische zu deuten. Das Romantische ist keine Erfindung der Romantiker. Aber die deutsche Romantik hat das Romantische besonders fruchtbar zur Geltung gebracht. So wie es in der Romantik erblühte, ist es mehr, als die typischen Vorstellungen besagen; es ist mehr als stimmungsvolle Waldeinsamkeit und rieselnder Brunnen, verfallender Palast und verwildernder Garten, Zaubernacht und leuchtende Morgendämmerung. Es ist Wiedererweckung und Wiederempfindung des uralten Weltgefühls, lauter Widerstand gegen nüchternen Wirklichkeitssinn, gegen das Bestreben, Natur und Mensch aller übersinnlichen Beziehungen zu entkleiden. Die deutsche Romantik ist, wie O. Walzel richtig erkannt hat, Sehnen aus dem Alltag in die Welt, Sehnsucht nach deutscher Art und Kunst, nach neuem Deutschtum, sie ist Blick auf die Vergangenheit, Schauen in die Zukunft — Traum und Klarheit, Einfalt und Tiefsinn, Todesverherrlichung und Wirklichkeitsverlangen.

„Aus der Fülle des Bedeutungsreichen hebe ich drei Grundtriebe hervor: Das Weltgefühl, das Lebens- und Kunstgefühl, den Zug in die Heimat und in die Ferne.

„Die Romantiker sind erfüllt von dem Drange, über das Endliche hinwegzufliegen und unter Verzicht auf Form und Ebenmäßigkeit das tiefe Weltgefühl zu gestalten. Sie wollen den engen Horizont aufreißen, das Unbegrenzte zum Weltprinzip erheben. Gegenüber der Aufklärung der Klassiker, die scheu an den Grenzen des Diesseitigen vorbeischleichen, ist die Romantik sich bewußt, daß des Menschen Bestimmung jenseits dieses Erdendaseins liegt, daß das Ringen nach dem Unendlichen Aufgabe der Menschheit ist. So ist die Sehnsucht der tiefste Trieb der Romantiker. Gewiß sind sich diese Symboliker und Mystiker klar, daß sie die letzten Quellen des Urgrundes nicht zu erfassen vermögen. Aber unzerstörbar ist in ihnen der Glaube, daß Poesie und Liebe, in denen sich Zeitliches und Ewiges, Endliches und Unendliches verschlingen, den Zugang zum Unendlichen eröffnen können.

„Das Sehnen und Suchen der Romantik wurzelt ganz in dem Organismusgedanken. Die Welt ist ihr eine lebendige Einheit, ein Organismus, jedes Glied hängt mit dem anderen zusammen; es gibt nichts Totes in der Welt. Sie will die Welt als Ganzes betrachten, das Mannigfaltige verknüpfen, das Kunstwerk als organisches Ganzes erfassen. Der Organismusgedanke kündet die Solidarität des Menschengeschlechtes, das Wertvolle aber auch der Einzelpersönlichkeit. Er lenkt den Blick wieder auf die große überwältigende Einfachheit alles Seins, gibt der Geschichtsauffassung und der naturwissenschaftlichen Denkweise der Romantik die eigentümliche Richtung.

„Von diesen Grundvorstellungen aus gewinnen die Romantiker ihr Verhältnis zu Leben und Dichtung. Alles Sein ist etwas Lebensvolles und etwas Werdendes, ein Ideegestaltendes. Alle Werke verdanken ihr Entstehen einer Schöpfungskraft. Die Poesie soll das Leben durchdringen, es aus dem grauen Werktagseinerlei in den Duft des Poetischen heben. Der Geist der Liebe muß diese ewig werdende Poesie umfließen, ein Geist, der sich nicht gewaltsam fassen und mechanisch greifen, aber freundlich locken läßt. Die Poesie ist der Abglanz des Göttlichen, dessen Mittler der Dichter ist.

„So stimmt die Romantik ihr uralt heiliges Märchenlied mit wundersamer Melodie an, das geheimnisvolle Lied, das verborgen in allen Dingen schlummert, klingt und singt. Am ergreifendsten entströmt dieses Lied der Dichtung Eichendorffs. Er verpflanzte die blaue Blume aus dieser Welt in ein Jenseits. In ihm erreicht die Romantik ihre letzte und höchste Lösung: das irdische Leben im Abglanz des Unendlichen und Ewigen zu schauen.

„Aus dem Organismusgedanken findet die Romantik den Weg zum Staatsgedanken und zum heimischen Wurzelboden. Mit Wackenroder pilgert das neue Geschlecht zur alten deutschen Kunst; Herder, Schlegel, Grimm, Görres führen es zu den Quellen der eigenen Sprache, Sage oder Dichtung, Brentano und Arnim lassen des Knaben Wunderhorn ertönen, dessen Zauberklängen alle echten Lyriker gefolgt sind. So suchen die Romantiker mit stets wachem Sinn in der Vergangenheit die deutsche Eigenart zu begreifen, so streben sie immer wieder von einem tiefen Gefühl des Heimwehs getragen zur deutschen Scholle. Dieses Heimweh — Eichendorff hat ihm ergreifend Ausdruck geschenkt: „... es ist ein wundersames Lied in dem Waldesrauschen unserer heimatlichen Berge, wo du auch seist, es findet dich doch einmal wieder," dieses Heimweh ist der Quell der germanischen Sagen- und Sprachforschung, es hat die deutsche Landschaft erst eigentlich entdeckt und verklärt.

„Die Romantiker sind sich aber auch des anderen Dranges bewußt: des Triebes in die Ferne. Die Romantik, die quellende Fülle und lauteren Reichtum umschließt, schlägt die Brücken zur Weltliteratur, öffnet den weiten Orient, versenkt sich mit liebevollem Sinn in die Völker und Zeiten. Sie will,

abhold aller Enge, den ganzen Umkreis menschlichen, übernationalen Lebens widerspiegeln, alle Rätselfragen menschlichen Lebens lösen; denn sie sieht ihre große Aufgabe darin, zu zeigen: wie der Mensch zum Leben ein Verhältnis finden kann."

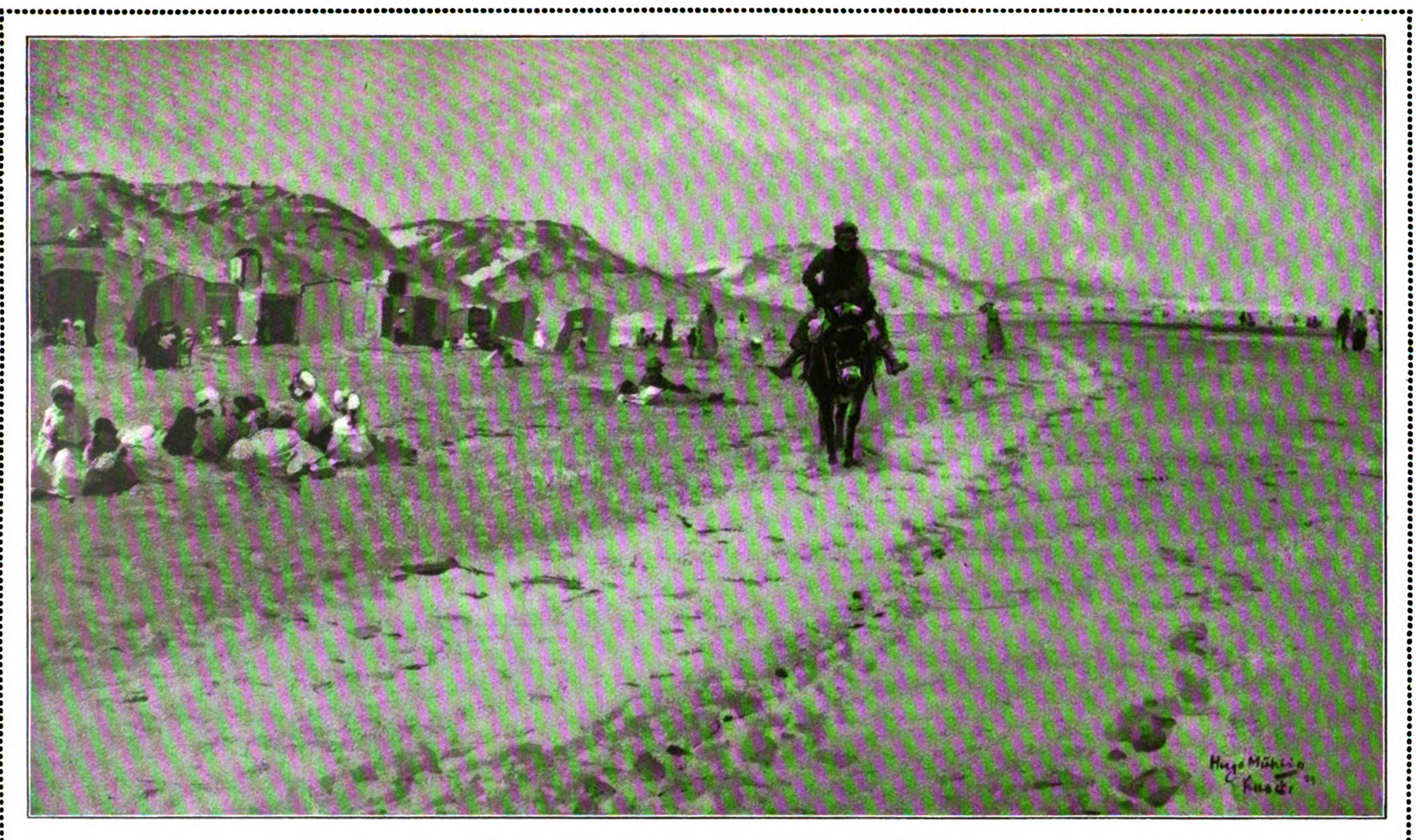
Dann ließ Theodor Loos vom Lessingtheater das Zauberhorn erklingen, das immer wieder in diese Welt verschollener Herrlichkeiten lockt, und vor dem geistigen Auge der Zuhörer erblühte die blaue Blume der Romantik mit ihrem berauschenden Duft. Wundervoll erstand das Weltbild Hölderlins, Eichendorffs, Brentanos, Arnims, Novalis', Lenaus. Zart und schön waren Stellen aus Peter Hilles unveröffentlichter Dichtung „Mysterium Jesu".

Der vierte deutsche Kunstabend brachte „Mythen und Märchen", gesprochen von Dr. Erich Drach. In der Einführung schilderte er, wie das Volk in den Naturstimmungen Göttergestalten erblickte, die Sagengestalten und schließlich Märchenprinzen werden. Das Jahrtausende umfassende Programm führte von dem großen Sonnenmythus des Königs Amanhotep IV. von Ägypten, über das assyrische Gilgamasch-Epos zur Edda. Altschottischen Märchenballaden, prachtvoll übersetzt von der anwesenden Hedwig Lübeke, schlossen sich noch Märchen aus neuester Zeit an von Friedrich Kayßler und Volkmann-Leander. Hatten bisher die großen Schauspieler bei ihrem Vortrage vorgelesen, so sprach Dr. Drach frei aus dem Gedächtnis als begeisterter Künder. So kam er in besonders innigen Zusammenhang mit der andächtig lauschenden Kunstgemeinde. Nicht endenwollender Beifall bewies, daß auch dieser Abend wie alle bisherigen eine beständige Steigerung der Wirkung und des inneren Erlebens gebracht hatten.

Dann folgte der fünfte und letzte Kunstabend mit der erstmaligen Vorlesung von Hermann Reichs Trauerspiel ‚Ardalio' durch Theodor Loos (Lessing-Theater), Ferdinand von Alten (Deutsches Theater), Dagny Servaes (Staatstheater), Paula Somary (Lessingtheater). Eine Tragödie, zumal ein Werk, das solche geistigen wie seelischen Anforderungen stellt, von Anfang bis Ende ohne Streichungen wie auf der Bühne sprechen zu lassen, ist ein Wagnis, und wenige Werke sind ihm gewachsen. Daß es über alles Erwarten gelungen ist, muß der hohen Kunst des Dichters wie der Vorleser gedankt werden. Mit Recht faßt die ‚Kreuzzeitung' in einer Besprechung der Vorlesung die Eindrücke so zusammen:

„Man hörte nicht nur die gewaltigen, von feierlichen Rhythmen beschwingten Worte des Trauerspiels, alle tragischen Geschehnisse standen vor dem inneren Auge leibhaftig wie auf der Bühne da. So steigerte sich die Bewegung und der Beifall des Publikums von Akt zu Akt. Wie bei einer Erstaufführung mußten, immer von neuem gerufen, Dichter und Schauspieler vor dem Publikum sich neigen, von rauschendem Jubel umbraust. Und wie würde dieses Stück erst auf der Bühne wirken, auf die es gehört; es würde überall volle Häuser machen und selbst ein Direktor, der bei der heutigen Notlage der Theater vor allem auf den Kassenerfolg sehen muß, würde hier stark auf seine Rechnung kommen. — Die Keimzelle des Stückes ist die uralte, heilige Legende vom Mimen Gottes, der im römischen Theater die christlichen Mysterien im heidnischen Spiel spottend vorführt und dem Gott der Galiläer Hohn sprechen soll, aber, von der Gewalt des christlichen Glaubens ergriffen, sich plötzlich vor allem Volk zu Christus bekennt und dann den Märtyrertod stirbt. Der Ardalio Hermann Reichs ist der Wanderer zwischen zwei Welten, der sinnenfrohen dionysischen und der asketischen christlichen. Christus und Dionysos ringen um seine Seele. Er steht mitten in der galiläischen Weltrevolution, die zugleich ein Spiegelbild der heutigen ist. Wir blicken in eine Zeit des Weltunterganges ebenso wie heute. Ardalio findet die seelische Rettung der Welt. Er gelangt hinauf auf die hohe, transzendente Ebene, auf der dionysische und christliche Mystik sich zur neuen Weltrevolution verschmelzen, auf die unsere Zeit sehnsuchtsvoll harrt. Wenn Ibsen in ‚Kaiser und Galiläer' an die verschlossene Pforte des dritten Reiches sehnsüchtig pocht, so tut sie sich am Ende der suchenden Seele Ardalios in deutlichen, visionären Bildern auf. Hermann Reich ist ein gelehrter Dichter wie Lessing und Herder und im Grunde auch Goethe, vielleicht sogar der gelehrteste, den die deutsche Literatur bisher gehabt hat. Seine Entdeckung des Mimus als des Urdramas und später des Weltdramas der untergehenden Antike, dessen Klassiker Philistion ist, der Shakespeare der antiken Welt, ist eine der höchsten Taten deutscher Wissenschaft. Sie gibt ein ganz neues Bild der Weltgeschichte der dramatischen Literatur sowie der Literatur überhaupt. Heute ist die Zeit der Renaissance des Mimus. Aber von Reich, dem Dichter, fällt alle Schwere des Gelehrten ab, in schwerster Rüstung tanzt er den leichtbeschwingtesten dionysischen Tanz. Mimus, Mysterium und klassisches Drama verschmilzt bei ihm zu einer neuen, hohen dramatischen Form, und neue Zukunft in der Kunst wie im Leben und Glauben tut sich durch ihn vor uns auf."

Reichs Arbeit und Beispiel verdient Nachahmung auch in anderen Städten. Mögen recht viele Männer und Frauen, namentlich aus den Kreisen der Hochschulen und der höheren Lehranstalten, die Hände und die Geister rühren, um ähnliche Veranstaltungen zu schaffen; denn die Not der deutschen Seele ist groß, und sie bedarf dringend der Kräfte und Mittel, die in der deutschen Kunst der Vergangenheit und Gegenwart wirksam sind.



Am Strand. Gemälde von Prof. Hugo Mühlig

Weiße Kohle

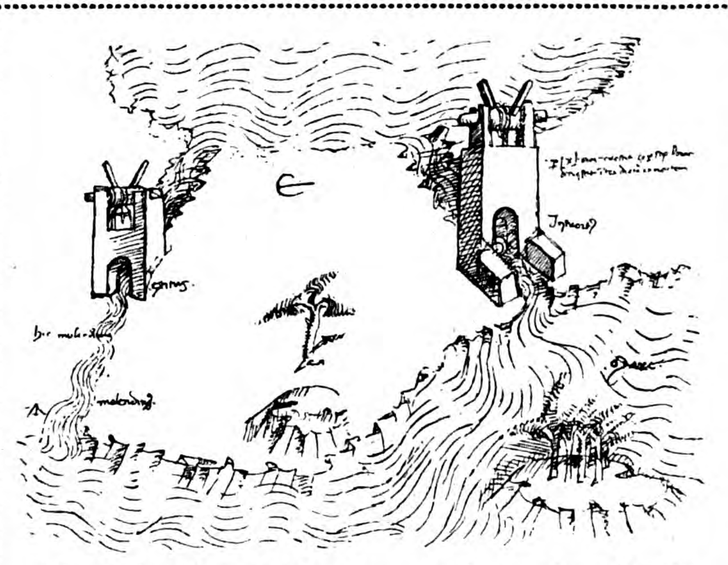
Von Dipl. Jng. Erich Laßwitz

Aus dem starren Eis des Gletschers, der alles Leben tötet, bricht der milchweiße Bach und drängt durch das Geröll der Moräne zu Tal, hell sprudelt unter saftigem Moos und grünen Farnen versteckt die klare Waldquelle, springt murmelnd über die Felsen, in tausend Tropfen zerstäubend, aus denen die Sonne alle Farben zaubert. Eilig strebt der Fluß aus der Höhe zur Tiefe, zwängt sich durch Schluchten und Engen, schleift und bohrt sein Bett breiter und tiefer, rechts und links nimmt er Brüder und Schwestern auf, die alle das gleiche Ziel haben und geschäftig eilen, schon trägt sein breiter Rücken Kähne und Schiffe, kräftig muß der Schwimmer die Flut teilen, wenn er gegen sie anstürmen will. Träger werden die Massen, langsam wälzen sich die Wasser den Strom hinab, ihre weißen Wellenköpfe grüßen die weitspannenden Brücken und raunen ihnen ihre Sehnsucht zu: das Meer, das Meer. Schützend, vereinend nimmt das Meer sie alle auf, macht sie alle gleich, die Wasser, und nur die Wellen, die an die steile Küste branden, verraten noch die Kraft, die all die Bächlein, Flüsse und Ströme verborgen hielten.

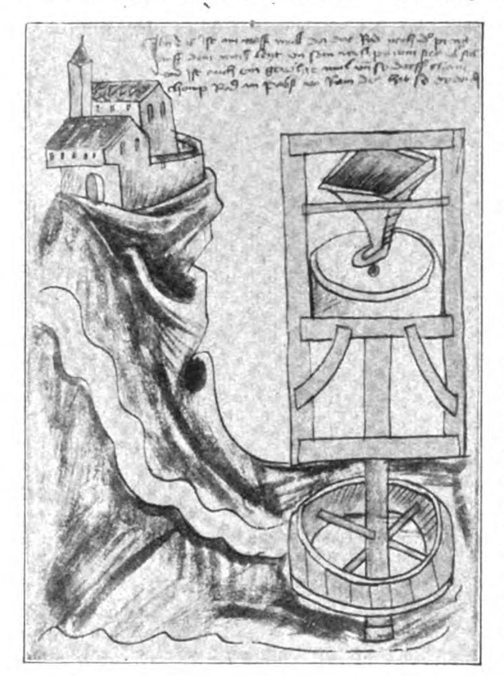
Aber die gewaltige Beherrscherin aller Kräfte der Natur gönnt den Wassern keine Ruhe. Prallend scheint die Sonne auf die weite Fläche des Meeres, auf Seen und Flüsse, und ihre warmen Strahlen ziehen den Dunst des Wassers in die Höhe, höher und höher, bis die feinen Stäubchen in der Kälte des Weltenraumes frierend erstarren und zu Tröpfchen sich schließen. Brausend ballt sie der Sturm zu Wolken zusammen, wirft sie dorthin und hierhin, über Berge und Täler, und aus ihrer Erstarrung erlösen sie sich und strömen wieder hinab zur Erde, befruchtend und segenspendend, verheerend und vernichtend, hemmend und kraftspendend. Und der Kreislauf beginnt von neuem. Sinken und Heben, und als gewaltige, unermüdliche Energiespenderin, als die große Weltmaschine: die Sonne. Sie, die schon in Jahrtausenden Pflanzen wachsen ließ, sie zu Boden stürzte, vermodern ließ und zu Kohlen umwandelte, sie schenkt uns auch die Kräfte, die der Kreislauf des Wassers, die zu Tale strebenden Bäche, Flüsse und Ströme bergen.

Ist denn Wasser eine Kraft? Wissen wir nicht, daß es eine chemische Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff ist? Es wird zum Träger einer Kraft durch seine Masse, genau wie der Stein, der zu Boden fällt, eine Kraft ausübt. Diese Kraft ist die Schwere, die Kraft unsere Erde, die uns zu sich herabzieht. Was ist denn Kraft? Wohl kenne ich die Kraft meines Armes, meiner Muskeln. Sie ist das Ursprüngliche. Wenn ich ein Gewicht von einem Kilogramm hoch hebe, so muß ich eine bestimmte Kraft anwenden. Die gleiche Kraft übt aber auch das Gewicht aus, wenn es zu Boden fällt. Kraft im technischen Sinne ist also Gewicht. Wohl verstanden im technischen Sinne, denn im physikalischen ist Kraft das Produkt aus Masse und Beschleunigung, oder Masse ist das Gewicht, geteilt durch die Erdbeschleunigung, eine konstante Zahl.

Wir wollen aber von der technischen Kraft



Skizze zu einer Ebbe- und Flutmühle von Mariano aus dem Jahre 1438
München, Staatsbibliothek



Entwurf zu einer Turbine
Angeblich von einem Papst um 1430 erfunden
Aus dem Cod. lat. der Staatsbibliothek, München

sprechen. Wenn wir jenes Kilogramm zehn Meter hoch heben, so leisten wir eine Arbeit, die dem Produkt aus Kraft und Weg gleich ist. Es ist also die gleiche Arbeit nötig, um zehn Kilogramm einen Meter zu heben, wie ein Kilogramm zehn Meter. Das Produkt ist immer zehn Meterkilogramm. In Meterkilogramm messen wir auch die Arbeit. Je länger der Weg ist, den ich eine Kraft nehmen lasse, um eine bestimmte Arbeit zu verrichten, desto geringer wird die aufzuwendende Kraft, oder ich kann eine bedeutende Arbeit mit der gleichen Kraft verrichten, wenn ich den Weg groß genug wähle. In Serpentinen zieht das Pferd den Wagen auf der steilen Straße hinan, den es unmittelbar nicht vorwärtsbewegen könnte.

Aber Arbeit wird erst verwertbar, wenn sie zur Leistung im technischen Sinne wird. Arbeit in einer bestimmten Zeit, das ist das Erfordernis der technischen Leistung. Es genügt nicht, daß eine Arbeit überhaupt geleistet wird, sondern einen Gradmesser für die Leistung bekomme ich erst, wenn die Zeit bestimmt wird, in der die Arbeit geschehen ist. Kraft mal Weg durch Zeit, das ist die Leistung, der „Effekt". Entsprechend ist das Sekundenmeterkilogramm das Maß für die Leistung, d. h. die Leistung, die darin besteht, ein Kilogramm in einer Sekunde um ein Meter zu heben. Zum praktischen Gebrauch eignete sich dies kleine Maß nicht. Man schuf die Pferdestärke (PS) und legte sie später fest als die sekundliche Leistung von 75 Meterkilogramm. Ein Mensch, der 75 Kilogramm, d. h. ein und einen halben Zentner wöge und in einer Sekunde einen Meter hochstiege, würde also eine Pferdekraft leisten.

Was bedeutet dies aber für die Wasserkraft? Auch hier ist das Gewicht die Kraft, und zwar das Gewicht der Wassermenge, die zur Wirkung auf eine Gegenkraft, einen Widerstand kommt. Wassermenge und Gefälle eines Wasserlaufes bestimmen die Kräfte, die das betreffende Gewässer ausüben kann, und beide stehen in Abhängigkeit von Geschwindigkeit und Gefälle der in Frage kommenden Wasserlaufstrecke.

Das Wasser besitzt also seine Kraft nur durch seine örtliche Lage gegenüber der Verwendungsstelle, an der es diese Kraft ausüben soll. Anders die Kohle. Sie wirkt nur mittelbar, indem sie den Zustand einer Flüssigkeit ändert, Wasser in Dampf verwandelt, der dann seinen Druck in Bewegungsenergie umsetzt. Aber darin gleichen sich die Kohle und die Wasserkraft: sie helfen beide, die zeitraubende und schwache Arbeit der Hände zu ersetzen durch die schnellen und starken Kräfte der Maschine. Von der unzulänglichen Menschenkraft befreiten sie uns und gaben uns die Riesenkräfte der Turbinen, der Dampfmaschinen und des elektrischen Stromes. So war es trotz der Verschiedenheit der ursprünglichen Kraftwirkung und Entstehung wohl berechtigt, von der Wasserkraft als der weißen Kohle gegenüber der schwarzen Kohle unserer Bergwerke zu sprechen. Aber erst jetzt, als die schwarze Kohle uns so schmählich im Stich ließ, erklang der Schrei nach den Wasserkräften laut und plötzlich, wurde die weiße Kohle ein Schlagwort der heutigen Zeit.

Die Kenntnis von der weißen Kohle als Kraftquelle und das Vermögen, sie als solche zu verwenden, sind keine Errungenschaften der neuzeitlichen Technik. Die noch heute in China gebrauchten Schöpfräder bewässerten schon vor mehreren Tausenden von Jahren die gleichen Felder und haben gewiß ebenso ausgesehen. Sie stellen wohl die älteste Wassermaschine dar. Ein aus Bambusstäben gefügtes Rad taucht in das strömende Wasser, das es dreht und damit die am Radkranze befestigten und wassergefüllten Bambusröhren hebt. Infolge ihrer Neigung zum Radkranze entleeren die Röhren ihren Wasserinhalt in einer bestimmten Lage. Die Kraft des Wassers wird also hier benutzt, um sich selbst zu heben. Ähnliche Schöpfräder sieht man auch heute noch in großer Anzahl in den Gemüse- und Fruchtgärten Konstantinopels und Kleinasiens. Von der ersten Mühle erzählt Strabo. Nach ihm soll zur Zeit des Mithridates (100 v. Chr.) eine solche mit Wasser betrieben worden sein. Doch die billige Sklavenarbeit ließ die Maschinen nicht recht aufkommen. Erst im 4. Jahrhundert n. Chr. hört man von einer häufigeren Anwendung, und von einer fesselnden technischen Ausführung wird aus dem

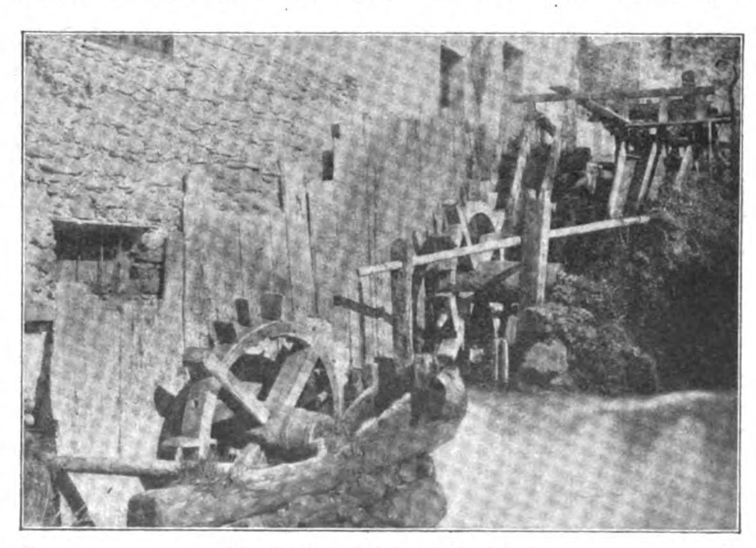
Jahr der Belagerung Roms durch den Gotenkönig Vitiges im Jahre 536 erzählt. Als dieser nämlich die Wasserleitungen Roms zerstört und dadurch die Mühlen stillgelegt hatte, kam Belisar auf den technisch völlig neuen Gedanken, die Wasserkräfte des Tibers auszunutzen. Er setzte die Mühlen auf Schiffe, verankerte diese im Tiber und trieb seine Mühlen mit der Strömungsgeschwindigkeit des Flusses.

Rom brauchte die Wassermühlen besonders als Ölmühlen, da zur Ölgewinnung eine große Kraft erforderlich war; auch für Kelteranlagen wurden Wasserräder als Antrieb benutzt. Nach dem Norden und besonders nach Deutschland brachten erst die Mönche, die Träger der römischen Kultur, die Wissenschaft und Kunst der Ausnutzung der weißen Kohle. Nicht nur aus Rücksicht auf die Speisegesetze suchten sie sich die wasserreichen und damit fischreichen Gegenden zum Ort ihrer Niederlassungen aus, sondern auch aus technischen Gründen. Es bestand eine alte Vorschrift, die bestimmte, daß jedes Kloster eine Mühle besitzen solle, damit die Mönche ihr Getreide selbst mahlen könnten, ohne das Kloster erst verlassen zu müssen. Bald wurde die Wasserkraft dann zum Betrieb von Sägemühlen ausgenutzt, denn Wasser und Wald fanden sich ja meist an gleichen Stellen. Mit dem Beginn des Bergbaus erschloß sich für die Wasserkraft ein neues Wirkungsgebiet, Hammerwerke entstanden, die Papiermacher richteten Papiermühlen ein, in den Glashütten wurden Pochwerke nötig, für die Gerbereien arbeiteten Lohstampfen, die sich alle der Wasserkraft für ihre Arbeitsmaschine bedienten. Aber immer blieb das Wasserrad nur der Ersatz für die menschliche Kraft, es war nie Selbstzweck, sondern Mittel zu einem bestimmten Zweck und stets an den Ort des Vorhandenseins der Kraft gebunden. Die Industrien mußten sich in der Bestimmung ihrer örtlichen Lage nach den Wasserläufen richten.

So war es natürlich, daß die Dampfkraft, sobald sie sich gebrauchsfähig erwies, die Wasserkraft schnell in den Schatten stellte. Ganz abgesehen von ihrer Vielseitigkeit und Anpassung an den jeweiligen Kraftbedarf war sie vom Ort nicht mehr abhängig. Der Dampfkessel konnte überall aufgestellt werden, und die schwarze Kohle zu seiner Beheizung war überall hinzubringen. Auch war die Dampfkraft von äußeren Zufälligkeiten, der Witterung, nicht abhängig, es kam nicht vor, daß Hochwasser die Wehre zerstörte oder Wassermangel die Werke stillegte. So vollbrachte die Dampfkraft ihren gewaltigen Siegeslauf, während die Wasserkraft sich mit bescheidenen Aufgaben an bestimmten Plätzen begnügen mußte.

Eine Besserung zugunsten der weißen Kohle trat ein, als durch die Erfindung der Wasserturbine nicht nur eine günstigere Ausnutzung der Gefälle, besonders der geringen Gefällstufen möglich wurde, sondern durch den erleichterten Einbau, geringeren Umfang der Maschinensätze und die hohen Umdrehungszahlen der Turbinen bedeutend größere Kräfte an einer Stelle ausgenutzt und zu neuen Zwecken verwertet werden konnten. In erster Linie war es die Textilindustrie, die sich die neue Erfindung zunutze machte.

Spinnereien und Webereien siedelten sich bald in der Nähe starker Wasserkräfte an, dem Unternehmergeist eröffnete sich ein reiches Betätigungsfeld, und große Anlagen, Arbeiterkolonien, ganze Ortschaften entstanden durch das Vorhandensein der weißen Kohle. Auch im Kleinbetrieb wurde jetzt die Wasserkraft mehr herangezogen, besonders im rheinisch-westfälischen Industriegebiet diente sie in einer großen Anzahl kleiner Betriebe als Arbeitskraft. Eine zweite, gewaltige Kundin bekam die weiße Kohle dann durch die Zellstoff- und Holzstoff-Fabrikation. Für die Herstellung des Holzschliffes wie der Zellulose waren große Holz- und Wassermengen an und für sich nötig. Das Kochen, Schleifen, Waschen und Auslaugen des Holzes erfordert Wasser und wieder Wasser. Es lag deshalb nahe, das Wasser auch zum Antrieb der Arbeitsmaschinen heranzuziehen. So finden wir in den wald- und wasserreichen



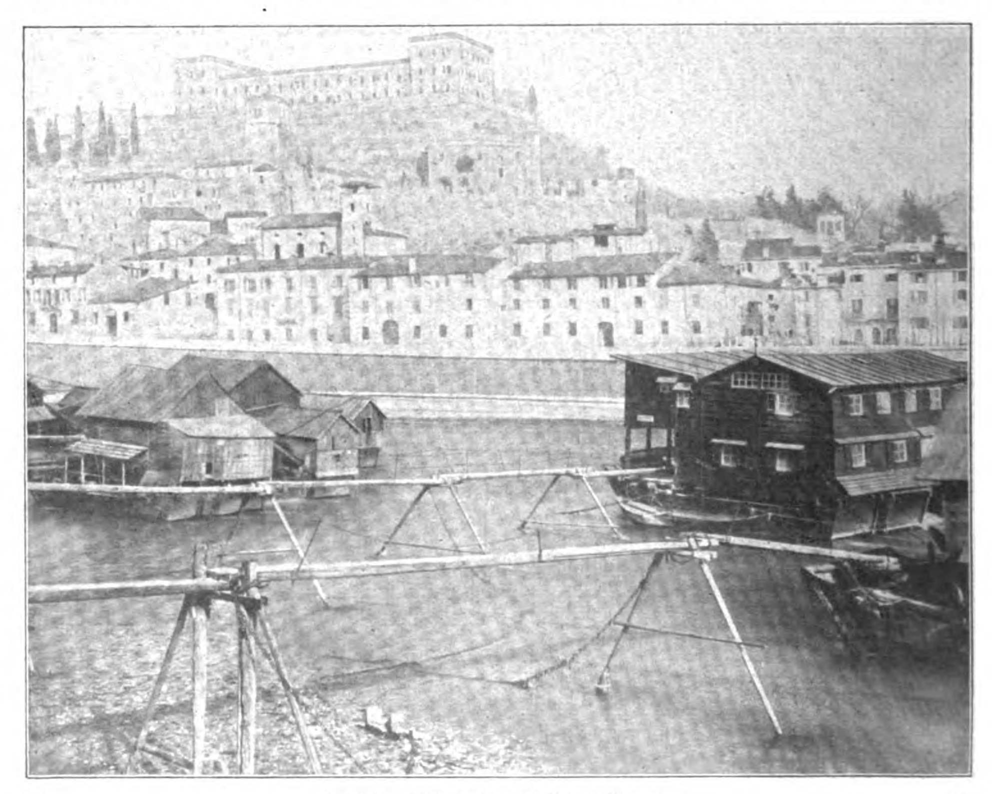
Alte Wassermühle in Mals, Tirol

Gegenden Sachsens und Böhmens die ersten Zellulosefabriken.

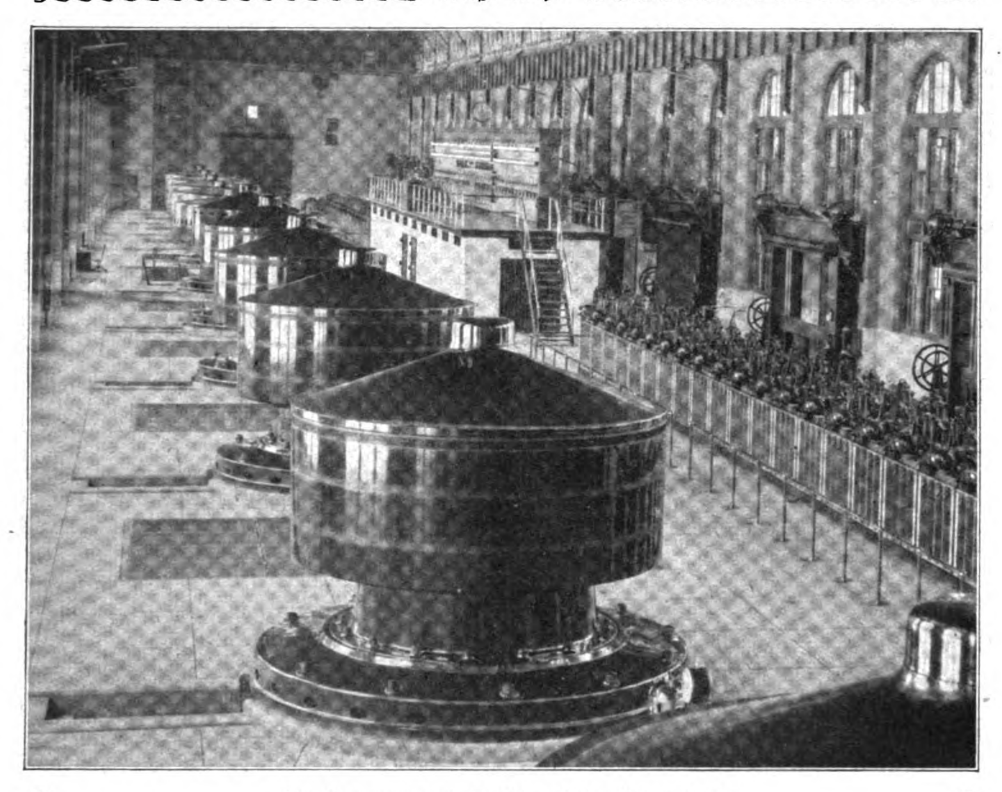
Aber trotz der technischen Vervollkommnung haftete der Wasserkraft immer der Mangel der Unbeweglichkeit an. Sie war nur am Gewinnungsort verwendbar. Da brachte ein erster und gleich überwältigender Versuch eine völlige Änderung in der Bedeutung der Wasserkraft.

Auf der Pariser Weltausstellung hatte die Elektrizität große Triumphe gefeiert, die damals schon recht gut entwickelte deutsche Elektrizitätsindustrie hatte wegen ungenügender Beteiligung dabei aber schlecht abgeschnitten. So schuf auf das Betreiben des bekannten Frankfurter Politikers Sonnemann die Elektrotechnische Gesellschaft in Frankfurt a. M. im Jahre 1891 die Internationale Elektrotechnische Ausstellung in Frankfurt, die zu einer außerordentlich bedeutungsvollen Kundgebung der deutschen Industrie werden sollte. Die technische Leitung hatte der Ingenieur Oskar von Miller, der heutige Staatskommissar für das Bayernwerk. Für diese Ausstellung wurde der kühne Plan gefaßt, eine von der Portland=Zementfabrik in Lauffen a. Neckar zur Verfügung gestellte Wasserkraft auszunutzen. Trotz aller theoretischen Beweise der Unmöglichkeit, der mannigfaltigen Schwierigkeiten und der außerordentlichen Kürze der Ausführungszeit hielten die geistigen Urheber des Planes an ihm fest, und die Ausführung gelang über alles Erwarten gut. Die aus dem Lauffener Wasserfall stammende Kraft wurde in einer Turbine von 300 PS. Leistung in Bewegungsenergie umgewandelt, erzeugte elektrischen Drehstrom — etwas völlig Neues für damals — von 50 Volt, der auf die damals unerhörte Spannung von 12500—25000 Volt transformiert und nach dem 180 km entfernten Frankfurt geleitet wurde, um hier, auf 100 Volt Spannung erniedrigt, die Ausstellung zu erleuchten, Bahnen zu bewegen und, was eine besonders eindrucksvolle und dabei geistreiche Versinnbildlichung der Leistung war, einen künstlichen Wasserfall zu betreiben. Die Wasserkraft, die weiße Kohle, war über 180 km durch einen Draht fortgeleitet worden. Die Unbeweglichkeit war ihr genommen worden, und zum erstenmal war sie Selbstzweck, nicht mehr Mittel zum Zweck. „Weiße Kohle" wurde in elektrische Energie verwandelt, war frei vom Entstehungsort.

Schnell folgte die Industrie auf dem neuen Wege. Vor allem war es die gewaltig anstrebende chemische Industrie, die große Elektrizitätsmengen erforderte und die Wasserkraft sich zunutze machte. So entstand das große Werk in Rheinfelden, das die Kräfte



Schiffsmühlen in der Etsch bei Verona

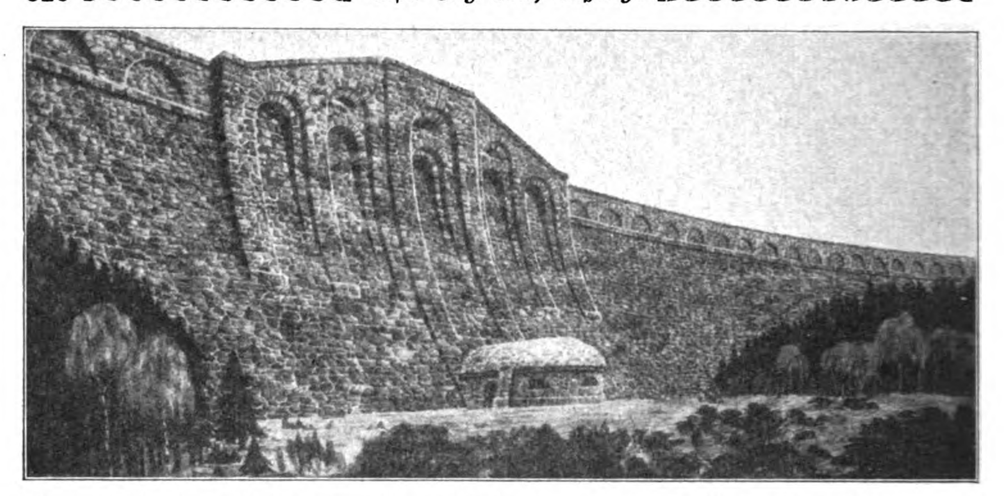


Turbinenraum von Krafthaus II der Niagarafälle

des Rheinfalles zum Teil ausnutzte, in Bayern erschloß man die Energien der Isar, des Lechs und der Amper. Zugleich bekamen die an vielen Stellen schon angelegten Talsperren eine neue Bedeutung. Diese waren ja ursprünglich entstanden, um entweder die Hochwassergefahr abzuwenden oder einzelne Gebiete mit stetigen Wassermengen zu versorgen. Nun dienten sie zugleich der Energie-Erzeugung, man kam zur Erkenntnis, daß das Wasser nicht zu Tal fließen dürfe, ohne Arbeit geleistet zu haben.

Aber noch hielt bezüglich des Strompreises die schwarze Kohle in vielen Fällen die Konkurrenz aus, und selbst der Krieg, der riesige Industrien über Nacht entstehen ließ, vermochte es nicht, den Ausbau der Wasserkräfte in den Vordergrund zu rücken. Vielmehr wurden unsere Braunkohlenlager derartig angegriffen, daß man von einem Raub sprechen kann; der tagein, tagaus zu Tale fließenden weißen Kohle wurde ihre Energie nicht voll entzogen. Nur Baden baute trotz des Krieges sein großes Wasserwerk, das Murgwerk, aus und ist so heute in der glücklichen Lage, von der Kohlennot viel weniger betroffen zu sein als andere Teile des Reichs.

Wir haben im Laufe der geschichtlichen Entwicklung die beiden Mittler schon erwähnt, die die Verwandlung der weißen Kohle in Bewegungsenergie übernommen haben: das Wasserrad und die Wasserturbine. Zwischen beiden besteht ein wesentlicher Unterschied. Das Wasserrad nutzt in der Hauptsache tatsächlich nur das Gewicht des Wassers aus. Man kann sich den Gesamtvorgang deutlich machen, wenn man bei einem Wasserrad den Einzelvorgang in einer Schaufel einmal beobachtet. Das Wasser fließt mit einer bestimmten Geschwindigkeit auf das Rad und füllt eine Schaufel, die eigentlich eine Art Wasserkasten darstellt, mit Wasser. In dem Augenblick ist die Selbstbewegung des Wassers vernichtet, das Wasser ist zur Ruhe gekommen. Eine neue Bewegung bekommt es nun durch die Drehung des Rades, das seine Bewegung dem Wasser mitteilt. Die drehende Kraft, die auf das Rad wirkt, ist aber das Gewicht des Wassers. Es würde zu weit führen, von den besonderen Verhältnissen einzelner Konstruktionen und den Nebenerscheinungen zu sprechen. Hier soll nur das Wesentliche des Unterschieds gezeigt werden. Denn die Turbine nutzt die Eigengeschwindigkeit des Wassers aus. Es wird dabei durch gekrümmte Schaufeln von seiner Richtung abgelenkt, ohne jedoch seine Geschwindigkeit zu verlieren, es leistet Arbeit durch die Richtungsänderung seiner relativen Geschwindigkeit, durch die Reaktion, die es auf den



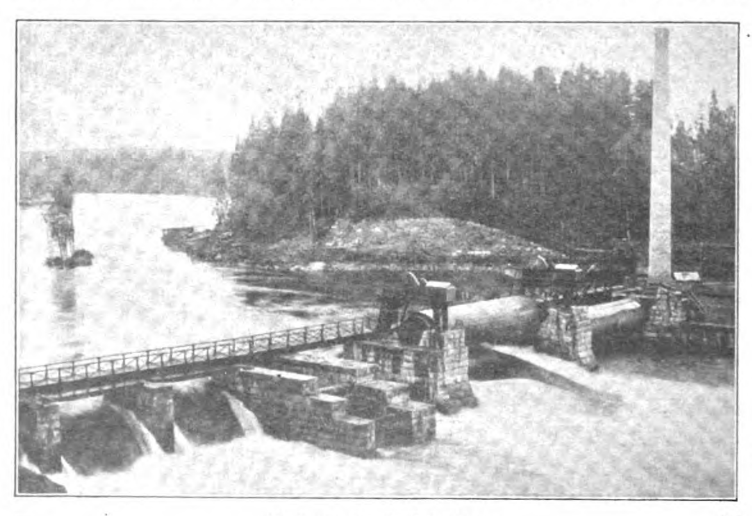
Entwurf von Professor Hans Poelzig für die Sperrmauer der Talsperre Klingenberg

beweglichen Teil ausübt. Beim Wasserrad wie bei der Turbine ist die Leistung abhängig von der Wassermenge und dem Gefälle, jedoch nutzt das Wasserrad die potentielle Energie des Wassers aus, während in der Turbine seine kinetische Energie in Arbeit umgesetzt wird.

Der Vollständigkeit halber sei noch eine dritte Form des Wassermotors erwähnt, die aber keine große Bedeutung hat, es ist dies die Kolbenwassermaschine. Bei ihr wirkt der Wasserdruck unmittelbar auf einen in einem Zylinder beweglichen Kolben, der seine hin- und hergehende Bewegung auf dem üblichen Weg durch Kurbeltrieb auf einen Drehmechanismus überträgt. Solche kleinen Maschinen finden sich im Anschluß an Wasserleitungen für geringe Leistungen; durch die Langsamkeit der Bewegung und die nur unbedeutende Kraftentwicklung können sie für größere Kraftzwecke nicht in Frage kommen.

Ist nicht wie bei Wasserfällen eine natürliche größere Gefällstufe vorhanden, so muß eine solche erst geschaffen werden. Dies geschieht immer durch eine künstliche Anstauung des Wassers, bei kleineren Anlagen durch Einbauen von Wehren, die bei großen Anlagen, besonders dann, wenn mehrere kleinere Wasserläufe erst gesammelt werden sollen, zu Stauwehren, Staudämmen und Talsperren ausgebaut werden. Aus der aufgestauten Wassermenge wird dann in offenen Kanälen — die bekannte Ausführung der Mühlgräben — oder in geschlossenen Rohren oder Stollen die zur Verwendung kommende Wassermenge entnommen und ihr die größtmögliche und zulässige Beschleunigung durch den Absturz des Wasserleiters gegeben. Technische Erfordernisse verlangen im allgemeinen, daß bei diesen zuletzt genannten Mittel- und Hochdruckanlagen das Wasser zunächst einem besonderen Behälter zugeführt wird, der die oft gehörte Bezeichnung „Wasserschloß“ führt. Aus diesem Wasserschloß, das das Wasser „schließt“, stürzen dann die Massen zum Kraftwerk, um hier ihre Kraft abzugeben.

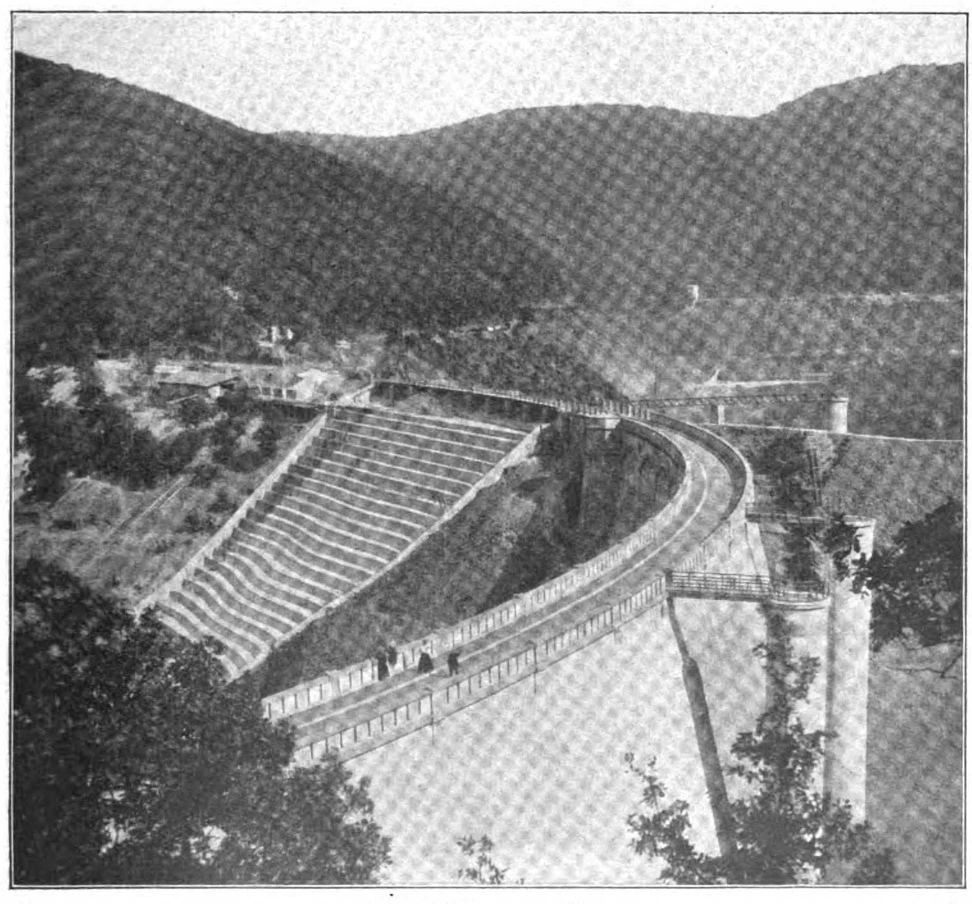
Die Erwähnung der Talsperren hatte uns schon auf die Tatsache gewiesen, daß nur in den selteneren Fäl-



Walzenwehr in Finnland

len so große Wassermengen vereinigt sind, um eine wirtschaftliche Ausnutzung zu sichern, daß vielmehr die Wasser erst gesammelt werden müssen. Wenn es auch überall, wenigstens in den Gegenden der gemäßigten Zone, regnet und Flüsse und Ströme zu Tal fließen, so ist die Verteilung der Wasserkräfte doch eine recht ungleichmäßige. Besonders reich an Wasserkräften ist Norwegen und Schweden. Norwegen, das in Bezug von Kohle völlig von fremder Einfuhr abhängig war, hat deshalb in großzügiger Weise frühzeitig seine weiße Kohle sich dienstbar gemacht. In den Jahren 1905 bis 1915 hat es Wasserkräfte mit mehr als 800000 PS ausgebaut und diese in einem Jahr allein, 1917, um 250000 PS vermehrt. So sind dort die durch Wasserkräfte gewonnenen Pferdestärken zehnmal so groß als die Dampfpferdestärken. Ähnlich hat Schweden die weiße Kohle gegenüber der schwarzen bevorzugt. Es erzeugt heute schon mehr als eine Million Pferdestärken durch Wasserkräfte und gibt davon sogar an Dänemark durch Unterseekabel in Form von elektrischer Energie ab. Den gleichen Weg ist Italien gegangen, das heute schon mehr als anderthalb Millionen Pferdestärken seinen Wasserkräften entnimmt, und zu einer Zeit, zu der in Deutschland die Wasserkraftbetriebe nur fünf vom Hundert der Dampfkraftbetriebe ausmachten, deckte Frankreich bereits vierzig vom Hundert seiner Dampfkraftwerke durch weiße Kohle. Während des Krieges ist diese Entwicklung in Frankreich stark gefördert worden und außerordentlich schnell weitergegangen, so daß dort heute auch schon über eine Million Pferdestärken aus Wasserkräften gewonnen werden. Wie die Schweiz schon lange systematisch sich ihrer weißen Kohle bedient, ist bekannt, die Elektrifizierung der Schweizer Eisenbahnen ist der äußere Beweis des Erfolges dieser Anstrengungen.

Und Deutschland? Man hat errechnet, daß das Deutsche Reich in seinen vorkrieglichen Grenzen zwölf Millionen Pferdestärken in Wasserkräften besäße, von denen zwei Drittel auf Süddeutschland entfielen. Andere Schätzungen sprechen von vierundein-



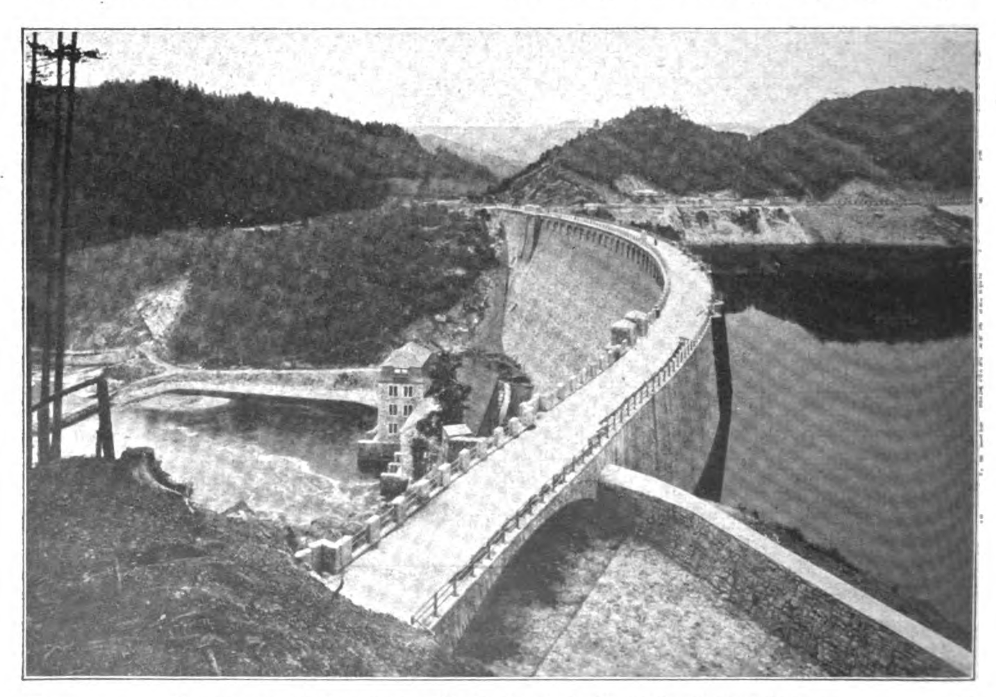
Die Eifeltalsperre im Bau

halb bis sechsundeinhalb Millionen PS. Diese Zahlen beruhen jedoch nicht auf genauen Unterlagen, wie überhaupt das Fehlen eines umfassenden statistischen Materials einer der Hauptgründe der langsamen Entwicklung des Ausbaues unserer Wasserkräfte ist. Nur für einzelne Bezirke sind genaue Unterlagen vorhanden.

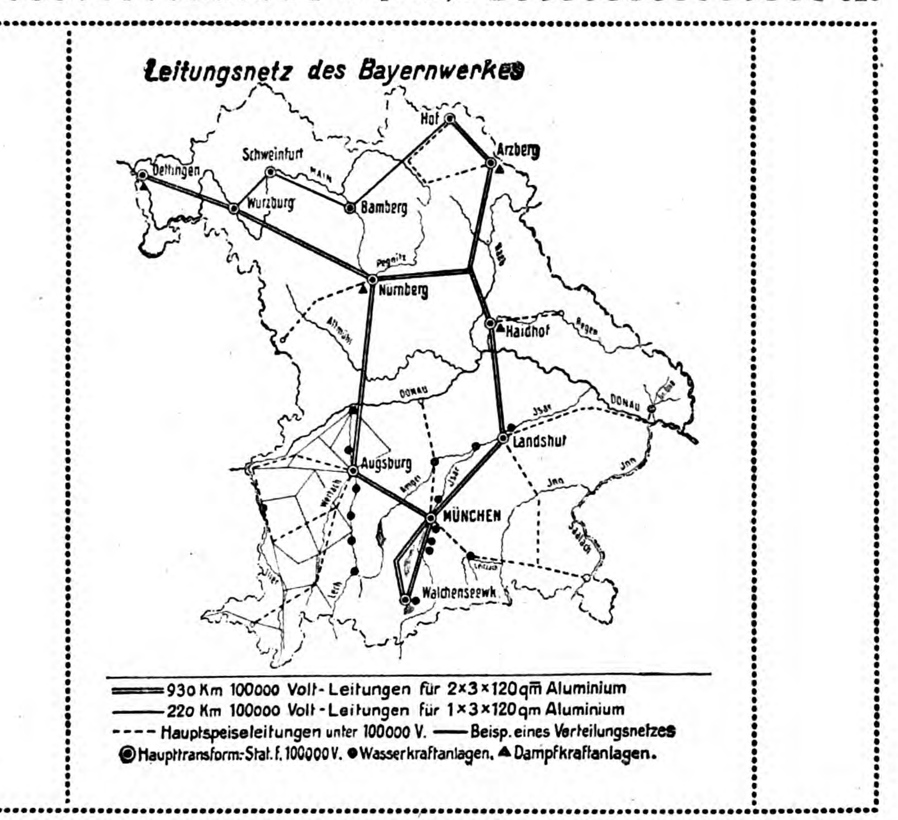
Es würde zu weit führen, hier auf die Möglichkeit der tatsächlichen Ausnutzung dieser Wasserkräfte einzugehen, wir müssen uns damit bescheiden, aus dem bisher Erreichten nur einige bedeutende Beispiele herauszugreifen. Gewaltige Anlagen, besonders Talsperren, bestehen auch heute schon bei uns. Es sei nur an die großen Talsperren im rheinischen Industriegebiet erinnert, von denen die Möhnesperre einen Inhalt von 130 Millionen Kubikmeter hat. Noch größer ist mit ihrem Stauinhalt von 200 Millionen Kubikmeter die Edertalsperre. Auch in der Provinz Schlesien sind eine große Anzahl Talsperren vorhanden und weitere geplant. Wenn auch diese Anlagen ursprünglich andere Zwecke wie die Vorbeugung gegen Hochwassergefahren, die Speisung von Kanälen usw. verfolgten, so dienen sie doch zum großen Teile auch schon der Erzeugung von Energie in Form von Elektrizität. Am bekanntesten und heute im Vordergrunde des Interesses stehend ist das im Bau befindliche Bayernwerk, das ausschließlich dem Zwecke der Krafterzeugung dient und sein Entstehen der unermüdlichen Arbeit Oskar von Millers verdankt.

Die Kraftquelle des Bayernwerkes ist der Walchensee, dem ein Teil der Isarwassermenge zugeleitet wird. Durch einen Tunnel wird das Walchenseewasser nach einem am Abhang des Kesselberges stehenden Wasserschloß geführt, von dem es in sechs Rohrleitungen von je zwei Meter Durchmesser nach dem 200 Meter tiefer am Kochelsee liegenden Kraftwerk abstürzt. Diese gewaltige Energie soll über 140000 PS maximal erzeugen und einen großen Teil Bayerns mit elektrischem Strom versorgen. Es ist aber weiter beabsichtigt, den aus anderen bayerischen Werken überschießenden Strom ebenfalls dem Bayernwerk zuzuführen, so daß durch dieses ein Ausgleich der Gesamtversorgung Bayerns geschehen kann, da es den anderen Werken zu bestimmten Zeiten von seinem Überschuß wiederum abgeben kann. Die Anlage eines solchen Werkes erfordert natürlich bedeutende Mittel, und es ist zu bedauern, daß nicht vor dem Kriege und während des Krieges die Arbeiten weiter gefördert wurden. Lang genug lagen die Projekte schon vor. Damals lautete der Voranschlag über 52 Millionen Mark, heute erfordert der Ausbau schätzungsweise die zehnfachen Aufwendungen. Immerhin hat der bayrische Landtag im Mai des Jahres 1919 die erste Rate zum Ausbau des Werkes bewilligt, so daß mit den tatsächlichen Arbeiten begonnen werden konnte, die inzwischen rüstig vorgeschritten sind.

An großen Anlagen, die die Ausnutzung der vorhandenen Wasserkräfte zum Ziel



Sperrmauer mit Staubecken, Überlauf und Kraftwerk der Bobertalsperre



haben, wurde das Murgwerk Badens schon erwähnt, erinnert sei noch an die Mainwerke, die verschiedenen Anlagen am Oberrhein, die Projekte, die sich auf die Ausnutzung der Wasserkräfte Ostpreußens, der Saale, der Nahe, der Rhön und des Harzes beziehen.

Es ist ein sichtbares Zeichen für die Fähigkeit und die Entwicklung unserer deutschen Technik, daß sie gerade im Turbinenbau Leistungen aufzuweisen hat, die von keiner anderen Nation erreicht wurden. Von der Ausnutzung des Lauffener Werkes mit seinen Turbinen von 300 PS ist es ein gewaltiger Schritt bis zu den Riesenmaschinen, die vor dem Kriege von der deutschen Maschinen-Industrie nach Amerika und besonders Japan geliefert wurden. Dort kamen Wasserkräfte in Frage, wie sie in Deutschland nicht auftreten. Deutsche Maschinen konnten sie verwerten. So laufen in Kanada Turbinen von 12500 PS, in Japan von 8000, 10000 und 11400 PS, die nur von einer deutschen Fabrik geliefert werden konnten.

Man hat oft befürchtet, daß die Ausnutzung der weißen Kohle durch den Einbau der Maschinenhäuser, der Sperren und technischen Anlagen das landschaftliche Bild gefährden würde. Die ausgeführten Werke beweisen, daß diese Befürchtungen unbegründet sind. Landschaftlich reizvolle Seen sind in wasserarmen Gegenden entstanden, die ein Anziehungspunkt für Ortsfremde geworden sind, und ebenso hat man es verstanden, die notwendigen Bauten, selbst die Transformatorenstationen für die elektrische Stromführung, der Umgebung und dem der Landschaft eigenen Stil anzupassen. So haben die Wasserkraftwerke oft eher zur Verschönerung der Gegend beigetragen.

Nicht nutzlos soll das Wasser zu Tale fließen. Eine gewaltige Energiequelle auszunutzen, ist bisher aber noch nicht geglückt: die der Ebbe und Flut. Aber der Technik sind ja keine Grenzen gezogen. Unmeßbare Kräfte treiben die Wassermengen des offenen Meeres täglich zum Lande und drängen sie ebenso regelmäßig zurück. Auch der Tag wird kommen, da sie dem Menschen dienen werden, dienen ebenso wie die Spenderin aller Energie, die Sonne. Noch arbeitet sie nicht unmittelbar für uns. Sie hebt nur die weiße Kohle aus der Tiefe hinauf auf unsere Berge. Doch sie sendet außerdem mit ihren Strahlen gewaltige Energiemengen auf die Erde, die zu verwerten wir noch nicht verstehen. Unsere Nachkommen werden vielleicht einmal, wie wir von der weißen Kohle, von der roten Kohle sprechen, der Sonnen-Energie.

Luise Hensel. Irdisches und himmlisches Lieben

Von Ernst Heilborn

Müde bin ich, geh zur Ruh',
Schließe beide Äuglein zu:
Vater, laß die Augen dein
Über meinem Bette sein!

Hab' ich unrecht heut getan,
Sieh es, lieber Gott, nicht an!
Deine Gnad' in Jesu Blut
Macht ja allen Schaden gut.

Alle, die mir sind verwandt,
Gott, laß ruhn in deiner Hand!
Alle Menschen, groß und klein,
Sollen dir befohlen sein.

Kranken Herzen sende Ruh',
Nasse Augen schließe zu!
Laß den Mond am Himmel stehn
Und die stille Welt besehn.



Das ist eine Weise, die man aus der eigenen Kindheit kennt. Aber vielleicht geschah es sehr viel später, als man selber längst erwachsen war, daß man sich an dem Bett eines Kindes fand, das dies Nachtgebet sprach, und die schlichten Verse gewannen Gewalt über das Herz, und etwas wie eine Sehnsucht erstand, die Pilgerreise in dies ferne — oder verlorene? — Land anzutreten ... Und darüber mochten wieder lange Jahre verstrichen sein, der Wunsch war vergessen und wieder aufgetaucht, bis sich doch die Stunde fand, Aufschluß zu suchen, was es recht eigentlich um diese Kinderverse ist, und wer diese Luise Hensel war, die sie schrieb?

Es war aber, als stünden der Beantwortung der Frage unüberwindliche Hindernisse entgegen. Man vermochte kaum zu sagen, was den Blick derart trübte. Die Eigenart dieses Mädchens oder irgendein Widerstand im eigenen Ich?

Was will das überhaupt besagen: „Laß den Mond am Himmel stehn und die stille Welt besehn?" Ist das bildhaft erfaßt, und wenden sich die Augen der Dorfstraße zu, deren Hütten unter dem Strohdach im Mondlicht heimischer werden, oder ist es Symbol für eine befriedete Welt? Warum die ausdrückliche Bitte an Gott um etwas, das doch auch ohnedies in der Weltordnung vorgesehen ist? Schrieb ein Mensch diese Verse, der ein Kindesempfinden bewußt stilisierte, oder war die Achtzehnjährige, die sie dichtete, Kind geblieben?

Es ist, als stünde man vor ganz schlichter Gartenpforte; aber sie ist derart mit wild aufgeschossenem, von Gärtners Händen unberührtem Grün überwuchert, daß man nicht auszumachen vermag, was sich dahinter birgt.

⌘ ⌘ ⌘

Hinter dieser Kindheit breitet sich die märkische Heidelandschaft.

Luise Hensel ist am 30. März 1798 geboren worden, ihr Vater war protestantischer Pfarrer zu Linum im Havelland, sie selbst das fünfte Kind inmitten siebenköpfiger Geschwisterschar, von denen einzelne allerdings jung gestorben sind. Sie war ein wildes Mädchen, das es den Buben zuvortat, aber es zeigte sich auch sehr früh bei ihr die Neigung, Gräberstätten aufzusuchen und dort zu weilen. Die dichterische Beanlagung war ihr von der Mutter überkommen. In dieser Familie dichtete eigentlich alles, man schrieb sich Briefe in durchaus klingenden Versen, Mutter und Tochter gewannen sogar in Liedern Aussprachemöglichkeiten, die ihnen das Schreiben sonst versagte, und Bruder Wilhelm, der sinnige Maler, stand darin hinter ihnen nicht zurück.

Sorge und Not hat sie früh kennen gelernt, der Vater kränkelte, Geschwister starben, ein Prozeß hatte Armut im Gefolge; dann starb der Vater. Luise Hensel war zwölf Jahre alt, als sie mit der Mutter und den überlebenden Geschwistern nach Berlin übersiedelte.

Sie wohnte in dem Hause Markgrafen- und Lindenstraßen-Ecke und besuchte die Realschule in der Kochstraße. In der nahegelegenen Sternwarte fand sie mancherlei Anregung. In diese Schuljahre, in ihr zwölftes bis vierzehntes Jahr also, fielen ihrem eigenen Zeugnis nach ernste religiöse Kämpfe; man möchte das, in so jugendlichem Alter, belächeln; doch hat die Kindheit ihren stummen Ernst.

Trotz der bedrängten Verhältnisse, in denen die vaterlose Familie lebte, war Luise Hensel in den schöngeistigen Kreisen dieses Berlins, das von der eben überstandenen schweren Arbeit der Freiheitskriege Erholung suchte, ein gern gesehener Gast. Sie verkehrte im Hause des Kriminalrats Eduard Hitzig und hat dort aller Wahrscheinlichkeit nach mit E. T. A. Hoffmann, Houwald, Contessa, Chamisso um einen Tisch herum gesessen. Mit der Tochter des Staatsrats und Dichters Friedrich August v. Stägemann verband sie innige Freundschaft. Bei Stägemanns geschah's, daß Gneisenau dem Mädchen von seiner bitteren Kindheit — ein sonst streng gehütetes Geheimnis — erzählte. Im Hause Stägemanns lernte sie Brentano kennen.

Diesem sehr bescheidenen Berliner Dasein wurden dennoch — das lag nun einmal im Zuge der Zeit — die Freuden einer Sommerwohnung zuteil. Im Jahre 1816 zog die verwitwete Pastorin Hensel mit ihren Kindern nach Schöneberg hinaus, und eben dies Haus „ganz im Grünen" in Schöneberg ist Luise Hensel zu einem Arkadien der Erinnerung geworden. Die Freunde und Freun-

binnen kamen tagtäglich hinaus, man erging sich bei den Vergißmeinnicht am Bache, man spielte, man tanzte. Von Schöneberg aus kam Luise Hensel an jenem Nachmittag nach Berlin und in die „gute Stube" des Staatsrats v. Stägemann, als sie Clemens Brentano kennen lernte.

Versunken scheinen die Eindrücke der märkischen Heidelandschaft; die geistig angeregte Kleinstadt, die zugleich Preußens Hauptstadt ist, bestimmt, umrahmend, diese Jungmädchenbilder. Gewiß, das Leben hat seine Sorgen, aber sie scheinen doch nicht allzu schwer; man weiß eines Wintertages nicht, woher das Holz zum Heizen nehmen, aber noch zur rechten Zeit wird es einem auf Borg geliefert; man findet sich in gutem geistigen Verkehr; zu innerer Erregung, zu seelischem Kampf scheint kein Anlaß gegeben.

Blaut nicht der Himmel über aller Kindheit? Wendet man der heranwachsenden Luise Hensel schärferes Augenmerk zu, so sind es drei Äußerungen, die zunächst zum mindesten merkwürdig erscheinen. Als Kind sagt sie einmal auf die Frage, ob sie nicht auch Pastorenfrau werden möchte: „Nein, nein! Geistliche brauchen gar keine Frau zu haben." Bei ihrer Einsegnung durch einen gut protestantischen Berliner Geistlichen macht sie eine Art Pakt mit Gott: daß sie sich durch diese Handlung zum Christentum bekenne, sich aber die Freiheit wahren wolle, die rechte Kirche unter den Konfessionen zu suchen. Und endlich findet sich in ihren Aufzeichnungen der Satz: „Meine Eltern liebten einander sehr. Doch habe ich gottlob! nie eine Tändelei oder sonst etwas Kindisches zwischen ihnen erlebt, ebensowenig einen Streit."

Man weiß zunächst nicht, was man von alledem zu halten hat. Es ist auch nur, als nähme ein liebliches Jungmädchenantlitz für einen Augenblick befremdenden Ausdruck an.

⌘ ⌘ ⌘

Am 7. und 8. Dezember 1818 vollzog Luise Hensel, Tochter des weiland protestantischen Pfarrers Johann Jakob Ludwig Hensel, ihren Übertritt zur katholischen Kirche. Sie tat den Schritt zunächst ohne Wissen ihrer Mutter. Sie beging ihn aus reiflicher Überlegung heraus und nachdem sie fleißige Besucherin protestantischer Kirchen gewesen war. Es geschah das aber zu der nämlichen Zeit, in der ein Schleiermacher auf der Kanzel der Dreifaltigkeitskirche stand.

⌘ ⌘ ⌘

Luise Hensel ist schön gewesen, das wird allseitig bezeugt. Ihre Gestalt war schlank und zart. „Einen Teint wie Lilien und Rosen" rühmt ihr Frau v. Olfers nach. Den blauen Augen war ein tiefer Blick gegeben. Auf dem lieblichen Köpfchen lag schweres, anscheinend braunes Haar. Es war ihr in solcher Fülle gegeben, daß sie, bereits gealtert, ihrer Mutter ein Fußkissen daraus fertigen konnte, wie „des Seidenhäsleins Mutter".

Als Brentano ihr an jenem Septemberabend des Jahres 1816 zum erstenmal entgegentrat, sagte er: „Mein Gott, wie gleichen Sie meiner verstorbenen Schwester Sophie!" Sie selbst aber hatte noch eben, bevor er eintrat und bereits von ihm gesprochen wurde, gemeint: „Wenn er weiter nichts ist als geistreich, so kann er dabei noch ein sehr unglücklicher und erbärmlicher Mensch sein."

Brentano hatte in seinem Liebesleben bereits Schiffbruch gelitten, als er Luise Hensel kennen lernte. Seine erste Frau, die er geliebt hatte, Sophie Mereau, war, man kann wohl sagen, an ihm und für ihn gestorben: dieser krankhafte Drang in ihm, die zu quälen, die er liebte, hatte sich an ihr ausgetobt. Mit seiner zweiten Frau, die er nie geliebt und nur aus einem Dummjungenstreich heraus geheiratet hatte, Auguste Busmann, lebte er in Scheidung, nachdem sie einander das Leben vergällt hatten.

Mit all dem leidenschaftlichen Ungestüm, das in ihm tobte, umwarb nunmehr der Achtunddreißigjährige die achtzehnjährige Luise Hensel. Von allem Anfang an wehrte sie ab, denn sie hat ihn in Wahrheit nie geliebt. Ihm aber war es gegeben, auch da, wo man ihn abwies, seelisch einzuwurzeln. Und so geschah das Seltsame: dies Herzensverhältnis, das doch nun so oder so bestand, auch wenn Gequältsein und Mitleid in ihr die Liebe zu ersetzen hatten, führte zu einer religiösen Gemeinschaft hinüber. Tatsache ist, daß Luise Hensels Einfluß mitwirkte, Brentano seiner katholischen Mutterkirche wiederzugeben; sie war's gewissermaßen, die ihn zur Beichte führte; und Tatsache ist es auch, obwohl Luise Hensel es in Abrede gestellt hat, daß er seinen Anteil an ihrem Übertritt zum Katholizismus hatte.

Luise Hensel hat ihn nie geliebt. Aus jenem Opferdrange aber, der jungen Mädchen vielfach eigen, hatte sie, bevor sie wußte, daß er in Scheidung lebte, mit der Möglichkeit ihn zu heiraten durchaus gerechnet. Wie nun hatte sie sich die Ehe mit ihm vorgestellt?

Ihr eigenes Tagebuch gibt darauf Antwort: „Ich glaubte, du würdest sonst gut, aber ungeduldig sein, und würdest mich vielleicht oft quälen oder schlagen; ich würde darin meine Buße und Beruhigung finden, mich in Geduld und Entsagung zu üben; denn ein weltliches Interesse hatte ich damals nicht für dich." Und weiterhin: „Auch glaubte ich, unsere Ehe würde kinderlos und keusch sein." Wieder fragt man sich, was ist da seelisch und sinnlich vor sich gegangen?

Es gibt Jungmädchennaturen, und Luise Hensel scheint zu ihnen gehört zu haben, die, ohne darum unsinnlich zu sein, mimosenhafte Scheu vor jeder körperlichen Annäherung hegen; in denen gleichsam die Furcht vor jeder Berührung zittert. Man weiß von einer Braut, die ihren Verlobten aufs zärtlichste liebte, ihm, sobald er entfernt war, denkbar hingebungsvolle Briefe schrieb. Nahte er sich ihr aber persönlich, so wich sie ihm aus; war kaum imstande, mit ihm allein

zu sein; führte heftige Auftritte herbei, gleichsam um sich vor ihm zu schützen — um wiederum, sobald er sie verlassen hatte, in ihren Briefen ganz Hingebung und Liebe zu sein. Das ging durch Jahre; der Mann hörte nicht auf, demütig um sie zu werben, bis auch seine Kraft erlahmte und er die Verlobung löste. Da geschah es, daß sie in tiefstem Herzeleid völlig zusammenbrach... Vielleicht hat man in Luise Hensel eine nicht unähnliche Natur zu sehen. Ihr nun trat in Brentano die nicht sowohl starke, als vielmehr verderbte und kranke Sinnlichkeit entgegen. Es ist, als wäre sie in tiefster Seele darüber erschrocken. Als wäre alles um sie herum und in ihr beängstigender Unsicherheit verfallen. Als hätte sie sich in ihrem Selbst — auch vor sich selber — betastet gefühlt. Brentano hat in Luise Hensel das reine und unschuldige sinnliche Empfinden getötet, er hat es zugleich gespenstern lassen.

Etwas von dem allen muß freilich schon vorher in ihr geschlummert haben. Denn es war doch merkwürdig, daß ein Kind Betrachtungen darüber anstellte, daß Geistliche nicht verheiratet sein sollten, und sich dessen dankbar bewußt wurde, nie einem Zärtlichkeitsaustausch der Eltern beigewohnt zu haben! Wo es gespenstert, war immer Neigung zur Geisterseherei vorhanden.

Am 6. Mai 1820 legte Luise Hensel ihr Keuschheitsgelübde ab.

In Brentanos Art blieb, auch nachdem er auf alles Liebeswerben Verzicht geleistet hatte und etwas wie eine seelische und religiöse Arbeitsgemeinschaft zwischen ihnen erstanden war, dies sinnlich Aufreizende, krankhaft Quälende, eine empfindsame Seele Verletzende, geradezu Verscheuchende. Töne, wie das „Fahr' hin in Deiner Heiligkeit, Du Törin, Du Wahnsinnige," verloren sich bald aus den Briefen, die er an sie richtete. Um so peinvoller mochte es eine Luise Hensel berühren, wenn der lüsterne Büßer schrieb, ihm sei's, „als wäre meine Brust ein Badezuber und Deine Füße stünden badend und plätschernd in meinem Herzen, und Du sagst: endlich krieg ich warme Füße." Oder wenn er ihr schildert, daß er wie ein Schatten mit dem Mondlicht in ihre Kammer gleite, den Kamm greife, den sie aus dem Haar geschüttelt habe. Sie schlafe darüber ein. „Und ich krieche heran und fasse Deine Hand, die ist nicht kalt; ich falte meine arme Hand hinein und bete, Gott möge mir helfen, lieben und sterben, Dir, Dir, und dem, der uns liebet." Das wird dann weiter ausgesponnen, und am andern Morgen fehlt dem Kamm ein Zahn — „Such' ihn nur in der ganzen Kammer, Du findest ihn nicht, er ist in einer andern Kammer, wo Du viel schöner drin wohnst, in meiner Herzkammer, da steckt er mitten durch und ist ganz vergoldet. Gute Nacht." Gewiß; das ist echt Brentanosches Märchen; hier aber griff es doch mit plumpvertraulichen Händen nach einer, die vor jeder Berührung zurückschreckte; und die — das bleibt das Entscheidende — den Zudringlichen nicht einmal liebte.

Es ist von Luise Hensel zweifellos als Erlösung empfunden worden, als Brentano in den Septembertagen 1818 Berlin und seiner Wohnung in der Mauerstraße den Rücken zuwandte, um sich auf Reisen zu begeben. Auch hatte sie das Ihrige dazu beigetragen, ihn dazu zu bewegen.

Diese Reise aber hatte ein Ziel, das ihnen beiden gleichmäßig am Herzen lag und das kein geringeres war als — das Wunder.

In Dülmen lebte damals Katharina Emmerich, von Krankheit geschlagen, Verzückungen anheimgegeben, Gesichte schauend. Ein Kind aus dem niederen Volke, von geringer Bildung, trug sie die Male des Herrn an ihrem Leibe; und diese Male bluteten an jedem Freitag.

Zu Katharina Emmerich begab sich Clemens Brentano, um Jahre bei ihr zu weilen und ihre Eingebungen aufzuzeichnen. Zu Füßen ihrer dürftigen Lagerstätte wird später auch Luise Hensel sitzen, recht innige Freundschaft gebend und nehmend, den Worten der „Erweckten" lauschend. Und es mutet wie eine grellfarbige Illustration zu diesem romantischen Zeitempfinden an, wenn sich Luise Hensel, wieder ein paar Jahre später, nachdem die Emmerich gestorben war, nachts vom Totengräber begleitet auf den Kirchhof begibt (es hieß, der Leib der Emmerich sei gestohlen worden), das Grab öffnen läßt und der Toten ins Angesicht schaut.

Unmöglich, an der Frage vorüberzugehen, wer diese Katharina Emmerich war, denn nur von hier aus ist Einblick in Luise Hensels religiöses Empfinden zu gewinnen.

Man hat von Betrug gesprochen, wie es in solchen Fällen niemals ausbleibt, aber an Betrug ist hier schwerlich zu denken. Die Frage, wie weit Autosuggestion und suggestive Einwirkungen anderer an dem „Wunder" Anteil hatten, berührt uns nicht. Diese Katharina Emmerich war eine Ehrliche und Geistgezeichnete. Ihr wurden wirklich Gesichte und Eingebungen zuteil.

Aber — und das ist es, was meistens übersehen wird — es ist ein Unterschied zwischen Geist und Geist, zwischen Eingebungsdenken und Eingebungsdenken. Was ihr zuteil wurde, war ohne Tiefe und ohne schöpferische Kraft. Was sie sah, war bar jeder seelischen Offenbarung. Sie erblickte den heiligen Joseph und zeigte mit der Hand, wie groß er gewesen sei. Sie wurde über Länder und Meere in der Ekstase hinweggeführt, um zu erschauen, was jedem Kenner der biblischen Geschichte so, oder ungefähr so, bekannt sein dürfte. Sie betrat mit nackten Sohlen die Paradieseswiese, ohne den Blick ins Innere der Natur zu tun. Der Jesus, der ihr sprach, war der Jesus, den sie verstand. Sie hatte die Eingebungen — eines frommen Kindes.

Der die Kindlein zu sich kommen ließ, ist in dem Kindhaften aber nicht erschöpft.

Man kann sagen, daß Clemens Brentano

durch die Emmerich einem Jesus zugeführt wurde, der nicht der Heiland seiner Seele war. Hier liegt die tiefste Tragik seines Lebens und das, woran sein Dichten verdorrte.

Clemens Brentano aber saß neben dem Bett der Emmerich und schrieb an Luise Hensel die langen Briefe, die zu ausführlichen Berichten wurden. Alles Sinnliche scheint nun wirklich von ihm abgefallen zu sein, Schwester ist sie ihm und „kluges, klares, klangvolles Kleinod". Etwas altklug tönt es hinein: „Meine liebe Schwester, meide allen Umgang, wo Du gefällst; das ist gefährlicher als Lob". Die Warnung kehrt wieder und klingt bestimmter: „Es wird eine Zeit kommen, da Du zwischen dem himmlischen und einem irdischen Bräutigam stehen wirst. Gott erbarme sich dann Deiner!" Die Sprache wird abermals deutlicher: „So lasse uns denn das Fleisch dem Herrn opfern, auch er hat das seine für uns geopfert." Und in der Nachschrift desselben Briefes: „Du willst dem Leben seine Sinnlichkeit nicht gönnen: — versage sie Dir, dann hast Du mehr gut getan, als alle Goethes geschadet haben."

Das klingt nun freilich etwas seltsam, blickt man dem Brentano in die Augen, der er noch eben gewesen war. Man fürchtet, unter der himmlischen Livree könnte einem eine von sehr irdischen Nöten bewegte Brust entgegenklopfen, und wirklich, aus Brentanos seraphischen Worten spricht eine neue, nicht sonderlich überirdische Leidenschaft, die — Eifersucht.

Luise Hensel war dem Jüngling begegnet, nach dem ihr Herz Verlangen trug: Ludwig von Gerlach.

Wirklich hebt in ihrem Innern damit der Kampf an, dies peinvolle Sichentscheiden zwischen dem himmlischen und dem irdischen Bräutigam. Wie sie nun einmal war und empfand, bestand für sie dies gebieterische Entweder — Oder, ein Sichdarumherumlügen gab es nicht. Mit tiefer Rührung liest man in ihren Tagebüchern, daß es vielleicht besser sei, zu zweit zu gehn als allein, weil eins dem andern auf dem Weg zu Gott doch forthelfen könne — aber die innere Stimme gibt's nicht zu —: „O, um Gottes willen werde du nicht so mein Peiniger, sieh mich nicht wieder so an, wie du mich einmal angesehen — wenn mich noch einmal die Welt so begehrend und so verheißend aus deinen Augen ansieht, so muß ich dich verlassen, mich ganz von dir wenden, da ich doch so gerne deine Schwester sein möchte." Sie trägt danach Verlangen, einen Lieblingsspaziergang mit ihm zu machen — „aber wir müßten beide nichts verlangen und nicht sehnen und von dem lieben Gott reden."

Sich dieses Liebesweben in Luise Hensel vergegenwärtigen, heißt nun wirklich an Zartestes rühren; es ist, als öffnete sich hier eine Blüte, eine jener seltsamen, die in einer Nacht erstehen und vergehen und die sich unter jedem Blick schließen müssen.

So zart war dieses Liebessehnen in Luise Hensel, daß der Mann, dem es galt, es nicht einmal gewahr geworden ist. Der Zufall, oder ein freundliches Geschick, sollte es fügen, daß Ludwig von Gerlach, als Greis, an das letzte Siechenlager von Luise Hensel, die er seit Jahrzehnten nicht gesehen hatte, trat. Er plauderte mit ihr von der alten Zeit und von gemeinsamen Bekannten. Was er selbst für dies Leben, das da im Erlöschen war, bedeutet hatte, ahnte er nicht.

Aber man begreift, daß eine Natur wie Luise Hensel, diese Zarteste und Allzuzarte, sich von einer Erscheinung wie der Luthers abgestoßen fühlte. Der gesund sinnliche Zug in dem deutschen Reformator scheucht die Mimosenhafte tief in ihr Inneres zurück. Sie wohnte hinter zugezogenen Gardinen.

Wie ein Symbol mutet es an: die verstorbene Schwester hatte Brentano in Luise Hensel wiederzuerkennen geglaubt, als sie ihm das erstemal entgegengetreten war; aus Ludwig v. Gerlach grüßte Luise Hensel ihr gestorbener Bruder. In ihren Tagebüchern heißt es: „Lieber Freund, bist du denn auch so? Ich habe einen Bruder Ludwig verloren; verloren habe ich ihn nicht, aber er ist gestorben, willst du nun nicht mein Bruder Ludwig sein? . . . Ich habe mich gewundert, daß du nicht im September gestorben bist; mein Bruder starb in demselben Monate, an derselben Krankheit, die du hattest."

Dies Lieben blickt aus toten Augen.

⁂

„Und soll ich dich nicht haben,
Den einzig ich erwählt,
So soll man mich begraben
Verschmäht und unvermählt!
Und sollt ich dich nicht sehen,
Auch dort nicht werden dein;
Möcht' ich nicht auferstehen,
Möcht' ich nicht selig sein!"

Ohne je in ein Kloster einzutreten, hat Luise Hensel ihr Keuschheitsgelübde abgelegt. Der Bräutigam, dem sie sich anverlobt hat, ist Gottes Sohn gewesen, der für die sündige Menschheit den Kruezestod erlitt.

Es ist ein wehes Geheimnis um die Brautschaft der menschlichen Seele mit ihrem Erlöser. Jesus selbst hat ihr das Wort gegeben, als er das Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen sprach. Älteste Mystik beginnt darüber zu raunen, man erkennt darin die Ekstasen der Verzückten, aber man blickt auch in die stille Glut der in die Wesenheit der Dinge Versenkten. In einen Menschheitsmorgen dämmert ein Menschheitsabend hinüber, und nun ertönt es von den Lippen eines Novalis: „Hinunter zu der süßen Braut, zu Jesus, dem Geliebten!" — Jawohl; wir wissen um das bräutliche Geheimnis der Seele zu ihrem zeitlosen Freunde.

Bei Luise Hensel ist von alledem nicht die Rede. Und es ist wichtig, darin klar zu sehen, um so mehr, als von mancher Seite das Gegenteil behauptet worden ist. Von dem Mysterium der Brautschaft ist nichts in Luise Hensels Gedichten, und nichts in ihren

umfangreichen Tagebüchern zu spüren; es wäre auch ihrer Art fremd gewesen.

Vielmehr gewahrt man ein ganz anderes, Gegensätzliches. Ein Prinz hat ihr einmal einen Heiratsantrag gemacht, sie zählte damals dreiundzwanzig Jahre, und es scheint ihr nicht ganz leicht geworden zu sein, dem hochgestellten Freier die Absage zuteil werden zu lassen. Doch tut sie es, und nun schreibt sie in ihr Tagebuch: „Nun weiß ich, wie ein Prinz so gar nichts ist gegen dich, du hoher Zimmermann! — Nimm mich nun und halte mich auf ewig, damit alle Prinzen der Welt nicht einen meiner Gedanken mehr von dir abwenden können.“ Wessen Sprache ist das? Die eines Kindes.

Ein Kind, redet sie ihren Herrn Jesus immer als den Allerschönsten an, wenn sich Menschen zwischen sie und ihren Bräutigam drängen.

Luise Hensel ist zeit ihres Lebens Kind geblieben. Das ist das Große in ihr, oder das Kleine: wie man will. Das eben ist es, was sie zu einem schwerst deutbaren Rätsel macht.

„So oft ich einem Erdensohne, In Liebe wollt' entgegengehn, Da sah ich in der Dornenkrone Den Liebsten traurig seitwärts stehn“ —: Sprache und Empfindung sind die eines Kindes. Selbst wo Luise Hensel davon spricht, daß Gott sich den Gläubigen im Abendmahl als Speise darbietet, tun sich nirgends die dunklen Tore auf, bricht aus Erdinnern kein Feuer. Statt dessen stellt sich die kindliche Betrachtung ein, daß es Gott leichter fallen müsse, die Gestalt des reinen Brotes als die des sündigen Fleisches anzunehmen.

Alle Mystik war und ist aus Sinnlichkeit geboren: Luise Hensels sinnliches Empfinden ist nie erwacht, nachdem es einmal von Brentano so tief in sein verschämtes Innere hinein verscheucht worden war. Schildert sie in ihren Tagebüchern das eine oder andere Mal, wie der himmlische Bräutigam die Arme weit ausbreitet, sie zu umfassen, wie er sie unter Lilien küßt, so ist das nicht viel mehr als ein Sichergehen in bekannten Bildern, es ist ein gemalter Heiland, der die Arme ausstreckt, es sind gestickte Lilien, zwischen denen die Lippen sich begegnen. Und eingeleitet werden die Betrachtungen mit den Worten: „Mein Führer — das ist ihr Beichtvater — hat mir befohlen, vertraulich mit dir umzugehen und kindlich zu spielen; und wenn ich nicht kindlich sein könnte, so sollte ich kindisch sein, bis ich wahrhaft Kind werde.“ So schrieb sie, und wußte selbst nicht, wie sehr sie Kind war.

Es ist ohne alle Einschränkung zuzugestehen, daß Luise Hensel, als sie zum Katholizismus übertrat, den ihrer Seele vorbestimmten Weg gegangen ist.

Es ist für dies jugendliche Seelenleben bezeichnend, daß Luise Hensel, auch als sie noch Protestantin war, eine tiefe Sehnsucht, mehr als das, ein unabweisbares Bedürfnis nach der Beichte empfunden hat. „Sie sind so glücklich, die Beichte zu haben,“ war eins der ersten Worte, das sie an Brentano richtete. Bereits eingesegnet, suchte sie eines Tages den protestantischen Geistlichen, der sie konfirmiert hatte, auf und bat ihn, ihm beichten zu dürfen — eine Bitte, die selbstverständlich abgeschlagen werden mußte; sie „beichtete“ daraufhin einer Freundin. Im Grunde ist in diesem einen Zuge alles gegeben, worauf es ankommt. Sie bedurfte innerlich der Führung. Nicht anders als ein Kind, das nach der Hand des Begleiters greift, da es nun den Straßendamm mit seinen Gefahren zu überschreiten hat.

Es ist wahr: ein Schleiermacher stand auf der protestantischen Kanzel, als Luise Hensel zum Katholizismus übertrat. Eifrige Kirchgängerin, die sie war, scheint sie ihn dennoch niemals gehört zu haben, jedenfalls war es ihr nicht vergönnt, ihm menschlich nahe zu treten. Aber selbst wenn das alles der Fall gewesen wäre, — schwerlich hätte er es vermocht, ihr viel zu geben. Denn sie hätte es nie verstanden, wenn er sie bedeutet hätte: finde du kraft der in dir wirkenden Gnade aus dir selber deinen Weg.

Sie war ein Kind und bedurfte der Führung. Innerhalb der katholischen Kirche wurde ihr die zuteil. Man liest in ihren Tagebüchern und meint zwischen den Zeilen zu erkennen, daß es auch ihren katholischen Beichtvätern der kleinen und quälerischen Anliegen manchmal etwas viel wurde, wie Ärzten, die, mit ernstlich Kranken beschäftigt, ungern ihre Zeit an die kleinen Leiden einer eigentlich recht Gesunden verschwenden; aber sie verloren niemals die Geduld. Und sie verstanden es in bewunderungswürdiger Weise, dieser Kindseele das zu geben, wessen sie bedurfte. „Mein Führer hat mir befohlen (welche Gnade für eine Natur, wie sie es war, in dem einen Wort: befohlen!), kindlich zu spielen.“

Man liest von einer der ihr auferlegten geistlichen Übungen und man staunt die psychologische Weisheit an, die sich darin kundgibt. Sie soll der heiligen Jungfrau und dem heiligen Joseph auf der Reise begegnen, und sie bitten, sie mitzunehmen. Sie soll sich ganz in die Zeit zurückdenken, in der diese zwei heiligsten Personen auf Erden lebten, und soll ihren Gesprächen lauschen. Heut, morgen und übermorgen soll sie mit ihnen auf der Reise sein, am Sonntag mit ihnen in Bethlehem ankommen, und von Haus zu Haus mit ihnen gehen und Herberge suchen ... So wird das Kind zu frommem Spiel beschäftigt; so und nicht anders waren die Eingebungen ihrer frommen Freundin, der Katharina Emmerich, gewesen; zugleich aber: ist es nicht, als würde die Dichterin Luise Hensel angeleitet, ihrer Phantasie Stoff und Nahrung zuzuführen? Ist diese geistliche Übung nicht auch gleichzeitig poetisches Seminar?

Das Kind war in den Schoß der Mutter-

kirche aufgenommen und fand sich da warm und wärmer eingebettet. So verstrich ihr das Leben: sie wurde geführt. Zwar, ihr immer wieder aufsteigender Wunsch, Nonne zu werden, ging nicht in Erfüllung, aber sie lebte in der Welt, als täte sie's nicht. Die Gardinen vor ihrem Fenster blieben zugezogen. Sie fand in adligen Häusern Aufnahme und schuf sich da ihren Wirkungsbereich; sie pflegte Kranke; sie erzog junge Mädchen und streute in ihre Herzen den Samen, der in ihrem eigenen Blüte und Frucht getrieben hatte; sie gab und fand Liebe; sie starb mit gefalteten Händen als eine, die den Tod seit Kindestagen herbeigesehnt hatte; sie schloß die Augen achtundsiebzigjährig, und es war nicht anders, als wäre nur eine Nacht darüber verstrichen, seit sie, ein Kind, ihr Abendgebet gesprochen hatte.

Der Jungfräulichen war etwas wie Mutterglück beschieden. Sterbend hatte ihre Schwester ihr ihr Söhnchen anvertraut, und die Sorge um dies Kind, dem doch der protestantische Vater lebte, hatte ihr ihren Entschluß, zur katholischen Kirche überzutreten, sehr wesentlich erschwert. Aber die Hindernisse waren beseitigt worden, sie lebte diesem Kinde, erfuhr an ihm Mutterfreude, aber auch sehr herbe Mutternot und sah den längst Herangewachsenen sterben. So glitt und entglitt alles. Vielleicht aber war jeder Verlust auf dieser Erde Gewinn für die Heimat jenseits der Todeswolke?

Sie glich der alternden Braut aus dem Volkslied, deren Bräutigam vor fünfzig oder mehr Jahren in der Schlacht gefallen ist, und die noch Abend für Abend die Lampe an ihr Fenster stellt, ihm den Weg zu weisen, wenn er doch heimkehren sollte —, altgewordenes Kind. Aber sie glich auch zugleich der klugen Jungfrau, die die Lampe bereit hält, weil sie weiß, der Bräutigam muß kommen, denn er ist nicht von dieser Welt, und Tod und Sterben haben über ihn nicht Gewalt, — Kind Gottes.

❦ ❦ ❦

Luise Hensel ist Kind geblieben, ist es auch in ihrer Dichtung, und damit findet die Frage, was es doch bedeuten wollte, dies: „Laß den Mond am Himmel stehn — Und die stille Welt besehn," ihre Beantwortung. Es ist nichts anderes, als streckte ein Kind die Hände aus und jubelte: „So schön ist der Mond!" und faltete sie alsbald und bäte den lieben Gott, ihn immer am Himmel zu lassen.

Daß sie Kind blieb, wirklich und ohne alle Einschränkung, auch ohne alle Hintergedanken, das gibt ihren Gedichten den ganz eigenartigen Reiz. Sie sind wie einer dieser vergessenen Gärten hinter hohen Mauern mitten im Stadtgetriebe. Der Gärtner, der für ihn zu sorgen hatte, kümmert sich nicht darum, oder er ist auch seit langem gestorben. Inmitten des hohen Grases haben sich Feldblumen angesäet. Es wächst aus ihrer Wurzelknolle aber auch Jahr für Jahr die eine hohe, weiße Lilie auf ...

Gerade weil sie so ganz Kind ist, besitzt sie eine wundervolle bildnerische Kraft. Sie denkt in Bildern, ihre Gedanken treten, gleichsam mit Händen greifbar, vor sie hin. So wird bei ihr Todessehnsucht zu der Bitte an Mutter Erde:

„Laß uns in grünen Wiegen
Im weißen Hemdlein liegen
So tief und still und dicht."

Nun ist es freilich nicht zu leugnen, daß sich diese ausgesprochen bildnerische Kraft aus ihren späteren Gedichten verliert. Auch da noch spricht das Kind, aber die Umgebung wird verschwommener, die Wände des Zimmers scheinen hinausgerückt zu sein. Was will das besagen? Nichts gegen die Dichterin und nichts gegen ihren Entwicklungsgang. Jedes Menschenleben hat auch seelisch seine Blütezeit. Die ihre mußte in die Kindheit und in die frühe Jugend fallen.

Auch findet sich eins unter ihren sehr späten Gedichten, es ist im Sommer 1869 entstanden, das zum mindesten zeigt, wie persönlich, wie innig schlicht ihr das religiöse Erlebnis blieb, ein Gedicht, das eben durch diese Erlebniskraft auch bildhaft wirkt. Es ist „Mein Emmaus" überschrieben und setzt mit den Versen ein:

„Der Tag hat sich geneiget,
Kehr' ein, geliebter Gast!
Der Lärm des Tages schweiget
Und gönnt der Seele Rast.

Laß uns beim süßen Mahle
Und trauter Rede nun
Im milden Abendstrahle
Von schwerer Wand'rung ruhn!"

Man liest das und erinnert sich, daß ihr Seelsorger ihr aufgetragen hatte, Joseph und Maria auf der Reise bethlehemwärts zu begleiten; man erkennt, wie solche Reisen ihr Früchte trugen.

Irdische Wirklichkeitseindrücke sucht man in den Gedichten dieses Kindes vergeblich. Selbst die Landschaft gewinnt keine entscheidende Kraft, oder doch nur da, wo sich die inneren Beziehungen von selbst ergeben. Als ein ewig Bräutliches tritt ihr die Birke schwesterlich nahe. Wieder ist es der Mond, der die Landschaft ihrer Seele recht eigentlich bestimmt:

„Ich kenn' ein bleiches Angesicht,
Das seh' ich gerne an.
Es sieht, als sagt' es: ‚Weine nicht!
Ist alles wohlgetan.'"

Und dann findet sich in einem ihrer Jugendgedichte — sie ist damals zweiundzwanzig Jahre alt — ein Wort, das für diese ganze Empfindungswelt geradezu Offenbarungskraft gewinnt, derart, daß Himmel und Erde, Sehnen und Erkennen in eins verwachsen, nur das Wort, in dem sie den Mond Jesu sanftes Bild nennt.

Und darüber möchte man die Hände mit ihr falten:

„Laß den Mond am Himmel stehn
Und die stille Welt besehn!"

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Hans Sterneder: Der Bauernstudent (Leipzig, L. Staackmann) — Oskar Loerke: Der Oger (Hamburg, Hoffmann & Campe) — Elisabeth von Heyking: Das vollkommene Glück (Berlin, August Scherl) — Heinrich Lilienfein: Der Schatz im Acker (Stuttgart, Strecker & Schröder) — Kory Towska: Der Prinz von Hysterien (Leipzig-Wien, Donau-Verlag) — Karl Strecker: Unsere Kaiserin, Lebensbild einer deutschen Frau (Berlin, Neudeutsche Verlags- und Treuhandgesellschaft)

Endlich einmal wieder ein junges, kräftiges Ringen! Endlich wieder einmal ein neuer Kopf mit hellen Augen und ohne merkliche Isolierschicht zwischen diesem Kopf und dem Herzen. Hans Sterneder ist der neue Mann, ein armer Volksschullehrer im niederösterreichischen Wald, und Der Bauernstudent heißt sein Roman, der Erstling eines Zweiunddreißigjährigen — was schon ein wenig für ihn einnimmt. Wenn der Dorflehrer Hans Sterneder in den Ferien auf die Wanderschaft geht, so schneidet er sich vorher in seinem Wald einen handfesten Wanderstab vom Strauch; so einen Stecken möchten wir ihm bei Antritt seiner Wanderung in die Zeitliteratur geben, die übrigens lange nicht so schön ist wie vermutlich sein Wald am Semmering und in der es sich auch lange nicht so lustig wandert, denn da tritt man oft unversehens in ein Fuchsloch, daß man sich für ein Weilchen den Fuß verknackst, oder Brombeergesträuch schlingt sich neidisch mit zähen Stacheln um den ausschreitenden Stiefel; kommt der Wandersmann aber trotz alledem vorwärts, so umschreien ihn die Krähen und Dohlen, die im Schwarm besonders tapfer und besonders mißtönig sind. Holla, Hans Sterneder! faß deinen guten Stecken fester und schwing ihn lachend zur Abwehr um die Mütze, wenn du ihn nicht gerade als Stütze brauchst, etwa um über ein Fuchsloch zu springen. Ein rechter Kerl findet schließlich seinen Weg, wenn ihm auch manchmal das Lachen vergeht: namentlich heute, wo der geistige Arbeiter der eigentliche Proletarier ist.

Der Bauernstudent ist natürlich Sterneder selber, der, wie die meisten Anfänger, in einem Entwicklungsroman sich zunächst einmal die eigenen Erlebnisse, Kämpfe, Liebes- und Berufsangelegenheiten zur Erleichterung von der Seele schreibt. Der arme Kleinhäuslerbube in einem winzigen weltfernen Dörflein kannte seine Eltern nicht, die früh starben, die Mutter schon bei seiner Geburt, so bleibt der kleine Wolfgang Heß in Obhut der Großmutter Barbara, die auch ihr zweites Kind verliert, so daß nun das Bübchen ihre einzige Freude und Sorge ist, das sie zum Danke dafür aus ihrem Kummer langsam wieder ins Leben führt. In der Stille und Einsamkeit, zwischen Wiesen, Ackerbreiten und Bergen erlebt Wolf eine glückliche Bubenzeit; sein Lehrer Martin Löns nimmt sich seiner freundlich an und hilft dem nach Bildung strebenden Knaben vorwärts, soweit es da auf dem Dörflein eben geht. Und weit geht es leider nicht. Als Wolf zwölf Jahre alt ist, hat nach Dorfbrauch die Wissenschaft für den armen Buben ein Ende, und es geht ins Leben, das heißt — ans Kuhhüten. Ungern sieht ihn sein Lehrer schon aus der Schule gehen, aber er weiß, wie sauer sich die Großmutter Heß ihr Brot verdient, und so verschafft er ihm die Gemeindehüterstelle. Nun kann Wölflein Tag für Tag draußen im Freien liegen und seinen Träumen nachhängen; für gute Verpflegung sorgen die Bauern, deren Vieh er hütet. So springt er durch fröhliche Bubenjahre. Nach zwei Jahren wird er Knecht bei einem rechtschaffenen Bauer, wo es freilich im Sommer die Beine und die Fäuste rühren heißt. Für die langen Winterabende aber holt sich Wolf Heß wissenschaftliche Bücher von seinem Lehrer und liest und studiert, bis endlich sein Drang nach geistiger Entwicklung ihm keine Ruhe mehr im Dörflein läßt: er muß auf die Stadtschule und ordentlich etwas lernen! Martin Löns ebnet ihm auch hier die Wege. Zwar kommt der große Knecht sich etwas seltsam vor zwischen den viel jüngeren Kindern der Klasse in der Stadt, aber er findet auch hier freundliche Helfer: Freitische und Gelegenheit, sich durch Stundengeben Lebensunterhalt zu verdienen. Eine lebensgefährliche Schädeloperation wird überwunden, und Heß, der in den Ferien mit den wenigen Batzen, die er beim Stundengeben erübrigt hat, als Walzbruder durch die Alpen und durch Deutschland wandert, beendet sein Mittelschulstudium durch eine glänzende Prüfung. Aber was nun? Die Beamtenlaufbahn wird ihm bald gründlich zuwider, und Wolf faßt schon den verzweifelten Entschluß, wieder Knecht zu werden, nur um seine Freiheit und frische Luft zu haben, da verweist ihn der wohlmeinende Schuldirektor auf den Lehrerberuf. Wolf geht aufs Seminar. Als er in den Ferien daheim ist, lernt er die hübsche Tochter eines Kunsttischlers kennen, mit der er sich nach gutbestandener Prüfung verlobt. Bald kann er sie heimführen, da er in einer benachbarten Gemeinde am Semmering als Lehrer angestellt wird. So hat er seine schöne Heimat gefunden, die noch

immer rüstige Großmutter verkauft ihr kleines Anwesen und zieht zu dem glücklich verheirateten Enkel, der in den langen Winterabenden zur Fabulierfeder greift und bald seinen ersten Roman in die Welt schicken kann, der heißt: „Der Bauernstudent".

Es liegt viel Sonne auf den Blättern dieses Buches. Nicht jenes „liebe Himmelslicht", das „trüb durch gemalte Scheiben bricht", sondern die ganz unmittelbare, lachende, wärmende Berg- und Wiesensonne, die alle Dinge in heiteres Licht und fröhliche Zuversicht taucht, die würzigen Duft aus Tannenwäldern und Heuschwaden löst. Einfach und ungekünstelt ist alles erzählt, aber doch mit starker epischer Begabung und frischer Darstellungskunst. Ein heller, tüchtiger, unverdorbener Mensch scheint dieser Wolf-Hans, mit dem man gern einen Tag auf seiner Viehtrift oder zwischen reifen Kornfeldern oder im Waldesdickicht verbringt, denn in seinen schauenden Augen spiegeln sich alle Herrlichkeiten der Natur von der Freude eines fühlenden, dichterisch verstehenden Menschen verklärt. Welch ein sinnig-feiner Poet spricht etwa aus der Weihnachtsvision oben im stillen, schneeverbrämten Walde, während die Menschen unten ihre Tannenbäume mit Silberlicht schmücken. Das deutsche Schrifttum hat vielleicht keine großen Offenbarungen von Hans Sterneder zu erwarten, er gehört nicht zu den Genien, die einst die Literaturgeschichte an erster Stelle nennen wird, aber wir dürfen uns schon freuen, daß ein so gesunder Volksdichter in dieser üblen Zeit auftaucht und unseren Glauben an das ewige Jungbad der Natur kräftig befestigt. Kein Wunder, daß der einundsechzigjährige Meister Hans Thoma seine Freude an diesem jungen Waldlehrer gefunden und ihm ein wunderschönes, sinnvolles Titelbild für dies Buch gezeichnet hat. Wie jener stellt auch Sterneder Landschaften und Szenen aus dem täglichen Leben am besten dar, vielleicht daß auch er nicht immer ganz im Figürlichen befriedigt, aber dafür um so mehr durch die schlichte Kunst seines schöpferischen Bauens, durch innige Versenkung in das Wesen des Dargestellten und durch ungewöhnliche Gefühlswärme erfreut. Wie Hans Thoma zu einem der Lieblingsmaler des deutschen Volkes geworden ist, so wollen wir von Hans Sterneder hoffen, daß er dereinst zu seinen Lieblingserzählern gehören wird.

Das wird Oskar Loerke vermutlich niemals werden, obgleich er wohl die stärkere Begabung ist und (schon weil er in größerer Reife steht) ihn an Gedankentiefe wie an Filigrankunst des darstellenden Ausdrucks überragt. Obgleich? vielmehr gerade deshalb.

Sein Roman Der Oger ist nicht für jedermann, und wer nichts als Spannung durch Geschehnisse, durch starke Handlung sucht, wird schwerlich auf seine Kosten kommen. Ausnahmsweise darf man einmal dem Urteil des Verlages (das ja meist durch das Vergrößerungsglas der Reklame orientiert ist) recht geben, wenn er ausspricht: „Es scheint müßig (um ganz deutlich zu sein: barbarisch), die Fabel dieses Romans in gedrängten Worten hier herauszuschälen, um das Stoffliche als äußeren Anreiz anzupreisen. Romane wie dieser Riese Oger sind schwer zerlegbar in Schaufensterbildchen. Sie sind nicht um des Gegenständlichen willen da, sondern" usw.

Vielleicht darf man — dies in Klammern bemerkt — jene stumpfe Schicht des Lesepublikums, die eine Erzählung zu kennen glaubt, wenn sie ihre äußeren Geschehnisse kennt, und darum vom Beurteiler unbedingt eine ausführliche „Inhaltsangabe" verlangt, einmal daran erinnern, daß die köstlichste Erzählung in deutscher Sprache, Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe", die Fabel einer Dutzend-Kalendergeschichte hat, und daß die Wiedergabe dieser Fabel in fünfzig Reporterzeilen ein Vandalismus ist; zumal wenn etwa kurz hinterher die Inhaltsangabe eines Detektivromans folgte, die von Spannungen strotzt. Nicht auf das Was, sondern auf das Wie kommt es an, wenigstens bei einem Dichter.

Und Loerke ist ein Dichter. Schon nach den ersten fünf Seiten des „Oger" wüßte es auch der, der bisher noch nichts von ihm gelesen hat. Seltsam verschlungen stehen an diesem Eingang Dämonie und Vision. Sein toter Vater spricht mit dem „Helden" Martin und verteidigt sich gegen dessen heftige Beschuldigungen. Wir haben also hier wieder das nachgerade schon abgetriebene Steckenpferd der Jüngsten: die Eltern und namentlich den Vater als den Ausbund irdischer Gemeinheit hinzustellen (es sei nur an den „Sohn" des „Dichters" Hasenclever erinnert). Aber Loerke ist, dem Literaturkalender zufolge, bald vierzig Jahre alt, auch gehört er sicherlich nicht zu denen, die eine Mode um ihrer selbst willen mitmachen. Hier liegt der Grund also tiefer. Martin ist nach einer heftigen Szene mit seinem Vater, in der er ihn für das ganze Unglück der Familie verantwortlich macht und sich beinahe zu Tätlichkeiten hinreißen läßt, von Hause fortgegangen, obwohl er etwas Tüchtiges gelernt hat und es in sicherem Beruf zu etwas bringen könnte. Er fährt zu seinem ältesten Bruder, der auf einem Fischdampfer als Maschinist tätig ist, und nimmt dort gleiche Stellung. In dieser neuen, ihn wenig anheimelnden Umgebung, sozusagen auf der Planke im Ewigen dahintreibend, sieht er die düsteren Schicksale seiner Familie und seiner Jugend in anderem Licht und er verbringt nun seine Tage und namentlich seine Nächte damit, diese Schicksale und die Schuld seines Vaters einer gründlichen Prüfung und Nachrechnung zu unterziehen.

Hier scheint Loerke Strindbergepigone. Wie der faustische Schwede zehrt auch er davon, verzehrt auch er sich damit, daß er in Träumen und Phantasien mit den gespenstisch auf-

tauchenden Gestalten seines früheren Lebens, mit Eltern und Geschwistern im Geiste sich herumschlägt, daß er auf dauerndem Spukgerichtstag bald sich selber, bald andere anklagt und entschuldigt. Aber, mag Loerke schon von Strindberg einiges empfangen haben, er ist mehr als Nachfahre, denn sicherlich kennt er selber den nächtlichen Besuch dieser wüsten Gespenstersippe, kennt er diese Gedankenschlachten aus eigener Anschauung. Auch ist seine Erlösung eine andere als bei Strindberg, sie liegt bei ihm nicht in jener Inschrift, die auf des schwedischen Dichters Grabkreuz steht: „Ave crux, spes unica!" sie kommt aus einem pantheistischen Weltverstehen, dem Bewußtsein eines unlöslichen und unentrinnbaren Zusammenhangs, das uns dichterisch vermittelt wird und das den eigentlichen Schwerpunkt dieser Dichtung ausmacht, d. h. den Punkt, in dem ihr ganzes Gewicht vereinigt scheint. Aber dieser Schwerpunkt muß, wie jeder andere, unterstützt sein, wenn das Ganze der Schwere gegenüber sein Gleichgewicht behalten soll, und er wird unterstützt durch dichterische und menschliche Kräfte, die sich hier wundersam vereinen. Nur ein Beispiel, wie dies Gleichgewicht hergestellt wird: „Selbst wenn wir nur einen Regenbogen mit jenem Blicke, der uns im Anschauen des väterlichen Leides schwermütig geworden ist, nur eine Sekunde und ohne das Bewußsein daran ansehen, und dann sänke das siebenfarbige Spiel zurück in den Himmel und wir zurück in die Erde, so wäre das schon gut: es war einmal in der Welt. Der Friede über alle Vernunft, den uns die Sagen verheißen, ist dann dagewesen. In der Empfindsamkeit ist er schon nicht mehr und im Worte auch nicht — er ist so still, daß er eben nur da sein kann."

Man kann die Dämonie und die Geschichte des Romans teilweise ungesund nennen, aber aus ihnen winkt Gesundung. Werdendes Licht liegt in dieser Dämmerung, hohe poetische Verklärung in dieser Phantasie über tragisches Leben. Dazu gesellt sich eine seltene Eindringlichkeit und Geschliffenheit des Ausdrucks und ein Stil, der sich trotz leidenschaftlicher Empfindung zu gelassener Ruhe geläutert hat.

Dies letzte kann man auch Elisabeth von Heykings neuer Erzählung: Das vollkommene Glück nachsagen, so unähnlich sie sonst der vorigen ist. Über Elisabeth von Heykings neuer Erzählung liegt wieder die alte Schwermut einer vom Leben oft Verwundeten, nur diesmal düsterer noch gefärbt als sonst und doch, wie immer, mit der leisen Sehnsucht nach dem Schönen erfüllt. Eine junge, schöne, reiche und berühmte (mehr kann man eigentlich nicht verlangen) Sängerin, eine Sängerin der Freude, wohnt im rosenumsponnenen Landhause am Mittelmeer. Aber trotz allen Segnungen des Glücks wartet sie wie Nora auf das „Wunderbare", sie fühlt, daß ihrem Leben und vielleicht auch ihrer Kunst die rechte, letzte Weihe noch fehlt. Die bringt ihr ein ernster Mann, ein bekannter Forscher, ein Sonderling und Lebensverneiner. Sie hat ein Buch von ihm über Musik gelesen, und das Gütige, Harmonieheischende in ihr hatte zu der Sehnsucht geführt, ihn von seiner Schwermut zu erlösen. Da hört er sie in einer Kirche singen und fühlt des Lebens Schwere von sich weichen, ein Nieerlebtes, Unfaßbares erfüllt ihn. Sie lernen sich kennen, lieben und schließen den Bund fürs Leben. In ihr Glück mischt sich bei ihm nur manchmal die Sorge, ob er ihr auch genug sein kann, eine Sorge, die indes bald schwindet, da sie vollkommen glücklich an seiner Seite ist. Er wird an seiner pessimistischen Welteinstellung irre, wird bekehrt zu der Ahnung eines Sinnes und einer Lenkung im Weltgeschehen. Aber ist dies wirklich die Wahrheit? An seinem eigenen Schicksal wird sie, so scheint's, ad absurdum geführt. Im Begriff, ein armes Kind vor einem heransausenden Auto zu retten, wird er selber überfahren und stirbt nach wenigen Tagen. Eine Wandlung vollzieht sich nun auch in ihr. Nie noch hatte sie bisher im Schmerz gesungen; nun lernte sie ein ganz anderes Singen, ein bleibendes Lied weil in Schmerzen entstanden. Aber gerade mit diesem vertieften Singen, das ihrer Kunst erst die rechte Weihe gab, war sie eine rechte Freudebringerin, denn wer nun ihre Stimme vernahm, glaubte darin das eigene Leid zu hören, als habe die Stimme es in sich aufgenommen und trüge es nun mit sich weit, weit fort. So wurde sie eine Befreierin vielen. Auch das geht vorüber; die Jahre eilen dahin, ihre Stimme erlischt, und schließlich kommt die große Frage nach dem Sinn und Wert des Ganzen düster auch zu ihr. Im Erlöschen, in der Rückkehr zum Ursprung des Lebens, zur Heimat, wo das Vergessene wiedererlernt, das Verlorene wiedergefunden wird, sieht sie das vollkommene Glück.

Wer sähe nicht in dieser Sängerin die Dichterin selbst? Wie bei jener der Gesang so ist bei ihr die Dichtung geweiht durch tiefes Leid, nicht nur die angeborene Menschenliebe klingt darin, sondern „das wissende Erbarmen derer, die selbst am Kreuze hängen". Wir haben schon gelegentlich ihrer Erzählung „Die Orgelpfeifen" vernommen, wie schwer das Schicksal Frau von Heyking im Kriege getroffen, wir vernehmen nun, wie eine große Seele aus so furchtbarem Unglück Tröstung sucht, und den Frieden höchster Art findet.

Eine merkliche Stufe tiefer steht Heinrich Lilienfeins kleine Skizzensammlung Der Schatz im Acker. Lilienfein kann sonst mehr und er hat sicherlich Urteil genug, um diese Gelegenheitssammlung von Hobelspänen aus seiner Werkstatt, die zum Teil noch aus dem Kriege stammen, allzuhoch einzuschätzen. „Der Schatz im Acker", die erste kleine Erzählung, nach der er das Büchlein benennt, ist nicht einmal die beste. Ludwig, ein armer Feldsoldat, kommt auf Urlaub, weil seine Mutter im Sterben liegt; als er

eintrifft, ist sie aber schon begraben. Er findet dafür wenigstens seine alte Liebe noch, die Justine, ein robustes Mannweib, das arg aufs Verdienen aus ist und in der Ehe sicher einmal „die Hosen anhaben“ würde. Zu Schäferstündchen oder gar zur Verlobung hat sie weder Zeit noch Lust, dafür zerbricht sie sich den Kopf, wo seine Mutter, die doch unmöglich so arm gestorben sein könne, einen Schatz versteckt haben wird, vielleicht habe sie ihn gar im Acker vergraben. Dem enttäuschten Urlauber, der genau weiß, daß seine arme Mutter kaum einen Bissen Brot gehabt hat, wird das zu bunt, er geht, ohne Abschied zu nehmen, wieder in den Schützengraben, noch ehe sein Urlaub zu Ende ist. Justine, die seiner Mutter Acker mitbestellt, gräbt indessen und gräbt nach dem Schatz, bis sie die Nachricht erhält, daß Ludwig gefallen ist und ihr den Acker vermacht hat. Das verstört ihr den Sinn. Sie hat den größeren Schatz, seine treue Liebe verschmäht und einem Phantom nachgegraben. Darüber wird sie schließlich tiefsinnig. Zwar tut sie tagsüber nach wie vor ihre Arbeit, aber nachts geht sie an den Stellen um, wo sie karge Liebesstündchen mit ihm gefeiert hatte. — Hübsch ist die Erzählung „Der Himmelstürmer“, in der Lilienfein ein junges Genie schildert, das später zum stumpfen Philister wird, der behäbig mit seiner Familie um den Eßtisch sitzt, als der alte Jugendfreund ihn besucht. Wenigstens liegt in den hellen Augen seines Bübleins die Möglichkeit, daß der einmal der Himmelstürmer wird, den der Gast einstmals von seinem Vater erhoffte. Lilienfein verleugnet in diesen kleinen Skizzen nicht, daß er ein liebenswürdiger, frohmütiger Schriftsteller ist, der auch zur Natur ein gesundes Verhältnis hat, aber einen Lorbeerkranz wird man ihm für dieses Büchlein, das vielleicht nur auf Wunsch des Verlegers zusammengestellt ist, nicht reichen können — es sind, wie gesagt, Hobelspäne aus der Werkstatt.

In eine gänzlich andere Umwelt, als die der bisher angezeigten Bücher war, auf das leichte Brettergerüst des Bühnenvölkchens führt uns ein neuer Roman: **Der Prinz von Hysterien**, den eine dem Wiener Burgtheater sehr nahestehende Dame unter dem Decknamen **Kory Towska** geschrieben hat. Ein Josef Kainz-Roman — ohne Kainz. Der Meister ist nämlich schon zwei Jahre tot, als der Roman beginnt. Aber sein Geist geht um und klopft an manche Tür, daß die dahinter Wohnenden erschrocken auffahren. Vor allem sitzt er als Alb seinem Nachfolger am Burgtheater, einem unzulänglichen Ersatz, namens Peter Hödlmoser, auf. Immer wieder muß nach dem Willen des halsstarrigen Direktors der arme Hödlmoser all die Glanzrollen Kainz-Chrysanders spielen, immer wieder wird er von der öffentlichen Meinung heruntergeputzt, so daß er, nervös geworden, mit dem Direktor heftig aneinandergerät und drauf besteht, Rollen zu spielen, in denen nicht der Schatten seines großen Vorgängers ihn herabdrückt. Schon hat Hödlmoser um seine Entlassung gebeten, da tritt eine Schicksalswende ein durch eine junge Dame namens Isabella.

Eine Kainzschwärmerin wie sie im Buche (wenigstens in diesem Buche) steht. Ihr Leben ist nur noch der Trauer und dem Totenkult gewidmet. Sie ordnet des Künstlers Nachlaß und will seine Briefe herausgeben; dabei entdeckt sie ein hinterlassenes Drama Chrysanders: „Der Prinz von Hysterien.“ Mit allen Mitteln betreibt sie die Aufführung; die kommt auch zustande, und die Hauptrolle soll natürlich Hödlmoser spielen. Bei den Proben lernt Isabella ihn kennen. Sie ist berauscht von seiner Schönheit; sie, die bisher nur mit der Seele lieben konnte, lernt nun die irdische Liebe kennen. Aber der umgehende Geist Chrysanders ist unerbittlich, seine Gespensterhand schiebt sich zwischen die beiden, als sie sich beinahe angehören. Hödlmoser, der einen glänzenden Abend bei der Erstaufführung hat, weil ihm diesmal Publikum und Kritik, Rolle, Stück und Theater gleichgültig geworden sind nach einer Aussprache mit Isabella. Aber mitten in einer erregten Szene erblickt er das ihm verhaßte Gesicht des Direktors und er bricht unter einem Nervenchok zusammen. Es ist aus. Isabella läßt ihn fallen; sie bereut ihren „Verrat“ an dem geliebten Toten, dessen Macht sie in jener Szene zu spüren geglaubt hat. Und es ist die Tragik des von seinem großen Nebenbuhler gleichsam aus dem Grabe heraus verfolgten Schauspielers, daß er gerade nach diesem großen Erfolg, infolge seiner schon unabwendbaren Kunstmüdigkeit, ins bürgerliche Leben zurücktritt.

Ein unterhaltender Roman ohne literarischen Ehrgeiz und ohne übermäßigen Drang: aus Seelenkenntnis heraus („psychologisch“ auf deutsch) die Begebenheiten zu begründen, auch weniger von dem Drang nach epischem Lorbeer als nach Sensation. Aber er ist von Theaterluft, genauer gesagt, von wienerischer Theaterluft gesättigt und sicherlich für solche Leser anziehend und festhaltend, die in dieser Atmosphäre ein wenig zu Hause sind.

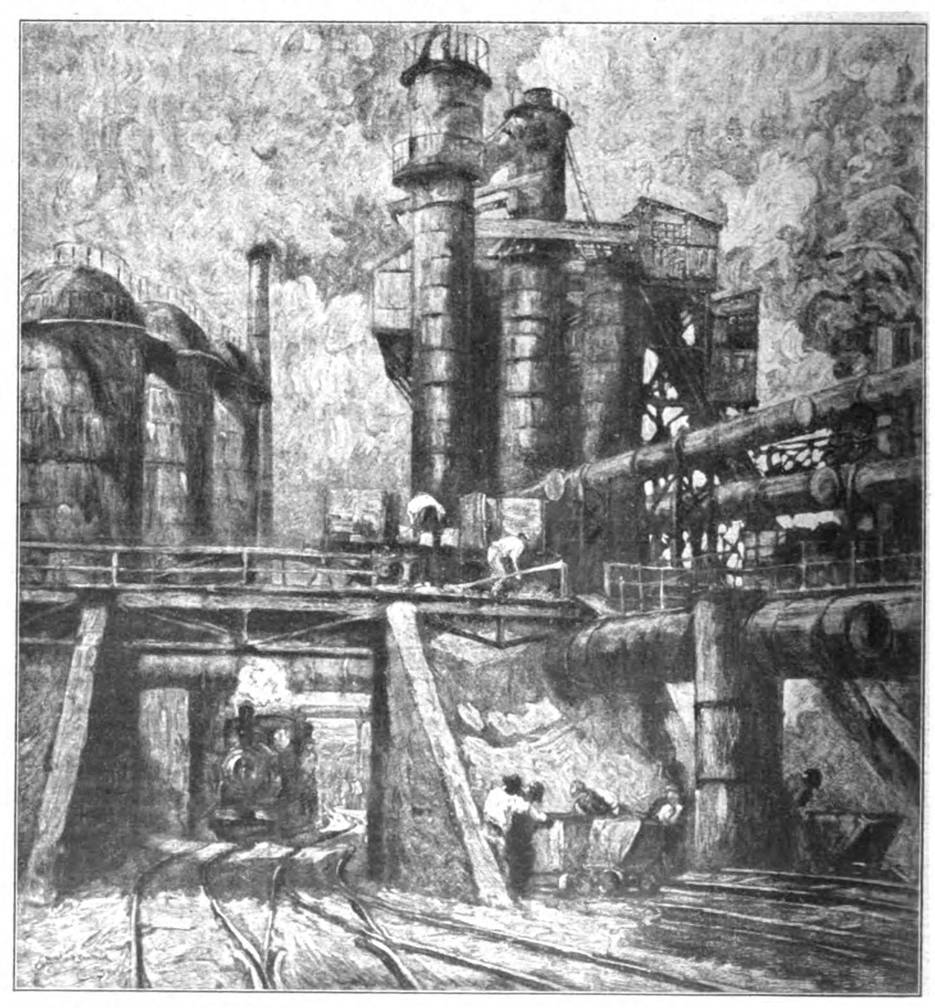
— — Wenn ich zum Schluß meine **Lebensbeschreibung der Kaiserin** kurz anzeige, so geschieht es in der Erwägung, daß vielleicht mancher Leser dankbar ist für den Hinweis auf ein Andenken an diese gütige und edle Frau —: auf ein Lebensbild, das sie (wenigstens nach dem Bemühen des Verfassers) **ganz** schildern soll, wie sie war und wirkte, und das auch ihr Leben in der Verbannung, ihr Leiden und ihren Tod mitumfaßt. Natürlich hat das Buch, das mit Abbildungen, handschriftlich wiedergegebenen Briefen usw. ausgestattet ist, keinerlei politische Nebenzwecke, dazu wäre diese Frau zu schade und sie selbst würde es schwerlich billigen. Es ist nicht mehr und nicht weniger, als der Untertitel besagt: das Lebensbild einer deutschen Frau.

Illustrierte Rundschau

Mode — Schmuck von Annie Hystak — Oberschlesisches Hüttenwerk. Radierung von Prof. F. C. Börner — Bildnis des früheren deutschen Kronprinzen — Zu unsern Bildern

In diesen Wochen, wo uns mit Lug und Trug nicht nur, sondern mit blutiger Gewalt das Industriegebiet von Oberschlesien entrissen werden soll und noch niemand weiß, wie sich das Schicksal des unglücklichen Landes gestalten wird, halten wir uns und unsern Feinden immer von neuem vor, daß beim Verlust Oberschlesiens unsre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit vollends zertrümmert werden würde. Mindestens ebenso schwer wiegt jedoch, woran die Sachverständigen nicht erinnern, daß unsrer Tüchtigkeit, die sich einst in aller Welt durchzusetzen vermochte, abermals ein Arbeitsfeld entzogen zu werden droht, daß für eine große Menge Kopf- und Handarbeiter wieder die Gefahr wächst, im Ausland für fremde Vorteile fronden zu müssen. Wer ein Bild wie die hier aufgenommene Radierung betrachtet, dieses Gewirr von Maschinen und Bauten, dieses Getriebe von Arbeitern, der fühlt, auch wenn er nie in Oberschlesien war, wieviel Großes in diesem fernen Winkel unseres deutschen Vaterlandes zum gemeinsamen Besten geschaffen wurde.

Der Radierung von Prof. F. C. **Börner**



Oberschlesisches Hüttenwerk. Radierung von Prof. F. C. Börner nach einem Gemälde von Leonhard Sandrock. (Aus der Ausstellung von Amsler & Ruthardt, Berlin)



Wilhelm.

Wieringen Mai 1921.



lung von Amsler & Ruthardt unter dem Namen „Arbeit" plant.

⌘ ⌘ ⌘

Zu den hübschen **Modebildern** auf dieser Seite können wir uns kurz fassen. Die Leserinnen werden ohne ein Wort der Erläuterung am besten selber feststellen, daß dieser Schlafanzug und dieser Schlafrock sehr reizvoll sind.

⌘ ⌘ ⌘

Unsere Leser haben sich bereits früher an kunstgewerblichen Arbeiten von **Annie Hystak** gefreut. Wir zeigen heute eine Anzahl neuer glücklicher Schöpfungen von ihr. Antonine Valentin gibt dazu folgende sachlichen Erläuterungen: Ein dunkler Chrysoberyll mit einem Leuchten gleich altem Wein, der sich langsam vom Becher löst, ist in eine goldene Kapsel eingeschlossen, die ihn gleich einem Heiligenschein umgibt. Einen dreikantigen, schwarzen Opal, dessen Blau von roten und grünen Flammen aufgewühlt ist, läßt

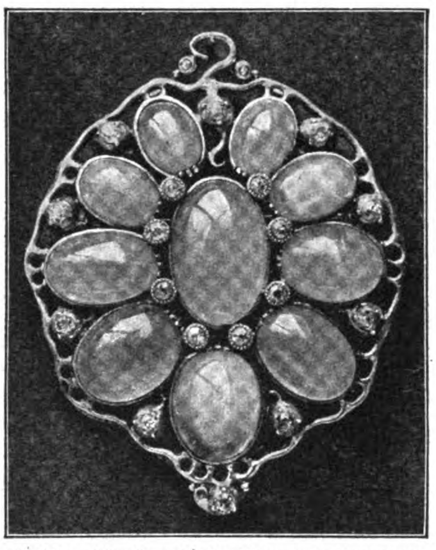


liegt ein Gemälde von Leonhard Sandrock zugrunde. Eine derartige Übertragung in eine andere Kunstsprache verlangt ein hohes Maß von liebevoller und schmiegsamer Nachempfindung: ein eigenes Kunstwerk tritt aus eigenen Ansprüchen neben das Urbild, ähnlich etwa wie Schlegels Shakespeare neben den englischen Dichter.

Börner hat die „Friedershütte" für eine Folge von drei Blättern geschaffen, die die Berliner Kunsthand-

Links: Pfirsichfarbener Schlafanzug mit bemalten Aufschlägen. — Rechts: Bemalter Schlafrock
Marzella-Werkstatt, Berlin-Wilmersdorf

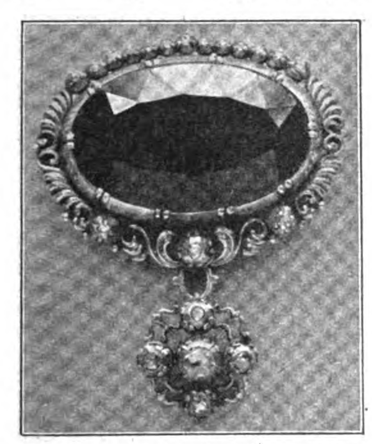
die Künstlerin von einem goldenen Strahlenkranz tragen. Sie faßt einen großen hellen Chrysopras, der sich gleich einem riesigen Wassertropfen sammelt, und läßt ihn in ein Brillantengerinnsel tropfen. Sie schafft wunderbare Ringe, denen man geheimnisvolle Kräfte zutraut: Rubine in schwerem, geschnittenem Gold, Smaragde in kantiger hoher Fassung. Und Ketten von großen Steinen mit blaßgoldenen Zwischengliedern. In den Werken von Annie Hystak werden tote Steine und stummes Gold zum Leben erweckt.



Brosche. Chrysoprasse in Silber mit Brillanten

Unterhaltungsgabe, ihr wundervolles Taktgefühl und ihre hinreißende Herzensgüte zu erfahren. Sie hatte die Freundlichkeit, das von uns wiedergegebene Blatt mit ihrem Namen zu zeichnen und damit den Erinnerungswert für den Maler zu verdoppeln. —

Das vorliegende Heft wird mit einem rechten Sommerbild eröffnet. Diese junge Frau in der saftgrünen Landschaft, die der Münchner C. M. Schultheiß gemalt hat, könnte als die Verkörperung eines sonnedurchfluteten Julitages gelten. Das Bild versucht, ein Stück gesunder Natur



Brosche. Feueropal mit Diamanten

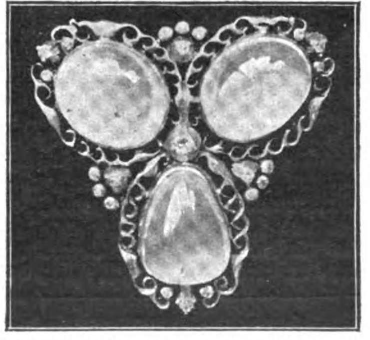


Mondsteinbrosche

Bevor wir auf unsere Kunstbeilagen eingehen, möchten wir noch einen Nachtrag zum vorigen Heft geben: Das Bildnis der Kaiserin stammt von dem Bildnismaler Max Arenz, einem Künstler, dessen liebenswürdige Darstellungsgabe in der Potsdamer Hofgesellschaft besonderen Anklang fand. Die Rötelskizze der Kaiserin ist als ein Nebenwerk gleichzeitig mit einer andern ausgeführten Bildniszeichnung entstanden, die dem Kaiser zur Erinnerung an den Hochzeitstag überreicht wurde. Die hohe Frau gewährte dem Künstler fünf Sitzungen zu je zwei bis drei Stunden, und der Maler hatte, wie er uns berichtet, erneut Gelegenheit, ihre fesselnde



Brosche. Mexikanisches Opal in Gold

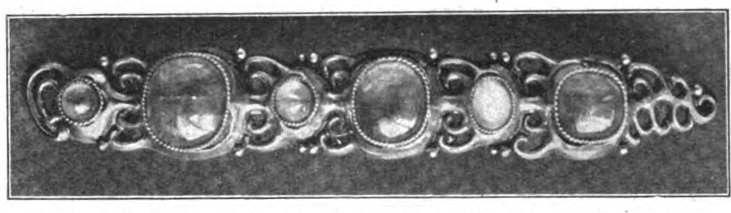


Mondsteinschmuck in blassem Gold mit Brillanten

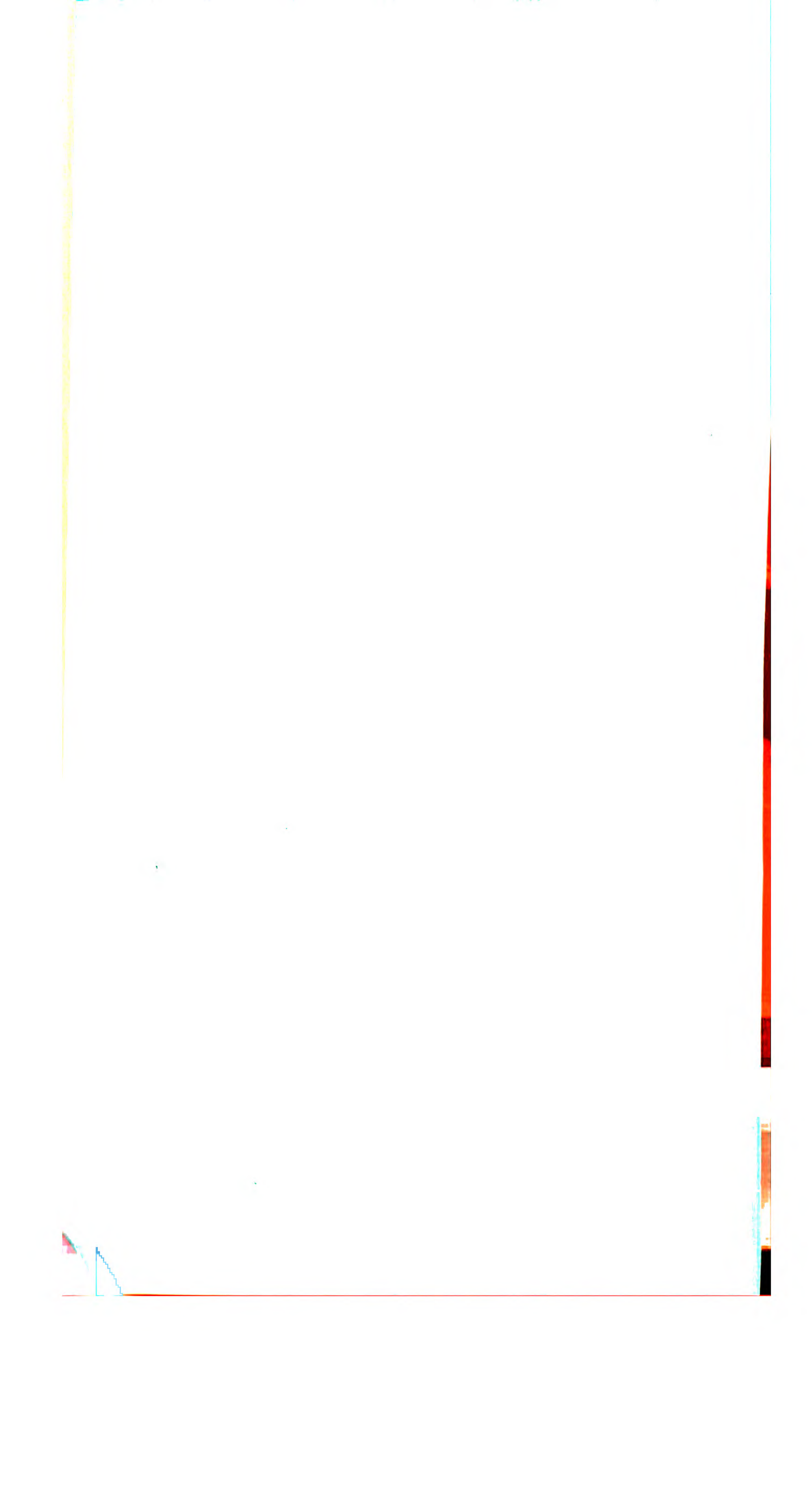
Kunstgewerbliche Arbeiten von Annie Hystak, Berlin

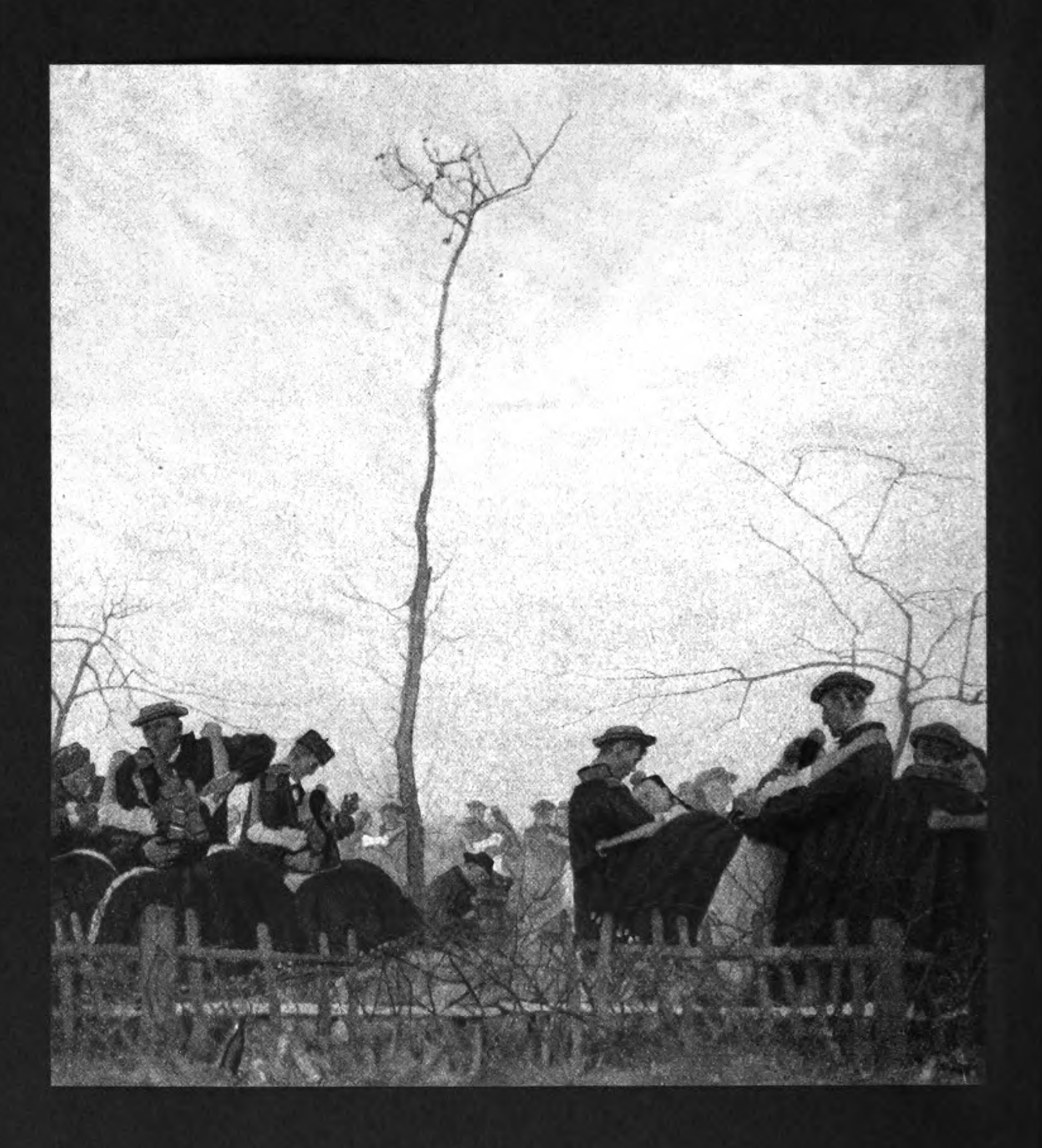
wiederzugeben, und wer bei einem Bilde nach der Wirkung und nicht nach der Richtung fragt, wird das Kraftvolle und Lebenspendende spüren, das von ihm ausströmt. — Kraft und Leben sind auch die Vorzüge des Bildes „Am alten Leuchtturm" von Otto Damasius Franz (zw. S. 440 u. 441). Der 1872 zu Arnstein in Bayern geborene Künstler ist sehr spät unter die Maler gegangen. Er ist Mitglied des Künstlerbundes Bayern und malt Bildnisse, Landschaften und Innenräume. — Wir bleiben noch in Bayern, wenn wir uns dem Leutascher Bauernmädchen von Professor Walter Thor zuwenden (zw. S. 448 u. 449). Das Bild ist farbig von ungemein zartem Reiz. Das Braun von Augen und Haaren, das Schwarz des Haarbandes und der Halsschleife, der Fleischton des Gesichts, das Rot der Lippen und der Blusenstreifen, das Blau der Bluse selbst — alle diese Farbtöne kehren im Hintergrund des Bildes wieder und schaffen eine große Einheit. — Zwischen S. 464 u. 465 finden die Leser einen Gottesdienst von Karl Albrecht, dem Königsberger Meister, von dem man sagen möchte, daß jedes seiner Werke einen Gottesdienst darstellt: mit so frommem Sinn steht er vor der Natur, mit so andächtiger Treue erfaßt er die äußere Erscheinung, mit so hingegebener Liebe erspürt er die Seele auch in den einfachsten Vorwürfen seiner Malerei. — Ein Schüler der Königsberger Akademie ist der 1863 zu Dirschau bei Danzig geborene und jetzt in München ansässige Alfred Bachmann. Er ist Landschafter und versteht, wie die hier wiedergegebene Probe seiner Kunst (zw. S. 480 u. 481) verrät, lyrische Stimmungen festzuhalten. Aber er ist nicht nur Landschafter. Vielleicht hat er es Münchner Einflüssen zu danken, daß er den ihm eingeborenen Humor auch da zum Ausdruck bringt, wo ängstliche Gemüter fürchten müßten, stilwidrig zu wirken. — Adolf Brütts „Weidwund" (zw. S. 488 u. 489) ist eine Plastik von starker Geschlossenheit des Aufbaues und tiefer Beseelung des Ausdruckes, wie sie diesem Meister, der klassische Überlieferung mit modernem Empfinden zu vereinigen strebt, eigentümlich sind. — Einen Blick in eine geweihte Stätte, in Goethes Garten, aus dem er bis in die letzten Lebenstage Erholung und Belehrung erntete, läßt uns Ilse Meyn mit ihrem duftigen Bilde (zw. S. 512 u. 513) tun. — Mit dem Strandbild (zw. S. 520 u. 521) zeigen wir eine Probe Düsseldorfer Kunst. Hugo Mühlig hat es gemalt und beweist, wie frisch und eigen er ein unendlich oft dargestelltes Motiv abzuwandeln weiß. — Ebenfalls aus Düsseldorf stammt die einfache und hauchzarte Radierung (auf S. 445); Wilhelm Herberholz hat sie uns zur Wiedergabe überlassen, ein Künstler, von dem wir noch manche Gabe für diese Hefte erwarten. 1881 in Schwerte in Westfalen geboren, besuchte Herberholz die Kunstgewerbeschule und Akademie in Kassel, zog dann nach Düsseldorf, wo er Schüler von Peter Janssen und Prof. Spatz, vor allem aber von Prof. Claus-Meyer wurde. Nach den Lehrjahren kamen Wanderjahre — als Krefelder Husarenfreiwilliger machte Herberholz den Krieg mit — jetzt lebt und schafft er wieder in Düsseldorf. Seine Radierung bezeugt ihn als Meister des knappsten Ausdrucks. Ein Freund unserer Hefte, der ein paar Sommertage als Gast des früheren Kronprinzen in Wieringen verlebte, hat uns ein hübsches und gewinnendes Bild des Verbannten — und leider so oft und viel Verkannten — überbracht, dessen Wiedergabe zahlreiche unserer Leser herzlich erfreuen wird. P. W.


Nadel mit Brillanten und Perlen. Von Annie Hystak, Berlin


Goldnadel mit Mondsteinen und Turmalinen. Von Annie Hystak, Berlin

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





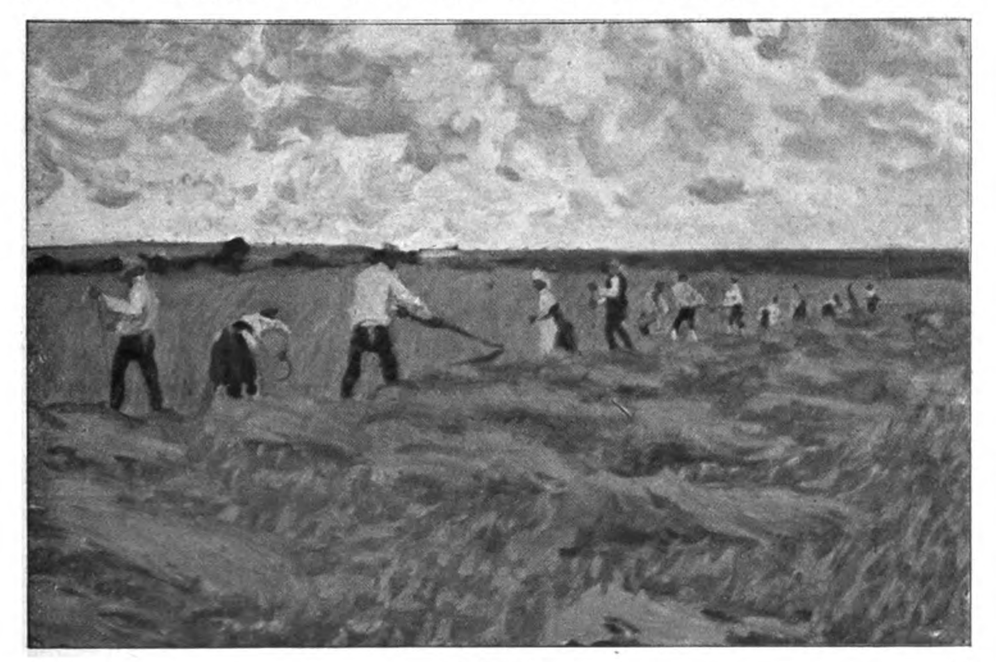
Erntetanz
Gemälde von Franz Eichhorst



Franz Eichhorst

Von Hans Rosenhagen

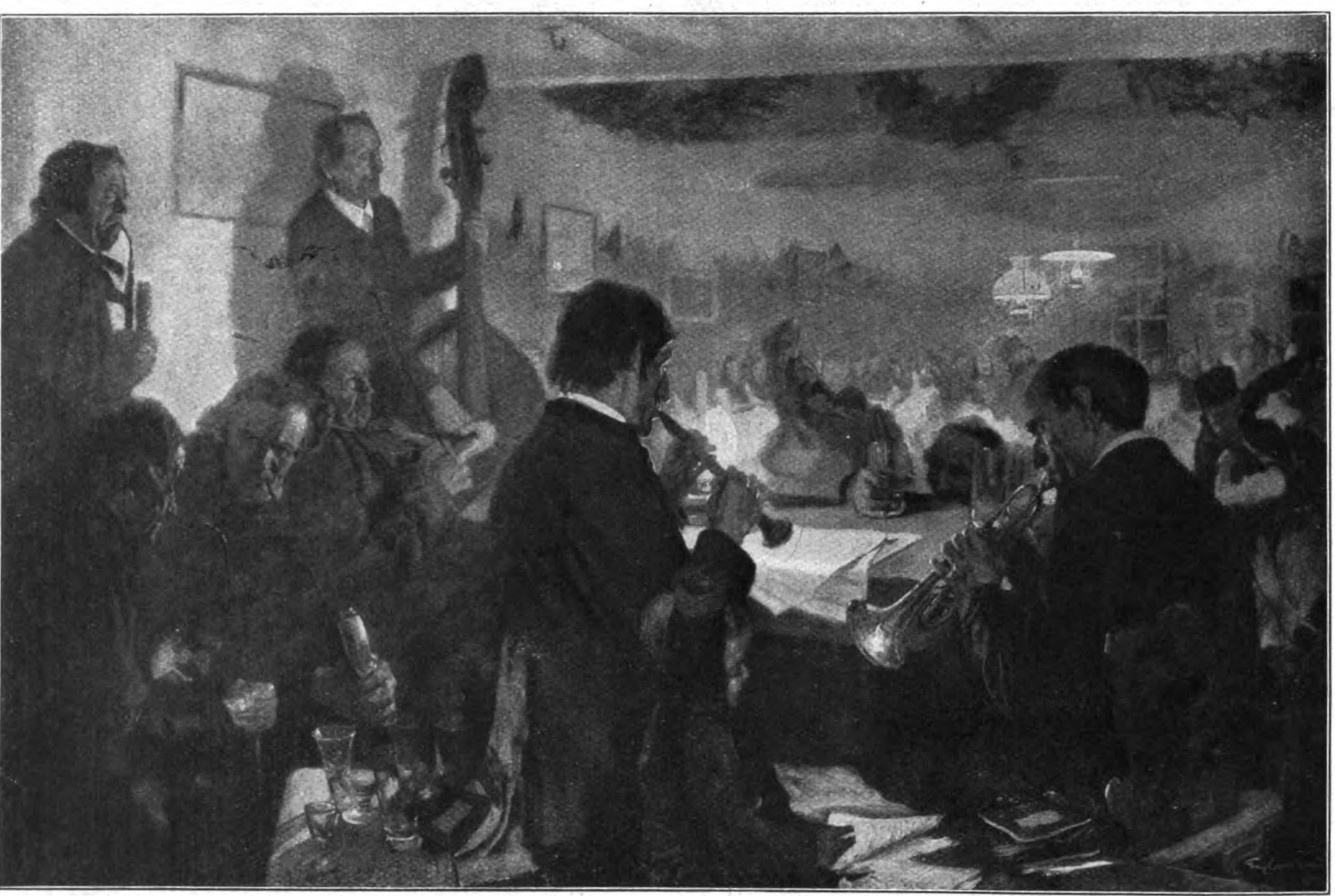
Kaum ein zweiter unter den jüngeren Berliner Malern hat im letzten Jahrzehnt soviel ernsthafte Beachtung gefunden wie Franz Eichhorst. Nicht, weil er der auffällige Vertreter einer der heut das öffentliche Kunstleben beherrschenden Richtungen ist, sondern, weil er, unbekümmert um die Tagesmoden, einfach ehrliche gute Kunst macht. Seine Erfolge sind freilich weniger leicht errungen als die seiner zu den verschiedensten Ismen schwörenden Kunstgenossen, jedoch ohne Zweifel sehr viel besser begründet und befestigt. Ehrlich währt nämlich auch in der Kunst am längsten, und wenn gegenwärtig einer stattlichen Zahl von Expressionisten, Kubisten, Futuristen und Kaleidoskopmalern von Staatsseite bestätigt wird, daß sie Unvergängliches geschaffen, so fragt sich doch sehr, was die Nachwelt zu ihren Leistungen sagt, und ob die staatliche Anerkennung nicht schon nach wenigen Jahren als ein aus der Verwirrung der Zeit geborener Irrtum wieder zurückgenommen wird. Mag



Kornernte



Laubenkoloniefest. Privatbesitz



Wurstball in der Schwalm. Privatbesitz



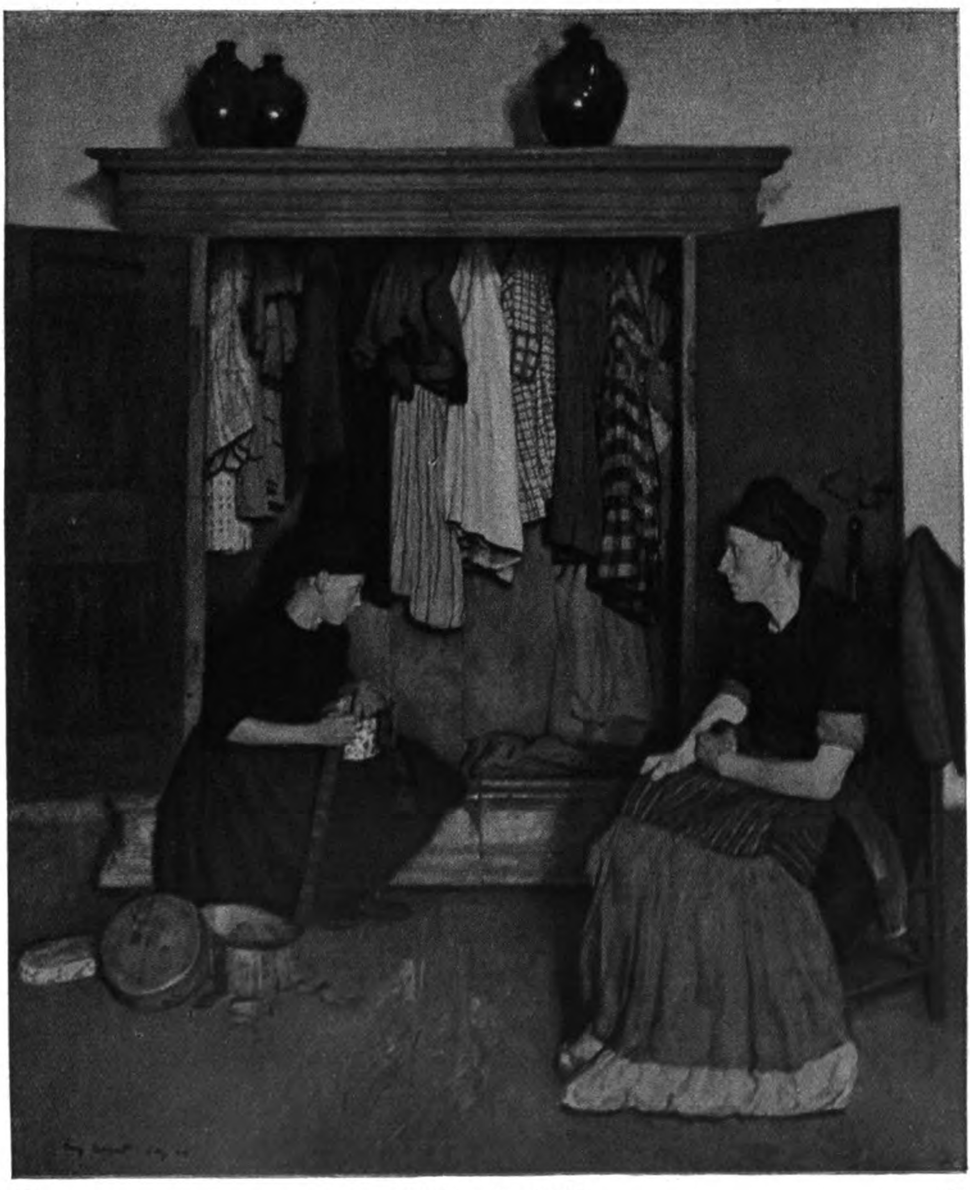
Beguinenhof in Brügge

die Gegenwart die Unwahrhaftigkeit und Qualitätslosigkeit der meisten von den heutigen Modegrößen hervorgebrachten Werke nicht wahrnehmen — der Nachwelt wird es unbegreiflich scheinen, daß man eine Zeitlang in Deutschland den Unterschied zwischen einem kunstgewerblichen Entwurf und einem Tafelbilde nicht mehr sah und dürftige Talente für gottbegnadete Genies nahm. Nun soll um Gottes willen nicht Franz Eichhorst jenen Pseudobegabungen hier als das wahre Malgenie unserer Zeit entgegengestellt werden. Damit wäre weder dem Maler noch der Sache gedient. Es handelt sich hier nur darum, den Gegensatz festzustellen zwischen ehrlicher, mit voller Hingabe an den Gegenstand und mit vollendetem Handwerk geleisteter Arbeit und Hervorbringungen, die nichts oder doch sehr wenig von diesen Eigenschaften erkennen lassen. Vergleiche sind unmöglich, schon weil alle inneren Bezüge fehlen, weil die Kunst Eichhorsts Ahnen hat, der anderen aber solche fehlen oder nicht mehr nachzuweisen sind; denn wie der Inhalt der Kunstsammlungen bezeugt, überleben bewußt fratzenhafte Kunsterzeugnisse kaum eine Generation. Die Nachwelt erfährt nichts mehr von ihnen, weil nicht nur der einzelne Mensch, sondern die ganze Menschheit danach trachtet, Verirrungen so schnell und so gründlich wie möglich vergessen zu machen.

„Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjektiv, dagegen aber haben alle vorschreitenden Epochen eine objektive Richtung.“ Ob dieses Goethewort Eichhorst bekannt ist, bleibe dahingestellt; für sich selbst jedoch hat er offenbar die Erfahrung gemacht, daß der Maler, der voran und dauernd in Schätzung bleiben will, nichts Förderlicheres tun kann als sich zunächst ganz nahe an die Natur zu halten, weil diese alle Elemente, die im Kunstwerk wirksam sind, enthält, und es nur darauf ankommt, sie zu finden und herauszuarbeiten. Daß Phantasie auch dazu gehört, ist sicher; aber es ist eine andere Art von Phantasie als die, von der man gewöhnlich spricht. Es ist die Phantasie, die im Alltäglichen und Unscheinbaren das Wunder der Schönheit sucht und nicht ruht, bis sie es gefunden. Also nicht die erfindende und gestaltende Phantasie. Den Besitz dieser hat Eichhorst, bis jetzt wenigstens, noch nicht genügend bewiesen. Damit ist gesagt, daß seine Kunst realistisch, also rein auf das Wirkliche gerichtet ist. Dadurch wird weder ihr Wert noch ihre Bedeutung verringert; denn nur auf dem Boden solcher mit Verständnis betriebenen Wirklichkeitskunst kann jene andere Kunst wachsen und gedeihen, die der Welt die berauschenden und hinreißenden Werke der Raffael und Rubens, der Feuerbach und Böcklin geschenkt hat. Die Malerei an sich, als eine auf handwerkliche Gesetze und Erfahrungen auf-

gebaute Kunst zieht aus Erscheinungen wie Eichhorst den größten Vorteil, weil sie ihr die Mittel und die Waffen liefern, den Himmel zu stürmen und ihn mit all' seinem Glanz und Zauber auf die graue Erde zu versetzen. In diesem Sinne ist Eichhorsts Bestreben, die Objektivität der Naturwiedergabe hochzuhalten, nicht genug zu schätzen.

Objektivität ist nicht mit Nüchternheit zu verwechseln. Hinter Eichhorsts Bildern der Wirklichkeit steckt sowohl Liebe als auch Begeisterung. Ein klares Auge und eine ihrem Herrn gehorsame feste und doch auch wieder zarte Hand haben sie geschaffen. Wohl kaum ein anderer unter den heut lebenden deutschen Malern ist imstande, der Wirklichkeit soweit in ihren letzten und feinsten Äußerungen zu folgen wie Eichhorst. Nichts erscheint ihm in der Natur nebensächlich; dennoch drängen sich die Einzelheiten auf seinen Bildern nicht vor, sondern ordnen sich dem Gesamteindruck unter. Und so intim der Maler die Wirklichkeit wiedergibt, niemals erscheint deren Durchbildung kleinlich. Es ist unmöglich, gewisse Bilder Eichhorsts zu sehen, ohne daß man an Leibl denkt; aber man hat nicht das Gefühl der Nachahmung. Nur das gleiche Streben ist vorhanden, der Natur möglichst



Hessischer Innenraum

nahe zu kommen und keinen ihrer leisen Reize zu unterschlagen. Auch in der Sauberkeit des Handwerks besteht eine gewisse Ähnlichkeit. Allerdings: Leibl ist herber, männlicher und kühner. Ein so glänzender Zeichner Eichhorst ist — ihm fehlt vielleicht manchmal die ungeheure Sicherheit der Form, über die Leibl verfügte, auch wenn er die Farben noch so duftig ineinanderspielen ließ. Und so tonschön die Bilder des unsterblichen Meisters von Aibling sind, er wagte kräftige Farben, kräftige Gegensätze. Bei Eichhorst herrscht fast nur der Ton, selten die Farbe. In der Stillebenhaftigkeit der Naturwiedergabe erinnert Eichhorst mehr noch an Trübner als an Leibl. Es ist ihm nur zuweilen gegeben, die sozusagen atmende Natur darzustellen oder das seelische Leben von Menschen zum Ausdruck zu bringen. Er sieht in der Regel mehr mit seinen scharfen Augen, als mit dem Gefühl. Also sieht er auch den Dingen und Wesen nicht immer bis auf jenen letzten Grund, in dem das Leben mit seinen feinsten Äußerungen sich regt. Indessen — das sind Mängel, die von den meisten Menschen gar nicht wahrgenommen werden, und denen so große Vorzüge gegenüberstehen, daß sie für die Beurteilung Eichhorsts nur soweit in Betracht kommen, als man ihn mit Leibl vergleicht. Jedenfalls gehört er zu den allerbesten Malern, über die Deutschland gegenwärtig verfügt, und es ist auf keinen Fall richtig, einem Talent vorzuwerfen, daß seine Gaben begrenzt sind; denn der Künstler wird mit solchen Grenzen geboren; er hat sie sich nicht selbst gesetzt. Man kann also höchstens seinen Ehrgeiz wecken, sie weiter hinauszurücken. Wenn ein Maler allerdings ein so außerordentliches Können besitzt und zeigt, wie Eichhorst, glaubt der naive Beurteiler seiner Leistungen immer, daß der Künstler es in der Hand habe, noch Bedeutenderes hervorzubringen. Das ist aber ein Irrtum. Wie Leibl seiner besonderen Anlage nach niemals, auch mit dem besten Willen nicht, zu einem Rembrandt sich zu erhöhen vermochte, so wird Eichhorst in seinem ganzen Leben nicht an Holbein oder Menzel heranreichen, obwohl man vor einzelnen Schöpfungen der beiden Maler an so große Meister wohl denken mag. Aber er ist Eichhorst geworden, und das will schon etwas sagen.

Die wahren Maler werden als Maler geboren. Sobald sie nur die nötigsten Handwerksgriffe erlernt haben, stehen sie als fertige Künstler da. Das hat man im vergangenen Jahrhundert an Franz Krüger und Menzel, an Leibl und Trübner, an Knaus



Karfreitag. Privatbesitz



Frau am Ofen. Gemälde von Franz Eichhorst. (Original im Besitze von Carl Kriener, Berlin)

und Gebhardt gesehen. Auch Eichhorst ist als Maler auf die Welt gekommen. Seine Lehrer haben ihm gerade nur das Rüstzeug geben können, und auch aus diesem hat der junge Künstler erst etwas gemacht, indem er sich große Vorbilder wählte und an ihrem Können das seinige entwickelte. Er steht durchaus fest in der Überlieferung der alten Meister und insofern nicht in der Leibls, als er nicht auf die Primamalerei — die Malerei, die jeden einmal auf die Bildfläche gesetzten Pinselstrich für unveränderlich erklärt — schwört. Er arbeitet im großen und ganzen etwa wie die Künstler malten, ehe Frans Hals zeigte, daß man das auch anders könne, also mit Untermalungen, Übermalungen und Lasuren. Und wie die großen Meister kann er alles malen. Er ist kein Spezialist. Er malt Menschen, Tiere, Landschaften, Bildnisse und Stilleben mit dem gleichen Gelingen. Aber das hat er wieder mit Leibl gemein, daß er seine Modelle mit Vorliebe unter den Bauern sucht und lieber die durchgearbeiteten, charaktervollen Köpfe alter Menschen, als hübsche, glatte Mädchengesichter malt. Nicht um seinen Realismus zu beweisen, sondern um zu zeigen, daß überall in der Wirklichkeit Schönheit vorhanden ist, und es nur darauf ankommt, sie ins rechte Licht zu stellen. Diese Richtung hat Eichhorst von Anfang an gehabt, obgleich er als Maler erst allmählich der geworden, der er heut ist.

Wie viele ausgezeichnete Maler des vergangenen Jahrhunderts, wie Menzel und Hosemann, Daumier und Stuck, kam auch Eichhorst von der Illustration her, und seine ersten Bilder — „Wurstball in der Schwalm“, „Laubenkoloniefest“ und „Waldfest“ — sind darum auch nicht auf bestimmte Farbenklänge, sondern auf den Gegensatz von Hell und Dunkel aufgebaut. Selbst jetzt, wo er in seinen Bildern doch malerische Gedanken zum Ausdruck bringt, behält der Künstler diesen Gegensatz bis zu einem gewissen Grade bei, indem er gern dunkle Gestalten gegen helle Hintergründe oder gegen das Licht setzt. Aber obwohl nun die Farben in seinen Schöpfungen eindringlicher sprechen — das, was man einen Koloristen nennt, ist Eichhorst nicht geworden. Ihm ist die Farbe nicht Zweck, sondern Mittel. Von ihrer blühenden Schönheit, ihren berückenden Reizen weiß er wenig. Er wirkt eigentlich nur durch die Anmut und den guten Geschmack, mit denen er die eine zu der anderen setzt und den Eindruck des Malerischen erzielt. Indessen — koloristische Begabung ist, auch bei guten Malern, so außerordentlich selten, daß man nicht wagen darf, deren Abwesenheit ihm als künstlerischen Mangel vorzuwerfen. Besonders die deutschen Koloristen sind an den Fingern herzuzählen. Weder Leibl noch Lenbach, weder Uhde noch Gebhardt, weder Knaus noch Liebermann können



Zerschossener Wald

als solche gelten. Ihre Vorzüge lagen, wie die Eichhorsts, auf anderen Gebieten.

Die Richtung auf Leibl zu hat Eichhorst erst vor einigen Jahren eingeschlagen, als er sich nachdrücklicher dem Bildnisse zuwendete. In seinen malerischen Bauernbildern gemahnt er nur teilweise an ihn, häufiger, insbesonders zu Anfang seiner Laufbahn, an Carl Bantzer oder Knaus, die gleich ihm im Hessenlande gemalt haben. Man darf jedoch bei Eichhorsts Bildnissen nicht etwa an den Leibl denken, der den Bürgermeister Klein oder den Kölner Pallenberg malte; er hat sich vielmehr an jene holbeinartigen Köpfe gehalten, die Leibl in den Bildnissen der Maler Trübner, Joh. Sperl und Selinger geliefert oder an die aus dem Bilde „Die Wildschützen" geschnittenen Köpfe in der National-Galerie. Wie bei jenen Bildnissen, sind Eichhorsts Köpfe eng vom Rahmen umschlossen, wie bei den Wildschützen ist die Malerei weich und vertrieben. Auch die geistige Unbewegtheit, die Leibl in einigen dieser Menschendarstellungen zeigt, findet sich bei Eichhorst. Mag sie bei den Bildnissen durch die Art der Malerei, die viele Sitzungen der Porträtierten verlangt, bedingt sein, so bevorzugt der Künstler bei seinen Bauernbildern ganz ersichtlich die Schilderungen ruhigen oder doch nur mäßig bewegten Daseins. Seine Bauern regen selten die Glieder in Arbeit. Sie sitzen und lesen die Bibel oder die Zeitung, hocken am Ofen, halten ein Kaffeestündchen, eine Andacht oder einen Gevatterschnack, weilen in der



Studie



Aus den Kämpfen an der Somme: Zum Gegenstoß vorgehende Seesoldaten



Studien zu einem Spreewaldbilde

Schenke, lassen sich vorlesen oder schieben sich durch enge Kirchenbänke. Zeigt er sie — meist sind das Frauen — wirklich einmal bei der Arbeit, so ist es solche, die keine heftigen Anstrengungen verlangt, wie Nähen, Sticken, Spinnen, Spitzenklöppeln oder Flachsbrechen. Weicht er von diesen ruhigen Vorgängen ab, um, wie in dem „Hessischen Bauerntanz“ von 1920, starke Bewegung zu geben, so zeigt sich deutlich, was ihm und dieser Malerei im wesentlichen versagt ist.

Man darf indessen nicht glauben, daß Eichhorst etwa temperamentlos wäre. Wenn seine Malerlust durch starke, aber schnell vorübergehende Eindrücke oder Erlebnisse in Tätigkeit gesetzt wird, wie es während des Krieges häufig der Fall war, so vermag der Künstler auch bewegtes Leben so überzeugend zur Darstellung zu bringen, wie nur irgendeiner von den besten Impressionisten, ja auf Grund seines außerordentlichen Zeichentalents sogar um vieles besser. Es hat eigentlich etwas Überraschendes, daß kaum ein anderer von den Malern, die im Felde waren, das Furchtbare, Herzbedrängende, über alle Vorstellungen hinausgehende Unheimliche des letzten Krieges so packend, wahr und doch in jeder Beziehung künstlerisch zum Ausdruck gebracht hat wie der in seinen sonstigen Schöpfungen so beruhigend und friedlich wirkende Eichhorst. Ein Blick auf das hier farbig wiedergegebene Gemälde aus den Kämpfen an der Somme und die gezeichnete Studie der zum Verbandplatz sich schleppenden verwundeten Soldaten müssen jedem Bewunderung vor dem Künstler abnötigen, der gerade das Eigenartige der in diesem Kriege verwendeten Kampfweise und das stille Heldentum des deutschen Soldaten so sicher zu fassen und anschaulich zu machen wußte. Man hat heute leider einen Haß geworfen auf alles, was an den Krieg erinnert oder mit ihm zusammenhängt. Man will nichts mehr wissen von seinen Leiden und den Opfern, die er gefordert, und ist dabei nicht nur ungerecht geworden gegen die Maler des Krieges, sondern, was geradezu verrucht ist, auch gegen die Männer, die Blut und Leben für die Erhaltung des Vaterlandes eingesetzt haben. Doch die Zeit wird kommen, wo das deutsche Volk aus seiner Verstörung erwachen und mit heißer Scham empfinden wird, wie schmachvoll es sich gegen seine besten Söhne vergangen hat, wo es begreifen wird, daß dieser Krieg, trotz seinem traurigen Ausgang, die leuchtendste, herrlichste Blüte ist in Deutschlands Ehrenkranz. Und wenn man dann nach künstlerischen



Bildnisstudie



Mein Zimmer in Röllshausen. (Aus Schultes Kunstausstellung, Berlin)



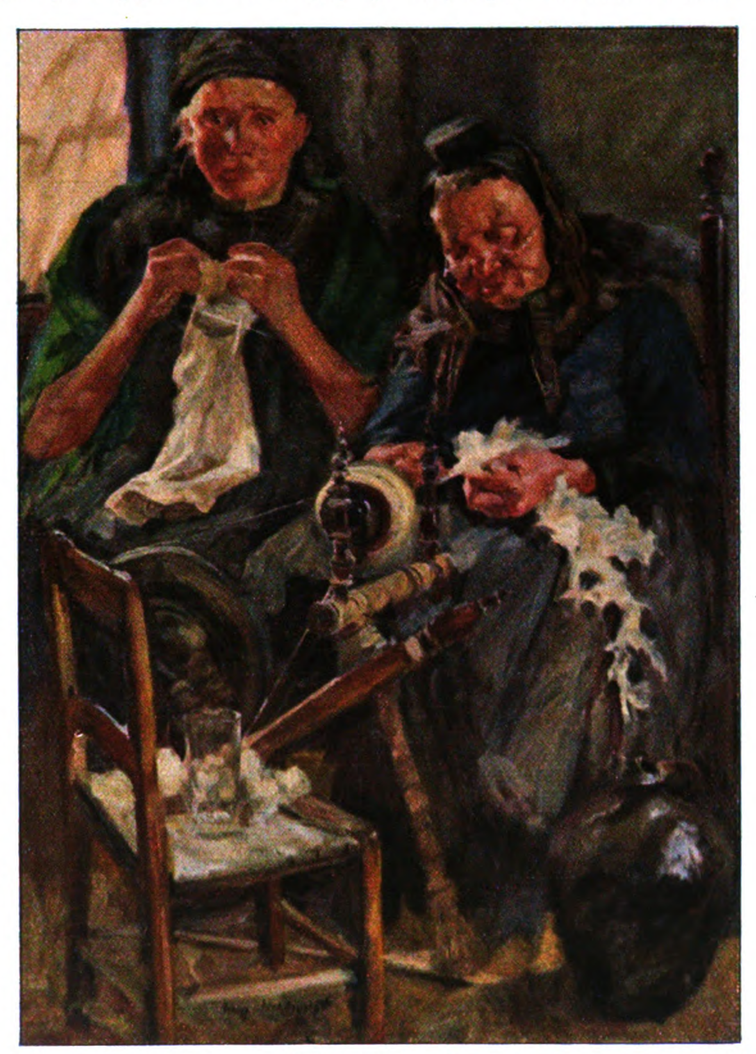
Kabarett. 1913. Privatbesitz

Dokumenten Umschau hält, durch die sich die Erinnerung an die größte und ruhmvollste Tat Deutschlands auffrischen läßt, werden es in erster Reihe Eichhorsts Bilder aus Flandern und Frankreich sein, vor denen man aufs neue sich begeistert. Mögen andere mehr gemalt und interessantere Momente, Personen und Geschehnisse geschildert haben — Eichhorst ist fast der einzige unter den deutschen Malern, von dessen Kriegsbildern mit Recht behauptet werden darf, er habe das, was das deutsche Volk und vor allem den deutschen Soldaten beseelte, treu, wahr und hinreißend, ohne eine Spur von Pose, von bewußtem Heldentum zum Ausdruck gebracht. Er ist fast der einzige, der sich nicht begnügte, Impressionen und Allgemeinheiten zu geben, sondern der wirkliche, überzeugende Dokumente von dem ernsten, pflichtbewußten Heldentum deutscher Männer geliefert hat. Seine objektive Richtung, seine Neigung, an die Wirklichkeit sich zu halten und ihr bis ins letzte nachzugehen, ließen ihn Bilder schaffen, vor denen man nicht auf Vermutungen angewiesen ist, sondern die Tatsachen, Stimmungen und Menschen mit dem bestimmtesten Ausdruck und in sorgfältiger, liebe- und geschmackvoller Malerei geben. Gerade für diese Art Bilder genügen nicht flüchtige malerische Notizen. Hier kam es darauf an, den Daheimgebliebenen die Vorgänge an der Front möglichst gewissenhaft zu schildern. Was können sie mit Impressionen anfangen, die sie nicht aus dem Schatze eigener Vorstellungen zu fertigen Bildern zu ergänzen vermögen? Was sagt ihnen eine stilisierte Wirklichkeit, wie gewisse Maler sie für ihre Kriegsbilder bevorzugten, wenn sie nicht wissen, wie die Natur aussieht?

Eichhorst hat freilich nicht so zahlreiche Kriegsbilder geschaffen wie andere Maler; aber was von ihm vorhanden ist, trägt ganz die Züge seiner feinen, sorgfältigen Künstlerschaft und verrät, wie innig der Maler mit seinen hart kämpfenden Kameraden gefühlt hat, und daß ihm das wahnsinnige Toben des Krieges und sein ständig wechselndes Gesicht nicht so wichtig schienen wie das stille Heldentum des einzelnen Mannes und dessen Stimmungen. Wie wundervoll hat er solche in seinen Bildern „Feldwache an der Yser", „Rückzug" und „Gentport" zum Ausdruck gemacht! Das eigene starke Erlebnis ließ den Maler Blicke in die Seelen der anderen tun, machte ihn zum Psychologen und gab seiner Kunst jenes starke innerliche Leben, das man bisher an ihr vermißt hatte. Auch köstliche

Bilder aus den flandrischen Städten entstanden während der Kriegszeit unter Eichhorsts geübten Händen.

Die Lebensgeschichte Eichhorsts gleicht der der meisten großen Künstler darin, daß ein Aufstieg aus den bescheidensten Verhältnissen zu einem in heißem Ringen erworbenen Ruhm in verhältnismäßig jungen Jahren stattgefunden hat. Er wurde am 7. September 1885 geboren und als richtiger Berliner mit Spreewasser getauft. Schon früh regte sich das Künstlerblut bei ihm; doch da er genötigt war, möglichst bald auf eigenen Füßen zu stehen, entschloß er sich, Holzschneider zu werden, und trat als Lehrling in die Xylographische Anstalt von Brend'amour ein, wo er von 1900 bis 1904 tätig war. Die Art der Lehre und die ganze Beschäftigung machte ihm jedoch wenig Freude und er kam zu dem Entschluß, den Beruf des Holzschneiders mit dem des Illustrators zu vertauschen. Zu diesem Zwecke aber war es erforderlich, die vorhandene Begabung systematisch auszubilden, wozu der Besuch der Akademie, verbunden mit einem gründlichen Studium, unerläßlich schien. Eichhorst widmete sich diesem zunächst bei Georg Koch, der eine Porträtzeichenklasse in der akademischen Hochschule leitete, besuchte dann die Antiken- und Aktklasse von Konrad Böse und landete schließlich, um nicht den ganzen üblichen akademischen Schulgang durchzumachen, 1906 bei dem Landschaftsmaler Friedr. Kallmorgen, der sich ihm darin hilfreich erzeigen wollte, obgleich der Schüler bisher so gut wie nichts gemalt hatte. Eichhorst dachte natürlich nicht daran, Landschafter zu werden, und Kallmorgen als einsichtsvoller Mann ließ ihm jede Freiheit, zu malen, was ihm behagte. Auf eigene Gefahr machte der junge Maler sich nun an allerlei Kompositionen figürlichen Inhalts und führte sie, ohne Ahnung von Farbe zu haben, eigentlich nur aus dem Schwarz heraus aus. Auf diese Weise entstanden 1908 die ersten Entwürfe zum „Laubenkoloniefest" und „Waldfest". Um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, arbeitete Eichhorst währenddem fleißig an Illustrationen und kunstgewerblichen Zeichnungen. Auf der Akademie hatte er ein paar Freunde gefunden, die sich des jungen Talents selbstlos annahmen. Als er mit jenen beiden Entwürfen durchaus nicht mehr weiterkam, riet ihm einer dieser Freunde, Herbert Arnold, ein Sohn der durch ihr Freundschaftsverhältnis zu Menzel und eigene vorzügliche Leistungen bekannten Maler-



Beim Spinnen. 1918



Beim Flachsbrechen. 1920

familie, doch einmal aufs Land zu gehen und dort ungestört und unbeeinflußt von allem akademischen Kram eine neue Arbeit anzufangen.

Mit den Freunden Herbert Arnold und Franz Lünstroth und ersparten dreihundert Mark in der Tasche begab sich Eichhorst im Januar 1909 nun in das hessische Dörfchen Willinghausen. Dort entstand der „Wurstball in der Schwalm“, eine Leistung, mit der Kallmorgen von seinem Schüler überrascht, und für die dieser zu seiner eigenen Überraschung bei der Ausstellung im Moabiter Glaspalast mit der kleinen goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. Den Sommer des gleichen Jahres benutzte Eichhorst, das „Laubenkoloniefest“ und das „Waldfest“ auf Grund der in Berlin entstandenen Skizzen als große Bilder zu malen. 1911 begab er sich wieder nach Hessen, wo das auf der nächstjährigen Ausstellung von der Stadt Berlin erworbene Bild „Andacht“, der „Karfreitag“, „Kuhstall“, die „Spinnstube“ und die „Beiden Alten“ entstanden. Um nicht ganz in dem Bauernbildgenre aufzugehen, malte er im Winter 1913/14 in Berlin das Bild „Variété“, in dem er zugleich ein interessantes Beleuchtungsproblem zu lösen suchte. Da jedoch der Beifall, den auch diese Leistung fand, nicht ganz seinen Erwartungen entsprach, wendete er sich wieder dem gewohnten Thema zu und malte das am meisten bewunderte seiner Bauernbilder, die hessische Bäuerin, die mit ihrer Tochter „vorm Schrank“ Wäsche- und Kleidungsstücke ordnet. Bis zum Mobilmachungstage arbeitete er an diesem Werk und ließ es unfertig zurück, um seiner Pflicht gegen das Vaterland zu genügen. — Erst nach längerer Zeit erfuhren Eichhorsts militärische Vorgesetzte, daß der unternehmungslustige, immer dienstbereite Motorradfahrer, der so unerschrocken mit Meldungen und Befehlen zu den gefährdeten Stellungen eilte, ein namhafter Maler sei. So wurde er der in Brügge erscheinenden Kriegszeitung des 1. Marinekorps „An Flanderns Küste“ als Mitarbeiter zugeteilt, und es wurde ihm Gelegenheit gegeben, die verschiedensten militärischen Unternehmungen zu Studienzwecken mitzumachen. Er sammelte Eindrücke auf Feldwachen, im Schützengraben, in Unterständen, auf Verbandplätzen, überall, wo er das für ihn anziehendste Objekt, den deutschen Soldaten beobachten konnte. Dazu malte er Porträts, Offiziersbildnisse, darunter auch den Admiral von Schröder. In Brügge entstanden einige vorzügliche Straßenbilder, wie der „Eiermarkt“ in Abendbeleuchtung, der köstliche „Beguinenhof“, ferner der „Belgische Innenraum“ mit den beiden Männern vorm Kamin und verschiedene Bilder von Spitzenklöpplerinnen. Während eines

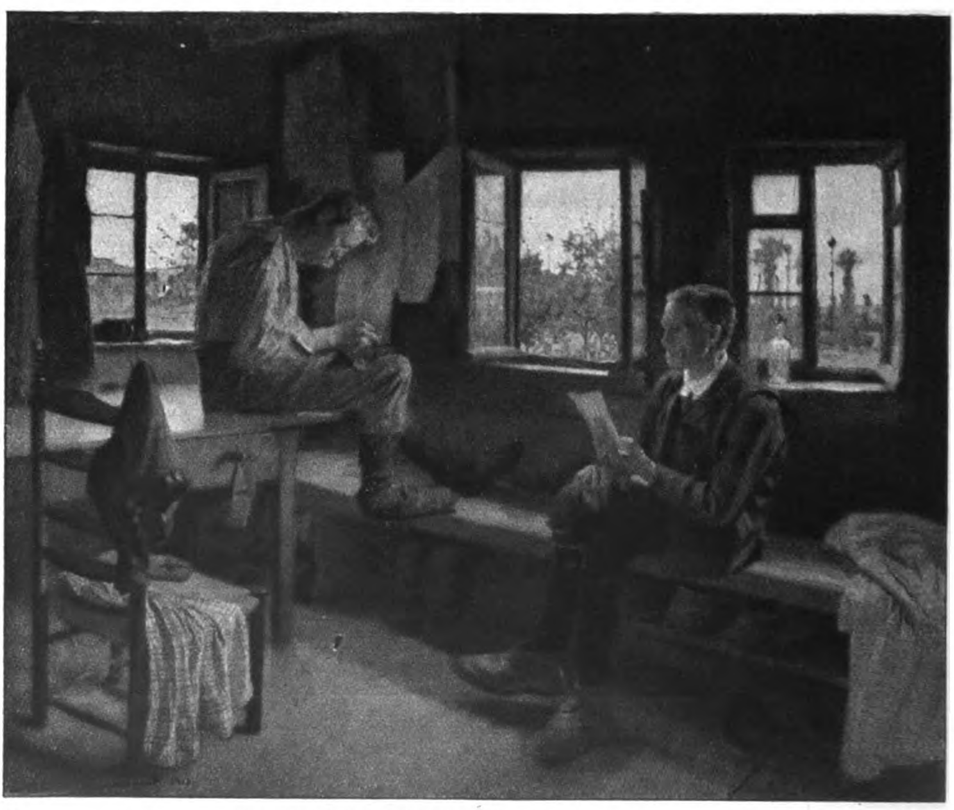


Betstunde. 1911. Im Besitz der Stadt Berlin

Urlaubes 1917 schuf er das Bildnis „Mein Freund Hönig“, das so ganz Leiblsch anmutet, 1918 das höchst charakteristische Porträt des Radierers Wolfsfeld.

Nachdem Eichhorst noch den traurigen Rückzug des unbesiegten deutschen Heeres miterlebt, kehrte er in die Heimat zurück und nahm die Arbeit wieder auf, wie er sie zurückgelassen, malte teils in seinem Berliner Atelier, teils in einem hessischen Dörfchen. Er entdeckt jetzt die zauberische Wirkung des Lichtes, das in niedrige Bauernstuben durch kleine Fenster fällt, und kommt nun auf die Motive des Pieter de Hoogh. 1919 ging er für einige Wochen in den Spreewald, wo neben anderen Bildern auch die prächtige „Frau am Ofen“ entstanden ist. Im gleichen Jahre malte er in Berlin das Bildnis des Verlagsbuchhändlers Nabel, in Hessen die wieder zu Leibl neigende „Schneiderstube“ mit dem von hinten in den Raum strömenden Tageslicht, die eine seiner besten Schöpfungen wurde. Weniger glückte ihm 1920 der schon erwähnte „Hessische Bauerntanz“ und das Bild der „Vier Schwälmer Bauern“. Aber trotzalledem: Wer vermöchte in Deutschland dem Künstler dieses Bild nachzumalen? Er hat keinen einzigen lebenden Rivalen auf seinem besonderen Gebiet. Daß er selbst die Grenzen ahnt, beweisen einige Versuche, die er in anderer Richtung gemacht: Das breit und saftig gemalte Bildnis seines Vaters von 1920 und zwei lebensgroße Bilder von je zwei spinnenden und flachsbrechenden Frauen. Und auch das hier wiedergegebene Bild der „Flachsscheuer“ bezeugt, daß der Begabung Eichhorsts nichts versagt ist.

Vom Standpunkte des Expressionismus aus ließe sich natürlich sehr leicht der Nachweis erbringen, daß Eichhorsts Art antediluvianisch unmodern sei; wer aber, unbeeinflußt von allem Modegeschrei, sich den Sinn für gute malerische Qualität und die Schönheit der einfachen Natur bewahrt hat, wird in dem Berliner Maler einen der vorzüglichsten Künstler der Gegenwart verehren, einen Nachkommen der Eycks, Holbein, Menzel und Leibl. Mag dieser oder jener die Erwähnung so großer Namen bei dieser Gelegenheit mißbilligen — in Eichhorst steckt die Reinheit der Absichten dieser Meister und soviel von ihrer Weise, die Kunst zu betreiben, daß man blind sein müßte, es nicht wahrzunehmen. Die Bescheidenheit ihrer Kunst ist auch die der seinigen, und die Art, wie er liebevoll an die Natur sich schmiegt, kennzeichnet ihn als einen Träger deutschen Wesens, dessen Ausdruck man an den Werken jener Großen bewundert.



Schneiderstube. 1919. Gemälde von Franz Eichhorst

Zwei Freunde

Roman von Wilhelm Hegeler

Schluß

Schnee fiel zu Schnee. Und das sterbensmüde Hinsinken der zahllosen Flocken aus grauem Düster auf die weißlich verdämmernde Fläche war noch das augenfälligste Zeichen von Leben, das es in der weiten Runde gab, wo überall Tod und Zerstörung aufdringlich ihre Gegenwart anzeigten, mit den grotesken Baumstümpfen ohne Äste und Zweige, mit den schwärzlichen Ruinen des Stationsgebäudes, mit den niedergebrannten und zusammengebrochenen Bauernhütten und den aus dem Schnee ragenden Skeletten von Rindern und Pferden. Aber wenn man näher zusah, so wimmelte es eigentlich von Leben, nur daß dieses sich unter die Fittiche des Todes verkrochen hatte. Da und dort ballten sich dunkle Haufen zwischen den Trümmern um ein Feuer ohne Flamme und Glut, dessen Rauch wie Nebelschwaden über den Boden kroch und dort zerfloß. Es waren Soldaten, die dort seit zehn, seit zwölf, seit vierundzwanzig Stunden auf den Zug warteten, von dem das Gerücht ging, daß er hier einträfe — doch wußte niemand, wann und ob er wirklich käme.

Auf einem Pfad im Schnee zwischen Stationsgebäude und Landstraße gingen zwei Soldaten auf und ab, in abgerissenen russischen Infanterieuniformen, doch ohne jedes Abzeichen, selbst den breiten Schirmmützen fehlte die Kokarde.

Der eine war sehr groß, humpelte ein wenig und trug in den auf dem Rücken zusammengelegten Händen einen Weichselstock. Der andere war im Verhältnis zu seinem Begleiter auffallend klein, hatte einen mächtigen, ihm fast bis an die Hüfte reichenden Eichenholzknüppel und machte gewaltige Schritte.

Es waren Hans Bokelmann und Hermann Alt, sein Freund und Schicksalsgefährte, der seit Jahr und Tag alles mit ihm geteilt hatte, Gefahren, Wundfieber, Hunger und Läuse, aber auch manche köstlich dampfende Kohlsuppe, Piroggen und Kwas.

„Hans, was denkst du nun über die Zukunft?“ fragte er.

„Nichts Besonderes eigentlich. Ich dachte, ob wir nicht alles, was wir durchgemacht haben, vielleicht nur darum durchgemacht haben, damit nun das Schwerste und Schlimmste kommt.“

„Herzlichen Glückwunsch!“ — Das frohe Funkeln der schwarzen Augen erlosch plötzlich in Alt, und die wie zu Asche zerbröckelten Züge schienen einem alten Manne zu gehören.

„Ich danke!“ murmelte er. „Da könnten wir uns doch lieber gleich aufhängen.“

„Tut man doch nicht.“

„Und braucht's auch nicht! Es kann ja auch ganz anders kommen. Und dann — Mensch, vergißt du denn ganz, daß wir eine Zigarre haben? Eine richtige Tabakszigarre! Die stecken wir nachher im Zug an. Wie sollen wir sie rauchen? Erst du die Hälfte und dann ich die Hälfte? Oder Zug um Zug?“

Hans lächelte, und sein Unmut war plötzlich bezwungen. „Ich denke, erst einmal jeder ein paar Züge, damit er auf den Geschmack kommt, und dann Zug um Zug.“

„So wird's gemacht! Und dabei stellen wir uns vor, wie die ganze Sache verläuft. Und ich sage dir, sie wird einfach großartig. Dich erwartet deine Braut und deine Mutter. Und mich — na, einfach die ganze Kavalkade. Meine Frau mit dem Bengel auf dem Arm. Hans, Kamerad, stell' dir vor, ich habe einen Jungen, einen Bengel von drei Jahren, der schon Papa sagen kann und den ich nie gesehn habe. Also wenn ich den sehe, ich — ich brülle ja, als wenn's auf die Panjes ginge. Und der Bengel, der brüllt natürlich auch, wenn ich so auf ihn und seine Mutter losstürze. Und mein oller Schwiegervater — meine Schwiegermutter ist zu Haus und kocht was Feines, darauf versteht sie sich — mein oller Schwiegervater fragt: ‚Warum kommst du denn so unpünktlich, Hermann?‘ Das fragt er immer. — So und nicht 'ne Spur anders wird die Sache verlaufen.“

„Wir wollen's hoffen.“

„Denn schließlich, wir haben uns doch nicht mit dem Tod herumgeprügelt und haben ihn kleingekriegt, damit wir jetzt erst recht in den Dreck geraten. Du hättest, wie oft? — neunmal von Rechts wegen zum Deubel gehn müssen, und ich viermal, und das alles für die Katz, für weitere Schinderei? Für so gemein halte ich den lieben Gott nicht.“

„Wollen's hoffen.“

Der Zug kam nie, und die beiden mußten noch tagelang warten. Aber daran waren sie schließlich gewöhnt. Selbst ihr langer

Marsch aus Sibirien bis hierher nach Wolhynien war nicht viel mehr als ein eintöniges Warten gewesen.

Endlich jedoch gelangten sie nach Berlin, und alles, was sie gerüchtweise gehört hatten, bestätigte sich hier: der Weltkrieg war verloren und in Deutschland Revolution. Die beiden waren traurig, aber nicht minder hungrig, durstig, verfroren und reinlichkeitsbedürftig. Nachdem sie diese Verlangen gestillt und sich ein, wenn auch ziemlich räubermäßiges Zivil verschafft hatten, saßen sie wieder auf einem Bahnhof und warteten auf einen Zug. Und endlich kam der Augenblick, an den zu denken, von dem zu träumen, den bis in alle Kleinigkeiten sich auszumalen, sie seit vier Jahren nicht müde geworden waren: sie betraten den Boden der Heimatstadt.

„Wie ist dir zumute?" fragte Alt, der finster, aber zugleich gespannt in der auf dem Bahnsteig gedrängten Menge der Zivilisten und zahlreichen, mit roten Kokarden und Bändchen gezeichneten Soldaten umhersah, als müßte doch einer der Erwarteten sich darunter befinden, obwohl ihm seine Vernunft sagte, das sei ganz unmöglich, da man ihre Telegramme der Überlastung wegen gar nicht angenommen hatte.

„Gut ist mir zumute!" erwiderte Hans. „Gut! Denn die eine Hoffnung hat sich nun doch erfüllt, an der wir, Gott weiß wie oft, verzweifelten: wir sind wieder zu Hause."

„Das sind wir. Ja. Aber es kann doch auch anders kommen, als wir uns das ausgemalt haben. Ich will nichts Böses gegen meine Frau sagen. Aber wir waren doch erst ein halbes Jahr verheiratet, und sie ist jung und hübsch und . . . Weiber sind Weiber. O Gott verdamm mich, Hans, wenn das passiert ist — ich nehme meinen Stock und haue . . . den Kerl, die Frau, das Kind, die Schwiegereltern, alle haue ich sie zu Brei. So wahr ich hier stehe!"

„Das tust du schon nicht, mein Lieber. — Was auch immer geschehen sein mag, denk dran, daß deine Frau auch nur ein Mensch ist. Vielleicht war die Probe zu hart. Und denk dran, was du selbst in —"

„Hör bloß auf! Erinnere mich jetzt daran nicht!"

Jeder seinen Gedanken nachhängend, gingen sie die Straße hinunter. In einem Laden kaufte Hans einige Karten, auf die er seinen Namen schrieb. Als sie aber dann der Kreuzung sich näherten, wo ihre Wege sich trennten, schob Alt seinen Arm unter den des Freundes und sagte, seine Schritte verlangsamend: „Du, Hans, wir haben doch nun drei Jahre zusammen gelebt, man kann wohl sagen, wie Bruder und Bruder, fast wie ein Ehepaar. Nun müssen wir uns ja wohl irgendwie trennen. Aber, nicht wahr, ganz auseinanderkommen wollen wir nicht?"

„Soviel an mir liegt, nicht. Denn — ich muß es dir mal sagen: daß ich dich getroffen habe, einen treuen und gütigen Menschen wie dich, einen Menschen, der die schönste Gabe besitzt, den andern reicher, freier und selbstbewußter zu machen, das betrachte ich als ein unverlierbares Gut für mein Leben. Und was jetzt auch kommen mag, ganz schwarz kann es nicht werden, da es Menschen wie dich gibt."

„Das hast du gut gesagt," erwiderte Alt mit einemmal fröhlich. „Das hast du einfach glänzend gesagt. So was läßt sich eben nur sagen. Malen kann man das nicht. — Aber da wir uns also nicht trennen wollen, sollten wir gleich heute ein Wiedersehn ausmachen. Wie's auch ablaufen mag, tot oder lebendig — auf alle Fälle treffen wir uns noch."

„Abgemacht!"

Und die beiden verabredeten Stunde und Ort.

Als dann aber die Stelle gekommen war, wo die Wege sich trennten, ließ Alt doch wieder den Kopf hängen und erklärte, ihm wäre himmelangst und er würde sich erst bei den Nachbarn erkundigen, ehe er sein Haus beträte. Und Hans war schon ein ganzes Stück seine Straße hinuntergegangen, da sah er den Freund noch immer mit schiefem Kopf an der alten Stelle stehn, und als Hans ihm winkte, legte er die Hand aufs Herz und winkte ab, als wenn er sagen wollte, da herum wäre ihm gar nicht wohl. Hans aber zog seine Uhr hervor und dachte, wenn dieser winzige Stahlsplitter nur um einen Zentimeter weitergerückt wäre, dann würde er alles wissen. Ein sonderbares Kältegefühl preßte seine Rippen zusammen, kroch prickelnd über Rücken und Arme und ließ ihn den Kopf zwischen die Schultern ziehn. Aber zugleich zwang eine andere Kraft auf sein ausgemergeltes Gesicht den Ausdruck kindlich ergreifender Erwartung.

Was sich in diesen nächsten drei oder vier Minuten erfüllen sollte, das hatte er während zweier langer Jahre vielhundertmal durchlebt. In kahlen Lazaretten, in dumpfen Bauernstuben, auf endlosen Märschen hatte er die winkligsten Züge des Schicksals durchgegrübelt, durchgekostet und durchgelitten. Er hatte in den Armen seiner Mutter gelegen, Annies großäugiges Erschrecken, ihr Aufschreien hatte ihn erschüttert, und sein Mund hatte ihre Lippen geschmeckt. Den alten Jugendfreunden hatte er die Hand ge-

schüttelt und Nächte hindurch mit ihnen Erlebnisse ausgetauscht.

Aber kaum minder oft war ihm das Haus seiner Mutter verschlossen gewesen, und Nachbarn hatten ihm mitgeteilt, daß sie gestorben sei. Dem Schmerzlichsten war er nicht ausgewichen, auch Annie war tot. Nicht nur das: sie hatte an seiner Rückkehr verzweifelt und sich mit einem andern verheiratet. Aber gerade diese Möglichkeit war jedesmal von irgend etwas anderem, von seiner Liebe oder seiner Eigenliebe oder seinem Glauben an Annie entkräftet und zunichte gemacht worden, ehe sie mit ihrem Schmerz wirklich in seine Gefühlstiefen eindringen konnte. Dagegen hatte gerade im letzten Jahr eine neue Empfindung über ihn Macht erlangt. Während er in Sibirien, unter Bauern ganz als einer der ihrigen lebend, die Axt geschwungen, den Pflug geführt oder abends beim Spiel der Balalaika mit den Mädchen auf primitiv derbe Art gescherzt hatte, war die Erinnerung an sein früheres Leben manchmal nahezu erloschen gewesen. Gewiß hatte es Zeiten gegeben, wo Ungeduld und Sehnsucht ihn verzehrten, zu anderen Zeiten aber war der Gedanke, daß er etwa wieder studieren und später als Richter fungieren, daß er, als europäischer Herr verkleidet, in einem feinen Zimmer mit einer kultivierten, zarten Frau Gespräche führen, daß sein wildes, abenteuerliches Leben auf einmal über Gerichtsakten, in einer Mietswohnung, zwischen Kollegen und gesellschaftlichen Veranstaltungen sich abspielen sollte: dieser Gedanke war ihm höchst befremdlich, unwahrscheinlich und fast erniedrigend erschienen. Und ohne Widerstreben hatte er sich dem Gleichmaß der Tage hingegeben, bis irgendein Ereignis alles wieder in ihm entfachte.

Aber im Augenblick war von derlei Stimmungen nichts in ihm. Im Augenblick war er, entkräftet, zermürbt, durchfröstelt von der allgemeinen Niedergeschlagenheit, zugleich aber ganz durchglüht und der Wirklichkeit entrückt von jenen Wiedersehensträumen, nichts weiter als ein armer, glückshungriger, an Glückshoffnungen sich anklammernder Mensch. Und war zugleich doch so krampfhaft gespannt, so dünngeschliffen und wund, daß der leiseste Ton, sei's der Erfüllung, sei's der Enttäuschung sein inneres Gehäuse fast zertrümmern mußte.

Er klingelte am Haus seiner Mutter. Ein Dienstmädchen öffnete ihm etwas mißtrauisch die Tür.

„Ist Frau Bokelmann zu Haus?"

„Frau Bokelmann? Die wohnt nicht hier."

„Frau Bokelmann!" wiederholte er heftiger.

„Warten Sie mal."

Das Mädchen schloß vor dem auf der zweiten der drei eingebauten Steinstufen Stehenden die Tür und rief etwas ins Haus zurück, worauf eine andere Stimme undeutlich antwortete.

„Frau Bokelmann hat hier mal gewohnt," sagte das Mädchen dann, die Tür von neuem öffnend. „Aber sie ist gestorben Schon voriges Jahr."

„Danke."

Gesenkten Hauptes, das rechte Bein ein wenig nachschleppend durch den glitschigen Schmutz des Bürgersteigs, ging Hans die Straße hinunter.

Ach so! ... So! ... So war's gemeint!

Nervös zerrieb seine in der Manteltasche steckende Rechte ein Fetzchen Papier.

Tot... Das war ja ein schöner Anfang! ... Arme Mutter — hast sicher immer auf mich gewartet — hast dich noch in deinen letzten Stunden um mich gebangt. Tot... Was nun? Am besten... am besten war's wohl, man verschob den Rest auf morgen.

Das Kinn auf den nassen Kragen gepreßt, den Blick auf die von einer breiten Kotschicht umränderten Stiefelspitzen gerichtet, schlurfte er langsam weiter.

Rudi tot. Klaus tot. Und Annie — tot? — verheiratet? So würde es schon kommen. Dies war ja nur die erste Kugel gewesen. Ein Streifschuß. Der wahre Tanz würde erst beginnen.

Aber dann richtete er den Kopf empor, und wieder trat dieser erschütternde Ausdruck einer kindlichen Glückserwartung auf sein hageres Gesicht.

Nein! Es konnte so nicht gemeint sein! Seine Mutter war kränklich gewesen. Nah' an die Sechzig. Sie hatte ihr Leben gelebt, wenn auch das Ende bitter gewesen war... Aber damit war's auch genug. Und geradezu ein Gefühl der Erleichterung, fast etwas wie Freude erfüllte ihn bei dem Gedanken, daß er damit seinen Zoll an das Schicksal bezahlt hatte.

Im Dewerthschen Hause öffnete ihm nicht August, sondern ein neuer Diener die Tür, ein eben aus dem Soldatenstand entlassener junger Mensch mit einem harmlosen runden Bauerngesicht. „Sind die Herrschaften zu Haus?" fragte Hans, indes seine Rechte in der Manteltasche die Karte mit seinem Namenszug umpreßte.

„Jawohl. Wen darf ich melden?"

„Also ... sie leben alle noch?"

„Jawohl."

Da sah der Diener, wie über die Züge des nicht ganz einwandfreien Fremden, angesichts dessen er sich eben überlegt hatte, ob

er ein Herr oder nur ein Mann sei, ein sonderbares Zucken und Grimassieren ging, halb wie törichtes Lachen, halb wie Weinen. Und während Hans die Hand auf den Ärmel des jungen Menschen legte, sagte er überhastet, freundlich, fast flehentlich: „Ich will die Tochter sprechen. Wo ist sie? Sagen Sie mir schnell! Wo ist sie?"

„Im grünen Zimmer. Aber wen darf ich melden?"

„Ach nicht doch! Ich bin ja ein alter Freund. Im grünen Zimmer!"

Rasch ging er, von dem Diener gefolgt, auf das ihm wohlbekannte Zimmer zu, öffnete die Tür und blieb, den Hut in der Hand, am Eingang stehn.

Auf dem mit schwerer grüner Seide bezogenen Empiresofa saß im Lichtschein eines Lampenschirms Annie, den Blick auf das gegen die Kante des Mahagonitisches gelehnte Buch gerichtet. Jetzt erhob sie ihr in das zarte, rosagelbliche Licht getauchte Gesicht und blickte mit versonnenem Ausdruck die Eingetretenen an und wollte eben fragen, was diese Störung zu bedeuten hätte, als der Fremde in dem regenbesprühten Mantel aus dem Halbdunkel näher kam und gleichzeitig wie betrunken zu schwanken begann.

Sein hageres Gesicht mit den tiefen Mundfalten, dem verwilderten, rotbraunen Bart, den wirr an die Stirn geklebten Haaren, die doch die tiefe, von der Schädeldecke bis über die linke Augenbraue reichende Narbe nicht verdecken konnten, zog sich auf lächerliche Weise immer mehr in die Breite, und während der unheimliche Mensch jetzt seine geballten Hände gegen die schlitzartig verzogenen Augen preßte, begann er zu schluchzen, erst stumm und unterdrückt, dann aber immer heftiger, begann laut zu weinen wie ein Kind, so daß die Tränen in breiten Fäden in seinen Bart rannen.

„Der Herr sagt, er wäre ein guter Freund," erklärte der Diener schüchtern.

Da ließ Hans einen Augenblick die Hände sinken, blickte aus tränenblinden Augen Annie an und nannte tonlos flüsternd ihren Namen.

Der Laut kam ihr entgegen, sank, kaum gehört, vor ihr nieder, erhob sich noch einmal mit fernbekanntem Ton und drang, furchtbar verwandelt, in sie ein. Während ihr Kopf zurücksank und ihr schwerer, blonder Haarknoten sich gegen das schwarze Seidenkissen preßte, so daß ihr Haar sich auf der Kopfhöhe emporwölbte, blickte sie von unten her den jetzt nicht mehr Fremden, sondern nur allzu Bekannten, das moderumwitterte Gespenst, an, und die halb offene Mundhöhle gab ihrem entfärbten Gesicht den Ausdruck eines Menschen, dessen ganze Kraft sich in einen Schrei zusammendrängt und der sich doch von diesem Schrei nicht befreien kann. Sie hatte nur die Kraft, die Hand zu erheben und dem Diener zu winken, daß er sich entfernen sollte.

„Annie — du lebst — und ich glaubte — du wärst tot!" Er kämpfte gegen sein Weinen an, suchte es von sich abzuschütteln, stampfte mit dem Fuß auf, warf sich auf einen Sessel am Tisch und wiederholte, während er zu lachen versuchte: „Ich glaubte, du wärst auch tot!"

Aber von neuem brach die Erschütterung seinen Widerstand zusammen. Er riß ein Taschentuch hervor, ein frisch geplättetes, mürbes Tuch, das er zu Riesengröße auseinanderschüttelte und gegen seine Augen preßte, indes er die Rechte Annie entgegenreichte.

Einige Augenblicke vergingen, und seine Hand lag noch immer vor ihr ausgestreckt wie die eines Bettlers. Aber während ihr Entsetzen sich löste, überkam sie etwas viel Schlimmeres, ein Gefühl namenloser Peinlichkeit. Sie schämte sich für ihn, empfand grenzenloses Mitleid mit ihm, nicht wegen des Furchtbaren, das er sogleich erfahren würde, sondern weil er wie ein Kind vor Freude weinte und weil dies Weinen so gar nicht angebracht war. Während sie nervös über ihre Schläfe wischte, sagte sie: „Du — bist da?"

Er nickte, lächelte, sah sie zum erstenmal wirklich an, und sein erster Blick fiel auf ihre Hand, auf diese überreich mit Ringen geschmückten Finger ... und von à jour gefaßten Perlen und Brillanten ein wenig verdeckt, aber doch unverkennbar schimmerte ihm der Trauring entgegen. In einer ungeheuren Aufmerksamkeit und Gespanntheit faßte sich sein Inneres zusammeu. Also wirklich doch! Was er so oft gedacht hatte ... aber eigentlich nie geglaubt.

„Du bist wiedergekommen — endlich — nach so langer Zeit!" wiederholte sie.

Er nickte nur. Einige Sekunden lang hielten sie mit ihren Augen Zwiesprache. Sie fragte ihn: ‚Also begriffen?' und er antwortete: ‚Jawohl, begriffen!' ... Dann sagte er: „Ich wollte euch doch guten Tag sagen."

Unwillkürlich hatte er vor dem ‚euch' ein wenig gezögert und es ein klein wenig stärker betont. Sie erhob sich, wie in plötzlicher Flucht. „Ich will meinen Mann holen."

Er setzte sich wieder und blickte zerstreut ins Zimmer. — Hatte sich hier nicht allerhand geändert? Wo jetzt die Dichterporträts hingen, der sterbende Nietzsche, Tolstoi,

da hatten sich doch früher Kupferstiche befunden. Und einer davon ... einer hatte die Erziehung des Achilles dargestellt. Auch der Schrank, hinter dessen Glasscheiben Bücherrücken funkelten, war früher nicht dagewesen. Verheiratet?! ... Wo war denn eigentlich sein Hut? Er suchte ihn unter dem Tisch, auf den Sesseln und endeckte ihn endlich in dem Halbdunkel nahe bei der Tür.

Er fühlte sich ordentlich erleichtert, als er ihn hatte. Nun sollte er gehn. Rasch und schmerzlos davonschleichen. Seine Mutter tot — Annie verheiratet — er schüttelte nur den Kopf. Was wollte er hier noch? Warum war er nur so töricht gewesen und hatte nicht zuerst Klaus aufgesucht, um von dem alles zu erfahren! Aber das würde ja entsetzlich unangenehm werden, wenn jetzt dieser fremde Mensch erschien und er mit ihm eine Unterhaltung führen sollte. Weg! ... Doch zur Ausführung dieses Entschlusses gehörte mehr Kraft, als er besaß.

Unterdes hatte Annie ihren Mann von der Rückkehr des Totgeglaubten unterrichtet. Klaus war kurz vor Hans nach Hause gekommen und gerade im Begriff, seinen Anzug zu wechseln.

Erschrocken von dem Aussehn seiner Frau fragte er, was los sei? Als er dann hörte, worum es sich handelte, erklärte er die Mitteilung rund heraus für ein Märchen. Annie erwiderte, er solle sich doch selbst überzeugen. Erregt auf und ab gehend und die Tragweite dieses Ereignisses überlegend, kam er trotz aller Versicherungen seiner Frau zu der Überzeung, daß der freche Versuch eines Schwindlers vorliege. Er wollte allein hinuntergehn, aber Annie, die ihre Feigheit bereute, bestand darauf, ihn zu begleiten.

Gewohnheitsmäßig, nur etwas energischer als sonst, drehte Klaus bei seinem Eintreten die Kerzen im Kronleuchter an und musterte dann, von kalten Schauern fortwährend übergossen, jedoch mit strenger Miene, drei oder vier Sekunden lang den jetzt in hellem Licht vor ihm Stehenden. Mehr noch als die Ähnlichkeit belehrte ihn der hilflos erschrockene Ausdruck in diesem Gesicht, daß es wirklich Hans sei, und sofort aus seiner Angst sich heraushaspelnd, begann er den Freund mit einem Wortschwall zu überschütten.

Während er seine Rechte ergriff und sie immer wieder schüttelte und ihm mit der Linken auf den nassen Mantel klopfte, schrie er ihm Willkomm zu, sagte, ihm wirbele einfach der Kopf und er habe es erst für ein Märchen, ja, um ganz wahr zu sein — wobei er lachte — für Schwindel gehalten, erklärte, dies sei seit Monaten wieder der erste frohe Augenblick, versicherte — mit einem Blick auf Annie — Hans sehe glänzend aus. Ein Held! Die Narbe! Donnerwetter.

Hans blickte finster-stumm auf ihn hinunter und dachte: ‚Fünf Minuten! Ach, fünf Minuten! Nur fünf Minnten sei still, damit ich alles begreifen kann.‘

Annie kam ihm zu Hilfe. „Man sollte Hans doch erst mal zu Ruhe kommen lassen. Lege doch überhaupt erst mal ab!“

Da raffte dieser sich zusammen. „Nein, gnädige Frau, Verzeihung! Ich muß gehn. — Ich wollte mich nur nach dir erkundigen.“

„Du bleibst, Hans,“ erwiderte sie mit einfacher Herzlichkeit. „Wir lassen dich so nicht fort.“

„Das wäre ja noch schöner!“ fiel Klaus ein. „Was ist das überhaupt für eine Manier, bei alten Freunden nicht einmal abzulegen! Wir müssen dein Wiedersehn feiern. Und selbstverständlich wohnst du bei uns. Du hast doch nicht etwa schon ein Hotel?“

Hans ließ es sich gefallen, daß Klaus ihm den Überzieher aufknöpfte, erklärte aber, unter keinen Umständen im Haus wohnen zu können. Er hätte eine wichtige Zusammenkunft mit einem alten Freund.

„Na, ich denke, hier ist auch ein alter Freund, der vielleicht noch größere Ansprüche hat,“ polterte Klaus.

Der Diener trug Mantel und Hut hinaus, indes Klaus forteilte, um den ‚richtigen‘ Wein und die ‚richtigen‘ Zigarren zu holen.

Die beiden waren allein. Annie saß wieder auf dem Sofa, Hans ihr gegenüber auf dem Sessel. Leise knabberten im Ofen die Flammen. Annie tat, das Buch schließend, noch einen raschen Blick hinein. Und die Worte, die sie vorhin gelesen hatte, gerade als Hans eintrat, bekamen, so gleichgültig sie waren, jetzt etwas Schicksalhaftes und Unvergängliches.

Sein Auge streifte ihr Gesicht. ‚Das ist der Mund!‘ dachte er. ‚Der Mund, den ich so oft geküßt habe ...‘ Und hätte vor Schmerz aufheulen mögen. Sie hob den Kopf.

„Warum hast du nie geschrieben?“

„Ich habe geschrieben,“ murmelte er, ohne sie anzusehn.

„Es ist nie ein Brief angekommen.“

Wieder trat Schweigen ein und gespannteste Stille, indes die Kohlen im Ofen knackten und barsten.

„Seit wann seid ihr verheiratet?“

„Weihnachten wird es ein Jahr.“

„Vor einem Jahr — gerade jetzt vor einem Jahr traten wir unsere Flucht an.“

Vor ihr aber stieg der dunkle Novemberabend auf, an dem sie zum erstenmal wieder seine Briefe gelesen, an dem seine Hand sie aus der fürchterlichen Öde emporgehoben und seine Stimme ihr jene andere Welt gewiesen hatte, die licht und warm und nur ihnen beiden gehörig jenseits des Lebens voll Qual und Wirrnis lag.

Das war auch gerade ein Jahr her ... nur ein Jahr!

„Es ist nie ein Brief von dir angekommen," wiederholte sie. „Alle sagten, du wärst gefallen."

„Ich lag auch nah am Tode."

„Du hast viel durchgemacht."

„Ach ja."

„Warum hat man dich nicht freigelassen?"

„Wenn ich's nur abgewartet hätte! — Unser Gefangenlager lag im Orenburger Bezirk, der von tschechischen Truppen besetzt war. Die ließen uns nicht frei. Schließlich brachen wir aus, mein Freund und ich, und gingen nach Sibirien. Da waren wir von aller Verbindung abgeschnitten und lebten so bei den Bauern."

„Wie seltsam ist das alles!"

„Ach ja! — Und du ... du bist nun die Frau von Klaus —"

Gerade kam dieser zurück, mit ihm Lärm, grauenhafte Lustigkeit. Der Diener brachte den Wein. Hans mußte anstoßen. Aber dann gönnte man ihm einen Augenblick Ruhe, und er vergaß alles über einem Schinkenbrot und fühlte nun erst, wie hungrig und erschöpft er war.

Die Fragen nach seinen Erlebnissen beantwortete er kurz und zerstreut.

Bald war es wieder Klaus, der das Gespräch weiterschleppen mußte. Er sprach laut, blechern. Immer hatte er das Gefühl und lauerte, daß etwas Unsichtbares ihn an die Kehle packen und erdrosseln würde. Gegen dies Unsichtbare schrie er an, verscheuchte es mit der Klapper seiner Stimme.

Die Unterhaltung war auf die jüngsten Ereignisse gekommen. Klaus suchte sein ‚Glück' hinter lumpigen Worten zu verbergen, aber um so greller brach es daraus hervor. Er erwähnte, daß er nicht mehr bei Meusinger sei, sondern bei der Firma Großmeyer & Quandt. Ob die Stellung angenehm sei, fragte Hans zerstreut. Gewiß ja, recht angenehm. Natürlich gab es sehr viel Ärger und Sorgen. Der Antiquitätenhandel ging ja im Augenblick noch gut, aber das Risiko wurde täglich größer. Ob er denn geschäftlich beteiligt sei?

„Jawohl, ja — wenigstens —"

„Das Geschäft gehört ihm jetzt allein," sagte Annie obenhin.

Sie war aufgestanden. Und gerade im Augenblick, wo sie sich erhob, hing Hansens Blick wieder an ihrem Profil, an der schlanken Biegung der Wangen und des Kinns, an den noch immer von langen Wimpern umfriedeten Augen, an ihrem Mundwinkel... Die Zeit hatte aus diesen Zügen eine neue übersinnliche Schönheit hervorgeholt, deren doch sein Blut dunkelheiß begehrte. Und wieder stürzte eine Welle schmerzvoller Gefühle gegen sein Herz, daß er eine Sekunde die Augen schloß. Und da riß eine Erinnerung ihn fort: Sie sitzen ... irgendwo in Flandern ... in einer Soldatenstube beim Kaffeetrinken. Ein Mann ihm gegenüber, ein bei allen beliebter Kamerad, hat gerade einen Brief bekommen, öffnet ihn, nimmt ein Spitzenkrägelchen und einen Zehnmarkschein hervor und liest die mit Bleistift geschriebenen Bemerkungen auf der letzten Seite. Während Hans sich fragt, was da wohl stehn mag, und dann an anderes denkt, sitzt der Mann noch einige Augenblicke nachdenklich, geht darauf an den Ständer, arbeitet, den Kameraden den Rücken drehend, an seinem Gewehr herum, auf einmal kracht ein Schuß, und in den Mund getroffen, liegt er mit zerschmettertem Schädel da. Der Inhalt der Bleistiftnotiz lautete, daß der Unterzeichnete jetzt der Bräutigam des Mädchens sei und in dessen Auftrag Brief, Geld und Spitzenkragen zurückschicke.

Hans saß in dieser Soldatenstube, sah die Kameraden, wie sie auf bretternen Bänken um lange Tische hockten, auf Pritschen sich rekelten, roch den Geruch von Fett, Lederzeug und beißendem Tabak. Selbst die Rückkehr Annies vermochte ihn diesem Zustand nicht zu entreißen.

Prompt hatte der Kerl gehandelt! Es mußte ein Genuß gewesen sein, sich den Schädel zu zertrümmern, in dem solche Schmerzen tobten ... Ob er's zu irgendeinem Zeitpunkt auch so gemacht hätte? Vielleicht anfangs ... damals, als er verwundet lag.

Er hörte sprechen. Von seiner Mutter war die Rede. Auf einmal stand Klaus vor ihm, streckte ihm seine Hand entgegen und sagte: „Jedenfalls ist sie ganz sanft eingeschlafen. Das muß dir doch ein Trost sein."

Zerstreut nahm er die Hand und reichte sie auch Annie und war einen Augenblick versucht, nach den letzten Lebenstagen seiner Mutter zu fragen, unterließ es aber und hörte ohne tiefere Erschütterung, daß Rudi gefallen sei und daß Frau Dewerth im Sterben liege, und dachte: Hat er eigentlich gemein gegen mich gehandelt oder nicht?

Damals, als das Sterben in Flandern

doch zu den alltäglichsten Lebensgewohnheiten gehört hatte, waren alle Kameraden furchtbar aufgeregt über das Ereignis gewesen und hatten ihrer Wut über das ‚Mensch‘, das einem braven Soldaten untreu geworden war, in einem gemeinsamen Brief voller Beschimpfungen Luft gemacht.

Aber dieser Vorfall hatte ja gar keine, auch nicht die geringste Ähnlichkeit mit seinem Schicksal. Wem wollte er einen Vorwurf machen? So war das Leben, das unbegreifliche, das auf dem Schachbrett der Möglichkeiten gerade den Zug tat, den man am wenigsten erwartete. Aber würgen mußte er an diesem Bissen! Gott wußte, wann er ihn hinunterbrachte!

Da weder Hans noch Annie mehr als das Notwendige sagten, lag es weiter auf Klaus, das Gespenst der Stille zu verscheuchen. Gehetzt in eifersüchtiger Angst flogen seine Augen hin und her, von Hans zu Annie, von Annie zu Hans. Einmal quoll, wehmütig, töricht, ein altes Gefühl in ihm auf, riß ab ... Der Freund war jetzt der Feind! Nie durfte er wieder ins Haus! Wenn der wüßte! ...

Die Augen standen plötzlich still, wie aufgespießt, der offne Mund verstummte, als bräche ein geklumpter Schrei heraus. Wenn der von seinem Jammer wüßte! ...

Aber gleich lärmte die Klapper weiter.

Nur einmal wurde der Gast lebhaft, als Klaus nach einigen scharfen Bemerkungen über die Revolution behauptete, auch der Armee werde ewig der Makel anhängen, daß sie im letzten Augenblick feige die Flinte ins Korn geworfen hätte. Da fuhr Hans auf: Was der Frontsoldat durchgemacht und ausgestanden hätte, darüber dürfe nur der mitsprechen, der selbst im Schützengraben gewesen sei. Einmal sei auch die Widerstandskraft des Stärksten erschöpft. Und selbst im Tapfersten käme einmal die arme Kreatur mit ihrem Selbsterhaltungstrieb zum Vorschein.

Klaus gab sofort klein bei, versicherte, Hans dürfe seine Worte nicht mißverstehen, und benutzte die Gelegenheit, um auf die unbesiegten Helden zu trinken. Als Hans mit ihm und Annie anstieß, sah er zu seinem Erstaunen, daß deren Augen mit Tränen gefüllt waren. Gleich darauf kam der Diener und meldete, daß das Abendessen bereit sei.

Aber nun bestand Hans darauf aufzubrechen. Und alle Vorstellungen, alles Beleidigtsein von Klaus vermochten ihn nicht umzustimmen. Aber als dieser schon verstummte, da war es Annie, da war es der weiche Aufblick ihrer Augen mehr als ihre kurze Bitte, die ihn plötzlich fühlen ließ, daß dieses widersinnige, quälende und demütigende Beisammensein dennoch ein Glück in sich beschloß, ein unentrinnbares, wehes und süßes Glück, die letzte linde Gabe des Lebens vor der großen Öde des Nimmerwiedersehens.

Aber kaum hatten die drei das Speisezimmer betreten, als seine Nachgiebigkeit ihn reute. Der strahlend erhellte Raum, der weiß gedeckte Tisch mit den dreierlei Gläsern, dem blitzenden Silber, der feierlich hinter einem Stuhl harrende Diener, Klaus selbst, mit äußerster Eleganz gekleidet und ihm mit der Handbewegung des Hausherrn den Platz anweisend — das alles entfachte seine Wut.

Zuerst gab es eine scharf gewürzte Mockturtle-Suppe, danach Hummer. Und Hans, ganz dem Gedanken verfallen, daß es trotz allem eine Gemeinheit sei, eine freche Schamlosigkeit, daß dieser Mann, der einmal sein Freund gewesen, ihm hier gegenübersaß, statt sich in Scham und Schande zu verkriechen — Hans, aus diesem Gedanken auftauchend, merkte plötzlich, daß er statt des Fischbestecks mit gewöhnlichem Messer und Gabel seinen Hummer verzehrte, und einen Augenblick ungewiß, ob er tauschen sollte, sah er, wie von der weißen Sauce etwas in seinen Bart träufelte, und ihm fiel ein, wie Annie einstmals über diese Germanenbärte, diese Speisekammern für Suppen- und Saucenreste, gescherzt hatte. Gequält aß er weiter. Sein Kopf war von dem genossenen schweren Wein ganz dumpf.

Da Klaus sich wieder einmal nach seinen Kriegsabenteuern erkundigte, erzählte er, wie sein Kamerad und er, als sie beide vor Hunger schon beinah delirierten, auf dem Feld ein verendetes und bereits ziemlich aufgetriebenes Rind entdeckt und nach Vertreibung der Krähen und Hunde aus dessen bleckendem Maul die hartgefrorene Zunge herausgemeißelt und in einem Blechtopf gekocht hätten. Sie hatte so herrlich geschmeckt, daß sie trotz aller Befürchtungen, davon krank zu werden, nach und nach die ganze Zunge verschlungen hatten ... Und war ganz verwundert, als Klaus sich mit blassem Gesicht zurücklehnte und aufhörte zu essen. Es war mit seine schönste Erinnerung aus dem ganzen Kriege.

Aber dann versank er wieder in sein verstocktes Schweigen und träumte von weißen Schneefeldern, so öde, Tod ausstrahlend ... der warme Atem gefror sofort, indes doch in der Brust die Hoffnung auf ein prasselndes Feuer lustig fortglühte, von sommerlichen Landstraßen, diesen breiten, schwarzen Strömen zermahlener Erde, über die vier, fünf Wagengeleise nebeneinanderliefen, von Korn-

ozeanen, auf die der Himmel sein Feuer und Licht hinunterströmte, von Sonnenuntergangsbränden, denen blaue, tiefe Stille folgte und in der Brust ein über Schmerz und Lust erhobenes Gefühl, eins zu sein mit Staub und Gras und Himmel im altmütterlichen Schoß ...

Doch Annies Stimme störte ihn. Es war das erstemal, wie ihm jetzt auffiel, daß sie mit ihrem Mann sprach. Es handelte sich um die Briefe und Telegramme, die Klaus infolge seiner Nachforschungen nach dem Vermißten von den verschiedenen Behörden bekommen hatte. Er sagte, Hans müßte sie unbedingt lesen. Aber Annie erwiderte: warum eigentlich? Hans würde auch ohnedies überzeugt sein, daß er sich korrekt benommen hätte.

„Von korrekt ist nicht die Rede."

„Wohl von Freundschaft ...?!"

Und wie Annie jetzt Klaus ansah, das war ganz der höhnische, erbarmungslos demütigende Blick, mit dem einst die kleine Annie den kleinen Klaus gekränkt hatte ... nur daß sie jetzt seine Frau und er ihr Mann war.

Nach dem Essen ging Klaus dann noch hinauf, um das Material zu holen. Die beiden waren wieder allein in dem grünen Zimmer. Hans ging unruhig auf und ab.

„Willst du wirklich fort?"

„Was soll ich hier?

Annie ließ mutlos den Kopf sinken. Immer mehr war das Fremdartige und Abstoßende von ihm abgefallen. Aber in demselben Maß stieg in ihr eine Flut von Tränen auf, die sie doch nicht weinen konnte und die vielleicht nichts waren als der Schmerz über ihre verlorene Liebe. Während sie noch trostlos vor sich hinblickte, sagte sie: „Hans, ich muß dich noch einmal sprechen. Willst du?"

„Natürlich, wenn du wünschest."

„Sei morgen im Park an der großen Fontäne."

„Wann?"

„Um zwölf."

„Gut. Um zwölf."

Er setzte sich. Klaus kam mit einer großen Aktenmappe. Hans mußte das ganze dicke Konvolut durchfliegen und dachte nur: Ja er hat sich ganz korrekt benommen. Auch den Trumpf hat er noch in der Hand. Womöglich soll ich mich noch für seine Mühe bedanken.'

Als er geendigt hatte, stand er auf und sagte, er müßte nun gehn. Seine Miene war so finster und bestimmt, daß Klaus nur schwache Einwände machte, während Annie gänzlich schwieg.

Als Hans die kleine Wirtschaft, in der er während der Ferien manchmal eingekehrt war, betrat, erhob sein Freund sich von dem Tisch am Fenster.

„Guten Abend," sagte Hans. „Nun wie war's?"

„Ach, Hans," erwiderte Alt leise, und sein im ersten Augenblick bekümmertes Gesicht strahlte auf. „Ich bin ja ein Schuft — so was zu denken. Ein so braves Weib!"

„Das freut mich."

„Aber du. — Ich habe schon gehört, deine ... das Fräulein Dewerth hat ja deinen Freund geheiratet."

„Ja, gerade den. — Meinetwegen," erwiderte er dem hinzugetretenen Kellner, „was Sie wollen."

Er setzte sich dem Freund gegenüber, so daß er den anderen Tischen, an denen ältere Herren Karten spielten, den Rücken drehte.

„Ja, mein Lieber, just den. — Aber sprechen wir von dir. Also es war alles so, wie du gehofft hast?"

„Ach, es war über die Maßen schön, Hans."

„Und alle gesund?"

„Alle gesund, vergnügt —"

„Und der Schwiegervater? Hat er wirklich gesagt —?"

„Ach, der gute alte Mann! Er war ja so aus dem Häuschen! Ich hatte wahrhaftig Angst, er tut sich vor Freuden was an. Und der Junge! Hans, Mensch! Da setzt man so was in die Welt und weiß nicht, daß man sich das schönste Glück schafft. So ein Menschenleben geht doch über alle Kunst."

„Na immerhin ... alles zu seiner Zeit. Oder willst du nur noch Kinder zeugen und das Malen ganz sein lassen?"

Alt lachte. „Wenigstens hast du noch deinen Humor."

Eine lange Weile saßen die beiden einander schweigend gegenüber. Alt hatte sich eine neue Pfeife gestopft und durch die vorgestoßenen Wolken betrachtete er von Zeit zu Zeit seinen Freund. Endlich sagte er sanft: „Vier Jahre ... es waren immerhin vier Jahre. Und sie war noch so jung!"

„Ich gebe ihr auch keine Schuld. — Aber" — Hansens Stimme klang so dünn — „rühr' nicht dran. Heut nicht. Morgen."

„Gut. Morgen."

Alt schob die Pfeife wieder zwischen die Zähne und stieß den Rauch aus dem Mundwinkel schräg in die Höhe und konnte nicht hindern, daß er immer wieder an sein Zuhause dachte und dabei von Glück und Dankbarkeit und Ungeduld förmlich übertroff, und blickte dann wieder den Freund an, das scheinbar ruhig nachdenkliche Gesicht, dessen Züge doch so verfallen, gramvoll und alt



Abflauender Sturm
Gemälde von Prof. Hans Bohrdt

(Grosse Berliner Kunstausstellung 1921)

waren, wie er ihn auch in den schlechtesten Zeiten nicht gesehen hatte. Und dachte dann an dunkle Nächte in Lazaretten, an Nächte in Baracken voll Ungeziefer, an Nächte, wo sie aneinander gekauert, im Freien gefroren hatten ... an ihre Unterhaltungen, wie immer zutiefst der Trost geklungen hatte: noch sind wir ja da! Und der elendeste Fetzen des nackten Daseins kann wieder zum bunten Teppich des Lebens werden ... Und andere Worte fielen ihm ein — aber was halfen hier Worte? Das lindeste Wort, noch so sanft an die Wunde gelegt, mußte sie nur wilder brennen lassen ... Und er litt mit ihm, fühlte das Kratzen und Graben des Schmerzes, litt unter dem Schweigen und unter den verworrenen Geräuschen, wenn ein Geldstück auf die Tonbank fiel, wenn das Bier aus dem Hahn rauschte und in bestimmten Intervallen eine Faust dröhnend die Karte auf den Tisch warf. Und sagte plötzlich: „Dein Freund ist ein Schuft!"

„Ein Schuft?" fragte Hans, als wäre er aus fernsten Träumen aufgeschreckt. „Ach, weißt du, wenn man bedenkt, daß es noch gar nicht so lange ... nur ein-, zweimalhunderttausend Jahre her ist, daß das geschickteste Raubtier sich zu dem entwickelt hat, was man Mensch nennt, dann wundert man sich, wieviel verfeinerte, über den bloßen Egoismus hinausgehende Instinkte schon vorhanden sind. — Man muß bei Klaus seine Entwicklung bedenken. Er hat eine sehr harte Jugend gehabt. Ein Schuft? Nein. Nur ein ziemlich gewöhnlicher Mensch und nicht gerade das, was man einen guten Freund nennt."

„Ein Schuft! Ein ganz gemeiner Schuft!" wiederholte Alt.

„Eins ist mir rätselhaft," sagte Hans. „Er war doch immer ein armer Teufel. Damals, als wir uns zuletzt sahen, pumpte er mich noch an, um seine Schulden zu bezahlen."

„Mir ist das gar nicht rätselhaft," erwiderte Alt. „Er hat dich angepumpt und deine Gutgläubigkeit mißbraucht, um seine Geschäfte zu machen. Mit deinem Geld hat er sich bereichert. Und als er ein gemachter Mann war, da hat er das Mädel herumgekriegt."

„Glaubst du, daß die Dinge so einfach liegen?"

„So liegen sie. Du kannst dich drauf verlassen."

„Möglich. — Aber ich denke, ich gehe zu Bett. Für dich ist es auch Zeit."

Sie bezahlten. Alt brachte seinen Freund noch hinauf, stellte fest, daß das Bett wenigstens lang genug war, bat, da das Zimmer ungeheizt war, den Kellner, eine Wärmflasche zu bringen, erklärte, er würde morgen um zehn Uhr wieder bei Hans erscheinen, und ließ sich dann, da dieser einen Besuch bei seinem Rechtsanwalt vorschützte, das Versprechen geben, daß Hans bei ihm zu Mittag essen würde, wünschte gute Nacht, drehte jedoch noch einmal um und sagte, des Freundes Hand ergreifend: „Du kommst drüber weg! Glaub' mir, Hans, du kommst drüber weg!" Es waren nicht diese Worte, es war ihr dunkel warmer Ton, der ihn wunderbar tröstete und ihn einen Augenblick lang empfinden ließ, daß das Leben nicht ganz leer und kalt und nicht ganz ohne Güte sei.

Aber nachdem er kurze Zeit auf und ab gegangen war, setzte er sich und versank in Nachdenken. Und beinah sein ganzes Leben, alles, was irgendwie auf Annie Bezug hatte, drängte sich an ihm vorüber, alle die sehnsüchtigen, leidenschaftlichen, schmerzlichen oder glücklichen Stunden, die von ihr erfüllt waren. Und er fühlte, daß er ihr ganz gehört hatte, mehr als irgendeinem anderen Menschen, so wie sich selbst. Wenn da draußen die ganze Vergangenheit versunken und grau geworden war, irgendwo unter der tiefsten Asche hatte noch ein Fünkchen geglüht, und es war eine Erinnerung an sie. Wenn je die Sehnsucht an ihm gezerrt hatte, so war es die Sehnsucht nach ihr gewesen, und wenn je das Lachen eines russischen Mädchens ihn gefreut hatte, so war es, weil es wie ihr Lachen geklungen hatte.

Und auch er glaubte, sie besessen zu haben, wie nur ein Mensch einen andern besitzen kann. Es war sein höchstes Glück gewesen, sie mit seinem Geist erfüllt zu haben, der beste Teil seines Glaubens an sich, daß er meinte, in ihr zu leben und das Zarteste und Tiefste in ihr geweckt und sie umgeschaffen zu haben zu dem Menschen, als den er sie geträumt und ersehnt hatte. Und das war das Dunkelste in diesen schwarzen Stunden, daß er sich sagte: wie armselig war ich, wie schwach und ohne Kraft der Seele, daß ich sie nicht halten konnte, nicht über die paar Jahre des Zweifels hinaus, daß sie mich verlor und sich an Klaus.

⌘ ⌘ ⌘

‚Aber was ... was will ich denn eigentlich?' fragte Annie sich. ‚Aber ... das ist ja Torheit! Da ist ja kindische Torheit! ...' Ach, warum ging die Uhr so langsam? Warum ging ihr Herz so schnell?

„Danke!" sagte sie zu der eintretenden Jungfer. „Ich gehe erst später aus. Kommen Sie in einer ... in dreiviertel Stunden wieder."

Es hatte eben halb elf geschlagen, und sie hatte sich eingebildet, wenn sie eine Stunde früher an der großen Fontäne wäre, so würde, durch eine Art von Fernwirkung gezwungen, auch Hans eine Stunde früher dort sein. Aber die Folge würde nur sein, daß sie vergeblich wartete, daß sie fror und sich ermüdete. Und sie mußte frisch sein, um ihm Rede und Antwort zu stehn. Um ihm alles zu sagen. Alles, was sie in dieser langen Nacht und was sie früher zu ihm gesprochen hatte.

Wie oft hatte sie in dem einen Jahr mit dem Toten Zwiesprache gehalten. Aber rätselhaft, wie er aufgetaucht war, war er auch immer wieder verschwunden. Und alles, wovon sie ihr beladenes Herz erleichtern wollte, war in dies Herz zurückgeflossen, so daß alle befreiende Aussprache nur eine Befreiung für den Augenblick gewesen war. Der Lebende aber konnte ihr nicht so entgehn. Er mußte ihr Antwort geben. Er konnte sie mit harten Worten kränken, er konnte sie verklagen und ihr Untreue und Leichtsinn vorwerfen. Dann würde sie sich verteidigen! Mit seinen eigenen Worten würde sie sich rechtfertigen! War das gestern nicht ein Freispruch gewesen? Hatte es nicht geklungen, als wären die Worte geradezu an sie persönlich gerichtet gewesen: einmal käme auch im Tapfersten die arme menschliche Kreatur mit ihrem Selbsterhaltungstrieb zum Vorschein! Sie hatte ehrlich gekämpft, ehe sie zusammengebrochen war. Er konnte nicht ungerecht gegen sie sein! Aber vielleicht würde er antworten: Ich will nicht deine Freundschaft, ich will dich! Da du Klaus nicht liebst, so mach' dich frei. Komm mit!

In dem Chaos der auf sie einstürzenden Gefühle hatte sie sich gestern abend schon gefragt, ob sie ihn noch liebte? Aber während in ihrer Vorstellung seine Gestalt mit aller Deutlichkeit auf sie zutrat, hatte sich nicht das leiseste Begehren in ihr geregt. Nur helfen wollte sie ihm, wollte vor ihm knien, ihm die schmutzbedeckten Stiefel von den Füßen ziehen, ihn betten und pflegen. Wollte ihn trösten und mit an seiner Zukunft bauen . . . Sie hatte von erregten, befreienden Gesprächen mit ihm geträumt. Sie hatte ihm gesagt: sieh, ich wollte mir das Leben nehmen, aber ich war zu schwach. Dann wollte ich dich töten, aber du warst zu stark. Was du mir hinterlassen hast, ist unzerstörbar. Es hat mir geholfen, das andere Leben, das, was ich als Frau von Klaus führen muß, zu ertragen. Jetzt aber wollen wir es gemeinsam leben, niemand kann uns das nehmen.

Sie hatte das Gefühl gehabt, wenn auch nicht alles wieder gut, so würde es doch viel besser werden, es würde irgendwie eine neue Lebensmöglichkeit aus all dem hervorgehn. Auch in bezug auf ihr Verhältnis zu Klaus. Warum hatte sie sich innerlich so gegen ihn versperrt? Warum hatte sie jedesmal, wenn ein wärmeres Gefühl sich regen wollte, so lange gebohrt und gegrübelt, bis der alte Haß wieder über sie Macht hatte? War nicht im letzten Grund ein Schuldgefühl gegen den Toten der Grund gewesen? Aber was der Tote nicht konnte, das vermochte der Lebendige. Er konnte auch Klaus freisprechen. Es gab viel, was ihn entschuldigte. Die alten Freunde konnten sich wieder zusammenfinden. Und dadurch würde Hans ihr helfen, daß auch sie zu Klaus einen Weg fand.

Diese Gedanken hatten sie jedoch nur kurz und im Vorbeiflug beschäftigt. Sie hatten nicht die Kraft gehabt, eine Aussprache mit ihrem Mann herbeizuführen. Gestern abend war sie trotz seinem angedeuteten Wunsch gleich zu Bett gegangen und war heute erst aufgestanden, als er das Haus verlassen hatte.

Von Hans war ihr Inneres ganz erfüllt gewesen. Nach der ersten furchtbaren Bestürzung, nach dem marternd hilflosen Mitleid war in der Nacht das eigentliche Erwachen gekommen, das Gefühl, daß sie ihm wirklich helfen könnte und daß damit auch ihr geholfen sei.

Doch was sie jetzt erregte, was in ihrer Brust schwoll, ihr Herz flattern und ihr Blut klopfen ließ, war, wenn nicht Liebe, so doch die Angst und die Ungeduld der Liebe und über allem Schmerzlichen das Vorgefühl eines nahen Glücks, ein Singen neuer Jugend und hingegebener Seligkeit.

Sie ging ruhelos durch die Zimmer. Fragte sich, ob sie nicht Anordnungen wegen des Mittagessens geben, ob sie nicht das Gastzimmer herrichten lassen sollte. Trat in ihrem grünen Zimmer an den Bücherschrank, betrachtete die Bilder an den Wänden und fragte sich, ob ihm diese Veränderungen wohl aufgefallen seien? Blätterte in einem Band Goethe und hörte wie einst seine Stimme. Schellte dann plötzlich und hieß die Jungfer aus dem Gewächshaus einen Strauß Veilchen holen. Veilchen waren seine Lieblingsblumen. Und dann — es war noch nicht halb zwölf — setzte sie den Hut auf, ließ sich Gamaschen und Pelz anziehn, verschmähte die Gummischuhe und ging eilig zum Park.

Hans war noch nicht da. Weil ihr auf dem freien Platz um die große Fontäne

wahrscheinlich Bekannte begegnen würden, bog sie in einen Seitenpfad ein, von dem aus sie durch das entblätterte Strauchwerk einen Überblick hatte. Es schlug zwölf. Aber er kam nicht, und nach jeder neuen Enttäuschung verlängerte sie ihre Strecke auf dem Seitenpfad. Trotzdem war er pünktlich zur Stelle gewesen.

Beim grauen Erwachen war als trüber Grund des gestrigen Abends das Gefühl der Demütigung in Hans zurückgeblieben. Das zerrende, zornige Gefühl einer Demütigung, der er sich ganz unnötig ausgesetzt hatte.

‚Nur weg aus der Stadt!‘ dachte er. Aber vorher stand ihm ja noch diese Zusammenkunft mit Annie bevor. Was hatten sie einander zu sagen? Mit noch so schönen Worten konnte sie die Tatsache nicht wegschaffen, daß sie nicht einmal bis zum Ende des Krieges auf ihn gewartet hatte.

Auf dem Wege durch die Stadt suchte er das Bureau des ihm bekannten Rechtsanwalts auf und ließ sich über den Stand seines Vermögens aufklären. Was er erfuhr, machte ihn nicht froher, nicht trauriger. Von dem, was übriggeblieben war, konnte er immerhin noch ein Jahr leben. Das genügte. Wozu sich über die Zukunft noch Gedanken machen?

Er schlenderte weiter durch die Stadt. Es regnete. Und mit ihm ging sein Ich aus glücklicheren Tagen und machte jeden Schritt zur Qual. Die Schaufenster, vor denen er stehn blieb, die Bekannten, die ihn nicht wieder erkannten, alles erinnerte ihn an seine Heruntergekommenheit. Schlimmer als die Traurigkeit wurde schließlich die Angst, sie nicht länger ertragen zu können. Wieder geriet er, wie schon am frühen Morgen, in Versuchung, seine Habseligkeiten zu nehmen und die Stadt zu verlassen, ohne Abschied von irgendwem.

Aber dann — seltsamer Widerspruch — trat er in einen Friseurladen und ließ sein Haar und seinen Bart zurechtstutzen und kaufte auch einen sauberen Kragen und eine neue Krawatte.

Aber in seinem Zimmer merkte er, daß er verlernt hatte, mit Selbstbindern fertig zu werden und mußte den Hausdiener herbeiklingeln, der ihm mit nicht ganz sauberen Händen half.

Als er sich dann im Spiegel betrachtet, aufmerksam, eine ganze Weile, den am Hals abstehenden, graumelierten, schon ziemlich schäbigen Sommerüberzieher, darunter den grellweißen Kragen und die bunte Krawatte, den an den hohlen Backen wie festgeklebten, zugespitzten Bart, dachte er: ‚Handlungsreisender‘ ... Und stand einige Augenblicke ganz verloren da. Warum dies alles? Warum mit schönen Worten ein schweres Schicksal zerkleinern? Doch immer fühlte er, wie leise, weiche, schmeichelnde Hände sein Herz umstreichelten ... Aber er riß die verträumten Gedanken in die Wirklichkeit zurück, und der grelle Schein in seinen Augen verdampfte den bunten Nebel darin.

Langsam schlenderte er zum Park. Doch als er dann den Platz um die große Fontäne leer fand, befiel ihn Angst, daß er sich verspätet hätte. Aber gerade begann die Uhr von irgendeinem Kirchturm zwölf zu schlagen. Sie also verspätete sich! Vielleicht hatte sie sich inzwischen von der Unerfreulichkeit dieser Begegnung überzeugt. Oder ... wichtigere Dinge hatten sie abgehalten.

Ohne länger zu verweilen, setzte er langsam seinen Weg bis in die auf den Platz einmündende Lindenallee fort. Die Bitterkeit in ihm fraß um sich. Aber dann erinnerte ihn das langsame Fallen eines welken Blattes daran, daß Annie gestern Tränen in den Augen gehabt hatte. Und seine Spannung schlug sofort ins Gegenteil um. Schluchzen erschütterte seine Brust. Wie durfte er sie beschimpfen? Er allein trug die Schuld! Wenn er sie damals bei Kriegsausbruch nicht so grausam verlassen hätte, wäre wohl alles anders gekommen. Wieviel Leid und Sorge und Versuchung mochte sie zermahlen haben, bis ihr armes Herz Liebe und verächtliche Abneigung nicht mehr unterscheiden konnte. Während er unter den schwarzen, verkrampften Bäumen auf und ab ging, legte Traurigkeit sich fröstelnd um ihn wie der Nebel, der im Gesträuch nistete und über die laubbedeckten Grasflächen kroch, und verdichtete sich zu dem Bewußtsein, wie vergänglich alles war und wie vergeblich aller Kampf, diese Vergänglichkeit aufzuhalten. Liebe, Treue, Freundesanhänglichkeit — alle diese starken und heißen Gefühle hatten ihre Zeit, standen eine Weile in Saft und Flor und starben dann hin. Und der redlichste Wille hatte nicht die Kraft, dieses Vergehen aufzuhalten. Warum eine menschliche Schuld da konstruieren, wo ein Naturprozeß vorlag? Warum das, was einmal schön und beglückend war, besudeln, nur weil es sein Ende erreicht hatte? Annie trug so wenig Schuld wie er.

Und nun wollte er gehn. Es freute ihn, daß er mit einem letzten guten Gedanken von ihr Abschied genommen hatte. Es war ja hundertmal besser so. Sie hatte sehr weise gehandelt, nicht zu kommen.

Gesenkten Hauptes schritt er über den weiten Platz. Da trat sie plötzlich auf ihn

zu und rief schüchtern seinen Namen. Er schrak auf.

„Bist du doch noch gekommen?“ sprach sie ihn an.

„Ich — ich warte schon lange hier.“

„Und ich ging dort auf und ab. Hier kommen so viele Bekannte vorbei. Hab' Dank, daß du gekommen bist.“

„Aber ich danke Ihnen. Es ist sehr freundlich, daß Sie mich noch sprechen wollen.“

„Sie?“

„Verzeih! Ja, natürlich, du! Es ist sehr freundlich von dir. Gewiß bist du sehr beschäftigt. Aber wir haben ja auch noch mancherlei zu besprechen. Wohin sollen wir gehn?“

„Bleiben wir doch auf diesem Weg. Da sind wir am ungestörtesten.“

„Gut.“

Wieviel ihr daran lag, niemandem zu begegnen! In seiner augenblicklichen Verfassung gehörte er freilich auch nicht zu den Menschen, mit denen man sich gern sehn ließ. Sie am wenigsten! Und, diesen Gedanken weiterspinnend, erzählte er, daß er an dem Geschäft ihres Mannes vorbeigekommen wäre und den prächtigen Neubau bewundert hätte. Auch da und dort wären ihm andere Veränderungen aufgefallen. Der Riesenaufschwung der Stadt hätte sich selbst durch den Krieg nicht aufhalten lassen, und scheinbar gäbe es viel neuen Reichtum.

Ihr riß jedes Wort eine kleine Wunde. Und er kam ihr noch viel fremder und entstellter vor als gestern im Lauf des Abends. Aber zugleich hatte sie das Gefühl, daß er wie ein Ertrinkender sich ihr entwand, daß sie ihn aber mit aller Kraft an sich ziehn müßte. Und gewaltsam die Hindernisse durchbrechend, fiel sie ihm ins Wort: „Hans, wollen wir nicht von was anderem sprechen?“

„Ja, natürlich, Pardon!“ erwiderte er auffahrend. „Ich wollte dich schon fragen, wie das eigentlich mit meiner Mutter war. War sie lange krank?“

„Drei Wochen ungefähr hat sie gelegen.“

„Hast du sie noch gesehn?“

„Ich habe sie ja bis zuletzt gepflegt.“

„Du sie gepflegt? Verstehst du dich denn auf Krankenpflege?“

„Ja, gewiß.“ Sie wollte ihm sagen, daß sie Schwester geworden sei, als sie von seiner Verwundung gehört hatte. Aber es kam ihr so gleichgültig vor und auch so . . . schamlos.

„Woran ist sie eigentlich gestorben?“

„An Schwäche. Sie hatte sich eben aufgezehrt.“

„Sie hat sich aufgezehrt. Ja. Und wo liegt sie begraben?“

„Auf dem Johannisfriedhof. Wenn du ihr Grab sehn willst, ich will dich gern begleiten.“

„Wenn du mir nur den Weg zeigen willst. Das muß doch da draußen sein, da hinter —“

„Du kannst eine Elektrische nehmen.“

„Was, eine Elektrische fährt dorthin? Seit wann?“

„Sie ist wohl im Krieg fertig geworden.“

„Im Krieg ... Ich war auch mal beim Bahnbau beschäftigt. In Rußland. Es ist eine ziemlich schwere Arbeit.“

„Das glaube ich. Ich denke mir das furchtbar.“

„Gott, wie man's nimmt. Wenn's einem äußerlich schlecht geht, dann retiriert man in sein Inneres. Dann träumt man sehr stark — von . . .“ Er brach in ein zerfledertes Lachen aus, unter dem sich sein eigenes Herz zusammenkrampfte. Ach, fände er doch ein einziges gutes Wort! Er streifte sie mit einem dürstend ängstlichen Blick, Hoffnungen, Wünsche, die unsinnigsten Dinge stiegen in ihm auf, zugleich mit der Furcht, sich preiszugeben, sich zu verlieren. Und fuhr dann fort: „Man findet sich mit der niedrigsten Arbeit ab. Anfangs war ich gänzlich talentlos. Aber mit der Zeit gehörte ich immerhin zu den Mittelguten. Schließlich bekam ich so eine Art Stolz. Nein, die körperliche Arbeit ist noch nicht das schlimmste. Nur die Nächte in den Baracken, voller Ungeziefer, aneinandergepreßt . . . Man kann's einfach nicht beschreiben.“ Und dann wühlte er doch wieder in diesen Erinnerungen.

Sie hörte voll Widerwillen zu. Warum erzählte er dies alles? Wollte er sie quälen? Oder war es wirklich so, daß seiner körperlichen auch eine innerliche Veränderung entsprach? Daß er abgestumpft war und alle feineren Empfindungen verloren hatte. Konnte das sein?

Der Weg, den die beiden gingen, war mit Blättern allerart bedeckt, fahlgelben und dunkelbraunen, die an den Rändern dicht gehäuft lagen, mittwegs aber in eine breiige Masse verwandelt und mit dem Erdboden schon halb eins waren. Ein bitter würziger Geruch stieg von ihnen auf. Es regnete nicht mehr, aber an den schwarzen Ästen hingen noch lange Reihen von Tropfen. An den Sträuchern zur Seite des Weges faulten einige weiße Beeren und zitterten frierend silbrig graue Samenkapseln. Sonst waren alle Farben zu einem bräunlichen Einerlei zusammengeflossen, über dem schwer, fast berstend von Feuchtigkeit, der schwarzgraue Himmel hing.

Er sprach von den weißen Nächten in Sibirien, wo man manchmal in den Keller

kroch, um nur eine Stunde Schlaf zu finden. Sie erwiderte, daß es auch dunkle, schlaflose Nächte gäbe. Aber die eigenen Worte raschelten ihr dürr im Ohr.

Da fiel ihr Blick auf einen freundlichen Schimmer. In einiger Entfernung leuchteten die schlanken Ruten eines Hartriegelstrauches, rot, saftig und förmlich von Frühlingsduft umwoben. Und im selben Augenblick begann ihr verlorenes Herz sich wiederzufinden, und während es schneller schlug, verlangsamte sie ihre Schritte.

Umrahmt von diesem Weidengebüsch stand eine Bank. An einem Herbstabend heimkehrend hatten sie sich hier niedergelassen, um die Woge sehnsüchtiger Zärtlichkeit, die plötzlich über sie gekommen war, auszukosten. Eng umschlungen, Mund gegen Mund gepreßt, hatten sie dort gesessen wie ein Liebespaar aus dem Volk, und die leise Scham vor den neugierigen Blicken hatte die brennende Süße ihrer Küsse nur noch gewürzt.

Auch an den schwärzesten Tagen konnte Annie an dieser Bank nicht vorübergehn, ohne daß die Erinnerung eine leise liebkosende Welle an ihr ödes Herz warf.

Immer mehr verlangsamten sich ihre Schritte, gespannteste Erwartung ließ sie zögern, als träte sie gleich aus dem Grauen, Frierenden in etwas Außerirdisches, wo Düfte und Blüten auf sie niederregneten ... und wußte, daß, wenn er jetzt sie nahm, sie küßte und sagte: Komm mit! Ich bin krank. Hilf mir zu mir selbst! ... daß sie alles verlassen würde ... und stand wie gelähmt und glaubte zu fühlen, wie im nächsten Augenblick sein Arm sie umschlang.

Er hatte langsamer gesprochen, dann verwundert geschwiegen, sah auf einmal die Bank, erkannte sie wieder, an die er sich so oft, an die er sich gestern noch erinnert hatte ... glaubte, Annie wäre von ungefähr, gedankenlos hier stehn geblieben, und dachte mit furchtbarer Bitterkeit, es gäbe doch nichts Grausameres als das Vergessen einer Frau.

„Wollen wir umkehren?“ fragte er und hatte sich auch schon umgewandt, in der Erwartung, daß sie ihm folgte.

Sie ging neben ihm her, immer noch mit kleinen Schritten, blickte auf ihre Füße, und ihre Füße hatten Mitleid mit ihr. Nun hatte sie nichts mehr ... Aber dann raffte sie sich doch noch einmal auf und sagte mit halb gebrochener Stimme: „Du mußt nicht denken, Hans, ich hätte dich vergessen ...“

„Aber wer denkt denn das? Ich doch nicht!“ unterbrach er sie, und seine Worte klangen, als wollte er einen unvermuteten Angriff abwehren. Und fuhr dann hastig fort: „Wie kommst du nur darauf? Die Sache liegt ja ganz anders. Ich kam gestern zu dir. Ich wollte hören, wie's dir geht. Ich war sehr aufgeregt. Ich hatte ja eben die Todesnachricht meiner Mutter bekommen. Hoffentlich hast du meine Aufregung nicht mißverstanden. Ich hörte, es ginge dir gut. Du wärst verheiratet. Ich war einen Moment überrascht, daß es gerade Klaus war. Wenn ich mich recht entsinne, konntest du ihn früher nicht besonders leiden. Aber die Gefühle ändern sich. Auch ich habe mich verändert. Vier Jahre — Krieg, Not, Abenteuer, brutalster Lebenskampf, ein schreckliches Leben, aber — ich sage dir, es springen da andere Gefühle heraus, als ich früher gekannt habe. Vielleicht bin ich verroht. Aber — ich kann das nicht mehr empfinden, was ich früher empfunden habe. — Ach, verdammt!“ Er war bei den letzten Worten durch die Luft gefahren, und der Stock war seiner Hand entglitten und in den Schmutz geflogen. „Verzeih! — Wie unangenehm!“ Humpelnd trat er auf den Rasen, nahm eine Handvoll Blätter und begann, den Stock abzuwischen. „Ein elender Knüppel. Aber er hat mich auf dem ganzen Marsch begleitet. Ich mag ihn nicht wegschmeißen. Verzeih tausendmal! — Wollen wir da nicht einbiegen?“

Er wies auf die Hauptallee. Sie gingen, und einer spürte kaum des andern Gegenwart, so war jeder eingehüllt in eine finstere Wolke. Als sie das Ende des Parks erreicht hatten, blieb er stehen und streckte ihr die Hand hin: „Leb' wohl, Annie!“

„Hans, bleib — noch heute!“

Er schüttelte nur den Kopf. Kraftlos erhob sie die Hand, die er auf halbem Wege ergriff.

Aber wie sie ihm jetzt ins Gesicht sah, verstand sie, daß es der kurz geschnittene Bart war, der ihn so verändert hatte, und verstand auch, daß er das ihretwegen getan hatte, wollte ihm ins Gesicht schreien: Was du gesagt hast, ist ja alles nicht wahr. Ich weiß ja, daß du mich noch liebst ... Aber sie fühlte sich wie unter einem Sargdeckel begraben.

Und er, der seinen Blick auf den Strauß an ihrer Brust geheftet hielt, wollte sie bitten: Gib mir die Veilchen. Von unserer ganzen heißen Liebe laß mir dies bißchen Duft.

Aber auch er sagte nichts, ließ ihre Hand sinken, lüftete mit einiger Mühe den Hut und entfernte sich, indem er sein rechtes Bein etwas nachschleppte.

❀ ❀ ❀

Schon am nächsten Tag verließ Hans die Stadt und setzte sich wieder in Marsch. Aber wenn er früher ein Ziel gehabt hatte, jetzt

hatte er keins. Und wenn früher die Hoffnung seine Füße beschwingt hatte, jetzt beschwerte sie der Gram. Doch mit der Zeit lief er sich auf den geduldigen alten Landstraßen nicht nur die Stiefelsohlen ab.

Unterwegs begegneten ihm Landbriefträger, Bauern, Handwerker, Hausierer, die sich dann und wann den Weg durch ein paar Worte verkürzten, auch traf er abends in den kleinen bäuerlichen Gasthäusern manchmal einen einsamen Amtsrichter oder Doktor, mit dem eine Unterhaltung zustande kam. Und wenn dann die ersten Stoßseufzer über die Kartoffel-, Kohlen- und sonstige Materiennot getan waren, gelangte das Gespräch auf die größere Not des einst so stolzen Vaterlandes, das nun gedemütigt und aus tausend Wunden blutend daniederlag. Und beinah jeder erzählte ihm, daß er einen nahen Angehörigen oder lieben Freund verloren hatte. Trauer war überall. Doch überall auch wieder die Spuren neuen Lebens. Da der Winter gelinde war, sah Hans von der Straße aus da und dort auf einem höher gelegenen Feld einen Bauern hinter dem Pflug hergehn. Und in den Dörfern waren Maurer mit der Ausbesserung beschädigter Häuser beschäftigt, auch wurde in einigen sogar ein neues Lädchen eingebaut.

Mit der Zeit ging dem Herumtreiber das Geld zur Neige, und er hätte schon längst, wie es verabredet war, an Hermann Alt um neues schreiben müssen. Aber es fehlte ihm die Energie, und er verschob es von einem Tag auf den anderen.

Da kam ihm der Zufall zu Hilfe. Auf seiner Wanderschaft war er ins Thüringer Land gekommen und hatte einen ganzen Morgen einen einsamen Wald durchstreift, als er gegen Mittag eine Bauersfrau antraf, ein kleines, schwächlich aussehendes Weiblein, das sich vor einen mit meterlangen Holzstämmen beladenen Handwagen gespannt hatte. Solange der Weg eben war, vermochte die Alte, wenn auch mit großer Mühe, den Wagen vorwärts zu bringen, aber bergauf versagten ihr die Kräfte. Hans rief ihr zu, er wolle ihr helfen. Erschrocken, da sie die Schritte des hinter ihr Gehenden auf den weichen Nadeln nicht gehört hatte, drehte sie sich um und überließ ihm den Handgriff der Deichsel, mehr aus Angst, als weil seine Hilfe ihr willkommen gewesen wäre. Um ihr Mißtrauen zu beseitigen, begann Hans ein Gespräch, erzählte, daß er aus russischer Kriegsgefangenschaft käme, und erfuhr, daß auch die alte Frau einen Sohn in französischer Gefangenschaft hatte. Was das Holz anlangte, so hatte sie es auf einer Auktion erstanden und wollte es, um die unerschwinglichen Abfuhrkosten zu sparen, selbst nach Haus transportieren. Aber es wäre was Tolles, murrte sie, was ihr im vorigen Winter noch eine Kleinigkeit gewesen, wollte jetzt partout nicht mehr gehn, so hätte der Rheumatismus sie gepackt und ihre Knochen gelähmt.

Nach einer kleinen Stunde hatten sie das Dorf erreicht, in dessen erstem, ganz stattlichem Gehöft Frau Geiß wohnte. Als er den Wagen in den Hof fuhr, überkam ihn der Wunsch, nach alter, in der Gefangenschaft gelernter Weise, seine Kräfte zu regen. Er schlug der Frau vor, ihr gegen eine gute Mahlzeit das Holz zu zerkleinern. Die Mahlzeit lehnte sie ab, da sie selbst knapp zu essen hätte, wollte ihn aber für seine Mühe bezahlen. Ihm war es recht, und nachdem er in dem nächsten Wirtshaus seinen Hunger gestillt hatte, machte er sich an die Arbeit, ohne bis zum Abend fertig zu werden.

Als er am nächsten Morgen wiederkam, fand er das Mütterchen stocksteif und mit großen Schmerzen im Bett liegen, und bei ihr ein zehnjähriges Enkelkind, das einem armseligen, bläulichen Flämmchen im Ofen durch heftiges Blasen vollends den Garaus machte. Die Frau klagte ihm ihre Not, aber nicht wehleidig jammernd, sondern eher mit Gemurr, daß sie die ganze Nacht kein Auge zugetan hätte und daß das Reißen sie plage, es wäre was Tolles. Und zwischendurch klopfte sie ungeduldig mit ihrem Krückstock auf den Boden und schalt, daß heutzutage die Kinder auch gar zu dumm wären und nicht mal ein Feuer machen könnten und die Streichhölzer verbrennten, als wenn die kein Geld kosteten. Ohne viel zu reden, zog Hans sein Taschenmesser hervor, suchte ein kienhaltiges Stück Holz und schnitzelte Späne. Bald knisterte eine lustige Flamme im Ofen. Da er vom Stall her ungeduldiges Muhen vernommen hatte, fragte er, wie's denn damit wäre, ob er vielleicht die Kuh versorgen solle. Das gab nun Anlaß zu neuen Ausfällen über die Torheit der Menschen heutzutage. Die Dienstmagd ihrer Schwiegertochter wäre vorige Woche in die Stadt gemacht, angeblich weil sie mehr Lohn bekäme, in Wirklichkeit aber, weil es dort mehr Tanzvergnügen gäbe. Und ihre Schwiegertochter kümmere sich auch nicht in der richtigen Weise um sie. Es wäre zu arg, wenn man sich sein Lebtag geplagt hätte und auf seine alten Tage so hilflos wäre. Am Ende aber gab sie ihm doch Anweisungen, wo sich das Heu in der Scheuer befand und die Gerätschaften standen, hieß

jedoch vorsichtshalber ihr Enkelkind mitgehn.

Nachdem Hans das Nötigste besorgt hatte, machte er sich wieder über das Holz her. Als es dunkel geworden war, setzte er sich zu seiner Arbeitgeberin in die Stube und mußte ein scharfes Verhör über sich ergehn lassen, woher er käme, warum er sich im Land herumtriebe und was für eine Art Menschenkind er überhaupt wäre. Hans erzählte der Wahrheit gemäß, daß während seiner langen Abwesenheit seine Angehörigen gestorben seien und daß ihm deshalb der Aufenthalt in seiner Heimat verleidet sei... Er wolle sich anderswo eine neue Existenz schaffen, hier aber fürs erste bleiben, da er Geld erwarte. Er sei zwar ein Stadtmensch, habe in Rußland aber die Bauernarbeit gelernt, und wenn's der Frau Geiß recht wäre, wollte er ihr einstweilen die Wirtschaft besorgen. Diese meinte, es wäre was Tolles, wie's jetzt in der Welt zuginge und daß die Stadtmenschen Bauern werden wollten. Aber im Dorf sei seit mehreren Jahren ein russischer Gefangener, reicher Leute Sohn, der in seinem gebrochenen Deutsch radebreche: „Früher alles Knecht, jetzt alles ich," und zur Zufriedenheit seines Bauern die Arbeit verrichte. So möge er's auch versuchen.

Acht Tage waren vergangen. Hans hatte Geld bekommen, aber anstatt wieder seinen Wanderstab zu ergreifen, siedelte er ganz zu der Bäuerin über, und da die Zeit der Frühjahrbestellung gekommen war, so pflügte er ihr mit einem geliehenen Pferd das Kartoffelland und den Kornacker. Und wieder vergingen Wochen, der Schnee schmolz, die Luft wurde linder, und der Boden begrünte sich mit der Saat, die Hans gesät hatte. Er hatte sich schon an den Gedanken gewöhnt, Bauer zu werden und die Welt zu vergessen. Nicht daß er die Menschen insgesamt gehaßt oder nur Übles von ihnen gedacht hätte, aber sein Herz war noch zu wund, um ihre lauten Stimmen zu ertragen, und er bildete sich ein, ohne sie auskommen zu können. Doch ohne daß er es ahnte, waren sie schon zu ihm gekommen, er war nicht mehr allein in seinem selbstsüchtigen Schmerz, sondern schwamm im großen Strom mit und hörte sein vielstimmiges Gemurmel.

Hermann hatte ihm Bücher geschickt, eine ganze Kiste voll, und schickte unverdrossen immer neue, als wüßte er, was dem Freunde not tat. Anfangs hatte Hans nur wenige Seiten lesen können, dann wurde er von seinen eigenen Gedanken überwältigt. Allmählich erweiterte sich das Tor seiner Seele, und er wurde gezwungen, den fremden Stimmen zu antworten. Aber das Lebendige in seiner Seele war immer noch der Schmerz, der Dunkel suchte und Selbstbestätigung, und alle Bücher, die der großen Toten sowohl wie die der Lebenden, kündeten ihm nur von dem einen, der Allmacht des Leids.

Eines Nachts, nachdem er lange gelesen, saß er am offenen Fenster seiner dunklen Stube und blickte auf den mondbeschienenen Hof hinaus, auf dessen engem Bezirk ein uralter Birnbaum stand; der Blitz hatte ihn gespalten, so daß von den beiden Hauptästen, in die der Stamm sich gabelte, nur noch der kleinere übrig war. Die Bauersfrau hatte ihm erzählt, daß ihr Sohn den Krüppel von Baum, der den Hof verunzierte, hatte umsägen, daß sie es aber nicht hatte dulden wollen, da er schon vom Großvater gepflanzt sei und immer noch hübsch Früchte trage.

Während seine Blüten wie blasse Mondlichttropfen niederfielen, dachte Hans an den Birnbaum im heimatlichen Garten, an die Spiele, die er damals gespielt, und die Träume, die er damals geträumt. Beides war verweht, und ihn, den Mann, verband kaum etwas anderes als Wehmut mit dem spielenden, träumenden Knaben. Versonnen blickte er auf den Himmel, auf das tragisch groteske Spiel der Wolken, die, vom kalten Vollmondlicht zu gespenstischem Leben entfacht, mythischen Ungeheuern glichen, die einen wilden Kampf aufführen. Und seine trauerbeladene Seele wanderte über Schlachtfelder, über Moräste, aus denen Leichen ragten, über Schnee, der mit Blut gerötet war.

Als er nach eines Gedankens Länge den Blick dann wieder auf den Himmel richtete, war alles verschwunden, das kalte Rund des Mondes schwebte einsam im rauchigen Blau. Alles war verschwunden in eines Gedankens Augenblick, wie vor dem Gedankenblitz der Ewigkeit Menschen- und Völkerschicksale sich abspielten und das Antlitz der Erde sich verwandelte. Nur eben daß der einzelne sein Schicksal als seine Ewigkeit empfand. Aber noch rascher und unmerkbarer als am Himmel wechselte in dem Beschauer die Szenerie: eine linde, monderhellte Sommernacht stieg empor, in der ein junger Mensch, weniger vom Wein als von Jugend und Glück berauscht, das volle Glas ins Finstere geleert und Gott mit dem vermessenen Wunsch herausgefordert hatte: er habe genug von Liebesglanz und sorglosem Jugendglück, er sehne sich nach Schmerz und Leid, denn Hiob sei reicher als Salomo ... Und dieser Mensch war er selbst gewesen, und Gott hatte seinen Wunsch erfüllt und die

Vermessenheit eines Augenblicks zu seinem Schicksal gemacht.

Als Hans sich dessen bewußt wurde, war ihm, als versänke er in sich wie in sein eigenes Grab, und die Angst, die ihn umwehte, war der Hauch des Sterbens, und die Traurigkeit war die Traurigkeit, mit der das Nichts erfüllt ist. Aber während er sank, glitt er zugleich in eine noch tiefere Welt ... oder war es so, daß der geheimnisvolle Theatermeister in seiner Seele eine neue Bühne emporsteigen ließ, mit neuen Hintergründen und Kulissen und mit Menschen, die lachten und litten, blutdurchpulst, körperhaft die einen, schemenhaft die andern, aber alle von seltsam überlebendiger Eindringlichkeit, und doch nur von den Strömen seines eigenen Lebens belebt.

Er saß mit aufwärts gerichtetem Gesicht, in einem Zustand zugleich stillen Empfangens und höchster Gespanntheit. Es war eine wundervoll gesegnete Nacht, und sie verging, ohne daß er es merkte.

Dies geheimnisvolle andere Leben kehrte seitdem immer wieder und wurde schließlich sein eigentliches Leben. Aber je mehr es in seiner Seele heimisch wurde, desto mehr wurde seine Vergangenheit ihm wirklich zum Schicksal, wurde formende und nährende Kraft, wie der Schnee des Winters im Frühjahr als Quelle aus der Erde emporsteigt.

Eines Tages schrieb er an Hermann Alt: „Meine Tage gehen immer noch ohne äußere Ereignisse hin, nur unendlich viel schneller. Meine gute alte Bäuerin ist vielleicht nicht mehr so zufrieden mit mir wie früher, wenn sie auch noch nicht gemurrt hat. Aber ich glaube, Gott hat mich doch zu anderer Arbeit bestimmt. Von welcher Art die ist, das laß noch eine Weile mein Geheimnis sein!" ...

Die Wahl. Von Erika Rheinsch

„Alle die Kinder nun ruhten im Paradiese versammelt,
Pflanze, Tier und Gestein und der erhabene Mensch,
Und es gebot ihnen allen der ewige Vater: Nun wählet!
Wählet euch Namen und Los für das unendliche Sein!
Siehe, da nannten die Kinder ihm jedes den eigenen Namen,
Und ein jegliches bat ihn um sein eignes Geschick.
Ruhe zwar hatte der Vater den Steinen allen verliehen,
Aber als Wandrer im Bach dachte der Kiesel sich gern;
Festlich mit Schönheit geschmückt umgaben ihn Blumen und Bäume,
Aber den Platz am Altar wählte die Lilie sich selbst;
Rastlos Jagen und Spiel war allen Tieren gemeinsam,
Doch aus der eigenen Brust schöpfte die Lerche ihr Lied.
Und so umdrängten die Menschen ihn bittend, Anbetung im Antlitz, —
Aber mit träumendem Blick zu den Geschwistern zurück
Kehrte sich mancher und bat vom Vater das Schicksal der Rose
Oder des dienenden Halms oder des kindlichen Tiers.
Darum sollst du, o Clarus," sprach Parazelsus, „die Menge
Nicht bedauern, ob Gott ferner und fremder ihr sei —
Ist ihm denn fremd die Natur? Erglänzt nicht der Rasen im Traume
Seiner Liebe? Und so fasset die Menge ihn auch. —
Und es erwählte sich fürder ein jeder den eigenen Standort,
Wählte den Stern der Geburt und den ureigenen Tod —
Aber noch über die Bitten der Kinder und über Verstehen
Fügte der ewige Gott Gnade zu jeglichem Los.
Und er beschwor die Geschicke und nahm zum Pfande der Freiheit
Jedes einzelne Kind gegen das andre in Pflicht —
Und es durfte nicht eines sich dir widersetzen von Anfang, —
Und so stehst du nun hier, wie du dich ewig gewollt.
Stehst mit verbundenen Augen und weißt nicht Eingang noch Ausgang,
Doch den beschworenen Pfad, glaube mir, wirst du geführt!
Willst du ihn selber erkennen? So blick' in des strebenden Herzens
Heiliges Dunkel hinab, siehe, da leuchtet er auf!
Darum, mein Clarus," sprach Parazelsus, „beklage mir keinen,
Weil er im Leide verweilt, weil er im Tode verging!
Selig ruhen die Toten! Und einst erkennst du der Schmerzen,
Die du dir selbst in das Glück mischtest, unendlichen Wert!"



Die Hütte. Gemälde von Friedrich Pauly=Hagen

Aus den Gedichten des Malers:

Fabrik im Tal

Von Hermann Hesse

Du auch bist schön, Fabrik im grünen Tal,
Ob auch verhaßter Dinge Sinnbild und Heimat:
Jagd nach Geld, Sklaverei, düstre Gefangenschaft.
Du auch bist schön! Oft erfreut
Deiner Dächer zärtliches Rot mir das Auge
Und dein Mast, deine Fahne: der stolze Kamin.
Sei gegrüßt auch du und geliebt,
Holdes verschossenes Blau an ärmlichen Häusern,
Wo es nach Seife, nach Bier und nach Kindern riecht!
In der Wiesen Grün, in das Violett der Acker
Spielt das Häusergeschachtel und Dächerrot
Freudig hinein, freudig und dennoch zart,
Bläsermusik, Oboe und Flöte verwandt.
Lachend tauch' ich den Pinsel in Lack und Zinnober,
Wische über die Felder mit staubigem Grün,
Aber schöner als alles leuchtet der rote Kamin,
Senkrecht in diese törichte Welt gestellt,
Riesenspielzeug,
Eines Giganten vortreffliche Sonnenuhr.



Delphi und Olympia

Von Prof. Dr. Theodor Birt

In glänzendem Hochtrieb stand das Griechentum nach dem glücklichen Verlauf der Perserkriege. Wo aber blieb der Zusammenschluß Griechenlands, die nationale Einigung? Noch war Hoffnung, daß sie zustande kam und die Gegensätze zwischen Dorisch und Ionisch, Sparta und Athen sich ausglichen. Mochte sich Persien jetzt ruhig verhalten: in der Zukunft drohten andere Großmächte; nur noch 150 Jahre, und das Mazedonien Alexanders des Großen regte sich; noch weitere 150 Jahre, und Rom hatte jenseits der Adria seine Großmacht gegründet, um rastlos erobernd auszugreifen. Wie sollte der Grieche sich behaupten?

Es gibt auch geistige Mächte, es gibt Herzenstriebe, die, wo die Politik der Staatsmanner versagt, die getrennten Gruppen im Volk zueinander ziehn. Freilich die Religion tat es nicht. So wie Deutschlands Einheit durch den Widerstreit der Konfessionen und das Mißlingen des nationalen Werkes Martin Luthers geschädigt wurde, so stand es auch damals in Griechenland, nur noch schlimmer. Denn jeder Kanton hatte ja seine Stadtgottheiten. Athena sorgte nur für Athen so wie Jehova für Israel. Nur an Apoll in Delphi hing die Hoffnung und am Zeus in Olympia. Aber beides vergebens.

Das Orakelwesen des Altertums mutet uns heute befremdlich an: ein kindischer Aberglaube. Tatsache ist: das Orakel in Delphi war die Stimme Apolls, es war der politische Ratgeber für alle Griechen; es war eine politische Macht geworden. Der junge Lichtgott, der vorwissend in die Zukunft schaute — es war Pflicht ihn zu fragen, wo immer es sich um große Pläne der Zukunft handelte. Auch Auswärtige wie Krösus, der Großkönig Lydiens, wandten sich an ihn. Für die naive Frömmigkeit ist das selbstverständlich; denn lebt Gott wirklich, so ist er auch allwissend; aber er ist zudem auch gütig und hat das Verlangen, uns zu helfen; er antwortet also, wenn wir ihn fragen. Es kommt nur darauf an, seine Stimme richtig zu verstehen. Im Donnerschlag, im Adler- und Habichtsflug, in der Gestaltung der Leber des Opfertiers sprach der Gott zu dem Gläubigen. Fiel ein Meteorstein, so war man sicher, die Schlacht ging verloren. Wuchs einer Priesterin der Schimmer eines Bartes auf der Oberlippe, so drohte Unheil. Auch Menschen von hellsehender Natur gab es; von solchen stammten rätselhafte Spruchbücher, Bücher des Bakis und der Sibyllen, die die Wahrsager gegen gute Bezahlung auslegten: natürlich ein weites Feld für groben Schwindel; aber der Gläubige ließ sich nicht irremachen. Vor allem aber redet Zeus durch Apoll, und unter den vielen apollinischen Orakelstätten war Delphi in der Felsenwildnis Böotiens am Fuße des Parnaß die weitaus angesehenste, von päpstlicher Unfehlbarkeit.

Der Frager mußte seine Frage schriftlich bringen, und schriftlich erhielt er auch die Antwort. Er hatte im Vorraum des Tempels zu warten. Der Tempel selbst war über einem schmalen Spalt, dem offenen Erdschlund der Erdmutter Ge, erbaut, aus dem betäubende kalte Dünste aufstiegen; auch ein Quell war mit eingebaut in den Tempel. Über dem Erdspalt aber stand ein hoher Dreifuß; auf diesem lag eine durchbrochene Metallplatte, auf der Platte stand endlich ein Sessel, und auf ihm hatte die unglückliche sogenannte Pythia zu sitzen, wenn es zu weissagen galt. Nur unverheiratete Frauen wurden zu dieser peinlichen Rolle verwendet; sie galten als Gefäß des Sehergottes. Der Dunst aus der Tiefe betäubt sie, und sie fängt wirren Geistes an zu stammeln und zu lallen, bis sie in Ohnmacht zusammenbricht. Der Priester aber ist zugegen; er heißt der Prophet, d. i. der Verkünder. Aus den Naturlauten, die er hört, muß er die Antwort des Gottes entnehmen. Niemand sonst ist Zeuge, und er hat freie Hand, den Spruch nach eigenstem Gutdünken zu formulieren; fast immer geschah es in Versen, allemal in andeutender, geheimnisvoll doppeldeutiger Sprache. Zumeist waren es Privatleute, die mit ihren Sorgen, ob sie reisen, einen Acker kaufen, ein Haus bauen sollten, nach Delphi kamen. Aber auch die Staaten wandten sich nach Delphi, und die Propheten waren ausgezeichnete Politiker; sie hatten über die Händel der Zeit völligen Überblick, auch eine ausgebreitete Landeskunde, und so sind wohl die meisten Kolonialgründungen, die die Griechen unternahmen, unter Apollos Führung, d. h. auf Anleitung der delphischen Propheten geschehen, zumeist mit bestem Erfolg. Geschah ein Fehlschlag, hatte man eben das Orakel falsch verstanden.

Aber der höchsten Aufgabe zeigten sich jene Propheten nicht gewachsen. Als die Perser kamen, äußerten sie sich, durch Xerxes und Mardonius eingeschüchtert, geradezu perserfreundlich, und nie haben sie zur Einigung aller Griechenstämme die Führung genommen. Im Gegenteil: schlugen Griechen auf Griechen los, so gaben sie auch da unbedenklich Rat, und zwar nicht parteilos; Delphi war für die Dorer, und Sparta hatte das Orakel geradezu in Händen. Auch be-

stechen ließen sich die Propheten. Daß der schöne Tempel in Delphi dereinst von athenischen Gottesverehrern erbaut worden war, half nichts; die athenische Politik hat sich nie auf Delphi stützen können. Die Klerisei stand nicht über den Parteien, so wie sie es auch heute nicht tut. Je verwickelter, zerrüttender die Verhältnisse wurden, je mehr sank daher Delphis Ansehen, so sehr auch gläubige Dichter, so sehr auch der fromme Historiker Herodot es noch hochzuhalten suchten. Ein bißchen Geschichtsfälschung ist im Dienst der Frömmigkeit immer erlaubt; das, was die Christen des Mittelalters konnten, konnten auch die alten frommen Griechen, indem sie die ausgegebenen Orakel nachträglich so zustutzten wie wir sie bei Herodot lesen. Sie machen Stimmung und erhöhen den Reiz der Erzählung. Das genügt.

War von Apoll nichts zu hoffen, so doch vielleicht von Zeus, vom Zeus von Olympia.

Olympia! olympische Spiele! das berühmteste Sportfeld Griechenlands in Elis, am Kladeos und Alpheios! Da ist nichts von politischem Prophetentum, mystischem Dunkel und Priestervorwitz. Der große Gott Zeus lockt nur die Turner und Athleten — nicht Berufsathleten, sondern freie Liebhaber des edlen Sports — aus allen Gauen zum großen Wettspiel, ihm selbst zu Ehren: frisch, fromm, fröhlich, frei. Wie sollten sich da nicht die Herzen zusammenfinden, die Seelen aus der eng kantonalen Borniertheit sich befreien? Auch aus Sizilien, Süditalien kamen die Bewerber, auch Rossegespanne.

In der Tat, das ganze griechische Leben wurde davon erfaßt. Die Olympien waren so wichtig, daß die ganze griechische Zeitrechnung sich schließlich auf sie gegründet hat. Alle vier Jahre fanden sie statt; man führte nun nicht nur Siegerlisten, sondern zählte auch diese vierjährigen Zeitabschnitte als Olympiaden. Sonst gab es noch durchaus keine Jahreszählung; wo war das Jahr, von dem man hätte ausgehen können? und die Zeitrechnung lag noch völlig im argen. Spurlos verliefen sich die vergangenen Jahre wie die Wellen im Meer. Wollte man ein Ereignis aus der Vorzeit datieren, so sagte man, es geschah unter dem Beamten X oder Y, der in der Beamtenliste stand. Auch die Monate hießen ungefähr in jedem Kleinstaat anders, ein wirres Chaos. Wir aber können zum Glück feststellen, daß das Jahr der ersten Olympiade in das Jahr 776 v. Chr. fällt, da nämlich Christi Geburt selbst der 195. Olympiade angehört. Erst mit der Zahl 776 beginnt also die genauere Chronologie in der Geschichte der Menschheit, und nur dadurch ist es möglich geworden, für die Schlacht bei Marathon und alles andere Geschehen bestimmte Jahre anzusetzen.

Begeben wir uns nach Olympia.

Auch auf dem Isthmus von Korinth, auch in Delphi wurden bald die olympischen Spiele nachgeahmt, späterhin auch in Italien, in Syrien, und heute ist es ebenso. Ihr Vorbild beherrscht jetzt wieder den großmächtig entwickelten Sport der Neuzeit. Die Sache ist hochmodern geworden. Stadion und Olympiaspiel in Berlin, Kopenhagen, Chicago, Sidney; überall Athletenklubs, Boxerkämpfe,



Krönung des Siegers im Pferderennen. Innenbild einer attischen Schale aus dem 4. Jahrh. v. Chr. (München, Vasensammlung in der Alten Pinakothek)

Hockeyleute; Gastspielreisen im Länderwettspiel: die Stadt Höchst kämpft gegen die Stadt Mainz, Nürnberg gegen München. In Amerika Marathon-Wettläufe; Zeit 25 Minuten; Radfahrer als Schrittmacher; 40000 Zuschauer am Platz. Die Kämpfer gehen im Sportdreß und in Farben, granatfarben, orange. Das Publikum selbst spaltet sich und trägt die Farben der Kämpfer. Zum Beginn wird im Schalltrichter das Kommando geheult. Automobile am Startplatz; die Photographen liegen auf Lauer mit ihren Apparaten. Selbst Chinesen beteiligen sich an solchem Wettlauf; sie sind kenntlich am chinesischen Drachen, der auf auf ihrem Brustlatz grell aufgestickt ist.

Das ist heute. Wie viel schlichter war alles in jener kleinen Welt der Antike! Aber es war Original, nicht Kopie, und auch im engen Rahmen gibt es großartiges Leben. Die Kampfspiele waren Gott zu Ehren ein Wetteifern der Tüchtigkeit aus allen Staaten, und mochten auch sonst die Fehden toben, Stadt gegen Stadt, in der Festwoche war weithin Landfrieden, und ungefährdet zogen die Prozessionen von überall, aus den Hochgebirgsschluchten oder die offenen Küstenstraßen entlang, um sich am Alpheios zu treffen, in dem lieblichen Flußtal, das wie eine weite Wanne ganze Volksscharen aufzunehmen im stande war: „Strömt herbei, ihr Völkerscharen!"

Zu Fuß pilgerten die einen, die anderen kamen zu Roß, auf Maultieren. Reisewagen gab es nicht. Die hohen Magistrate selbst aus allen Städten kamen mit, im Festornat, in Gala. Denn die Städte selbst sind es, die die Kämpfer stellen. Es sind Festgesandtschaften, die man „Theorien" nannte. Solche Theorie aber war Praxis.

O schönes Land, dort um Olympia! Auch der heutige Reisende atmet selig auf, wenn er dort steht! Denn Olympia ist heute Endstation der Lokalbahn und bequemer als damals zu erreichen. Die Felsengebirge weggeschoben; nur der Kronionhügel ragt waldbeschattet über der milden Talfläche. Nur aus weitester Ferne, im Osten, ragt das Alpenland Arkadiens herein. Eine Tempelstätte in der heiligen Einsamkeit. Man sieht noch heute die Bautrümmer der Gotteshäuser über den Rasen gestreut. Ein Raubvogel schwebt von Osten herüber; ist es ein Habicht? o nein, ein Adler, der blitztragende Vogel des Himmelsherrn.

Unter dem Kronionhügel langhin eine Terrasse mit Freitreppe, aufgebaut zum Stehen für die Gemeinde. Der Terrasse zu Füßen ein Dutzend altmodischer Zeusbilder aus Bronze, lauter Weihgaben. Auch um die zwei großen Tempel im Flachen drängen sich Statuen auf Postamenten, Weihgeschenke auch sie. Dazwischen oder seitab der große Altar mit Schlachtstätte, etwa 12 Meter in Front, aus Asche hoch aufgeschüttet; bei jedem Festopfer wächst er in die Höhe.

Gasthäuserbetrieb gab es kaum in den Städten, erst recht nicht hier. Am Flußufer baute man Zelte oder schlief in der Sommernacht (es ist Juli) unter freiem Himmel. Um die Zelte her Jahrmarktsgetriebe. Die Pferde wiehern, angepflockt. Die Menschheit wogt durcheinander, ein Plaudern und Begrüßen derer, die sich kennen und noch nicht kennen, in allen Dialekten. Man wettet, man streitet; die jungen Athleten messen sich mit den Blicken. Die Turnmeister, hochgeehrte Personen, stehen mit strenger Miene daneben und geben acht: „Keinen Wein trinken! nur leichte Pflanzenkost!" Die strenge Diät sichert den Erfolg. Nur wer nüchtern, ist Herr seiner Kraft! Eine Askese im Dienst des Zeus. Freunde stecken ihren Günstlingen Amulette zu, damit sie siegen. Volle zehn Monate dauert vor dem Wettkampf das Üben und Trainieren. Übungsplätze (Gymnasien) waren dazu in Olympia selbst vorhanden.

Wer weiß nicht vom Zeusbild des Phidias? Ins Flache stellte man den stattlichen, buntbemalten dorischen Tempel, darin der bärtige Riesengott hockte, aus Gold und Elfenbein zusammengehämmert, auf reich geschmücktem Thronsessel, eng eingepfercht, als sollte er die Wände sprengen. Stünde er auf, er wäre nie durch die Türe gekommen. Wer weiß nicht vom Hermes des Praxiteles, der als Schmuckstück im benachbarten Heratempel stand (der ganze Heratempel war zum Museum geworden) und von der Victoria, der Nike des Paionios, die durch unsere deutschen Ausgrabungen dort aus dem Sande gehoben worden sind? An den zwei Giebelfeldern des Haupttempels die Darstellung der Rossebändigerin Hippodamia in doppelter Wiedergabe, worüber es viel zu raten gab. Aber all diese Sehenswürdigkeiten gab es zu der Zeit noch gar nicht, von der wir handeln. Die Götter waren damals noch anspruchsloser und nahmen mit einer guten Gesinnung und kräftigem Opferdampf in schöner Natur vorlieb.

Fünf, sechs oder auch sieben Tage dauerte das Fest. An jedem Morgen wird geopfert, und die Menge staut sich auf dem Platze. Berühmte Männer tauchen auf, der Spartanerkönig oder Themistokles oder Kimon; dann ist große Sensation, und alles weist auf sie, und des Redens ist kein Ende, bis alles zum Stadion strömt, wo 10000 Menschen Platz finden. Und die Vorführungen beginnen. Abwechselung genug; nur den heute unvermeidlichen Fußball, auch Riegenturnen und Klettern gibt es nicht, auch keine Menschenpyramiden nach Art unserer Zirkusleute. Alle Tage neue Wettbewerber. Sie haben sich zuvor angemeldet. Wettlaufen: Knaben laufen, dann Jünglinge, auch spitzbärtige Männer; sie schnauben und hetzen sich in südländischem Heißblut. Das Publikum muß Geduld haben, denn es währt lange. Aber viele haben ihre Angehörigen unter den Läufern und verfolgen die fliegenden Gruppen mit Gier. Man sitzt in der

prallen Sonne, völlig schattenlos. Gegen den Hunger hat man sich Frühstück mitgebracht. Auf alle Fälle ein Hochbetrieb, spannend und flott.

Denn schon kommen die Gerwerfer, dann gar die Diskuswerfer. Blitzend fliegt der Diskus, die runde Metallscheibe, wie ein gewirbeltes Rad gegen die Sonne. Wer sie am weitesten schwingt, hat gewonnen. Ein Schauspiel: denn auch der Schönheitssinn kam dabei zu seinem Recht. Das Schauen selbst nannte man göttlich. Nie zeigte sich der Körper schöner als hier. Kein Photograph hat das festgehalten; aber der Erzguß half. Der dorische Künstler Polyklet hat den Ger- oder Speerwerfer, aber nur im Ruhestand, dargestellt; der attische Künstler Myron den Läufer und den Diskuswerfer sogar in voller Bewegung: der Läufer mit eingezogenen Weichen und so, daß das Erzbild mit losem Fuß von seiner Basis zu springen schien; der Diskuswerfer (es ist der, der heute im Vatikan steht) vorschnellend im Sprung, da eben die Scheibe aus seiner Hand fliegen will. Welche Kühnheit; Das Blondhaar ist immer kurz geschoren! dazu rundlicher Kopf; feine Lippen, gerades Nasenbein, der Körperwuchs harmonisch mit festem Fleisch, geraden Schenkeln, die Haltung angespannt und edel; so sind jene sportenden jungen Menschen für die Ewigkeit festgehalten. Nur der feuchte Glanz des Auges ist erloschen; kein Volk galt als so schönäugig wie das hellenische. Aber der Wettkämpfer schlug es nieder und schaute nie beifallsüchtig ins Publikum. Denn strenge Zucht herrschte. Und alle nackt; die Nacktheit schien in der Hitze unentbehrlich. Eben deshalb aber waren im Publikum keine Frauen; nur die Spartaner erlaubten trotzdem ihren Töchtern das Zuschauen; charakteristisch für die Mädchenerziehung in Sparta.



Wettläufer. Innenbild einer attischen Schale aus dem 4. Jahrh. v. Chr. (München, Vasensammlung in der Alten Pinakothek)

Nun aber erst die Einzelkämpfe, Mann gegen Mann. Das Ringen im Zweikampf: der Griff, das Ausweichen, der lauernde Blick, die blitzschnellen Bewegungen! Muskelkraft und Überlistung! Das währt oft stundenlang. Das Schreien im Publikum wird schon erregter. Und endlich gar das Boxen. Die schweren Kerle mit den Bulldoggennaturen auf die Mensur! Da hört freilich die Ästhetik auf, aber die Sensation wächst ins Ungeheuere. Die Fäuste im festen Riemenhandschuh, mit Bleibeschlag. Die Schläge krachen, und es gibt Wunden, zerhauene Ohren, blutende Nasen; die Zähne flogen aus dem Kiefer. Der Wundarzt mußte helfen.

So ging es von Tag zu Tag mit immer neuem Personal. Wer den Hieb erleidet, trägt ihn stumm; nur die Volksmenge schreit wehe. Die Zuschauer aber applaudierten nicht nur und jauchzten: sie machten auch ihre Witze. Trollte einer im Wettlauf als letzter, so hieß es: „Er kann nur fliegen, wenn man ihn zu Tisch lädt; er sollte mit dem Mund laufen und mit den Füßen essen.“ Vom übel zugerichteten Boxer sagte man: „Odysseus war 20 Jahre von zu Hause abwesend, und sogar sein Hund erkannte ihn sogleich, als er heimkam. Den Boxer erkennt kein Mensch und kein Hund wieder. Erben soll er; aber damit wird es nichts; denn die Testamentsvollstrecker erkennen die Identität der Person nicht mehr.“

Zehn Preisrichter hatten den Vorsitz, von Stabträgern (Polizisten) begleitet, die, wo Unordnung einriß, dareinschlugen. Die Kämpfer hatten, um die Schweißbildung zu hemmen, den ganzen Körper mit Olivenöl eingerieben. Nach dem Kampf schlug der Sieger rasch den Mantel um seine Glieder und trat so, in einer Wolke von Ölgeruch, mitten ins Publikum, um sich anjubeln zu lassen. Dann strich er sich mit dem geölten

Schabeisen das Öl ab (als Apoxyomenos), man reichte ihm die schmale Siegerbinde, und er band sie sich selbst um die Schläfen fest (als Diadumenos).

Hatte er die Binde wirklich verdient? Man diskutierte wohl noch hinterdrein, die Meinungen prallten aufeinander. Aber die Schiedsrichter erwiesen sich als untadelig, und so folgte endlich noch der schönste Lohn: kein silberner Ehrenpokal, auch silberne Ehrennadeln gab es nicht wie heute. Nur ein Zweig wurde vom alt-heiligen Ölbaum Olympias geschnitten, den einst Herakles gepflanzt, und der zum Kranz gebogene Zweig von Priesterhand dem Jüngling feierlich um das Haupt gelegt. Der Zweig aber mußte mit goldenem Messer geschnitten sein. Das war alles.

Sank das Dunkel herein, da ging natürlich der Becher um; der Südwein floß aus den Mischkrügen, ein wonniges Gelage. Die übliche Weise, das „Heil dir im Siegerkranz“, das „Tenelle kallinike“ scholl und Lieder noch sonst in Fülle; denn „der Sieg begehrt Gesang“. Ein Schwärmen und Verbrüdern im linden Hauch der Sommernacht, indes des Mondes heller Blick mit holdseligem Schimmer das weite Tal umfing.

War das alles? Freilich, es gab im Hippodrom auch noch Pferdesport, das Wettfahren der Quadrigen mit dem Viererzug, und gewiß, das war eigentlich die Krone des Ganzen. Ein Dutzend, gelegentlich gar 40 Wagen am Start. Die dicken Staubwolken flogen. Nur der Sieger, der vorne war, schluckte den Staub nicht. Die Tiere buntfarbig aufgezäumt, die Mähne stets nach links gekämmt, weil sie andernfalls nicht siegten. Auch Maultiere liefen. Aber auch Reitsport gab's, Wettreiten, leider nur in geschlossener Bahn. In den Siegesliedern wird uns ein zweijähriger Fuchshengst aus den Ställen des Königs von Syrakus gepriesen; das Tier hieß schon von vornherein Pherenikos, „der Sieger“, und es hat seinem Namen Ehre gemacht. Aber nur Fürsten wie die Kleinkönige Siziliens und sonstige Männer des Großkapitals konnten sich einen Rennstall halten. Die Fürsten fuhren und ritten auch natürlich nicht selbst. Die braven Bürgerssöhne, die Ringer und Turner mit ihrem Familienanhang, das Stadtbürgertum war es allein, das der Feier den Stempel gab.

Kamen aber die Bürgerssöhne nach Hause, da ging erst recht das Feiern los, wenigstens für die, deren Eltern solche Festfeier bezahlen konnten. Chöre wurden aufgestellt, um sie „schwebenden Schrittes“ im Reigen zu feiern, und die großen griechischen Dichter, die sich aufs Musizieren verstanden, lieferten dazu die Gesänge, immer neue. Die Volksmasse bleibt immer im Trivialen hängen, der Dichter aber reißt die Stimmung zur Andacht, zum Erhabenen empor. „Selig, wer mit dem Rennpferd siegt; Gott gab ihm den Reichtum, sich ein Gestüt zu halten!“ Solche Seligpreisungen gibt es heute nicht mehr. Nennen wir es Sportpoesie. Durch hundert Jahre hat sie gedauert; Simonides, Pindar, Bakchylides ihre Hauptvertreter. Sie waren Konkurrenten, reisten von Stadt zu Stadt hin und her und brachten ihre Lieder. Waren sie persönlich verhindert, schickten sie den Text. Reichliche Belohnung war selbstverständlich.

Halten wir uns an Pindar; denn des Bakchylides erhaltene Lieder sind neben Pindar wie Holzmusik neben einem Konzertflügel.

Heute wird höchstens von der Musikkapelle ein Tusch für den Sieger geblasen, oder in der Sportzeitung steht eine ehrende Erwähnung. Pindar dagegen macht die Sache zum städtischen Fest, und die Helden aus der alten Sagenzeit werden herbeigeholt, um die Stadt zu feiern; denn die Großtaten der Väter sind „wie die Sterne am Nachthimmel, die über uns leuchten“; „der Ruhm der Vorzeit ist eingeschlafen auf seinem Lager, aber wir wollen ihn aufwecken“. Daneben verschwindet der junge Mensch, der jetzt eben gesiegt hat, fast ganz, und genaue Sportberichte sucht man umsonst in diesen Liedern. Wir hören vom Herakles und wie es kam, daß er die olympischen Spiele gegründet hat. Die Insel Rhodus wird erwähnt, die dem Sonnengott Helios heilig ist; wir hören, daß einst Zeus die Länder unter die Götter verteilte, nur den Helios hatte er vergessen; was tun? Er ließ aus dem Meeresgrund die schöne Insel Rhodus aufsteigen und gab sie ihm. Held Jason wird eingeführt und die weissagende Medea; wir hören, wie wacker einst sich Jason benahm, der junge Drachentöter, dessen langes Haar nie eine Schere gemäht hatte, so daß ihm der reiche Glanz der Locken tief den ganzen Rücken hinabfloß usf.

Das nimmt sich also wie regelrechte Balladen aus; sie fehlen als Einlage fast nie. Dabei herrscht fast überall ein enthusiastisch frohlockender Ton; die Erzählungen aber sind oft doch nur abgerissen, prächtig koloriert, aber das meiste nur andeutend; sie sind wie Spiegelungen im zitternden Wasser, die da reizend aufleuchten, um plötzlich zu verfließen. Der Dichter streicht sich dann selbst die Stirn: „Mein Lied hat sich verirrt; ein Windstoß brachte mein Boot aus dem Fahrwasser.“ Aber auch ernste Worte der Ermahnung findet er oft: „Steil sind der Vollendung Pfade.“ „Nimm dich in Zucht; die Begabung genügt nicht; du mußt lernen.“ „Suche zu jedem Tun das Maß in dir selber.“ „Wünsche dir hienieden kein ewiges Leben“ und das berühmte „werde, was du bist!“

Im übrigen eine schwärmende, geradezu genußsüchtige Fröhlichkeit; alles flimmert in goldiger Stimmung. „Ich liebe die Fülle des Reichtums, nicht um ihn zu hegen, sondern um Gaben zu spenden, um zu genießen und gelobt zu sein.“ „Lebensgenuß ist das erste,

der Ruhm das zweite.“ „Was ist schöner, als sorgenfrei zu sein nach dem Gelingen?“ So kredenzt der Poet dem jungen Sieger sein Preislied wie den Zutrunk köstlichen Weines, den jemand einem Bräutigam zutrinkt, der das selige Glück der Liebe gefunden.

Hoffentlich hat dem Sieger der poetische Zutrunk auch gemundet; hoffentlich hat er das Gedicht überhaupt verstanden! Denn junge 17jährige Sportleute sind meistens keine Gelehrte, und Pindars Sachen sind gewaltig schwer. Keine deutsche Übersetzung kann sie auch nur annähernd wiedergeben; das liegt am freien Versmaß, es liegt an der Hast der Gedankenführung, der selbst unsere modernste Lyrik mit ihren sprachlosen Gedankenstrichen nicht nahekommt; es liegt an der oft unglaublichen Verwegenheit des Sprachausdruckes, der Mischung der Tropen. In deutscher Wiedergabe wird der Vers stockig, die Sprache nahezu irr. Nur der Gräzist, der ihm sein volles Studium widmet, wird zum Bewunderer des Pindar. Sagt doch der Dichter selbst: „Solch Dichten ist mühsam wie eine Bergbesteigung.“

Brechen wir also ab und ermüden uns nicht weiter. Gewiß war es viel Großes und Herrliches, was Olympia gab: Steigerung der Kultur, Bereicherung des Geisteslebens, Ertüchtigung der Jugend in körperlicher Schulung und ihre Verklärung in lyrischem Hochgesang, der bis heute beispiellos geblieben ist. Aber Griechenland? Welchen Gewinn hatte davon das politische Griechenland, der große Gedanke des Allgriechentums?

Bei uns in Deutschland waren es, ehe uns ein Bismarck erstand, die wackeren Schützen- und Sängerfeste, unsere Turnvereine, auch die Schillergedenktage, wo sich von überall, von Rhein und Oder, von Schwaben und Ostpreußen die Männer trafen und, so verschieden sie waren, sich treuherzig anbiederten und sehnsüchtig als Deutsche fühlen lernten mit der ewigen Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Kam nicht auch in Olympia dieselbe Sehnsucht zu Worte und nährte den groß-griechischen Gedanken?

Es ist auffallend genug: bei Pindar finden wir nichts von solchen Fragen: „Was ist des Griechen Vaterland?“ Noch auch gar die Antwort: „Das ganze Hellas soll es sein.“ Vielmehr wurde durch seine stolzen Preisgedichte überall nur der bornierte Lokalpatriotismus genährt. Der Dichter war Thebaner; schon das besagt genug. Als der athenische Staat sich die Insel Ägina angliedern will, macht er Stimmung gegen diesen Gewaltakt. In ihm herrschte nur die Liebe zum Einzelnen, nicht zum Ganzen.

Und nicht anders stand es mit dem Sportwesen selbst. Das um Sparta gruppierte dorische Volkselement bildete in Olympia die erdrückende Mehrheit. Das zeigen allein schon die Siegerlisten. Athen suchte sich dort zur Geltung zu bringen, war aber immer viel zu schwach vertreten. Als das athenische Bürgerheer einmal irgendwo in einem Lokalkriege eine Schlacht verloren hatte, durfte der Sieger in Olympia ein Siegesdenkmal errichten. Das war nicht ermutigend. Aber Athen rächte sich. Überraschend schnell bildete jetzt Athen selbst einen neuen Mittelpunkt für das Feste feiernde Griechenland, und Olympias Bedeutung erblaßte rasch; die grandios aufgeputzte Turnerlyrik wurde unmodern und ging ein, und in Athen erhob sich die griechische Tragödie: Äschylus gegen Pindar. Der Sieg war entschieden.

Mochten die Boxer in Olympia am schönen Alpheios weiter boxen, mochten auch reiche athenische Herren dort noch ab und an ihr Viergespann laufen lassen: was da geschah, hatte für das Gesamtgefühl keine Bedeutung mehr, und die Namen der Sieger verklangen. Das Niveau sank; es blieb nur noch ein Jahrmarktstreiben mit Berufsathleten, bis es gar auf der altheiligen Stätte zu wüsten Balgereien, zum Messerstechen, zum Kampf um die Tempel selber kam. Als Alexander der Große seinen Fuß dorthin setzte und sich lächelnd umschaute, war die Sache Griechenlands endgültig verloren; er war der Mann, dessen Phantasie und Wille über Babylon bis zum Indus reichte.



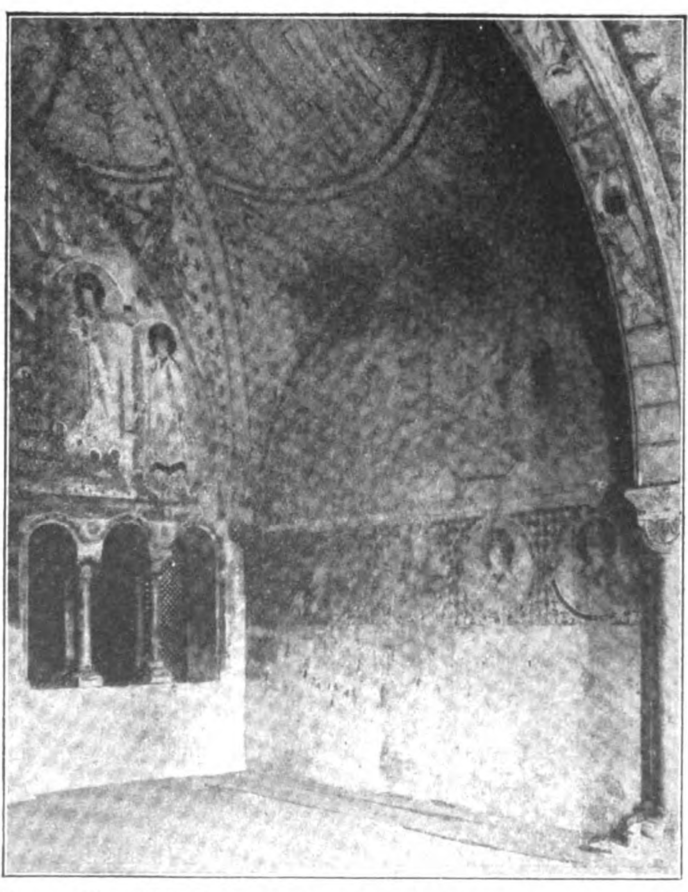
Viergespanne der olympischen Rennen auf einem attischen Gefäß des 5. Jahrh. v. Chr.
(München, Vasensammlung in der Alten Pinakothek)

Romanische Anklänge in Kärnten

Von Curt Bauer

Nachdem Kärnten durch Volksabstimmung dem Deutschtum erhalten blieb, bilden die Karawanken endgültig den äußersten Schutzwall der deutschen Südmark: eine nur an zwei Stellen zu überschreitende Gletschermauer gegen das Slawentum im Süden. Bei der Vermischung deutschen Blutes mit slawischem und romanischem seit grauen Vorzeiten hat unser Volksstamm auch in Kärnten seine Überlegenheit bewiesen. Die Slawen lernten unter deutscher Führung Ackerbau und Handwerk. Nichts jedoch haben die Slawen den Deutschen in Kärnten zu geben vermocht, weder im wirtschaftlichen Leben, noch in Kultur und Kunst. Wenn auch in einzelnen Gegenden die slowenische Umgangssprache das Übergewicht erhielt, in seiner Seele fühlt sogar der Windische d. h. der Kärtner slowenischer Herkunft deutsch und sein Volkslied singt er in deutscher Sprache. Anders verhält es sich mit den Romanen, deren Kultur und Kunst ihre Spuren in Kärnten bei weitem stärker hinterlassen haben als in andern deutschen Landen.

Kärnten bildete ehemals einen Teil der römischen Provinz Binnen-Noricum. Damals lag in der heutigen Ebene des Zollfeldes nördlich von Klagenfurt die römische Hauptstadt Virunum. Große Verkehrsstraßen führten hinab nach Aquileja und hinauf nach dem Norden. Ihr Handel blühte, und von ihrer Kultur zeugen Überreste, deren Steine heute über ganz Kärnten verbreitet sind. Ein wahres Prunkstück besitzt das Klagenfurter Museum an einem herrlichen, wohlerhaltenen Mosaikfußboden aus Virunum. Noch in der Legende dieses so überaus sagenreichen Landes lebt der Gedanke an jene Tage, da die deutschen Einwanderer dort zum erstenmal mit den Römern in Berührung kamen, in grotesker Wehmut fort. Sie erzählt von einem Knappen, der abends am Jankenberg, in dem sich jetzt ein ausgelassenes Quecksilberbergwerk befindet, vorbeikam. Plötzlich gewahrte er einen Greis in fremdartigem, faltigem Gewande, der ihm winkte, daß er ihm folge. Sie gelangten durch den dunklen Bergeingang in einen taghell erleuchteten Saal. Dort saßen viele ebenso altertümlich gekleidete Männer um einen Tisch. Sie redeten eine fremde Sprache, in der das Ohr des Jünglings die Gebetsprache der Priester wiederzuerkennen meinte. Sie füllten ihm die Taschen mit Goldstücken und boten ihm einen Becher feurigen Weines, den er mit kräftigem „Vivat" an den Mund führte. Da tönte ein tausendfaches „Vivat" durch den Berg. Das lateinische Wort hatte die Geister aller Römer beschworen. Immer größer wurde die Zahl derer, die ihn beschenkten, und der



Romanische Fresken im Nonnenchor des Doms zu Gurk

Jüngling kehrte reich in seine Heimat zurück. Auch aus späteren Zeiten weiß die Sage zu berichten, wie die Italiener mit dem Teufel im Bunde herüberkamen, um Erzadern zu suchen. Sogar von dem italienischen Weinwirt erzählt die Sage, der bereits damals den Wein nach dem in Italien heute mehr als je üblichen Rezept: „A halbe Wasser und a halbe Wein wird wohl auch a Maß sein“ verfälschte.

Wie reich waren doch die alten Römer sogar in dem entfernten Kärnten an kostbarem Baumaterial und an Ideen! Noch heute schmücken sich damit die modernen Häuser. Sehr fesselnde Reliefs aus Virunum wurden auch in die Fassade des Domes von Maria Saal eingebaut, fast modern mutet der Realismus dieser Figuren auf dem mittelalterlichen Gemäuer an. Freilich benutzt derartige Verquickungen gelegentlich auch ein Kobold, um damit seinen Scherz zu treiben. So wenn ein biederer Sachse ein paar auf seinem Grunde aufgefundene Römerbüsten für seine Vorfahren ausgibt. Über der Tür eines Wirtshauses in S. Veit sieht man das Grabrelief eines römischen Ehepaares und darunter die Inschrift: „Diese beiden kamen aus Friesen und Sachsenland, sie fanden hier Gold, Silber und Erz.“ Anderseits aber ist auch das altehrwürdigste Geschichtsdenkmal Kärntens aus Marmorsteinen Virunums zusammengesetzt: nämlich der Herzogenstein auf dem Zollfeld. Ein einfacher Doppelsteinsitz, auf dem die deutschen Herzöge ihre Lehen verteilten. Denn schon frühzeitig riefen die Slawen die bayrischen Herzöge zum Schutz gegen die einfallenden Awarenhorden herbei, und seit 828 haben nur Herzöge deutschen Geblütes auf diesem Stuhle Platz genommen. Ihre eigentliche Einführung geschah auf dem Fürstenstein, dessen Sitz das untere Ende der Basis einer antiken Marmorsäule bildete. Hier saß an jenem Tage ein Vertreter der Bauernschaft als Bauernherzog, eine Würde, die in dem erst im Jahre 1823 ausgestorbenen Geschlecht der Edlinger zu Blasendorf erblich war. Vor dem Bauernherzog erschien nun der ebenfalls in Bauerntracht gekleidete Herzog mit einem Stabe in der Hand, zur Seite führte er je ein scheckiges, mageres Feldtier, ein Rind und ein Pferd. Ihm folgte eine Anzahl Landherren und Würdenträger. Der Bauernherzog richtete an den Herzog drei Fragen: „Wer ist der, der hoffärtig (vornehm) daherpranget?“

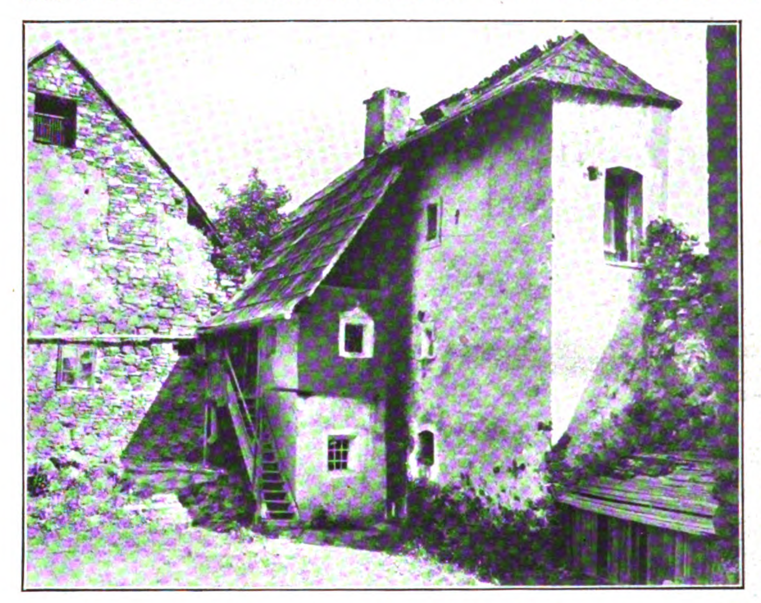
„Ist er auch ein gerechter Richter, ein Freund des Heiles unseres Vaterlandes, freien Standes und christlichen Glaubens?“

„Wie und mit welcher Gerechtigkeit wird er mich von diesem Stuhle wegbringen?“

Die ersten beiden Fragen beantwortete das Volk, die letzte der Fürst. Darauf erhob sich der Bauernherzog, gab dem Fürsten einen leichten Backenstreich und ermahnte ihn, ein guter Richter zu sein. Indem jetzt der Herzog den Stuhl einnahm, schwang er sein Schwert nach allen Richtungen. Nach der Herzogsweihe in Maria Saal und dem feierlichen Inthronisationsmahl begab sich der Fürst zur Lehensverteilung auf den Herzogenstuhl. Während der Fürstenstein, auf dem als letzter Herzog im Jahre 1414 Ernst der Eiserne saß, neuerdings nach dem Klagenfurter Museum überführt wurde, steht der Herzogenstein noch an alter Stelle inmitten eines feierlichen, stillen Haines. Seine In-



Hof des Landhauses in Klagenfurt



Reste des Schlosses Lavant in Friesack

Saal begründet. Der romanische Bau jedoch ist von Türkenkriegen und Feuersbrünsten zerstört worden, so daß der mächtige Mariendom sich heute im wesentlichen als eine Arbeit des 15. Jahrhunderts darstellt.

Aus dem 8. Jahrhundert stammt noch der Modestusstein, ein romanischer einfacher Sarkophag mit den Gebeinen des Bischofs Modestus, der in der frommen Erinnerung des Volkes fortlebt. Es geht die Sage, daß sich der Modestusstein immer mehr dem Kreuzaltar nähere. Wenn er ihn erreicht, dann sei der Jüngste Tag gekommen. Romanischen Stils ist vor allem jenes eigenartige, „der Heidentempel" genannte Oktogon, das der Marienkirche gegenüberliegt und ursprünglich eine romanische Taufkapelle bildete. Zwischen beiden erhebt sich eine eigenartige gotische Lichtsäule. Große Wallfahrten, die aus allen Gegenden hierher ge-

schriften, die Mommsen im Jahre 1857 als aus bester römischer Zeit stammend erklärte, wurden von den Slawen verunechtet, um als slowenisch zu gelten und den slowenischen Ursprung der Zeremonie glaubhaft zu machen. Hauptsächlich waren es die slovenischen Journalisten, die während des Abstimmungskampfes durch allerhand Geschichtsfälschungen dartun wollten, daß der ehemalige deutsche Herzog von den Slowenen durch eine slowenische Feierlichkeit eingesetzt wurde und daher auch von ihnen wieder abzusetzen sei. Wissenschaftliche Forschungen, an erster Stelle die des Klagenfurter Professors Grabar, stellten indessen die Herleitung der Feierlichkeit aus reindeutschem Rechtsempfinden einwandfrei fest. Durch sie vollzog der Fürst die Übernahme der Herrschaft kraft der Belehnung seitens des deutschen Kaisers.

Sein ältestes Heiligtum besitzt Kärnten in der auf einem Hügel nahe dem Herzogenstein gelegenen Burgkirche Maria Saal. An ihrem Standort versammelten sich einst die Kelten im heiligen Hain, dann die Römer zur Verehrung ihrer Götter, und später stand dort der Opfertisch der Slawen. Früh schon setzte von Aquileja her die Christianisierung Kärntens ein. Davon zeugt ein im Klagenfurter Museum aufbewahrtes römisches Relief des guten Hirten, das der Katakombenzeit entstammt. Karl der Große sandte seinen Unterfeldherrn Ingo nach Kärnten, der einer Sage nach den heidnischen Adel auf einem Gastmahl zum Christentum bekehrte. Damals wurde der Glanz der Mutterkirche Maria



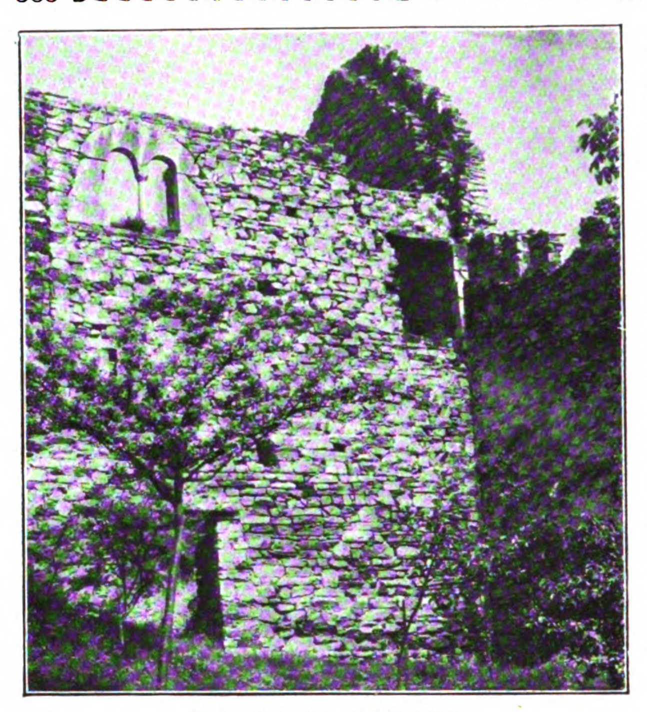
Romanisches Relief in Straßburg



Stadtmauer mit Graben in Friesack

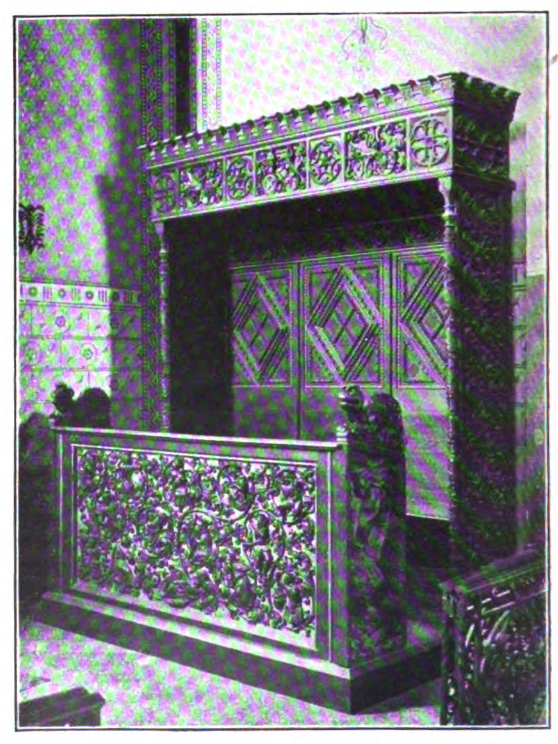
pilgert kommen, um sich in langem Zuge über den Magdalensberg und den Ulrichsberg zu bewegen, bezeugen, daß Maria Saal im Laufe der Jahrtausende nicht seine Bedeutung einbüßte, wennschon der Schwerpunkt des kirchlichen Lebens später nach Gurk verlegt wurde.

Das geschah so: Die Erzbischöfe von Salzburg, deren Diözese sich bis zur Drau erstreckte, konnten infolge der Unwegsamkeit der Pässe über die Hohen Tauern und Stangalpen das heutige Kärnten zur Ausübung ihrer bischöflichen Pflichten nur selten bereisen. Sie hatten daher die Weih- oder Chorbischöfe von Maria Saal zeitweise zu ihren Vertretern eingesetzt. Später wurde für diese Würde das Bistum Gurk, in dem die Bischöfe von Salzburg große Besitzungen hatten, ausersehen. Dort entstand im Wetteifer mit dem mächtigen Dom zu Salzburg der Gurker Dom, in dem wir das bedeutendste romanische Baudenkmal aller österreichischen Alpenländer besitzen. Das herrliche Marmorportal mit Säulengliederung gehört zu den schönsten romanischen Portalen überhaupt. Geweiht wurde der Dom der sagenumsponnenen Gräfin Hemma, der Gemahlin des Grafen Wilhelm, die all ihre reichen

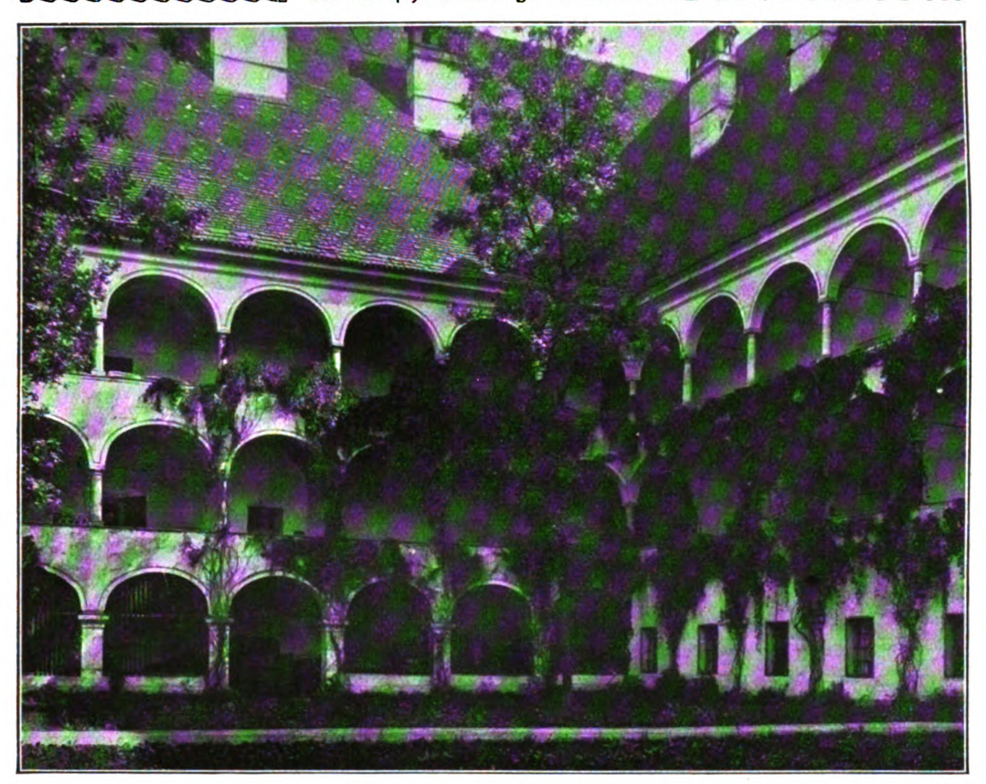


Ruine Solnsberg bei Friesack
Oben links ein gekuppeltes romanisches Fenster

Güter zu Stiftszwecken vermacht und dort die Marienkirche erbaut hatte. Auf diesen Bau wurde zunächst von Bischof Roman die ganz gewaltige hundertsäulige Krypta errichtet. Dreißig Jahre baute man daran, so daß im Jahre 1174 der Leichnam der heiligen Hemma dorthin überführt werden konnte. Das große Ansehen, das diese Heilige bis zum heutigen Tage genießt, macht die Krypta zum Ziele zahlloser Wallfahrer. Namentlich wird Hemma als Schutzpatronin werdender Mütter verehrt. Ein antiker Stein neben ihrem Grabe, auf den sich die Schwangeren zur Erflehung einer glücklichen Geburt niederlassen, ist nicht weniger abgenutzt als der Fuß der Bronzestatue St. Petri in der Peterskirche zu Rom. Geradezu halsbrecherisch mutet eine Sitte an, die noch vor kurzer Zeit bestand. In der dicken Innenwand neben der Krypta befand sich etwa in Brusthöhe ein Loch, durch das sich die abergläubischen schwangeren Frauen zu zwängen pflegten in der merkwürdigen Meinung, durch dies Meisterstück der Turnkunst die Geburt zu erleichtern. Schließlich jedoch blieb eine darin stecken und mußte erst vom Maurer befreit werden. Da wurde dann das Loch endlich zugemauert. Über der Krypta wurde der Dom anfangs des 13. Jahrhunderts vollendet. In der schöngegliederten Halle seiner Westempore, fälschlich Nonnenchor genannt, sehen wir die hervorragendsten Wandmalereien, die uns aus der romanischen Zeit erhalten geblieben sind. Sie bilden das bedeutendste Werk mittelalterlich-romanischer Wandmalerei in den süddeutschen Ländern überhaupt. Ihre Entstehung fällt in das dritte Viertel des 13. Jahrhunderts. Vom Marmorportal des Domes aus erblickt man den feierlichen Innenraum mit dem barockalen Hochaltar des Gurker Bildhauers Hoenell, der trotz seiner Fülle vergoldeter Figuren eine so reine, ruhige Gliederung zeigt, daß wir ihn als ein Meisterwerk eines unter der Nachwirkung der italienischen Renaissance stehenden Barockkünstlers aus dem Jahre 1632 ansprechen müssen. In seiner Gesamtheit ist der Gurker Dom wenn auch das schönste, so doch nicht das einzige überragende Bauwerk romanischen Stiles in Kärnten. Würdig



Chorstuhl von 1464 in der Stadtpfarrkirche zu Villach



Klosterhof in Viktring

ihm zur Seite stehen die Kirche zu Millstatt und die zu St. Paul, deren Portal in seiner Gliederung manche Ähnlichkeit mit dem des Gurker Domes aufweist. Schon im Jahre 1123 verlieh Bischof Hildobald dem Bistum Gurk die Regel des heiligen Augustin. Damals entstand in Gurk die älteste deutsche Dichtung in den österreichischen Alpenländern, die Genesis, die uns in einem Wiener Kodex sowie in einem Sammelband altdeutscher Gedichte aus Millstatt im Archive des Geschichtsvereins für Kärnten in Klagenfurt aufbewahrt wird.

Großartige Baudenkmäler der romanischen Zeit sind uns ferner im Profanbau Kärntens erhalten geblieben. Von stolzen Höhen winken zahlreiche Schlösser und Burgen. Die Ausläufer der Tauern mit ihren Wäldern und freistehenden Bergesspitzen geben diesen Bauten einen malerischen Hintergrund, während die meisten Täler ihnen herrliche Ausblicke eröffnen. Kaum gibt es einen stolzeren Anblick als die Burg Hoch-Osterwitz im Gurktal. Auf einem steil aus dem Tal sich erhebenden Felsen baut sie sich stockwerkartig empor. Schon aus weiter Entfernung fällt sie dem Nahenden ins Auge, bald hinter einem Städtchen auftauchend, bald in einsamer Höhe ragend. Im Abendschein hebt sie sich gleich einer Luftspiegelung, wie aus kühnem Rittertum geboren, von dem leuchtenden Himmel ab. So steil ist der östliche Felsenabsturz des Bergkegels, daß der Volksglaube ihn mit einer Sage umspann: eine schöne Zofe stürzte sich, den Lüsten des Burgherrn entfliehend, in die grause Tiefe hinab, kam jedoch durch ein Wunder unbeschädigt zu Boden. Der Ritter aber zog reuevoll zur Sühne seiner Schuld ins heilige Land. Die Stelle des Berges heißt bis heutigen Tages der „Jungfernsprung“. Den großartigsten Eindruck erwecken indessen die Ruinen der befestigten Schlösser Friesach, die auf drei nebeneinanderliegenden Bergspitzen, dem Geyersberg, Virgilienberg und Petersberg thronten.

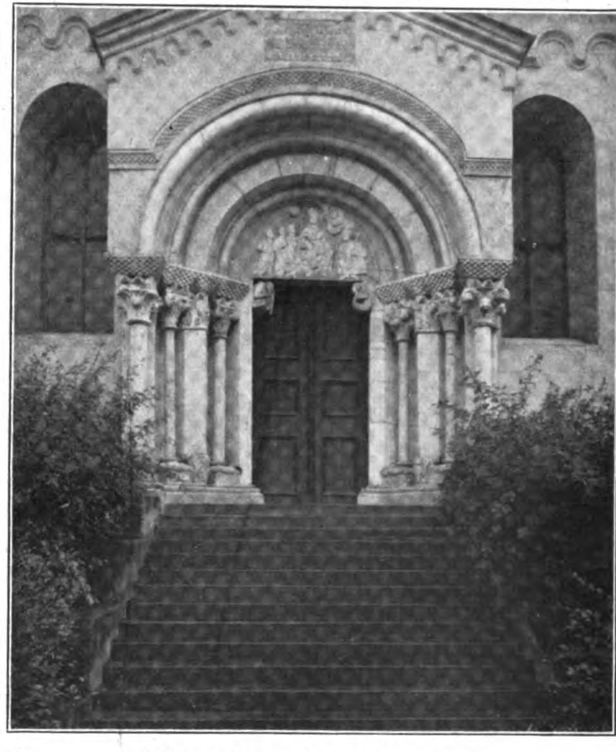
Lieblich Tal mit deinen Matten,
Die der Berge Kranz umschließt,
Sonnig und doch auch voll Schatten,
Lieblich Tal sei mir gegrüßt.

Aber sind das deine Räume
Friedensort von Heiterkeit?
Führen mich nicht bunte Träume
Fort in längst verschwundne Zeit?

Will es doch mich fast entrücken
In des Mittelalters Schoß,
Krönen doch die Bergesspitzen
Ringsum Mauern, Turm und Schloß.

Spähet hinter festen Mauern
Wohl der wilde Rittergeist,
Der auf Beute scheint zu lauern,
Wie das Raubtier hungrig kreist?

Roderich Anschütz



Südportal der Stiftskirche in St. Paul

Das heutige Friesach wurde anfangs des 12. Jahrhunderts gegründet. Erzbischof Konrad schuf jenes System großartiger Stadtbefestigungen vom Virgilienberge bis zum Geyersberge. Im 13. Jahrhundert war Friesach der Zankapfel zwischen dem Malteser- und dem Deutschen Ritterorden. Die Bedeutung der Stadt geht auch daraus hervor, daß König Konrad III. und Kaiser Friedrich Barbarossa in ihren Mauern weilten. Im Jahre 1224 kämpfte Ulrich von Liechtenstein, als König Mai gekleidet, im Turnier zu Friesach zu Ehren seiner Herrin. Trotzig und düster schauen heute die Burgruinen ins Tal hinab, ganz besonders der Donjon (Bergfried) auf dem Petersberg, der sowohl in bezug auf seine Gliederung wie auf seine innere Ausmalung eines der merkwürdigsten Baudenkmäler seiner Art aus dem 12. Jahrhundert bildet. Auch zahlreiche Schlösser, die den Übergang zum Wohnhaus bilden, sind uns in Kärnten aus der romanischen Zeit erhalten geblieben. So Schloß Lavant, sowie vor allem die Reste der Herzogenburg zu St. Veit, hinter deren vornehmer Bogengalerie heute Kleinbürger wohnen.

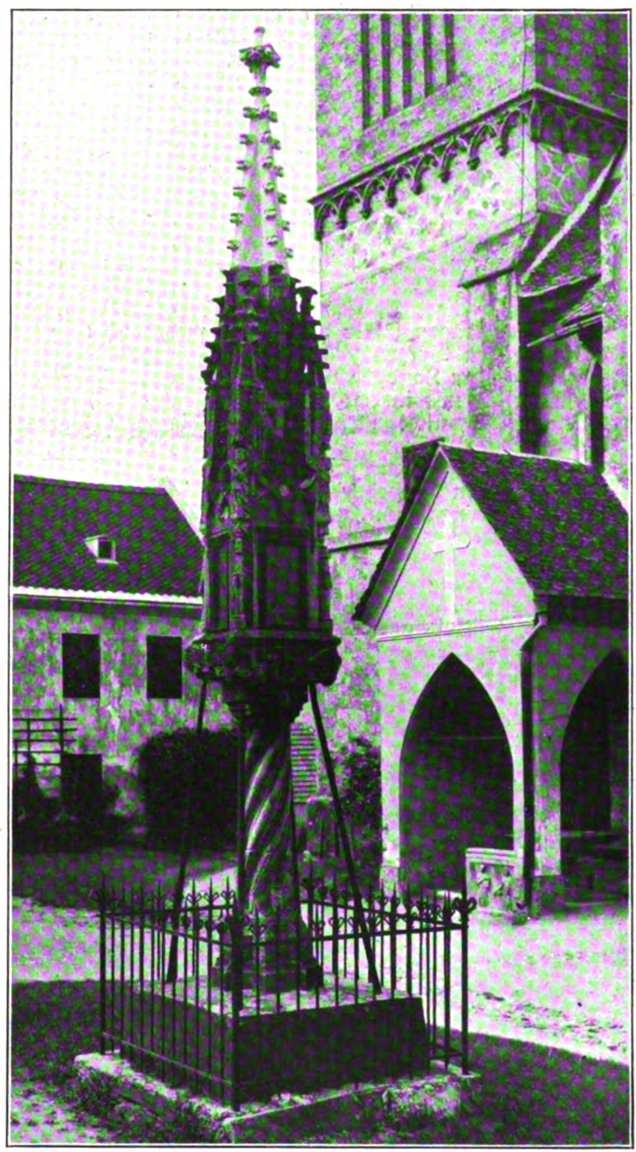
Neben den romanischen Bauten Kärntens sind die gotischen von untergeordneter Bedeutung. Wohl fehlt es nicht an weihe-



Hauptplatz mit Brunnen in St. Veit

voll wirkenden gotischen Kirchen in Villach, Klagenfurt u. a., aber ihr Stil erreicht nicht die Schönheit, wie wir ihn diesseits der Alpen bewundern. Nur vereinzelt finden sich wirklich schöne gotische Stücke wie der Chorstuhl von 1464 in der Stadtpfarrkirche zu Villach. Rein bricht dann wieder der Renaissancestil hindurch wie z. B. in dem Flügelaltar des nördlichen Seitenschiffes im Gurker Dom.

Bis in die neueste Zeit hinein herrscht in Kärnten die ruhige romanische Linie vor, so daß die Kärntner Städtebilder in ihrer Gesamtheit überaus harmonisch wirken. Wer beispielsweise Villach mit seinen großen Straßenzügen, den einfachen geradlinigen Häuserfassaden betritt, glaubt sich leicht in eine italienische Stadt versetzt. Da schließen sich die alten romanisierenden Häuserblöcke mit ihren schweren Bogenstützen den neuen harmonisch an. Nichts von dem Wirrwarr, der Enge und architektonischen Überladenheit gotischer Stadtbilder. Bis in die kleinen Städte zieht sich diese einheitliche Geschlossenheit. Auch dort umgeben wie z. B. in St. Veit große, ruhige Häuserflächen die viereckigen Plätze. Neben der Nachwirkung der alten Überlieferungen wird hierbei auch der Einfluß Italiens entweder unmittelbar oder auf dem Umwege durch Salzburg maßgebend gewesen sein. Bezeichnend ist die Vermischung der flachen romanischen Hausfassade mit dem hohen gotischen Dach und den breiten Schornsteinen, wie wir es u. a. im Klosterhofe von Viktring sehen. Eine wohlige Geborgenheit geht von dieser Architektur aus, die sich bis in das Bauernhaus hinein erstreckt, dessen große, behagliche Räumlichkeiten man vergeblich in Deutschland suchen würde. Daneben kommt eine zweite Bauernhausart, vorwiegend aus Holz, zur Geltung. Sie wird gekennzeichnet durch eine lange Galerie unter überhängendem Dachgiebel.

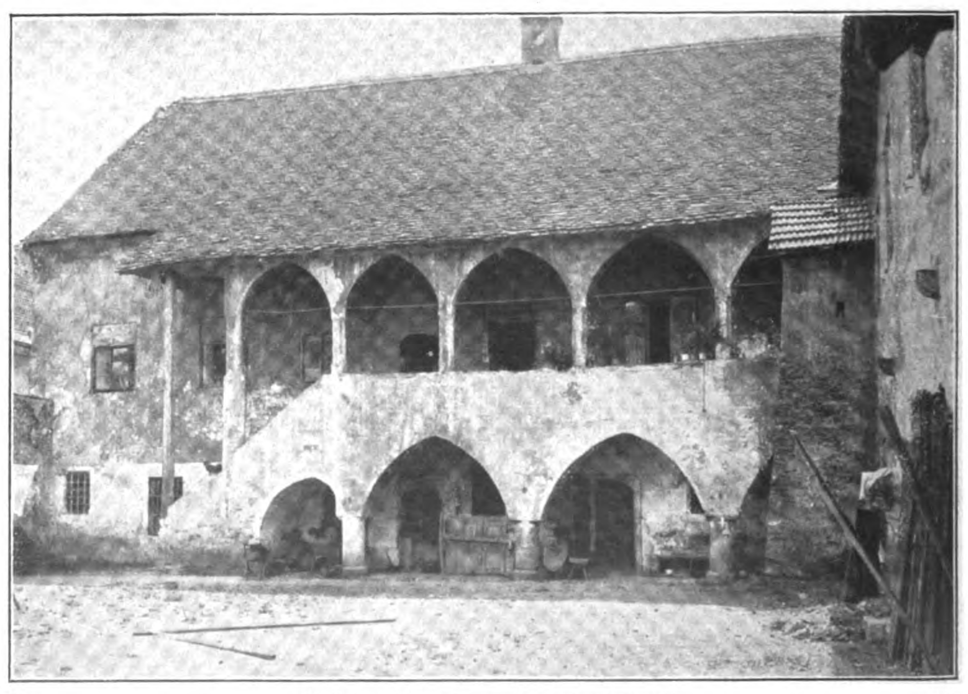


Lichtsäule im Friedhof von Maria Saal

Als ein Übergangsland zum Süden erscheint Kärnten besonders in landschaftlicher und klimatischer Hinsicht, da es einerseits schon jenseits der nördlichen Wasserscheide liegt, während anderseits die Karawanken und Karnischen Alpen das Land gegen die heftigen Entladungen der adriatischen Zone schützen. Die Wissenschaft hat daher Kärnten als „Wetterinsel“ bezeichnet. Milde Luft vereint mit großartigen Naturschönheiten machten es zum Ziel zahlloser Sommerreisenden. Neben den schroffen Gletscherhöhen der Hohen Tauern mit dem Groß-Glockner im Norden sowie den Karnischen Alpen und Karawanken im Süden lächeln weite Täler, durchzogen von reißenden Flüssen, die zur wasserreichen Drau hinabstürzen. Die mitt-

leren Gebirgszüge sind mit alten Waldbeständen bedeckt. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die vielen Seen Kärntens. Da gibt es große Wasserflächen in milder Tiefebene wie den Wörther See, sowie weltabgeschiedene Bergseen wie etwa den Ossiachersee mit seinem tiefblauen, von steilen Bergen eingefaßten Wasserspiegel. Vor allem beginnen bereits die Kalkfelsen der Karawanken südländischen Farbenzauber zu entfalten. Unter ihnen breitet sich das Rosental aus, das die Drau in sanften Windungen durchzieht. Der zarte Silberschimmer, den die Sonnenstrahlen über die von Blumen übersäten Wiesen tragen sowie die großen mit rosig blühenden Buchweizen bedeckten Felder verleihen der Landschaft eine Weichheit und Milde, die uns in den Süden versetzen würde, reckten nicht gleich daneben die stolzen, herben Karawanken ihre steilen, schneeigen Gletscher gen Himmel.

Wer mit den Bewohnern Kärntens in nähere Berührung kommt, wird erstaunt sein über die Sprachgewandtheit und den klangvollen Wortreichtum dieses starken, schlank gewachsenen Menschenschlages. Sogar der einfache Bauer weiß seine Gedanken in wohlgeformten Sätzen auszudrücken. Bereits halberwachsene Mädchen überraschen auf dem Lande durch die Anmut ihrer Bewegungen und ihre liebenswürdige Unterhaltungsgabe. Zweifellos dürfen wir auch hierin eine Mischung zwischen deutschem Gemütsleben und italienischer Ausdruckskulter erblicken, eine Mischung, die sich insbesondere in der Sangesfreudigkeit der Kärntner nicht verkennen läßt. Wie die Italiener so singen auch sie Lust und Leid im Liede aus. Es begleitet sie auf Weg und Steg. Oft hört man Angehörige der verschiedenen sich befehdenden Parteien zusammen Quintett singen. Das Lied, der Stolz der Kärntner, hebt alle Gegensätze auf. Freilich stammt das Kärntner Volkslied von den Bergen, wie schon die Sage berichtet: Eine Bergfee hat es den Menschen in den Tälern gebracht. Das verrät vor allem der kernige, urdeutsche Inhalt dieser Lieder. Aber der ansprechende Melodienreichtum, die Kunst des Vortrages deutet doch nach dem Süden hin. Wie die italienischen Winzerinnnen ohne jede Schulung ihre Kehlen in harmonischem Dreiklang fehlerlos vereinen, so finden sich fünf Kärntner ohne weitere Vorbereitung sogleich im melodischen Quintett zusammen. Die deutsche Vertiefung hat hier eben die südländische Naturanlage vervollkommnen helfen. Der Bewohner der deutschen Südmark verstand es, die Kulturvorzüge seiner südlichen Nachbarn in deutsche Innerlichkeit umzusetzen und daraus neue Werte zu schaffen. So ist Kärnten trotz aller Mischungen ein deutsches Land. Der Reichsdeutsche ist sich viel zu wenig bewußt, daß dort unten im Süden unser Volkstum im Grenzkampf und auf der Grenzwacht steht. Der slavische Ausbreitungswille läuft hier ebenso Sturm gegen das Deutschtum wie in unseren Ostmarken, und oft vermissen die Kärntner den stärkenden Widerhall ihrer deutschen Empfindungen bei ihren Blutsbrüdern im Reich.



Reste der alten Herzogsburg in St. Veit

Das alte Geschlecht
Novelle von Julius Ruprecht v. Löwenfeld

„Also ist das Gesetz des Herrn dem Monden gleich, der da scheinet, aber die Finsternis bleibet dennoch, der da leuchtet, aber es gibet nicht Wärme. Durch das Gesetz vermögst du nicht selig zu werden, sintemalen es dir des Fleisches und deiner Gelüsten Bosheit wohl aufdecket, da es spricht: ‚Du sollst‘ — oder ‚Du sollst nicht‘, und du kannst dennoch nicht danach tun. Du sollst keusch sein, aber es brennet dir im Leibe; du sollst dich mäßiglich halten, aber du saufest dich voll; du sollst dein Zungen dämpfen, aber Satanas läßt dein Afterreden und Klatschbaserei als eine bittere Schmutzquellen springen. Du vermögst es nicht von dir, Christ, du vermögst es nicht, durch eigen Ehrbarkeit selig zu werden, sondern stampfest und stoßest dich weiter hinein in dein Verdammnis als eine Mähre, so in den Sumpf geraten. Aber größer denn ein Cherub stehet des Gesetzes: ‚Du sollst‘ vor dir und strafet dein Tun vor dir selbsten bis in Mark und Bein. Verfluchet, verfluchet bist du also, Mensche, und der feurige Pfuhl der Höllen voller Schrecknis und Heulen wartet dein, gehet dir nicht der helle Morgensterne auf, der all Finsternis scheuchet. Gelobt seist du, o Christe!“

Während Ehrn Pistorius von der Kanzel mit solcher Rede des Gesetzesmenschen Elend schilderte, saß die Gemeinde in sich versunken und lautlos auf den harten Bänken. Nicht nur die zwei klugen Augen über Talar und Halskrause visitierten bei der Predigt männiglich in der gut übersehbaren Kapelle und gingen dabei vom Taufstein an der Pforte bis zum Altar und dann wiederum die Breite entlang, sondern von dorten, wo die Hochgräfin-Witwe neben ihrem Sohne in dem umfensterten Herrenstuhle saß, wanderte ebenfalls ein graues, scharfes Augenpaar durch das Kirchenschiff, und dieses zweite fürchtete das Schloßgesinde um vieles mehr. Ehrn Pistorius war bei aller Wachsamkeit doch immer ein rechter Bote des Evangelii. Wenn er auch der äffischen Trine Hoffer, die um den Pförtnerssohn Aurelius Klops selbst im Gottestempel ihr liebäugelndes Getue fortsetzte, durch eine barmherzige Ohrfeige nach dem Gottesdienste ein Lichtlein aufgesteckt hatte, so war er doch zumeist väterlich gütig und mahnte nur unter vier Augen. Über eines verhutzelten alten Weibleins bescheidenen Kirchenschlummer hatte er das lächelnde Wort gesagt, daß der Herr es den Seinen wohl auch schlafend gäbe. Anders Hochgräfin Sophie! Sie war wie das Gesetz und strafte ohn' Erbarmen, bald mit harter, treffsicherer Hand, bald mit Fasten, Entziehung und häßlichen Schikanen. Der Reitknecht Peter Schwenninger freilich hatte sich eine neue Art zurechtgelegt, daß er in der Kirche schlafen könnte, ohne jenen grauen, scharfen Spähern aufzufallen, und er tat's nun gerade ihnen zum Trotze, um nachher in der Gesindestube laut zu prahlen. — Aber dort wartete das Verhängnis hinter der Türe, und während er die Bewunderung der anderen einheimste, kam es durch die Tür geschlichen — eine weiße Haube — eine magere Hand — klatsch, klatsch, klatsch, immer auf die linke Backe. Wie diese brannte, wurde jeder sofort gewahr.

So saß die kleine Gemeinde und lauschte. Eigentlich war es gar nicht sehr schwer zuzuhören, weil Ehrn Pistorius meistens gar lebendig predigte und auch seine Wiederholungen den vielen Gedankenlosen nur zum Segen sein konnten. Ein fröhliches Sonnenstrählchen tanzte ihm heute über den Schädel, auf dem noch einige standhafte Silberlocken ausharrten, ob sie wohl oft gezaust wurden, wenn er vor seinem nußbraunen Tische an der Predigt arbeitete und die nicht recht in Fluß kommen wollte. Dieses Sonnenstrählchen hatte der Hochgraf Friedrich ins Auge gefaßt und, statt des Gesetzes Schrecken zu fühlen, sich lächelnd an dem lieben Alten erfreut, wie er so ehrlich zeugend auf der Kanzel stand. — Da traf ihn der Mutter strafender Blick, und er schaute mißmutig zu Boden. Aber gleichsam zum Trotze, wie Peter Schwenninger, paßte der regierende Herr ohngeachtet solcher Kontrolle nicht auf. Die Gedanken spazierten dem Siebenunddreißigjährigen davon, und plötzlich glitt wieder ein leises Lächeln um seine Mundwinkel. Er sah die Frau Mutter verstohlen von der Seite an, er sah, wie ihre Hände heimlich unter dem Tuche arbeiteten — der Daumen ging bei der Linken hoch, und die Rechte berührte ihn, dann der Zeigefinger — sie rechnete. Während sie Kirchenvisitation abhielt, zählte und rechnete sie. Der Hochgraf nickte unmerklich mit dem Kopfe. Das feine Lächeln blieb, aber leise Wehmut hatte es etwas verändert; er wußte, worum sie sich quälte.

Mit hundertundvierzig Pferden war vor-

gestern der sächsische Kurprinz aus den Toren Frauensteins geritten, nachdem er auf seiner Rückkehr von Frankfurt des befreundeten Hochgrafen Gast gewesen. Zweihundertundsiebenundvierzig Pfund Rindfleisch, das Pfund zu neun Pfennigen, und einundeinhalbes Kalb hatten sie allein beim Gesinde konsumieret — vierzehn Hühner, je zu 15 Pfennigen, fünf Kapaune je zu 5 Groschen, und zween Hasen, je zu 5 1/2 Groschen bei der Herrschaft ohne die Schmerlen und Hechte, so man nebenbei verzehret. Item vier Eimer Wein für die Lausbuben vom Troß; aber ganze vierzig Maß des köstlichsten Fasses in dem sowieso ziemlich leeren Keller mußte man dem dicken Prinzen und seinem durstigen Gefolge opfern, worauf sie denn in vergnügtester Laune etliche Pokale und Gläser zerschmetterten und am nächsten Morgen müden Angesichtes, aber des Dankes und Lobes voll sich auf ihre Rößlein schwangen, die zum Glück nur Wasser gesoffen hatten. O, du arme Mutter Sophie, Patronin aller Fasten, Wachthund vor Keller, Speisegelaß und Geldtruhe — o du gefürstete Grafschaft Frauenstein, Akademie der Pfennigfuchser und stolze Kanzlei der vergoldeten Armut und Not!

Die Hochgräfin seufzte; ihr Sohn seufzte mit. Sie sahen sich als zwei Wissende an, aber das Wissen einte sie nicht, da der siebenunddreißigjährige, noch immer unbeweibte Sohn nach der Mutter Meinung den schlaffen Seckel auch nur entleerte, statt ihn zu füllen. Strafend und streng trafen die grauen Augen den Hochgrafen. Der Riese hätte die kleine, alte Frau in seine Tasche stecken können, falls nicht ihre spitze, magere Hakennase etwelche Schwierigkeiten dabei bereitet haben würde. Aber er starrte wieder den Prädikanten an, der als Dritter im Bunde wohl einige Sekunden lang mit seinen Blicken an dem stummen Spiel im Glaskasten teilgenommen hatte. Nach einigem Grollen wider die arglistigen Jesuiter und Teufelsknechte des hispanischen Ignaz erstieg die Predigt den Gipfel, schrittelte des wenigen darauf hin und nahm mit einem festen, tapferen Amen ihr Ende.

Beim Schlußliede sang der kräftige Baß des Grafen Friedrich sehr vernehmlich. Es war immer des Hofpredigers helle Freude, wenn da im herrschaftlichen Stuhle alle Register gezogen wurden. Das Gesinde richtete sich danach; die Jägerburschen in grüner Livrei dröhnten und schmetterten mit darein — sogar die drei Geheimen Räte strengten die lecken Blasebälge ihrer zusammengesunkenen Brust an, und das Frauenzimmer schalmeite inbrünstig und wohlgefällig. Selbst die gräfliche Wittib milderte ihre strengen Züge und blickte mit verstohlenem Stolze zu ihrem Friedrich hin, als würde sie erst jetzt gewahr, welch Hüne aus dem Kindlein ihres Schoßes geworden. Wenn er doch nur sparen, seines Hauses und Ranges Erfordernisse besser erfassen, vor allem aber, wenn er ehelichen wollte, damit das hochgräfliche Geschlecht, so Jahrhunderte hindurch stolz geblüht, nicht dürftiglich und klanglos ausstürbe und seine Berggaue lachenden Erben anheimfielen. Der Fritz war ein Kind, trotz seinen siebenunddreißig Jahren — nur ein Kind! Er ging auf die Pirsch, statt in die Kanzlei, statt auf die Freite. Aber die Else! Mit dem Gedanken an die Else steuerten ihre sorgenvollen Bedenken in den ruhigen Port, gerade als Ehrn Pistorius den Schlußsegen sprach, und wie selbige glücklich in den Hafen eingelaufen, verhieß sie im stillen ihrem Herrgott, das nächste Mal im Gotteshause besser aufzumerken. Fast ein wenig weich war die alte Gräfin geworden.

⌘ ⌘ ⌘

Nicht ohne Erstaunen hörte der Hochgraf des nächsten Tages, daß seine tatkräftige Frau Mutter Nichte Else, die vierte Orgelpfeife aus der Töchterschar seiner verstorbenen Base, nach Schloß Frauenstein eingeladen habe.

„Du wirst wohl nichts einzuwenden haben, Friedrich!“ sagte sie mit jener sattsam bekannten, ausschließenden Armbewegung, als der Bote bereits lange auf dem Landwege davontrabte. Ganz wider Erwarten ließ der regierende Herr immerhin eine Antwort, wenn auch keinen Einspruch vernehmen. „Nein, verehrte Frau Mutter — wie stets Euer gehorsamster Knecht! Es ist zudem Zeit, die gute blonde Else unter die Haube zu bringen, und ich will einmal ganz seriös darob mit ihr reden. Gehabt Euch wohl, liebe Frau Mutter!“

„Du sollst mit ihr reden.“ Die Hochgräfin-Witwe sprach selbige fünf Worte fast tonlos, so sehr machte ihr des Sohnes unerwartete Antwort zu schaffen; verdutzt blickte sie dem Fortschreitenden nach, der unter lustigem Pfeifen — wie oft mußte man's Friedrich sagen, daß sich derlei Troßbubengepfeife für ihn nicht schicke! — um die Ecke bog. War sie etwa der Feldherr, der den bösen Feind ganz unvorschriftsmäßig vom Osten statt vom Westen anmarschieren und durch solch völlig unmilitärisches Haselantentum seine besten Mesüren gefährdet siehet?

Am Sonntagabend hatte Gräfin Sophie das Asthma solche Pein bereitet, daß sie anfangs Ehrn Pistorius holen lassen wollte, ihr vor dem Abscheiden das Nachtmahl zu

reichen — sie war marschfertig, die tapfere kleine Frau —; alsdann wurde es wieder etwas besser, und ihre Hand ließ doch die geflochtene Klingelschnur fahren. Ihr Sinn verweltlichte wieder ein weniges und dachte den Ehestiftungsplan mit der achtzehnjährigen Else weiter aus. Es würde gewißlich gar keine reiche Heirat werden, wie sie solche an sich wohl wünschte, aber diese Projekta waren ja auch stets gescheitert. Da man dem zwölfjährigen Friedrich eine dreijährige, pfälzische Prinzessin anverlobte, hatte die Braut den Unstern, bald an der argen Pestilenz zu sterben. Hiernach waren Kursachsen und Brandenburg immer störendere Ränkespinner geworden, weil eines der beiden die gefürstete Hochgrafschaft bei Friedrichs Kinderlosigkeit erben mußte, und Friedrich — hm — ja — er machte sich darob auch keine Kopfschmerzen. Aber die Else! Diese Ehe würde gewiß Erben schaffen — Erben — Kinder — Kinder. — — Viele Kinder? — — Fast wurde es der asthmatischen, alten Dame angst. Das Paar war so gesund, so unbesonnen lebensfroh! Sie sah im Geiste die Sprößlinge gleich Pilzen aus der Erde schießen. Zwillinge, liebwerte Frau Mutter! Zwillinge, stämmig und kreuzgesund! O weh! Dann wieder ein kleiner Hochgraf hier, eine krähende Hochgräfin dort, und alle Jahr . . . Die Gräfin-Witwe schloß erschöpft die Augen.

„Apage Satanas!" Gebildetes Latein mochte Beelzebub nicht, der sie nur heimsuchte, weil ihm ihre treue haushälterische Sorge um das verarmte Geschlecht solch ein Dorn im Auge war. Sie machte drei Krenze, und der Spuk entschwand. Nicht lange. Zugleich mit der Atemnot in der morschen Brust bedrängten neue Beängstigungen die Schlaflose. Friedrich und Else waren miteinander versippt, sofern Hochgraf Ernst Confessor sein Großvater und ihr Urgroßvater gewesen. Zwei Kindlein hatte der Tapfere gezeuget. Das eine hieß Friedrich und wurde — Gott hab' ihn selig! — ihr, Sophies Gatte, ein braver Mann, in seiner Jugend zwar so etwas wie ein Schwelger, der viel vertat und verpfändete, dafür aber hernach als Gatte seinem Weibe um so gehorsamer, zumal wenn sie etwas recht eindringlich von ihm verlangte. Er ängstigte sich wohl, sobald ihre Worte ein wenig schriller wurden — er ähnelte manchmalen dem Sohne Friedrich, dem sie jetzo das Glück der heiligen Ehe bereiten wollte. Ja — und des hochseligen Grafen Ernst zweites Kind war Ernestine, Burkhards von Hohensteins wackeres Ehegespons und der blonden Else Großmutter. Also Blutsverwandtschaft! Man unkte, daß solche manchmalen den Kindersegen verkümmere oder gar verhindere. Und dann? Der alte Stamm der Hochgrafen ohne Frucht und Schößling? Nein, nein, die beiden sahen nicht aus, als ob ihnen Leibeserben mangeln könnten, und der Herrgott im Himmel würde solches gewißlich auch nicht zulassen. Nein. „Apage Satanas!" Sie dräute siegesgewiß in die Nacht.

Unter erquicklichen Träumen einer schönen und nicht zu kostspieligen Hochzeitsfeier war die verwitwete Hochgräfin Sophie, in ihrem Bette mehr sitzend als liegend, endlich eingeschlummert, da die heisere und gleichfalls etwas asthmatische Uhr von dem Turm der Schloßkapellen die dritte Morgenstunde anzeigte. —

Der gefürstete Hochgraf war nach der Ankündigung seiner Mutter durch den Schloßgarten geschritten, pfeifend, trällernd und endlich seufzend, um den Junker Jakob von Ölppen zu suchen, den einzig Jüngeren im kleinen Hofstaate. Ihm unterstanden Forst und Weidwerk und jene drei mageren Güter, die man noch nicht vermarketendiert hatte, und er pflegte dies saure Amt des Vormittags damit zu beginnen, daß er gemächlich die Fischreusen abging und alsdann die Angelschnur warf. So hockte er auch heute, die runden Beinchen angewinkelt, und sah beschaulich auf die blänkernde, stille Fläche, bis ihn Friedrich anrief: „Bleib Er sitzen, Jaköbke!"

„Wenn es Euer Gnaden durchaus befehlen," sprach Ölppen und legte beschwörend die dicke Linke auf den breiten Brustkasten. Er hatte übrigens seinen Herrn ganz gut kommen hören.

„Jaköbke," meinte der Hochgraf, „Er ist faul — wiederum faul, wie ich sehe!"

Zwei listige Äuglein suchten in des Klägers Mienen zu lesen und schauten dann befriedigt wieder nach der Stelle, da die Schnur im Wasser hing. „Unter sotanen Umständen nicht ganz so tätig als sonsten. Der Wald wächset zu etlichen Zeiten von selber; Hirsch nebst Gemahlin pflegen jetzo der wohlverdieneten Ruhe, und was unsere drei Herrengüter betrifft, sind die Lassiiten und Bauern in Bängnis, daß Jakob von Ölppen stündlich hinter jedem Schlehdorn aufpaßt. Ich habe erst gestern zwei Faulenzern die Hucke vollgedreschet, daß ihr Wehgeschrei die gesamte Hochgrafschaft erfüllte."

„Am heiligen Sonntag? Pfui, Jaköbke!"

„Richtig. Es war aber ehegestern — bitte um Absolution, gnädiger Herr. Ach, ach, daß ihr nicht anbeißen wollt — ich meine nämlich die Fisch. Selbst die vernunftlose Kreatur in diesem gottverlassenen Gau" — fuhr der Junker fort, und seine weltschmerz-

lerische Miene des Elendsphilosophen suchte mit dem Klagegetöne der Worte Schritt zu halten, „selbst sie versinket hier in Lethes verlorene Trägheit. Schaut doch nur dieses traurige Gras an, so bläulich-gräulich angelaufen — diese dumme Wasserjungfer in ihrem matten Gedrösel, Euer Gnaden, welche sind ein exemplum naturæ, daß ringsumher die ganze liebe, alte Welt verstocket, verfilzet und endlich Stumpfsinns halben sterben geht. O Pest und saure Bohnen!"

„Jaköbke, du hast gestern in der Kirche gefehlt," rügte der andere gänzlich ungerührt weiter.

„Ach, ach! Ehrn Pistorius, dieser vermaledeite Schloßpfaff, hat mir davon bereits die Levitika gelesen, bis ich mein Habit rückwärts hochklappte und sub specie posterioris erklärte: Der Herrgott habe Ruten genug wachsen lassen, er möge lieber die verdienete Pön sogleich erteilen. Er ließ es jedoch beim symbolischen Anlauf bewenden, gestrenger Herr, und damit bin ich absolvieret, falls nicht etwa Euer Gnaden liebe Frau Mutter . . ."

„Ja, meine Mutter," sprach der Hochgraf mit Nachdruck und seufzte laut.

„Ja, die Frau Mutter, wie ich denn Ehrn Pistorio schon mehrmalen als verbum biblicum den Text empfohlen, nach dem unser Herrgott zum ersten den Mann, danach erst die Männin, das Weib geschaffen habe. Er aber forcht sich und wollte nicht anbeißen, just wie heuer die Fisch. — Doch halt, hie ist einer!"

Ein dicker Hecht wurde ans Ufer geschnellt und unter Viktoriaruf ins Tragnetz getan, worauf Jakob von Ölpen seine Angelrute schulterte und gemütlich erklärte: „Wenn Euer Gnaden nicht Gegenbefehl geben, will ich jetzt heim, mich auf das wiehernde Roß werfen und meinen vielen Pflichten nachjagen, als wie Horatius Flaccus spricht: Post equitem sedet atra cura, oder verdolmetscht: das dräuende Offizium stachelt mich von hinten."

„Bleib Er sitzen, Jaköbke! Er macht mir doch nichts vor — Er ist nur durstig und möchte daheim pokulieren. Jaköbke, wir sind Jugendgenossen — du bist ja faul und zwar schandbar faul, aber immerhin hast du doch ein Herz und lachende Augen. — Schweig! Ich will reden und zwar vernünftig mit dir reden, Jaköbke, so schwer es dir auch fällt, dabei aufzumerken."

„Vernünftig — in Frauenstein? Ach Fritze! Vernünftig?" Der Junker fiel stöhnend und doch bewußt aus seiner Devotionsrolle, ohne daß der Hochgraf ihn drob schalt. Er konnte hierin sonst sehr deutlich werden.

„Meinethalben mag ich heute, aber nur heute, Jaköbke, wieder der Fritze sein," fuhr der regierende Herr leutselig fort. „Vielleicht wird das Gerede dadurch freier und franker. Nun höre, was ich dir sagen möchte, als man einen Freund anhört, der nicht allotria und gaudia, sondern Ernst in dem Herzen hat. Ergo, ich beginne. Du weißt, daß meine Frau Mutter das ganze Regiment im Jammertal dieser Grafschaft besitzt, wie es bei meinem Herrn Vater — Gott hab' ihn selig!" — hierbei lüftete der Hochgraf pietätvoll den Hut, und Jaköbke tat mit verstohlenem Grinsen das gleiche — „. . . ja auch das Gewöhnliche gewesen. Sie hat nun ihr Regiment sine gloria, aber mit Ehren schon durch den großen Krieg geführt, seit seinem zweiten Dezennium. Sie ist nicht ausgeflüchtet als der George Wilhelm von Brandenburg, obschon der Mansfeld wie der Tilly den Schreck ins Land getragen hatten, und justamente am Tage der Viktoria von Breitenfeld bin ich geboren. Respekt vor meiner liebwerten Frau Mutter!"

Der hohe Herr fuhr mit dem Handrücken wider die Stirn, eine Schnaken abzustreichen, was Jaköbke, mißverstehend, als Introitus zu einem neuen Hutlüften nahm. Er kraute aber eilfertig den Scheitel, als Friedrich ihn darum mißtrauisch anschaute. „Die Schnaken, die Schnaken, Fritze," entschuldigte er sich und schob den Hut zurück.

„Na ja, die Schnaken. Aber hör' nun zu! Ich habe oft genug wider die Frau Mutter mit kleinem Grimmen gescholten, wie's auch weiland der Herr Vater noch auf seinem letzten Lager gemacht, sobald sie nur aus der Türen gewesen ist, und ich repetier' es doch, als wie er es auch getan hat: Das Regimente meiner Frau Mutter ist eine harte Nuß und kein Paradiesapfel, aber auch nicht faulig, sondern klein, sine gloria, sparsam."

„Sehr sparsam — zu sparsam."

„Geb's zu, aber — Respekt! Der Nußkern war immerdar gut. Nur hat ihr Spürsinn ein Faktum völlig verkannt. Sie hat mir, ihrem Sohne, als ein schlechter Magister meine Lektion ganz verleidet. Ich sollt' immer springen wie sie, kargen, sparen und Aufpasser sein. Das war nicht gut. Ich mocht' nicht ein halbes Quentlein Regiment, mocht' auch das ganze Jammergeblase mit Sparen und Hungern nicht, mocht' nicht das Schuldenkreuz, so kein groß Wollen und frei Wirken gedeihen läßt. Soll ich vielleicht jedwedem alten Gaul, der schon von selbst schindangerwärts wanken will, doch lieber ein gut Wort geben, ob er es nicht nochmalen mit dem Leben probieren möchte, weil es daheim zu einem neuen Pferd beim Roßkamm nicht mehr langt? Nein, nein, nein!"

Hochgraf Friedrich war vor Erregung aufgesprungen; er setzte sich aber dann seufzend wieder neben den Junker, der sehr verständnisvoll nickte und auch einen tiefen, sympathischen Seufzer tat.

„Sieh, Jaköbke — ich sag' dir's im Vertrauen. Da lag der Has' im Pfeffer. Ich schon' mich nimmermehr; es war gewißlich nicht recht von mir; denn wem Gott ein officium gibt, der muß sich auch durch Gestrüpp und Dornengerank hindurchzwängen. Aber da nun meine Frau Mutter und das ganze Hochgrafentum so gewesen, vermochte ich es nicht. Im Walde war ich frei, zu Roß war ich frei, wenn ich die Lauten schlug, klang's mir froh vom Munde. Ergo: Ich ließ sie schalten, hab' daheim nicht Einspruch noch Gegenakte getan und bin so ein Weidmann, doch kein Regente worden. Der Ehe aber ging ich aus dem Wege, auf daß ich nicht doch noch einmal ins Joch käme."

„Recht gehandelt, brav gehandelt, Fritze. Ich lob's."

Stirnrunzelnd schaute der Hochgraf seinem behäbigen, vergnügten Beichtvater in die lachenden Augen. Der bemerkte es und legte flugs das Segel um, den Wind wieder einzufangen. „Ich kann das alles wohl fassen, Fritze. Bin nicht auf den Kopf gefallen und auch kein läppischer Kirchweihfiedler ohne Nachdenklichkeit über unser armes Leben. Kram' nur aus, kram' nur ruhig aus und laß mich dann meine schlichte exhortatio machen, so du sie hören magst. Erst du — dann vielleicht ich — alles secundum ordinem."

„Hm," brummte der Regent, „also faß es, Jaköbke, wie du es fassen magst, und sprich danach zu mir, doch nie darüber zu dem andern Gelichter. Hand hierauf, Jaköbke!"

„So wahr ich Jakob von Olppen heiße!" Und des Junkers Schwurfinger stiegen kerzengerad empor, daß der Hochgraf lachen mußte.

„Es sei, ich fahre fort. Wir standen in puncto Ehe. Das bleibt ein ernsthaft caput vitæ, Jaköbke, ob ich mir schon aus Dirnen und Mägdlein niemalen viel gemacht habe."

„Oho — mit Vergunst — ist das auch die ganze Beicht'?" Jaköbke fühlte, daß er zu dreist gewesen — es war ihm so geschwind entflohen. Als er aber den klaren, reinen Blick des Hochgrafen unverwandt auf sich gerichtet sah, schrak er erst wirklich in sich zusammen und verstummte völlig.

„Ja, das ist die ganze ehrliche Beichte, wenn wir es einmal Beichte nennen wollen. Dorten im See wachsen nicht nur Wasserrosen, auch schlabbrig, glibbrig Schmutzkraut. Ich weiß wohl, und dein Leben mag kein' Wasserrosen gewesen sein."

„Gewiß nicht, o nein," sprach der Junker ohne Zögern.

„Ich bin niemalen als Mann, Gott sei's gedankt, in eines Weibes Arm gelegen. Mein Gewissen ist frei in rebus eroticis. Der Wald mag mich bewahrt haben oder gar mein Schutzengel, aber ein Mann kann auch ohne Lotterbett Mann sein. Wer's bezweifelt, dem will ich meine Faust zu kosten geben; danach wird er einen anderen Beweis nicht weiter begehren."

„Mit Verlaub," warf der Dicke etwas schüchtern ein, „ich glaube, daß wir jetzt einen Seitenweg eingeschlagen haben."

„Du bist selbst schuld daran, dummes Jaköbke," sagt der Hochgraf in gutmütiger Überlegenheit. „Ergo, ich mag nicht gern ans Ehelichen denken. Aber das hochgräfliche Haus droht auszusterben, so ich nicht Kinder bekomme, und die Pflicht gegen Geschlecht und Land hält mich jetzo in ihren Klammern, ohne mich loszulassen. Das ist's. Und um nun die langen Präambeln zu meiden: Die Frau Mutter lud mir heute meine Nichte Else von Hohenstein auf den Hals, die Materie zu beschleunigen, da sie sich selbst abgängig fühlt. Unser Herrgott erhalte sie! Es kann einmal geschwind mit ihr aus sein; denn Freund Hein ist der einzige, den sie nicht unter den Pantoffel kriegt."

Der dicke Junker riß die wasserhellen Augen weit auf. „Summa: Du willst also die wohledle Gräfin Else von Hohenstein freien? O jerum — mit Vergunst. Sie ist ganz arm. Du wirst jenes besagte und betagte Roß noch zum zweiten Male ersuchen müssen, den Erlösungsweg zum Schinder aufzuschieben, Fritze, weil's noch immer für kein neues Pferd reicht, und ich — ich — werde bei meiner biedern, alten Kuh in die Schule gehen, damit ich das Wiederkäuen lerne und mit dem halben Gehalt ausreiche. Fritze — Fritze — muß das sein? Muß das wirklich sein?"

„Alles secundum ordinem, sprach vorhin deine Weisheit, Jaköbke. Nun rede du! Item — nicht daß ich mich irgend verschwöre, deinen Rat zu befolgen. Nein, Jaköbke, aber hören will ich denselbigen."

Der Junker strich sich nachdenklich das Doppelkinn, dann erhob er sich gravitätisch. „Ich rede und rate: heirate nicht, bleib unbeweibt bis an dein Lebensende, und so die Hochgrafschaft an die Erben fällt, ob Sachsen oder Brandenburg — fames ex est! Der Hungerteufel, der hier doch nichts gedeihen lässet, hat damit sein Ende gefunden. — Deine Vasallen und deine Eigenen werden es dir nur danken, Fritze; das Land ist ja zu klein,

die Last zu groß. Ob Wettin oder Zollern, sie schaffen beide mehr als eure honeste Eigenbrötelei, um es einmal von der Leber frei weg zu sagen. Hut ab vor deinem kreuzbraven Geschlechte, Respekt!“ Diesmal zog Jaköbke wirklich artig sein Jägerhütlein. „Stirbt es aus, ist's trotzdem keine Schande; sind doch noch viel berühmtere und größere denn die Frauensteiner Hochgrafen den Todesweg gegangen, als per exemplum die Staufen oder des großen Carolus Familia. Auch die älteste Eichen treibt einmal in einem Lenze keinen Sproß, keinen Ast mehr.“

Und plötzlich — nach kurzem silentium schlug sich Jaköbke die feisten Schenkel, daß es nur so klatschte. „Horch, Fritze. Tut einmal die gestrenge Frau Mutter die Augen zu, dann leben — dann leben wir auf! Wir sterben aus, wozu denn noch knausern? Wettin muß ja zahlen, Brandenburg muß blechen. Wir sterben aus. Goldgülden regnet es zum Feste. Wer kann es dir nach den magern Griesgrämetagen denn mißgönnen? Wir sterben aus. — Laß mich nur machen, optime Fritze! So wahr ich Jakob von Ölppen getauft bin, sie müssen blutig zahlen, wenn ich den einen mit dem andern Nebenbuhler schüre. Gelbgrüne Galle spucken sie zwar sicherlich, aber der Neid, der giftige Neid läßt sie freigebig sein, um nur einander auszustechen. Und Kautelen, daß dir niemand zu Lebzeiten in die Lande kommt, werde ich aufrichten, hoch wie einen Münsterturm, falls du wirklich bindend versprichst, auf jegliche Ehe zu verzichten. Aurora schirrt dann den Wagen sogar über unsere Düsternis hier, und alle Nachtfröste des Jammers haben ein End' — ein End'. Juchhe!“

Der Junker von Ölppen warf sich selig ins Gras und schnalzte schon vorschmeckend mit der Zunge, während der Hochgraf ihm verwundert zuschaute. Etwas wie Herrenstolz reckte sich nun doch in ihm auf — er richtete sich empor in seiner ganzen riesigen Gestalt und sprach mit fürstlicher Ruhe: „Es war mir gut, daß ich mich einmal frei geredet habe, Jaköbke. Die eigenen reflexiones klären sich dabei. Es war mir auch ergötzlich, Seine lachende, zappelnde Weisheit zu vernehmen, das Körnlein fester Wahrheit in eines Jaköbke von Ölppen lustigen Sprüchen. Genug! Schwing' Er sich nun auf Sein Roß, Junker, um nach Wald und Acker zu schauen und den Wilderern das üble Handwerk zu legen.“

Gemessen schritten diese Worte dahin; dann aber guckte doch die alte Herzlichkeit nochmals grüßend zum Oberstübchen hinaus: „Nichts für ungut, Jaköbke! Du bist doch besser als jene eingerostete Eulenweisheit der drei überjährigen Räte meiner Frau Mutter. Bleib gesund!“

Etwas verkniffen sah der Junker anfangs der hohen Gestalt nach, wie sie weiter ging — dann erblickte er wieder die Angelrute und den prächtigen Hecht, und seine Mienen hellten sich merklich auf. „Vielleicht ist mir doch noch ein edlerer Fisch an den Köder gegangen als dieser bissige Seeräuber da, und dein Rat deucht mir auch gut, wirklich recht gut, bester Jakob von Ölppen; denn wir müssen einfach aussterben!“

⁂ ⁂ ⁂

Den alten Efeu, der sich zu dicht und zu weitgreifend an einer Mauer festgekrallt hat, kannst du wohl herunterreißen — aber wenn du dir nicht noch eine dreifache Beschwer mit dem allersorgfältigsten Abschaben schaffen möchtest, läßt der alte Herr seine deutlichen Spuren zurück. Hofchirurgus Moosmeier stellte diese gelehrte Observation beim eigenen Hause an, und sie war — mirabile dictu — sogar richtig. Die trockenen, braunen Wurzelfüßchen, die festgesogenen, krausen, oft fast gezieferähnlichen Fasern hafteten zäh noch weiter am Gestein.

So hatte der Hochgraf Jaköbkes Versucherrede zwar im ganzen bald abgestreift, aber eben nur im ganzen. Er ging in die Schloßkapelle, in der der glorreiche Hochgraf Ernestus Confessor mit gefalteten Händen, den Helm neben sich, auf seinem Steinsarge kniete und ihm gegenüber, beinahe mehr einem Mägdlein als einer Eheliebsten ähnlich, seine zarte Gattin Hedwig aus dem nassauischen Hause. Gar schön gemeißelt stand das Frauensteiner Wappen auf der Platte. Das fromme Paar betete andächtig noch im Steine fort, wie es im Leben gebetet, und betete sicherlich auch für des alten, ehrwürdigen Geschlechtes und seiner Untertanen zeitlich und ewiglich Wohl. Graf Friedrich stand fast beklommen daneben. Wie er den tapferen Großvater betrachtete, kam er sich recht erbärmlich vor und seufzte so laut, daß Pistorius, der nach einem Zettel in der dunkeln, gewölbten Sakristei gesucht hatte, in die Kirche trat.

„Es ist keine superbia, sondern dankbarer Stolz, Euer Gnaden, so man seiner Väter gedenkt,“ sprach der Hofprediger voller Salbung.

„Glaubt Ihr, Ehrwürdiger? Die Ahnen bedrücken aber das Gemüt der Nachfahren oft, daß man darob verwirret wird.“

„Sie heben nur die Hand und mahnen.“

„Ist in unserer Hungerleiderei denn noch ihre Glorie, Ehrn Pistorius? Ich hab' zudem, da ich jünger war, eine Reise in die Niederlande gemacht. Der Oranier stand

dort nebenaus — die Hochmögenden gediehen auch ohne ihn — ohne Fürst und ohne Krone. Hier aber in Deutschland wuchert es allenthalben von blinden Krönlein und mottenzerfressenen Grafenhütlein im dichtesten Geschlinge, und die vielen Zollbäume sperren die Landstraßen als ein dauernd impedimentum. Ich weiß doch nicht, ob . . ."

Der alte Geistliche schaute den verstummenden Hochgrafen wie Christoph Columbus sein neu entdecktes Eiland San Salvador an. ‚Was lebt doch mannigmal in einer Menschenbrust,' dachte er, ‚ohne daß wir es ahnden!' — Dann aber trat er ehrerbietig und zugleich mit jener reifen, ruhigen Würde näher an den Zweifler heran.

„Ich bin auch dermalen in den Generalstaaten gewesen, hoher Herr, und habe den Ratspensionär De Witt selber gesehen. Er gerade hatte mir in dem freien, reichen Lande nicht gefallen mögen; die Oligarchen hockten wie feiste Kapaune auf Hollands Pfeffersäcken, ließen die Soldateska verkommen, ohn' des Reiches Sicherheit abzuwägen, damit nur nicht mit ihr das Oranische Haus wieder aufstiege. Volk und Geistlichkeit fühlten's wohl halb — Oraniens tapferes Feldgeschrei klang ihnen besser im Ohre als das Geldgeklimper der fetten Holländer. Ja, Herr, die Treue wächst doch am besten in dem Lande, da ein angestammt Herrscherhaus regiert; die Treue, Euer Gnaden, ist mir ein sonderlich Kraut auch in unserer kargen, armen Hochgrafschaft."

„Meinet Ihr?"

„Ich meine submissest freilich: Treue um Treue, Euer Gnaden."

Des Jakob von Ölppen gescheite Rede hatte der Hochgraf abgetan wie Moosmeier seinen Efeu; aber die Würzelchen blieben trotz Ehrn Pistorii trefflichen Monita, und diese ziefrigen Krallen und Beinchen zeigten sich bald hier, bald dorten an der Mauer, wenn er nachdenklich durch den Buchenwald dahinschritt. Es war mit der Mutter nicht mehr besser geworden; sie teilte ihr Leben jetzo fast in gleiche Hälften: der eigenen Seelen Heil und die Heirat ihres Sohnes. Mit diesem hatte sie, ohne ihn öfters zum Wort zu lassen, gleichsam als ihr Testamentum, feierlich und bestimmt das Eheprojekt beredet, und zwar ganz offen, ganz nüchtern. Aber tiefe Rührung zitterte doch durch ihre dürren Worte, und die grauen Augen richteten sich bisweilen in die Weite, als sähen sie schon die Zinnen des güldenen Jerusalems und das eigene Sterben. Der Hochgraf fühlte sich in ihrer Gegenwart bedrückt, stumm, im Banne, was seine Mutter nur für lobenswerten Gehorsam hielt — doch mitten in Andacht und Ernst hinein quäkte plötzlich Jaköbkes feierlos dreiste Rede: „Fames ex est. Die honeste Eigenbröteiei — Respekt davor — geht zu End'! Wir leben auf, das ganze Frauensteiner Land lebt auf; denn wir sterben ja aus. Juchhe! Wir sterben aus!"

⌘ ⌘ ⌘

Befriedigt entzifferte die kleine alte Dame das Antwortschreiben aus Hohenstein, nachdem die blonde Else zwei Tage später als der Bote ihre folgenreiche Fahrt zur lieben Großmuhme antreten sollte. Die ganze Sehnsucht des vielgeplagten Vaters, wieder eine seiner acht Töchter versorgt zu sehen, flötete ihren Nachtigallgesang durch die süßen Zeilen. Auch das Eheopfer selbsten war schon eingeweiht, es hätte, hieß es, schamhaft errötend sein Ja gelispelt, als ob es dem stattlichen Hochgrafen schon immerdar in seinem kleinen Herzensschreine hold gewesen, und der glückhafte Vater schien nach der Epistul nicht erst Sturm, Blitz, Donner und Gewitterregen benötigt zu haben, damit das rosa Liebeskräutlein erblühe. Es rankte und schnörkelte, düftete und klingelte nur so durch den Brief, daß die alte Hochgräfin zuerst mit dem Kopfe nickte und dann in sehr bestimmtem Tone „Hansworst" sagte.

Fast schien dieser Ausdruck es ihr angetan zu haben; denn als sie sich, ermattet vom langen Vorgebeugtsein, wiederum jappend im Lehnstuhle zurücklegte, kam er noch einmal über ihre dünnen Lippen. Die schmale, jetzt etwas blaurote Hakennase, welche die eingefallenen Wangen mit dem Fiebertüpflein so herausfordernd überschattete, ragte tapfer in die Luft, als Gräfin Sophie müde ihre Augen schloß und einschlummerte. Stoßweise ging der Atem, aber ein zages Lächeln versuchte doch immer wieder, sich auf dem alten, scharfen Gesichtchen festzusetzen. „Hansworst," hauchte es fast unhörbar noch einmal, und nach selbigem Worte breitete sich allmählich eine auffallende Ruhe über die Schläferin, bis der Odem endlich ganz aufhörte. Da wurde es offenbar, daß die Seele sich ein besser Quartier als unser armes Leben gesucht hatte.

Hieran vermochte auch des schwerhörigen Hofchirurgus Explicatio über Causa prima und posterior des höchst beklagenswerten Verlustes leider nicht mehr das mindeste zu ändern. Ihro Gnaden sei, erklärte Moosmeier noch einmal beim Fortgange dem Hochgrafen privatissime, bereits seit etlichen Tagen eine moribunda für ihn, den Sachverständigen, gewesen, und mit diesem zweifelhaften Troste und zween tiefen Kratz-

füßen, einen vor und einen in der Pforten, ließ er den Landesherrn allein. Dem standen zwar die hellen Tränen in den Augen, aber dasselbe Wort, das die Frau Mutter kurz vor ihrem einsamen Verscheiden angewandt hatte, schlüpfte auch ihm über die Lippen, als er seinem weisen Hofchirurgus nachblickte.

Die Grabrede für die Heimgegangene hielt der Schloß- und Hofpfarrer. Jaköbke hatte von ihr nichts Gutes geweissaget, weil auch der Hochwürdige unter dem verflossenen Regimente durch stille Beschneidung seiner Deputate mancherlei Einbuße erlitten, er äußerte sich danach beinahe enttäuscht, daß Ehrn Pistorius so salbadert habe. Aber nicht minder enttäuscht gebärdeten sich anfangs die drei Geheimen Räte Sterlatius, Beßmann und der Edle zu Übigow. Wie sie etwas gebrechlich und doch in jener Allongenperücken-Würde, die des Weltalls Augen auf sich gerichtet weiß, die Staatsaktion des hochgräflichen Begräbnisses mit dargestellet hatten, deuchte es sie auch eines Hofkaplans selbstverständliche Untertanenpflicht, zumindestens den halben Olympus und etliche berühmte römische und griechische Heldinnen als Exempel herbeizuzitieren, wenn er von seiner Landesfürstin und nicht von einer inferioren Viehmagd in Memoriam zu reden hatte. Dem war nun durchaus nicht genügt worden. Aber als der Hochgraf Ehrn Pistorio tief bewegt die Hand schüttelte, fanden auch Sterlatius und Übigow schließlich den Leichensermon mehr und mehr angemessen. Beßmann allein beschloß, stolz solchen Umfall zu meiden, und trippelte wortlos eilig, aber selbstzufrieden heim, um nur nicht dem Schloßpfarrer zu begegnen und noch nachträglich zu erliegen.

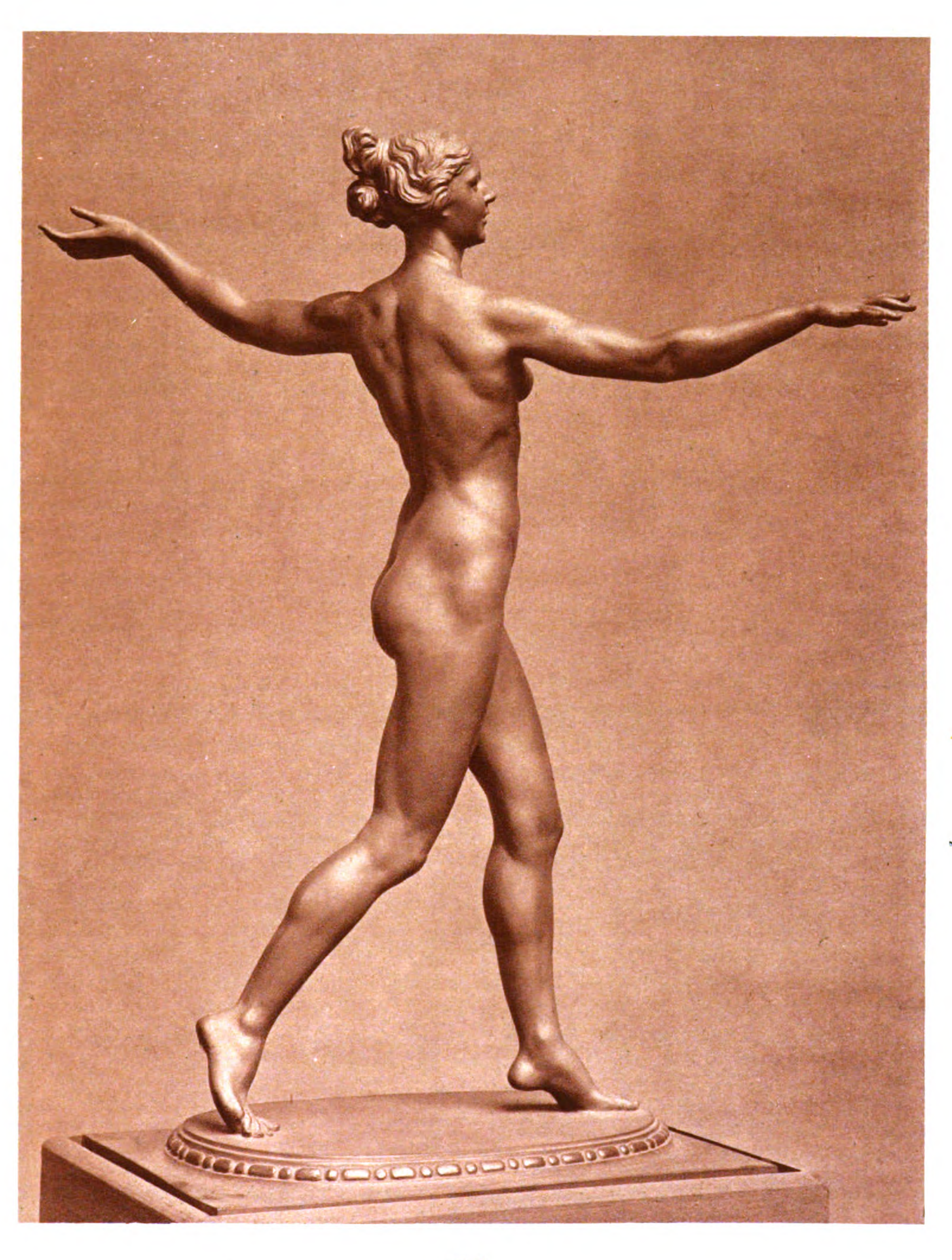
Nicht die hellenischen Götter, aber die Ahnen des Hochgrafenhauses hatte Pistorius in seiner Rede herbeigerufen und dabei seinen Herrn gar sonderbar angesehen. Dem war's, als zöge die ganze Schar langsam mit wallenden Feiergewändern bei der Toten vorüber, von jenem Erich dem Trutzigen an, dem Kaiser Heinrich VII. von Lützelburg einst die Grafschaft verliehen. Sie alle legten einen Kranz auf den Sarg, sie alle sagten ihren Weihespruch; die Entschlafene gehörte ja zu ihnen, hatte gedarbt und sich gemüht, ausgeharrt und durchgekämpft um ihrer Sippe willen, um ihres Landes willen. Anders zwar als der wagemütige Hochgraf Erich oder der furchtlos bekennende Ernst — doch breiteten sie segnende Hände über ihre Gruft: „Du warest unseres Erbes wunderliche, aber treue Verwalterin und wolltest, ein ehrlich und tapfer Weib, den Rost vom alten Wappenschilde wegputzen und die Leere in den Truhen bannen, ohne Feierstunde für dich. Ein Ziel hattest du, da du kargtest, — unser Ziel: Frauensteins Ehre und Ruhm allerwegen!" So sprachen sie. Wie klein stand menschlich Gepränge neben dem, was Geister taten, die aus ihren Grüften emporgestiegen! Als sie aber an ihm, dem Hochgrafen vorüberschwebten, schwiegen sie, zogen davon und zerflossen in Nebel und Luft.

Und noch eine nahm, ohne zunächst aus der schreckhaftesten Verdutztheit herauszukommen, an dem unerwarteten Leichenbegängnis teil und wußte gar nicht, wie, was und wo. Erst bei Ehrn Pistorii Grabrede flossen die Tränen aus den Augen wie ein Bächlein, daß ihr Schluchzen die Umstehenden schier erschütterte; denn der Geisterzug, den der Hochgraf erblickt hatte, wallte auch an ihr vorüber, und sie winkten, sie streckten die Hand nach der blonden Else von Hohenstein aus: „Frauensteins Ehre und Ruhm allerwegen!" So feierlich, aber auch so verblichen deuchte sie alles, was da wie im Traume vor ihr dahinglitt; sie weinte herzzerbrechend. Ihr schien dabei, daß noch ein unsichtbar Särglein hinter dem der seligen Großmuhme zu der schwarzen Gruft geschleppt wurde.

Es war ein blühendes, rankes Mädchen mit einem kecken, lustigen Stumpfnäschen, kräftig in Hand und Fuß, und die Sonnenfunken hüpften und haschten einander in den goldblonden Flechten, die sich mächtig um das junge Köpfchen legten, aber als es weinte, war es doch nur wie ein Kindlein anzuschauen, hilflos und bittend. Der Hochgraf geleitete sie ins Schloß zurück, und sie sagte ergeben: „Ja, werter Herr Ohm." Und er küßte die Nichte, da sie vor ihren Gemächern standen, feierlich gerührt auf die Stirne.

Als er aber danach in seinem Zimmer auf und nieder schritt, ertappte er sich bei einem Gedanken, den er alsbald verstiegen und verschroben schalt: ‚Ich möchte viel lieber dein Vater sein, du armes blondes Kind!' Hochgraf Friedrich seufzte. Frauensteins Ehre und Ruhm allerwegen! War es vielleicht auch wider Sitte und Brauch, so doch gewiß im Sinne der Entschlafenen, wenn er schon am morgenden Tage aller Ungewißheit den Giftzahn herausbrach und unter den hohen Buchen vom Feldhay das Verlöbnis mit Else von Hohenstein schloß, das ihr Schicksal nun einmal von ihnen verlangte. Frauensteins Ehre und Ruhm allerwegen! Und Frauensteins Not und Armut dazu? Ach, Jaköbke, du bist ein zäher Schelm.

✠ ✠ ✠



Lenz

Bildwerk von Hans Hubert Dietsch-Sachsenhausen

(Grosse Berliner Kunstausstellung 1921)

Sie schritten stumm, in steifem Nebeneinander den Waldweg entlang, und die Buchen waren doch so schön. Ihr junges zartes Laub durchschimmerte die Sonne und kringelte und tüpfelte an den glatten Stämmen hin. Wenn man aber wie auf dem Feldhay durch einen Aushau weit über das bewaldete Tal hinsah, lachte das Auge. Einer wuchtigen, grünen Decke gleich bauschten und falteten sich die Hänge, wogten vor und rundeten sich zurück, knickten dort, wo ein größeres Bächlein talwärts sprang, schärfer ein, um dann wieder weich und wohlig über einen vorstehenden Rücken fortzugleiten. Heimelig und still war es, nur der Weih zog mit fernem, wehmütigem Schrei seine weiten Bogen durch den klaren Äther.

Dem Hochgrafen Friedrich wurde es seltsam zumute. Er hätte sich auf das dicke Mooskissen werfen mögen, das bei der langen Dürre als schweres, angegilbtes Polster dazu einlud. Und die blonde Else schritt mit ihrem klopfenden Herzen fast taumelig dahin. ‚Wenn er nur reden wollte,‘ dachte sie, ‚so oder so — ich bin müde, mir ist es beinahe einerlei.‘ Aber er fand das Wort nicht, bis sie wirklich über eine Wurzel stolperte und hinfiel. Es war zu spät, als er zugriff, doch hub er sie artig auf und meinte bekümmert: „Du hast dir weh getan, Nichte?“

„Nein, Herr Ohm.“

„Auch nichts verstauchet?“

„Nichts, Herr Ohm.“

„Das ist schön; aber laßt uns einen Platz zum Hinsetzen suchen — es wird besser sein.“

Und dann saßen sie — schier einfältig kam es ihm vor — und horchten auf den Kuckuck, der von drüben herüberschrie, und auf die pelzige, behagliche Hummel, die dicht neben ihnen um eine großglockige Erikastaude brummelte. Hochgraf Friedrich fing sie in unbewußtem Spiele mit seiner mächtigen Hand.

„Tut ihr doch bitte nichts zuleide, Ohm,“ bat die Jungfrau.

Da lachte er aufatmend und meinte: „Die hitzigen Immen stechen sofort, Else. Aber die Hummelin Brummelin, die rasaunt nur gemütlich gegen die Handflächen, wenn man sie nicht grob drückt. Hörst du sie?“

„Ja, Herr Ohm.“

Weil Else nur schüchtern und eintönig antwortete, kriegte er wieder seine tiefen Unmutsfalten auf der Stirn. ‚Du bist doch ein tapfiger Tolpatsch, so was heute zu erzählen,‘ schalt er sich und ließ die Hummel fliegen. ‚Was nun sagen? Bist du ein Mondkalb, ein Pechtropf ohne Hirn?‘

„Potz Kuckuck — Donnersau!“ Er sprang fluchend auf, daß sie sichtlich zusammenschrak, schritt zum nächsten Stamm und lehnte sich an ihn mit verschränkten Armen. Dann scholl's fast wie im Kommando: „Keine langen Präambeln! Wir wissen beide ja, was wir heute zu tun haben. Officium, Nichte, Officium! Ich kann eben leider keine schönen Worte zurechtdrechseln — heute schon gar nicht. Aber, wir müssen uns jetzt wohl verloben.“

Da nickte sie, wenn ihr auch die Tränen zugleich in die blauen Augen schossen. „Ja, Herr Ohm — es muß wohl geschehen!“

„Ich meine, du hast es auch deinem Herrn Vater schon erklärt, Kind, daß du den ehrlichen Willen dazu habest?“

„Ja, Herr Ohm. Wir sind ja arm.“

„Das sind wir auch, Else.“

„Aber wir sind noch viel ärmer, Herr Ohm.“

„Herr Ohm hin — Herr Ohm her! Ich bin nun nicht mehr der Ohm für dich — nicht wahr?“

Als sie nichts erwiderte, pflückte er die Erika. Das eine Ästlein widerstand; er schor nur Blätter und Glocken ab, daß es nackt an der Staude blieb — So verfuhr er das zweitemal behutsamer und kräftiger zugleich. Dann reichte er ihr den Strauß, ergriff die Hand und küßte schnell ihre runde Wange. „Nun sind wir also versprochen miteinander. Frauensteins Ruhm und Ehre allerwegen!“

Das Mädchen wurde kreideweiß, als er sie wieder losließ, und sah mit todestraurigen Augen in ihren Schoß. Betroffen gewahrte er es, und die frühere Ratlosigkeit packte ihn wieder, daß er sich seufzend neben ihr niederließ. Schwer würde die Verlobung ja werden, hatte er sich immer gedacht, aber so schwer? Er schwieg. Allmählich ärgerte er sich über die Else. Als Kind war sie immer so zutraulich zu ihm gewesen. Er hatte ihr das Spielzeug wieder heil machen müssen; er hatte ihr die jungen, wuschligen Hunde auf den Arm gegeben und deren eifersüchtige Mutter besänftigt. „Du bist mein Bester, Ohm Fritze,“ jauchzte sie dann, umschlang seinen Hals mit den dicken, runden Ärmchen und küßte ihn trotz des Bartes dreist auf den Mund. Und jetzt? Jetzt mußte er schier um sie hofieren und werben als weiland der Patriarch Jakob um die Rahel. Es war doch auch nicht wie ein Pfifferling oder bloß ein Pferdeschwanz, was er dem Hohensteiner Kinde bot? — Pah — Hohenstein — Sandloch — Kiefernloch! — Und der Hochgraf kräuselte verächtlich die Lippen. Er wurde böse.

Das Mädchen hatte erst wie verstört vor sich hingestarrt, aber dann doch, als der

neue Bräutigam beharrlich schwieg und nur mit den groben Jägerstiefeln langsam hin- und herscharrte, immer mehr auf ihn geachtet. Sie sah, wie finster seine Züge geworden waren; sie wollte ihn begütigen, damit nicht daheim der Vater verzweifelt die Hände rang und sie eine Wortbrüchige schalt, die ihr Ja trotz seinen Vorstellungen nicht gehalten. „Ach, lieber Herr Ohm," sagte sie flehentlich, aber sofort rieselten wieder ihre Tränen, und schließlich schütterte der ganze Körper — so herzerweichend weinte sie. Alsbald rückte er näher an die Bekümmerte heran; denn weinen konnte er sie nicht sehen, und aller Ärger war ihm verraucht. ‚Sie ziert sich nicht — sie posiert ja nicht — ergo, du mußt ihr zusprechen.' Und er fing an zu erzählen. Vom Walde erzählte er, den sie durchstreifen wollten, sogar dazu verstieg er sich, trotz seiner leeren Geldkatze ein Jagdschlößlein zu verheißen, dazu sie sich selbsten den schönsten Fleck aussuchen sollte, vielleicht hier auf dem Feldhay oder gar auf der abgelegenen, sagenumwobenen Geierkuppe. Die Hirsche würden allabendlich dort auf die Wiesen treten und der Wildtauben Gegurle in ihre Zimmer dringen. Wenn's drunten im Tale blauschwarz mit drohenden Ballen dahinzog, lachte droben die heitere Frau Sonne. Wie's blitzte, wie's regnete — von oben könnten sie es sich anschauen und vergnügt in die Hände klatschen. Dann mochte Else ihr zahm Rehlein mit dem roten Halsbande rufen, daß es aus dem Gatter gesprungen käm', und spielend mit ihm in den Hag ziehen, um an den Lichtungen Blumen zu brechen.

Schier beredt wurde der mächtige, große Mann, dem die Kinder vom Dorfanger so gern zuliefen, und wie mit einem Kinde, wie mit der Else vor zehn Jahren fabulierte und plauderte er, bis sie sich entschlossen die Tränen abwischte und sagte: „Du bist so gut, Ohm Fritze, wie dazumal, als ich noch ein klein, dumm Mägdlein gewesen, und ich bin so undankbar. Ach, Ohm, ich will dir gewißlich in Züchten und Ehren ein treu Gemahl sein — ich will es sicherlich!"

„Nun also," sagte er tröstlich und tupfte ihr eine zögernd nachzügelnde Zähre ab, die noch nicht über die Wange rollen wollte. „Eine Schalmeienhochzeit, da das Herze in Sprüngen hüpft, wird es wohl bei uns beiden nimmer werden, Elselein. Aber es gibt Pflichten, und unser Hochgrafenhaus braucht eine junge Mutter. Ja ja, Kind, ich weiß selbsten wohl, daß man die ledige Freiheit nicht so gern an den Nagel hängt und weiß auch das andere: Als Ohm bist du mir zwar gut gewesen, doch als Gatten dünkt es dich bedeutend schwerer."

„So ist es," seufzte die Else sehr zustimmend.

„Wir sind aber zwei ehrliche Leut'. Darum sage ich dir, daß es auch mir nicht leicht geworden. Ließ' dich gern als ein freies Häslein springen und liefe selbst unbehindert ohn' Weib und Kind durch den Hag. Überdenk's nur, Else — eigentlich habe ich doch das schwerere Stück erhascht, alldieweil ich mein Leben ja viel länger ledig gelebet hatte, und ein Baum von siebenunddreißig Jahren sich noch schlechter biegt denn einer von achtzehn Lenzen. Zudem kommst du aus dem dumpfen Hohensteiner Fuchsloch mit seiner beklommenen Ratlosigkeit nach Frauenstein, nicht ich. Ist's nicht so?"

Aber jetzt schüttelte die blonde Else sehr kraftvoll den Kopf, daß er sich baß verwunderte, wie wenig seine Argumente bei ihr verfingen, und dann stemmte sie sich gerade empor. „Nein, nein, Ohm — so ist es nun doch nimmermehr. — — Ein goldiges Herze hast du; daher darf ich es dir vielleicht doch erzählen, ohne daß du mich deswegen mißverstehest. Ehrlich soll's ja doch zwischen uns zugehen."

„Nur ehrlich, nur ehrlich — das bleibt A und O."

„Du mußt mir versprechen, heute, da ich nun deine richtige Braut geworden bin, mich nicht wieder mit bösem Worte zum Vater heimzuschicken, daß er sich etwa noch ins Grab hineingrämelt. Dann will ich dir etwas ganz ehrlich beichten."

Als der Hochgraf sie verblüfft und fast mißtrauisch anstarrte, griff sie weich nach seiner braunen, harten Hand und streichelte diese. Ganz rot war sie geworden. „Aber Ohm, jetzt denkst du an irgendein' Unehren. Nein, nein, schäm' dich doch!"

Er gab ihr die Rechte und schämte sich wirklich. „Erzähl' alles," meinte er kleinlaut, „ich vertraue und verspreche."

Da, wie Ohm Fritz sie so treuherzig ansah, wurde es ihr warm ums Herze. Sie lehnte den Kopf an seine rechte Schulter, und während es allmählich wieder aus den Augen tropfte, stärker und stärker, flüsterte sie: „Du bleibst mein guter Ohm, und ich das törichte Kind, auch später noch in der Ehe, und so sollst du es auch auffassen, was ich dir nun sagen will. Es mußt' ein Ringlein wandern, weil ich dein Ringlein nahm, Ohm — — ich war in allen Ehren heimlich dem Konrad von Baalen versprochen, und wir beide liebten uns herzlich und treu. Aber er war zu arm, und ich bin zu arm. Da hat's der liebe Gott nicht gewollt. So gab ich ihm seinen güldenen Reif zurück, als der Großmuhme Fragebrief zum Vater kam.

Der Konrad nickte traurig mit dem Kopfe, weil er unser Hohensteiner Elend gar wohl kannte, küßte mich nur leise und ging. Das habe ich dir nun gebeichtet, und jetzo bin ich deine Braut, Ohm, gut und ehrlich."

Als der Hochgraf sich nicht rührte, hob das Hohensteiner Fräulein ängstlich den Kopf. „Bist du böse?"

„Nein, Kind," sagte er leise.

Da fing sie wieder an: „Es ist mir fast recht, daß du den Schritt auch allein als Officium tust, Ohm — das macht es mir leichter als brennende Liebe. Ja, treu will ich dir gewißlich sein und die Türen in mein Herz so weit aufschließen, daß du überall hineinschauen kannst, wann du magst. Du bist ja doch mein guter, lieber, alter Ohm. Aber meine Liebe — gehört doch noch — dem Konrad."

Als sie jetzt wieder ganz bitterlich schluchzte, strich der Ohm ihr sanft und gerührt über den blonden Scheitel und sann nach.

„Dein Konrad ist ein ehrlicher Junker," sprach er gedämpften, nachdenklichen Tones, „kenne ihn. Die Vaalens sind alle so. Das tändelt nicht, aber das kann vielleicht lieben, verzichten und still leiden, so einmal der große Riß ins Leben gekommen ist. Elselein, wenn ich dich nun in Frieden freigäbe und fortan wieder dein Oheim bliebe?"

Sie schüttelte den Kopf. „Wie lange sollten wir denn warten, Konrad und ich? Es geht nicht mehr — nein, nein — es geht auch wegen meines Herrn Vaters nimmer, dem die Sorgen ja schon fast allen Mut zum Leben zernaget haben. Er überstände es nicht; er machte mir daheim alles zur Höllen, wenn ich jetzt so wieder käme. Du mußt mich nun schon behalten," fügte sie wehmütig lächelnd hinzu.

„Ich verstehe, Kind," sprach er langsam, und dann, als stiege doch mählich das Ahnen einer Abhilfe in seiner Seele auf: „Die Toten haben gewißlich ihr heilig Recht, doch auch das Leben will das Seine besitzen. Rauscht es nicht durch Wald und Busch und Feld: Leben, Leben, Leben?"

„Was willst du?"

„Still, Kind, still! Wir wollen nun zurückgehen, und ich muß derweile für mich nachdenken und viel, viel besinnen, mehr als ich sonsten vielleicht gewohnt bin."

Als sie ihn ratlos anschaute, nahm der Hochgraf ihr hübsches, nur so verweintes Gesichtchen in seine festen, treuen Hände und sah ihr lange in die großen blauen Augen. Offen und klar blickten ihn die an; Wald und Himmel spiegelten sich darin. — Er küßte sie behutsam und väterlich auf die hohe Stirn.

„Verlobt sind wir nun doch nicht mehr, Mägdelein. Aber nur still! Der alte Ohm will ich bleiben, der einst dein Spielzeug wieder gesund bastelte und nun auch dein junges angebrochenes Herzlein wieder heil machen soll. Nur ist das viel, viel schwerer und braucht Geduld und Überlegung. Aber vertrau mir, Kind!"

Da legte sie ihm ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn erleichtert und wie beseligt. Er löste aber die Umschlingung mit etwas zitternder Hand, sah sie erst wie betroffen an und deutete dann auf das Waldtal, das im weichen, zarten blauen Schleierhauch unter ihnen lag.

„Es ist wundersam schön, kleine Else. Schau's nur an, unser liebes altes Frauensteiner Land! Heil dem Manne, der es nach uns beherrschen wird! Wir Hochgrafen sind, glaube ich, doch zu arm dafür geworden."

⁂

„Kursächsischer Abgesandter bist du, Bröselwitz, und willst die Zeit, das miserable, flüchtige Wiesel, nicht sofort am Schwanze packen? Eheu fugaces, postume, postume, labuntur anni — die günstige Gelegenheit trabt mit Siebenmeilenstiefeln davon, und mein Bröselwitz Postumus zockelt ehrsam in seiner würdigen Staatskarossen hinterdrein."

„Aber, verehrtester Ölppen, laßt mich doch nur einmal zu Worte kommen, so ich bitten darf ..."

„Eheu, eheu, Bröselwitz Postumus, schlecht steht dein Haber, und solche Occasiones kehren nimmer wieder. Aber natürlich, alles mit Maß, explizierete selbiger Schneider, da er seine Ehehälften mit der Elle butterweich prügelte. Immer maßvoll und fürsichtig und gewitzigt! Na, grüß' Gott, du anima candida. Ich gehe jetzo."

„So bleibt doch, liebster, bester, alter Freund," schrie der andere aus Leibeskräften, um die laute, nicht zu stauende Suada Jaköbkes wenigstens zu übertönen, und stellte sich zugleich wehrend vor die Tür. Über dieser betrachtete ein gravitätisches Brustbild von weiland Hochgraf Friedrich I. erstaunt den dicken Junker und seinen spitzengeschmückten Gegenpart, den kursächsischen Magister elegantiarum.

„Brüll' mir nicht so, Bröselwitze, oder wenn du brüllst, dann fluche auch bitte dazu, nur keine Aprikosen in Salzlake tunken! Mehr Harmonie, so ich submissest bemerke."

„Heidenkuckuck, Ölppen," fiel der Verhöhnte endlich aus der Rolle und haute ingrimmig mit der Faust gegen die weiße Türe, daß sie aufsprang. Aber der andere sah ihm gänzlich ungerührt zu. „Es zieht."

„Ja, ja, ja — nun seid aber bitte vernünf-

tiger, schon aus alter Freundschaft mit mir vernünftiger, Ölppen. Und nicht mehr diese jokosen Manieren!"

„Dignitas. Gewiß, mische mehr Dignitas in unser diplomatisches Gespräch! Ich verstehe völlig. Die Dignität hat stets ein eiterflüssig Bein unterm Samt gehabt, auf daß sie sich nicht übereile, und als der Marodeur mit der Kuh peitschenknallend über die Paßhöhe fuhr, inspizierte die Dignitas erst sachkundig die Ställe, behauptete aber sodann steif und fest, selbige Kuh sei wirklich nicht mehr darinnen. Darum Dignitas, Bröselwitz."

„Zum Teufel, ich negiere an sich ja gar nicht dein Propositum von vorhin, so verschroben es mich anfangs auch anmutete," lärmte der arme sächsische Freiherr wieder in seiner Not, sich Gehör zu verschaffen.

„Negierete etwa die Dignitas besagte Kuh? Nie und nimmer! In contrario, sie bejahte sie sogar obstinate, aber der andere schnappte sie leider ohne viel Federlesens."

„Wer sollte denn hier in aller Welt schnappen?"

„Kurbrandenburg ist in der Frühen heute bei uns einpassieret, übrigens wirklich ein ganz traitabler, ziemlich resoluter Herr, jener alte Dragonerobriste und Streusandbüchser. Carpe diem und keine träge Blödigkeit, sagt nun wohl Guilelmus Fridericus Elector, den sie mit Fug und Recht den Großen Kurfürsten heißen. Hojoh, wie er zufaßt, wie mein alter Kriegsfreund Bröselwitz urplötzlich ohne seinen Witz dazustehet und nur noch die trockenen Brösel nach Kursachsen zurückkehren, während unser hochgräflicher Kuchen spreewärts wandert!"

„Faxen — spöttische Faxen — witzschwangere Torheiten," schalt Bröselwitz höchst kriegerisch, aber doch mit verdächtigen Sorgenfalten auf der Stirn.

„Die Zeit ist ein Wiesel und das Wetter jetzo recht anmutend," erwiderte der Frauensteiner Junker seelenvergnügt. „Ergo, ich gehe angeln, sintemalen die Fisch heuer nach meiner sachkundigen Opinion wirklich anbeißen müssen."

Er ergriff die Angelrute, und als der andere höchst undiplomatisch knurrte und einige gepfefferte Injurien verschluckte, nickte er ihm wohlwollend zu: „Aber wer wird denn ob solchen Scharmutzierens die Gallen in sich fressen, optime? War ja doch nur ein kleiner essay, etwas Scherz und Komödie. Übrigens soll der Kurbrandenburger Alvensleben das Angeln ebenfalls lieben und wollte heute auch mal gelegentlich an den Schloßteich ... Nu, nu, warum gleich so furios ob meiner bescheidenen Bemerkung? Welche Laus kroch denn eben über Ew. Hochwohlgeboren Leber?" Kursachsens Abgesandter kannte den dicken Kriegskameraden, mit dem er ehedem am Lagerfeuer als Cornet mannigmalen und eigentlich immer mit Unglück auf der Trommel gewürfelt hatte. Zum Satan diese joviale Hinterlist! Zum Satan dieses ganze verfluchte kümmerliche Bergnest mit seinen hundsmiserablen Wegen — nicht einmal eine anständige Ebene irgendwo! Und in solches schmutzige Köhlerspittel mußte man ihn, Dagobert von Bröselwitz, ausgesucht **ihn** beordern, damit er beim Tode jener alten hochgräflichen Hexe seinen kursächsischen Kondolenzkratzfuß machte!

„Das walt' die Sucht!" donnerte er aufgebracht, faßte den früheren Waffengenossen kurzerhand am Kragen und drückte ihn in einen Sessel, daß es knackte. „Das walt' die Sucht!" wiederholte er und wies Jaköbkes Versuche, wieder aufzustehen, kraftvoll ab. „Du hast ja in eurem hundsföttischen Wetterloche ganz vermaledeite Mores accipieret, Ölppen. Jetzt reden wir also wie dazumal in der Kampagne."

„Ich weiche der Gewalt," krähte Jaköbke strampelnd, „nur der rohen Gewalt! Und Wein will ich haben!"

„Sollst du — sollst du. Erst aber die Angelrute her; die lege ich in die Ecke hier. Und nun zum Henker — vernünftig, endlich einmal vernünftig!"

„In vino veritas, Dägchen. Itzt gefällst du mir auch schon etwas besser denn in deiner stöckelnden sächsischen Räteweise: ‚Liebster, verehrtester Herr Kamarade und Junker! Bin gänzlich desolat über den Verlust, so euer venerables Haus Frauenstein nach göttlicher Fügung betrübet', und das tänzelt und scharwenzelt dabei in Samt und Seide einher. O Pest und saure Bohnen, was hast du dich verändert, seit ich dich dazumalen am Fasse des rheingäuischen Winzers lallend liegen sah! Du hast niemalen wieder so beseligte Grimassen geschnitten, obschon dein einer Sporn noch auf dem Schemel festgehaket war und die Lage darum nicht ganz kommode sein mochte."

Bei dieser Memoria Jaköbkes huschte wohl ein leises Mißfallen über das rasierte Diplomatengesicht, verwandelte sich aber alsbald in siegesgewisse, kordiale Freundlichkeit: Nun finden wir schon den rechten Ton und stecken dich groben Rüpel doch noch in den Sack! Dieser Rüpel aber spreizte seine dicken Beinchen voll Behagen von sich, blinzelte den gepflegten, modischen Kursachsen an und meinte: „Wenn ich so überdenke, wie oft wir beide dazumal Läuse gehabt haben, Dägchen!"

„Nun ja, nun ja — in der Kampagne.“

Es klopfte, und ein geckenhafter sächsischer Leibdiener brachte schwebenden Ganges den Wein, nicht ohne einen mitleidigen Seitenblick auf den kurzen, wohlbeleibten Besucher im Sessel zu werfen; der fing ihn auf und nickte ihm belustigt zu. „Auch wieder so'n Seiltänzer! Nein, wie das alles bei euch hier schwippeln und wippeln kann als ein kichernd Weibsbild, mit dem zween Gardisten karessieren. Ist ja prächtig!“

Da entschwebte der Goldbestickte hurtigst aus dem Zimmer, während Bröselwitz einige Sekunden die Stirn in krause Falten zog. Aber dies störte seinen ehemaligen Kampfesbruder nicht im geringsten.

„Tres faciunt collegium. Der gute Kölln-Berliner fehlte uns eigentlich noch, übrigens wirklich ein tüchtiger, probater Herr. Nicht wahr?“

„Ich kenne ihn nicht. Er wird schon seine Meriten haben!“ bemerkte der Kursachse nebensächlich. Dann schenkte er ein, klopfte Jaköbke kameradschaftlich die Schulter und stieß mit ihm auf wilde, alte Tage und tolle Erinnerungen an, da man seine Fortüne noch auf der Klinge trug. Andächtig schlürfte Ölppen den Wein, und seine wasserhellen Äuglein schauten derweile die Decke an. Er war zum ersten Male wirklich still geworden, still, ganz still. Endlich, und dazwischen noch immer nachschmeckend, kam es besinnlich aus seinem Munde: „Hm! — Hm! Sic est! Das wäre ja ein probates Weinchen. — Hm! — Hm! — Es bezeuget deinen feinen Spürsinn, Dägchen Bröselwitze, daß du dich nicht auf unsern hochgräflichen Surius von Hauswein verließest. Schön! Trefflich!“

„Soll ich dir vielleicht bei Gelegenheit ein kleines Fäßchen ...? Alte Freundschaft rostet nicht, mein lieber Ölppen.“

„So, nun ja! Bisweilen verflüchtiget sie sich zwar, aber rosten tut sie am Ende wohl nicht. Doch nunc est bibendum. Mein armes, bescheidenes Finkennäpfchen steht wieder leer.“

„Verzeih!“ Und Bröselwitz goß eilfertigst ein.

Jaköbke nickte ernsthaft. „Schick' mir dein Fuder Wein nur ganz ruhig her, Dägchen! Mein Gewissen trägt diese Belastung mit Freuden, und ich hab' einen äußerst gesunden Schlaf. Ja, diese Männerfaust könnte dreist ein Handsälbchen nehmen, ohne darob überfettet zu werden. Wir sind hier mager daran, im Vertrauen — sogar recht mager!“

„Anschauen tut man's dir nicht gerade,“ sagte Bröselwitz, „doch ist ja meines gnädigsten kurfürstlichen Herrn Generosität weltbekannt.“

„Dann stoßen wir auf ihn an — unbedingt, stoßen wir auf seine Opulenz an; denn nichts deucht mich schöner als weiland Philippi asinus aureus. Ein fürtrefflicher mazedonischer Herr mit seinem goldenen Esel fürwahr! Ich bin ja auch an sich solche freigebige Person, mi fili, nur fehlen immer die Dukaten, um es einmal zu verwirklichen. — Ach, und unser Frauenstein? Me miserum! — Die würdige Frau Hochgräfin hat's besonders arg getrieben.“

„Ich glaub's, mein Wertester.“

„Darum Handsalben her, carissime, nur tüchtig Handsalben! Aber, pst! pst! pst! Im tiefsten Geheimnis beschmierst du männiglich die Pfoten, von Fredericus secundus dem Hochgrafen an bis zu Peter Schwenninger, seinem Reitknechte; dann sollst du ein Mirakel sehen, Herzensschatz: Wir sterben alle aus und legen uns noch im Verscheiden selig lächelnd in eure kurfürstlich Dresdner Arme. Handsalben, ach, Handsalben — stoßen wir itzt auf diese Handsalben an! Non olet, sprach der große Imperator.“

Dabei verzog Jaköbke sein rundes Antlitz zu solchem verzückten schwärmerischen Lachen, daß auch sein Freund Dagobert von Bröselwitz lächeln mußte. Er war zufrieden mit dem Dicken. ‚Der ungewohnte ungarische Wein setzt ihm zu,‘ dachte er, ‚und ich werde ihn bald dort haben, wo ich möchte.‘ So wurde das Glas behende aufs neue gefüllt, ohne daß der geschäftige Freiherr das schadenfrohe Grinsen seines Gegenübers wahrnahm.

„Sieh, süßer Busenfreund,“ erklärte der Junker darauf, „das ist nun doch ganz absonderlich. Von deinem Weine hier saufe ich eimerweise, aber voll werde ich niemalen. Doch unser Surius erzeugt schon beim zweiten Glase solches Zusammenziehen der Eingeweide, daß man schweißtriefend und in stillen Krämpfen heimwärts taumelt und schließlich nicht mehr weiß: Bin ich nun noch der Ölppen oder vielleicht Chirurgus Moosmeier oder gar die dumme Trine Hoffer?“

„Was du sagst! — Hm — trink nur aus! Aber um zu unserer Sache zu kommen ...“

„Zu mirabel ist diese Weinseligkeit, Bröselwitzchen. Ein Truthahn, so bezecht ist, vergisset sogar sein Geschlecht und brütet die Eier aus, auf die man ihn gesetzet hat.“

„Fabulae — fabulae —!“

„Keine fabulae,“ erklärte Jaköbke nachdrücklichst. „Probier's nur selbsten! Mach' mich trunken, Pest und saure Bohnen — mach' mich trunken, Kamerade! Flugs springe ich als kolleriger Puter ins Nest, brüte dein kursächsisches Erbschaftsei und unser Frauensteinisches Not- und Todei aus, als ob ich

eine Diplomatenhenne wäre. Geuß doch ein, Zechbruder! Mein Kehl' ist trocken, die Geldsumma stehet felsenfest, und unsere ganze Affäre ist ja völlig klar. Die Zeit aber, Freund, läuft wie ein Wiesel — darum lasset uns trinken und brüten, bis niedliche, güldene Dukaten an die Eierschalen pochen!"

„Somit wäre das ganze Projektum tatsächlich ernst?"

„Es wäre nicht nur — es ist einfach Wahrheit, Bröselwitz. Der Hochgraf will in höchsteigener Persona sich in eure sächsische Mausefallen einsperren lassen, so nur euer Speck reichlich und düftig ist; ansonsten macht Brandenburg den Handel."

Der Kursachse versuchte einen kalt überlegenen Ausdruck zu zeigen und meinte, während er weltmännisch mit den Fingern dazu trommelte: „Täuscht euch doch nicht in Frauenstein! Pretium und objectum müssen nun einmal bei jeglichem Handel im Einklange stehen, und arm kaufen mag sich weder Kursachsen noch Kurbrandenburg an diesen mageren Bergen."

Doch da kam er schlecht an; denn Jaköbke schlug sich nur geradezu ausgelassen auf die Schenkel. „Fictum superstitionis, Altweiberschreck, Däqchen! Trillerst du so, loses Spaßvögelein? Und wenn ihr nun beide nicht zu haben wäret, was dann? Dann heiratet mein Hochgraf lachend die schöne Hohensteinerin und hinterläßt noch viele, viele Kinder. Bittere Not zum Borgen liegt ja gar nicht vor, nur die ewigen Molestien und Querelen, so bislang aber auch ertragen wurden."

Als hierob der Magister elegantiarum von der Elbe betroffen schwieg, ließ der andere seine grobe Lache erschallen. „Rast' ich, dann rost' ich — hahaha! Du selbst wirst alsdann zum Gevatter eingeladen; denn für einen Scherz ist mein Gebieter stets zu haben. — Ich setze unser Däqchen als spaßigen Patenohm durch, der sauersüßen Angesichtes das hitzige ursächsische Erbgelüsten im Taufwasser ersäufet. Eine Staatsidee, Bröselwitz, meine allerliebste kleine Heidschnucke! Haha, das wäre ja ein Vierzigender von einem Witz!"

⁂

Die alte Schloßuhr hatte zwölf geschlagen. Zweimal des Tages mußte sie diese Höchstleistung vollbringen; aber dann klang es stets, als schnappte die Ärmste zwischen den letzten Schlägen immer und immer aufgeregter nach Luft, bis der zwölfte heisere Ton endlich heraus war. Noch geraume Zeit keuchte und schnurrte das erschöpfte Werk nach.

„Sie ist auch schon moribund, wie Moosmeier sagen würde," sprach Hochgraf Friedrich und schaute durch das offene Fenster hinaus. Vor seinen Augen lag, an den breiten, im Mondschein glitzernden See gelehnt, der alte Schloßgarten, und über die müde rauschenden Wipfel der riesigen Linden, über den schimmernden Wasserspiegel hinweg sahen die hohen Waldberge, der Feldhay dort und des Düwelsberges felsendurchsetzter Hang drüben. Zwischen ihnen mündete die kleine Munthe in einer verträumten Bucht, gerad' wo man die hohen Pappeln aufragen sah. Käuzchen klagten durch die Nacht, und Fledermäuse huschten vorüber. Aus den Bäumen aber, dem Grase, den Beeten stieg eine weiche, würzige Luft, die der Einsame am Fenster tief einatmete.

„Behüt' dich der dreifaltige Gott, mein altes Frauenstein!" flüsterte er leise, als er das Fenster wieder schloß und die frühere Zimmerwanderung aufnahm — auf und ab — immer auf und ab. Zwischen Geweihen, ausgebälgten Auerhähnen und etlichen Bären- und Wolfsköpfen, die von der Wand herunterfletschten, hing im Gemach ein großes, bräunliches Ölbild, das Hochgraf Erich zeigte an der Bahre seines dem tückischen Fieber erlegenen Kaisers Heinrich von Lützelburg. Eitel Armgewerfe und Wehgeheule war auf dem Gemälde zu sehen, gleichsam als sollte die Desperation aus jedem Quadratzoll herausschreien. Nur den hageren Hochgrafen selbst hatte jener biedere Handwerksmeister mit fürstlicher Dignität hingestellet, wie er sich von dem geliebten Toten abwandte und den Beschauer gramvoll anblickte. Seine Augen schienen freilich ein wenig groß geraten. Von den Kindertagen an, da die jungen Hochgräflein noch auf unsicheren Beinchen durchs Schloß schwankten, prägte sich ihnen diese alte Schilderei tief ein.

Auf und ab schritt der Regent, schaute im Zimmer bald hier-, bald dorthin, aber die traurigen Augen seines Ahnherrn mied er dabei geflissentlich. Jetzt, da er entschlossen war, unter die tatenreiche Historie des Frauensteiner Hauses den Schlußstrich zu setzen, hätte er Erich den Trutzigen lieber an einen anderen Platz befördert; doch er wußte, daß solche Aktion die nächsten Abende an sämtlichen Brunnen des Städtleins, dazu auch im ‚Hirschen' und ‚Wolfen' geradezu phantastisch kommentieret werden würde. So verblieb's.

Als der Nachtwandler den blakenden Docht geputzt und doch von ungefähr einen schnellen, schrägen Blick auf jenes ehrwürdige Bild geworfen, blieb er stehen, lehnte sich, mit dem Rücken gegen den Ahn, an die eichene Tischkante und seufzte laut: „Ach Gott!" Er dachte nämlich an Jaköbke. —

Nach jenem Gespräch auf dem Feldhay hatte er ihn mit barschen Worten aufgefordert, aus Bröselwitz herauszupressen, was irgend möglich sei; er würde niemalen ehelichen. Wem hätte er auch sonst in diesem guten, verstaubten Spießbürgerwinkel den Auftrag zum Negotiieren geben sollen? Und Jaköbke zeigte sofort ein Fiduz zu seiner eigenen Strategie, die alle Bedenken ob des Successes beschwichtigen mußte — nur war der Succeß selber bisher ausgeblieben. — Derweile verzehrte sich der Hochgraf in Ungeduld, aber Ölppen schien es kaum zu begreifen.

„Alles im Lot! Es kann itzt gar nicht fehlen, sintemalen der Karpfen schon am Angelhaken zappelt," rapportierte der dicke Junker höchst zufrieden.

„In Dreiteufelsnamen, so zieh er ihn doch ans Land!" scholl die erregte Antwort.

„Das wäre nicht förderlich, gestrenger Herr. Gut Ding will Weile haben, und das Roß, der Bröselwitz muß sehen, daß wir unser Negotium nicht zu übereilen brauchen. Ein Fürst, so volle Geldtruhen hat, soll sie zwar auch nicht offen lassen; aber sind selbige leer, dann muß er ganz gewißlich den Schlüssel zweimalen herumdrehen; sonst nutzet der Gegner ja seine Desolation aus."

„Satansbraten!" knurrte der Hochgraf, ließ Jaköbke stehen und warf ärgerlich die Türe ins Schloß, fast befriedigt, für solche Listen keinen inneren Sensus zu besitzen. Als Bröselwitz sich an ihn heranschlängeln wollte, hatte er ihn bündigst an Ölppen verwiesen. Aber ungeduldig, sehr ungeduldig war er, und dies doppelt, weil ihn täglich zwei große blaue Augen frugen, zwei Augen, deren stummes Bitten kaum noch zu ertragen war.

„Abwarten und schweigen. Verstanden, Else?"

„Ja, lieber Ohm," erwiderte sie ganz bescheiden. Die Stimme zitterte nur ein wenig dabei. Da strich er ihr freundlich über ihre herrlichen blonden Haare (er staunte selber, wie gern er doch solches tat) und ließ sie dann ebenso stehen wie den Junker, bloß mit dem Unterschiede, daß selbiger sich leicht zu trösten wußte und sie ihrem Oheim unter schmerzlichem Seufzen nachblickte.

Die Else, ja, die Else! Je mehr er sie anschaute, je mehr fiel's ihm auf, wie hübsch und lieblich ihr rosiges Gesichtchen, wie kräftig und doch ebenmäßig ihre Gestalt geworden. Seine hochselige Frau Mutter hätte sich bei all ihrer spitzen Schärfe doch baß daran ergötzt, einer solchen Schnur den ersten Willkomm zu bieten. Potz Schwefel und Lunte, herausgemacht hatte sich das Mädchen! Würde wahrlich keine üble Figura als Landesmutter geboten haben! Würde... Etwas wehmütig lächelte der Hochgraf. Sie liebte ja schon den Konrad Vaalen, und dessen Jahre hielten auch ohngefähr mit ihren achtzehn Lenzen Schritt — vier Jährlein pro maximo konnte er voraus sein. Und man selbst blieb nun nichts als der „alte" Ohm, so zwei junge Menschlein glücklich macht und zugleich die Frauensteiner Hungerleiderei zum Teufel jagt.

Freiheit, endlich Freiheit! Ohn' Sorg' dem Hirschen nachspüren, ohn' Herzensbeschwer auf fröhlicher Hatz — Geld unter ein darbendes Völklein streuen und dabei lachen, lachen, von Grund auf lachen können — nach langen grauen Jahren, in denen man sich immerdar krümmete und dennoch nicht zu liegen kam. Freiheit! Beide Arme streckte der Hochgraf in die Luft, als wollte er die liebe Freiheit umhalsen, und schaute dann zärtlich seine Jagdtrophäen an, die er sich alle selber erkämpft hatte. Den Zweiundzwanzigender da auf dem Feldhay und jenen Meister Petz — hojoh, war das ein Tanz gewesen, drüben zwischen Düwelsberg und Kreuzhorst! Sein linkes Bein trug noch jetzt die Narbe, und wäre nicht der wackere Petermann dazugesprungen, Weidwerk und Leben hätten damals ihr Ende gefunden. Das kecke Jagen, nun soll's wieder angehen, horridoh... Wenn doch nicht immer so der alte Ahn in seiner wehen Melancholei herüberäugen wollte!

Ernüchtert schnuppte der Frauensteiner Landesvater nochmals den Docht der qualmenden Öllampe, um sich nebenan ins Schlafzimmer zu begeben, als plötzlich ganz vehementer an die Tür gepocht wurde und stracks, ehe er sich noch des unerwarteten Überfalls richtig besonnen, der Edele zu Übigow mit dem Schrei: „Verrat, Verrat, Euer Fürstliche Gnaden!" ins Zimmer stürzte.

„Was ist? Faß Er sich doch!" rief der Hochgraf gebieterisch. Der Geheime Rat kam solcher Order nur langsam nach, ballte vielmehr erst seine welken Hände zweimal zu drohenden Fäusten und blickte sich voll imposantester Verachtung nach einem markierten Feinde um. Endlich trat er aber unter zween tiefen Kratzfüßen, wie sich's gebührte, an seinen Herrn heran, der ihn kopfschüttelnd mit den knurrigen Worten empfing: „Ich will zu Bett, Übigow. Was tragieret Er mir denn in solcher Stunde hier vor?"

„Staatsaffären leiden keinen Aufschub, gestrenger Herr, auch nicht um Mitternacht," begann das Männlein aufgeregt gestikulierend. „Kabalen sind hier am Werke, greuliche Kabalen. Ich erhebe meine treue Stimme

und warne Euer Gnaden. Der sächsische Gesandte — Gott strafe ihn und sein flagitium! — spinnet die terribelsten Ränke; er hat mich heute abend zum Essen invitieret, er hat mich schmählich bestechen wollen — mich — mich!"

„Und?"

„Aus ars diplomatica ging ich darauf ein, aber kam damit gänzlich in confusiones des Gewissens. Dieser Dagobert von Bröselwitz, haha! Die Heirat Euer Gnaden will seine Impertinenz hintertreiben, sogar meinen Einfluß auf Euer Gnaden soll ich mißbrauchen, damit ..." Der Rat jappte nach Luft und ballte wieder die Fäuste.

„Hör' Er nun damit auf," befahl der Hochgraf im Donnerton, „und respondiere Er jetzo einfach mit Prägnanz auf meine Fragen, Übichow!" Die Handbewegung, die diese Worte begleitete, war so herrisch, das Auge so blitzend, daß sich der klapperdürre Alte in Erwartung einer großen, fürstlichen Handlung erschüttert verneigte und beinahe wie ein Schulbub wartete, was sich ereignen würde. „Also selbiger Bröselwitz gedachte meinen Getreuen, den Geheimen Rat und Edlen zu Übigow, durch Geld zu kaufen?"

„So ist es — ich schäumete im stillen."

„Wie groß sollte die Handsalben sein?"

„Zwanzig blanke Goldgulden."

„Zwanzig Gülden!" brüllte der erzürnte Hochgraf wie ein verwundeter Leu, „nur zwanzig lumpige Gülden? Das wagt dieser Kujon doch auch nur einem harmlosen Frauensteiner zu bieten! Hundert, zweihundert hätte dein beleidigter Stolz fordern müssen, du schwächlicher Leisetreter."

„Um Gott! Euer Fürstliche Gnaden scherzen aber jetzt wirklich crudeliter mit einem in Treuen ergrauten Diener."

In größtem Entsetzen starrte der greise Beamte den Landesherrn an und hob wie beschwörend seine dürren, alten Hände; da verrauchte der Ingrimm.

„Nehm' Er also ruhig das Geld, mein wackerer, lieber Übichow," fuhr der Hochgraf milde fort. „Hereingefallen ist dabei doch nur dieser fade Kursachse, nicht ich. — Aber nun höret! Er muß dem Bröselwitzio noch etwas so von ungefähr ins Ohr raunen. Zum Dank, darf er ihm sagen, zum Dank für seine klingende Erkenntlichkeit wolle man ihm etwas verraten."

„Ars diplomatica?"

„Nur ars diplomatica, gewiß! Also, Er sagt ihm folgendes: Man wisse ja von genannten Affären nichts ganz Gewisses, da nun einmal unser Ölppen, dieses dicke Schwein, mit Verlaub ..."

„Schwein? — Schwein? — Das verstieße aber doch gegen das Dekorum?"

Der Regierende schmunzelte behäbig. „Ein bißchen saftig ist die Vokabel schon — na ja — aber ich finde, es klingt so herzhaft, so glaubwürdig und auch so waschecht. Darum nehme Er sie nur ganz ruhig! Also der Ölppen, dieses dicke Schwein, sage Er dem Bröselwitz, besäße nämlich einen dermaßen incrediblen, unheilvollen Einfluß auf den Hochgrafen, daß es eigentlich, im Vertrauen, eine infamia zu nennen wäre."

„Aber — aber — aber, liebster Herre!"

„Ist doch nur ars diplomatica, Übigow. Er wird doch nicht auf den Kopf gefallen sein!"

„Verstehe, Euer Gnaden, verstehe in jeder Weise," verbesserte sich begeistert der alte Rat und setzte eine möglichst teuflische Miene auf.

„Also — man wisse ja nicht — immerhin — es sickere eben doch allerlei durch und es schiene, ganz im Vertrauen gesagt, als ob von Stunde zu Stunde das Liebäugeln mit dem verschmitzten Kurbrandenburger, dem Herrn von Alvensleben, im Wachsen begriffen sei. Vielleicht mag sich dort irgendein geheimer Pakt ..."

„Geheimer Pakt?" wiederholte Übigow ganz Auge und Ohr.

„Pakt anspinnen. Die Geldbörse sitzt jenem Alvensleben eben locker — na ja — et caetera — hm hm."

„Hm hm. — Und?"

„Das ist alles, Übigow."

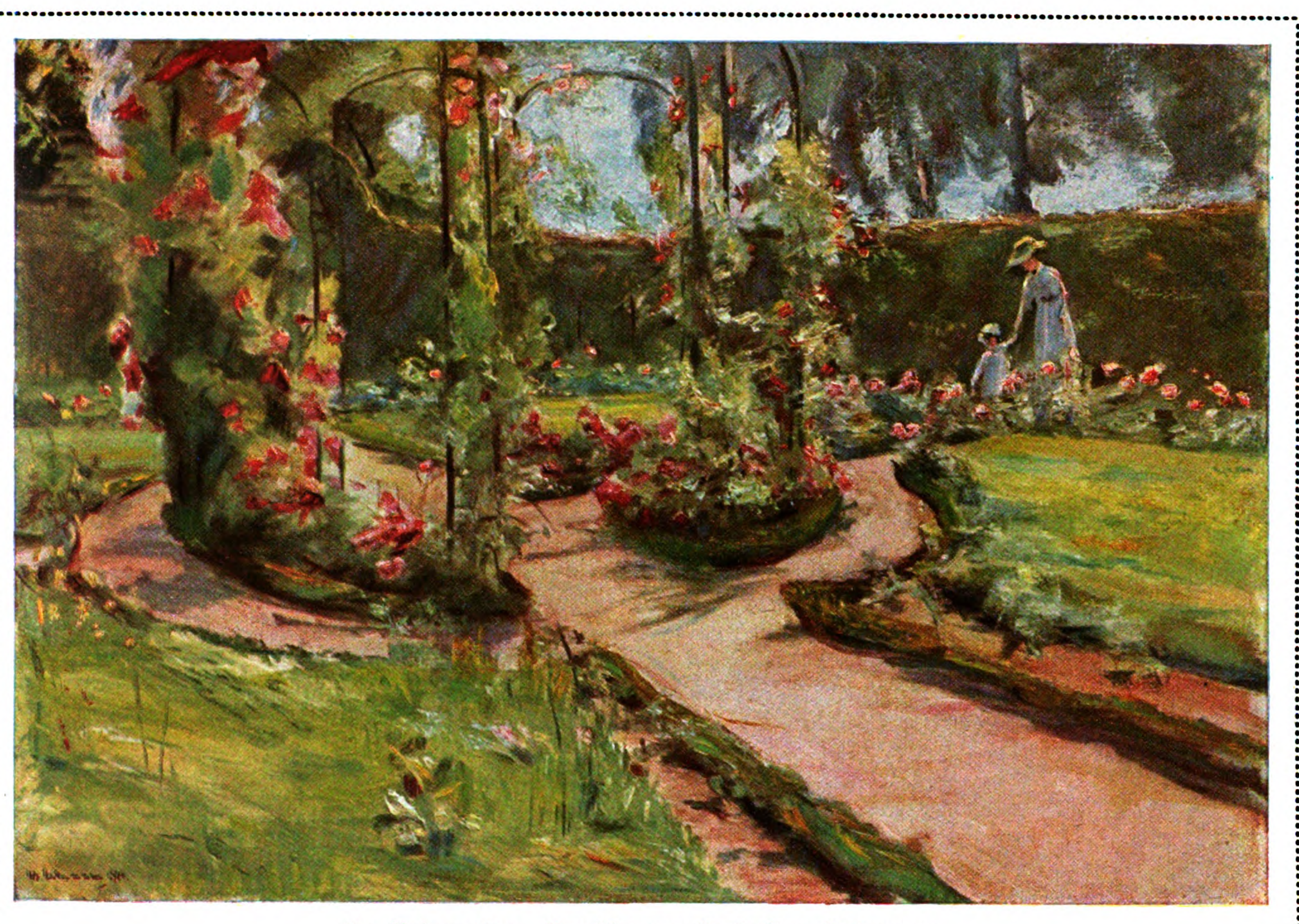
„Ach so!" kam es etwas kleinlaut von den dürren Lippen, als hätte der Edle noch eine Auflösung des gescheiten Rätsels erwartet. Doch diese blieb aus.

„Bin ich auch richtig verstanden worden?"

„Aber völlig, gestrenger Herr."

Da ward der alte Rat mit wohlwollender Güte und mit der Bemerkung, es sei nun Schlafenszeit, in Gnaden entlassen. Er stand, das spitze Kinn stützend und voller Nachdenklichkeit, noch einige Minuten lang auf der finstern Schloßtreppe. — O, dieser erlauchte Herr! Immer hatte er bisher den derben, arglosen Weidmann herausgekehrt und nun ...? Ganz augenscheinlich wollte er doch den Schelm, den Bröselwitz, aufs erschröcklichste prellen, und Bröselwitz in seiner Torheit glaubte dabei noch, das einfältige Frauenstein am Bändel zu haben.

„Nein, köstlich — köstlich!" jubilierte das Männchen; dann legte es sich aber selber bedeutungsvoll die Hand auf den Mund. ‚Schweigen, Übigow! Jenes hohe Vertrauen deines Herrn bewähren, Übigow!' Das Vergnügen, genießerisch in dieser blinden Fin-



Im Rosengarten. Gemälde von Prof. Max Liebermann
(Berlin, Sammlung Max Böhm)

sternis die Hände aneinanderzureiben, gönnte er sich allerdings und schritt dann fürsichtig tastend die etwas glatten, ausgetretenen Stufen der Schloßtreppe hinab.

⌘ ⌘ ⌘

Zwei Tage darauf meldete Jaköbke mit der selbstverständlichsten Miene von der Welt seinem Hochgrafen, Kursachsen habe in allen punctis den Handel, so man ihm offerieret, angenommen und in sämtliche conditiones gewilliget. Es lieh die ganze verlangte Summe gegen Verschreibung der drei Domänen für den Todesfall des Grafen Friedrich. Sollte der hohe Herr aber wider Erwarten heiraten, war das Geld allerdings sofort in bar und noch um ein Dritteil vermehret zurückzuzahlen.

„Euer Fürstliche Gnaden werden mit mir zufrieden sein!" fügte Ölppen siegesgewiß hinzu.

„Certissime, Jaköbke, alles ist fürtrefflich geraten," erwiderte der Regent. „Besonders Übigow hat sich auch große Meriten erworben. Ist doch ein abgefeimter Schlauberger, dieser alte Übigow!"

Da machte der dicke Junker ein so verdutztes Schafsgesicht, daß sein Brotherr sich lachend zur Seite bog.

⌘ ⌘ ⌘

Lachte denn nicht die ganze Welt in dulci jubilo? Das war ja ein Schweben und Weben um sie herum, hundertfältig, tausendfältig — der Holderbusch blühte, und in den Bäumen summte es, brummte es unaufhörlich, als wenn die ganze Natura vom Leben trunken worden sei. Drunten am Schilfe standen Gladiolen und Iris, die einen gelb, andere tiefblau — davor aber vergoldete die Dotterblume den breiten Grasstreifen, daß man immer in die Hände klatschen mochte, so lustig bunt war alles anzuschauen.

„Nein, nein, es geschieht dir nichts!" sagte Else zu dem kleinen, graubraunen Rüsselkäfer, der an ihrem bloßen Unterarm aufgeregt hin und her eiferte. „Du bist nur auf eine falsche Straßen geraten, weißt du." Damit blies sie ihn lachend ab, faltete die Hände im Nacken und schwippte gar übermütig mit ihren Füßen nach einer Tanzmelodei, die ihr eingefallen war:

Und ich hab' einen Schatz
Und ich geb' ihn nicht her,
Weil die ganze große Welt
Mir zu enge dann wär'.

Wollt' nicht essen danach,
Wollt' nicht trinken alsdann,
Weil mein Leb'n und mein Lieb'n
Ich nicht trennen mehr kann.

Doch ich hab' meinen Schatz,
Der sich treu zu mir hält,
Und nun lacht mir und springt
Rings die weite, weite Welt. —

„Ach, und der gute, gute, gute Ohm!" sagte das Mädchen plötzlich und brach ab, weil ihr just der Hochgraf in den Sinn kam. Gab's denn einen Bessern auf Erden als ihn, der dem traurigen Bachstelzchen einfach den Käfig aufgeriegelt hatte: ‚Flieg' davon — für dein Nestlein ist gesorgt — nun sollst du lustig sein, nun sollst du aufleben!' — „Und so will ich auch, ja so will ich auch!" Damit trällerte und summte sie unaufhörlich in die blühende Welt hinaus, bis ihr wieder ein fröhliches Hohensteiner Volkslied ganz von selbst auf die Lippen sprang:

Guckt nicht das Immelein
Tief in die Blüt' hinein,
Holt sich den Honig ein?
Johiahoh!

Ach ist die Welt doch schön,
Ach ist das Leben schön!
Muß mich im Tanze drehn.
Johiahoh!

Silbern die Welle blinkt,
Fischlein im Wasser springt,
Und die Frau Amsel singt.
Johiahoh.

Ach und der Sonnenschein
Lacht mir ins Herz hinein;
Lustig sein — fröhlich sein!
Johiahoh?

Eigentlich ging das Lied ja noch weiter, aber sie wußte die folgenden Strophen nicht mehr auswendig; so mußte sie denn wieder summen, bis das Johiahoh kam — und endlich klang auch ihr Gesumme aus, weil sich ihm die Gedanken in den Weg stellten.

Sie hatte die Epistul gelesen, die Ohm Fritz mit viel Kopfzerbrechen geschrieben, solche freundliche, solche gütige Epistul, die den mürrischen Herrn Vater beinahe streichelte. Eine Summa stand darin für Konrad und sie ausgesetzt, schwindelhoch nach Hohensteinschen Maßen, dazu auch noch, so lieb im Schlußsätzelein versteckt, ein respektables Schmerzensgeld für den Herrn Vater, damit er seine erste Enttäuschung leichter überwände. Ja ja, der Ohm! — — „Die Mannsleute sind allesamt falsch," hatte die Suse, ihre Kinderfrau, immer verdreußlich gebrummt, und wenn eines der Hohensteinschen Küken dawider anpiepsen wollte, wurde das verbissene, bucklige Weiblein ganz gallegiftig.

„Aber sie sind's doch nicht, alte Suse! Der Herr Vater nimmt nur das Leben zu schwer, und mein Konrad ist ein gar herzlieber Bursche, und der Frauensteiner Ohm — für den tät' ich durchs Feuer laufen, alte, dumme Suse!"

Doch ja! Eins wollte sie ihrem Konrad ans Herz legen, und der machte auch gewißlich keine Einwände. Fast traurig und

wehmütig schaute der Ohm darein, sobald in den letzten zwei Tagen die Rede auf ihren Abschied kam. Er ist ja so allein! Lauter trockene, betagte Hutzelmännlein im geheimen Consilio, dann der hochwürdige alte Herr Schloßprediger, so das Hohensteiner Mädchen nur immer wortlos mit seinen Augen aufgespießt hatte. Dem schröcklich gelehrten Hofchirurgus Moosmeier mußte man's ins Ohr schreien, wenn er etwas verstehen sollte. Sah man etwa von Junker Jakob ab, bei dessen Namen Else ihr Näschen etwas verächtlich kraus zog, so fehlte dem Ohm im Schlosse ein junges Herz — dazu ein junger Arm, der tapfer mit in die Arbeit griff. Konrad mußte her, daß der Gute nicht so einsam war! Dann wollten sie beide mit fleißigen Händen ein wenig von ihrer Dankesschuld abtragen. Als sie ihm errötend solchen Vorschlag machte, hatte der Oheim gelächelt. „Du bist ein gutes Kind, Elselein" und war wieder viel froher geworden.

„Nun lebt wohl, Berg und See und Tal!" rief das Mädchen von ihrer Steinbank und warf eine Kußhand hinüber. Sie wollte sich jetzo zur Abreise fertig machen, die noch heute vonstatten gehen sollte. „Auf Wiedersehen!" Damit stieg sie trillernd den moosigen Weg hinauf, der an einem ganz verschilften, verfallenen Springbrunnen vorüber zur Terrasse führte, und der Jäger Moritz Petermann, ihr schmucker, stummer Verehrer, sprang dienstbeflissen herbei, um die schwere Schloßtüre zu öffnen.

Der Hochgraf stand indessen am Fenster des Speisesaals und erteilte seine Instructiones: „Also Schwenninger fährt die Falben und nicht der Pörzke, dieser Trödelmeier. — Daß ferner die dicke Lina und die Trine beim Einpacken helfen und sich etwas behender tummeln, ansonst ich ihnen noch in höchsteigener Person geschwindere motiones beibringen werde! Er, mein guter alter Kerle, und sein nichtsnutziger filius, ihr beide traget die Bagagen zum Wagen und verstauet sie ganz fürsichtiglich, damit kein Sigill an irgendeiner Kiste auch nur den kleinsten Sprung erhält. Pro tertio! Jetzt sofort fertigt Rat Sterlatius den Paß der gnädigen Gräfin aus, und soll an keinem pompösen Wort darin fehlen. Habt ihr alles verstanden?"

Pförtner Klops, das verständige hochgräfliche Erbfaktotum, verneigete sich etwas eckig; aber sein Aurelius, dessen Ausbündigkeit an gewählter Feinheit das Elternpaar Klops augenscheinlich schon bei der Namengebung vorausgeahnt hatte, verbeugte sich sogar höfisch und mehrmalen.

„Petermann eskortiert beritten die gelbe Kutschen! Er, Aule, hocket neben dem Schwenninger und macht mir da oben gefälligst keine albernen Fisimatenten! Alle Mannsbilder sind gut bewaffnet. Frauenzimmer hat das gnädige Fräulein allein. — Wer mir aber von euch Schwefelbande nicht wie aus dem Ei gepellet die Fahrt antritt, dem gerbe ich danach mit meiner Reitgerten seinen von heiliger Providenz hierzu bestimmten Körperteil. Verstanden?"

Ja, sie hatten es verstanden. Und der Hochgraf stand am Fenster allein. Er sah Else gerade die Terrasse heraufkommen und ertappte sich plötzlich dabei, wie er dem Mädchen beinahe verliebt nachguckte. Potz Kuckuck Donnersau — da sie einpassieret war, hatte er sich fast als ihr Vater gefühlet, und jetzo trieb er solche amorosen Possen — ja phantasierte sogar nächtens im Traume den allerdümmsten Schnickschnack? Cave diabolum! Du hast ihr wohl zu tief in die blauen Kinderaugen geblickt? Lächelnd und doch seufzend wandte sich der Regierende ab. — Ja, cave diabolum!

Aber der arge Diabolus monstrierte doch noch seinen Pferdefuß, und das geschah beim Abschied, während Else mit dem Ohm allein im Zimmer war. Des Mägdleins Augen glänzten feucht vor innerer Rührung, und um den Mund zuckte es. Ihr fiel in dieser Stunde wieder ein, mit welch wehem Herzen, welch heimlichem Grauen sie jüngst Frauenstein entgegengezogen war, und wie unerwartet gütig dann an ihr gehandelt wurde. Aus tiefster Seele danken wollte das Mädchen und brachte doch keinen Satz heraus.

„Ach Ohm!" sagte sie nur schluckend und flog ihm an den Hals. Da er unversehens ihre frischen, roten Lippen fühlte, die wogende, junge Brust, ein paar goldene Härlein, die ihm aufreizend ins Gesicht spielten, riß er das blühende, holde Geschöpf plötzlich in wildem Taumel an sich und küßte Lippen und Hals mit brennendem Durst, daß sie wie betäubt in seinen Armen hing. Endlich ließ er sie los. Ihr war das Blut siedend heiß in die Schläfen gestiegen; mit großen, leidvollen Augen starrte die Erschrockene ihn schier fassungslos an und flüsterte dann nur, rasch die Türe öffnend: „Aber Herr Ohm!" Und dann noch einmal: „Aber Herr Ohm!" Sprechen konnte sie nicht mit ihm. Beide waren ja auch nicht mehr allein. Halb wie im Traume ging sie die Stufen hinab. Um Gottes willen, was wollte er? Was bedeutete das? Mit einem Male sah sie's, fühlte sie's, wußte sie's, daß ihr dieses liebe, alte Haus fortan für immer verschlossen war.

„Verzeiht mir doch, Nichte Else!“ Seine Flüsterworte klangen nur aus weiter, nebliger Ferne herüber. Sie aber ging wie im Schwindel an dem neugierigen Hofgesinde vorüber, das sich als Staffage des feierlichen Abschiedes auf der Treppe aufgebaut hatte, viele Alte mit krummen Rücken darunter. Pörzke wischte sich noch gerad' im letzten Augenblicke einen Tropfen von der Nase, ängstlich, daß die Herrschaft es gewahrt haben könnte. Weder der Hochgraf noch Else achteten darauf. Aule Klops wollte mit breitspuriger Grandezza die Türe aufreißen, an der schon Petermann stand. Er trat diesem auf die Zehen und wurde von ihm fast im Schwunge vorwärtsgestoßen, daß er wie ein fliegender Vorbote am Wagenschlag anlangte; aber Else sah es gar nicht. — ‚Der Ohm, der Ohm!‘ mußte sie immer denken und schließlich: ‚Der arme Ohm!‘

Es war das Triumvirat, das die Situation rettete, die drei Geheimen Räte Sterlatius, Beßmann und der Edele zu Übigow. Der hagere, überlebensgroße Sterlatius stand stilvoll mit einem Blumenstrauße in der Mitten, seitwärts als Anhängsel die beiden ausgetrockneten, kleinen Kollegen, und die Rettung vollzog sich ganz simpel, indem Sterlatius unbeirrt eine sehr lange Rede hielt. Bei jedem Absatz räusperte er sich vernehmlich und stach dann aufs neue mit seinem dozierenden Zeigefinger auf die Scheidende los, während Beßmann sowie Übigow ihm zwar ohne Worte, aber mit desto beredterem Gestus und Mienenspiel akkompagnierten, wobei der Edle immer eine Bewegung machte, als risse er sich sein armes, zappelndes Herz aus dem Busen und würfe es huldigend dem Schönsten aller Fräulein vor die Füße. Mindestens ein Dutzend Herzen hatte er freigebig schon so dahingeopfert, da gewann Else von Hohenstein endlich ihre Fassung zurück. Sie lächelte sogar wieder ein wenig und gab den drei alten Geheimen eine kräftige, tapfere Abschiedshand; nur Jakóbke wurde zu seinem Leidwesen mit ganz flüchtigem Kopfnicken abgespeist. — Schließlich kam auch noch Ehrn Pistorius heran.

„Behaltet mich in gutem Andenken, Hochwürden!“ sagte das Fräulein etwas gezwungen, als die traurigen Augen des Geistlichen sie trafen.

„Und unser armes Frauenstein?“ fragte seine ruhige Stimme leise. Sie hörte es und errötete, der Hochgraf hörte es auch und biß sich auf die Unterlippe. Auf seinen Wink wollte Peter Schwenninger schon die Rosse antreiben, als die Hohensteinerin sich nochmals aus dem Wagenschlage herausbeugte und durch eine zaghafte, unsichere Handbewegung ihren Ohm näher heranbat. Dieser trat eilig vor in der Hoffnung, noch ein verzeihendes Wörtlein für seine sinnlose Torheit vorhin zu empfangen, derhalben er sich am liebsten mit Fäusten ins Gesicht gehauen hätte. Ein kurzes Weilchen stockte Elses Stimme — dann flüsterte sie ihm stammelnd und bebend ins Ohr: „Ihr tut mir ja so leid, herzliebster Herr Ohm, aber der Konrad — nicht wahr — wir beide, meine ich, können nun niemals, niemals mehr nach Frauenstein kommen.“

Darauf zogen die Falben an, Moritz Petermann ritt vorweg, und unter den wehmütigen Klängen etlicher Jagdhörner fuhr die junge Gräfin von Hohenstein zum Schloßtor hinaus. Hofchirurgus Moosmeier aber, dessen Zerstreutheit heute wie meist zu spät herankeuchte, machte draußen auf dem Anger vor dem gelben Reisewagen seine allerdevoteste Reverenz, die niemand außer dem höflich wiedergrüßenden Aurelius Klops auf dem Bocke zu würdigen verstand. Es währte nicht lange, so hatte das Gefährt auch die entsetzlichen Holpergäßlein des Bergstädtchens hinter sich gelassen. An zischenden Gänsen und wie besessen kläffenden Kötern war es vorübergegangen. Nun ruckelte man auf der ausgefahrenen Handelsstraße zur Paßhöhe hinauf, und das Grafenkind sandte dem Feldhay noch einen tränenvollen Blick zu.

Vor dem Schlosse aber hatte sich die Gesellschaft bald getrennt; zuletzt standen nur noch der auf die Torfahrt starrende Hochgraf und Ehrn Pistorius beisammen. Als auch der Geistliche sich mit höflicher Verbeugung entfernen wollte, wachte der Landesherr aus seinem finstern Brüten auf und blickte den Schloßpfarrer feindselig an. „Wahrlich, Euer Reisesegen für meine Hohensteiner Nichte war ja der reinste Zuckerkuchen, Ehrwürdiger! Wehe, wer einmal eines Pfaffen Gunst verscherzt hat! Er kann das Mirakel gewahren, wie schnell sich das Lämmlein zum Wolfe verwandelt.“ Der alte Herr sah dem Ergrimmten nur stumm ins Gesicht, blieb aber in der Erwartung stehen, dies würde nicht das letzte Wort sein. Er wollte nicht unschicklich abbrechen. „Kann denn etwa die Else dafür, daß sie Konrad von Baalen liebte und nicht mich? Nun, da ich ihr Glück säe, werfet Ihr als böser Feind Euer Unkraut zwischen den Weizen. — War dazumalen ein irrsinniger, entlaufener Mönch drüben im Sächsischen, so auf den Friedhöfen immer den Abgeschiedenen geprediget hat. Rekommandiere ihm dies exemplum, Pistorius, zu geneigter Erwägung, dieweil ja

auch Ihm die Toten mehr denn die Lebendigen gelten."

Noch immer schwieg in ehrerbietigster Haltung der Hofprediger und richtete seine fragenden Augen auf den Hochgrafen. Dieser reckte sich in seiner ganzen Größe auf. „Ich sage Ihm aber, daß ich regiere, nur ich, Ehrn Pistorius, und ich zum dritten Male. Wir haben in Frauenstein keine Zwischensprechereien nötig. Wer sich meine Gunst konservieren will, der halte sich danach!"

„So Euer Fürstliche Gnaden das eigene Gewissen die Absolution erteilt, wer bin ich, daß ich mich dann noch unterfinge, Euch zu richten oder zu widersprechen?" erscholl jetzt des Pfarrers feste Antwort. „Aber mich hat mein Heiland als Diener am Worte an Ehrlichkeit verpflichtet, hoher Herr, und ich kann noch nicht an diesen Freispruch Eures Gewissens glauben."

„Dann laßt es in Dreiteufels Namen bleiben!" beendete der Hochgraf das Gespräch, ohne seinen Schloßprediger weiter zu grüßen oder auch nur anzuschauen.

❧ ❧ ❧

„Du mußt dich aber etwas mehr waschen, Jörge, das ist ja für die Katz'!" sagte die Ehefrau Marie Klops zu ihrem Gatten, der sich mit einem symbolisch flüchtigen Eintauchen der Fingerspitzen und Benetzen von Stirn, Nase und Wange an dem großen Bottich vorbeidrücken wollte.

„Wart' es doch ab, dummes Weibsbild — dies war ja nur der Anfang, und übrigens ist schon am nächsten Samstag mein großer Badetag!" kam grunzend Klopsens Erwiderung. Aber die aufmerksame Wächterin seiner Morgenwäsche war wenig von ihr befriedigt. „Ist noch drei Tage hin, mein Jörge. Dort am Halse — da — nein, da — hier — du bist ja noch ganz braun dort! Wart', ich will dir mal ein bißchen helfen!"

Ihre kräftigen Hände, die bis dahin in die breiten Hüften gestemmt waren, nahmen ihm jetzt entschlossen den groben Lappen aus den Fingern, und dann begann ein Schrubben und Rubbeln am Halse, Nacken, Rücken, bis seine Haut krebsrot geworden war, während er des Gleichgewichts wegen knurrig nach den Henkeln des Bottichs griff und sich darauf stützte. „Satis — satis — genug, heißt das auf deutsch! Genug!" protestierte er. „Wie hat auch nur unser lieber Herrgott dazumal euch Weibsen erschaffen können, davon aller Jammer auf Erden herrühret?"

„Ich bin an Undank gewöhnt, lieber Jörge. — So, jetzt geht's aber dahinten!"

Der Pförtner Klops griff mit rasender Schnelligkeit nach dem Handtuch und schlupfte dann fast ebenso behende in sein Hemd, damit Mariechen nicht etwa gar auf den teuflischen Plan verfiel, auch noch die Vorderseite des Oberkörpers vorzunehmen. Erst als diese dringendste Gefahr beseitigt war, ließ er sich zu dem übrigen Anziehen wieder gemächlich Zeit.

„Gib mir die Jacke vom Schemel her, Kind! — So. Ich bin heiß geworden. Mein ganzer Rücken brennet."

„Laß ihn brennen, Jörge, und iß jetzt deine Morgensuppe! Vergiß auch nicht das Gebet vorher!"

„Pest und saure Bohnen! Steckt mir denn noch als einem Klippschüler der Hemdenzipfel zur Hosenklappen heraus?" begehrte er auf und runzelte die Stirne, worauf sein entschlossenes, aber gutmütiges Eheweib doch einlenkte: „Nun, nun, Jörgechen! — Dein Suppen wird ja sonst kalt, und ich hab' sie dir heut morgen besonders schön angerührt. Komm nur!"

„Schlechte Zeiten — schlechte Zeiten!" brummte er und löffelte dann drauf los, während sie ihm mit ihrem Spinnrocken Gesellschaft leistete.

„Aber warum denn schlechte Zeiten, Jörge? Unser gnädiger Herr gibt doch überall mit vollen Händen, und ich habe dir sogar ehegestern das schöne, warme Wams kaufen können, ohne erst beim Schneider Borg zu nehmen."

„Nein, nein, schlechte Zeiten. Was verstehst du davon?"

„Frage mal die Frauensteiner Krämer — sie loben Hochgraf Fritz bis in den Himmel hinein — oder frage mal unser Hofgesind'!"

Er stocherte sich im Gebisse herum, sog pfeifend die Luft durch eine große Lücke am Eckzahn und setzte dann ruhig das Gespräch fort: „Sind doch schlechte Zeiten, Mariechen. Wünschte, daß die selige Hochgräfin-Witwe noch das Heft in Händen hätte, wo ein jeglicher wußte, woran er war. Das lebt und praßt heuer in den Tag hinein, ohn' Überlegen! — Doch still, was soll man solche Dinge mit einem Weibsbild bereden!"

Sie stützte ihre beiden Ellbogen auf den Tisch und legte das Kinn auf die roten Arbeitshände. „Deborah war auch ein Weib und item die Prophetin Hulda in dem 5. Buch Mose, und unsere selige Hochgräfin Sophie — na, wie steht's denn mit der?"

„Wie's mit der steht, Mariechen? Mausetot ist sie leider. Seitdem wurde um ein Linsengerichte unsere gute, alte Grafschaft verhandelt, und Junker Ölppen, die dicke Tonne, kräht nach Wein, wo er geht und steht, daß ich nur immer so springen kann. Wenn das die Alte noch erlebt hätte!"

„Ach was, Jörge, die hat ja den Hüh-

nern nicht mal die Handvoll Gerste gegönnt! Das ging ja gar nicht so weiter. Nein, unser gnädiger Herr gefällt mir recht gut, lebet lustig, aber lässet auch andere leben. Aurelius meint dasselbe."

Er war aufgestanden und sah, die Hände in den Hosentaschen, zu ihr hinunter. „Schnackt der Aule auch wieder mal klug?"

„Er heißt Aurelius!" verbesserte sie nachdrücklichst.

„Ja ja, wir wollten einen ganz gescheiten Jungen haben, dahero benamseten wir ihn Aurelius, und ist nun doch nichts denn ein fauler, dummdreister Aule daraus geworden."

„Der sein Zeug aber besser als du in Ordnung hält!"

„Das einzige, was Aule kann," schnitt er ihr einfach das Wort ab. „Den Faulenzer solltest du jeden Morgen siebenmal bei eiskaltem Wasser in den Bottich stubsen, damit sein Verstand und Gewissen aufwachen tun. Ich gehe jetzt, Mariechen."

„Du Rabenvater!" schalt sie erbost hinter ihm drein, als der Pförtner schon die Türe aufklinkte. — — — Richtig. — — So man diabolum an die Wand malet, stehet er auch schon leibhaftig vor einem. Da ist der Aule im Hofe, stiehlt dem lieben Herrgott den Tag und schnackt voller Wichtigtuerei mit dem schläfrigen Pörzke, der natürlich wieder seinen Tropfen an der Nase sitzen hat; die dicke Lina ist auch dabei, und sie stecken die Köpfe zusammen, als ob's in Frauenstein überhaupt keine wichtigere Arbeit für sie gäbe.

„Aule! Heh, Aule!" schrie der Pförtner über den Schloßhof und fuchtelte dann dräuend auf seinen Sprößling los, der beim ersten Anruf timide hinter dem dicken Kammermädchen Deckung gesucht hatte. „Ist das etwa euer Arbeiten, ihr Faulpelze, infamigte? Wart', ich lehr' euch mores!"

Lina war die einzige des Kleeblattes, die sich nicht im geringsten erschüttern ließ, sondern sich seelenruhig an den Kampfbereiten wandte: „Hört doch, Pförtner! Es soll allernächstens ein Fest gegeben werden, hat der Gnädige eben gesagt, ein großes Fest, daß auch die ältesten Bäume darob wackeln müssen. — Ihr glaubt's nicht? Geht nur hinauf; der Herr wartet schon auf Euch im Speisesaale und wird's Euch erklären."

Linas ruhige Stimme und noch mehr das, was sie mitgeteilt hatte, lenkte sofort die Gedanken von Klops senior ab. „Was? Auf ist er schon? Gestern hat er aber noch um Mitternacht nach mir geschellt."

„Der gnädige Herr hat gar nicht gut geschlafen," mengte sich nun auch Aule ins Gespräch.

„Trinkt zwei ganze Maß von dem Schweren und schläft trotzdem nicht?" raunte Pförtner Klops verwundert im Abgehen, und Pörzke pflichtete kopfschüttelnd bei: „Es ist was nicht richtig — wenn die selige Hochgräfin ... na, ich sage man immer, schlecht, schlecht!"

„Wißt ihr was," teilte jetzt Aurelius unter dem Siegel des Geheimnisses den beiden mit, als der gestrenge Vater durch die Schloßtür wieder verschwunden war, „der Hochgraf Erich mit den großen Kulleraugen hängt droben auch nicht mehr im Arbeitszimmer. Ich und Vater und der Gnädige, also wir haben ihn gestern abend zusammen abgenommen und dann in die Bücherei gestellt. Au, war das schwer, kann ich euch sagen!"

„Das schaurige, schöne Bild? Mich schlukkerte immer, wenn ich's ansah."

„Ja, ein sehr schönes Bild, Lina! Du hast recht, ein Meisterpinxit, als mir der geheime Rat Beßmann neulich unter vier Augen bestätiget hat! ‚Aurelius,' sagte er, ‚lieber Aurelius, dieses Pinxit hat sehr viel auf sich. Es ist alt und schön.' Aber unser Gnädiger hat es trotzdem nicht mehr ertragen können."

„Wenn die selige Hochgräfin noch lebte — na ja — und das Malwerk hat bisher doch immer dort ... Es ist was nicht richtig, glaubet mir," erklärte Pörzke und sah nachdenklich dem Tröpflein nach, das endlich seinen Sprung auf die Erde gewagt hatte.

❧ ❧ ❧

Die dicke Lina hatte sich nichts aus den Fingern gesogen. Es schilpten ja die frechen Spatzen schon von den Schindeldächern; der Storch beklapperte besagtes Ereignis mit seiner außer sich geratenden Gattin und brachte nur durch den Hinweis: „Beherrsche dich — es könnte den Eiern schaden!" die Brütende zur Ruhe. Überhaupt ganz Frauenstein war aus den Fugen, dieses ehrsame und sonst so ans Gleichmaß der Tage gewöhnete Frauenstein, und alle Menschheit (ob feminini, ob masculini generis, blieb völlig aequabel dabei) begrüßte sich mit den Fragen: „Nachbar, was hältst du von bemeldetem Volksfeste?" oder: „Wann soll's denn endlich losgehen?" — „Nein, so was!" Mit dieser Äußerung traf Balbier Finzel den allgemeinen affectus auf den Kopf.

Nicht lange, und das Frauenzimmer kramete seine besten Kleider hervor, fand sie zwar leider nicht mehr so farbenprächtig und schön, als der Geist sie im Nimbus der Träume gesehen, seufzete zuerst vernehmlich, nestelte dann, nähte, modelte, stickte und war nach einigem frischen Aufputze doch wieder rührend in seine ausgeblichene Festgewandung verliebt. „Es sieht itzt als wie neu

aus, und so man das verschossene Blaue der armen Gevatterin vergleicht — nun, man will ja nicht unzart sein, aber ...“

Bis dato waren die Amtsstunden des Geheimen Consilii fast ein wenig heilig gleich dem Gottesdienste gewesen, wie es sich schon bei Beginn durch das ehrfurchtsvolle Aufstehen der Kanzlei und jenes solenne Abwinken des hohen Rats beim Eintritt dokumentierete. Aber jetzo klinkte Sterlatius unangemeldet bald des Edelen, bald Beßmanns Türe auf, um ihnen mitten in der Arbeitszeit seine neueste Festode, das Produkt wilddurchwälzter Nächte, vorzulesen, wobei Ubigow begeistert applaudierte, der andere, je öfter, je mehr, Korrekturen vorschlug, die der Autor aber prinzipiell nur als neidische Molestien verachtete. Kienruß, schwarzen, guten Kienruß bekam probehalber ein wagemutiger Jägerbursche ins Gesicht und damit die erste, und zwar durchaus ungünstige Impression afrikanischen Mohrentums. Überall — das Fest! Unser Fest!

Eine fürstliche Augenblickslaune hatte diesen Rummel hervorgerufen — der Gedanke, mit solchem Projekte die neue Frauensteiner Ära zu inaugurieren, Ehrn Pistorio zum Trotz, dessen Worte so böse Widerhaken besaßen.

Dem Hochgrafen Friedrich war freilich das Ganze schon wieder verleidet worden. Er überließ daher Jaköbke die Führung und flüchtete für etliche Tage mit seinem Jäger Petermann nebst Husso und Brasso, den beiden Rüden, in die Berge, um dem gräßlichen Vorbereitungsspektakel zu entgehen. Der Wald war still, und die Munthe, die mit kecken Sprüngen und Wirbeln von der Geierkuppe zu Tal hüpfte und dann so sonderbar träge durchs Moor und den schwarzen Bielteich weiter schlich, focht das Fest nicht an.

„Die Menschen sind heuer wieder einmal verrückt, Moritz,“ erklärte der Hochgraf, als sie zuerst wieder des Waldes feierliche Ruhe einatmeten.

„Das sitzt im Kopfe, Euer Gnaden,“ war Petermanns philosophische Antwort.

„Selbstverständlich! So es zuerst in den Beinen rappelte, wäre es vielleicht possierlicher anzuschauen als dieser Irrsinn da.“

Der Jäger sah seinem mißmutigen Herrn stumm ins Gesicht. ‚Und wer hat diesen ganzen Quark angerührt?‘ fragten seine Augen.

Schon der erste Abend fand den Landesherrn auf dem Anstand. Daß er nicht irgendwelcher Kreatur zu Leibe gehen, sondern nur einmal die stille, ernste Einsamkeit der Berge wieder erleben wollte, verschwieg er seinem Getreuen. So wartete Petermann mit Husso und Brasso, daß ein Pfiff ihn herbeirief oder ein Schuß erscholl, aber es regte sich gar nichts. Auf einem Baumstamm saß bewegungslos die mächtige Gestalt des Hochgrafen; man konnte ihn gut dort erkennen. Petermann schlüpfte wieder beruhigt ins Gebüsch und kaute an seinem Grasstengel weiter.

Der Wald ging schlafen. Über die blaugrauen Mauern der Wolkenburg schimmerten die Strahlen des riesigen Sonnenwagens, während seine wilden Rosse abgeschirrt wurden. Aber als die ungeduldigen Renner endlich an ihren güldenen Krippen standen, rollte auch das schwere Gefährt langsam unter Dach. Noch immer gleißte es, noch immer funkelte es, bis endlich die wuchtigen Erztüren hinter ihm ins Schloß fielen — da kam die Nacht. Der Mond ließ seine weißen Zelter über die Geierkuppe hinwegtraben; weiche Silberlichter spielten jetzt um die Wipfel aller Bergköpfe ringsum; still und geheimnisvoll zog das leuchtende, leichte Gespann über die weite, weite Himmelswiese. Nur als es dem Bielteich gegenüber war, hielt der Lenker ein Weilchen an und sah neugierig in das schwarze, moorige Wasser, um sein eigen Spiegelbild zu erschauen. Dann fuhr er langsam und mit wortlosem Grüßen an Stern um Stern vorbei.

Der Wald ging schlafen. Was jetzt durch seine Äste und seine Wipfel müde dahinrauschte, war nur noch Sprechen und Flüstern im Traume. Darum stand der einsame Weidmann, der bisher regungslos dem Abendweben und Dämmerreigen der Natur zugeschaut hatte, plötzlich auf — seine Gestalt wuchs ganz unerwartet von dem Baumstumpf empor. Alsbald unterbrach Reineke Fuchs sein zottelndes Schlendern, hob die Lauscher und machte sich dann im raschesten Laufe davon. Auch die junge Ricke am Waldesrande schreckte und flüchtete in das Bruchdickicht zurück, daß man den Spiegel noch ein paarmal aufleuchten sah.

„Petermann, wo ist Er denn?“

Knackend und knickend arbeitete sich der Gerufene mühselig durchs Gebüsch, von Husso und Brasso fast umgerissen, und meldete sich bei dem Hochgrafen, dessen kräftiger Körper sich jetzt, fast gespenstisch groß anzuschauen, scharf vom fahlen Himmel auf der Bergwiese abhob. Der erste neblige Nachtbrodem wob ihm um die Waden. Den Atem hielt der Wald an; denn wie ein Messer hatte jener herrische Ruf die Abendstille durchschnitten und ihn jählings geweckt. — Welch Fremdes, Unheimliches reckte sich da in seiner verlorenen Einsamkeit auf? Ah, der große Verbrecher — unser Feind — der Mensch! — — Als aber beide Jäger stumm ihren weiten, mühseligen Wurzelweg zum sumpfigen Munthel-

tale hinabkletterten, nickte der Hochwald doch allmählich wieder ein, und weiche Mondesstrahlen schmeichelten wohlig um die Wipfel, daß lächelnde Bilder durch seine Träume zogen.

Der Nebel wuchs. Je tiefer man ins Tal kam, desto mehr fröstelte einem unter seinen feuchtkalten Händen, desto mehr verschleierte er Baum und Strauch. Aus dem weißen Meere winkten verschwimmend gespenstische Gestalten, und der Mond schimmerte nur noch ganz matt durch die wogenden Dünste. Nichts war von den Sternen zu sehen. Des Munthemoores Hexen kochten und brauten ohne Rast und ohne Ruh, und höher und höher wuchs der Nebel; auch der Mond verschwand schließlich. Die geisterhafte Stille umher aber machte alles nur umso unheimlicher.

„Es ist noch über eine Stunde Wegs bis zu unserem Jagdhause, gestrenger Herr, und der Pfad führt dicht am Munthemoor entlang!" wagte der Jäger seinen schweigsamen Grafen anzureden.

„Glaubt Er, daß wir uns vielleicht verirren könnten, Moritz?

„Fast fürchte ich so, denn die Sicht ist übel. Aber bis zum Munthemüller wären es nur einige Minuten, Euer Gnaden."

Der Hochgraf überlegte. Die Mühle lag greulich einsam, und ihr Wohnhaus deuchte ihm recht pauvre und eng zu sein. Nur das hellgrüne Moos auf dem Dache wucherte in üppiger Fülle, weil der Talgrund sonnenlos blieb. Verlockend war's gewißlich nicht, beim Munthemüller Obdach zu requirieren — aber die andere Aussicht? Man geriet wahrscheinlich ins schwankende, schwarze Moor, das seine Beute nie mehr herausgab. Ein elendes Los, hilflos zwischen den seidenweichen, weißen Flockenblumen einzusinken, von tanzenden Irrlichtern schadenfroh umhüpft — verirrt, verloren — dann ein paar schmutzige Bläschen — gestorben, verdorben.

„Hier zweigt der Pfad zur Munthemühle ab, Euer Gnaden."

Ohne ein Wort zu erwidern, schlug Hochgraf Friedrich den neuen Weg ein, blieb aber dann wieder stehn und lauschte. Heisere, bellende Laute schollen ihm von fern ins Ohr. „Wölfe!"

„Werden drüben am Frauenstein ein Kitz hetzen," keuchte Petermann, der seine jaulenden und fiepsenden Köter kaum noch am Strick zurückhalten konnte. Nur wenige Schritte, und zum Greifen lag die ärmliche Mühle vor ihnen.

Ein altes, verkrümmtes Weib hantierte in der Küche, als sie eintraten, ohne sich um die Ankömmlinge zu kümmern; es hatte einen scheelen, häßlichen Blick und mummelte andauernd mit seinen zahnlosen Kiefern, während vom offenen Herde der beißende Rauch in den Raum qualmte.

„Wo ist der Müller?" fragte der Hochgraf.

Sie klapperte und klirrte gleichgültig weiter, ohne Rede zu stehen, bis Petermann ihre Schultern packte und sie anbrüllte: „Wo der Müller ist, alte Hexe?"

„Er kommt bald."

Hochgraf Friedrich nahm schweigend auf der Bank an der Wand Platz, und sein Jäger band Husso und Brasso an dem Bettpfosten fest, daß sie halb in der Schlafkammer, halb in der Küche lagen; dabei verfolgte vom Schranke aus eine große, weiße Katze mit ihren grünen, funkelnden Augen jede seiner Bewegungen.

„Das nennet man Behaglichkeit. Faß' Er sich, Moritz!" lachte der Landesherr, als der besorgte Begleiter sich noch immer nicht mit diesem zweifelhaften Empfange zufriedengeben mochte. Grad' im selbigen Augenblick trat die junge Müllerin, ihren Säugling auf dem Arme, über die Schwelle, ein großes, etwas nach vorn geneigtes Weib. Sie trug schöne, schwarze Haarflechten ums Haupt gewunden, und aus dem schmalen, weißen Gesicht mit den zart geröteten Wangen schauten zwei dicht überwimperte, große, fragende Augen eine Weile die unerwarteten Besucher an. Darauf grüßte sie mit leichtem, freundlichem Kopfnicken und legte ihr Kind in den ärmlichen Bettkorb, der am Strick in der Ecke hing. Noch war kein Wort gesprochen worden, aber die Blicke der Müllerin musterten ohne jede Verlegenheit ihre beiden Gäste weiter, während sie hüstelnd Tisch und Bänke sauber wischte.

„Du bist doch unser Herr Hochgraf?" kam es endlich von ihren Lippen.

„Ja, der bin ich, Müllerin! Und Sie wird Ihrem Landesherrn in dieser nebligen Nacht schon ein Lager bereiten können, denk' ich."

„Gewiß, Herr. Wir danken dir recht, daß du bei uns armen Leuten eingekehrt bist. Nimm nun bitte auch sonder Mäkelei mit dem Unseren vorlieb! In der Munthemühle wird ein härterer Kampf ums tägliche Brot gekämpft, als wohl solch fürstlicher Herr sich vorstellen kann, Ich rede ganz offen."

Sie hustete heftiger, nickte aber dann ihrem Landesvater sehr herzlich zu. Wie ruhig dies Weib aus dem Volke sprach! Überrascht schaute sie der Hochgraf an und stimmte ihr zu Petermanns größter Verwunderung bei, ohne irgendwelche Einrede zu machen. Der Jäger fand es viel unziemlicher als er, daß die schlichte Müllerin einen hochgeborenen Mann so kühn zu ermahnen wagte. Aber heimlich staunte doch auch Moritz. Das Weib war so schön — so herzlich — so krank!

In dem verräucherten Raume quälte sich immer wieder der Husten aus ihrer zusammengesunkenen Brust. Wenn er jedoch überwunden war, dann gewann die milde, verklärte Ruhe bald auf dem Gesichte die Herrschaft zurück.

„Sie ist wohl leidend, Kind? Ich werde Ihr meinen Leibarzt zuschicken," sagte der Hochgraf voll väterlichen Mitgefühls. Aber da schüttelte die Kranke nur wehmütig den Kopf.

„Ach, wo es bei mir schon so weit ist! Meine gute Mutter ist auch an der Auszehrung gestorben, ehe denn sie dreißig Jahre geworden."

„Nun, nun," entgegnete er beklommen, „steht unser Stündlein nicht in Gottes Händen? Wer dürfte ihm da praescriptiones machen wollen?" Beinahe etwas belustigt lächelte sie zurück, als der Landesherr ihr vorpredigen wollte, aber sie antwortete nichts, sondern stieß über dem Herde eine Luke auf, zum Abzug des Rauchs, und winkte der alten Schwieger zu, nun die weitere Kocherei ihr zu überlassen. Die Hexe setzte sich darauf willig auf einen Schemel und mahlte dort stumpf mit ihren Kinnbacken fort, die runzlichen Hände abwartend im Schoße gefaltet. Der Qualm, der Qualm! Ein Weilchen hielt sich die Müllerin wie schwindlig am Fensterbrette und hustete, daß es einen Stein erbarmen konnte. Der Säugling fing leise zu wimmern an. Sofort gab sie dem Korbe einen sanften Stoß, daß er sacht hin und her schaukelte, und machte sich mit müden, schweren Bewegungen ans Werk, um das zu vollenden, was die Alte ihr abgetreten hatte.

„Sie ist krank," mummelte diese gleichsam entschuldigend, als Petermann den Kopf schüttelte.

„Zum Teufel, so hilf ihr doch, statt hier Maulaffen feilzuhalten!" schrie der Jäger, über diesen gleichgültigen Stumpfsinn erbost. „Ich kann ihr ja bei eurem Kram nichts abnehmen."

„Ja, sie ist krank, Herr!" wiederholte das taube Weib feixend, ohne seine Worte zu verstehen. Die junge Müllerin aber zog ärgerlich die Stirn in Falten und sah mit ihren glänzenden, braunen Augen strafend den Polterer an.

„Sei doch still," flüsterte sie erschöpft und atemlos, „hier in der Mühle herrsche ich und nicht du!"

Der Jäger bekam einen roten Kopf und verstummte mit einem verlegenen Blick auf seinen Herrn. Auch der Hochgraf schwieg. Desto deutlicher hörte man den Müller in den Vorflur treten und pfeifend den Schmutz von seinen Stiefeln abstampfen; dann kam er herein, ein mittelgroßer, rothaariger Mann mit vielen Sommersprossen im Gesicht, und blieb mit lautem, verblüfftem „Hallo!" an der Tür stehen, weil er zween Gäste in seiner Küche erblickte. Plötzlich erkannte er seinen Landesherrn, machte eine linkische, aber unterwürfig tiefe Verbeugung, als ob er ihm die Stiefel küssen wollte, und rief: „O je, o je — nein nein! Aber was bedeutet das, Euer Gnaden?"

„Ich bin Sein Gast, wie Er sieht, und Seine Frau will uns Quartier geben, damit wir nicht heute im Nebel weiterirren müssen."

„Er schämt sich unserer Armut nicht, Edo," erscholl die ruhige Stimme der Müllerin vom Herde.

„Aber ich schäme mich ihrer," klagte er beweglich. „O unser Hundeloch! Diese armselige Mistfinkenhöhle, Euer Gnaden! Ich bitte um gnädige Verzeihung."

„Rede doch nicht so, Edo! Weshalb wollen wir jemand wegen unserer Armut um Nachsicht bitten? Ist sie denn nichts Ehrliches?"

„Kinder, kein convicium!" sprach der Regent lachend. „Streitet euch doch nicht! Kein anständiger Kerl stehet mir in meinem Lande so tief, daß ich mich scheute, über seine Schwelle zu schreiten."

Diese Worte brachten dem Hochgrafen einen dankbaren, warmen Blick ihrer schönen Augen, der ihm ganz sonderlich wohl tat. Inzwischen war das Herdfeuer herabgebrannt; es glühte noch matt in den veraschten, halb zerfallenen Scheiten nach. Die Mummelalte holte eine große, runde, irdene Schüssel aus dem Schrank und stellte sie ihrer Schnur zum Einfüllen des Haferbreies aufs Fensterbrett. Dann legte sie jedem einen groben Löffel hin und den großen Brotlaib mitten auf den Tisch. Immer mehr entpuppte sie sich als ein völlig harmloses, etwas kindisches Weiblein trotz ihrem hexenhaften Aussehen.

Der Müller hat das Tischgebet gesprochen — nein, heruntergeleiert, und steckengeblieben war er in seiner inneren Aufregung auch noch dabei, daß sie ihm wie einem Abcschützen einhelfen mußte. Danach begann das Abendbrot, und die Munthe gurgelte und raunte, vom Nebel dicht zugesponnen, als wollte sie sich auch an der Unterhaltung beteiligen. Der Hochgraf wischte sich den Löffel nochmals am Wamse ab, aber tunkte ihn dann tapfer in den großen Hafen, weil er einen wackeren Hunger mitgebracht hatte. Auch die Müllerin aß, und die Alte war völlig in ihre geliebte Abendmahlzeit vertieft, ohne über die Tischkanten hinweg zu gucken. Vergebens hatte Petermann der Hausfrau ein Zeichen gemacht, daß sie doch höflich den hohen Herrn



Fröhliche Gesellschaft
Gemälde von Prof. Hermann Gradl

voressen lassen sollte. Nur ihr rothaariger Gatte hielt nach den ersten Bissen ein und folgte ängstlich seinem Beispiele.

„Nun so langt doch ohne Zaudern zu, Kinder!“ sagte der Hochgraf, als er es gewahrte. „Der Brei läßt sich gut essen.“

„Was sollte ich dir auch vorsetzen, wenn er dir nicht mundete, lieber Herr? Wir haben heute nichts Besseres im Hause. Ach, und ich möchte dich doch so herzlich gern fröhlich und zufrieden auf meiner Bank sehen!“

„Es ist ein elendes Hundedasein!“ schimpfte der Müller mit einem gewissen bettelnden Blick auf seinen hohen Gast. Aber der wandte sich rasch von ihm ab und ihr zu: „Sie hat Ihre Sache recht gut gemacht, finde ich, Müllerin!“

Nun aßen sie still beieinander, während die Moorhexen draußen ihr leichtes Linnen um die Fenster spannten; die Hunde waren eingeschlafen und jifften im Traume hinter einem Hasen her, und die weiße Katze, die schon lange mit einem unentschlossenen Blick auf Husso und Brasso nach dem Brei geschnüffelt hatte, sprang mit einem geräuschlosen Satz auf den Steinboden, um leise miauend und mit dem Schwanze schlagend bei den Essenden herumzubetteln.

„Hört ihr's? Wiederumb die Wölfe!“ sagte der Müller aufhorchend. „Sie haben im letzten Winter den lahmen Schulmeister von Effenried gerissen, als er abends durch den Schnee nach Hause stampfte.“

„Eine Witwe und drei unversorgte Waislein!“ ergänzte sein Weib und warf einen fragenden Blick auf den Hochgrafen.

„Es wird für sie gesorgt werden. Erinnere Er mich noch in Frauenstein daran, Petermann! Ich will es mir aber auch selber merken.“

Darauf lächelte sie, ein gutes, dankbares, glückliches Lächeln, und winkte der Schwieger abzuräumen, wie es auch sonst ihr übliches Amt gewesen. Der Hochgraf sah das leidende, weiße Antlitz an, das sich ohne Scheu an des Mannes Schulter lehnte und ihn immer wieder mit den großen Augen betrachtete, und sagte dann gütig: „Hört, Müllerin, man möchte Ihr gern ein desiderium, einen kleinen Lieblingswunsch, mein' ich, erfüllen. Weiß Sie solchen anzugeben?“

„Ein Wunsch? Mir fällt gewiß noch etwas ein. Was bist du aber gut zu uns, Herr Hochgraf! Ich habe es auch niemalen glauben wollen, wenn andere meinten, du seist kein rechter Landesvater.“

„Sagen sie denn das von mir?“

„Ach, sie schwatzen ja immer etwas; also laß sie nur reden! Ich bin ein sterbend Weib — das macht selbständig davon, das treibet auch zu eigenem Fragen und Denken. Du bist gewiß nichts als ein armer Mensch, lieber Herr, habe ich mir gesagt, vom Weibe geboren als wir und wie wir auf Gottes Erbarmung angewiesen. Aber ebenso bist du unser Landesvater, dem wir Treue halten sollen, und den möchte ich nun so recht von Herzen ehren und lieb haben können. Derhalben mußte ich dir heute oft in die Augen schauen.“

„Und was liest man in meinen Augen, Müllerin?“ fragte er unsicher, als sie mit ihren ruhigen Worten zu Ende war.

„Ich lese darin, daß du ohne Falsch bist und es mit uns redlich meinest. Da plaget mich nun ein Rätsel, lieber Herr. Sie sagen nämlich von allen Seiten, daß du unser Frauensteiner Land gegen Geld verhandelt habest, nur um ein bequem und lustig Leben führen zu können. Das würde ich nicht verstehen.“

„Weib, was sprichst du itzt?“ schrak der Müller auf und schaute sie entsetzt an. „Du bist wieder fiebrig. Leg' dich schlafen!“

Auch Petermann, der oft genug gehört hatte, welch tolle Fama über diesen Punkt in Frauenstein ihr Unwesen trieb, zuckte besorgt zusammen, so keck kam ihm dieses fragende Weib vor. Doch die Müllerin behielt ihre gehaltene Ruhe, als sie antwortete: „Ich fiebere jeden Abend — das weißt du doch, Edo. Warum darf aber des Volkes Munkeln und Raunen nicht bis zu unseres lieben Hochgrafen Ohr dringen? Er muß doch die Wahrheit hören.“ Die Stille schritt durch den Raum, eine beengende Stille, die der Gefragte erst nach längerer Zeit brach: „Sie muß mir nicht dreist werden, Müllerin, auch wo Sie es von Herzen treu und gut meinet, und Sich daran genügen lassen, daß ich mein Frauensteiner Land wirklich lieb habe.“

„Nun hör' aber auf und gib dich hiemit zufrieden, du einfältiges Weib!“ sagte der Rothaarige betreten und kraute sich in großer Verlegenheit den dicken Schopf. „Wir aus dem einfachen Volke, Herr,“ meinte er dann, zum Hochgrafen gewandt, „schwatzen bisweilen unschicklich und dennoch in bester Meinung.“

Die Kranke hustete wieder erschreckend lange und wiegte dann leise und wehmütig das Haupt. Ihre feuchten Augen blickten nicht mehr die Gäste an, sondern nur mit einem traurigen Ausdruck zum Fenster in die wallenden, weißen Munthenebel hinaus. Die Stille, die beengende Stille, trat wieder zwischen die Menschen am Tische. Ein jeder fühlte sie.

„Ist Sie denn immer noch mit mir un-

zufrieden?“ schalt der Hochgraf halb im Ernst, halb im Scherze.

„Ich bin nur eine Einfältige — der Müller hat es schon richtig gesagt. Aber so wie ich mein arm hilflos Kindeswürmlein dort im Korbe lieb habe, das mein Schoß geboren hat, so mußt du unser kleines Land mit seinem vielen Darben und Hungern ganz, ganz warm ins Herze schließen. Das ist der Wunsch, den ich dir sagen wollte!“ Mit flehenden, großen Augen sah ihn die Munthemüllerin dabei an, und ihre fragenden Blicke ließen ihn kaum nach rechts oder links ausweichen. Er schaute bewegt auf, ergriff ihre Hand und sprach: „Ich hab' es stets so gehalten: ein Mann ein Wort! Frauenstein soll mir immerdar wie mein eigen Kindlein sein.“

Da glitt es wie verklärtes Lachen über ihre Züge; sie küßte die Rechte, die er ihr zum Gelöbnis gegeben. „Nun habe ich doch offen mit meinem Hochgrafen reden dürfen!“

Dann stand sie auf. Die beiden Rüden lagen noch immer schlummernd auf der Schwelle zur Kammer, und ihr schlanker, nackter Fuß streichelte ihnen fröhlich das braune Fell, daß sie gar behaglich vor sich hinknurrten und mit der Rute schlugen. „Ihr habt einen lieben, guten Herrn, ihr Wildfänge!“

Mit diesem Wort trat das Weib über sie hinweg in das armselige Schlafgemach, um dem Hochgrafen daselbst die Lagerstatt zu bereiten, während die vier Zurückbleibenden weiter dem eintönigen Schlummerliede der Munthe lauschten.

⌘ ⌘ ⌘

„Komm her, Husso, du Ferkel! Worin hast du dich nun schon wieder gewälzt, daß du so mörderlich riechst? Ach, ihr Hundsviecher lauft euch eben nicht mehr müde und bekommt hier nichts zu tun; darob verfallet ihr dann auf solche Zicken!“

Husso mußte wirklich in der eigenen Conduite gar kein Deliktum finden; denn er blickte Petermann mit den treuherzigsten Augen an, gab ihm ernsthaft seine Pfote und wollte sich sodann stinkend, wie er trotz aller Rasseschönheit war, zärtlich an des Jägers Knien scheuern. Die gröbliche Abwehr dieser Herzlichkeit veranlaßte ihn jedoch, sich tiefbeleidigt in etlicher Entfernung niederzulegen und Moritz sehr vorwurfsvoll zu beäugen. ‚Von Natur finde ich die Menschheit recht lächerlich,‘ deliberierte dabei sein empörtes Hundegemüt. ‚Nicht nur, daß wir ihnen oft genug das Wild anzeigen, und sie für gewöhnlich vorbeischießen — nein, wie lächerlich ist nun zum Beispiel auch dieser Petermann! Ich, Husso, bin von sehr gerechter Sinnesart und erkenne gern an, daß er mir noch niemals wie Brasso mein Futter weggefressen hat. Auch pünktlich war er zumeist. Aber heute? Ruft mich erst und versetzt mir dann einen schmerzlichen Tritt, und wenn ich mich im Luder wälze, unserem bewährten Hundemittel wider alles Flohzeug, so fährt er mich gar noch barsch an: Pfui, wie du stinkst, Schweinekerl!‘

Nicht minder vorwurfsvoll, aber auch nur in seines Busens Tiefen klagte der gerügte Jägerbursche Moritz Petermann das genus hominum und den Hochgrafen, unter aller Verwahrung gebotenen Respektes, als seinen Hauptvertreter an: „Potz Lunte und Schwefel, ist dies nun etwa das Jägerleben, wie er's sich hier vorgenommen hatte? Nach Kreuzhorst hin spüre ich ihm einen Luchs auf. Ja, antwortet er mir wie geistesabwesend, ist doch oft ein strammer Kerl, so'n Luchs, als ob er mir erst sagen müßte, was der Luchs für ein Biest sei. Drüben am Düwelsberge entdeckte ich für ihn nach langem Suchen einen Adlerhorst. Recte, meinet er, das scheint mir gar nicht ausgeschlossen, daß da auch Adler sind. Na, wer ist nun eigentlich von uns beiden nicht bei Troste? — Ich komme jedenfalls, natürlich in aller Devotion gesagt, kaum in Frage; aber die alte Hexe in der Mühle mag ihn vielleicht verwunschen haben.“

Schließlich ging dem Unlustigen doch ein Licht auf. Hatte er nicht der kranken Müllerin für ihre Gastlichkeit ein ansehnliches Geldgeschenk hintragen müssen? Mit jenem kuriosen Abendgespräch in der Munthemühlen mußte das kuriose Gebaren seines Herrn irgendwie im Zusammenhang stehen; Petermanns Approbation fand der Regent auch bei dieser halben Erklärung nicht.

„Sie hat ja mancherlei, so Hand und Fuß besaß, gesagt — gut, geben wir zu! Aber ein Hochgraf, der nicht jaget, ist kein rechter Hochgraf nicht. Und wie hat er das früher verstanden — potz Lunte und Schwefel — er und sein getreuer Jäger Moritz Petermann! Konnten uns beide damit sehen lassen — er voran. Respekt! Besser wird diese Welt nicht, spricht Ehrn Pistorius, und besser ist sie auch hier nicht geworden.“

Es wollte aber einer, daß es in Frauenstein wirklich besser werden sollte, und das war gerade der gescholtene Hochgraf Friedrich selbst. Sein zerstreutes Wesen, das dem Jäger so mißfiel, rührte eben daher. Hier in Waldesstille und Einsamkeit, wo die Geierkuppe und der Feldhay, der Düwelsberg und der Frauenstein mit ihren ernsten Häuptern herüberschauten, wo die Munthe durch den schwarzen Bielteich hinschläferte, hier wollte er mit sich ins reine kommen, um den Sieg

zum Rechten und Ehrlich-Guten zu erkämpfen. Hier war er fernab seiner verstäubten Kanzlei, fernab Jaköbkes Dreistigkeiten und vor allem fern allem Rumore, den das Frauensteiner Volksfest mit seinen Zurüstungen erzeugte. Wie das alte Rad der Munthemühle die Wasser schäumend durcheinander quirlte, so war in der Küche der Müllerin von seinen eigenen Lippen ein Gelübde gesprochen worden, das ihm alles in der Seele umtrieb und durcheinander jagete: „Frauenstein soll mir immerdar wie mein eigen Kindlein sein!"

‚Höre auf mich!' sprach eine innere Stimme, als er nachdenklich vor dem Jägerhause im Grase lag. ‚Du mußt heiraten, allen Hindernissen zum Trotze; du mußt den Frauensteiner Successor schaffen, auch wenn die magere Paupertät wieder im Schlosse ihre Hungerrippen zählet. Nicht zum Genießen, sondern des officii wegen setzete dich Gott in dein Amt — war nur geliehen, nicht geschenket. Allwo ein bitter Streiten ums liebe tägliche Brot in allen Hütten ist, mögest auch du als des Landes Vater mit Sorgen ins Bette steigen und mit Mangel dich vom Lager heben. Tu Dornen in dein Kopfkissen, so wirst du denen Freund werden, deren Lebensacker genug an Dornen und Disteln trägt. Nicht dafür hat Erich der Trutzige oder Ernestus Confessor das Banner deines alten Geschlechtes getragen, daß du dir einen vergnügten Freudentag schüfest oder der blonden Else Ehestifter würdest.

Einen vollen Tag rannte der Hochgraf durch die Wälder, die das Jagdhaus umgaben, um mit dem klar zu werden, was diese Stimme in seine bange Seele hineingerufen hatte, und scholl ihm manchmal wie gellende Posaunen des Gerichts ins Ohr, da er nicht nur mit den Schatten der großen Toten, sondern auch mit den Lebendigen in hartem Geisterkampfe stritt. Er rang mit Ehrn Pistorii fester Beharrlichkeit und jener totkranken Frau drunten in der Munthemühle, die ihm hieß, das kleine Frauensteiner Land mit seinem vielen Darben und Hungern ganz, ganz warm ins Herz zu schließen.

O Jakob von Olppen, wenn du nur etwas von dem Erzvater an dir gehabt hättest, der dir den Vornamen gab, vielleicht wäre der heiße Strauß dem Hochgrafen etwas leichter geworden! Aber du kämpftest wahrlich mit keinem Engel bis zur Morgenröte, und was wußte deine Genußseligkeit überhaupt von Narben und Wunden?

Nahe genug war Hochgraf Friedrich daran, vor den Manen seines Hauses die Waffen zu strecken, als gerade im stillsten Walde, da ein hüpfendes Wässerlein unter mächtigen Farnen dahinschwätzte, plötzlich die andere Stimme ihren tapferen Widerstreit begann. Klang zwar nicht alles der ersten entgegen und klang doch nie so wie sie; klagete auch an, und war doch ein anderer Ton darin! Und die heimlichen Schutzgeister des Landes traten aus Busch und Kluft und wurden der zweiten Stimme brausender Chor.

‚Hochgraf — Hochgraf! Nimmst du den Schritt zurück, den du getan, so bist du fortan ein gefesselter, hilfloser Knecht, und die Gläubiger werden deines Landes harte Herren. Dein Verzichten ist Heil und dein Opferweg Segen, so die Hand nur rein bleibet, die da opfert, und der Sinn nur getreu, der da verzichtet. Aber du hast planlos und ohne groß Überlegen den neuen Samen über Trift und Feld gestreut, ein schlechter Bauersmann, ein tändelnd Kind! Hochgraf — Hochgraf! Im Schweiße deines Antlitzes sollst du ackern und den Segen ernster Arbeit einernten. Aber dein Opfer glich dem, das Malachia der Prophete rüget, da du Halbwertes auf den Altar legtest, um des Fetten im Frohsinne selbst zu genießen. Führ' dein Regimente zum echten Opfer, so wird's wohl werden! Nicht Feste, sondern Mühsalstage zimmern Frauensteins Neubau — drum als erster auf die Leiter und als letzter vom Gerüst! Hochgraf — Hochgraf! Schaffen ist mehr denn Erhalten und neue Ziele mehr denn ein welkes Leben fristen. Darum schließe neue Quellen auf für dein dürres, verarmtes Land! Die Zeit hat sich gewandelt, seit Erich der Trutzige am Sarge von Buonconvento stand und Radbertus gen Stendal aufbrach. Dem Leben sein Recht und den Toten ihre Gruft! Dann magst du, wenn dein Stündlein gekommen ist, an ihre Pforten klopfen: Laßt mich ein; hab' viel gepflanzet und viel des Unkrautes gereutet, hab' neu gebaut und neu geschaffen im Frauensteiner Land. Ein schweres Opfer gab Kraft mir und offene Tür. Ich bin nun der letzte, der hier bei euch schlafen geht, aber eurer bin ich wert geworden! — Und die Pforte wird sich auftun dem letzten und doch wahren Hochgrafen von Frauenstein. Ans Werk! Gehe heim, Hochgraf Friedrich, und Gott schenke dir fröhlich Gedeihen!'

Verklungen war die Stimme. Aber da sie verschollen, hatte sie auch obgesieget. Ein einsamer Mann zog die Jägerkappe und wollte nur noch sein Wörtlein mit dem reden, der in stillen Schritten feierlich durch den Waldesdom wandelte, Bäume und Blumen zu benedeien.

Unsere Gäste

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen



Gäste, — welche Unmenge von verschiedenen Werten umfassen die fünf Buchstaben dieses Wortes! Der König, den ich in Frack und Orden an der Haustür erwarten muß, und der Schufterle, der sich durch unbestimmte Vorspiegelung von Grüßen, die er mir von einem Freunde persönlich überbringen müsse, am Diener vorbei gelogen hat, der geliebte Bruder, dem das ganze Haus das Fremdenzimmer schmückt, und der Weinreisende, der die Türklinke noch in der Hand hält — als er sie schon wieder tief enttäuscht und arg erschüttert umschließt, der in qualvoller Sorge erwartete Arzt und der Jüngling, der „auch dichtet" — sie alle sind Gäste.

Freilich kann man nicht von allen Geschichten erzählen und leider am wenigsten von den liebsten. Denn der liebe Gast fügt sich so geruhig-festlich in das Hauswesen ein wie ein Edelstein in seine eigene Fassung. Um so lustiger sind die anderen, die als Steine des Anstoßes durchs Haus poltern. —

Manche können sich gar nicht genug tun in Ritterlichkeit und allerlebhaftestem Hochkonservatismus. Sie denken, daß der Dichter der Ritterlichen Lieder notwendig so ein Ultra sein müsse, wie Simplizissimus und Fliegende Blätter den Aristokraten schildern. Ach, das versteinerte Lächeln, wenn sie dann im Gespräch plötzlich merken, daß man durchaus so freimütig über ihre Ideale urteilt, wie jeder andere verständige Mensch und mit Boileau die Katze eine Katze nennt „et Rolet un fripon!" — Den Gipfel an „Ritterlichkeit" erklomm wohl der Kaufmann, der uns einmal besuchte — („um das Rhinozeros zu sehn" fängt ein altmodisches Gedicht an, das mir bei solchen Besuchen immer einfällt). Wir hatten ihn unten begrüßt und stiegen nun die Treppe zusammen hinauf. Und da sah ich, daß er sich zu seinem Sommeranzug ein Paar Sporen angeschnallt hatte! Wirklich! er trug Sporen, richtige, klirrende, funkelnagelneue Anschnallsporen, die den malerischen Fall der Hosen freundlich über den Gummizug-Stiefeletten auffingen. Es blieb gar keine andere Deutung, als daß der rührende Mann sie eigens zu diesem Behufe angelegt hatte, um sich dem vermeintlichen balladischen Stile des Hauses anzupassen. —

Andere wieder denken gar nicht an Anpassung und halten es für selbstverständlich, daß wir uns mit ihren Eigenheiten abfinden. Ein verehrter Künstler ißt grundsätzlich nicht mit uns am Tische, sondern wärmt sich seine mitgebrachten koscheren Dosen-Mahlzeiten im Fremdenzimmer über einer gleichfalls mitgebrachten Spirituslampe. Nur Obst und Wein und allenfalls ein Ei in der Schale nimmt er von uns an, und ich sehe keinen Grund, ihn ändern zu wollen. —

Lieber änderte ich da schon die nächste Klasse, die **Gegenfüßler**, jene Leute, die vom lieben Gott zum Widerspruch erschaffen sind. Sie schwärmen immer nur leidenschaftlich für das, was wenigen bekannt ist, verächteln es aber schnell, sobald es allgemein beliebt wird. Sie kommen zwar zu mir meiner Verse wegen, aber sie scheinen schon von der Haustüre an beleidigt zu sein durch eben diese Haustür, durch die Halle, durch die Wendeltreppe, — was weiß ich. Und wenn sie ins Zimmer treten, so sind sie durchaus le citoyen Robespierre, und ich zittere als rückständiger Royalist vor dem Siegerblick dieser überlegenen Vernunft. In jedem zweiten Satze betonen sie, daß sie sich als Bürgerliche aus altem Hause jedem Adligen gleich fühlen. (Und ich fühle mich leider durchaus nicht jedem Bürger gewachsen!) In jedem dritten Satze sagen sie, daß ihnen durchaus nicht jeder Dichter und alle Gedichte imponieren könnten. (Und ich gebe ihnen, meine Verse anlangend, aus tiefster Überzeugung recht!) In jedem vierten Satze geben sie mir, als Ehrenmänner, denen Schmeichelei ferneliegt, etwas Unangenehmes zu schlucken. (Und ich frage mich heimlich, ob sie sich bloß deshalb die Mühe dieser Reise zu einem fremden Menschen gemacht haben, und bewundere, etwas bedrückt, diesen Grad von Nächstenliebe.) Und in **jedem** Satze kommt, offen oder unter der Decke, vor, daß die so verachteten Sozialdemokraten ganz herrliche Menschen wären. Und ihr Triumphblick hinterher sagt deutlich: Dem hab' ich's aber gegeben!

Manchmal — denn ich habe zuzeiten bei Besuchen Fremder den Teufel im Leibe — erwähne ich beiläufig, daß ich jahrelang selber Sozialdemokrat war und Marx und Engels, Lassalle und Kautsky recht genau kenne, daß ich noch heute manchen ähnlichen Gedankengängen sehr nahe stehe, und einige liebe Freunde in diesem Lager habe...

Als ob man ein Auto von der großen Geschwindigkeit auf Rückwärtsgang stellt! Bisweilen hört man förmlich einige Zähne im Getriebe ausbrechen, bis sie mit einem „Aber", das wie die Fahne eines Renegaten flattert, ins Gegenlager überlaufen.

Diese Gegenfüßler sind häufig sehr ästhetische Leute, die bloß, um nicht das Gespräch geschmacklos werden zu lassen, das Salz

kräftigsten Widerspruches einstreuen. Ich kannte einen lieben Dichter, dem nun leider auch schon sechs Schuh Erde auf der Brust liegen: In Berlin, wo ich als Student leidenschaftlicher Empörer gegen staatliche und gesellschaftliche Ordnung war, vertrat er den Obrigkeitsstaat wie ein Geheimer Rat vom Ministerium des Inneren. Aber als er dann als Gast in unserem Hause weilte, konnte er sich gar nicht genug tun in blutroten Leitsätzen. Erst nach der dritten Flasche Burgunder hatte ich ihn gottlob wieder bis zur Vossischen Zeitung zurück, und wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, streifte er nach der vierten wieder die Kreuzzeitung mit dem Ärmel. Es war ihm eben mehr Geschmacks- als Überzeugungssache, aber ehrlich war er dabei immer. —

Eine besondere Klasse von Besuchern sind die Rezitatoren, die sich „autorisieren" lassen. (Ich weiß nicht genau, was das eigentlich heißt, und gebrauche deshalb das von ihnen erhaschte Fremdwort.) Sie „erschließen mir die Schönheiten meiner Gedichte", indem sie sehr laut eine leicht übergeplünderte und (meiner bescheidenen Überzeugung nach) dadurch nicht immer glücklich veränderte Fassung derselben hersagen. Nun ist mir nicht leicht etwas peinlicher, als eigene Verse sprechen zu hören — doch, eins ist noch peinlicher: als höflicher Mann am Schlusse Beifall spenden zu müssen.

Einmal war Herr G. bei mir. Meine Frau und ich saßen am Kamin, und er stand vor uns und sprach Balladen. Und meine Helden schrien und meine Pagen flüsterten und meine Königinnen fistelten, und ab und zu zerriß er die seidensten Verse durch ein „Ha!" oder ein höllisches Gelächter. Meiner lieben Hausfrau wurde es schließlich zuviel, sie stand stumm auf und verließ, wie zu Haushaltsangelegenheiten, das Zimmer.

Da unterbrach er sich mitten im Fistelsprechen und sagte in seinem natürlichen Bierbaß: „Auf Damen wirke ich von jeher besonders stark!"

Dann legte er fix den Kopf wieder auf die Seite, sah mich verführerisch schräg von unten an wie ein Ferkelchen, hob den zigarettengelben Zeigefinger schalkhaft auf und fuhr in süßesten Flötentönen fort:

„Page, was hobest du heimlicherweis
Zur Lippe der Schleppe Litzen ..."

Einmal, — ich war gerade in unserm hannoverschen Stadthause bei meinen Eltern zu Besuch, und mit mir saß mein lieber Freund Levin Ludwig Schücking in der Plauderecke, — wurde mir ein fremder Herr gemeldet. Da ich mich nicht in der Behaglichkeit des Gespräches stören lassen wollte, ließ ich hinaussagen: Der junge Herr könnte niemanden mehr empfangen, er wäre heute morgen verrückt geworden. Meine lieben nachsichtigen Eltern ließen mir die Unart hingehen, — nur Levin sagte in die schwüle Pause, in welcher der Diener mit dem Bescheid das Zimmer verließ: „Nein, du bist doch wahrhaft vorurteilslos!"

Aber während wir noch über diesen freundschaftlichen und trockenen Verweis lachten, hatte der Unbekannte das Haus verlassen und ein anderer ließ sich melden, den die Meinigen nach der Besuchskarte als den Hoftheaterfrisör erkannten. Nun durfte ich nicht wieder unhöflich sein und ging seufzend mit meinem Vater in das Nebenzimmer zum Empfang.

Neben dem bullernden Ofen in der überheizten Stube stand im dicksten Wintermantel ein kleiner Herr und fragte, ob er mir einmal den „Totspieler" hersagen dürfe. Jahrelanger intimster Verkehr mit Künstlern hätte ihm die Gewißheit gegeben, daß auch in ihm der Genius schlummere ...

Na, nun versuchte er ihn mit gewaltigem Stimmaufwande zu wecken.

Aber der Genius schlief so fest, daß wir ihn nicht wach kriegten. — Und der Ofen bullerte, der Frisör schrie, daß ihm die Schweißperlen unablässig auf den guten Wintermantel tropften, mein Vater saß und sah wie in der Kirche auf seine gefalteten Hände, und ich fand es schrecklich in der Stube, — zum Teil auch weil es so heiß war.

Ich bin leider wehrlos gegen diese Herren. Sie können so furchtbar laut sprechen, das nimmt mir den Mut.

Dagegen glaube ich gegen junge Dichter immer ganz ehrlich und offen sein zu können. Meist schleichen diese sich zunächst harmlos als Freunde meiner Gedichte in mein Herz ein, aber ich habe nun schon so einen Sherlock-Holmes-Blick gekriegt, ob die rechte Brusttasche dicker ist, als es sich mit der Anatomie eines jungen Herren von zwanzig Jahren verträgt, und bin auf meiner Hut. Niemals aber ist es mir, trotz teuflisch geschickter Gesprächführung, möglich gewesen, das zu verhüten, was Wilhelm Busch so einzig schön ausspricht:

Und schon erfolgt der Griff, der rasche,
Rechts in die warme Busentasche.

Aber ich will ausdrücklich versichern, daß es mir eine ganz besondere Freude ist, jungen Menschen mit größter Sorgfalt und Mühe in ihren Anfängen zu helfen, Zeile für Zeile, Wort für Wort mit ihnen durchzusprechen und ihnen das zu geben, was mir seinerzeit von Älteren gegeben wurde. Freilich ist ja das Entdecken eines neuen Sternes auch eine der größten Gnaden im künstlerischen Berufe, eine der tiefsten, heiligsten Freuden. Aber man muß die Sauere-Milch-Straße des unermeßlichen Dilettantismus jahrelang durchspähen, ehe man einen solchen neuen Stern findet!

Ich denke jedoch, wir dürfen das Bönhasentum (Dilettantismus) der Kunst nicht so ansehen, wie es meist geschieht, nicht so spöttisch und von oben herunter, vor allem aber nicht lieblos und vernichtend. Ich habe gefunden, daß eigentlich nur der, welcher in seiner

Jugend selber Verse schrieb, dann im Leben ein wirklicher Kenner und Genießer deutscher Wortkunst wurde. Gute Leser sind selten, sehr selten, und ich helfe gern jedem, auch dem hoffnungslosen Dichterling, in der Aussicht, daß aus ihm einmal ein wahrer Freund des Schrifttums wird. Übrigens ist es in anderen Künsten ebenso, die besten Hörer in den Konzerten machen daheim selber Musik, und die feinsten Versteher von Bildern sind die, welche früher einmal gemalt haben. —

Wer auch nur einen Hauch des Genius verspürt hat, wird immer dankbar, auch für derbe Belehrung sein, aber die ganz argen Nichtskönner sind meist entsetzlich gekränkt, wenn man zu tadeln wagt.

Als ich noch in Göttingen Student war, kam eines Tages die Frau eines dortigen Privatdozenten zu mir, um mir ihre Verse vorzulesen. Vielleicht waren meine damaligen Urteile rauher, als ich sie heute aussprechen würde, vielleicht waren gerade diese Verse besonders schlecht, — jedenfalls war die Wirkung meiner Worte verheerend: das lyrische Gänseblümchen sank, wie von der Sense hingemäht, ohnmächtig nieder, ich legte sie auf mein Sofa und stand wahrscheinlich recht begossen da, als in diesem Augenblick ihr sie abholender Mann ins Zimmer trat und wie ein Held in der letzten Balladenstrophe ausrief: „Was haben Sie meinem Lieschen angetan?!"

Gut, daß er mich nicht im Doktor zu prüfen hatte. —

Aber auch Herren haben oft eine überraschend geringe Widerstandskraft gegenüber ihrer eigenen Verstimmung. Ein junger Arzt verließ zornsprühenden Auges und ohne ein Wort der Erwiderung mein Zimmer und das Haus, obgleich er eine vielstündige Bahnfahrt gemacht hatte, um mein Urteil zu hören. Da war mir der junge Herr verständlicher, der plötzlich aufstand und mich wie auf der Bühne fragte, wann ich seine Zeugen zu empfangen wünsche. —

Etwas besonders Rührendes sind die Menschen, die in seelischer Not zum Dichter kommen, so wie der körperlich Leidende zum Arzt geht. Jeder Berufsgenosse wird davon mehr berichten können, ich glaube am meisten die Erzähler, aber auch zu mir kommen, brieflich oder persönlich, ab und zu Leute, die mir ihren Liebeskummer auf den Schoß schütten, (meist ist es Liebeskummer), und dann ganz getröstet fortgehen, während ich mit der Schürze voll dasitze. Bei manchen ist es wohl bloß das Mitteilungsbedürfnis, andere übergeben mir ihre Erlebnisse als wertvolle Unterlagen zu weiteren Gedichten, — du lieber Gott, unsereiner ist froh, wenn er seine eigenen Nöte in Versen losgeworden ist! — Einige kommen aber auch wirklich mit dem Verlangen nach Rat, und kein Ehrenmann wird diese Verantwortung leicht oder gar spöttisch nehmen, wenn er etwa einem fremden Mädchen raten soll, ob das Ja oder das Nein auf die gewisse Frage das Rechte ist!

In wieviel wunderliche Lebensunkenntnis und Menschenverkennung blickt man da zuweilen hinein! Ein spätes Mädchen erzählt, wie sie unbefriedigt und tief unglücklich bei den alten Eltern auf dem einsamen Gute dahinlebt. Nun hat sie einen heldischen Entschluß gefaßt: Da ihr jede diesbezügliche Bitte abgeschlagen ist, will sie heimlich — nach Berlin fliehen und sich dort „ausleben". Und sie bittet mich unbefangen um meine Beihilfe.

„Famos! Und wie haben Sie und Ihr Herr Entführer sich die Einzelheiten gedacht?"

„Entführer? — aber ich will doch allein . . .!"

„Das ist stillos! Sowas will, wenn es ein Gesicht kriegen soll, zu zweit gemacht sein!"

Aber schließlich muß ich doch mit dem Ulken aufhören und ihr erklären, daß das Leben keine Ballade sei, und eine Flucht unter ihren Umständen eine Torheit. Hoffentlich habe ich ihr dann einen besseren Rat geben können! —

Vor dem Kriege mußte man oft Primanern einen Beruf suchen helfen, das hat jetzt fast aufgehört. Vielleicht darf ich als Erklärung eine kleine ganz anders gelagerte Geschichte erzählen: Ich nehme oft im Wagen von Dorf zu Dorf eine Handvoll Schuljungens mit, soviel eben auf Polster, Fußboden und Trittbrett Platz haben. Neulich fragte ich einen: „Was willst du denn werden?"

„Bäcker!" kam es wie aus der Pistole geschossen aus dem blassen Gesichte.

„Und du?"

„Auch Bäcker!"

„Na, und ihr?"

Alle sagten, ohne einen Augenblick zu zögern: Bäcker. Es waren alles magere kleine Grubenarbeiter-Kinder. Ist das nicht furchtbar in seiner gläsernen Durchsichtigkeit?

So ist heute auch die Berufswahl für die Schüler der höheren Schulen sehr viel weniger ein Ich will der Eignung als ein Ich muß des Hungers. Die jämmerliche Entlohnung jeder geistigen Arbeit vernagelt die eine Hälfte aller Laufbahnen, die Verarmung der Eltern baut Schranken vor den anderen, da bleibt meist nur ein schmaler Ausweg zum Sattwerden, der dann gegangen werden muß.

Aber für diesen Ausfall an Fragern tritt eine andere Klasse ein: Der Major außer Diensten, die alternde Witwe, der plötzlich vorm Hunger stehende Kleinrentner suchen einen Verdienst und fragen, ob sie wohl mit der Schriftstellerei das bißchen Leben fristen können, bitten um Rat, was wohl am besten „ginge", und möchten an Zeitschriften empfohlen sein!

Und da muß ich denn erzählen, daß kein Beruf hoffnungsloser ist als der literarische.

Mich verbinden mit meinen Herren Ver-

legern nicht nur eine aufrichtige Freundschaft sondern auch günstige Verträge, meine Bücher laufen in schnelleren Auflagenschritten als die wohl der meisten anderen Dichter — jedenfalls schneller als die vieler größerer Künstler, als ich es bin.

Und meine Einnahmen?

1896 erschien mein erstes Buch. 1908 hatte ich deren elf herausgegeben. In diesem dreizehnten Jahre meiner dichterischen Tätigkeit hatte ich zum ersten Male einen Jahres-Reingewinn aus meiner Arbeit, nämlich 212 Mark und 45 Pfennig. Nach vierzehnjähriger Tätigkeit überstiegen meine Einnahmen aus allen Büchern zuerst 1000 Mark. Nach zwanzig Jahren hatte ich die Gehaltsstufe eines landwirtschaftlichen Tagelöhners erklommen. Aber heute stehe ich mich, trotz der zehntausend und mehr im Jahr verkauften Stücke meiner Bücher, als Dichter weit schlechter als jeder Grubenarbeiter im Dorfe.

Ich habe diese Zahlen so oft brieflich und mündlich Fremden mitgeteilt, daß ich glaube, sie ohne Scheu auch hier angeben zu dürfen. Vielleicht nützt es doch dem oder jenem, sie zu lesen, und jedenfalls wird es mir in Zukunft einige Briefe sparen.

Natürlich ist das Einkommen der Erzähler und Dramatiker etwas höher, aber wie viel schwieriger ist da auch die Arbeit, wie viel drängender der Mitbewerb! Und die Zeitschriften sind überlaufen wie niemals früher, und die Verleger können kaum Papier und Druckkosten für die alteingeführten Namen aufbringen. Auch das mag in diesem Zusammenhange einmal gesagt werden: Die geistige und künstlerische Verhungerung unser Volkes spricht sich zwar nicht in Streiks und Plünderungen aus, aber vielleicht ist sie deshalb noch jämmerlicher und auf die Dauer gefährlicher als die körperliche. Das „tägliche Brot" des Vaterunsers heißt eigentlich — die Benediktiner sprechen das Gebet so: panis supersubstancialis, das Brot im überwirklichen Sinne. — Panem supersubstancialem da nobis hodie! Möchte Gott unserem Volke die Bitte auch in diesem Sinne erhören! —

Sehr nett sind die Besuche von Schulen, obgleich man dabei bisweilen eine ungewollt-komische Rolle spielen muß. Es meldet sich der Lehrer einer Mädchenschule und geleitet mich vor die Haustür. Dort drücke ich 41 feuchte, dürre Schulmädelchenhände, und plötzlich steht der Lehrer neben mir, zeigt mit dem Spazierstock auf meinen Schlips und erklärt mit schallender Stimme: „Nun seht euch den deutschen Dichter nur ordentlich an, von dem ich euch in der Stunde die Lebensumstände erzählt habe!"

Das Necken mit Schirmen und Spazierstöcken, sowie das Füttern ist verboten, zum Schluß geh ich mit zwei aufeinandergestellten Tellern herum...

Übrigens habe ich bei einem derartigen Besuche einmal folgendes im Plaudern mit den Kinder erfahren: Bekanntlich ist es hierlands schwer, das „harte" und das „weiche" d und t, b und p zu unterscheiden. Ich selbst erinnere mich noch gut, wie wir Gedichte hersagen mußten:

„Ze Dionys, mit'n weechen d, den Dyrannen, mit'n harten d, schlich.

Damon, mit'n weechen d, den Dolch, mit'n weechen d, in Gewande, mit weechen che un'n weechen d."

Und so weiter.

Nun erzählten mir einmal Kinder bei einem solchen Besuche, daß der Lehrer ihnen gelehrt habe: „Wenn man das b wie w ausspricht, dann ist es allemal weich, man spricht das Läwen, die Liewe — und also Leben und Liebe sind weich, dagegen sagt man: hapern, picpen und spricht hier kein w, sondern ein weiches b, — also schreibt man die Worte mit hartem b!"

Das ist doch sprachlich sehr nett, und ich denke, der Mundartforscher hat neben seinem Lachen doch auch eine kleine nachdenkliche, wissenschaftliche Freude an diesem Unterscheidungsmerkmal. Es ist gar nicht so dumm, wie es zunächst scheint.

Einmal war Professor Lamprecht mit seinem historischen Institut von mehr als hundert Schülern mein Gast. Ich zeigte den Studenten und Studentinnen unser altes Schloß Windischleuba, und als wir in den Großen Saal kamen, stieg einer der Herren auf die Tribüne und sagte sehr hübsch einige Gedichte von mir her. Meine Eitelkeit wiegte sich in dem Gedanken, daß dieser Jungmannschaft das geliebte Schloß ein wenig gefallen hätte.

Vielleicht ist das auch der Fall gewesen, — nur war es lustig, daß just der einzige Brief nach zwei Tagen von so ganz anderen Dingen handelte! Eine Studentin schrieb: „Verzeihen Sie, aber ich möchte für meinen Verlobten so sehr gern wissen, ob Ihr neulicher Anzug in Leipzig gearbeitet ist und bei welchem Schneider..."

Muß es uns, liebe Freunde, nicht außerordentlich beruhigen, zu sehen, wie die dürre Wissenschaft aus jungen Mädchen keineswegs immer dürre Gouvernanten züchtet, ja, wie diese sogar ihren natürlichen Sinn für alles Geschneiderte mitten in der Wüste von gotischen Heiligen und neuzeitlichen Balladen unbeirrbar festhalten! Ich gestehe, daß ich aufatmete bei der Erkenntnis, daß auch auf den Holzbänken zu Füßen des großen Lamprecht von Voile und Chiffon geflüstert wird, und daß „die Jagd auf Chiviots Bergen" neben einem Wollstoff von Cheviots Bergen verblaßt! —

Eine besonders hübsche Form von Gastlichkeit haben wir immer zu Pfingsten gehabt, indem wir uns zu dieser Woche die Künstler unserer Freundschaft zusammenbaten. Da lasen Dichter die Ernte ihres letzten Jahres vor, und wir alle suchten geradezu etwas in schonungslosester gegenseitiger Beurteilung, um einander mit der Strenge des Maß-

stabes wahre Freundschaft zu beweisen. Da spielten und sangen die Musikanten, da malten uns die Maler die hübschesten Blätter in unser Gästebuch. Hier Namen zu nennen würde mir prahlerisch vorkommen, und die vielen ausgelassenen und witzigen Geschichtchen unserer Pfingsten würde ich doch nicht dazu erzählen mögen, um kommenden Festen nicht den Reiz der luftdichtesten Abgeschlossenheit gegen die Öffentlichkeit zu nehmen. Ich erzählte schon bei meinen „Vortragsreisen", daß ich Künstlergeschichtchen mit den Augen ängstlichen Mißtrauens ansehe, weil gar zu leicht das Licht eines großen Namens wie eine Rampenlampe entzündet wird, deren Licht man auch nicht sieht, sondern nur seinen hellen Schein auf den Schminkebacken des Schauspielers, des Erzählers.

Aber von unserem Gästebuch laßt mich plaudern, denn ich bin ein Büchernarr trotz meinen verehrten Freunden Fedor v. Zobeltitz und Martin Breslauer!

Der erste Band ist voll und enthält die Namen von all den vielen Gästen, von denen ich eben einige Geschichtchen erzählte. 216 Namen füllen den zehnjährigen Band, und Laune und Gaben von Zeichnern und Malern, Dichtern und Musikanten haben jede Seite aufs bunteste ausgeschmückt. Viele Wappen, aber da sie überall in anderen Schilden stehen und anders ornamentiert sind, wirken sie keineswegs langweilig wie in Siebmachers Großem Wappenbuch. Wer ein Gut hat, dem ist meist sein Schloß über den Namen gezeichnet, wer keines hat, den zieren bezeichnende Dinge in buntem Wechsel die Seite. Auf anderen Blättern stehen köstliche Radierungen und wunderschöne Wasserfarbenbilder, liegen Ornamente und stelzen Wundervögel durch märchenhaftes Rankenwerk. —

Wie dankbar wird man beim Durchblättern, wie viele gütige Menschen betraten unser Haus, wie viel habe ich von klugen Männern lernen dürfen!

Ein Rechtsanwalt aus der Schweiz kam als Fremder und verließ uns als ein wahrer Freund. Ein Frankfurter Herr erzählte mir eine wundervolle alte jüdische Legende als Parallele zu meinem Goldenen Ball. Ein junger Philologe saß einige Tage im Zimmer, um Auskunft über die Quellen der Balladen für seine Doktor-Arbeit zu erfragen. Ich muß gestehen, daß ich viel mehr von ihm über mich erfuhr, als ich ihm geben konnte. Ein Landbriefträger kam weit hergereist, und ich fand einen meiner feinfühligsten und gescheitesten Leser in dem schlichten Manne.

In der Reihe dieser Namen unserer Gäste fehlt wohl kein Beruf und kein Lebensalter. Und wenn wir in unserem Gästebuche blättern, so gehen wir in einem Blumengarten freundlichster Erinnerungen spazieren, und es geht uns mit seinen Blüten, wie Riehls Bibliothekar mit den Büchern: Die guten schätzen wir, weil sie so selten reizend, die unangenehmen, weil sie so sehr interessant sind. Bei den langweiligen aber entzückt uns ihre ungeheure Menge!

Gedichte von Börries, Freiherrn v. Münchhausen

Herbstgäste

Ans Fenster drängen im Regenwind
So unruhige Äste, —
Stille, nachdenkliche Gäste
Um den Tischkreis sind.

Vor dem dämmrigen Saal
Tote Freunde heben und senken
Traurig die Arme. Wir drinnen denken:
Auch ihr saßet hier einmal!

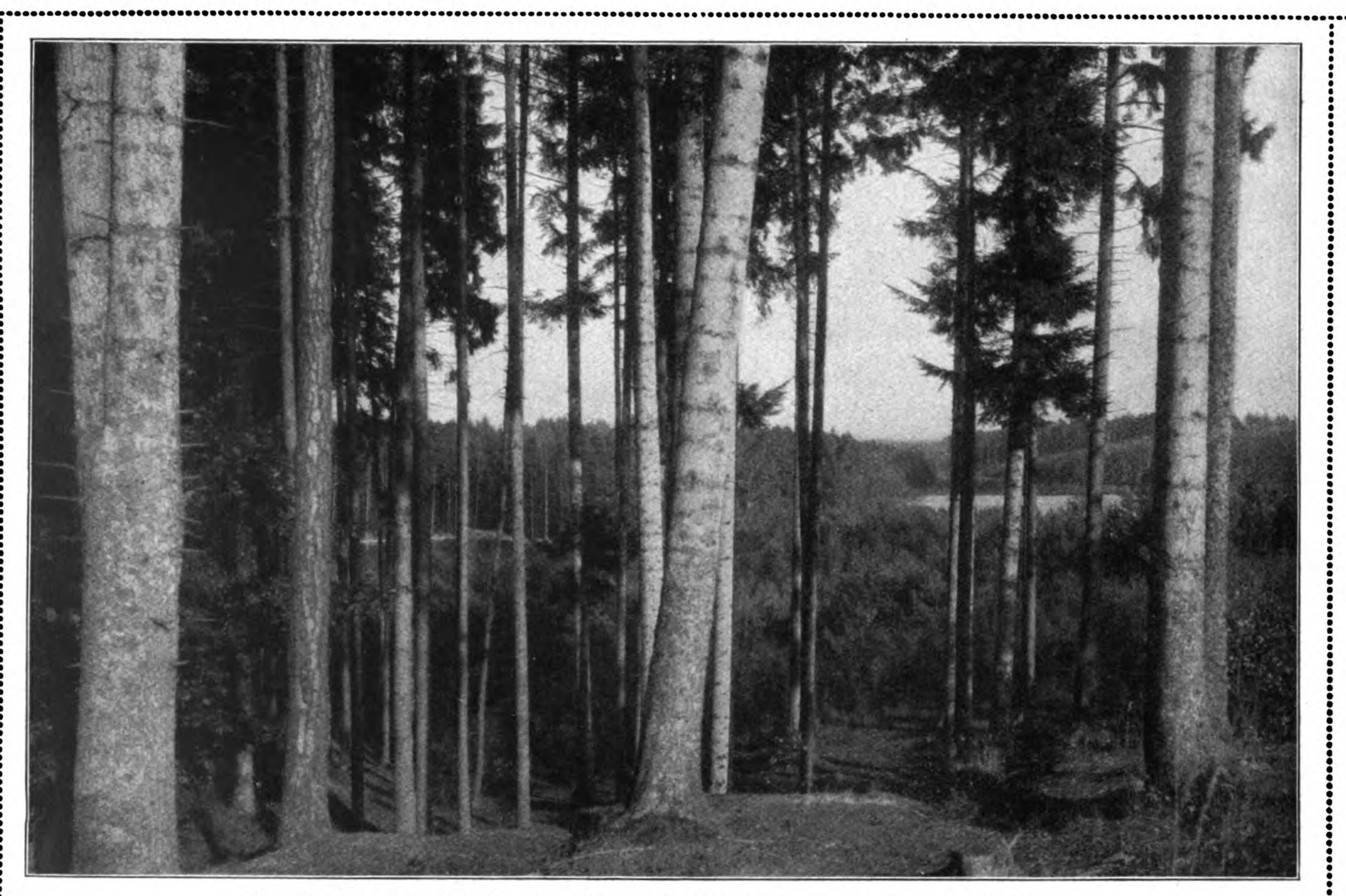
Ach, ich bin so bang!
Während wir drinnen trinken,
Drängen und winken
Tote in Lindenzweigen schon lang...

Wahrheit

„Gestern sagtest du klipp und klar...
Und heute —?!"
Liebe Leute,
Was ich sage, ist immer wahr!

Aber immer nur einen Tag,
Oder eine Stunde,
Ja, die nächste Sekunde
Jede Wahrheit zu ändern vermag

Und wenn du darüber ergrimmst, —
Ohne Zweifel
Bist du ein Teufel,
Daß du einen beim Worte nimmst!



Aus deutschen Landen: Bei Jakobsdorf in Oberschlesien. Künstlerische Aufnahme

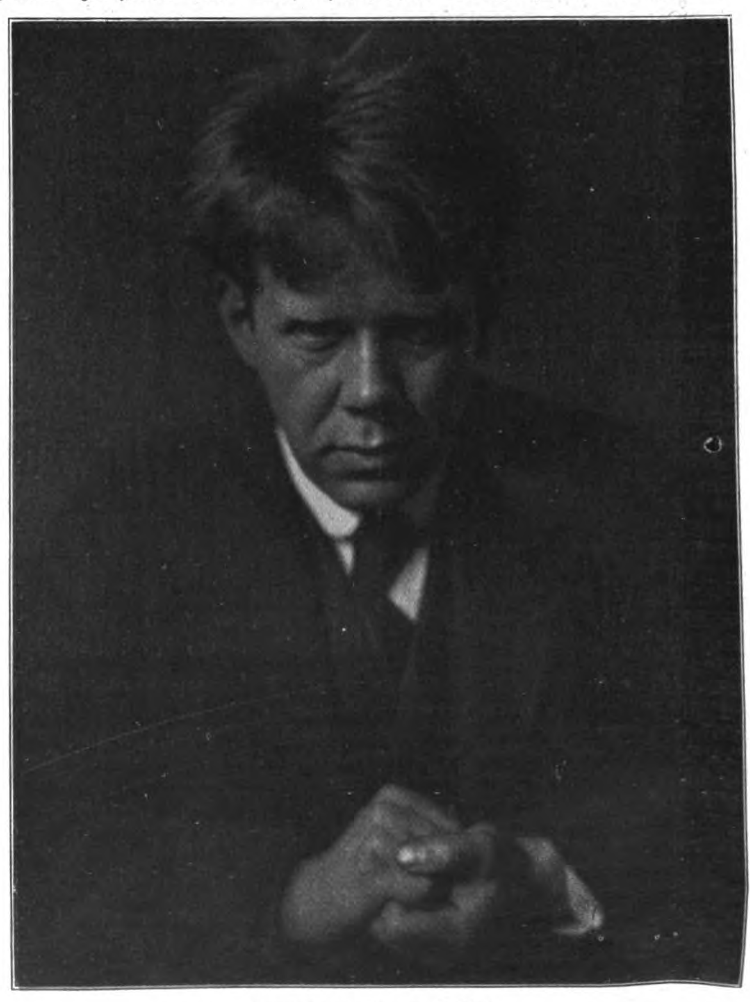
Zur Technik der künstlerischen Photographie

Von F. Matthies-Masuren

Ueber dieses Thema kann man heute nicht schreiben, ohne ein kürzlich erschienenes Buch (Die Technik der Lichtbildnerei) heranzuziehen, das die Technik des photographischen Bildes, seine Herstellung und Veredelung aus eigener Erfahrung behandelt. Der Verfasser dieses Buches ist Heinrich Kühn, der bedeutendste Lichtbildner schon seit Jahren. Seine Hauptaufgabe erblickt er darin, auf Grund von Arbeitsweisen, die er sich zum guten Teil selbst zurechtgelegt hat, auf geradem Wege und mit allmählicher Steigerung der Schwierigkeiten zu jenen Ausdrucksmitteln hinzuführen, die den Ansprüchen an künstlerische Bildgestaltung und volle Haltbarkeit des Erzielten unter Ausschluß aller erborgten Behelfe am weitesten entgegenkommen. Im wesentlichen hält sich das Buch an rein technische Dinge; denn die Photographie ist in erster Linie eine Technik, die man sich bis zu einem ziemlich hohen Grade anzueignen gezwungen ist, will man über Zufallsergebnisse hinauskommen. Aus diesem Grunde bleibt für uns das mühelose, unterhaltende Herstellen photographischer Gelegenheitsbilder, Reisebilder u. dergl., mag es noch so geschickt ausgeübt werden, ohne Belang. Die Persönlichkeit des Photographen kann sich hier nur wenig und einseitig äußern, lediglich durch die Auswahl des Motivs, während es sich bei dem Künstlerphotographen um den bestimmten Ausdruck handelt, um „das nach ästhetischen Ansprüchen einwandfrei aufgebaute, in den Tonwerten wohlberechnete Bild in einer ehrlichen, reinen und dauerhaften Technik".

Was verstehen wir nun unter dieser Technik? Sie eingehender zu behandeln, fehlt hier der Raum, nur einige wichtige Punkte wollen wir herausgreifen.

Für die meisten Anhänger der Photographie besteht die Technik in einigen optischen Kenntnissen, im Belichten, Entwickeln und Kopieren auf Auskopier- und Entwicklungspapieren. Sie können eine Landschaftsaufnahme, ein Gelegenheitsporträt, eine



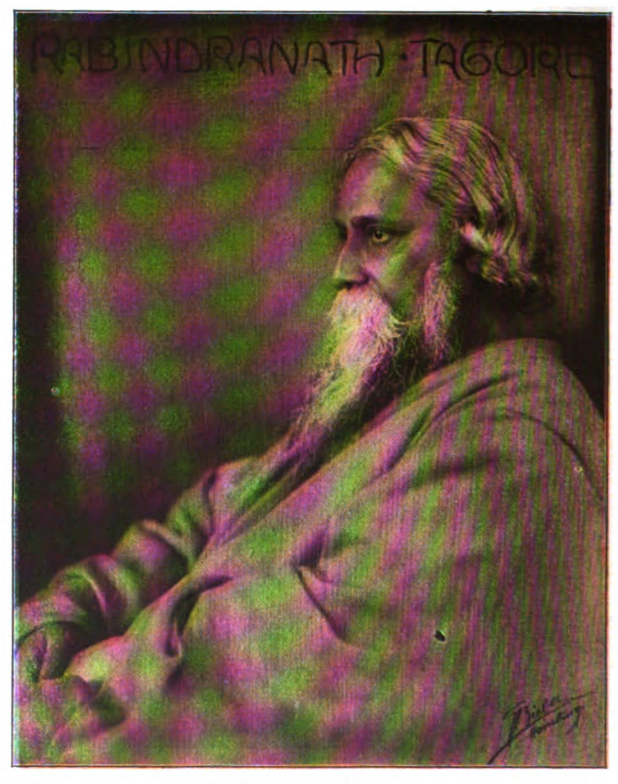
Der Pianist Edwin Fischer
Künstlerische Aufnahme von E. Wasow, München



Frau Schenker. Künstlerische Aufnahme von Karl Schenker, Berlin

Entwicklungsfehler nachträglich ganz aufzuheben". Vor dem Beginn der Aufnahme soll man sich über das Ziel, die Einwirkung des Bildes im klaren sein. Alle die Fragen über die Lichtführung der wichtigsten Tonwerte, das Detail und die Massen, die Erscheinung des Vorwurfs als Ganzes, was hervorzuheben und zu unterdrücken ist, was die Wirkung ausmacht und was unwichtig ist, müssen vor der Aufnahme gestellt werden. Diese Dinge gehören zu den Voraussetzungen, die heute noch im allgemeinen am wenigsten beachtet werden, ohne die aber jede Grundlage, jede Sicherheit für die weitere Arbeit fehlen würde. Das „Sehenlernen" setzen wir an den Anfang.

Der Lichtbildner erfindet nichts, fügt nichts hinzu, wählt aus, betont, unterdrückt, trennt und bringt zusammen. Er verfolgt die Veränderung der Natur, er studiert die Beleuchtung, er erlebt seinen Vorwurf, das scheinbar Belanglose wird ihm wertvoll, Nebensächliches zum Entscheidenden. Diese Art des Naturstudiums kennzeichnet den Lichtbildner. Der Amateur knipst hier und Innenaufnahme ohne Lichthof machen und kennen die Vorzüge der orthochromatischen Platte mit und ohne Gelbfilter. Unzweifelhaft sehr wichtige Dinge, deren Bedeutung sogar vielfach noch unterschätzt wird, insofern als dem guten Negativ nicht die erforderliche Aufmerksamkeit geschenkt wird; denn das Negativ ist die Grundlage für jedes Gelingen. Es kann dünn oder dichter, weich oder härter gehalten, aber an sich muß es sauber und einwandfrei sein. Die genannten Zustände müssen angestrebt, das Ergebnis einwandfreier Belichtung und Entwicklung und nicht das des Zufalls sein. Für den ernsthaften Lichtbildner ist das Originalnegativ ein Zeugnis, an dem er nicht rührt, jeden Eingriff der Hand als Unehrlichkeit empfindet. Die reicheren Möglichkeiten einer Beeinflussung treten später bei der Herstellung einer Vergrößerung und dem Positivverfahren wohl mehr in Erscheinung, „aber mit keinem Mittel sind Belichtungs- und



Rabindranath Tagore
Künstlerische Aufnahme von E. Bieber, Hamburg



Spaziergang. Künstlerische Aufnahme von H. von Seggern-Hamburg

dort und hat schon nach der zweiten Aufnahme die erste vergessen, und so oberflächlich, wie diese gemacht, werden sie auch entwickelt. Er freut sich an der Klarheit, der Schärfe seiner Negative und überläßt es dem Zufall, „Stimmung“ in die gleichgültigen Aufnahmen zu bringen. Hat er den Ehrzeiz, zu den „Fortgeschritteneren“ gezählt zu werden, so kennt er die neueren Verfahren des Gummi- und Öldruckes und modelt dann bei der Herstellung der Kopien das zweifelhafte Negativ ganz nach Willkür. Er weiß, daß als Hauptvorzug



Maria Leeser
Künstlerische Aufnahme des Ateliers Eberth, Berlin

dieser sogenannten künstlerischen Druckverfahren gilt, „daß man die Tonwerte beim Entstehen des positiven Bildes beeinflussen und sogar vollständig umändern könne“, davon ist aber, wie Kühn weiter ausdrücklich betont, keine Rede, „um einen allgemein bestehenden Irrtum zu beseitigen, daß von einer vollkommenen Umgestaltung der Tonwerte um so mehr abgesehen werden muß, je höhere Qualitäten das Bild aufweisen soll. Denn gefälschte Töne fallen auch hier aus dem einheitlichen Bildcharakter durch die geänderte Struktur des



Das Trio Potzniak-Deman-Beyer
Künstlerische Aufnahme von Karl Schenker, Berlin. (Mit Erlaubnis des Verlags W. J. Mörlins, Berlin)

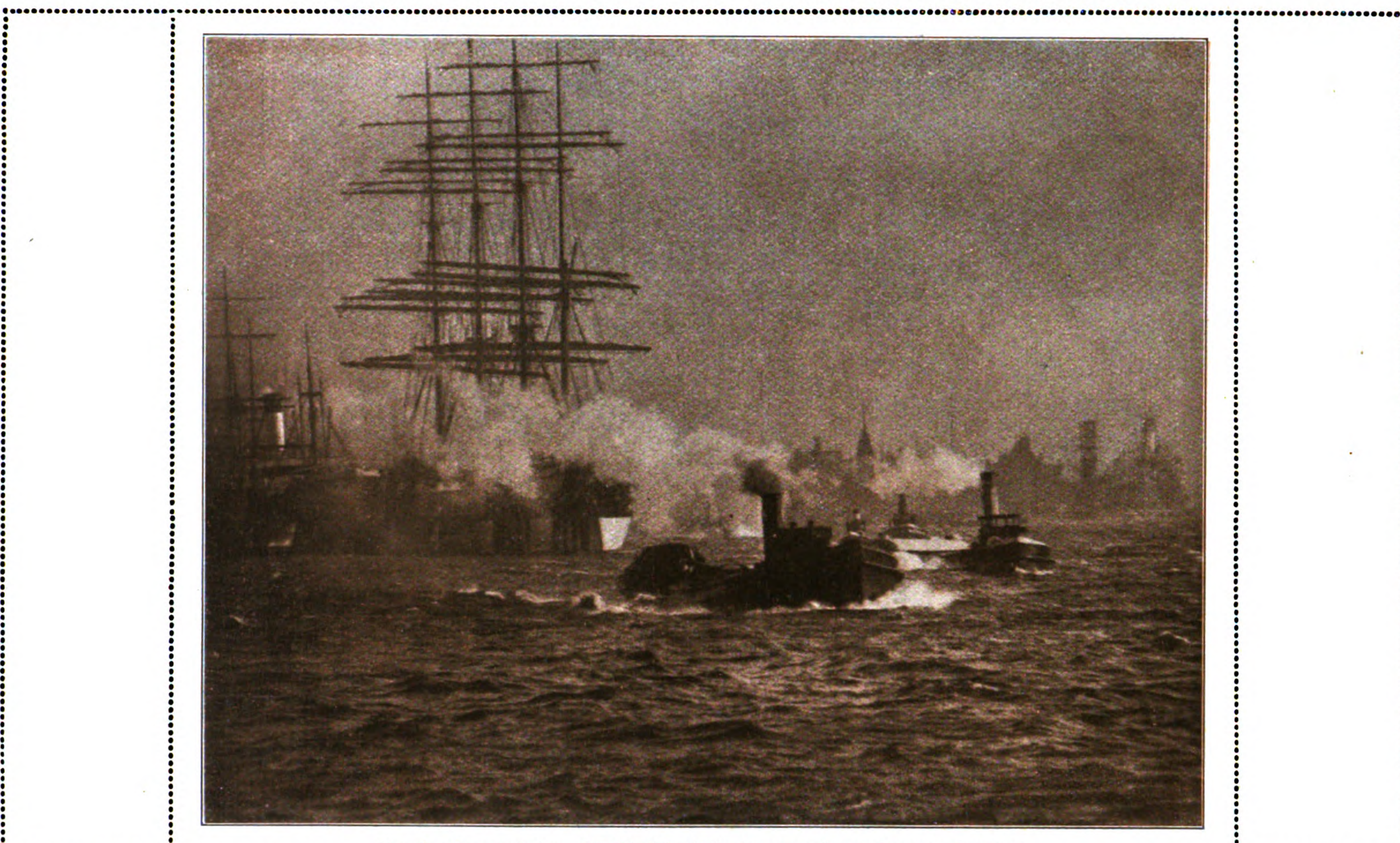
Vortragsheraus und zerstören sehr leicht die Bildharmonie. Und wenn auch eine gewisse in der Technik der genannten Verfahren vollbegründete Freiheit bezüglich der Wiedergabe der Tonnuancen besteht, die eben einen der Vorzüge dieser Positivprozesse ausmacht, so wäre die Annahme doch vollständig verfehlt, als sollte diese Freiheit dazu dienen, aus schlechten oder mangelhaften Negativen gute Bilder zu machen".

Wir möchten es als sehr erfreulich und besonders fördernd angesehen wissen, daß gerade die letzten,



Helga Molander. Künstl. Aufnahme von K. Schenker, Berlin

die neuesten Hinweise dem Negativ gelten, der richtig belichteten und entwickelten Platte. Bekanntlich ist es nicht ganz einfach, den Licht- und Schattenwerten gerecht zu werden; zumal die warmen Töne kommen leicht undurchsichtig und zu schwer. Um ein annähernd vollkommenes Ergebnis zu erzielen, erfand Kühn 1915 die sehr bemerkenswerte Methode der Herstellung zweier Negative, eines kurzen für die äußersten Lichter und eines langen für die Tiefen, die dann in der weiteren Arbeit zu einer Bildeinheit vereinigt werden.



Im Hamburger Hafen. Künstlerische Aufnahme von H. von Seggern-Hamburg



Abziehendes Gewitter
Künstlerische Aufnahme von H. von Seggern-Hamburg



Ein solches Negativ gibt dann alle Helligkeitsabstufungen ziemlich originalgetreu wieder.

Auch das Verstärken und Abschwächen der Platten ist meistens unnötig, wenn der Entwicklung die nötige Aufmerksamkeit geschenkt wird. Auch diese Mittel gehören schon zu den Behelfen, die schließlich zu Eingriffen führen, wie die Retusche, das Decken und Schaben, das ein „vollständig wesensfremdes Element in eine ganz anders geartete Sache hineinträgt".

Und damit sind wir bei dem schlimmsten Übel



Knabenbildnis
Künstlerische Aufnahme von Karl Schenker, Berlin

photographischer Darstellung, das die gesunde Entwicklung des Lichtbildes fast vom Beginn an untergraben hat. Auch hier beweist Kühn, daß die Retusche nichts weiter ist, als die Nichtbeherrschung der Technik. „Es gibt keine Unvollkommenheiten des photographischen Verfahrens, die eine Retusche nötig machen." Gründliche fachliche Erziehung erübrigt alle wesensfremden Eingriffe. Die auf dem Hilfsmittel Retusche systematisch aufgebaute Arbeitsweise ist nichts als eine Täuschung, verdirbt die Photographie und be-



Henny Porten. Künstlerische Aufnahme von Karl Schenker, Berlin
(Mit Erlaubnis des Verlags W. J. Mörlins, Berlin W. 15)

endet jede Entwicklung. — Das gilt in besonderem Maße für die Porträtphotographie. Wir wissen, daß die Porträtphotographie im Anfang, also zur Zeit, als die Mittel noch primitiv waren, allgemein auf einer hohen Stufe stand, und vereinzelt sogar eine Spitze erreichte, die heute kaum überschritten ist. Die ersten Berufsphotographen, schrieb Lichtwark, kamen von der Miniaturmalerei her. Sie waren Künstler, und was sie in der Bildnisphotographie leisteten, besaß alle Eigenschaften, die sie mitbrachten. Aber sehr bald drangen von allen Seiten ungelernte Geschäftsleute in den Stand der Berufsphotographen ein, deren Leistungen kaum noch künstlerische Bestandteile hatten und deren technische Kenntnisse nur oberflächlich waren. Das Publikum, das keinen Unterschied wahrnahm, fiel ihnen anheim. Und als die Retusche, die es anfangs nicht gab, erst durch-



Fürstin Fürstenberg. Künstlerische Aufnahme von E. Wasow, München

gebildet war, hörte jeder Geschmack auf. Auch David Hill, der um 1843 die bekannten, heute angestaunten Bildnisse hergestellt hatte, stand schon in den achtziger Jahren so widerstandslos im Banne dieser Entwicklung, daß sich seine Leistungen weder in Stellung, Ausschnitt noch Beleuchtung von den Arbeiten der anderen Berufsphotographen unterschieden.

Auf eine auch nur andeutende Schilderung des allmählichen Niedergangs des photographischen Bildnisses infolge der wenig liebevollen Anteilnahme des geringen technischen und kunsthandwerklichen Könnens, der Individualität, der eigenen Ausdruck zerstörenden Retusche und der egalisierenden Routine in der Auffassung wollen wir verzichten und uns noch kurz mit den Anzeichen einer Wiederbelebung, der Wiederanknüpfung an jene Anfangszeiten beschäftigen.

Es gibt heute Berufsphotographen, die aus Überzeugung mit all den unheilvollen Errungenschaften der Retusche, der erkünstelten Beleuchtungen und Auffassungen u. a. je eher, je lieber brechen und die Aufgabe

wieder ehrlich und rein photographisch lösen möchten. Oft genug hören wir sie über die Vorgänge der überkommenen Arbeiten aus den Zeiten der Daguerreotypie reden, deren Natürlichkeit und Frische hervorheben. Damit allein ist es aber nicht getan. Die Berufsphotographie ist zu sehr Geschäft geworden. Sie kann nur eine gesunde Steigerung erfahren, wenn das Hauptstreben der Beherrschung der Technik gilt, die reichen, heute in hohem Maße gebotenen Mittel auszunutzen. Darüber aber sind die Meinungen eben noch geteilt, was unter Beherrschung der Mittel zu verstehen ist. Technische Neuerungen mitmachen, bedeutet nichts, wenn sie mit ein paar Versuchen abgetan werden. Man kann nicht annehmen, sich ein Verfahren angeeignet zu haben, wenn man nach ein paar in Büchern oder Zeitschriften angegebenen Rezepten ein paar mehr oder weniger geglückte Bilder herausbringt. Es handelt sich vielmehr darum, das ganze Gebiet der Technik der Lichtbildnerei in ähnlicher Weise durchzuarbeiten, wie es Kühn in seinem Buche verlangt, dann kommt von selbst die Erkenntnis, welche Pfuscherei die übliche Handhabung der Photographie ist, daß allein dieser Mangel den Tiefstand verschuldet.

Wohl sahen wir die neueren Verfahren auch in der Bildnisphotographie angewandt, es gab Gummi- und Öldrucke aber nur als „Neuheit". Im technischen Sinne waren sie gänzlich unzureichend, nur mit Hilfe des Retuscheurs soweit hergerichtet, den Nichtkenner täuschen zu können. Sie erwiesen sich in keiner Hinsicht als Bereicherung, als eine Vertiefung des Vorwurfs. Schon ihrer unbegrenzten Haltbarkeit wegen hätten sie auf ein lebhaftes Interesse des Publikums zu rechnen. Auskopier- und Entwicklungspapiere vergilben oder verblassen meist schon nach wenigen Jahren, sind nur als Bewertungsmittel, als Probebilder für den Charakter der Platte, die Abstufungen, den Bildausschnitt anzusprechen und kommen für den Kunstphotographen als Ausdrucksmittel nicht in Frage. Gummi-, Öldruck- und besonders das Umdruckverfahren sind nach dem heutigen Stande die einzig wertvollen Herstellungsmittel künstlerischer Arbeiten.

Künstlerische Photographie bedeutet die höchste Stufe photographischer Bildbemühungen. Man kann ihr nur gerecht werden, wenn man die Technik, von der hier nur ein paar wichtige Punkte hervorgehoben sind, im weitesten Sinne beherrscht und sich alle Vorteile zunutze machen kann, die sie gibt. Neben den gebotenen Ausdrucksmöglichkeiten ist es aber auch Bedingung, auf Haltbarkeit und Gediegenheit, auf Einheitlichkeit und Reinlichkeit der Technik zu halten. Das erfordert neben dem festen Willen, nie zu malen oder zu retuschieren, große Ausdauer und lange Übung, für die meisten Photographen eine vollkommene Umstellung, einen Neuaufbau der ganzen Arbeitsmethode. Nur dann aber kann künstlerische Photographie Berechtigung haben, können ihre Erzeugnisse Dauer und Materialwert besitzen.

Verwandlung. Von Else Torge

Die Jugend stirbt. Ich traure ihr nicht nach —
Sie war ein dämmerschweres, dumpfes Träumen!
Sie war ein allzu wilder Wellenschlag
Vor eines grenzenlosen Meeres Schäumen
Am Ufer, dran ich krank vor Sehnsucht lag!

Des Lebens Mittag führt mich nun hinauf,
Und mich umfängt das Licht mit vollen Fluten.
Doch spür ich wohl, es senkt sich bald der Lauf
Des Taggestirns! Es wachsen schon die Gluten
Der Abendpracht an meinem Weg herauf.

Doch wie ein Schmetterling, der zögernd sich
Aus enger Puppe, drin er dumpf gefangen,
Befreit und staunend regt sein schimmernd Ich,
So ist ein Klares in mir aufgegangen:
Die Sonne, die mir schwindet, — sinkt in mich!

Die Begegnung

Novelle von Karl Rosner

In einer politischen Herrengesellschaft, in der der einzelne wenig genug vom anderen hatte, waren wir einander wieder begegnet, und im Foyer eines Theaters hatten wir einmal eine Zwischenpause lang, vom Fluß der Polonaise an die Wand geklemmt, geplaudert und mit dem üblichen Bedauern festgestellt, daß der Krieg eigentlich die besten alten Bekannten geschieden und die nettesten Zusammenhänge aufgelockert hätte. Sogar einen gemütlichen Abend, an dem wir den Schaden wieder gutmachen und richtig wie in alter Zeit zusammensitzen wollten, hatten wir dabei in Aussicht genommen — aber das war dann so versickert und nichts geworden.

Ich muß übrigens sagen, daß ich den Justizrat bei diesem Wiedersehen dick geworden fand, obwohl er doch in all den kargen Jahren hier in der Heimat trotz seiner blühenden Kanzlei auch nicht gerade im Überfluß gesessen haben mochte.

Ja — und zwei-, dreimal waren wir dann noch so für Augenblicke aufeinandergestoßen — immer in Eile, auf dem Sprung und in Betrieb —

Und dann gestern abend. Gestern abend, als er mir da im ersten Dämmerlichte an der Gedächtniskirche zuwinkte und mit seiner breiten, massigen Gestalt und mit einem Schwall von lauten Worten den Weg verlegte.

„Tag, lieber Doktor — endlich sieht man Sie wieder mal! Wie geht's? Was treiben Sie? Gut sehen Sie aus — na Ihr Schlanken habt's eben besser als unsereiner! — Was? Viel zu tun — viel Arbeit? Menschenskind — das ist doch noch das einzige Vergnügen, das uns bleibt in dieser gottverlassenen, jammervollen Zeit! Sagen Sie selbst: ist denn das noch zu glauben? — Diese Unfähigkeit — diese Verkalkung — diese Hilflosigkeit!" Sein flächiges, vollblütiges Gesicht mit dem Gehacke alter Schlägernarben wurde noch röter, der breite, gutmütige Bulldoggenmund fletschte, daß es zum Fürchten war — sprühte dann plötzlich diesen Zorn von sich, sprang um in Herzlichkeit und Nähe: „Und was macht die Familie — die Frau? Das Töchterchen?"

„Die sind beide für ein paar Tage bei meiner Schwester auf dem Gut —"

„Dann sind Sie jetzt allein? Strohwitwer! Das trifft sich ja doch ganz herrlich! Also dann müssen wir den Abend feiern!" Und ohne weiteres schob er mir die schwere Hand unter den Arm — legte Beschlag auf mich. Nein — loszukommen war da wohl nicht mehr.

Oben von der Höhe der Gedächtniskirche schlug es acht. Schlank und spitz stachen die Türme in den rot durchleuchteten Abendhimmel. Als breite Wellen sanken die Schläge in den dumpfen Lärm der Straße nieder, in das tosende Brausen und Quarren der Autos, in das hämmernde Läuten der Elektrischen, in das tausendfältige Stimmengewirre —

Vor dem Straßendamm mußten mir warten. Ich fragte: „Haben Sie einen bestimmten Vorschlag? Ich weiß da wenig Bescheid —"

Er schob die dicke Unterlippe vor, sann nach und hob dann rasch den Kopf: „Warten Sie mal — da weiß ich eine kleine Weinstube — nicht zehn Minuten weit — Nur zwei Zimmerchen — räucherig und spießig — und glatte Ahorntische. Und als Gäste nur so ein halbes Dutzend braver, alter Knaben. Aber ein Wirt, der sein Geschäft versteht, und ein Tropfen — also Sie werden sehen —"

Wir bahnten uns den Weg quer durch das Gewimmel der Tauentzienstraße und bogen in die stille Rankestraße ein. Immer noch hielt er mich untergefaßt —

Ich fragte: „Sie sind viel auswärts?"

„Ist eigentlich nicht schlimm. Aber doch hin und wieder — wie das eben so bei 'nem besseren alten Herren ist —"

„Wir sind etwa im gleichen Alter —?"

„Ich werde fünfzig — die Zeit vergeht!" Er sah gerade aus, dann hatte er den Faden wieder: „Ja — was ich abends treibe? Ein paar Juristentische habe ich, zu denen ich so hin und wieder aus Gewohnheit gehe —"

„Und Sie wohnen noch immer da drüben in der kleinen Straße mit den vielen Bäumen?"

Seine Augen strahlten aus den Wülsten ihrer Bettung: „Mit den vielen Bäumen — und mit den vielen kleinen Hunden — jaaa — Müssen Sie übrigens auch wieder mal hinkommen — ist ja doch Jahre her —!"

Dann waren wir auch schon am Ziel und saßen in dem behaglich stillen Raum dieser kleinen Weinstube im halben Licht. Er hatte wirklich nicht zuviel versprochen: hier ließ

sich wohl sein und hier ließ sich plaudern. Hier lebte jeder von den wenigen Tischen mit seinen Menschen nur für sich und ließ die anderen unbeachtet.

Und hier beim Wein blühte der gute Justizrat auch bald zu allen seinen Prachten.

Schon die Beratung mit dem Wirt über die Marke, mit der wir beginnen wollten, war eine Angelegenheit für sich, war das Konzil zweier erfahrener und von der Wichtigkeit ihres Verhandelns tief durchdrungener Kenner. Ich selbst wurde dabei sofort als mehr unerhebliche Nebenerscheinung erkannt und beiseite gedrückt. — Also: Hattenheimer Deitelsberg von 1897, Gewächs Freiherr von Stumm-Halberg — und später Burgunder: Chambertin 1889. Dazu Fisch, ein Stückchen gebratenes Fleisch und Käse.

Ein Schauspiel, wie er dann das erste Glas hob, mit geschlossenen Augen seinen Duft nahm, leise schmatzend schmeckte, kaute —. Wie alle Züge seines vollblütigen Gesichtes sich von der Außenwelt nach innen, nach dem Gaumen wandten und dann nach einer Weile wiederum erschlossen: Gewiß, das war ein Wein, mit dem sich leben ließ — —

Von tausend Dingen redeten wir — kramten versunkene Erinnerungen aus — kamen auf Schicksale gemeinsamer Bekannter und auf die Formen, die das Leben für uns selbst nach all dem bitteren Umschwung dieser Jahre nehmen wollte. Er hatte sich da eine Art von Zuschauerpsychologie für seinen eigenen Bedarf zurechtgelegt. Ein wenig allzu absichtlich baute er sie vor sich hin, versteckte er sich hinter sie. Dadurch blieb mir als Eindruck mehr sein Wunsch: so wollte er erscheinen, als etwa die Überzeugung: so war er. Also: er hatte ausgesorgt und konnte ruhig abwarten, wie sich der ‚europäische Wahnsinn' weiter noch entwickeln würde. Er war allein und trug keine Verantwortungen. Gott sei Dank! Segen des viel verlästerten Junggesellenstandes! Ja — wenn man Frau und Kinder und alle möglichen Zusammenhänge mit der Vor- und Nachwelt hatte, dann konnte man wohl Angst und Bange kriegen. Er aber war von derlei Ballast frei. Er hatte doch nur seine alte Emma, die mußte vorhalten, solange er am Leben blieb, und ihm brav weiter wie seit zwanzig Jahren seine Wirtschaft führen —, Prozesse aber würde es zunächst auch weiter geben — mehr noch als je vorher — und unter allen Umständen bis zu seinem ersten Schlaganfall.

Wir waren bei der zweiten Flasche, als unser Plaudern durch einen scheinbar kaum nennenswerten Zwischenfall ins Stocken kam.

Da war die Türe von der Straße aufgedrückt worden und ein junger Mensch von etwa vierundzwanzig Jahren war eingetreten. Schlank, blondschöpfig und frisch — Einen vergilbten und vom Gebrauch reichlich mitgenommenen feldgrauen Rock ohne Abzeichen trug er und hielt eine Soldatenmütze an den dicken Pack von Zeitungen und Wochenschriften geklemmt, die er zum Kaufe anbot. Von Tisch zu Tisch ging er: „Lokalanzeiger — Woche — Illustrierte —?"

Und stand dann auch vor uns —

Ich winkte ab — und sah dann, als mein Blick auf den Justizrat fiel, daß der den jungen Menschen mit einem Ausdruck, der Erstaunen, Suchen, Fragen in sich schloß, anstarrte — ihn gleich darauf aber mit einem jähen Kopfschütteln enttäuscht, beinahe ärgerlich wiederum ließ —

Schon war der Zeitungshändler weiter vor dem nächsten Tisch, da rief ihn der Justizrat noch einmal an: „He — Sie da —!"

„Bitte —? Lokalanzeiger — Acht-Uhr-Abend — Rundschau —?"

Nach irgendeinem Blatte griff die kurze, viereckige Hand. Und zugleich fragte er: „Wo haben Sie im Krieg gestanden?"

Ein wenig verwundert — gleichsam aufgeschreckt — richtete sich der junge Mensch gerade. Als ob ihm da irgendeine alte und halb versunkene Gewohnheit wieder in die Knochen führe. Wie eine Meldung klang die knappe Antwort: „Reserve-Feldartillerie-Regiment siebzehn — dritte Batterie."

„So — — Na, waren Sie da auch mit an der Somme —? Nein —? Nun also!" Mit grimmigem Gesicht und nachdenklich vorgeschobener Unterlippe sah der Justizrat an dem anderen vorbei. Rückte sich dann jäh zusammen, zog das Täschchen und reichte dem Manne einen Schein hin. Er schüttelte den Kopf, als der sich anschickte, den überschüssigen Betrag herauszugeben, und schob die Zeitung, ohne einen Blick in sie zu werfen, zur Seite.

Wir waren wieder allein — tranken und sprachen. Aber der Justizrat war jetzt zerstreut, und die behaglich-zwanglose Stimmung von vorher wollte nicht recht wiederkommen. Es war, als ob ihn irgend etwas, das abseits unseres Plauderns lag, beschäftigte, nicht losließe und ablenkte.

„Sind Sie verstimmt?"

„I wo —! Im Gegenteil!" Er schwieg und kam nicht frei davon.

Der Wirt brachte den Chambertin in der kleinen rohrgeflochtenen Wiege. Vorsichtig trug er ihn, als wäre in dem kleinen schmalen Körbchen ein Kindlein, das über einer heftigen Bewegung erschreckt erwachen

könnte. — Wieder das große Schauspiel der Probe. Wunderbar temperiert war der köstliche Burgunder, stand schwer wie dunkles Blut in den dünnen Gläsern, und seine Kraft löste auch bald genug das Unbehagen, das sich da hatte niedersenken wollen.

Und plötzlich nach einem tiefen Zuge und ohne Übergang begann er dann zu reden.

„Sehen Sie, lieber Doktor, dieser Kerl vorhin — der junge Bursch mit seinen Zeitungen — na, ja — also an ein merkwürdiges kleines Erlebnis aus diesen Jahren hat er mich erinnert. An eine Begegnung — ja — nicht mehr. Weil er einem anderen ähnlich sieht — das heißt nur ganz entfernt ähnlich sieht — wissen Sie, für den ersten Blick — und weil ich den anderen auch so in dem verbrauchten, grauen Waffenrock und mit der Mütze unterm Arm gesehen habe.

Also eine ganz ausgefallene Geschichte, die mir im dritten Kriegsjahre — ja, Anfang siebzehn war es — geschehen ist —

An einem Sonntag — an einem Sonntag nachmittag, so um vier — ich hatte es mir bequem gemacht — sitze da in Hausschuhen und ohne Kragen, mit 'ner Zigarre und blättere in einem Aktenfaszikel, den ich mir nach Hause mitgenommen hatte — geht die Klingel draußen —.

Ungewöhnlich. Ist doch keine Besuchszeit — und von Überraschungen bin ich kein Freund —. Na, man wird sehen.

Emma öffnet. Ich höre sie gehen — höre die Kette an der Türe klackern — höre sie eine ganze Weile mit jemand sprechen. Dann ist sie bei mir: „Herr Justizrat, ein Soldat ist draußen und fragt nach Herrn Justizrat —"

„So? Haben Sie ihm nicht gesagt, wann ich in meinem Bureau zu sprechen bin?"

Die Emma nickt: „Ja — aber er sagt, er hat privat mit dem Herrn Justizrat zu reden."

„Privat? Ein Soldat?" Ich frage: „Ist's ein Offizier? Hat er denn keine Karte abgegeben?"

„Nein, ein Offizier ist's nicht: ein richtiger Soldat. Ein junger Mensch — ein hübscher Mensch —"

Also: wenn Emma das schon sagt: „Und was er will, hat er Ihnen nicht verraten?"

„Nein. Aber er könnte auch nicht ins Bureau kommen, er wäre nur für heute in Berlin —"

So. Keine Ahnung hatte ich. Aber damals war das doch noch so: ein Soldat — Kämpfer — Vaterlandsverteidiger — den mochte man nicht so ohne weiteres abweisen. Wer weiß, was er wollte? Auf meine Hausschuhe sehe ich, denke an meinen kragenlosen Hals —

„Den können der Herr Justizrat auch so empfangen —"

„Also in Gottes Namen!"

Gleich darauf läßt ihn die Emma ein.

An der Tür bleibt er stehen: stramm, beinahe dienstlich und den Blick gerade auf mich. Ein gut gewachsener, hübscher, blonder Bursch von vielleicht zweiundzwanzig. Die Mütze hat er in der Hand. Unteroffizierstressen — das schwarz-weiße und noch so'n Bändchen auf der Brust. Mein erster Eindruck, wie ich mich so aus dem Sessel recke: Netter Junge — wirklich netter Junge — Ein wenig befangen — aufgeregt — unsicher —

Ich bin also nett und leutselig. Ich deute ihm, näher zu kommen, weise auf einen Stuhl: „Bitte. Entschuldigen Sie meine unvorschriftsmäßige Bekleidung, aber — — Mit wem habe ich die Ehre, und womit kann ich Ihnen dienen?"

Er kommt näher. Immer die Augen fest auf mir mit einem merkwürdigen Ausdruck, der Fragen und Erregung ist und Neugier und Lächeln zugleich. Als ob ich ein besonders interessantes Menagerietier wäre — und als ob er mir etwas ganz Geheimnisvolles mitzuteilen hätte.

„Ich heiße Kramer —" sagt er, „Unteroffizier Ernst Kramer auf dem Transport von Rumänien nach der Westfront."

„Ja —"

„Ich darf mich ausweisen —?" Er knöpft den Rock auf, holt seine abgegriffenen Papiere vor, reicht sie mir hin.

Nur der Form halber werfe ich einen Blick auf das Blatt: Ernst Kramer — Schriftsetzer — Geburtsort: Erfurt — Ich falte das Ding wieder zusammen, reiche es ihm zurück, sage noch: „So, so — aus Erfurt sind Sie? Da habe ich als junger Mensch auch einmal gelebt —"

Ohne aufzusehen nimmt er das Blatt, meint, während er es wiederum versorgt: „Morgen früh um halb sechs werden wir wieder verladen — ich bin auch zum erstenmal in Berlin. Und da habe ich mir gedacht: ich muß doch den Herrn Justizrat aufsuchen —"

„So. „Na, da muß es ja wohl eine für Sie wichtige Sache sein. Womit also —?" Ich merke, daß ich immer noch meine Zigarre in Händen habe, und greife nach dem Kistchen, halte es ihm hin —: „Sie rauchen?" Dabei treffe ich seinen Blick. Einen ganz roten Kopf hat der Junge jetzt, maikäfert augenscheinlich an seinem Fall und weiß wohl nicht, wo anfangen —

Mechanisch nimmt er eine Zigarre, dreht

sie in den erfrorenen Fingern — kommt immer noch nicht zurecht.

Ich muntere ihn auf: „Haben Sie etwas ausgefressen? Es wird schon nicht so schlimm sein, und wenn's irgend geht: ich helfe Ihnen 'raus —!"

Da hebt er seinen Kopf und sagt mit einem Male: „Herr Justizrat — ich bin nämlich Ihr Sohn —"

Also: wenn mir einer jäh einen Kübel kaltes Wasser über den Kopf gegossen hätte — nicht anders hätte mir zumute sein können —! Ich weiß noch, daß mein erster Gedanke war: ‚So'n netter Kerl — und so ein Schwein! — Und dem hast du 'raushelfen wollen! —' Aber ich muß doch ein sehr entgeistertes Gesicht gemacht haben, denn er wiederholt: „Ja — ich bin der Sohn vom Herrn Justizrat —"

Jetzt habe ich mich wieder. Ich richte mich auf aus meinem Sessel — empfinde plötzlich mit einer Art Erbitterung die Hausschuhe und den fehlenden Kragen als üble ärgerliche Hemmungen und Blößen — und sage empört, mit aller Schärfe: „Mein lieber Herr — — Kramer — Sie scheinen sich da wirklich an eine falsche Adresse zu wenden. Mit solchen Scherzen werden Sie bei mir keine Geschäfte machen! Oder haben Sie ernsthaft geglaubt, daß ich Ihnen auf diese Behauptung hin meine Brieftasche anbieten werde?"

Er steht auf, schüttelt den Kopf und hebt abwehrend die Hand, in der er immer noch die Zigarre hält, sagt mit erregter aber doch merkwürdig fester Stimme: „Ich bitte, Herr Justizrat, ich möchte das aufklären dürfen. Und ich verstehe das Mißtrauen durchaus — aber ich bin kein Betrüger —!"

„Da bin ich doch begierig —!"

„Herr Justizrat haben doch in Erfurt gelebt —?"

„In Erfurt? Jawoll — das sagt' ich ja soeben: als ganz junger Mensch — als Referendar —"

„Und Herr Justizrat haben damals bei einer Frau Laukhart gewohnt —"

„Laukhart — ja, stimmt —" Dabei kommt eine dumme Unsicherheit an mich heran. Durch seine ruhige Art — durch unklare und halb verwischte Erinnerungen, die mich da plötzlich überfallen — weiß ich, wieso —. Und zugleich — — Gott, wissen Sie, Doktor: damals hatte mein alter Herr doch diesen schönen Ehrgeiz, mich einmal irgendwie im Staatsdienste zu sehen —. Na — kam dann anders. Aber: Laukhart — natürlich, die brave Witwe Laukhart! Und die filia Mariechen — ja, Mariechen — Und — nicht wahr? — man war eben jung —. Aber das war ja der reine Unsinn — das war doch hundert Jahre her —!

Sagt er in mein Suchen und Stöbern hinein: „Und da war eine Tochter —" Ganz ehrlich und offen sieht er mich dabei aus dem anständigen Jungengesichte an. Nur erwartend —.

„Allerdings —" und während ich das sage, ärgere ich mich wieder über meine unvollständige Montur — fühle ich mich unsicher, beengt und unbehaglich. „Allerdings, Herr Kramer — ich glaube: Marie hat sie — —"

Da nickt der Junge, legt die Zigarre vorsichtig auf den Schreibtisch hin, ist puterrot bis unter seinen blonden Schopf: „Mein Vater — eben der damalige Briefträger Friedrich Kramer — der die Mutter doch immer schon gern gehabt hat, der hat sie dann geheiratet. Gleich nachdem das zu Ende war — ich meine: gleich nachdem der Herr Justizrat abgereist sind — —"

Also — noch kaum jemals in meinem Leben ist mir mein Gehirn so lächerlich leer und ausgenommen gewesen. Nach irgendeinem vernünftigen Wort suche ich — nichts! Aber alle möglichen Erinnerungen daran, wie das damals gewesen ist, fallen mir ein: Wie ich nach einer albernen Streitsache unerwartet schnell abreiste — und daß ich auch dann noch ein paarmal Kartengrüße schickte, aber keine Antwort bekam — und es so ließ. Daß ich nie auch nur einen Augenblick daran gedacht hatte, es könnten da Folgen — —

Endlich sage ich, nur um etwas zu reden: „Tja — wollen wir uns nicht wieder setzen?"

Und wie wir sitzen, nach einer Weile: „Woher — wer hat Ihnen denn von diesen Dingen gesprochen?"

„Die Mutter —"

„Also hat Ihre Mutter Sie zu mir geschickt?"

„Nein — die Mutter ist tot — seit bald drei Jahren schon —"

„Oh —!" Dabei höre ich, wie fremd und albern das klingt.

Er redet dabei wieder: „Ich habe auch immer schon gedacht: wenn du einmal nach Berlin kommst, dann suchst du ihn auf. Und jetzt, wo doch unser Transport —"

Ich nicke heftig. Und zugleich, wie ich ihn so reden höre, vor diesem leisen Singsang und Dialekt, den ich aus diesen alten Jahren noch in den Ohren habe, wird mir das klar: Also, das soll dein Sohn sein —. Sohn — Kind — Nachkomme —! Dein Blut —! Ganz stille halte ich, als ob ich irgend etwas erleben müßte und nicht versäumen dürfte. — Ohne Sentimentalität — aber man hat doch so gewisse Überzeugungen: aus Herkommen oder Glauben oder Aberglauben —. Nichts

— reinweg nichts. Freude? Vatergefühle? Nee — keine Spur! Meine erste wesentliche Empfindung: Hilflosigkeit und Unbehagen. Mein erster Gedanke — ich will ehrlich sein —: Das wird Geld kosten! Der Junge wird dich jetzt gehörig hochnehmen! Gott ja, man ist doch nun einmal Kriminalist und hat doch wirklich allerhand erlebt —. Und da habe ich mich auch wieder halbwegs.

Ich sage also überlegt: „Tja — nun sind Sie also hier. Sie werden sicher verstehen, daß mich das alles sehr unerwartet und überraschend trifft. Ich möchte auch vermeiden, sogleich bindend Stellung dazu zu nehmen — aber, wenn wir den Standpunkt einnehmen, Ihre Angaben als wahr zu unterstellen — Sie werden mit Ihrem Besuch doch irgendwelche Gedanken verknüpft haben —? Irgendwelche Wünsche?"

Sieht er mich erst ohne rechtes Verständnis an, sagt dann: „Ich habe Sie nur sehen wollen — das ist doch ganz natürlich —"

„Gewiß — gewiß — aber, nicht wahr? — Sie sind im Feld — die Löhnung: davon kann man sich auch kein Rittergut kaufen! — ist doch so. Und wenn man nichts zum Zusetzen hat —?"

Da steht doch der Junge wieder auf, schüttelt den Kopf: „Ich habe Sie nicht anpumpen wollen."

Ich lache: „Anpumpen. — Lieber Freund — ist doch Unsinn! Ich frage Sie doch — spielt ja auch gar keine Rolle —!" Aber: nein — nicht zu machen. Völlig ausgeschlossen. Na, was soll ich Ihnen sagen: ein ganz famoser Junge! Ein Kerlchen, vor dem man sich sagt: Donnerwetter —!

Also, ich sage: „Jetzt setzen Sie sich mal vernünftig hin!" und ich lasse von meiner Emma Kaffee bringen und Kuchen — und wir plaudern nun ganz friedlich und gebildet. Er erzählt, was er mitgemacht hat: bei Verdun und in den Karpathen und in Rumänien. — Verwundet ist er auch 'nmal gewesen. Und dann frage ich ihn noch nach dem und jenem von den ollen Kamellen — was er so davon wußte. — Also, der Briefträger hatte das Mädchen geheiratet, sich aber ausgebeten, daß jede Verbindung mit „dem Herrn Referendar" zu Ende sei. — In einer dummen Silvesternacht war der Klamauk, auf den hin ich damals von Erfurt abgezogen bin — im Frühjahr hat er sie geheiratet — und im Juni war der Junge da. — Das alles stimmte schon — und das hatte ihm die Mutter nach und nach erzählt — in einer Zeit, in der er selbst schon die Regeldetri der Schöpfungsgeschichte nachrechnen konnte und neugierig war und fragte. — Ja, und damals schon und immer wieder hätte er sich das vorgenommen: wenn du einmal nach Berlin kommst, dann suchst du ihn mal auf! Und der Vater — eben der Briefträger Kramer — der sei doch schon seit sieben Jahren tot, und die Mutter sei zu Anfang Vierzehn gestorben —

Bis gegen sechs Uhr habe ich ihn bei mir gehabt, habe ihn mir beklopft und behorcht von allen Seiten: wissen Sie, Doktor, — ein ganz famoser Bengel! Einer, der wirklich nur gekommen ist, um zu erfahren: Also so sieht der große Bruder aus, der daran schuld ist, daß du auf der Erde wandelst —!

Für den Abend habe ich ihn mir dann zu Trarbach hinbestellt, habe ihn gefüttert, und wir haben auch eine gute Flasche getrunken. Von der Zukunft haben wir geredet, was er nach dem Kriege machen wolle? In eine Druckerei wollte er wieder als Setzer gehen. — Sage ich: „Dann bitte ich mir aber aus, daß Sie vorher zu mir kommen!" Schüttelt er den Kopf und lacht: „Ich werde es schon schaffen!" Ein richtiger Dickkopf! „Mensch —" habe ich ihm gesagt, „Mensch, jetzt seien Sie kein Frosch — schließlich, nicht? wie wir nach der natürlichen Schöpfungsgeschichte zueinander stehen —!" Aber: nein — nicht zu machen. Na, ich habe ihm dann doch ein paar Blaue in seine Zigarettenschachtel eskamotiert. — Aber, wollen Sie's glauben, Doktor, — das Glas in der Hand, habe ich doch 'ne ganze Weile daran herumgedruckst, — ich hätte es fertiggebracht, ihm zu sagen: Junge, auf du und du —!? Also richtig nicht 'rangetraut habe ich mich — senile Hemmung! — Verfall und Marasmus!

Um elf mußte er schon wieder bei seiner Sammelstelle sein.

Nach der Adresse habe ich ihn gefragt. — Feldpostnummer. Wohin es im Westen ginge? Von der Somme hätten die Kameraden etwas erzählt — aber darauf könne man nicht viel geben —

Also Abschied. Zur Elektrischen bringe ich ihn noch, sage ihm, wie er fahren muß. Dann haben wir uns die Hand gegeben. Für die Einladung hat er sich bedankt, und schreiben wollte er aus dem Felde. Alles Gute habe ich ihm gewünscht —

Dann nach ein paar Tagen hat er auch wirklich geschrieben, hat sich für das Geld bedankt. Und später sind noch zwei Karten gekommen. Ich habe sie noch irgendwo zu Hause. Dann war's aus. — Das war so die Zeit, in der unsere Frühjahrsoffensive gewesen ist — ich habe oft an ihn gedacht und ich habe mir vorgemacht: jetzt kann er gar nichts von sich hören lassen, jetzt dürfen sie nicht schreiben! Das ist wochenlang so gegangen. Na — dann ist eines

Tages ein Brief von mir zurückgekommen: „Vermißt."

Also, Doktor, ich weiß noch: als ob mich einer mit dem Knüttel vor den Kopf geschlagen hätte! — Und komisch ist das: manchmal will man 'was partout nicht glauben, meint, das könnte doch gar nicht möglich sein. An sein Regiment habe ich damals geschrieben, in seine Heimat und an alle möglichen Auskunftsstellen — nichts. Vermißt. Dann habe ich durch Jahr und Tag geglaubt, vielleicht ist er gefangen — und eines Tages kommt er an. — Nein — nichts. Vorbei und aus. —"

Vergrübelt sah der Justizrat vor sich hin, die dicke Unterlippe grimmig vorgeschoben, die breite, kurze Hand am Glase.

„Merkwürdig ist das — merkwürdig: da hat man nichts gewußt von all dem Kram und stößt dann so für ein paar Stunden aufeinander — und dann ist wieder alles aus —" Er schüttelte den Kopf und sprühte das von sich, griff nach dem Glase. Er hielt es vor sich hin, sah in das schwere Rot und trank.

Nach einer Weile ruckte er die Schulter und sah mich an: „Wissen Sie, was mir noch immer gar nicht in den Kopf will? Daß ich dem Jungen nicht doch du gesagt habe an dem Abend bei Trarbach drüben —"

Sonnenschein. Von Julius Havemann

Quill in meine tiefste Brust,
Liebes Licht, du Himmelssegen!
Löse leise, süße Lust,
Alle Not als warmer Regen!
Dampfend wie ein Blütenhain,
Fang' ich deine Gottheit ein.

Du lehrst sagen: liebe Not!
Bade mein verfemtes Wesen
Hell wie junges Morgenrot,
Bis es ganz vom Staub genesen.
Erde, werde mir Gewinn,
Wie ich dir gewonnen bin!

Wie Sommerwind . . . Von Charlotte Bell

Wie Sommerwind wehte Sehnsucht auf,
So leis wie ein Hauch, der kommt und verrinnt,
So golden, wie der goldene Knauf
Von Türmen leuchtet, die ferne sind.

Wie Sommerwind wehte Sehnsucht auf
Und schwang sich hoffend zum Himmel empor
Und schwebte in schmerzlichem Wechsellauf,
Bis sie sich im Traume der Nacht verlor.

Der Apfelbaum. Von Gustav v. Festenberg-Packisch

Du schaust empor in lichtes Blattgewirr,
Durch das die Sonne tropfenweise fällt.
Zu deinen Häupten breitet sich die Welt,
Und Himmelsbläue lächelt hinter ihr.

Ein Windhauch landet flüsternd über dir.
Die Blätter beben, und ein Apfel fällt.
Das Reifende verläßt die schöne Welt.
Der Tod erschreckt, was fruchtlos blieb in ihr.

Und Sonnentropfen fallen lautlos nieder,
Ein Mittagstraum läßt sich von Ast zu Ast
Zu dir herab und ladet dich zu Gast.

Der Schlummer löst die Fesseln deiner Glieder.
Die Welt, die sich zu Häupten dir enthüllt,
Hat dich mit tiefer Trunkenheit erfüllt.

Erinnerung. Von Frida Schanz

Die schlanken Rispen, die so schwer betauten,
Erstanden wie aus silbergrauem Meere.
Des Steppengütchens lange, niedre Bauten
Sah'n mit verschlafnen Fenstern in die Leere.

Der Kuß des Morgens traf die flache Erde.
Frühwache Schnitter wanderten in Scharen.
Die Hirten bändigten die Mutterpferde
Mit Worten, die wie Veilchenketten waren.

Das teuerste Bild der Welt

Jan Vermeers „Straße in Delft"

Von Dr. Georg Gronau, Direktor der Gemälde-Galerie zu Kassel



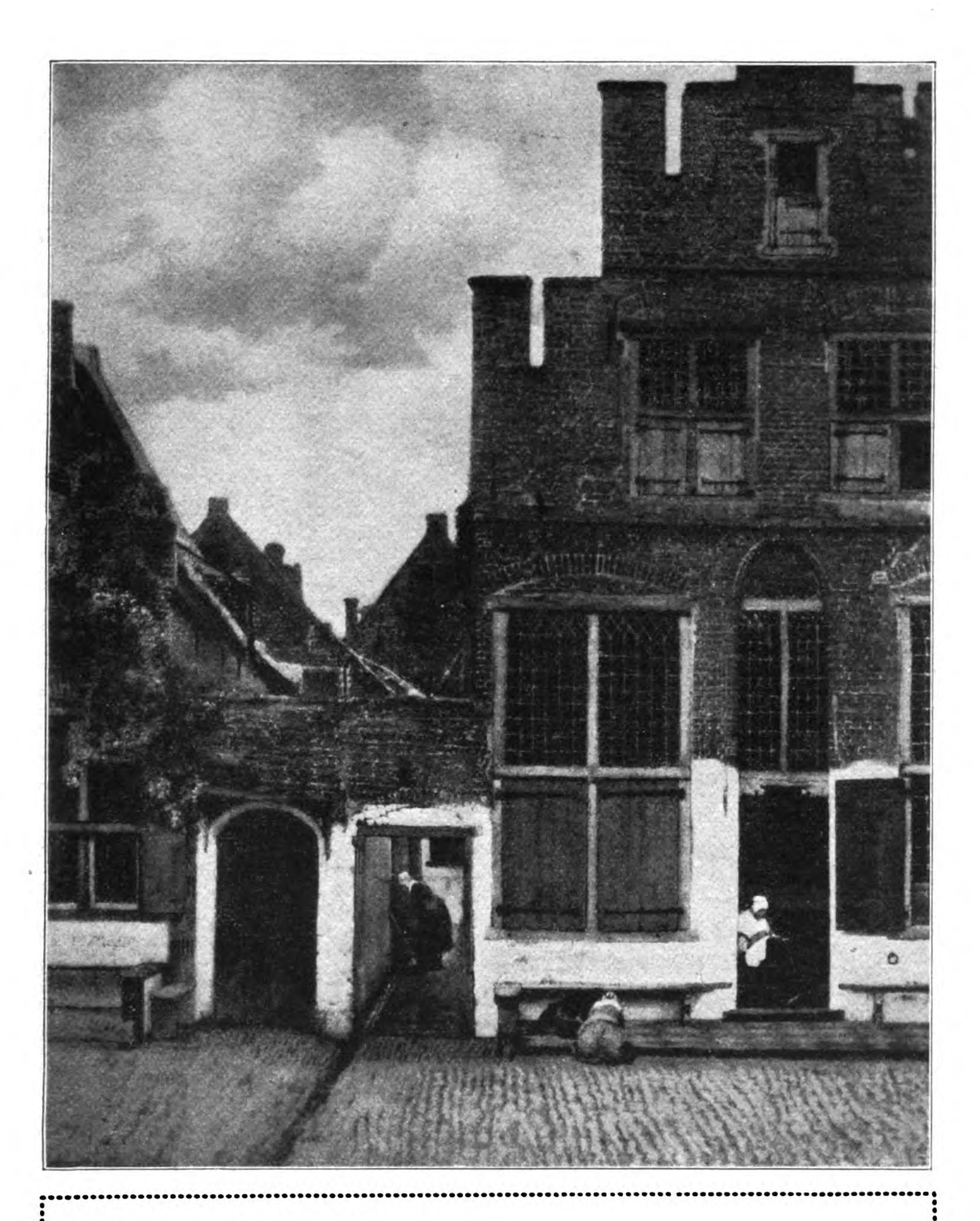
Am Nachmittag des 12. April dieses Jahres war der große Saal des weltbekannten Versteigerungshauses von Frederik Muller in der Doelenstraße in Amsterdam, in der Rembrandt einige Jahre gewohnt hat, von einer Zuschauermenge dicht gefüllt, die sich aus den bekanntesten Persönlichkeiten der holländischen Museums-, Sammler- und Händlerkreise zusammensetzte. Sie waren zusammengekommen, eigentlich nur um der Versteigerung eines einzigen Bildes beizuwohnen — trotzdem sieben vorzügliche Bilder voraufgingen —, aber dieses Bild gehörte denn auch zu der kleinen Zahl des allerhöchsten Ranges. An diesem Tage sollte entschieden werden, ob die „Straße in Delft" der Sammlung Six dem Ursprungs- und Heimatlande erhalten bleiben, oder ob das Bild, so mancher köstlichen Schöpfung des Delftschen Vermeer folgend, den Weg über den Ozean würde antreten müssen.

Es wurde still im Saal, als der Ausbieter mit einem Schlage seines Hammers begann. Mit 530000 Gulden wurde der Anfang gemacht, aber nur aus dem Munde des Ausbieters folgten die Steigerungen, jedesmal um 10000 Gulden, bis die Firma Frederik Muller selbst bei 680000 Gulden als Ersteigerin genannt wurde. Der Chef des Hauses erklärte, den wirklichen Käufer nicht namhaft machen zu können, und bis zur Gegenwart schweben darüber Vermutungen, deren wahrscheinlichste dahingeht, daß der frühere Besitzer das Bild zurückgekauft habe. Jedenfalls scheint, für den Augenblick wenigstens, die „amerikanische Gefahr" beschworen und das unvergleichliche Werk noch einmal für Europa gerettet zu sein.

Wenn wir in anderen, ruhigeren Zeiten lebten, als in einer Gegenwart, in der die schicksalsschwersten Entscheidungen alltäglich geworden sind, so würde sich die Öffentlichkeit wohl etwas mehr, als sie es getan hat, mit dem Schicksal des Bildes befaßt haben, seit bekannt wurde, daß sein Besitzer es zu verkaufen entschlossen war. Denn obschon Privatbesitz und nur einmal in neuerer Zeit in einer Ausstellung in Amsterdam allgemein zugänglich gemacht, war dieses Bild doch von vielen in dem vornehmen Patrizierhaus des Jonkheer Six van Hillegom, viele Jahre hindurch an der Heerengracht, neuerdings, seit dieses einer Straßenverbreiterung zum Opfer fiel, in dem vielleicht noch schöneren Haus an der Binnen Amstel bewundert worden, die beide ohne allzu große Schwierigkeiten den Kunstliebhabern geöffnet werden. So hatte man sich gewöhnt, es gleichsam als Gemeingut anzusehen und für unantastbar zu wähnen, obschon mehr als ein Bild der herrlichen Sammlung bereits verkauft worden war. Aber so wenig wie den stolzesten Besitz dieses Hauses, Rembrandts Bürgermeister Six, hatte man ernsthaft gedacht, würde der Träger einer großen Familienüberlieferung dieses Stück je hergeben. Wie es scheint, hat die Steuergesetzgebung, die in allen Ländern wahre Verheerungen im überkommenen Kunstbesitz anrichtet (nicht nur im verarmten Deutschland, wo es schließlich entschuldbar ist), es erreicht, daß der jetzige Besitzer, gewiß nicht leichten Herzens, sich entschloß, sich dieses Stückes zu entäußern.

Von dem, zugestanden einseitigen, Standpunkt des Kunstfreundes aus wage ich es, diesen Verkauf eine „europäische Angelegenheit" zu nennen. Gewiß, Europa ist, gegenüber der Neuen Welt, unerhört reich an Kunstschätzen jeglicher Art, aber es gibt doch eine gewisse, nicht allzu große Zahl von Meisterwerken, die es niemals hergeben sollte. Zu dieser gehört das Bild, das den Ausgangspunkt bildet. Wenn es uns verloren geht, so ist die Alte Welt um etwas Unersetzliches ärmer geworden. Ich will nicht in Erörterungen darüber eintreten, ob Europa noch wohlhabend genug ist, sich den Luxus dieses Bildes leisten zu können, das, wenn man seine bescheidenen Abmessungen in Betracht zieht — es ist 53 Zentimeter hoch, 34 breit — wohl das höchst bezahlte Bild der Welt sein dürfte; aber ich habe das Gefühl, daß es eine Ehrenpflicht für Holland, das seinen Schöpfer hervorgebracht hat, dessen alte Malkultur hier eine ihrer unvergleichlichen Taten hinterlassen hat, sein müßte, dieses Werk sich selbst, uns allen zu erhalten. So gewiß der alte Platz im Hause Six der an Stimmungswerten reichere gewesen ist, als es einer der nüchternen Räume des Bildermagazins, das „Reichsmuseum" heißt, sein würde: lieber fänden wir die „Straße" von Vermeer dort wieder, als daß wir darauf verzichten müßten, sie jemals wiederzusehen, weil es einen amerikanischen Geldmagnaten gelüstete, das teuerste Bild der Welt sein Eigen zu nennen.

Man könnte einwenden, daß Holland bereits in der „Ansicht von Delft" das bedeutendere von den beiden Bildern dieser Art, die von Vermeer bekannt sind, besitzt, das seit beinahe genau hundert Jahren der Sammlung des Mauritshuis im Haag gehört. Das bedeutendere gewiß nach dem



Straße in Delft
Gemälde von Jan Vermeer

Reichtum der Komposition, nach den Abmessungen; unvergeßlich in seinem farbigen Zauber. Aber die „Straße" hat dafür die größere Intimität; was jeden, der die alten holländischen Städte mit empfänglichen Augen durchwandert, an diesen entzückt, hat die Hand eines Meisters in glücklichster Schaffensstunde darin festgehalten.

Der Vorwurf ist so einfach wie nur möglich gewählt. Ein landläufiges Giebelhaus, von vorn gesehen; links davon ein Stück des Nachbarhauses, oberhalb des Fensters ganz von bläulich grünem Efeu bedeckt, zwischen beiden ein Durchgang, durch den man auf ein rückwärtig gelegenes Haus blickt. Ein paar Dächer ragen über die niedrige Verbindungsmauer. Die Straße ist mit holperigen Steinen gepflastert; am Hause selbst läuft ein aus Karos von schiefergrauen und weißen Fliesen gebildeter Fußsteig entlang; ein paar Bänke laden zum Sitzen ein. Das Rot des Backsteins herrscht vor, wie im holländischen Städtebild, warm und voll; und die feinen weißen Fugen, um die einzelnen Steine gezogen, verstärken den Klang und mehr noch der Kalkbewurf, mit dem die untern Teile der Häuser und die Toreinfassung bedeckt sind. Dies Weiß hat, gegen das Rot gesehen, eine fast unwahrscheinliche Leuchtkraft. Die Fläche der Fronten wird farbig noch durch die Fensterläden belebt; der geschlossene, matt olivgrün, der zurückgeschlagene, tief blutrot, ist in der farbigen Wirkung durch das umgebende Weiß gesteigert. Der Laden am Nachbarhaus still grau; das geschlossene Hoftor war einst schwarz (dieser Teil hat etwas gelitten).

Vier Figuren beleben die Kleinstadtgasse. Vor der einen Bank spielen am Boden hockend zwei Kinder wohl mit Murmeln; ihre Kleidung gibt einen dunkeln und einen grauen Farbflecken her. Obschon charakteristisch genug in ihrer Bewegung erfaßt, scheinen sie doch nur da zu sein, um vorn etwas zu beleben und die diskreten farbigen Werte ihrer Tracht der Komposition mitzuteilen. Um so wichtiger die beiden anderen Gestalten. In der offenen Tür des größeren Hauses sitzt eine Frau, gebückt, an Wäsche nähend. Man empfindet nur den Umriß der Figur gegen das dunkle Innere des Hauses, weil nur die weißen Flecken der Haube, der Jacke und des Wäschestücks wirksam werden, aber diese Stellung ist so treffend beobachtet, daß man die Aufmerksamkeit zu spüren meint, mit der sie der Arbeit hingegeben ist, obschon das Gesicht nur als ein Flecken hingesetzt erscheint. Endlich im Durchgang eine Magd, die neben dem Waschtrog steht und gerade Wasser ausgegossen hat, das, ein silbriger Streifen, der Straßengosse zuläuft; sie steht, gebückt, den Kopf vom weißen Tuche bedeckt, in roter Jacke und blauem Rock, und belebt, gegen den Kalkbewurf des hintern Hauses gesehen, entzückend den heimlichen Durchblick.

Über den Dächern, neben dem Giebel ein Stück Himmel, bläßlichblau, und reich mit hellgrauen Wolken überzogen; der echte Himmel Hollands, der nur ausnahmsweise rein und blank ist und strahlend.

Man sieht: ein einfacherer Vorwurf ließ sich für einen Maler nicht finden. Nicht das Besondere wählte er, wie wohl andere Architekturmaler, sondern das Typische, das, was man in jeder stillen Straße seiner Vaterstadt Delft, wo die kleinen Leute wohnen, finden mochte. Er aber sah es mit *seinen* Augen und sah an einem Spätnachmittag zur Sommerzeit, es lag warm über den Häusern, und sie strahlten gleichsam das Sonnenlicht wieder, das sie tagsüber eingesogen hatten, und die Stille wurde nur von den spielenden Kindern und etwa von Schwalbenzwitschern unterbrochen, er sah, wie wunderbar schön das war, und ging heim ins Atelier und malte das Bild, das er sich rasch eingeprägt hatte.

Man kann das Eindruckskunst nennen, ganz gewiß, und wir wollen uns daran erinnern, daß seit der Blütezeit des Impressionismus unserer Zeit erst die Tage großen Ruhmes für Vermeer angebrochen sind. Aber ich glaube, nirgends kann man die Inhaltslosigkeit und Leere der Schlagworte, die so viel Verwirrung anrichten, besser erfassen, wie gerade angesichts dieses Meisterwerks. Denn, weil der Maler mit dem Zauber dieser Farben auch den Stimmungsgehalt dieser Stunde so tief und innerlich erfaßt hatte, weil der Augeneindruck zu einem seelischen Erlebnis geworden war (ob bewußt, ob unbewußt, ist einerlei), wurde er fähig, das so malen zu können, so zart und so innig, daß damit die Stunde seines Erlebnisses, neuen Widerhall weckend, über die Jahrhunderte hin fortlebt. So ward hier Eindruckskunst zur höchsten Ausdruckskunst.

Seltsam: vor fast genau 225 Jahren (am 19. Mai 1696) ist dieses Bild schon einmal in Amsterdam versteigert worden, in jener denkwürdigen Versteigerung, auf der 21 Bilder Vermeers verkauft wurden, von denen uns noch 15 bekannt sind, und deren Katalog eine der wichtigsten Grundlagen der Vermeer-Forschung bildet. Es brachte damals 75 Gulden 10 Stüwer (jetzt, wenn man das Aufgeld dazurechnet, fast genau das zehntausendfache). Im Jahr 1800, auch im April, ist es abermals in Amsterdam in öffentlicher Versteigerung verkauft worden und wohl bald hinterher in den Besitz der Familie Six gelangt, die es jetzt hat hergeben wollen oder müssen.

Vielen erscheint es banal oder schlimmer als das, wenn angesichts von Kunstwerken so häufig von Preisen geredet wird. Die Heiligkeit des großen Kunstwerks scheint dadurch entweiht zu werden. Aber man muß sich doch auch daran erinnern, daß sich in Preisen die Schätzung ausdrückt, die ein Künstler genießt, und unter diesem Gesichtspunkt ist nichts lehrreicher, als die Preise zu verfolgen, die Arbeiten eines Künstlers zu

verschiedenen Zeiten erzielt haben. Es läßt sich darin gradezu die Geschichte seines Nachruhms in scharfumrissener Form erzählen, aber zugleich — und das ist wichtiger — ist hier ein Kapitel aus dem lehrreichen Buch vom Wechsel des Kunstgeschmacks beschlossen. Und bei wenigen Künstlern hat sich dieser so seltsam gewandelt wie gerade bei dem Delftschen Vermeer (so und nicht van der Meer, hat er sich selbst genannt).

Von den Zeitgenossen wurde er hoch geschätzt und entsprechend bezahlt. Ein französischer Reisender, der ihn in seiner Werkstatt besuchte, fand nichts von seinen Bildern darin vor; er sah aber eine Anzahl bei einem Bäcker und erfuhr mit Staunen, daß man für Stücke mit nur einer Figur 600 Livres bezahlte, was ihn unbegreiflich dünkte. Trotzdem hinterließ der Maler, der mit 43 Jahren starb, seiner Witwe nur Schulden und einen Kindersegen, der mit die Ursache der zerrütteten Vermögensverhältnisse sein mochte. Mit Bildern des Gatten suchte sie einen Teil der Schulden abzutragen. Es gab damals in Holland richtige Sammler Vermeerscher Bilder, von denen einer, der Haarlemer Landschafter Coelenbier 26, allerdings wohl, um damit Geschäfte zu machen, ein anderer, ein Delfter Buchdrucker Dissius, 19 in seinem Besitz vereint hatte. Die Preise, die für seine Bilder auf der schon genannten Versteigerung des Jahres 1696 in Amsterdam erzielt wurden, waren für die damalige Zeit nicht unbeträchtlich; für die „Ansicht von Delft" wurden z. B. 200 Gulden bezahlt.

Im 18. Jahrhundert verblaßt Vermeers Ruhm. Von den fürstlichen Sammlern, die damals jene stolzen Sammlungen geschaffen haben, die heute namentlich unsere deutschen Galerien bilden, haben manche seinen Namen offenbar kaum noch gekannt; daher fehlt Vermeer z. B. in München und in Cassel. Als der französische Kunstschriftsteller Bürger, der unter dem Namen Thoré seine grundlegenden Bücher über die holländischen Galerien schrieb, auf ihn aufmerksam wurde, hatte er die größte Mühe, unter den die Wahrheit entstellenden Bezeichnungen den Maler wiederzuentdecken. Vermeer teilt das Los so vieler Künstler, die im eigentlichen Sinn des Wortes Maler gewesen waren, wie Frans Hals, Pieter de Hooch und im gewissen Sinn selbst Rembrandt. Aber als die Gegenwartskunst wieder sich auf malerische Werte einzustellen begann, als die Glanzzeit einer neuen Malkultur begann, war auch für Vermeer der Tag neuen Ruhmes angebrochen. Seine Bilder wurden überall aus dem Verborgenen aufgespürt; es war die Zeit, wo Entdeckungen noch möglich waren: ein Herr des Tombe im Haag konnte noch 1882 den wunderbaren Frauenkopf, der heute zu den kostbarsten Stücken des Mauritshuis gerechnet wird, für $2^1/_2$ Gulden erwerben. Diese Zeiten sind für immer vorbei, und nur ein besonderer Zufall brachte einmal, vor wenigen Jahrzehnten, einen echten Vermeer für einen lächerlichen Preis in den Besitz von Dr. Bredius im Haag, der das Bild als Leihgabe derselben Staatssammlung überlassen hat.

Bekannt sind gegenwärtig 38 (oder 39) Bilder des Malers*). Davon besitzt Holland, wenn ich recht zähle, 8, Deutschland im öffentlichen Besitz 6 (dazu eine Ölstudie; ein weiteres Werk der Herzog von Arenberg, früher in Brüssel), 6 sind in England, davon nur 2 in Staatsgalerien, je 2 sind in Belgien und Frankreich und je 1 in Österreich und Ungarn — Amerika aber hat nach und nach 11 Bilder Vermeers an sich gebracht, und es steht zu erwarten, daß die wenigen noch in Privatbesitz befindlichen Bilder allmählich dorthin abwandern, wo unbegrenzte Geldmittel den Liebhabern alter Kunst zur Verfügung stehen.

Wir wollen hoffen, daß die „Straße in Delft", die den Ausgangspunkt unserer Darlegungen bildete, nicht auch noch Europa verloren geht. Wenn so oft von den Kunstverlusten, die Deutschland jetzt erleidet, die Rede ist — und mit Schmerz zählen wir darunter das schöne Bild, das Dr. James Simon in Berlin ein Jahrzehnt sein Eigen nannte —: hier handelt es sich zwar um Holland, aber um eine künstlerische Angelegenheit, die alle Kunstfreunde in Europa wie eine Angelegenheit ihres eigenen Landes ansehen sollten.

*) Die meisten findet man in dem feinsinnigen Buch wiedergegeben, das E. Plietzsch 1911 über Vermeer veröffentlicht hat.

Die Rose. Von Leo Sternberg

Allein saß ich, der Kinderlose,
In dem das Leben sich zu Ende windet,
Das keinen Ausgang in die Ewigkeiten findet
— Da öffnest du dich, wundervolle Rose
In meines Gartens Mitte, aufgekräuselt
Aus schwerer Knospe, wie ein Haupt, das sinnt,
Und sagst in jungem Duft: „Ich bin dein Kind!"
Und meine ganze Seele bebt durchsäuselt
Und rinnt
Hinüber ... Und der nirgends Hausende
Verströmt sich selig, da ihm die Jahrtausende
Aufblühn in dir und weiter sind.

Mundartenforschung und Volkskunde

Von Prof. Dr. Ferdinand Wrede

Deutsche Volkskunde und deutsche Mundartenforschung sind Teile der deutschen Philologie, d. h. Teile der Wissenschaft von der deutschen Nationalität. Diese deutsche Philologie ist jetzt rund hundert Jahre alt, ihre Begründer waren vor allem die beiden Hessen Jacob und Wilhelm Grimm. Man kann diese beiden daher auch als die Begründer der deutschen Volkskunde ansprechen, denn ihre Kinder- und Hausmärchen von 1812, ihre deutschen Sagen von 1816/18, ihre Werke über deutsche Rechtsaltertümer, deutsche Heldensage, deutsche Mythologie gehören ganz in den volkskundlichen Zusammenhang. Aber die Volkskunde als besonderer Wissenschaftszweig ist dennoch jünger. Geht auch das Wort „Volkskunde" bis auf Riehl, den Kulturhistoriker, 1852 zurück, und lagern auch auf der Berliner Staatsbibliothek 50000 immer noch nicht ausgeschöpfte volkskundliche Fragebogen, die Mannhardt schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zusammengetragen hat, so datiert die moderne deutsche Volkskunde doch erst seit Weinhold, als er 1890 den Verein für deutsche Volkskunde und zugleich dessen Zeitschrift ins Leben rief. Aber derselbe Gelehrte hatte schon 1853 eine wertvolle Schrift „Über deutsche Dialektforschung" erscheinen lassen. Und diese deutsche Dialektforschung ist ungefähr ebenso alt wie die deutsche Philologie überhaupt, wenn sie auch nicht an die Brüder Grimm anzuknüpfen ist. Ihre Wiege stand vielmehr in Bayern, wo von Schmeller 1821 eine grammatische Behandlung der Mundarten des Königreichs und 1827/37 ein bayrisches Wörterbuch herauskam. Insofern ist also die Mundartenforschung als Sonderwissenschaft wesentlich älter als die Volkskunde, und in dieser selbständigen Entwicklung liegt gewiß der Grund, daß sie von dieser etwas abgerückt zu sein scheint.

Die beiden genannten Werke von Schmeller stellten eine wissenschaftliche Tat ersten Ranges dar. Zum erstenmal war der weitschichtige einheimische Sprachschatz eines großen deutschen Gebietes einer systematischen Behandlung unterzogen, sowohl nach der grammatischen wie nach der lexikalisch-statistischen Seite hin. Die Dialektgrammatik suchte die bisher ungeschriebene Sprache des Bauern ebenso nach sprachwissenschaftlichem Schema zur Darstellung zu bringen, wie man die geschriebene Sprache etwa des Lateinischen, Französischen, auch des Deutschen längst dargestellt hatte. Es war also ein systematisches oder systematisierendes, d. h. ein rein gelehrtes Interesse. Und in dieser grammatischen Analyse und Beschreibung der Mundarten ist dann später, besonders seit den siebziger Jahren, die Methode immer mehr verfeinert worden, namentlich seitdem die junge Sonderdisziplin der Phonetik neue Hilfsmittel lieferte. Aber freilich je größer die Ansprüche wurden an eine möglichst scharfe Beobachtung und Wiedergabe, um so kleiner mußten die Untersuchungsgebiete werden, und so schrumpfte die durch Schmeller angeregte umfassende Landschaftsgrammatik immer mehr zusammen, bis man bei der einzelnen Ortsgrammatik angelangt war. Solche Ortsgrammatiken beherrschten schließlich die Dialektforschung überhaupt und gaben dieser im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ihr eigentliches Gepräge. Wir besitzen ihrer heute eine große Menge aus allen Teilen des deutschen Sprachgebietes. Aber je genauer und feiner die Beobachtung geworden ist, je größere Triumphe namentlich die mundartliche Lautbeschreibung und Phonetik feiern durfte, um so enger mußte sie sich spezialisieren, und über der Feinheit mancher dieser dialektischen Lautlehren trat die Frage ganz zurück, wie weit eine solche örtliche Grammatik als Typus der weiteren Gegend gelten durfte. Ja mitunter scheint die vollendete Technik der Sprachbeschreibung das einzige Ziel, hinter dem die Anschauung vom geschichtlichen Werden der Mundart stark zurückbleibt. Die Phonetik entwickelte sich wie bei den Naturwissenschaften die Kunst des Mikroskopierens; aber Naturbeschreibung ist noch keine Naturgeschichte, keine Biologie. Und so ist es kein Wunder, daß von dieser glänzend entwickelten neuzeitlichen Dialektgrammatik recht wenig volkstümliche Wirkungen ausgegangen sind, und daß die Grundfragen der Volkskunde, der Völkerpsychologie nur selten etwas Nutzen davon gehabt haben.

Ähnlich war die Entwicklung in der mundartlichen Lexikographie, auf dem zweiten von Schmeller angebauten Felde. Seine nächsten Nachfolger — es sind ihrer nicht viel — haben ihr Vorbild kaum je erreicht. Man sammelte und buchte den Bestand, besonders denjenigen, den die Schriftsprache nicht kannte, und so entstanden meist nur dialektische Raritätenkammern, Sammlungen ohne höhere Gesichtspunkte. Oder es waren wieder vorwiegend gelehrte, philologische Fragen, die auf die breitere Volkskunde, auf das eigentliche Heimatsproblem wenig Rücksicht nahmen, wenn man dieselben Vokabeln in verschiedenen Gegenden mit verschiedener Bedeutung entdeckte und verglich, wenn man auf Dialektwörter stieß, die bisher nur in altdeutschen Handschriften oder Urkunden früherer Jahrhunderte bezeugt schienen usw. Die völkerkundliche Grundfrage aber, was ist an solchen, beispielsweise hessischen Sammlungen nun ausgesprochen hessisch und kann helfen, die Eigenheit hessischer Sprache und hessischen Volkscharakters zu erklären, solche Fragen sind im 19. Jahrhundert von den mund-

artlichen Idiotiken nur wenig gefördert worden.

Dazu bedurfte es zunächst einer viel umfassenderen Sammlung des ganzen Wortschatzes aller deutschen Dialekte, wie sie in neuerer Zeit überall in die Wege geleitet worden ist. Vorangegangen ist da die Schweiz, die ihr deutsches Sprachgebiet in größere und kleinere Gruppen aufgeteilt hat, die für das gemeinsame Werk gesammelt haben und weiter sammeln: von ihrem schweizerdeutschen Idiotikon sind bisher sieben Bände großen Lexikonumfangs erschienen; der letzte umfaßt 1786 Spalten, und an dem achten (Buchstabe S) wird gedruckt. Das wundervolle schwäbische Wörterbuch des kürzlich verstorbenen Tübinger Germanisten Herm. Fischer steckt jetzt im sechsten Bande (beim Buchstaben U), und der zuletzt fertig gewordene fünfte Band umfaßt allein 1976 große Spalten. Die Akademien der Wissenschaften in München und Wien sammeln zu einem neuen Schmeller in weitestem Umfang. Von einem siebenbürgischen Wörterbuch größten Maßstabs sind vor dem Kriege die ersten Lieferungen erschienen. Ein elsässisches Dialektwörterbuch liegt fertig vor, in bescheideneren Grenzen gehalten, immerhin zwei dicke Lexikonwälzer bildend. Aber auch im deutschen Norden regt es sich längst. Hier hatte namentlich die Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin eine Gesamtorganisation für die preußische Monarchie ins Auge gefaßt, die dem Ziele nachstrebt, den gesamten Wortschatz des Landes systematisch aufnehmen und wissenschaftlich bearbeiten zu lassen; alljährlich berichtet sie von den umfassenden Arbeiten an einem rheinischen, einem hessen-nassauischen, einem west- und ostpreußischen Wörterbuch, und von Hunderttausenden von Zetteln ist da jedesmal die Rede. Ebenso ist man in Thüringen, in Schlesien, in Westfalen, in Hamburg, in Schleswig-Holstein seit langem am Werke.

Diese Andeutungen werden auch den Laien ahnen lassen, wie gewaltig das anscheinend so bescheidene Sondergebiet deutscher Dialektforschung sich entwickelt hat. Und doch bewahrheitet sich auch auf ihm die alte Erfahrung, daß alle Wissenschaft, je weiter sie fortschreitet, um so deutlicher zur Selbstbescheidung kommt. Überblicken wir die fleißige Arbeit, die seit hundert Jahren geleistet worden ist, als Ganzes, so sucht die mundartliche Grammatik, namentlich mit ihrer hochentwickelten Lautwissenschaft, die Frage zu beantworten: **wie** spricht man im Dialekt der verschiedenen Gebiete? und die mundartlichen Wörterbücher tragen zusammen, **was** man ebenda spricht. Das Wie und das Was beherrschen die Forschung. Wo aber bleibt das **Warum**? Woher stammen denn alle die dialektischen Eigenarten in Laut- und Formenlehre, woher die besondere Zusammensetzung des Wortschatzes in den verschiedenen Landschaften? Ist die gewaltige Leistung eines Jahrhunderts nicht im Grunde nur eine große Stoffsammlung und Stoffordnung gewesen, aber viel weniger eine Stoffgeschichte? Steht da die Dialektologie nicht in letzter Linie auf demselben Standpunkt, wie alle Zweige der weitverzweigten Volkskunde auch? Läuft nicht z. B. die Flurnamenforschung bislang auch immer noch auf Sammlung, Sichtung und Deutung im einzelnen hinaus, ohne die Frage des landschaftlichen Woher und Weshalb beantworten zu können? Nun: hier ist der Punkt, wo sich die Mundartenforschung in neuster Zeit abgesondert hat. Sie ist tatsächlich über den toten Punkt des Wie und Was heute hinaus, sie steckt jetzt mitten in den Untersuchungen über das Warum. Hier wird sie vermutlich auch der weiteren Volkskunde neue Wege weisen dürfen. Denn stark macht sich bei ihr heute ein Drittes geltend: neben die mundartliche Grammatik und das Idiotikon tritt ein Neues, das ist die **Sprachkarte**, die Dialektgeographie!

Es wurde schon erwähnt, daß die lautliche Mundartenforschung bei zunehmender Verfeinerung schließlich zur individuellen Lokalgrammatik geführt hatte, daß Schmellers Landschaftsgrammatik immer mehr zurückgetreten war und die Ortsgrammatik als Einzeltypus eines ganzen Gebietes die wissenschaftliche Anschauung beherrschte. Eine vorhandene Grammatik etwa des Dialekts im hessischen Städtchen Hersfeld konnte schlechthin als Vertreter, wenn nicht des Hessischen, so doch vielleicht des östlichen Hessisch oder der Fuldamundart gelten, und ebenso eine Darstellung der Mundart von Salzungen als thüringische Grammatik schlechthin. Nach dem Dazwischenliegenden fragte man kaum, oder man machte sich falsche Vorstellungen von einer mehr oder weniger einheitlichen Grenzlinie, die zwischen Hersfeld und Salzungen laufe und eben hessische und thüringische Mundart trenne. Nachgeprüft und bewiesen aber war das nie, es galt als selbstverständlich. Diese Kernfrage ist immer mehr in den Vordergrund der Forschung gerückt worden durch ein gewaltiges Unternehmen, das weit über die Dialektwissenschaft hinaus der gesamten Sprachwissenschaft neue Wege zu weisen berufen ist, ja alle Gebiete der Volkskunde nachhaltig beeinflussen wird: es ist der von dem vor zehn Jahren verstorbenen Professor G. Wenker begründete **Sprachatlas des Deutschen Reichs**. Seit einem Menschenalter wird an ihm in Marburg gearbeitet. Da an seine Veröffentlichung aus guten Gründen vorläufig nicht gedacht werden kann, sei von ihm hier einiges erzählt.

Wenker ging von der Einzelfrage nach dem Zusammenfall der Lautgrenzen in verschiedenen Wörtern aus: spricht ein Dialekt, der nicht Haus, sondern Hus kennt, auch Brut und nicht Braut, auch ful und nicht faul, auch Rum und nicht Raum usw.? spricht ein Dialekt, der nicht Eis, sondern Is kennt, auch Lim und nicht Leim, auch stigen und nicht steigen,

auch Win und nicht Wein? spricht ein Dialekt, der nicht Wasser, sondern Water kennt, auch beter und nicht besser, auch laten und nicht lassen? spricht ein Dialekt, der nicht brechen, sondern breken kennt, auch Sake und nicht Sache, auch ik und nicht ich? usw. usw. Um dieser Frage, deren Bejahung bisher als selbstverständliches Dogma gegolten hatte, auf den Grund zu gehen, stellte Wenker vierzig einfache kleine Fibelsätzchen zusammen, die ausgewählte Beispiele für diese Frage enthielten, und ließ diese durch Vermittlung der Volksschullehrer überall im Deutschen Reiche unbefangen in die ortsübliche Mundart übersetzen. Mit Hilfe der Behörden gelang es, rund 46000 Fragebogen solcher Art aus ebensoviel deutschen Schulorten zusammenzubringen; sie bilden das kostbare, in seiner Art völlig einzigartige Material des großen Sprachatlas, der sich darauf aufbauen sollte. Von jedem einzelnen Wort, das in den vierzig Sätzen vorkommt und nunmehr für jeden Ort in mehr oder weniger einwandfreier Dialektform vorliegt, wird eine Karte gezeichnet, also eine dialektische Haus-Karte, eine Wasser-Karte, eine ich-Karte usw. — eine unendlich mühselige Arbeit, für die seit nunmehr 34 Jahren vom Reich und vom preußischen Ministerium die nicht unerheblichen Mittel zur Verfügung gestellt werden. Über 500 Wörter liegen bisher in sauberer und übersichtlicher Kartenzeichnung vor. Auf dem großen Werke hat sich im Laufe der Jahre ein weitgreifendes Institut für dialektologische Forschung aufgebaut, das kürzlich vom Ministerium als „Zentralstelle für den Sprachatlas des Deutschen Reichs und deutsche Mundartenforschung" anerkannt und den Marburger Universitätsinstituten angegliedert worden ist.

Wie aber steht es denn nun mit der oben gestellten Grundfrage: deckt sich die i/ei-Grenze auf der Eis-Karte mit der auf der Wein-Karte, die t/ss-Grenze auf der Wasser-Karte mit der auf der besser-Karte, die k/ch-Grenze auf der ich-Karte mit der auf der brechen-Karte usw.? Die Antwort lautet: die Lautgrenzen decken sich hier und da, keineswegs aber überall. Meist gilt vielmehr nicht eine feste Grenzlinie, sondern nur eine schwankende Grenzzone, die bald schmaler, bald breiter, nur zu oft von bedenklicher Breite ist: es gibt in der Tat Mundarten, wo man nicht in brunem Hus oder braunem Haus, sondern in brunem Haus wohnt, wo man nicht beter eten oder besser essen, sondern besser eten kann usw. Wie aber erklären sich diese scheinbaren Unregelmäßigkeiten oder Widersprüche? Mit solchen Problemen beschäftigt sich die Dialektgeographie. Sie vergleicht zunächst die festen und einheitlichen Sprachgrenzen mit der politischen, kirchlichen und geschichtlichen Einteilung des Landes und kommt da im allgemeinen zu dem Ergebnis, daß sie nicht älter sind als rund fünfhundert Jahre: das ausgehende Mittelalter oder gar erst die anhebende Neuzeit haben die Bedingungen geschaffen, unter denen die heutigen Dialektgrenzen sich herausgebildet haben. Die damaligen Territorialgrenzen, seltener auch die alten Diözesan- und Kirchspielgrenzen haben die Rahmen hergegeben, innerhalb deren der Verkehr und mit ihm die Verkehrssprache sich geregelt und geformt haben. Ist dieser Formungs- und Ausgleichsprozeß seitdem nicht gestört worden, so haben sich in solchen Bezirken im Laufe der folgenden Jahrhunderte allmählich scharfe Sprachscheiden gebildet, die noch heute bestehen. Wurde er hingegen unterbrochen durch politische oder kirchliche Grenzänderung, so sind die Sprachgrenzen auch heute noch nicht fest und einheitlich, werden vielmehr durch schwankende Grenzzonen ersetzt. Die Landesgeschichte mit ihrem ganzen Verlauf und ihrem oft unruhigen Hinundher bedingt also auch die Dialektentwicklung, und der Mundartenforscher, der im 19. Jahrhundert einseitig Phonetiker und damit fast Physiologe und Naturforscher geworden war, wird jetzt wieder zum Historiker. Sprache und Mundart verlangen genaueste Kenntnis von Land und Leuten.

Damit hat eine Anschauung einen harten Stoß erlitten, die früher immer als selbstverständlich galt, daß nämlich in unsern Mundarten in letzter Reihe die Eigenart der alten deutschen Stämme weiterlebe, der alten Schwaben und Bayern, Franken und Sachsen usw. Jetzt entpuppt es sich als gefährlicher Anachronismus, die Dialekte und Dialektgebiete von anno 1900 ohne weiteres um tausend Jahre oder mehr als geschichtliche Zeugen zurückzuverlegen. Nur ausnahmsweise können sie auf ein so hohes Alter zurückblicken, wenn nämlich die einstigen Grenzen der alten Stammesherzogtümer oder der altdeutschen Gaue bis in die Neuzeit unverändert fortbestanden haben. So hat z. B. die äußere Begrenzung und die innere Gliederung des Elsaß sich alle Jahrhunderte hindurch fest erhalten, mochte es zu Deutschland oder zu Frankreich gehört haben; oder die heutige politische Scheide zwischen Rheinland und Westfalen entspricht im wesentlichen noch der alten Stammesgrenze zwischen Niederfranken und Sachsen. Die dortigen Dialektgrenzen sind daher bis heute scharf und geben tatsächlich uralte historische Zusammenhänge wieder. Daß sie aber so scharf geblieben sind, ist dennoch nicht in ihrem hohen Alter begründet, sondern darin, daß die ihnen zugrunde liegenden politischen Scheiden auch das letzte halbe Jahrtausend hindurch noch fest geblieben sind; und sie wären heute wahrscheinlich nicht weniger scharf, wenn jene nur dieses halbe Jahrtausend beständen, erst etwa vor fünfhundert Jahren neu geschaffen worden wären. Und von der mundartlichen Hauptscheide zwischen Nord- und Süddeutschland, von der Lautverschiebungsgrenze, die niederdeutsches ik und süddeutsches ich, die Water und Wasser,

slapen und schlafen trennt, wissen wir jetzt genau, daß sie in großen Teilen, so namentlich im Westen am Rhein, nicht alte Stammesunterschiede widerspiegelt, sondern daß sie seit dem ausgehenden Mittelalter sich stark von Süden nach Norden, von den Eifelgegenden bis hinab nach Düsseldorf, vorgeschoben hat. Und stimmt dieses Altersergebnis nicht zu so manchen Beobachtungen der allgemeinen Volkskunde, wo man ebenso sicher erkannt hat, daß z. B. die hier und da in deutschen Landen noch erhaltenen Volkstrachten, die man heute hegt und pflegt als kostbares Erbgut der Väter, verhältnismäßig junge Überbleibsel städtischer Moden vor wenig Jahrhunderten darstellen? Mit solcher Erkenntnis erledigen sich selbstverständlich auch hier und da noch spukende Meinungen, daß die Unterschiede heutiger Mundarten sogar noch auf vordeutschen oder vorgermanischen Verhältnissen beruhen, daß etwa die Unterschiede zwischen bayrischer und schwäbisch-alemannischer Sprechweise an die Unterscheidung zweier keltischer Stämme, der Bojer und der Helvetier, anknüpfe. Die Vertreter solcher Anschauungen sind heute kaum noch ernst zu nehmen und beweisen mit ihnen mindestens, daß sie über Dinge urteilen, mit deren wissenschaftlicher und methodischer Entwicklung sie anscheinend nicht haben Schritt halten können.

Die Sprach- und Dialektentwicklung richtet sich also nach der politischen oder administrativen Landkarte, d. h. der Verkehr der Bevölkerung richtet sich nach dieser und regelt damit den Ausgleich dialektischer Verschiedenheiten. Ein Beispiel möge das erläutern. Zwei Landgebiete A und B stoßen im Jahre 1400 aneinander. Da wird 1410 die Grenze zwischen beiden durch Erbvertrag der regierenden Häuser verschoben, und zwanzig Ortschaften, die bisher zu A gehörten, fallen jetzt an B. Dieses an B abgetretene Gebiet heiße X. Es wird nun aus seinen bisherigen Verkehrsverhältnissen herausgerissen: während es bisher kirchlich, gerichtlich usw. auf A angewiesen war, gehört es jetzt zu B und seiner Oberhoheit; allmählich heiratet man in X weniger nach A als nach B hin; schließlich hört die Verkehrsgemeinschaft mit A ganz auf. Die Folge ist, daß auch sprachlich X jetzt von A nach B herübergezogen wird: sprach man bisher in A, also auch in X Hus, aber in B Haus, so dringt nunmehr in X auch die Form Haus ein, und es folgt zunächst eine Zeit der Unsicherheit, der Doppelsprachigkeit, wo man im Dialekt von X Hus neben Haus hören kann. Nach einigen Generationen sprechen in X nur noch wenige alte Leute Hus, und schließlich sagt jedermann Haus: die Grenze zwischen Hus und Haus hat sich damit im Laufe der Zeit um zwanzig Ortschaften, eben um das Gebiet X, verschoben. Und nun male man sich aus, wie oft und wie weitgreifend im Verlaufe der deutschen Geschichte solche Grenzverschiebungen, im großen wie im kleinen, stattgefunden haben, und die Folgerung ist unabweislich: die deutsche Dialektgestaltung und Dialektveränderung ist gerade so bunt und mannigfaltig wie die Geschichte und die geschichtliche Geographie unseres Vaterlandes überhaupt! Wenn die politische Landkarte im Laufe der Jahrhunderte ständigem Wechsel in ihrer Gliederung unterworfen war, so ist es die Dialektkarte ebenso gewesen. Die verwirrende Buntheit auf den Blättern des Sprachatlas ist ein getreues Abbild der vaterländischen Geschichte.

Über die Zeitdauer, die die einzelne Mundart braucht, um sich den politischen, administrativen, kirchlichen Veränderungen anzupassen, ist schwer zu urteilen. Sie wird von Fall zu Fall, ganz nach den örtlichen Verhältnissen, verschieden sein. Aber Jahrhunderte sind immer dazu nötig. Außerdem gebrauchen die verschiedenen Bestandteile der mundartlichen Rede eine verschiedene Zeit zu ihrer dialektgeographischen Entwicklung, die Konsonanten eine andere als die Vokale, die unbetonten Endsilben eine andre als die starkbetonten Hauptsilben der Wörter; so schiebt sich etwa noch heute zwischen das Gebiet des südlichen aus und das des nördlichen plattdeutschen ut hier und da eine Übergangszone mit aut ein, also schon mit dem vokalischen Doppellaut des Südens, aber noch mit dem Konsonanten des Nordens, usw. Faßt man diese verschiedenen Erscheinungen auf den Dialektkarten als Lautgeographie zusammen, so tritt dieser weiterhin mit besonderen Eigenheiten die **Wortgeographie** gegenüber. Wie verläuft die mundartliche Scheide zwischen süddeutschem Samstag und norddeutschem Sonnabend? wie die zwischen nord- und ostdeutschem Pferd und südlicherem Gaul und südlichstem Ross? wie die zwischen Rahm und Sahne und Schmand? zwischen Boden und Speicher? zwischen Fleischer und Schlächter und Metzger? zwischen Tischler und Schreiner? usw. usw. Und wenn alle diese Grenzen festgestellt sind, was haben sie für eine Geschichte?

Der genannte Sprachatlas des Deutschen Reichs hat es bisher vorwiegend mit der Lautgeographie zu tun gehabt. Zur Wortgeographie tragen alle die oben erwähnten dialektischen Wörterbuchunternehmungen nach und nach ein reiches Material zusammen. Sie versprechen eine neue wortgeographische Anschauung, von der man bisher kaum eine Ahnung gehabt hat. Und alle solche Wortkarten wollen ebenso gewürdigt und historisch gedeutet werden, wie die Lautkarten des Sprachatlas. Da gilt es, aus Urkunden und alten Texten nachzuweisen, ob der Samstag in seinem heutigen Dialektbereiche immer schon gegolten oder ob er vielleicht im Laufe der Jahrhunderte den Sonnabend verdrängt hat, und dann ist den Gründen solcher Veränderung nachzugehen. Der Weg solcher Untersuchungen ist von der Lautgeographie

gewiesen: die heutigen Verbreitungsgebiete solcher Idiotismen sind mit der politischen und historischen Geographie in Beziehung zu setzen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß sich aus solcher Wortgeographie heraus ein gutes Stück Kulturgeographie entwickeln wird. Damit aber ist auch der Volkskunde eine aussichtsreiche Methode nahegelegt, wie sie ihren gesammelten Schätzen historisch am leichtesten beikommen kann: sie versuche eine Kulturgeographie in die Wege zu leiten! Trachtenmuseen und Trachtenbilder allein tun es nicht: das Verbreitungsgebiet der einzelnen Tracht und dessen Verkehrsgeschichte verspricht historische Erkenntnis. Und neben einer solchen Trachtengeographie darf auch an eine Hausbaugeographie, an eine Gerätegeographie gedacht werden. Es sollten etwa die Verbreitungsgebiete der verschiedenen Formen der Getreidestiegen auf den gemähten Feldern zur Anschauung gebracht; oder es sollte kartographisch, bis aufs Dorf genau, dargestellt werden, wo man die Lasten auf dem Kopfe trägt, u. v. ä. Ja, auch für die Zweige der Volkskunde, die sich mit inneren oder geistigen Zuständen und Gewohnheiten befassen, wäre vielfach auf gleichem Wege wissenschaftlich weiter zu kommen. Man denke etwa an eine Rechtsgeographie, die die Bereiche von Rechtsgebräuchen, z. B. auf dem Gebiete des Erbrechts, geographisch genau festzulegen und danach geschichtlich zu untersuchen hätte.

Alles das setzt freilich voraus, daß die nötigen Sammlungen und Aufnahmen in weitestem Maße erst einmal vorhanden sind. Deshalb unterstütze jedermann die heimischen und heimatkundlichen Geschichts-, Altertums-, Museumsvereine! Eile tut not! Denn der Väter alte Gewohnheiten in Sprache und Sitte gehen ständig zurück vor allerlei Neuerungen. Die Dialektgeographie hat immer wieder den gewöhnlichen Vorgang erkennen lassen: von den Kulturzentren geht das Neue aus und überschwemmt immer weiter das flache Land. Wir wissen jetzt, wie eine durchgreifende sprachliche Revolution der Rheinlande, von Süden nach Norden im Laufe der Jahrhunderte vordringend, ihren Brennpunkt in dem Kulturmittelpunkt Kur-Köln gehabt hat. Gleiches gilt im kleinen auch für die entlegenste Gegend, auch für unser obiges Beispiel von A und B und X, wo etwa das Residenzstädtchen von B die gefährliche Modernisierungsquelle für X darstellt. Und was für die Mundart gilt, das trifft auch für die Volkskunde und alle ihre so verschiedenen Teilgebiete zu. Deshalb rette man wenigstens in Museen und Archiven, was noch zu retten ist. Denn die Volkskunde ist nun einmal zu einem guten Teil die Wissenschaft vom Altmodischen, vom Unmodernwerdenden, und Mundartenforschung wie Volkskunde beschäftigen sich mit einer Materie, die stetem Wandel unterworfen ist. Jedes Stück deutscher Erde ist, mechanisch gemessen, heute noch dasselbe wie vor tausend Jahren, aber das Leben darauf ist ein anderes geworden. Die tausendjährige Geschichte ist darüber hingegangen. Zahlreiche Zuzüge und Einflüsse von außen, alle möglichen Verkehrs-, Blut- und Geistesmischungen haben stattgefunden und fortwährend große und kleine Veränderungen, Ausgleichungen zur Folge gehabt, auch in Sprache und Lebensgewohnheiten. Wir würden uns mit einem Vorfahren aus dem zehnten Jahrhundert nicht verständigen können und würden uns in seinem alten Hause kaum behaglich fühlen. Die Volkskunde wurzelt zwar letzten Endes in der Romantik vor hundert Jahren, und die Stärke des nationalen Gedankens, der dahinter stand, führte zu der nicht ungefährlichen Anschauung, daß alles Volkskundliche uralt sei. Aber gerade ein Jacob Grimm hat uns gezeigt, wie die Volkskunde sich von aller Sentimentalität freimachen muß, um eine geschichtliche Wissenschaft zu sein. Auch bei ihr gilt es nicht, den Blick nur rückwärts auf die gute alte Zeit zu richten, sondern sie will aus der Vergangenheit die Gegenwart verstehen und auf die Zukunft vorbereiten. Gerade die wissenschaftliche Volkskunde wird einen wertvollen Anteil zu leisten haben an dem geistigen Wiederaufbau des deutschen Vaterlandes.

Bettina. Von Ernst Ludwig Schellenberg

So seh' ich dich, verschwärmt und rätselhaft:
Im Weinberg, weiß vom Sommermond umglastet;
Der Rebe gleich, die sich am eignen Saft
Emporsaugt und ins glatte Nachtblau tastet.
Und dann — aus ungewisser Wanderschaft
Ein Lied, das zeitlos in sich selber rastet.
Und Mond und Lied und Rebe fügt sich leise
In deiner Liebe ungebundne Kreise.

Neues vom Büchertisch

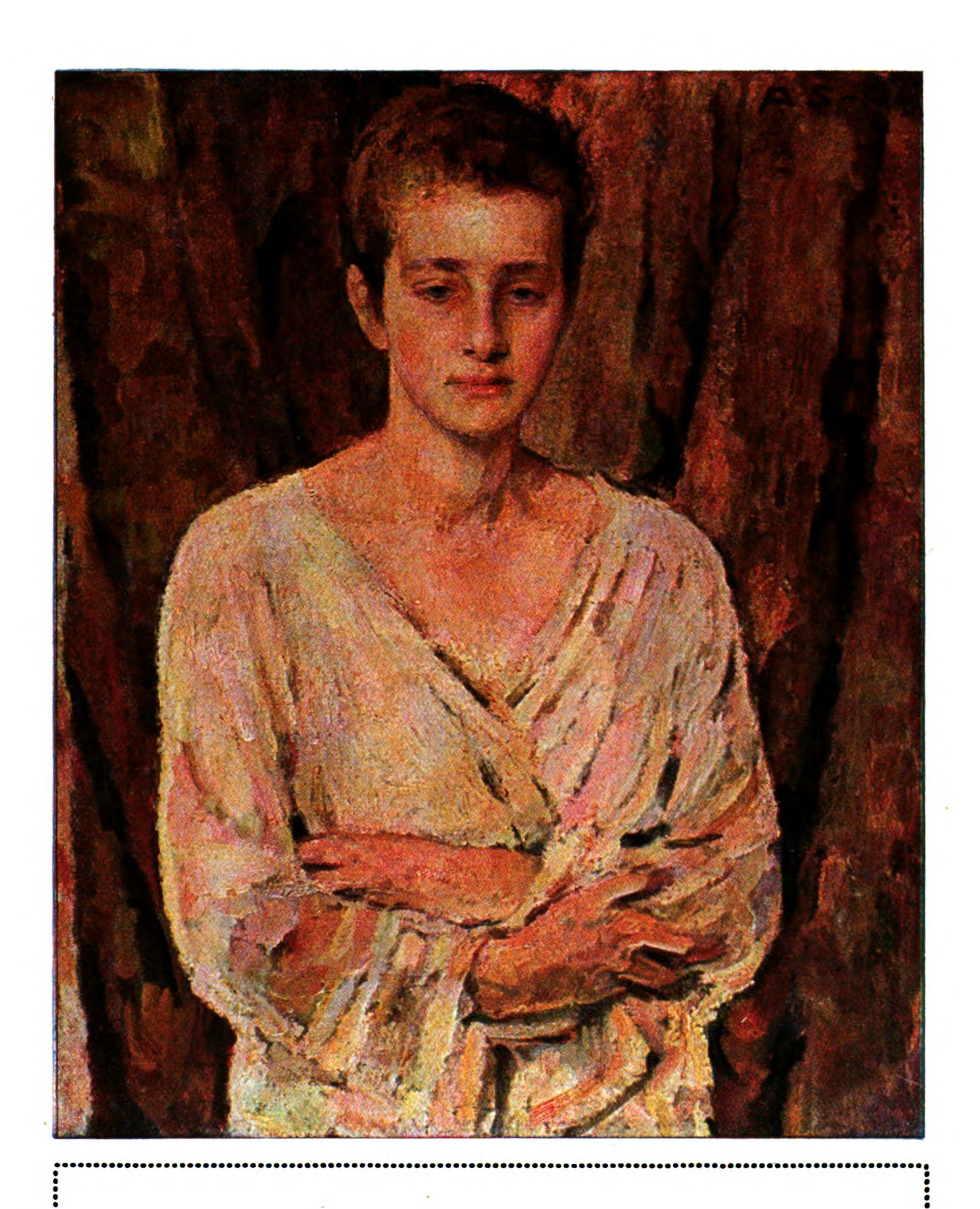
Von Karl Strecker

Walter von Molo: Auswahlbände — Derselbe: Das Volk wacht auf (München, Albert Langen) — Graf Birger Moerner: Schloß Bravalla (München, Georg Müller) — Carl Hauptmann: Drei Frauen (Hannover, Banas & Dette) — Wanda IcusRothe: Sonne der Heimat (Leipzig, Bong & Co.) — Frank Thieß: Der Tod von Falern (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) — Artur Brausewetter: Mehr Liebe! (Leipzig, Max Koch).



Walter von Molo gehört zu den eigenartigsten Köpfen im deutschen Schrifttum der Gegenwart. Unsere Monatshefte haben ihm schon früh Beachtung geschenkt; seine Romane Die törichte Welt und Der gezähmte Eros wurden hier als merkenswerte Talentproben eines Dreißigjährigen, eines „scharfäugigen, energischen Sohnes des naturwissenschaftlichen Zeitalters" notiert. Aber beim großen Publikum fand Molo doch erst Eingang durch seine Schillerromane, die eine ungewöhnliche Einfühlungskraft und bedeutende Auffassung neben dem Geschick lebendiger Darstellungskunst verrieten. Mir wurde Molo durch diese Romane lieb. Ein Gefühl leiser Befremdung mischte sich nur in dieses Gefühl literarischer Neigung: Molo nutzte den Schillerstoff in einer Weise aus, die an das restlose Abholzen alter Waldbestände zu Nutzzwecken erinnerte: vier lange Romane sägte er aus diesem Stoff: Ums Menschentum, Im Titanenkampf, Die Freiheit, Den Sternen zu, obendrein noch ein Drama: Der Infant der Menschheit. Als dies Gebiet restlos erledigt war, wandte sich Molo mit der gleichen Zähigkeit und Energie dem noch ergiebigeren Stoff der preußischen Geschichte zu. Hier hat er es zu drei Romanen gebracht, die sich durch bescheidenere Titel auszeichnen (während die vorigen ein wenig an Herrn Stilgebauer unseligen Angedenkens erinnerten), sie heißen: Friedericus, Luise, Das Volk wacht auf. Man darf erwarten, daß auch der Weltkrieg für Molo einige Romane und Dramen hergeben wird. Aber die Großzügigkeit seiner Unternehmungen ist damit keineswegs am Ende. Vielmehr hat er (nur so nebenher) noch ein anderes, viel weiteres Gebiet entdeckt, und zu größeren literarischen Industrieanlagen verwertet: die Weltliteratur. Seit Jahren betreibt Walter von Molo das ebenso bequeme wie einträgliche Geschäft, mit erstaunlicher Fixigkeit kleine Bändchen von durchschnittlich fünfzehn Bogen herauszugeben, in denen er je den Extrakt eines bedeutenden Dichters, den Auszug aus seinen besten Werken zu geben erklärt. Diesem großzügigen Gewerbebetrieb verdanken wir bisher folgende Erzeugnisse: Die schönsten Geschichten der Lagerlöf; Die schönsten Abenteuergeschichten von Sealsfield; Die schönsten Kosakengeschichten von Gogol; Die schönsten historischen Erzählungen von Strindberg; Das Schönste von Dauthendey; Das Schönste von Storm; Die besten Erzählungen von Tolstoj; Die schönsten Novellen unserer Romantik; Das Schönste von Jens Peter Jacobsen; Die schönsten Erzählungen von Björnson; Die schönsten Erzählungen von Hauff; auch Ludwig Thoma, Knut Hamsun fehlen nicht, andere werden folgen, denn es heißt in der Ankündigung: „Die Sammlung wird fortgesetzt."

Hm: Das Schönste von Molo — — scheint mir diese Ausschlachtung der Weltliteratur nun gerade nicht. Eine kleine Geschmacklosigkeit liegt schon in diesen entsetzlichen Titeln. Das Ganze bedeutet eine Förderung der Oberflächlichkeit, eine Hemmung des Strebens nach gediegener Kultur. Gewiß ist es, rein geschäftlich betrachtet, eine sehr kluge Rechnung: gerade in jetziger Zeit, wo die Scheinbildung an der Tagesordnung ist und wo auch die neuen Reichen sich allmählich bemühen, „a Büldung" zu zeigen, ist es für diese lieben Zeitgenossen ein sehr bequemes Verfahren, sich durch Erwerb eines Bändchens von 240 Seiten den Tolstoj, den Strindberg, den Storm oder Björnson anzuschaffen und, was noch billiger ist, ihre Schriften „kennen zu lernen". „Nehmen Sie nur dies Bändchen," sagt der gewandte Verkäufer, „da haben Sie die Quintessenz dieses Dichters, das übrige brauchen Sie nicht zu kennen, zumal in unserer schnellebenden Zeit, wo man gar nicht dazu kommt, einen ganzen Dichter zu lesen." Wie der Großhändler August Protz aus Schieberhausen einmal ein Wagnerkonzert besucht, um sich dann als Wagnerkenner aufspielen zu könnnen, so wird er auch sicher „Das Schönste von Jacobsen" kaufen, um behaupten zu dürfen, er kenne den bewährten dänischen Erzähler. Gerade das, was den Deutschen bisher auszeichnete: Ernst, Gründlichkeit und Willen zu gediegener Geistesbildung wird dadurch gehemmt und auf seichte Abwege geleitet. Die Verführung ist groß — und schlimm genug, daß es eine Verführung ist. Man kann sehr verschiedener Meinung darüber sein, ob selbst ein so dichterisch veranlagter, also berufener Auswähler wie Molo immer wirklich das Schönste des betreffenden Dichters darbietet und dadurch das Lesen seiner übrigen Werke überflüssig macht oder ob just 240 Seiten bei allen das rechte Maß dafür sind. Um bei dem genannten Jacobsen zu bleiben, so bestreite ich



Bildnis meiner Tochter
Gemälde von Prof. Alfred Sohn-Rethel

durchaus, daß dies Bändchen „das Schönste“ an ihm bietet.

So wenig wir also im allgemeinen diesem Unternehmen des geschäftigen Dichters zustimmen können — ohne zu verkennen, daß Molos Einführungen in die Welt seiner Dichter meist vortrefflich sind: um so rückhaltloser können wir den Abschluß seiner geschichtlichen Romantrilogie als gelungen bezeichnen. Wieder hat sich Molo seine eigene Form gewählt. Er bietet eigentlich gar kein Buch, sondern ein Bündel von Augenblicksbildern aus der preußischen Franzosenzeit zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Oft ist's ein Bildchen von nur dreißig, vierzig Zeilen, oft von mehreren Seiten, aber immer mit erstaunlicher Gestaltungskraft plastisch herausgearbeitet. Eine solche Fülle von Skizzen, daß sie eigentlich der Theorie seiner Auswahlbände, die immer nur wenige Stücke zuläßt und das meiste für entbehrlich ansieht, widerspricht . . . Dennoch: hier möchten wir nicht allzuviel entbehren. Der Leser wird fortgerissen von Bild zu Bild, weil er eine seltsame innere Glut des Dichters spürt, die das Ganze durchströmt, man könnte auch sagen: eine innere Wut. Denn dies Buch hat der Zorn geschrieben. Oft sehen wir deutlich, daß diese Menschen nur das Kostüm jener Zeit tragen, ihre Leiden und Sorgen und Wünsche sind unverkennbar die unseren. Selten ist der freche Übermut, die Roheit und Eitelkeit des siegreichen Franzosen auf so unerbittlich klarer Spiegelfläche aufgefangen worden wie hier; man glaubt diese giftgeschwollenen Maulhelden vor sich zu sehen, genau wie sie jetzt in Polen und am Rhein sich aufspielen, wie sie nichts unterlassen, ein kultiviertes Volk, das wehrlos ist, durch blutige und durch schwarze Schmach zu vernichten. Man läßt es sich gern gefallen, das, „was man so den Geist der Zeiten heißt“, als des „Herren eigenen Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln“ zu erkennen, denn dadurch gerade gewinnt dies Buch an Bedeutung: daß es auf 1921 so vortrefflich paßt, daß es zeigt, wie wenig sich die Menschen ändern und die Charaktere der Völker. Mit Zorn und Grimm erkennen wir in diesen geistigen Scherenschnitten aus jener Zeit, die übrigens von einer erstaunlichen Phantasiefülle Walter von Molos Zeugnis ablegen, alle Ausgeburten französischen Erbhasses und französischer Dreistigkeit wieder, die heute in jeder Zeitungsnummer zu finden sind. Ein tapferes Buch in jeder Hinsicht! Auch gegenüber den Anmaßungen der „Intellektuellen“ und Internationalen, die es für rückständig halten, wenn ein eingeborener Deutscher das Stück Erde, auf dem seine Väter und Mütter gewirkt und ihre letzte Bettstatt gefunden haben, heilig hält. Das, Ihr Nichts-als-Hirnmenschen, hat mit dem Verstande nichts zu schaffen, ist von ihm nicht einmal zu erfassen, sondern ist Sache des Bluts. „Hier schlug,“ so ruft ein Landeingesessener bei Molo aus, „der große König seine Feinde, hier floß das Blut unserer Ahnen, hier liegt mein Weib begraben, aus dieser Erde wurden wir; zu dieser Erde werden wir; wer diese Erde schändet, schändet uns“ . . . „Es gibt Boden, der nur Weizen trägt, es gibt Boden, der nur Hafer treibt, unser Boden trägt nur uns Deutsche.“

In ihrer ganzen historischen Größe, die an Peter Cornelius' Monumentalität und Kraft des Ausdrucks erinnert, und doch auch wieder rein menschlich gesehen, stehen die geistigen Führer jener Zeit vor uns: Stein, Fichte, Gneisenau, Scharnhorst, Schleiermacher, Jahn, Schill. In einer von innerer Begeisterung glühenden Vorlesung Fichtes ruft er seinen Studenten zu: „Deutsch sein, heißt Charakter haben. Charakter wird nicht durch freche Gehirnapotheker erzeugt, der Charakter ruht und wächst allein in der Selbsttreue der menschlichen Seele . . . Besaßen wir Deutschen nicht seit je Menschenfreundlichkeit, Leutseligkeit und Edelmut? . . . Nie hat der Deutsche von der Ausnutzung fremder Völker gelebt! . . . Laßt die an den Sieg glauben, die nur das Heute sehen. Wir sehen das Morgen!“

Aber die großen und geschichtlichen Szenen bilden in diesem wahrhaft erlebten und erlittenen Buch nicht die Mehrzahl. In der Hauptsache kommt es dem Dichter darauf an, ein Mosaik des damaligen Leidens, Denkens und Fühlens in allen Volkskreisen zu geben, und die Ähnlichkeit mit dem Heute ist sicherlich mehr gesucht als vermieden. So ist es mit seinem tiefgründigen Grimm ein vortreffliches Lesebuch für unsere Zeit. Nachdem wir das Leid, die Not und den frechen Übermut der Franzosen gründlich durchgekostet haben, beginnt ganz leise das Erwachen des Volkes aus dumpfer Gedrücktheit, sein Sich-Selber-Finden und das Dämmern eines neuen Morgenrotes. Mit sicherer Hand ist die Linie aufwärts geführt, das Reifen der Volksbewegung, die Ermannung zum Sturm, bis endlich, als Napoleons Heer geschlagen und aufgerieben aus Rußland zurückwankt — in Deutschland die Signalstangen aufflammen, die Kirchenglocken von Dorf zu Dorf läuten.

Ein Roman in Aphorismen! Jedes Einzelbild zusammengedrängt auf das Wesentliche und voll Beziehung zu dem gemeinsamen Mittelpunkt. Von seinen störenden Absonderlichkeiten beginnt Molo sich nach und nach zu befreien: seine Gestalten bewegen sich nicht mehr wie die Hampelmänner oder Veitstänzer in krampfhaft-ruckartigen Bewegungen, es ist nur noch ein leiser Nachhall davon, wenn Fichte auf dem Katheder „bei geballten Fäusten und vorgestellter Stirn“ spricht, und hier sogar recht am Ort. Nur die unnötige Wiederholung des Namens ist noch geblieben: „Erhobenen Hauptes schreitet Fichte in den Hörsaal. Alte und junge Menschen erheben sich; Fichte erblickt auf der vordersten Reihe ein Zeitungsblatt,

Fichtes strenger Blick verfinstert sich, gewalttätig streckt Fichte die Hand." Dieser Fichtenwald ist darum unkünstlerisch, weil ja gar kein Grund zu der Befürchtung vorliegt, die Gedanken des Lesers könnten abschweifen von der Gestalt, die durchaus im Vordergrunde bleibt. Aber das sind Kleinigkeiten, die in keinem Verhältnis stehen zu den Vorzügen dieses mit flammender Inbrunst und heiligem Zorn, aber auch mit künstlerischer Sorgfalt und stilistischem Filigran geschaffenen Buchs, das lebendig und tapfer ist.

In geschichtliche Vergangenheit versetzt uns auch der Roman Schloß Bravalla vom Grafen Birger Moerner, freilich in eine Vergangenheit, die nicht unser Inneres so tief aufrührt wie Molos Werk. Graf Moerner ist Schwede, aber er fühlt und denkt so ganz germanisch, daß er während des Weltkrieges zu den wenigen Ausländern gehörte, die ihre Stimme für uns Deutsche zu erheben wagten; er hat damals längere Zeit im Hauptquartier des Generals Liman von Sanders den Krieg aus nächster Nähe kennen gelernt und seine Eindrücke in einem Buch ‚Mit dem Volk des Propheten' gesammelt, das wahrhaft begeistert von der deutschen Tüchtigkeit spricht. Der Roman Schloß Bravalla ist eigentlich eine Chronik, aber so fesselnd und kunstvoll erzählt, daß er den Untertitel vollauf verdient. Statt Schloß Bravalla würde das Buch eigentlich richtiger Schloß Mauritzberg heißen, denn dies, dem Verfasser des Romans bis vor wenigen Jahren noch gehörige Besitztum ist eigentlich damit gemeint. (Ich weiß das zufällig, weil ich im Frühsommer 1914, auf einer Strindberg-Studienreise durch Schweden, dort einige Tage verweilte.) Das Schloß ist nahe der Brabucht in Östra Husby gelegen und hat eine reiche geschichtliche Vergangenheit, die in diesem Buch ihr Epos gefunden hat.

Mauritz Birgersson Grip, den ältesten Schloßherrn von Bravalla, lernen wir nur auf seinem Totenbett kennen, wie er den großen Schlüssel, das geheimnisvolle Erbe von Bravalla, mit erkalteter Hand noch festhält. Dieses „Erbe der Greife", das zu einer Truhe gehört, über deren Verbleib niemand etwas weiß, macht nun den eigentlichen Leitfaden der Erzählung aus; es geht von Hand zu Hand, von Geschlecht zu Geschlecht, und wir erfahren, indem wir seine Wanderung begleiten, nicht nur die ganze Familiengeschichte des alten Geschlechts, sondern auch ein gut Stück schwedischer Geschichte. Alles höchst anschaulich mit bester epischer Kunst erzählt; wir sehen die charakteristischen Typen des Greifengeschlechts lebendig vor uns, und die schöne eigenartige Natur um Braviken mit ihrem malerischen Hügelgelände, den alten Eichenbeständen und dem auf alles blickenden blauen Auge der in die Ostsee mündenden Bucht, kann nur ein Dichter so verständnisvoll in allen Tages- und Nachtstimmungen belauschen. Die Chronik endet mit einer lustspielartigen Pointe, der doch ein tieferer Sinn nicht fehlt. Um die letzte Jahrhundertwende nämlich merkt eine neue Schloßherrin, daß hinter dem alten Ölbildnis des Urahnen Mauritz Birgersson, das wie durch ein Wunder allen gefährlichen Schicksalen des Schlosses, Brand und Plünderung standgehalten hat, die Wand einen hohlen Klang hat. Man löst das Bild von der Wand und findet tatsächlich eine kleine Truhe, zu der jener durch Jahrhunderte sorglich gehütete Schlüssel paßt. Aber nicht die erwarteten Schätze entdeckt man in dem Erbe der Greifen, das dem Geschlechte Glück bringen soll, wenn es richtig verwendet wird, sondern eine — Maurerkelle, zum Zeichen, daß es kein Glück ohne Arbeit gibt. Der Verfasser gibt diesem Schluß des übrigens gut unterhaltenden Romans noch eine symbolische Deutung, er verlegt die Zeit des Fundes in die Neujahrsnacht 1899/1900 und läßt rechtzeitig die Uhr zwölfe schlagen, zum Zeichen, daß das neue Jahrhundert ein Jahrhundert der Arbeit sei. Das trifft für uns Deutsche nun freilich bestimmt zu...

Einem verstorbenen deutschen Dichter sei ein Sträußchen aufs frische Grab gelegt: Carl Hauptmann, dem Bruder des berühmteren und begabteren Gerhart. Auch wer nicht zu dem Häuflein übertreibender Verehrer des älteren Hauptmann gehört, die ihn (unbegreiflich) über Gerhart stellten, wird ihn lieben als einen stillen, tiefangelegten Menschen, den nur des Bruders Weg und Ruhm zum Drama verführte, das war sein Gebiet nicht, wenn er auch in seinen Dialektstücken (Ephraims Breite steht voran) die liebevolle Beobachtungsgabe des Naturalisten bekundete. Man mußte ihn aber, namentlich nach seinem „Tagebuch", schätzen als einen Lyriker, dem ein seltsames Suchen und Träumen seine eigene Note gab. In dem vorliegenden Büchlein Drei Frauen versucht er sich als Psychologe, er stellt uns drei recht verschiedene Frauencharaktere in Erzählungsform vor, alle drei merkwürdig und bezeichnend für den Hang zum Wunderlichen, der sich schon in Carl Hauptmanns Äußerem, seiner Rübezahlfigur kundgab. Die erste Geschichte „Das Rätsel um Rebekka Fumfahr", gibt das scharfumrissene und mit Maleraugen geschaute Bildnis eines letzten Sprosses des altberühmten Schweizer Seidenhauses Fumfahr & Co., der schönen Rebekka, die in ihrem ganzen Wesen ein Kind, zur argen Sünderin, sozusagen in aller Unschuld, wird, ohne sich dabei etwas zu denken und ohne jedes Schuldgefühl. Die zweite, Slavina, ist die Tochter eines Malers, sehr begabt und von einer solchen Vorliebe für Dichtung und Wissenschaft erfüllt, daß sie, als Burgherrin von Elvershöh, über ihrer Laute und ihrem Tacitus die Welt da drunten und namentlich die begehrlichen Männer ganz vergißt, so daß schließlich alle Trümmer alter Weisheiten und neuer Gaukelkünste über sie zusammenstürzen, sie ersticken und begraben. Die dritte Geschichte ist die fesselndste, sie hält uns eine Weile mit den Ranken fest, die

sich um Mademoiselle Kutinelli schlingen, die Erzieherin im Hause des Barons Goldag, mit ihrem sanften Madonnengesicht voll stiller Güte. Aber als die Revolution ausbricht und das Schloß von einer Bande gestürmt wird, da entpuppt sie sich plötzlich als eingefleischte und hartherzige Demokratin. Drei rote Rosen an der Brust gießt sie eine mächtige Petroleumkanne über die Prunkmöbel aus, das Schloß brennt nieder und einige Zeit darauf wird Mademoiselle Kutinelli in einem ziemlich zerfressenen grauen Sträflingsanzug in einem kaiserlichen Bleibergwerk unterirdisch beschäftigt. Wie eine dunkle Heilige schreitet sie auch da, bis sie an Bleivergiftung eingeht. — Das Ganze besteht aus kleinen Charakterstudien, nicht ohne Reiz, ist aber doch nicht geeignet, das dichterische Charakterbild Carl Hauptmanns, gerade in dem, was wir an ihm schätzen, zu vertiefen.

Carl Hauptmann gehörte zu den Heimatdichtern, im besten Sinne dieses oft mißbrauchten Worts. Zu ihnen darf man auch Wanda Jcus-Rothe zählen, die in Sonne der Heimat sehr innige Jugenderinnerungen aus dem Hunsrück bietet. Man darf keinen Vergleich ziehen mit Clara Viebigs Eifel-Erzählungen; so hoch steht Wanda Jcus-Rothe nicht, es kommt ihr auch offenbar nicht auf scharfe Charakteristik der Menschen ihrer Heimat an, sondern darauf: ihre liebenswürdigen Seiten in der freundlichen Verklärung der Erinnerung darzustellen. Als Pfarrerkind hat sie Gelegenheit, mit allen Schichten der Bevölkerung in Berührung zu kommen, und so werden wir bei den Bauern und Achatschleifern des Hunsrück wie in einen Kreis alter Bekannter eingeführt; man fühlt sich sogleich heimisch und hat seine Freude an ihrer urwüchsigen Art und einem anheimelnden natürlichen Humor. Die an sich belanglosen Geschehnisse sind hübsch erzählt, man erlebt den Hunsrück wirklich, auch an rheinischem Dialekt fehlt es nicht, so daß man ein paar freundliche Stunden mit dem Buch verlebt, das keine literarischen Ansprüche erhebt, aber das hält, was es verspricht: es ist ein wirkliches Heimatbuch, und die helle Sonne rheinischen Frohsinns liegt auf seinen Blättern.

Geistig und künstlerisch erheblich höher steht ein Roman, der nicht das Leben, sondern das Sterben einer Volksgemeinschaft schildert: Der Tod von Falern. Sein Verfasser Frank Thieß hat sich schon durch ästhetische Schriften bekannt gemacht, er ist ein feiner Mensch, der eigentlich für das rohe Geschehen des Kriegshandwerks, das in diesem fast 400 Seiten starken Buche sehr eingehend geschildert wird, gar nicht geschaffen scheint. Aber vielleicht findet man gerade darin den Schlüssel zu diesem Werk: augenscheinlich haben die Erlebnisse des Weltkrieges mit ihren Leiden und Schrecken so schwer auf dieser musischen Seele gelastet, daß sie sich davon befreien mußte durch Schreien, durch Sprechen von dem Entsetzlichen. Und dabei hat denn Frank Thieß wohl seine Berufung zum Erzähler gefunden. Denn dieser Todeskampf einer belagerten Stadt ist mit einer erstaunlichen Lebendigkeit, Kraft und Phantasie geschildert. Man fühlt schmerzhaft das drückende Sinnbild: wenn hier, obwohl die Sehergabe des Dichters das Ganze in nebelhafte Ferne rückt, ein kräftiges und tüchtiges Volk nach jahrelanger Einschnürung sich einem unbarmherzigen Feinde ergeben muß und von ihm erdrosselt wird. Wir erblicken noch einmal, was wir während des Verzweiflungskampfes „schon schaudernd selbst erlebt" haben: die wachsende Not, die auf die Gemüter der Menschen unheilvoll wirkt, sie selbstsüchtig und neidisch macht und so das Mißtrauen der niederen Bevölkerungsschichten gegen die Machthaber und Führer schürt. Scharf und sehr gescheit ist der Gegensatz zwischen dem alten Feldherrn Marsos und dem idealistischen Demagogen San gezeichnet — man glaubt bekannte Gestalten zu sehen — und mit starkem künstlerischem Griff hat Thieß diese Parteikämpfe dem großen abenteuerlichen Belagerungsbilde mit seinen Ausfällen und Verteidigungen, seinen aufflackernden Gefechten, mit den Schreckbildern der Hungersnot und der Pest organisch eingefügt. Er bediente sich darstellerischer Mittel, die an moderner Ausdruckskunst geschult sind, ohne in ihre Vertracktheiten zu verfallen; so steigert Frank Thieß die Schlußabschnitte zu einem wahrhaft dramatischen Tempo, er wahrt aber bis zuletzt die Größe der dichterischen Vision, indem er beim Hereinbrechen der Katastrophe die Falerner ihre heldenhafte Größe wiederfinden läßt —: da sind alle Parteikämpfe, alle kleinlichen Gegensätze vor der Größe des Augenblickes geschwunden, Opfermut lodert, Vaterlandstolz, Vaterlandliebe erwachen vor der Vernichtung noch einmal und strahlen wie eine untergehende Sonne über rauchende Trümmer. Ein beachtenswertes Werk, das wir lieber noch als ein großes Versprechen denn als eine Erfüllung ansehen wollen.

Wer, noch schmerzlich ergriffen, von der Erinnerung an den Todeskampf einer tüchtigen Volksgemeinschaft ernst und betrübt geworden ist, der greife zu einem roten Büchlein, auf dem mit goldenen Buchstaben der Weckruf Mehr Liebe! geschrieben steht. Artur Brausewetter, der Seelsorger und bekannte Schriftsteller, gibt hier das Beste, was ich von ihm kenne: seine verlangende Seele, er gibt sie in einer zusammengedrängten Beschwörung unserer Zeit, einer eindringlichen Mahnung, einem sehnsüchtigen Ruf nach mehr Liebe, mehr Güte, mehr Menschlichkeit. Keine pazifistischen Phrasen bringt das kleine Erbauungsbüchlein, auch keine vom Dogma oder gar von Starrgläubigkeit verschnürten Predigten. Ein Mensch redet hier zum Menschen, aber so innig, so eindringlich und durch die Kraft seiner Seele überzeugend, daß man wahrhaft erhoben und besser geworden das Büchlein schließt.

Illustrierte Rundschau

Karl Ernst Osthaus, der Gründer des Folkwang-Museums † — Oswald Herzogs absolute Kunst — Reitanzüge für Damen — Tierbildhauer Emil Manz — Zu unsern Bildern

Industriestädte stehen nicht in dem Ruf, einen günstigen Nährboden für künstlerische Bestrebungen zu bieten. Um so erstaunlicher war, was der im Frühjahr verstorbene Karl Ernst Osthaus in Hagen i. W. geleistet hat. Wer sein meisterhaftes Bildnis von Pankok betrachtet, ahnt freilich, daß dieser Mann nicht bloß ein geschmackvoller Mäzen und ein glücklicher Sammler gewesen ist, sondern daß in ihm ein leidenschaftliches Feuer glühte. Ihm war die Kunst keine vornehme oder liebenswürdige Beschäftigung für nützlich zu verwertende Nebenstunden; sie war für ihn Mittel und Ziel zum Schaffen. Er stand, ein Ästhet, mitten im tätigen Leben. Er schuf seiner Vaterstadt eine Villenkolonie, die der heiligen Schönheit der mütterlichen Erde würdig sein sollte; er war der unermüdliche Förderer des auf seine Anregung entstandenen Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe. Die Krone seiner Arbeit und seinen Ruhm bildet jedoch das Folkwang-Museum, eine Galerie moderner Kunst, deren Reichtum und Schönheit immer wieder wunderbar erscheint. Der Name des Museums ist der nordischen Göttersage entnommen. Folkwang (Flur der Heerschar) heißt Freyjas Saal, in dem sie der Toten Hälfte sammelt, während die andre Odin zufällt — das stimmt nicht recht für dies Museum. Denn Osthaus hat Lebende gesammelt zu einer Zeit, wo sie noch nicht galeriefähig waren. Heute, wo es staatliche Sammlungen mit ihren Erwerbungen oft übereilig haben, erscheint das als kein besonderes Verdienst, und darum muß man hinzufügen, daß Osthaus einen erstaunlichen Blick nicht nur für das Neue hatte, sondern auch für das, was dauernd wertvoll zu sein oder zu werden versprach. In diesem Museum mit dem altgermanischen Namen fanden auch die großen französischen Meister von Manet bis Matisse eine Heimstätte. Aber die fördernde Liebe des Sammlers galt den jungen deutschen Künstlern. Mochten sie oft ungebärdig auftreten — wenn sie nur eines lebendigen Willens und voll strebender Kräfte waren. Es ist ein schwerer Verlust, daß ein Mensch, dessen Seele mit heiliger Begeisterung dem Kommenden aufgeschlossen war, gerade jetzt scheiden mußte, wo leidenschaftlich um eine neue Gestaltung von Kunst und Leben gerungen wird.

⌘ ⌘ ⌘

Dieses Neue sucht auch in den merkwürdigen Zeichnungen von Oswald Herzog



Pferde. Gemälde von Franz Marc. Hagen, Folkwang-Museum



Bildnis von Frau G. Osthaus. Gemälde von Auguste Renoir. Hagen, Folkwang-Museum



Bildnis von Dr. Karl Ernst Osthaus, dem Begründer des Folkwang-Museums zu Hagen

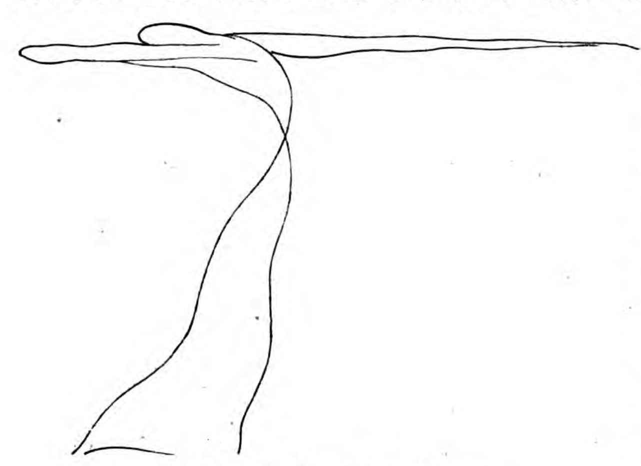
sich auszusprechen. Wir sind überzeugt, daß die meisten Betrachter zunächst den Kopf schütteln werden, aber es will uns doch scheinen, als lohne es sich, dem Künstler zu folgen. Zunächst sei er mit ein paar Worten vorgestellt: 1881 in Haynau in Schlesien geboren, erlernte er in Liegnitz das Bildhauerhandwerk in einem Stuckgeschäft, kam dann auf Berliner Kunst- und Kunstgewerbeschulen, arbeitete in seinem Beruf und studierte die Antiken des Alten Museums. Es sind also, will uns scheinen, alle Vorbedingungen für einen ordentlichen Künstler gegeben. Aber Herzog geriet ins Grübeln. Es erschien ihm — und er legte seine Erlebnisse auch in mehreren Schriften nieder —, als hätten wir bisher noch nicht genügend bemerkt, daß alle seelischen Vorgänge rhythmisch-dynamischer Natur seien. Bisher hätten wir sie nur durch die Vermittlung von menschlichen Gestalten wahrgenommen. Es gäbe jedoch eine reine Kunst der Linie, genau so wie eine absolute Musik, die auch ohne Hilfe des Worts durch reine Form zum genießenden Herzen den Weg finde. Diese Fähigkeit: seelische Vorgänge in absoluter Form und unmittelbar zum Ausdruck zu bringen, ist nach Herzogs Meinung die höchste Aufgabe der Kunst. Ganz scheint er sie auch nach eigenem Urteil noch nicht gelöst zu haben. Er steht, wenn er seine Gefühlsausbrüche mit wegweisenden Unterschriften versieht, ungefähr auf dem Standpunkt der Programmusik.



Selbstbildnis
Gemälde von Paula Modersohn
Hagen, Folkwang-Museum

Die hübschen Bilder auf S. 655 zeigen moderne Reitanzüge für Damen. Der Herrensitz gilt schon lange nicht mehr als eine herausfordernde Keckheit, sondern hat sich auch in der guten Gesellschaft sein Recht erworben. Die Mode freilich hat sich bis vor kurzem bemüht, den Anzug auch der im Herrensitz reitenden Dame nach Möglichkeit dem der Sportgenossin im Damensattel anzugleichen, vor allem legte sie auf dunkle Farben Wert. Jetzt sind die Breeches — ein englisches Wort für unser verschollenes Bruch, was Hose bedeutet — hell wie die der Herren, und auch der langschößige Rock ist nicht mehr unverbrüchliche Vorschrift. Wenn die Dame Lust hat, kann sie sich in weißer Bluse zu Pferde zeigen.

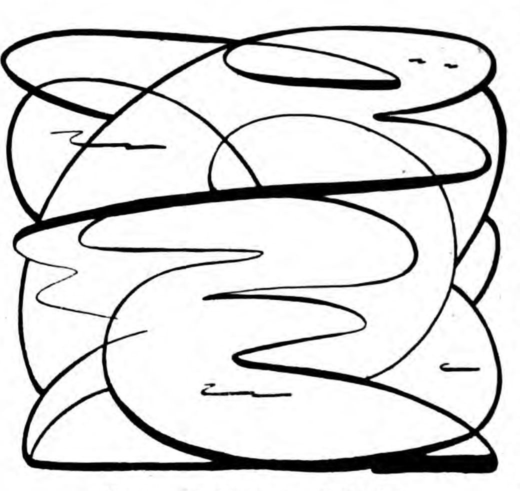
Voll frischer Natürlichkeit sind die Tierplastiken


Andante. Zeichnung von O. Herzog

Tierplastik, zu deren tüchtigsten Meistern er heute gehört.

Eine Anzahl unsrer Einschaltbilder wie der Eichhorst, der Vermeer, die künstlerische Photographie werden von besonderen Aufsätzen erläutert. Eine besondere Freude hoffen wir den Lesern mit dem zwischen S. 600 u. 601 wiedergegebenen Bildwerk „Lenz“ zu machen. Wir haben dafür ein Verfahren gewählt, das uns erst heute, nach jahrelangen Versuchen, gelungen erscheint, und der Künstler, H. Dietzsch-Sachsenhausen, wird jedem Freunde unsrer Hefte in dankbarer Erinnerung stehen. Stammt doch von ihm die Plastik „Der Sonne entgegen“, die in unserm Leserkreise ebensoviel Aufsehen erregt und Beifall gefunden hat wie in den Ausstellungen. Das neue Bildwerk, sanfter in der Bewegung, ein Andeuten gleichsam, während jenes frühere ein Furioso war, ist vom gleichen Ebenmaß und Wohllaut. — Dasselbe Tiefdruckverfahren — eine Tech-

auf S. 656. Man merkt es diesen Werken an, daß ihr Schöpfer seinen Modellen nicht als ein kalter Beobachter gegenübersteht, der die Aufnahmefähigkeit seines Auges, die Geschicklichkeit seiner Hand erproben und dartun will, sondern daß er diese Geschöpfe wie ein guter Freund liebt, daß er sich ihnen irgendwie verbunden fühlt und etwas von der großen Gemeinschaft ahnt, die alles umschließt, was aus Gottes Hand hervorgegangen ist. Der Bildhauer Emil Manz ist 1880 in Regensburg geboren. Er wurde aufs Gymnasium geschickt, aber Zeichnen und Schnitzen mochte er lieber als Horaz und Homer, und endlich sah der Vater ein, wohin es den Jungen zog: er erlaubte ihm den Besuch einer Schnitzereischule. Nachdem Manz darauf zwei Jahre auf der Stuttgarter Kunstgewerbeschule gewesen war, kam er auf die heißersehnte Münchner Akademie, wo er es aber nur ein Jahr aushielt. Er ging nach Amerika, das ihm künstlerisch wenig bot, wo er aber tüchtig arbeiten lernte. Zurückgekehrt nach München genoß er sechs Jahre den Unterricht von Prof. Hahn und befestigte sich in seiner Liebe zur

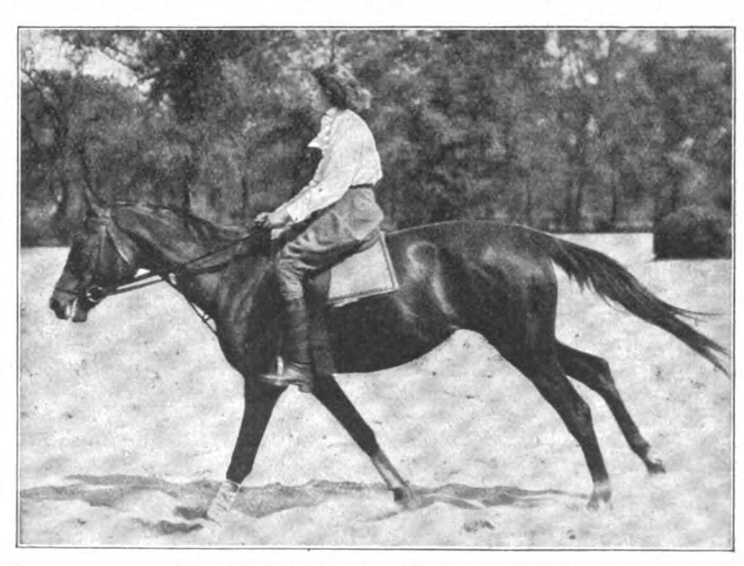

Largo. Zeichnung von O. Herzog


Crescendo. Zeichnung von O. Herzog



Neuer Damenreitanzug. (Aufnahme Hünich)

nik, die die Grundsätze des Kupferdrucks auf die Schnellpresse überträgt — haben wir für das Gemälde „Abflauender Sturm" von Prof. H. Bohrdt angewandt (zw. S. 568 u. 569). Auch dieses Bild ist mit besondrer Umsicht gerade für diese Art der Wiedergabe ausgewählt worden, denn so günstige Ergebnisse der Tiefdruck jetzt endlich zeitigt — er ist durchaus nicht wahllos für jedes Gemälde oder jede Plastik zu verwenden. Insonderheit ist nicht daran zu denken, daß er dem Farbendruck Eintrag tut. Wie prächtig ist die „Hütte" von dem Düsseldorfer Fr. Pauly-Hagen gelungen. Man hat diesem Künstler Monumentalität in der Farbe nachgerühmt. Das kommt auch in unsrer Wiedergabe heraus (zw. S. 576 u. 577). Und wie stark ist die Vorstellung von flüssigem Gold, in dem sich das Farbenwunder des Sohn-Rethelschen Mädchenbildnisses ausspricht (zw. S. 648 u. 649). Gewiß, wer das Urbild vergleicht, wird unsre Abbildung nur als Gedächtnisstütze gelten lassen. Aber für sich betrachtet ist die Wiedergabe eine Augenweide. Prof. Hermann Gradl, den Nürnberger, kennen die Leser seit dem vortrefflichen Aufsatz von Dr. Heinrich Bingold, einem Beitrag, der den wesentlichen Kern eines liebevollen, anschaulichen Buches bildet, das der Verfasser im Verlag von Walter Hädecke in Stuttgart hat erscheinen lassen. Mit unsrer inhaltlich und farbig überaus anmutigen „Fröhlichen Gesellschaft" sei auf des Meisters Kunst erneut hingewiesen, aber auch auf das schöne, lesenswerte und aufs reichlichste mit Bildern ausgestattete Werk. Just in einer mannigfach verworrenen trüben Zeit ist Gradl für viele ein herzlich willkommener Gast. Denn wer sich in seine Art versenkt, erfährt den Segen einer sich sammelnden und sich aufs Wesentliche besinnenden Andacht. Ein gesundes Herz und die Natur in ihrer unberührten Schönheit — das ist's, worauf es ankommt. Im übrigen mag sein, was will. „Da draußen stets betrogen ..." Hier ist Wahrheit und Güte und sehr viel Sonne. Gradl beweist aufs tröstlichste, daß in unsrer Zeit neben der weltgeschichtlichen Tragödie und Komödie auch Raum bleibt für die Idylle. Es sind doch nicht bloß die Helden und Händler, die Heiligen und die Heuchler, die den Faden des großen Geschehens spinnen, sondern neben ihnen steht die unübersehbare Menge der kleinen Leute, die in harmloser Genügsamkeit ihr Gewerbe treiben, wie es ihre Eltern getan haben und ihre Enkel tun werden; unbekümmert um politische Umwälzungen schreiten sie den kleinen Umkreis ihres Lebens ab. Der Alltag ist ihr All. In ihrem Alltag wurzelt Gradls Kunst. Um ihn webt



Neuer Damenreitanzug. (Aufnahme Hünich)



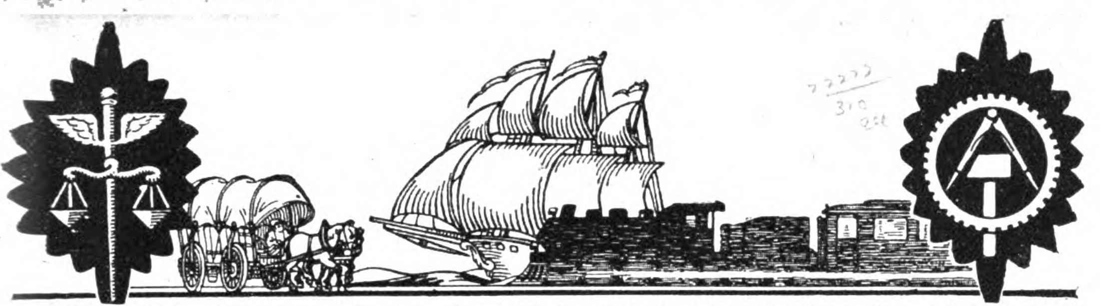
Spielende Bären. Von Emil Manz

sie die goldenen Schleier der Poesie. Aus ihm ist sie erwachsen. Und das will viel bedeuten. Denn schließlich fängt alles Glück, auch das völkerumspannende, in der Enge des Hauses an. Freilich, wenn von moderner Malerei die Rede ist, wird Gradls Name nicht genannt. Er hat nichts mit Krieg und Revolution zu tun. Aber wenn wir uns besinnen, daß das menschliche Herz selbst durch die gewaltigsten Erschütterungen der Umwelt nicht wesentlich verändert wird, daß die einfachsten Freuden und die nachhaltigsten Schmerzen dieselben bleiben, wird uns aufgehen, daß ein Mann wie Gradl uns Tröstlicheres zu sagen hat als mancher wirr stammelnde Prophet. Womit allerdings nicht gesagt werden soll, daß man vor ihnen die Ohren verstopfen soll. Wenn eine Zeitschrift wie die Monatshefte das täte, würde sie bald ihren vornehmsten Beruf verleugnen: Den Dienst an der Gegenwart. Darum bietet sie den Lesern künstlerische Versuche wie die Herzogschen, darum zeigt sie Proben aus dem Folkwang-Museum und versucht immer aufs neue, ihre Leser und sich selbst mitten in der Dinge Entwicklung hineinzuversetzen. P. W.



Französische Zwergbulldogge
Kleinplastik in Bronze von Emil Manz

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER
Verlag von Velhagen u. Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

Mai 1921

Schriftleitung u. Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27. — Jahresbezugspreis für valutapfl. Ausland M. 36.— (zuzgl. M. 8.40 f. Porto u. Verp.), Inland M. 18.—. Anzeigen M. 1.50 für die einspaltige Millimeterzeile.

No. 9, X. Jahrg.

Die Leipziger Frühjahrsmesse und das Ausland.

Von Dr. Fritz Körner.

Auf der diesjährigen Leipziger Frühjahrsmesse (6.—12. März) lasteten von vornherein nicht nur die Schatten der Weltwirtschaftskrisis, sondern auch die Ungewissheit über den Ausgang der Londoner Konferenz stand als drohendes Gespenst im Hintergrund. Beide Tatsachen schienen der Messe nicht günstige Aussichten zu bieten, weil man wegen der Absatzstockung auf dem Weltmarkt nicht mit grossen Aufträgen rechnete und man von der Londoner Konferenz irgendeine neue Belastung des Weltexportverkehrs befürchtete. Erfreulicherweise erwiesen sich die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Nationen und der Drang des internationalen Exporthandels nach neuen Absatzmärkten weit stärker als die politischen Missstimmungen und Gewaltdrohungen. Der Ruf der Leipziger Messe als grösster Zentralmarkt für den internationalen Handel hat sich auch hier wieder bewährt, indem sie trotz aller Schwierigkeiten ihre bewährte Anziehungskraft auf alte und neue Besucher im In- und Ausland auszuüben vermochte.

Ein Wertmesser für die einzig dastehende Internationalität der Leipziger Messe wird immer die Teilnahme des Auslandes bleiben. Denn erst dann kann von einer wahren Internationalität einer Messe gesprochen werden, wenn sie sich nicht aus protektionistischen Gründen gegen das Ausland verschliesst, sondern wenn sie das Prinzip des freien Wettbewerbs so grosszügig auffasst, dass sie auch ausländischen Ausstellern ihre Pforten öffnet.

In dieser Beziehung steht die diesjährige Leipziger Frühjahrsmesse unter allen anderen Messen der Welt an der Spitze. Sie wies jetzt bereits drei nationale Messhäuser ausländischer Staaten auf: neben der österreichischen Messmusterschau das Haus der Tschecho-Slowakei und das Schweizerhaus. Diese bisher einzigartige Neugestaltung ist ein Beweis für die zunehmende Bedeutung der Leipziger Messen für das allgemeine Wirtschaftsleben. Die Entwicklung der letzten Jahre führte mit innerer Notwendigkeit dazu, diese Einrichtungen auf breitere Grundlage zu stellen und zu internationalisieren. War auch vor dem Krieg die Messe regelmässig von Käufern aus aller Welt beschickt, so kann sie einen wirklich internationalen Charakter erst dadurch erlangen, dass sie die Möglichkeit bietet, dass jeder Einkäufer hier auch fremde Waren erhalten kann. Wenn die beiden Messhäuser der letztgenannten Länder auch teilweise noch im Entstehen waren, so boten sie doch schon einen interessanten Überblick über die Produktion ihrer Unternehmungen und regten zum Vergleich mit deutschen Waren an. Die Schweizer Firmen stellten neben den berühmten Schweizer Stickereien auch Uhren, Spielwaren, Seifen und Parfümerien, Milchprodukte und andere Exportwaren aus. Aus der Tschecho-Slowakei hatten sich in erster Linie deutschböhmische Firmen als Aussteller eingefunden, die ihre weltberühmten Kristallsachen und Glaswaren in altbekannter Güte und Qualität anboten. Das österreichische Messhaus vereinigte über 200 österreichische Erzeuger und Aussteller, die vor allem Lederwaren, Modeneuheiten, Parfümerien, Stockwaren, Silberwaren, Bronzen, Schuhe und Reiseartikel zeigten; die Qualität der Waren bewies, dass die Kurve der Entwicklung der österreichischen Produktion mächtig nach oben strebt.

Voraussichtlich werden mit eigenen Messhäusern bald die nordischen Staaten und Holland folgen. Deutschland beweist dadurch, dass es auch wirtschaftlich den Wettbewerb der ausländischen Produktion ertragen kann, dass es die Beteiligung der ausländischen Ausländer ansieht als gesunde Entwicklung und als eine weitere Etappe auf dem Wege, wieder in den Weltwirtschaftsverkehr einzutreten.

Der Internationalität der Ausstellerschaft war auch die grosse Zahl der ausländischen Einkäufer angepasst, die man bei einem Gesamtbesuch der Messe von 118 000 Menschen auf etwa 20 000 Ausländer beziffern kann. Sehr stark war die Tschecho-Slowakei mit fast 3000 Besuchern, Polen mit 1000, die Schweiz mit 1500, Holland mit 2000, Österreich mit 1700 vertreten. Aber auch die bisher feindlichen Staaten hatten zahlreiche Besucher entsandt, so waren etwa 300 Amerikaner, gegen 100 Engländer, ferner Franzosen, Italiener, Portugiesen anwesend, ferner Einkäufer aus Übersee und fast allen europäischen Ländern. Man konnte die Beobachtung machen, dass die Ausländer mit offenen Augen durch die Leipziger Messausstellungen gewandert sind und dass sie ihrem Erstaunen und ihrer Bewunderung über die ideenreichen Muster, die neuen Erfindungen und die Güte der deutschen Waren vielfach in beredten Worten Ausdruck gaben. Zweifellos war auf der diesjährigen Frühjahrsmesse die Losung „Qualität" wieder in der altbekannten Weise vorherrschend. Auf allen Gebieten ist der Ersatz verschwunden oder er ist doch so veredelt worden, dass er als ein vollkommen neuer Rohstoff zu bewerten ist. Qualität wird nicht allein im Maschinenbau oder im Kuntgewerbe angestrebt, sondern jede Branche und jeder mit Veredelung beschäftigte Geschäftszweig ist bemüht, durch eine hervorragende Qualitätsleistung neue Kunden zu gewinnen und die alten Kunden zu erhalten. Neue Kunden? Gewiss, die Messe ist das grosse Mittel, um neue Auslandskundschaft zu gewinnen. Auch hier hat die Frühjahrsmesse neue Wege gewiesen und die Unsicherheit der gegenwärtigen Lage geklärt. Sie hat beispielsweise durch die grossartige Ausstellung der deutschen Werkzeugmaschinen- und Armaturen-Industrie dem Ausland gezeigt, dass Deutschland ein hervorragendes Verarbeitungsland und vielfach leistungsfähiger ist, als die französische und selbst die englische Industrie. Auch unsere ausgezeichnet vertretene Luxusporzellan-Industrie wird dem Ausland vor Augen geführt haben, dass es uns auf diesem Gebiet immer wieder brauchen wird, denn nur Deutschland kann vorläufig infolge seiner entwickelten Farben-Industrie die herrlichen Tönungen und Färbungen auf den Markt bringen, welche an den diesjährigen Messmustern in einzigartiger Vollendung zu beobachten waren.

Gerade die erstklassigen deutschen Industriezweige haben aus allen diesen Gründen die grössten Aufträge vom Ausland erhalten. So haben Amerika und England zahlreiche Aufträge für Werkzeugmaschinenfabriken gegeben, ferner sind die Porzellanfabriken, die chemischen und pharmazeutischen Werke, die Elektrotechnik und die Spielwaren-Industrie mit ihrem Auslandsgeschäft recht zufrieden.

Natürlich drängt sich hier die sehr berechtigte Frage auf: werden diese Aufträge infolge der neuen wirtschaftlichen Massnahmen der Entente überhaupt jemals ausgeführt werden, wird der deutsche Export nach den westlichen Staaten noch möglich sein? Zweifellos treten hier schon jetzt sehr starke Hemmungen zutage. Unter Umständen wird es so weit kommen, dass der Export nach England und Frankreich ganz aufhören muss und wir uns auf andere Länder beschränken müssen, die sich in dieser Beziehung nicht dem Diktat der Entente unterwerfen. Hier werden die überseeischen Länder, die Oststaaten und Südoststaaten vor allem, in Betracht kommen. Zum Schluss sei daher auf Unterredungen verwiesen, die wir anlässlich der Leipziger Frühjahrsmesse mit Einkäufern aus einigen dieser Länder hatten, die sich über die Beziehungen mit Deutschland im allgemeinen recht optimistisch geäussert haben. Ein aus Südamerika gekommener Einkäufer sprach sich über die dortigen Geschäftsaussichten für Deutschland folgendermassen aus:

Zum erstenmal seit dem Weltkriege habe ich wieder die Leipziger Messe besucht und ich bin erstaunt über die beispiellose Entwicklung, die Deutschland trotz Krieg und Zusammenbruch genommen hat. Ganz Südamerika wartet auf die gute deutsche Ware, die man hier zu sehen bekommt, und es wäre ausserordentlich zu wünschen, dass sich der deutsche Export uns noch mehr zuwendet, als es bisher geschehen ist. Unser allmählicher industrieller Aufschwung erfordert in erster Linie Maschinen allerart und Werkzeuge. Daneben brauchen wir als stark agrarisches Land in immer steigendem Umfang landwirtschaftliche Maschinen, von der einfachen Hacke bis zum Motorpflug und Traktor. Ausserdem werden Massenartikel guter Qualität immer grossen Absatz finden, ich denke dabei an Spielwaren, Stahlwaren, Glaswaren, Gebrauchsgegenstände allerart, wie man sie täglich benutzt.

Ein Besucher aus den russischen Randstaaten gab über den dortigen Bedarf folgendes

Bild: Wir können nach Deutschland ausser Holz vor allem Flachs liefern, woran sich Lettland und Litauen beteiligen würden. In Deutschland suchen wir Automobile, Werkzeuge, Porzellan, Klaviere und Musikinstrumente. Wir hoffen, bei der neuen wirtschaftlichen Bedrängnis Deutschlands im Westen jetzt in noch viel lebhaftere Handelsbeziehungen mit Deutschland zu kommen und ein Verbindungsland für den gesamten Osten zu werden.

In ähnlicher Weise lauteten die Urteile von Besuchern aus Rumänien, Bulgarien, Südslawien, Holland nnd Italien, mit denen man sich frei und rein vom kaufmännischen Standpunkt aussprechen konnte. Sie alle betonten, dass die Leipziger Frühjahrsmesse dem Ausland neue Eindrücke von der Lebenskraft und der Produktionstätigkeit der deutschen Industrie hinterlassen hätte, dass man aber diese Kräfte durch neue Gewaltmassnahmen nicht unterbinden dürfte. Deutschland kann nur blühen im Zusammenwirken mit dem Ausland und es kann nur leben, wenn seine Ausfuhr in die Länder gelangt, die aus freien Stücken und aus Lebensnotwendigkeit die deutsche Ware wünschen und brauchen. Im allgemeinen war man der Ansicht, dass die Frühjahrsmesse trotz der neuen Missstimmung nicht vergeblich gewesen sei, sondern dass sie für das Ausland einen Anreiz geboten habe, Leipzig auch in Zukunft treu zu bleiben.

Die zweite Deutsche Ostmesse in Königsberg.

Nachdem man aus den zahlreichen Anmeldungen aus der Provinz und aus den benachbarten Gebieten Ostpreussens entnehmen konnte, dass für die zweite Deutsche Ostmesse nicht nur bei den Ausstellern, sondern auch bei den Einkäufern grosses Interesse bestand, durfte man auf den Verlauf der Messe gespannt sein. Die drohende politische Lage wie der schlechte Geschäftsgang in den meisten auf der Messe vertretenen Branchen drückten die Hoffnungen hinsichtlich des geschäftlichen Erfolges auf ein Minimum herab. Der tatsächliche Verlauf der Messe gestaltete sich aber doch günstiger, als man in Anbetracht der Lage vorher anzunehmen wagte. Als Resultat der diesjährigen Frühjahrsmesse kann man buchen: Erstens, dass in den meisten Branchen, die zur Messe ausgestellt hatten, eine merkbare Belebung eingetreten ist; zweitens, dass sehr gute Beziehungen zum Auslande, insbesondere zu Litauen gewonnen wurden und drittens, dass der eindrucksvolle Aufbau der Messe eine weitgehende Propagandawirkung in den Randstaaten ausüben wird. Die zur Messe anwesenden ausländischen Regierungs- und Pressevertreter haben mit Befriedigung festgestellt, dass die Qualität und die Preise der deutschen Waren den Einkauf in Deutschland vorteilhaft erscheinen lassen.

Die zweite Deutsche Ostmesse wurde am Sonntag, den 13. März, in Gegenwart der Vertreter des Reiches, Preussens, der Provinz und der städtischen Behörden, der Handelskammer sowie der Presse eröffnet. Die Ausstellungsstände waren alle zur festgesetzten Zeit fertiggestellt und boten in ihrer geräumigen Anlage in den weiten Hallen, in denen 1050 Aussteller vertreten waren, ein übersichtliches Bild. Das Messamt hatte den grössten Wert darauf gelegt, die Besucher auf ernsthafte Interessenten zu beschränken und gab deshalb Abzeichen nur an solche ab, die sich als Einkäufer einer bestimmten Firma ausweisen konnten. Annähernd elftausend Einkäufer jeder Art haben sich zur Deutschen Ostmesse eingefunden — unter ihnen 600 Ausländer — zum grössten Teile Litauer.

Der geschäftliche Verkehr in den einzelnen Branchen war sehr verschieden, doch kann im allgemeinen bebauptet werden, dass das Geschäft zufriedenstellend gewesen ist.

Als günstiges Prognostikum für die Stabilisierung unseres Wirtschaftslebens darf der Umstand gelten, dass in allen Branchen hauptsächlich gute und preiswerte Qualitätsware gefragt und auch angeboten war, während ausgesprochene Luxusartikel stark zurücktraten. Was nun das Ausland anbetrifft, so kann gesagt werden, dass sich sehr rege Beziehungen entwickelt haben. In Anbetracht der noch immer schwierigen Zollbestimmungen (nur Lettland hatte noch in letzter Stunde erhebliche Erleichterungen gewährt) war die Kauflust, setzt man die unsichere Konjunktur auch in Rechnung, recht lebhaft.

Alles in allem: Es war ein Erfolg, den die zweite Deutsche Ostmesse aufzuweisen hatte. Ein Erfolg sowohl für Aussteller als auch Einkäufer. Und nicht zum letzten dieser grösste Erfolg, dass wiederum ein Stück Ostland dem deutschen Handel erschlossen ist.

Der Wert deutscher Kraftpflüge für Süd-Afrika.

Von Ellis C. Frank'l.

Vor kurzer Zeit verliess ein mir seit vielen Jahren bekannter Südafrikaner, mit welchem ich vor dem Kriege in London fliegen lernte und mit dem ich auch später in Kapstadt eine Fliegerschule eröffnete, Bremen, nachdem er in der gastfreien Hansastadt nahezu 4 Monate zugebracht hatte. Er hat in verschiedenen Städten Deutschlands mit grossen Unternehmungen Beziehungen angeknüpft und geht nun hinunter nach Süd-Afrika, um den arg vernachlässigten Handel mit Deutschland wieder auf die Beine zu helfen.

„Was unsere zukünftigen Geschäfte mit Deutschland anbetrifft," sagte er bei seiner Abfahrt gegenüber den Pressevertretern, „so dürfen wir das Beste hoffen, wenn nur die Wahrheit gesagt werden könnte und der wahre Sachverhalt der Südafrikanischen Kommission vorgelegt würde. Der Wollmarkt allein schon würde einen ungeahnten Aufschwung erhalten, zum Vorteile Afrikas, wenn die Transaktionen mit deutschen und afrikanischen Geschäftsleuten direkt abgeschlossen werden könnten. Der afrikanische Farmer braucht sehr nötig deutsche Erzeugnisse auf landwirtschaftlichem Gebiete und der beste Weg wäre doch gewiss der, afrikanische Wolle gegen deutsche Erzeugnisse einzutauschen. Ich persönlich bin mit falschen Eindrücken nach Deutschland gekommen und kann wohl mit Freuden sagen, dass ich während meines Aufenthaltes in Bremen und Süddeutschland ganz das Gegenteil kennen gelernt habe, als das, was die alliierte Presse mir vorgesetzt hat. Irgend etwas muss geschehen, damit diese Missstände aus dem Wege geschafft werden und so hoffe ich mit diesen Worten dazu beitragen zu können, dass endlich einmal die Wahrheit an das Tageslicht kommt."

Schon vor dem Kriege war die Südafrikanische Union ein gutes Absatzgebiet für deutsche Erzeugnisse. Während des langen Krieges haben die Amerikaner versucht, den deutschen Exporthandel an sich zu reissen, haben das Land mit Maschinen überschwemmt, bis der Farmer nichts mehr von amerikanischen Waren wissen wollte. Die Anfragen in landwirtschaftlichen Maschinen haben in letzter Zeit mehr und mehr zugenommen und so liegt es bei den deutschen Maschinenfabriken, ihre Augen offen zu halten, um die einst besessenen Plätze auf dem afrikanischen Markte wieder zu erobern. Verschiedene Firmen haben hier schon einen Weg geebnet und so ging z. B. vor wenigen Wochen der erste deutsche Zugmaschinen- und Lastwagen-Transport nach Süd-Afrika ab.

In allererster Linie kommen landwirtschaftliche Maschinen, wie Motorpflüge, sogenannte Universalmaschinen in Frage, die nicht nur den Acker umpflügen, sondern auch bei den riesigen Entfernungen zwischen den verschiedenen Farmen und den Farmen und den Eisenbahnenstationen, Lasten, die sonst von 20—30 Büffelgespannen mit grossen Zeitverlusten transportiert werden mussten, in weit kürzerer Zeit an Ort und Stelle zu schaffen in der Lage sind.

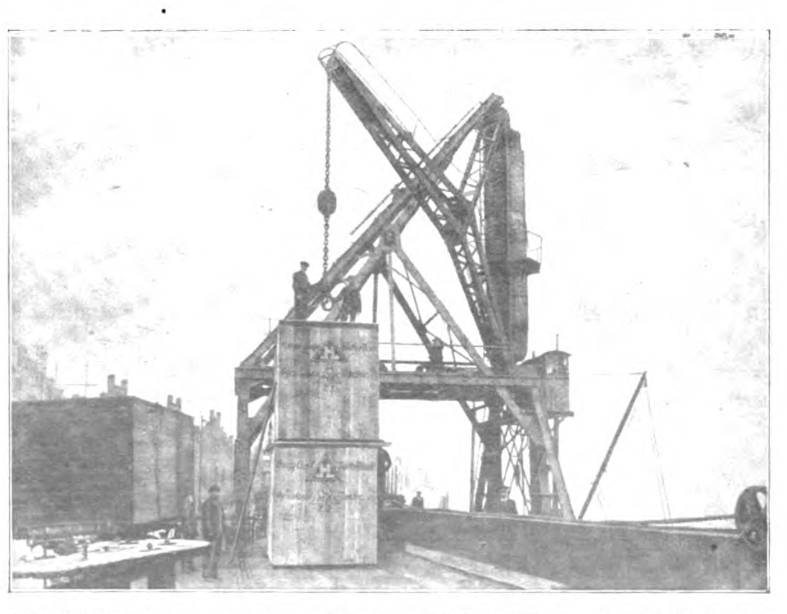


Abb. 28. Verladung von Motorpflügen nach Süd-Afrika im Bremer Freihafen.

Erfolgreiche Bodenbearbeitung verlangt von vornherein ein genaues Studium der physikalischen Verhältnisse, denn erst dann können auftretende Schwierigkeiten leicht überwunden werden. Es gibt unter der Sonne keine zwei Länder, in welchen die Schwierigkeiten der Bodenbearbeitung dieselben sind, daher sind die anzuwendenden Mittel und Wege in jedem Landstriche verschieden.

In keinem Lande jedoch sind die Schwierigkeiten in der Landwirtschaft grösser, als gerade in Süd-Afrika. Die bekanntesten von diesen sind wohl die, welche den Witterungs-

einflüssen, dem Regen und der Verdunstung unterworfen sind. Die Geschichte der afrikanischen Erde ist kurz. Jahrhunderte hindurch wurde der Boden unter den Hufen unzähliger Wildbestände und Herden zusammengetreten. Unwetter, Regen- und Hagelstürme jagten darüber hinweg. Waldbrände und die heisse Sonne der Tropen trockneten den Boden zu Stein.

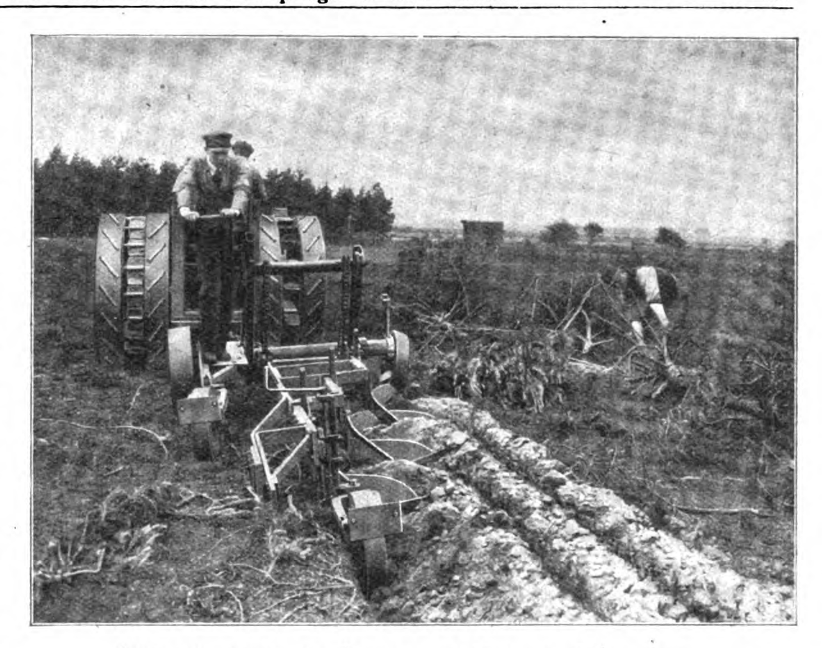


Abb. 29. Neulandgewinnung mit Hilfe des Motorpflugs.

All dies zwingt den Mutterboden dazu, seine Oberfläche gegen atmosphärische Einflüsse zu verschliessen. Nicht überall herrscht dieser Boden vor, hier und dort zeigt er eine grössere Porosität als an anderen Stellen. Der grösste Teil der afrikanischen Erde jedoch hat eine harte Kruste über der eigentlichen fruchtbaren Erde, über welche Flüsse der Regenzeit der See zufliessen. Schnee, der den Boden in nördlicheren Zonen während der Winterzeit zersetzt, gibt es hier nicht. Fröste sind nicht stark genug, um die harte Kruste des Bodens zu durchbrechen. Es mangelt daher überall an durchgreifender Neulandgewinnung.

Diese Neulandgewinnung kann nur mit Hilfe moderner Mittel geschehen, die den Boden durcharbeiten und Pflanzen die Möglichkeit des Wachstums geben. In den nördlicheren Ländern ist der Regen ein grosser Faktor, der dem Farmer die grösste Hilfe für die Bodenbearbeitung leistet. Hier ist das Gegenteil der Fall, aber trotzdem hat Afrika ein Klima, unter welchem bei richtig angewandter Bodenbearbeitung alles gedeihen kann.

Überall, wo Landwirtschaft betrieben wird, wo Felder umgepflügt werden, ist die Arbeit von Ochsen gering bewertet worden und nirgends ist die Ochsenarbeit weniger bewertet wie gerade in Süd-Afrika. In der westlichen Provinz der Kap-Kolonie, die augenblicklich die grössten bebauten Strecken aufzuweisen hat, wird die Pflugarbeit schon seit Jahren von Pferden und Mauleseln geleistet. Der Ruf nach Erweiterung der Landwirtschaft, mehr Neuland für den Anbau zu gewinnen, kann nicht ungehört vorübergehen. Meilenweite Strecken fruchtbaren Bodens liegen brach, die vielen Herden und Viehbestände sprechen besser denn Worte. Ökonomie des Lebens kann nicht einfach beiseite geschoben werden, das Land, welches uns gegeben, muss dem zugeführt werden, für das es bestimmt ist, unseren Unterhalt und den unserer Tiere durch Getreide- und Futteranbau zu beschaffen. Die einzige Möglichkeit eines Landes, zu bestehen, ist seine Produktion, wir sehen ja, welche Strafe Afrika für seine Nachlässigkeit bezahlen musste. Somit ist dieser Ruf nach Kultivierung kein passiver, sondern ein aktiver und das Land wird diejenigen, die diesem Rufe nicht folgen, verdrängen und denen Platz machen, die sich mit Energie an die Arbeit begeben.

Während der letzten Jahrzehnte hat man auf Grund reicher Erfahrungen, Forschungen und Versuche mehr getan auf dem Gebiete der Kultivation denn je, man hat gezeigt, was geleistet werden kann in der Landwirtschaft. Grosse Verdienste sind hierbei den Maschinenpflügen, erstmalig dem Zwei-Dampfmaschinen-System zuzuschreiben, die aber nach dem Siegeszug des Benzinmotors mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurden. Bei ersteren waren die Anschaffungskosten immer die doppelten und konnte der Dampfpflug auch immer nur im ebenen Gelände Verwendung finden. Die Frage nun, welches System und Modell der verschiedenen Maschinenpflüge vorzuziehen sei, hat in neuester Zeit einen lebhaften Meinungsaustausch der einschlägigen Kreise hervorgerufen. Neben allen Arten von Seil-Schlepp-Tragpflügen oder Bodenfräsern kommt für Süd-Afrika wohl einzig und allein der Trag- oder der Schlepppflug in Betracht. Ursprünglich amerikanischer Bauart ist der Schlepppflug durch die Schaffenskraft deutscher Fabriken, wie Hansa-Lloyd, Gasmotoren-

fabrik Deutz, Stoewer-Werke u. a. in ein rein deutsches Erzeugnis umgewandelt worden. Der Tragpflug vereitelt eine gleichmässige Pflugarbeit, hauptsächlich in geringer Furchentiefe von 15 cm, infolge der Schwingungen des Tragrahmens. Für koupiertes Gelände scheidet daher der Tragpflug von vornherein aus. Dieser Mangel ist auch durch seine grossen Arbeitsleistungen auf ebenem Boden nicht wieder wettzumachen. Bei der Beurteilung eines Pflugsystems sind nicht vorübergehende Höchstleistungen, sondern seine Gesamtleistung und Lebensdauer von grösster Wichtigkeit.

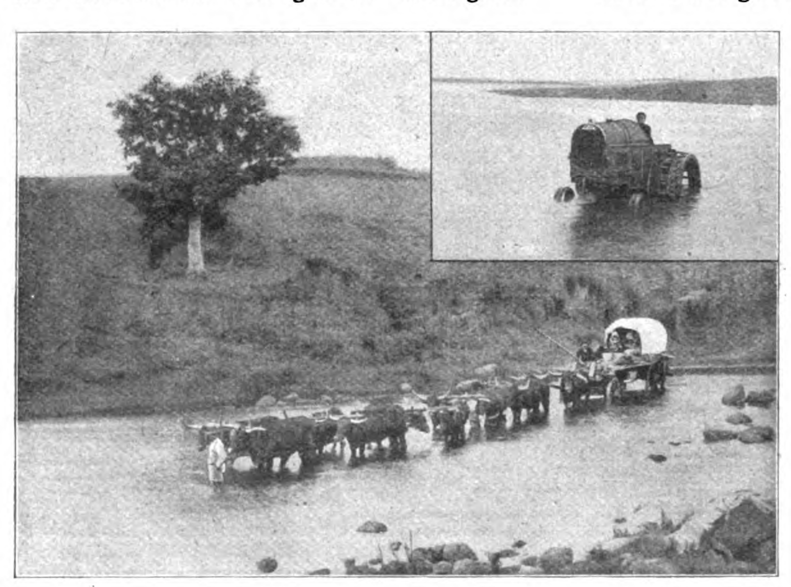


Abb. 30. Einst und jetzt.

Der afrikanische Landwirt muss heute rechnen, wie viele Gespanne er ersparen und welchen Ernteüberschuss er durch die Anwendung motorischer Ackerbestellung erzielen kann.

Die Zukunft liegt nicht nur in dem Motorpfluge allein, sondern bei dem Motorpfluge mit vielseitiger Verwendbarkeit. Diese vielseitige Verwendbarkeit kann aber nur ein Schlepppflug aufweisen, der dem Farmer auch nach der Bodenbestellung ein treuer Diener ist, der imstande ist, dem Landwirt alle tierischen Kräfte zu ersetzen. Ein Tier frisst, auch wenn es nicht arbeitet, diese Universalmaschine aber frisst nur, wenn sie arbeitet.

Der afrikanische Farmer hat heute die Bedeutung der motorischen Kraft in der Landwirtschaft vielleicht noch nicht erkannt, aber die wachsenden Anfragen nach Motorpflügen lassen es gerecht erscheinen, dass in Zukunft der Landmann, der bisher allen Neuerungen auf diesem Gebiete ziemlich skeptisch gegenüberstand, sich mehr und mehr mit der Frage beschäftigt.

In Afrika liegen die einzelnen Farmen meilenweit von der nächsten Eisenbahnstation entfernt und der Transport ging nur unter den grösstenSchwierigkeiten vor sich. Der Schlepper ersetzt dem Landmann 10–20 Ochsengespanne und schafft seine Produkte in der halben Zeit an Ort und Stelle. Auf dem Hofe ist er als stationäre Kraftanlage ein unersetzliches Hilfsmittel. Der Farmer kann mit dem Schlepper sein Getreide dreschen, er pumpt ihm das Wasser aus dem Brunnen, liefert ihm durch eine sinnreiche Einrichtung das Licht für die ganze Farm. Wo mehrere Farmen dicht beieinander liegen, können die Besitzer, falls ihnen die Anschaffungskosten zu hoch erscheinen, zusammen solch eine Universalmaschine in ihre Dienste stellen.

Was nun die Kosten der Anschaffung anbelangt, so sei hier eine Aufstellung beigefügt, an Hand deren Interessenten sich leicht ein Bild machen können. Die Umrechnung erfolgte zu einem Kurse von 240 Mark für das Pfund Sterling, und zwar cif. Kapstadt.

Fabrikat	PS.	In Pfund				
		mitgelieferte Zahl der Pflüge	Verpackung	Fracht	Versicherung	Preis
Alldays & Onions (engl.)	24	—	31.0.0	70.0.0	10.0.0	630.0.0
Fowler (engl.)	20—25	2 Schare	31.0.0	70.0.0	10.0.0	568.0.0
British Wallace (engl.) . .	25	—	31.0.0	70.0.0	10.0.0	525.0.0
Ein deutsches Fabrikat .	35	4 Schare	15.0.0	70.0.0	10.0.0	512.0.0

Ein Pflug zu den Fabrikaten von Alldays & Onions kostet . . . 30.0.0
Ein Pflug zu den Fabrikaten von British Wallace kostet 30.0.0

Die Preise wären somit

Alldays & Onions .	771 Pfund = Mk. 185040.—	British Wallace . .	666 Pfund = Mk. 159840.—
Fowler	679 Pfund = Mk. 162960.—	Deutsches Fabrikat	512 Pfund = Mk. 122000.—

Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie.

Dass sich die deutsche Industrie überraschend schnell wieder zu hoher Leistungsfähigkeit emporgearbeitet hat und in der Lage ist, mit der ausländischen Konkurrenz erfolgreich in Wettbewerb zu treten, zeigt folgender interessanter Bericht, den wir „Siemens' Wirtschaftlichen Mitteilungen" entnehmen. Es heißt dort u. a.: „In der Schweiz sollte wegen der bevorstehenden Völkerbundverhandlungen in 3 Monaten ein Fernsprechkabel nach dem Pupin-System zwischen Genf und Lausanne verlegt werden. In dieser Zeit war das 60 km lange Kabel anzufertigen, zu versenden, in Kabelkanäle einzuziehen und zu montieren, ausserdem waren die erforderlichen Pupin-Spulenkästen und die Garniturteile zu liefern. Für gewöhnlich hat man, um die Fabrikation einzuleiten, allein mindestens 6 Wochen nötig, 10 Wochen muss man auf die Herstellung rechnen, 2 Wochen auf den Versand und 4 Wochen auf die Verlegung. Diese Zeiten sind an sich schon recht knapp bemessen. Hier standen aber statt 22 Wochen nur 13 zur Verfügung.

Es kostete einen schweren Kampf, die Schweizer Behörde davon zu überzeugen, dass unsere Zusicherungen, wir seien in der Lage, den Auftrag rechtzeitig auszuführen, nicht nur Redensarten wären, um den Auftrag für unser Haus und damit für Deutschland hereinzuholen. Die Verzugsstrafen wurden demgemäss sehr hoch bemessen, bevor der Siemens & Halske A.-G. der Auftrag erteilt wurde.

Wir konnten die Verpflichtung eingehen, weil sich ein Teil der Pupin-Spulen im Wernerwerk auf Lager befand, auch die nötigen Maschinen bei richtiger Arbeitseinteilung im Kabelwerk frei waren. Freilich wären wir vielleicht trotz aller Bemühungen leer ausgegangen, wenn der Behörde nicht bekannt gewesen wäre, dass wir neben gewissen Schutzrechten die nötige Sachkenntnis besassen. So bot uns der hohe Stand der deutschen Technik letzten Endes die Möglichkeit, dem deutschen Arbeiter auf dem Weltmarkt Arbeit zu schaffen.

Wir hatten uns zum Ziel gesetzt, spätestens 10 Tage vor dem festgesetzten Endzeitpunkt die Arbeiten durchzuführen. Es ist uns gelungen, bereits 14 Tage früher unsere Aufgabe abzuschliessen.

Auf Grund dieser Leistung in der Schweiz erhielten wir von Norwegen einen grossen Auftrag auf mehrere Pupin-Kabel; dabei wurden uns vertrauensvoll erhebliche Zugeständnisse in der Haftung gemacht."

Sehr interessant sind ferner zwei japanische Urteile über Lieferungen der deutschen Industrie, die wir der I.- u. H.-Ztg. entnehmen. Es heisst dort: Die in Tokio erscheinende japanische Zeitung „Hochi Shimbun" schreibt über die Qualität deutscher Waren folgendes: „Alle Welt hat sich gefragt, ob Deutschland sich wieder würde aufrichten können, aber mit dem Moment, wo der Krieg zu Ende war und die Grenzen sich öffneten, hat Deutschland seine Ausfuhr wieder begonnen. Europa und vor allem Amerika kaufte für gewaltige Summen deutsche Waren auf. Man riss sich förmlich darum. Nur Japan

führte nichts ein. Seit dem Jahre 1920 haben sich die deutschen Produzenten zusammengeschlossen und eine völlige Einigung unter sich erzielt. Der Handel wird in englischer Währung betrieben und geht über London. Aber die deutschen chemischen Erzeugnisse und vor allem ärztliche Instrumente gehen über die ganze Welt und kommen auch in grosser Menge nach Japan. Die Ware ist über Erwarten gut, und man kann an ihnen den im Kriege auf diesem Gebiete gemachten Fortschritt erkennen. Die Röntgenbehandlung besonders hat sich gewaltig verbessert. Während man in Japan Mikroskope bis zu 800facher Vergrösserung herstellt, produziert Deutschland hervorragende Mikroskope bis zu 3000facher Vergrösserung. Die bisher als gut betrachteten englischen und anderen Produkte werden mit dem Erscheinen der deutschen Waren sofort vom Markte vertrieben. Die japanische Regierung hat als Entschädigung deutsche Farbstoffe erhalten und weiss jetzt nicht, was sie damit tun soll. Sie fürchtet, dass, wenn sie verkauft, der Markt überladen wird. Das Vorhandensein dieser Ware verhindert anderseits japanische Bestellungen in Deutschland. Wenn diese Frage einmal gelöst ist, werden wieder Bestellungen nach Deutschland gehen. Mit den japanischen Messinstrumenten kann man im allgemeinen auskommen, aber die Linsen der deutschen Instrumente sind besser, die Libellen empfindlicher, und vom technischen Standpunkt aus ist die Feinheit der deutschen Arbeit unerreicht. Auch die deutschen Toilettenartikel sind durchängig gut und dabei billig. Seit Juli 1920 hat ihre Einfuhr nach und nach zugenommen. Im kommenden Frühling wird ein weiteres Ansteigen der deutschen Einfuhr erwartet.“ Im Zusammenhang hiermit seien einige Bemerkungen wiedergegeben, die ein japanischer Professor der Volkswirtschaft unlängst in Tokio in einem öffentlichen Vortrag über die deutschen Wirtschaftsmethoden machte. Er führte aus, dass alle Staaten, die aus dem Weltkrieg als Sieger hervorgegangen wären, gezwungen seien, zum Wiederaufbau ihres Handels die glänzend bewährten Methoden des besiegten Deutschlands sich zum Muster zu nehmen. Wolle ein Land wettbewerbsfähig bleiben, so müsse es heutzutage sein Wirtschaftsleben „germanisieren“.

Kleine Nachrichten.

Die Südafrikanische Union gegen die 50prozentige Ausfuhrabgabe. Es liegen Nachrichten vor, nach denen es die Regierung der Südafrikanischen Union abgelehnt hat, die auf der Londoner Konferenz beschlossene Ausfuhrabgabe von 50 v. H. von deutschen Waren einzuführen.

Beabsichtigte Kreditgewährung Uruguays an Deutschland. Wie die Agence Havas meldet, liegen Nachrichten aus Montevideo vor, wonach Uruguay Deutschland Kredit eröffnen will, damit es Wolle und andere Produkte kaufe. Uruguay will auch seine Ausfuhrsteuer auf Wolle aufgeben und erwägt die Schaffung einer staatlich gestützten Import- und Exportgesellschaft für Versendung von Wolle aus Uruguay nach Deutschland, Frankreich, Antwerpen, der Tschecho-Slowakei, nach anderen europäischen Ländern und selbst nach Japan.

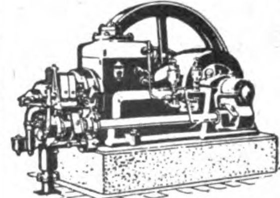
Deutscher Handelswettbewerb auf den südamerikanischen Märkten. Nach den „Commerce Reports“ Nr. 28 wird aus Argentinien gemeldet, dass die deutschen Preise für Eisenwaren viel niedriger sind als die für entsprechende amerikanische Waren. In einzelnen Fällen beträgt der Unterschied 15 oder 30 v. H. Ebenso sind die Preise für deutsche Maschinenwerkzeuge viel niedriger als die der entsprechenden amerikanischen Artikel. In Chile wird ein Anwachsen der Frachten aus Deutschland beobachtet, insbesondere werden angeboten: silberplatinierte, Nickel-, Töpferei- und Emaillewaren, billige Eisenwaren und elektrische Artikel. Die Preise sind viel niedriger als die der amerikanischen

Waren. Ebenso werden von deutscher Seite Maschinen zu niedrigen Preisen angeboten. — In Mexiko werden Metallwaren verschiedener Art, elektrische Artikel (Birnen, Drähte, Isolierungen, Rohre und kleine Dynamomaschinen) deutscher Herkunft angeboten. Für den amerikanischen Fabrikanten ist es nicht möglich, mit den deutschen Preisen zu konkurrieren. — In Peru sind deutsche Eisenwaren zu einem Preise, der 25 v. H. niedriger als der entsprechende amerikanische Preis ist, zu haben. Das deutsche Produkt ist ausserdem gut aufgenommen worden und wird vermutlich seinen Markt bald wieder erobern.

Ein englisches Urteil über die deutsche chemische Industrie. Nach „The Chemical Age" hat sich ein englisches Parlamentsmitglied wie folgt geäussert: „Der stärkste Eindruck, den die britische Mission bei der Besichtigung der chemischen Werke im besetzten Gebiet empfing, war der, dass die deutsche chemische Industrie eine grosse, wunderbare Organisation zur Nutzanwendung der Wissenschaft auf die Industrie ist. Alle Chemiker haben die Universität oder ein Polytechnikum besucht und dort nicht nur studiert, um Kenntnisse zu erwerben, sondern mit dem Ziel vor Augen, die grossen Fragen der Wissenschaft zu lösen. Über den deutschen Methoden schwebe kein Geheimnis. Es ist ganz einfach die Geschichte vierzigjähriger ehrlicher Arbeit und Ausdauer, ohne irgendwelche besondere Geschicklichkeit auf seiten der deutschen Chemiker gegenüber den Engländern. Die deutsche Überlegenheit bestand darin, dass sie es verstand, Zusammenarbeit und Massenherstellung zu verbinden. Nutzlose Kraftanstrengung gibt es nicht; ist der Weltbedarf in einer Ware gering, so wird sie nur von ein oder zwei Werken hergestellt. Dadurch werden viel Unkosten gespart. Alle Kenntnisse und Erfahrungen werden gemeinsam ausgenutzt. Macht ein Chemiker eine neue Entdeckung, so wird sie zum Ausgangspunkt weiterer Untersuchungen für unzählige seiner Kollegen."











VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER

Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig

• Juni 1921 •

Schriftleitung u. Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27. — Jahresbezugspreis für valutapfl. Ausland M. 36.— (zuzgl. M. 8.40 f. Porto u. Verp.), Inland M. 18.—. Anzeigen M. 1.50 für die einspaltige Millimeterzeile.

No. 10, X. Jahrg.

Die deutsche Eisen- und Stahlwaren-Industrie.

Bearbeitet von Hugo Merten,

Pressedezernent des Eisen- und Stahlwaren-Industriebundes, Elberfeld.

Die deutsche Eisen- und Stahlwaren-Industrie ist eine alte deutsche Industrie, die schon seit Jahrhunderten betrieben wird. Sie ist immer mehr und mehr ausgebaut worden und hat sich im deutschen Wirtschaftsleben eine ganz bedeutende Stellung errungen. Sie ist in der Hauptsache eine Ausfuhr-Industrie. In den Vorkriegszeiten nahm die deutsche Eisen- und Stahlwaren-Industrie 7 % der gesamten deutschen Ausfuhr ein. In der Nachkriegszeit muss sich dieser Prozentsatz noch bedeutend erhöht haben, da infolge des Sinkens der Kaufkraft auf dem Inlandsmarkt und des völligen Daniederliegens der Bautätigkeit dieser Industriezweig zum allergrössten Teil auf die Ausfuhr angewiesen war. So führt z. B. die wichtige Solinger Industrie neun Zehntel ihrer gesamten Erzeugung nach dem Ausland aus. In manchem andern Industriezweig wird es nicht wesentlich anders sein.

Die deutsche Eisen- und Stahlwaren-Industrie hat ihren Hauptsitz im rheinisch-westfälischen Industriegebiet und dort wieder im bergisch-märkischen Lande. Weitere Konzentrationspunkte sind Thüringen, und zwar die Schmalkaldener Gegend, Sachsen, Oberschlesien und Süddeutschland. Aber auch sonst finden sich Werke der Eisen- und Stahlwaren-Industrie in ganz Deutschland verbreitet, so dass man sagen kann, dass gerade diese Industrie in allen Gauen Deutschlands kraftvoll vertreten ist. Für den Ausländer, der in Deutschland weilt und auch die Eisen- und Stahlwaren-Industrie an Ort und Stelle besuchen will, dürfte in der Hauptsache das bergisch-märkische Land in Betracht kommen. Es ist ihm zu empfehlen, während seines Aufenthaltes in diesem Industriegebiet seinen Sitz in Elberfeld zu nehmen und von dort aus die einzelnen Hauptproduktionsorte der Eisen- und Stahlwaren-Industrie zu besuchen. So kommt vor allen Dingen in Frage Solingen mit seiner weltberühmten Stahlschneidewaren-Industrie, den sogenannten Solinger Artikeln, Remscheid, als Hauptsitz der deutschen Werkzeug-Industrie, Velbert, der Hauptproduktionsort der deutschen Schloss- und Beschläge-Industrie, Hagen, der Hauptfabrikationssitz der sogenannten Kleineisenwaren. Aber auch sonst gibt es in dieser Gegend, vor allem nach Westfalen zu, zahlreiche Orte, in denen sich die Eisen- und Stahlwaren-Industrie konzentriert. In Elberfeld hat auch der Eisen- und Stahlwaren-Industriebund, als die Gesamtvertretung der deutschen Eisen- und Stahlwaren-Industrie, seinen Sitz. Er steht Interessenten mit Auskünften jeder Art, soweit sie die Eisen- und Stahlwaren-Industrie betreffen, jederzeit gern zur Verfügung.

Die Weltberühmtheit der Erzeugnisse der deutschen Eisen- und Stahlwaren-Industrie beruht vor allen Dingen auf der Güte und Billigkeit ihrer Produkte. Die deutsche Eisen- und Stahlwaren-Industrie hat es von jeher verstanden, sich den besonderen Wünschen der Kundschaft in bezug auf Ausführung und Qualität ihrer Erzeugnisse in jeder Weise anzupassen. Sie ist gerade jetzt mehr denn je dauernd bemüht, durch die Herstellung von bester Qualitätsware und billigster, fester Preisberechnung bei kürzester Lieferfrist dieses alte Ansehen zu bewahren. In der Zeit kurz nach dem Kriege ist es leider so gewesen, dass sich viele Elemente in die Produktion und den Handel von Eisen- und Stahlwaren gedrängt hatten, die von diesen nichts verstanden und allein auf Gewinn ausgingen. Deshalb wurden viele Klagen über die Qualitäten

und das Geschäftsgebaren überhaupt laut. Diese Klagen sind seit längerer Zeit vollständig verstummt. Dies kommt daher, dass infolge der wirtschaftlichen Krise diese Elemente von der Bildfläche verschwunden sind und die Fabrikation jetzt nur wieder in den alten bewährten Händen liegt. Gerade um diesen Schaden, der der deutschen Eisen- und Stahlwaren-Industrie in dieser Übergangszeit erwachsen ist, wieder wettzumachen, sind die Werke dauernd bemüht, wie oben schon gesagt, nur die allerbesten Qualitäten zu festen Bedingungen herzustellen. Die Grundlage jedes Auslandsgeschäfts, die Hochhaltung von Treu und Glauben, ist jetzt in der deutschen Eisen- und Stahlwaren-Industrie wie vor dem Kriege fest verbürgt. Ausserdem ist es der deutschen Eisen- und Stahlwaren-Industrie möglich, die kürzesten Lieferfristen einzuhalten, ja zum grossen Teil überhaupt vom Lager zu liefern, da der Inlandsabsatz sehr schwach ist und die Werke, um die Arbeiterschaft zu beschäftigen, gezwungen sind, stark auf Lager zu arbeiten.

In den Gegenden der alten Landschaften Berg und Mark hat sich vor allen Dingen die Industrie für Gusstahlwerkzeuge konzentriert. Neben einer grossen Reihe kleiner Betriebe befinden sich dort auch sehr bedeutende Werke, die langjährige Erfahrungen in der Herstellung solcher Werkzeuge, vor allen Dingen auch für den Export, besitzen. Unter anderem wären hervorzuheben

stählerne Hacken

für Eisenbahn- und Wegebau, sowie für den Gebrauch in Steinkohlenbergwerken, Goldminen und anderen. Die Zahl der hergestellten Sorten ist ausserordentlich gross und für die verschiedensten Verwendungszwecke bestimmt. Für den Wegebau kommen vor allen Dingen in Frage Spitzhacken, Kreuzhacken und Stopfhacken; für den Eisenbahnbau: Stopfhacken und Platthacken oder Dexel; für Bergwerke: besondere Formen von Kreuzhacken, Spitzhacken mit Hammer, Schrämmhacken, besondere Minenhacken usw.

Da diese Werkzeuge besonderer Abnutzung ausgesetzt sind, werden sie aus Ia Gusstahl hergestellt und von erfahrenen Fachleuten sorgfältig bearbeitet. Je nach dem Verwendungszweck werden die Enden geschliffen und häufig auch poliert und das ganze Stück zum Schutze gegen Witterungseinflüsse lackiert. Die Lieferungsfähigkeit der rheinisch-westfälischen Werke ist fast unbegrenzt und sie sind in der Lage, jeden normalen Bedarf in kürzester Zeit zu befriedigen. Verwandte Artikel sind ferner

Hämmer für die verschiedensten Handwerke,

z. B. Schlosserhämmer, Vorschlaghämmer, Hämmer für Maurer, Schreiner, Böttcher, Bergleute, Steinmetzen usw. Ein sehr gesuchter Exportartikel der gleichen Klasse sind ausserdem Sensendengelgeräte. Auch bei der Herstellung dieser Werkzeuge wird dieselbe Sorgfalt angewandt, wie bei den Hacken. Wegen der verwandten Fabrikation werden beide Artikel gewöhnlich in demselben Betriebe angefertigt. Ein anderes Werkzeug, welches aus den genannten Gegenden in sehr grossen Mengen exportiert wird, sind

Äxte und Beile

für Waldarbeiten und verschiedene Handwerke. Auch hier gilt im wesentlichen, was oben bereits bezüglich der Herstellungsart und Bearbeitung gesagt ist. Die Auswahl des Stahles erfolgt auf Grund langjähriger Erfahrungen unter Berücksichtigung der Verwendungsart jedes Werkzeuges. Besonderer Wert wird auf das Härten dieser Qualitätswerkzeuge gelegt, welches einzeln von Hand durch Fachleute von grosser Erfahrung geschieht. Vor dem Verpacken werden Äxte und Beile auf ihre Qualität und Schneidefähigkeit einzeln auf Hartholz probiert und kommen erst dann zum Versand, wenn sie sich hierbei in jeder Weise als tadellos erwiesen haben.

Gepresste Schaufeln und Spaten

sind ein anderer, sehr bekannter Artikel, mit welchem der ausländische Bedarf von hier aus in grossem Umfange gedeckt wird. Die Zahl der Modelle ist ganz bedeutend und entspricht den vielfachen Verwendungszwecken, denen diese Werkzeuge dienen müssen. Es werden nicht nur die im deutschen Handel üblichen Ausführungen angefertigt, sondern die Anpassungsfähigkeit der deutschen Industrie an die Erfordernisse der ausländischen Märkte hat sich gerade in diesem Artikel hervorragend bewährt. Ein Blick in die umfangreichen Kataloge der Schaufelfabrikanten bestätigt dies, die in der Regel Abbildungen von einer ausserordentlich grossen Anzahl von Modellen enthalten. Ferner sind die Werke aber auch in der Lage, alle übrigen aus Stahlblech herzustellenden Sorten anzufertigen und lassen ausserdem Abweichungen in der Länge und Breite meistens zu. Schaufeln und Spaten werden aus vorzüglichem, zähem Gusstahlblech hergestellt und die Werke übernehmen bei sachgemässer Verwendung Gewähr für jedes Stück. Schliesslich wären noch

Zahnstangenwinden

zu erwähnen, deren Herstellungszentren in den Gegenden von Remscheid und Bielefeld liegen. Die bekanntesten Winden sind die Zahnstangenwinden mit Stahlblechmantel oder Holzschaft.

Diese werden wohl überall gleichartig hergestellt mit ganz geringen unwesentlichen Abweichungen. Die Winde mit Stahlblechmantel gilt als Normalwinde der Staatsbahnen, während diejenige mit Holzschaft meistens in Fabriken, Hüttenwerken usw. gebraucht wird. Ferner werden noch unterschieden: Winden mit einfacher Übersetzung, die zum Heben von einfachen Lasten dienen, und solche mit doppelter Übersetzung, welche zum Heben von schweren und allerschwersten Lasten gebraucht werden. Auf die Bearbeitung der Einzelteile wird ganz besondere Sorgfalt verwandt. Zahnstange, Räder und Getriebe werden aus bestem Material geschmiedet und alle Verzahnungen genau nach Teilscheibe auf Spezialmaschinen gefräst. Die der Reibung ausgesetzten Teile werden sorgfältig im Einsatz gehärtet. Besondere Vorrichtungen gestatten bei allen Winden genaue Kontrolle und regelmässige Schmierung des Triebwerkes. — Für bestimmte Exportländer wären dann noch

Haumesser und Plantagengeräte,

die letzteren in einer grossen Zahl der verschiedensten Sorten, zu erwähnen, für die es zahlreiche Spezialfabriken gibt.

Sämtliche Artikel sind in den meisten Ländern durch jahrzehntelange regelmässige Lieferungen eingeführt und halten dort einen Wettbewerb mit den gleichen Artikeln erfolgreich aus, die von anderen Ländern, insbesondere Amerika und England, ebenfalls geliefert werden. Sie werden den besonderen Ansprüchen jedes einzelnen Marktes entsprechend hergestellt, und die deutsche Ware hat sich gerade dadurch überall besonders beliebt gemacht, dass man stets auf die Wünsche der Abnehmer eingegangen ist und die Qualität und Ausführung so herausgebracht hat, wie es der Kunde gerade für seinen Platz beanspruchte. Bekanntlich ist dieses bei den ausländischen Fabriken, wie bei den amerikanischen und englischen, nicht im gleichen Masse der Fall gewesen. Diese Werke halten sich meistens an bestimmte normale Qualitäten und Ausführungen, von denen sie in der Regel nicht abweichen und welche die Abnehmer auch nehmen müssen, wie sie nun einmal von den Fabriken geführt werden. Trotz dieser grossen Vielseitigkeit der deutschen Industrie erleidet die Lieferungsfähigkeit mit Bezug auf Umfang und Schnelligkeit der Lieferung keine Einbusse; sie ist vielmehr in der Lage, auch umfangreichsten Bedarf in ganz kurzer Frist zu decken.

Die deutsche Gabel-Industrie

war bereits vor dem Kriege in der Lage, nicht nur den Inlandsmarkt vollständig ausreichend mit Heu-, Dünger-, Rüben-, Kartoffelgabeln, Koks- und Steingabeln zu versorgen, sondern auch grosse Mengen ins Ausland zu versenden. Während des Krieges stockte der Auslandsabsatz wie bei allen anderen Gewerbezweigen, teils weil viele Bezirke nicht zu erreichen waren, teils weil im Inlande Rohstoffe und Facharbeiter fehlten. Die deutschen Gabelwerke sind nun wieder voll in Betrieb und liefern für In- und Ausland die Werkzeuge, welche den besten Auslandswaren nicht nur ebenbürtig, sondern in vieler Beziehung auch überlegen sind. Auch die Stiele werden wieder in der alten Güte angefertigt, so dass sowohl Düllgabeln, wie auch Stielgabeln geliefert werden können. Jede Auskunft wird von dem Verein der Gabelfabrikanten in Hagen i. W. erteilt.

Achsen aller Art

werden für sämtliche landwirtschaftliche Fuhrwerke und Kutschwagen in allen Ausführungen, wie sie in den verschiedenen Ländern der Erde gebräuchlich sind, hergestellt. Lieferungsfähigkeit besteht in jeder Weise, auch die Lieferungsmöglichkeit in kurzer Zeit ganz nach Wunsch der Abnehmer.

Die Amboss-Industrie

ist wohl eine der urältesten Industrien Deutschlands. Solange man denken kann, ist sie schon in Deutschland heimisch, und es wurden daher auch von jeher in Deutschland die besten und billigsten Ambosse hergestellt. Der geschmiedete Amboss ist den anderen Fabrikaten durch seine längere Lebensdauer und schöne Form immer vorgezogen worden. Durch den Krieg war naturgemäss die Fabrikation sowie die Güte aus dem einfachen Grunde zurückgegangen, weil es an den nötigen Rohstoffen sowie an den geeigneten Arbeitskräften fehlte. Heute schon ist es der deutschen Industrie wieder möglich, einen guten Amboss auf den Markt zu bringen. Die grosse Beliebtheit für den deutschen geschmiedeten Amboss zeigt sich in der immer mehr zunehmenden Ausfuhr nach anderen Ländern. Es ist daher zu hoffen, dass auch das übrige bis jetzt noch fernstehende Ausland dazu übergeht, den deutschen Amboss einzuführen und es ist nicht daran zu zweifeln, dass er auch dort ungeteilten Beifall finden wird. Die deutsche Amboss-Industrie wird es sich immer zur Aufgabe machen, einen guten Amboss zu liefern und somit auch am Wiederaufbau Deutschlands kräftig und freudig mithelfen.

Bohrapparate.

Unter diesen Artikel fallen transportable Hand- und Brustbohrapparate für Metallbohrungen, Bohrwinden für Holzbohrungen, kleinere Tischbohrmaschinen für Handbetrieb

für Löcher bis 16 mm, Schleifmaschinen für Handbetrieb, kleinere Parallelschraubstöcke zum Anschrauben an den Tisch usw. Es sind dies Fabrikationszweige, die besonders leistungsfähig sind und die vor dem Kriege das europäische Ausland beherrscht haben. Auch das überseeische Ausland ist vorwiegend mit diesen deutschen Artikeln bedient worden. Es ist ein Industriezweig, der vor etwa 50 Jahren geschaffen wurde, in dem sich also die Erfahrungen einiger Jahrzehnte konzentrieren und der sich auch unter Benutzung der laufenden Fortschritte in der modernen Fabrikationstechnik stets sowohl konstruktiv als auch in Ausführung auf der Höhe moderner Anforderungen gehalten hat. Es ist in einigen dieser Artikel seit Jahren eine Konkurrenz einiger amerikanischer Fabrikanten eingetreten, die indes in keiner Weise zu fürchten ist, weil trotz dieser amerikanischen Konkurrenz bislang die deutschen Artikel sowohl im europäischen Ausland als auch in Übersee gern gekauft wurden, weil sie mit deutscher Gründlichkeit und deutscher Gewissenhaftigkeit ausgeführt sind. Besonders leistungsfähig und ohne Konkurrenz seitens des Auslandes ist die deutsche Industrie in transportablen Tischbohrmaschinen für Handbetrieb, in denen stets das Vollkommenste in konstruktiver Hinsicht auf den Markt gebracht wurde, keine Auslandskonkurrenz hat bisher hierin irgendwie etwas Gleichwertiges entgegensetzen können. Mit allen wünschenswerten Einzelheiten, Katalogen usw. steht den Interessenten der Bohrapparate-Verband, Hagen i. W. 6, gern zur Verfügung. Die Leistungsfähigkeit ist sehr gross und die benötigten Lieferzeiten kurz.

Die Velberter Schloss- und Beschläge-Industrie

umfasst eine grosse Reihe Firmen, die durch fortdauernde Verbesserung ihrer Betriebseinrichtungen zu grösster Leistungsfähigkeit emporgewachsen sind und sich durch die Qualität ihrer Erzeugnisse vom Massenartikel bis zu den feinsten Spezialsorten Weltruf verschafft haben. Diese Industrie beschäftigt rund 15 000 Arbeiter und ist in der Lage, jeden Auftrag in kürzester Frist zur Ausführung zu bringen. Schlösser, Möbelbeschläge und Baubeschläge sind Artikel, die vor dem Kriege in grossen Massen für den Export hergestellt wurden und die auch heute zum grossen Teil ab Lager sofort und zu günstigen Bedingungen geliefert werden können.

Die Industrie von Plettenberg und Umgegend.

Die Erzeugnisse der Plettenberger Industrie werden seit Jahrzehnten mit wachsenden Erfolgen ins Ausland versandt, und zwar sind es sowohl Fertigwaren, wie auch Produkte der weiterverarbeitenden Industrien, die sich besonders in den letzten Jahren den Weltmarkt erobert haben. Das Spezialgebiet der Industrie von Plettenberg und Umgegend ist das der Kleineisen-, Stahl- und Metallwarenbranche. Vor allem sind besonders zu erwähnen leistungsfähige Gesenkschmiedereien und Hammerwerke, in denen Exportartikel allerart hergestellt werden, hauptsächlich für den Maschinenbau und Eisenbahnoberbau, sowie für den Waggon- und Lokomotivenbau. Stanzwerke und Pressereien beschäftigen sich mit der Anfertigung von Schrauben, Muttern, Bolzen, Nieten, Klemmplatten, Laschen usw.; zahlreiche andere liefern Splinte, Unterlegscheiben, Betthaken, Schuhnägel und dergl. Ferner sind zu nennen: Drahtwerke für alle Sorten und Dimensionen von Draht und deren Erzeugnisse, wie Stimmnägel, Drahtstifte, ferner Kistengriffe, Riegel-, Hut- und Mantelhaken. Andere hochqualifizierte Spezialfabriken arbeiten für den Bedarf der Landwirtschaft und stellen Gabeln, Rechen, Hacken, Schaufeln, Spaten usw. her und daneben auch Bügeleisenbolzen, Fitschen, Bau-, Möbel- und Fensterbeschläge, Kuppelungen und Röhren. Verschiedene Messingwarenfabriken decken den Bedarf des Exportgeschäfts durch die Fabrikation aller bekannten Artikel dieser Branche, wie Armaturen, Lager, Türklinken, Bänder, Beschläge, Vorstosschienen und Leisten, Röhren und Stangen für Fenster- und Schaufensterdekorationen. Hierzu zählen auch die Betriebe für elektrotechnische Bedarfsartikel. Neuere Aluminiumfabriken befassen sich mit der Giesserei und Drückerei von Haushaltungsgegenständen, wie Töpfe, Geschirre, Essbestecke usf.

So ist sowohl die Fertigwaren- wie die Halbzeug-Industrie des Plettenberger Bezirks vornehmlich auf den Export eingestellt. Die bis ins kleinste durchgeführte Arbeitsteilung und Spezialisierung der etwa 100 Betriebe von Plettenberg und Umgegend mit ihren rund 5000 Arbeitern ermöglichen die hochqualifizierte, saubere Arbeit, die einwandfreie Herstellung und die tadellose Beschaffenheit der Waren, durch die diese auf allen Märkten rühmlichst bekannt sind. Die durch Neubau vergrösserten und aufs praktischste eingerichteten Werke sind in der Lage, alle Aufträge auf dem schnellsten und billigsten Wege zu erledigen. Durch die technische Vervollkommnung der Maschinenanlagen ist die Leistungsfähigkeit der Plettenberger Industrie gewaltig gesteigert und daher die Lieferungsmöglichkeit allen Anforderungen gewachsen. Aus diesen Gründen haben sich die Exportartikel der

Kleineisenwaren-Industrie von Plettenberg schon längst den Weltmarkt erobert und die Konkurrenzfähigkeit sichert ihr dauernd den Platz, den sie auf Grund ihres guten Rufes eingenommen hat und der ihr auch in Zukunft nicht streitig gemacht werden kann.

Erzeugnisse der deutschen Industrie für Massenspeisungen

ist ein Gebiet, auf dem in dem letzten Jahrzehnt ganz ausserordentliche Fortschritte, besonders in hygienischer Beziehung, gemacht worden sind. Die Aufschliessung aller Nährwerte in den Speisen durch langsames Kochen in wirtschaftlicher Weise zu erreichen, war das Ziel, das sich die Industrie der Kochapparate seit Jahren gestellt hat. In höchster Vollkommenheit sind die Apparate dazu ausgebildet. Der frühere Herd ist nur in besonderen Fällen, insbesondere zum Braten erforderlich. Im übrigen werden die sämtlichen Speisen in doppelwandigen Kochkesseln mit Wasserbadeinrichtung gekocht. Die Beheizung erfolgt durch Dampf, Gas und auch mit festen Brennstoffen. Den Kochkesseln, durch Dampf beheizt, Dampfkochkesseln, ist unbedingt der Vorzug zu geben, wo Dampf erzeugt werden kann, da gerade bei diesen alles Erreichte in hygienischer Beziehung vereinigt wird. Steht Dampf nicht zur Verfügung, wie das in Kasernen usw. der Fall ist, bleibt die Beheizung der Kochkessel mittels Gas, Öl oder mit festen Brennstoffen, Holz, Torf, Braunkohle, Steinkohle. Um das Brennmaterial ergiebig ausnutzen zu können, ist die Konstruktion des Feuertopfes den Brennmaterialverhältnissen entsprechend. Besondere Erfahrungen und Kenntnisse bedingt der Bau von Schiffsküchen wegen der hohen Ansprüche, welche unter schwierigen, räumlichen Verhältnissen an die Leistungsfähigkeit und Betriebssicherheit der Dampfkochkessel auf Schiffen gestellt werden müssen. Auch hierin können die Lieferungen der deutschen Industrie an die Handels- und Kriegsmarine des In- und Auslandes in jeder Beziehung als vorbildlich hingestellt werden. Da die durch den Krieg hervorgerufenen Schwierigkeiten in der Beschaffung hochwertiger Materialien für die Herstellung von Grosskochapparaten beseitigt sind, so werden diese wieder, wie in der Vorkriegszeit, in alter, bewährter Friedensausführung geliefert.

Ofenrohre.

Hergestellt werden alle Sorten Ofenrohre, genietet und gefalzt in schwarzer, verzinkter und verbleiter Ausführung, sowie die dazu gehörigen Kniestücke in gerippt und verstellbar. Verschiedene Werke haben in ihrem Fabrikationsprogramm auch die Herstellung von anderen Blechwaren, wie Boiler, Kessel, Rohrleitungen u. a. Unter Berücksichtigung der erhöhten Bautätigkeit, die der Not gehorchend in Deutschland einsetzen muss, wird der Artikel Ofenrohre zum Herbst wieder stärker begehrt werden und es ist daher besonders auch dem Auslande zu empfehlen, die jetzt stille Zeit in der Branche zu benutzen, um die Läger der Saison zu vervollständigen. Für alle Anfragen steht die Vereinigung der Ofenrohrfabrikanten, Weidenau-Sieg, Postfach 44, gern zur Verfügung.

Schuhösen und Schuhhaken.

Die Herstellung von Ösen für Schuhe und andere Zwecke ist bereits vor etwa 70 Jahren von deutschen Firmen aufgenommen worden. In den nachfolgenden Jahren ist man auch dazu übergegangen, Schuhhaken, die gewissermassen nur eine Vollendung von Schuhösen darstellen, herzustellen. Die deutsche Metallwaren-Industrie war auf diesem Gebiet stets führend und hat vor ungefähr 15 Jahren, als auch nach billigeren Schuhösen und -haken Nachfrage einsetzte, es fertiggebracht, solche aus „Eisen“ herzustellen. Bis zu diesem Zeitpunkte wurde ausschliesslich für die Herstellung dieser Artikel „Messing“ verwendet. Die ausländische Industrie, u. a. die englische, amerikanische, französische und italienische, hat dann lange Zeit Versuche gemacht, auch Schuhösen und -haken aus „Eisen“ herzustellen, ist aber heute auf diesem Gebiete noch nicht so bewandert, wie die deutschen entsprechenden Unternehmungen. Somit hat die deutsche Metallwaren-Industrie schon seit langen Jahren grosse Überseegeschäfte, besonders in „Eisen“-Schuhösen und -haken gemacht und waren ihre Erzeugnisse auch beliebt, was die vielen laufenden Orders bewiesen. Im Laufe der Jahre sind die verschiedenartigsten Ausführungen in Ösen und Agraffen von der deutschen Industrie auf den Markt gebracht worden, und zwar wurden solche hauptsächlich geliefert: 1. in feuerlackierter Ausführung, die für gewöhnliches Strassenschuhwerk und Arbeiterstiefel Verwendung finden, 2. in Zelluloid-Imitationsware, d. h. mit einer dünnen festfarbigen Lackschicht versehen, also für mittleres Schuhwerk verwendbar, 3. in emaillierter Ausführung, also durchaus festfarbig und massiven Zelluloid-Ösen und -Haken ebenbürtig und 4. mit massiver Zelluloid-Auflage, also in der vollkommensten Ausführung, die überhaupt hergestellt werden kann.

Nächst den Vereinigten Staaten, die in den letzten Jahren auch eine Verfeinerung der von ihnen auf den Markt gebrachten Ösen und Haken vorgenommen haben, marschierte diese deutsche Industrie stets an der Spitze. Es ist wohl kein Weltteil vorhanden, in dem nicht diese deutsche Ware mit Vorliebe verarbeitet worden ist. Dies beweist auch der Umstand, dass selbst aus den Entente-Überseeländern schon viele Anfragen nach Ösen und Haken wieder eingehen und auch schon ansehnliche Orders, vor allen Dingen mit Japan, Mittelamerika und Südamerika, wieder zustande gekommen sind.

Die Schmalkalder Eisen- und Metallwaren-Industrie

nimmt eine gewisse Sonderstellung in der Gruppe „Deutsche Kleineisenwaren und Werkzeuge" ein. Weitab gelegen von den Gewinnungsstätten von Kohle und Eisen, den Hauptfaktoren der Eisen-Industrie, hat sie sich trotzdem von altersher gegen die mächtigen, günstiger gelegenen Konkurrenten in Rheinland-Westfalen, Sachsen und Oberschlesien zu behaupten gewusst. Es kamen ihr dabei in früheren Jahren billigere Arbeitslöhne zu Hilfe gegenüber dem Rheinland. Das war allerdings schon vor dem Kriege anders geworden; aber seit der Revolution hat der Schmalkalder Bezirk durch die gleichmachenden Tarifverträge so ziemlich dieselben Löhne wie alle anderen Gegenden Deutschlands. Trotz der dadurch ungünstigeren Lage hinsichtlich erfolgreichen Wettbewerbs haben die Thüringer Fabrikanten es doch verstanden, sich nicht nur zu behaupten, sondern es kann gesagt werden, dass die Kleineisen- und Werkzeug-Industrie des Schmalkalder Bezirks langsam, aber stetig vorwärts kommt und sich neue Absatzgebiete im In- und Auslande erobert. Die Krisis, die seit Juli 1920 auf der ganzen deutschen Industrie lastet, ist natürlich auch hier schwer fühlbar. Es ist aber doch bisher zu keinem völligen Stilliegen eines Betriebes gekommen und auch die Arbeitseinschränkungen sind sehr mässig. Die Werkzeug-Industrie ist in ihren alten Spezialitäten: Bohrer und Zangen sehr gut bekannt. Hier ist, seit die Löhne so rapid in die Höhe gegangen sind, ganz ersichtlich eine Wandlung in dem Sinn eingetreten, dass die Fabrikanten viel mehr Wert auf erstklassige Qualitäten legen und ihre Fabrikate erheblich verbessert haben. Man sieht ein, dass unter den heutigen Verhältnissen, bei denen man auf ausserordentlich hohe Preise halten muss, nur wirkliche Qualitätswaren Absatz finden und den Beifall der Käufer erringen können. Auch die altbekannten Fabriken für Schuhmacher- und Sattlerahlen und -werkzeuge wenden sich mehr den besten hochwertigsten Qualitäten und Ausführungen zu. Eine weltbekannte Firma, die ihre Fabrikate: Löffel aller Art und Metallwaren, in alle Weltteile schickt, ist ziemlich gut beschäftigt; auch sie hat ihre Fabrikate in Qualität und bester Ausführung sehr verfeinert. Striegel, ein bekannter Schmalkalder Artikel, liegt im Export noch etwas danieder, ebenso Schraubenzieher. Als neue Artikel erscheinen elektrische Bedarfsartikel: Fassungen, Schalter und alle sonstigen Artikel für Schwach- und Starkstrom. Gebläsemaschinen, Bohrmaschinen werden in ziemlichen Quantitäten hergestellt. Weltbekannt ist auch die Schmalkalder Fabrikation für alle Sorten Krane und Hebezeuge.

Die Hausindustrie des Schmalkalder Bezirks erzeugt alle Arten Kleineisenwaren und Kleinwerkzeuge: Haushaltungsartikel allerart, Brennscheren, Korkzieher, Drechslerwaren, Hämmer, Geschirrbeschläge usw. Auch hier ist in vielen Fällen das Bestreben, bessere, hochwertigere Ware zu liefern, unverkennbar. Da jetzt mit Schwierigkeiten in der Materialbeschaffung nicht mehr zu rechnen ist, so liegen die Lieferungsmöglichkeiten aller hiesigen Artikel für den Export gegenwärtig günstig.

Es braucht am Schluss unserer Ausführungen nicht besonders betont zu werden, dass es natürlich ganz unmöglich ist, alle Erzeugnisse der deutschen Eisen- und Stahlwaren-Industrie in einem Aufsatz aufzuführen, denn ihre Fabrikation ist so umfassend, dass ihre Erzeugnisse weit in die Tausende hineingehen dürften. Wenn wir allein die auf der ganzen Welt bekannten

Solinger Stahlwaren

herausgreifen würden, so umfassen diese eine ganz gewaltige Anzahl von Produkten. Auch die Solinger Industrie ist gleich der gesamten deutschen Eisen- und Stahlwaren-Industrie bemüht, nur beste Qualitätserzeugnisse auf den Weltmarkt zu bringen. Auch sie ist in der Lage, schnellstens, zum Teil vom Lager und zu festen Bedingungen zu liefern.

* * *

Anmerk. der Schriftl.: Für jede gewünschte nähere Auskunft steht die Vermittlungsstelle von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger in Leipzig und der Eisen- und Stahlwaren-Industriebund in Elberfeld den ausländischen Interessenten jederzeit zur Verfügung, um sie mit den gewünschten Fabrikationszweigen der deutschen Eisen- und Stahlwaren-Industrie in Verbindung zu bringen

Die Sanktionen und ihre Konsequenzen.

Von E. Trott-Helge.

Es hat wirklich den Anschein, als gehe die Weltwirtschaft ähnlichen Zuständen entgegen, wie Blockade und Handel mit dem Feinde sie im Weltkriege zeitigten. Die Londoner Beschlüsse ziehen immer weitere Kreise, nicht nur in Deutschland, nein, in der ganzen Welt.

Es konnte nicht überraschen, dass Deutschlands Handel und Industrie sich den Gewaltsmassnahmen der Alliierten gegenüber wehren mussten. Denn eine Handhabe für ihre Durchführung bietet der Friedensvertrag nicht. Und als dann die Reichsregierung wiederholt betonte, für sie könne weder von einer Ersatzleistung an deutsche Lieferanten für nach alliierten Ländern gesandte Ware- die Rede sein, noch eine Mitarbeit deutscher Beamter bei Aufrichtung der Zollgrenze am Rhein in Betracht kommen, da mussten sich die Organisationen notwendigerweise zu Gegenmassnahmen rüsten. Sie gaben die Parole aus, dass es Ehrenpflicht des deutschen Kaufmannes sei, in jenen Ländern, welche die Ausfuhrabgabe einführten, nur das unbedingt Notwendigste zu kaufen, andererseits bei Lieferungen nach diesen Ländern auf Vorausbezahlung zu bestehen, damit der Geschäftsmann durch Einbehaltung eines wesentlichen Teils des Fakturenwertes nicht nur seinen Nutzen, sondern auch noch einen beträchtlichen Teil des eigenen Gestehungswertes einbüsse. Damit wird natürlich der Warenverkehr zwischen Deutschland, England, Belgien und Frankreich so gut wie lahmgelegt, was vom weltwirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet aufs tiefste beklagt werden muss. Denn alle Völker der Erde sind in der Nachkriegszeit auf die Belebung ihres Aussenhandels angewiesen, sie müssen danach trachten, die Beziehungen von Land zu Land zu heben und zu fördern, nachdem die langjährige Kriegszeit alle Gesetze von Angebot und Nachfrage verschoben, hier Überfluss an entwerteten Rohstoffen, dort Absatzmangel für Fertigfabrikate und Arbeitslosigkeit und an dritter Stelle, in Mitteleuropa, infolge des Valutaelends, bitteren Rohstoffmangel und Kaufschwäche geschaffen hat. Alle hoffnungsvoll spriessenden Keime künftigen regen Güteraustausches haben die Londoner Sanktionen geknickt. Konnte der englische Handelsminister Hornes noch Mitte März dem Unterhause mitteilen, dass die deutsche Einfuhr für 1920 31 Millionen Pfund Wert betragen habe, während Deutschland von den vereinigten Königreichen $21^1/_2$ Millionen Pfund Warenwert und aus den Kolonien 29,1 Millionen Pfund bezogen habe, so wird er seit dem 31. März, dem Tage des Inkrafttretens der Ausfuhrabgabe, ein zwerghaftes Warenaustauschgeschäft zwischen beiden Ländern festzustellen haben. Er erklärte, dass in den beiden ersten Monaten des laufenden Jahres die deutsche Einfuhr einen steigenden Charakter aufgewiesen habe und hat vielleicht mit diesen Hinweisen dem Unterhause beweisen wollen, welchen hohen Nutzen die Einführung der Ausfuhrabgabe für den Staatsschatz abwerfen werde. Aber die Kehrseite der Medaille war, dass in den ersten neun Tagen nach Einführung der 50%igen Warenabgabe laut amtlicher Statistik nur 81 Lstrl. eingingen, also gerade 9 Lstrl. auf den Tag. Davon gehen noch die Kosten der Erhebung ab. Damit behält der italienische Bevollmächtigte zur Londoner Konferenz, Graf Sforza, recht, der schon während der Verhandlungen über die Sanktionen erklärte, dass diese wirtschaftliche Strafmassnahme unmöglich praktischen Erfolg haben werde.

Trotzalledem haben Frankreich, Belgien und Südslavien ebenfalls fast gleichartige Gesetze eingebracht und angenommen. Sie werden voraussichtlich in ihrem Aussenhandelsgeschäfte mit Deutschland dieselben Erfahrungen machen. Es haben sich ferner Portugal, Siam und Rumänien bereit erklärt, wenn auch nicht gleiche Massnahmen, so doch ähnliche zu treffen. Rumänien stützte sich dabei auf § 18 des Friedensvertrages, den es bezüglich der deutschen Ware in seinen vollen Wirkungen wieder eingeführt hat und damit den deutschen Kaufmann ebenfalls in die Zwangslage versetzt, zur Ausschaltung jedes Risikos der Beschlagnahme, nur gegen Vorausbezahlung zu liefern. Luxemburg hat mit voller Deutlichkeit erklärt, es werde keine solchen Massnahmen treffen. Dass Japan daran denkt, scheint ausgeschlossen, trotzdem bei den Alliierten eine bestimmte Erklärung noch nicht eingegangen ist. Aber die japanische Politik ist bekanntlich stets eine zurückhaltende, ausserdem erkennt sie, dass Deutschland in seiner heutigen Notlage keine Gefahr für den Weltmarkt darstellt und für Japan im fernen Osten erst recht nicht. Italien wird natürlich von seinen ehemals Verbündeten arg bedrängt. Nach den bisherigen offiziellen Äusserungen und gelegentlichen Mitteilungen der leitenden Männer, sieht man indessen die Notwendigkeit der Stärkung und Förderung der Wirtschaftsbeziehungen zu Deutschland seit langem ein. Sie ist von vornherein einer der Programmpunkte des jetzigen Ministeriums gewesen. Möglich, dass man sich zu Massnahmen gegen das angebliche deutsche Dumping entschliesst, wahrscheinlicher, dass die Zollpolitik Italiens protektionistische Wege wandelt. Interessant ist auch, was sich zwischen Deutschland und Tschechoslowakien ereignet. Die Regierung in Prag befindet sich in einer Zwickmühle. Sie möchte ganz gerne eine Ausfuhrabgabe einführen, aber nur für bestimmte Waren, andererseits ihr hoffnungsvoll entwickeltes Geschäft mit dem deutschen Nachbar nicht zerstört sehen. So haben sich einige Regierungsvertreter nach Berlin begeben, um über die Sanktionen direkt zu verhandeln. Nach dem von der deutschen Reichsregierung bisher eingenommenen Standpunkte wäre der Ausgang dieser Verhandlungen nicht zweifelhaft, sofern die Tschechoslowakei auf ihren Forderungen bestehen bliebe. Immerhin nimmt der tschechische Besuch in Berlin und das persönliche Verhandeln der Angelegenheit viel von ihrer ursprünglichen Schärfe. Eine Verständigung ist deswegen nicht ausgeschlossen.

Als weitestgehende und tiefstgreifende der Sanktionen muss die Zollgrenze gelten. Sie stellt ein trauriges Kapitel im wirtschaftlichen Leben der Völker dar und bedeutet für Deutschland eine Erschwerung auf allen Gebieten. Industrie, Handel, Verkehr leiden gleichmässig. Denn der Fabrikant im besetzten Gebiete hat den grössten Teil seines Absatzgebietes jenseits der Zollgrenze. Um nach dorthin zu gelangen, unterliegt die Ware jedoch den Zöllen des deutschen Tarifs, wenn auch ohne den Goldzuschlag. Der Fabrikant im nichtbesetzten Gebiete aber

muss seine Ware, mit 25% des Goldzolls belastet, nach dem besetzten Gebiete liefern, will er seine Kundschaft, die meist eine langjährige und treue ist, nicht im Stich lassen. Der Handel diesseits und jenseits der Zollinie unterliegt den gleichen Schwierigkeiten. Und der Verkehr, ganz gleich, ob der der Güter- oder Personenzüge, wird durch die Revisionen an den Zollstellen mitunter stundenlang aufgehalten. Es ist ein schöner Beweis für das richtige Verstehen der Bedeutung unserer deutschen Wirtschaftseinheit, wenn kürzlich der Verband deutscher Teppich- und Möbelstoffabrikanten beschlossen hat, seiner Kundschaft im neuen Zollgebiete die Zölle für Waren gegen Vorlegung der Zollquittung zu vergüten. Dieses Beispiel sollte überall Nachahmung finden, damit jener letzte Endzweck der Alliierten, die Abtrennung des besetzen deutschen Gebietes vom deutschen Wirtschaftsleben, vereitelt wird. Es ist auch bereits festzustellen, dass die Zwangsmassnahmen der Zollgrenze und die erweiterte Besetzung deutschen Gebietes den Einheitsgedanken stärken; kam das doch in Kundgebungen jenseits der Zollgrenze wiederholt in schönster Weise zum Ausdruck. Beispielsweise in einer Versammlung des Verbandes Kölner Grossfirmen betonte der Syndikus der dortigen Handelskammer, dass man sich mit übermenschlicher Geduld wappnen müsse. „Der Rheinländer wisse: was er jetzt erträgt, muss er für sein geliebtes Vaterland tragen."

Dass ähnlich dem deutschen Handel mit den Ländern der Ausfuhrabgabe auch der Handel mit Deutschland über das neue deutsche Zollgebiet leiden muss, ist selbstverständlich. Davon werden in erster Linie die Niederlande betroffen. Denn der Durchgangsverkehr über Amsterdam und Rotterdam, der in der Nachkriegszeit gegen früher einen starken Aufschwung nehmen konnte, wird dadurch so gut wie lahmgelegt. Kaufleute von solch ehrwürdiger Tradition und solchem weltwirtschaftlichen Weitblick wie die Holländer werden begreifen, dass die deutsche Handelswelt gar nichts anderes tun kann, als den Weg über das neue Zollgebiet zu vermeiden, weil im Durchgangsverkehr die Zölle den deutschen Reichseinnahmen nicht mehr zugute kommen können. Sind demnach andere Zufahrtsstrassen vorhanden — und diese bestehen über die deutschen Häfen an der Nordsee —, so wird der Weg über Holland und das Rheinland vermieden werden. Es wird verständlich, wenn sich die Niederlande infolgedessen allen Ernstes mit der Frage befassen, wie den bereits deutlich wahrzunehmenden Schäden, die sich im Laufe der Zeit immer mehr vergrössern werden, abzuhelfen ist. Die Alliierten aber werden diese Notlage Hollands ausnutzen und es an Aufforderungen zur Ergreifung von Massnahmen gegen Deutschland nicht fehlen lassen.

Zusammenfassend lässt sich von den Sanktionen und ihren Folgeerscheinungen nur sagen, dass sie verfehlt sind. Wenigstens darf das mit Bezug auf die Ausfuhrabgabe schon jetzt als sicher gelten. Auf diesem Wege werden die Alliierten niemals grössere Reparationssummen einheimsen, dafür werden Erbitterung und Enttäuschung sie, wie das bereits geschieht, neue Massnahmen gegen Deutschland ersinnen lassen. Fasst man doch bereits die Blockade Hamburgs ins Auge. Auch die Zollgrenze wird ähnliche Misserfolge bringen, vielleicht weniger in pekuniärer Beziehung, als bei der technischen Durchführung. Denn der feste Wille der deutschen Handelswelt durch die Zollgrenze das deutsche Wirtschaftsgebiet nicht künstlich zerreissen zu lassen, wird den Warenverkehr von und nach dem besetzten Gebiete lebhaft bleiben lassen, trotzdem der Transitverkehr in Wegfall kommt. Und dadurch werden an die des deutschen Systems unkundigen alliierten Kommissionen Anforderungen gestellt werden, denen sie nicht gewachsen sein können. Man scheint zwar deutsches Personal zwangsweise verpflichten zu wollen, aber was unwillig getan wird, das bringt keinen Erfolg. Auch besteht für den Beamten die Möglichkeit der passiven Resistenz.

Vielleicht kommt nach alledem doch die bessere Einsicht bei der Reparationskommission. Anzeichen dafür sind in England vorhanden. Ausserdem muss mit allem Nachdruck betont werden, dass die deutsche Reichsregierung bereit ist, bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit zu reparieren. Sie hat ihren guten Willen wiederholt dargetan und wird ihn immer wieder betonen, so dass vielleicht doch einmal das Misstrauen schwindet und die klare Vernunft siegt. Stellenweise ist sie vorhanden. Vielfach ist man sich auch auf der gegnerischen Seite klar darüber, dass die Sanktionen sich nicht verewigen lassen. So hat beispielsweise der Handelsredakteur des „Manchester Guardian" anlässlich einer deutschen Aussenhandelstagung auf der Frankfurter Messe erklärt, seiner Überzeugung nach seien diese Sanktionen nicht länger als vier bis sechs Monate aufrechtzuerhalten. Hoffentlich kommt die bessere Einsicht schon sehr viel früher. Vielleicht findet sich auch ein Vermittler, der keinem Lande zuliebe und keinem zuleide, nur von allgemein weltwirtschaftlichen Erwägungen ausgehend, den Versuch macht, die verblendeten Geister auf den rechten Weg zum Erfolg und zum Wohle der Völker im allgemeinen zurückzuführen.

Rohöl- und Dieselmotoren.

Von Ing. Constantin Redzich.



Eins der vornehmsten Ziele deutscher Technik tritt bei fast allen Neuerscheinungen geistiger Produkte immer wieder mit grösster Deutlichkeit hervor: diese Errungenschaften insbesondere auch dem Auslande dienstbar zu machen. — Wiewohl auch zunächst die deutsche Industrie eifrigst bestrebt sein wird, die ihr von unseren Erfindergrössen gebotenen Vorteile in erster Linie selbst auszunutzen, um dadurch auf dem Weltmarkt konkurrieren zu können, liegt doch die Selbstverständlichkeit klar zutage, durch Austausch gerade der wichtigsten technischen Erzeugnisse immer neue Anregungen zum Wettbewerb zu erlangen.

Ein neuerdings vielumworbenes deutsches Produkt von hoher Bedeutung wird sich in Kürze einen Weg in alle Länder der Erde bahnen, weil es durch seine unnachahmlichen Eigenschaften geradezu als eine dringende Notwendigkeit angesprochen werden kann: es ist dies die Möglichkeit der höchsten Ausnutzbarkeit der im Brennstoff enthaltenen Wärme beim

Rohölmotor, die beim **Dieselmotor** diejenige aller anderen Kraftmaschinensysteme bedeutend und bis zu 35 % beträgt.

Die zum Betrieb dieser Motoren verwendbaren Brennstoffe bedürfen keiner vorangehenden besonderen Bereitungsweise, sondern sind entweder in fast allen Weltteilen in genügend grossen Mengen als Naturprodukte vorhanden oder sie werden als Nebenprodukte aus der Stein- und Braunkohle bei der Teerverarbeitung gewonnen, können deshalb also an allen Industrieorten zu äusserst mässigen Preisen bezogen werden. Besonders sind es die für andere Zwecke kaum verwendbaren Rohöle, wie: Rohnaphtha, Masut, ferner Stein- und Braunkohlenteeröle und deren Destillate. Natürlich kann auch das gewöhnliche Petroleum Verwendung finden. Bei allen diesen Betriebsstoffen, die etwa 10000 Kalorien Heizwert besitzen, ist die Verbrennung eine vollkommene, so dass der Auspuff fast unsichtbar und geruchlos ist. Der Brennstoffverbrauch beträgt nämlich je nach Grösse der Maschine 180—200 Gramm (auf 10000 Kalorien Heizwert bezogen) bei normaler Belastung, und ist auch bei Unter- und Überlastung noch von höchster Wirtschaftlichkeit. Die Bedienungs- und Unterhaltungskosten sind ungefähr die gleichen wie die der modernen Dampfmaschinen, ebenso ist der Schmieröl- und Kühlwasserverbrauch ein sehr geringer.

Der **Dieselmotor** saugt reine atmosphärische Luft ohne Beimischung von Brennstoffen an und verdichtet dieselbe beim Rücklauf des Kolbens. In dem Augenblick nun, in dem der Kolben durch den Totpunkt geht, erfolgt die allmähliche Einführung des Brennstoffs in die verdichtete und dadurch stark erhitzte Luft. Der Brennstoff verbindet sich mit dieser und verbrennt allmählich ohne Explosion und ohne wesentliche Drucksteigerung. Nun läuft der Kolben arbeitverrichtend vor und schiebt beim zweiten Rücklauf die Verbrennungsgase aus.

Das Hauptpatent auf den Dieselmotor sicherte einer Fabrik mit wenigen Lizenzteilnehmern ausschliessliche Fabrikation. Durch diesen wenig zweckmässigen Ausschluss jeglichen Wettbewerbs blieben denn auch fast alle Versuche zu Neuerungen und Verbesserungen der Bauart im Versuchsstadium stecken; der Dieselmotor wurde im Auslande recht einseitig beurteilt und fand fast nur für Spezialzwecke Verwendung. Dabei blieb die stehende Form der Haupttypus. Den einzigen Fortschritt in den letzten Jahren vor Ablauf des Patents bildete die Bauweise zweier Arten: die Viertakt- und die Zweitaktmaschine, ausserdem noch die Rohölmaschine mit offener Düse, der sogenannte „Liezenmaiermotor".

Nach Ablauf des Patents setzte urplötzlich ein gewaltiger Aufschwung im Bau von Dieselmotoren ein, mit ihm eine unerwartet grosse Ausbreitung über den gesamten Kontinent durch Bau- und Ausführungsarten, die von der Stammform erheblich abwichen. Eine grosse Entwicklung nahm hierbei der Schiffs-Dieselmotorenbau und, nach Konstruktion geeigneter Motoren für Teerölbetrieb, trat die Dieselmaschine auch wirtschaftlich an die Spitze aller Wärmekraftmaschinen.

Ein besonderes Verdienst in der praktischen Konstruktionsweise der Dieselmotoren erwarb sich die „Oberurseler Motorenfabrik" mit der liegenden Bauart, die gegenüber anderen Systemen noch besonders beachtenswerte Vorzüge aufweist. Diese sind namentlich bei Aufstellung in beschränkten Räumen so ausserordentlich grosse, dass es wirklich als eine Pflicht erscheint, an dieser Stelle empfehlend darauf hinzuweisen. Während selbst kleinere stehende Motoren hohe Maschinenräume erfordern, kann z. B. eine 100 PS-Maschine liegender Bauart bequem in einem 3 m hohen Raume untergebracht werden. Bei eventuell notwendigem Ausbau des Kolbens muss bei dem stehenden Motor der Zylinderkopf mit Steuerung und Regulierung demontiert werden, was nur in wenigen Fällen von einem Nichtfachmann vorgenommen werden kann. Beim liegenden Motor lässt sich der Kolben leicht von rückwärts herausnehmen und ebenso wieder einsetzen. Ein weiterer Vorzug liegt in den ausserordentlich einfachen, übersichtlich angeordneten Steuerungsorganen, welche sich aus nur wenigen Gliedern zusammensetzen; ferner in den leicht zugänglichen Kurbellagern, das alles zusammengenommen eine Bedienung der Maschine sehr vereinfacht, ganz abgesehen von dem Fortfall einer Bedienungsbühne, was ein ständiges Treppenlaufen unnötig macht. Nicht unbeachtlich ist ferner die Kühlung von Sitz und Führung des Auslassventils, die bekanntlich bei stehenden Motoren Schwierigkeiten bereitet. Die Präzisionsregulierung erfolgt durch direkte Veränderung der Fördermenge der Brennstoffpumpe. Sie ist denkbar einfach, arbeitet ohne jeden Rückdruck auf den Regler und hat überhaupt keine wesentlicher Abnutzung unterworfene Teile. Der Antrieb derselben erfolgt von der Steuerwelle aus mittels Exzenter. Die Arbeitsweise ist die bekannte mit gesteuertem

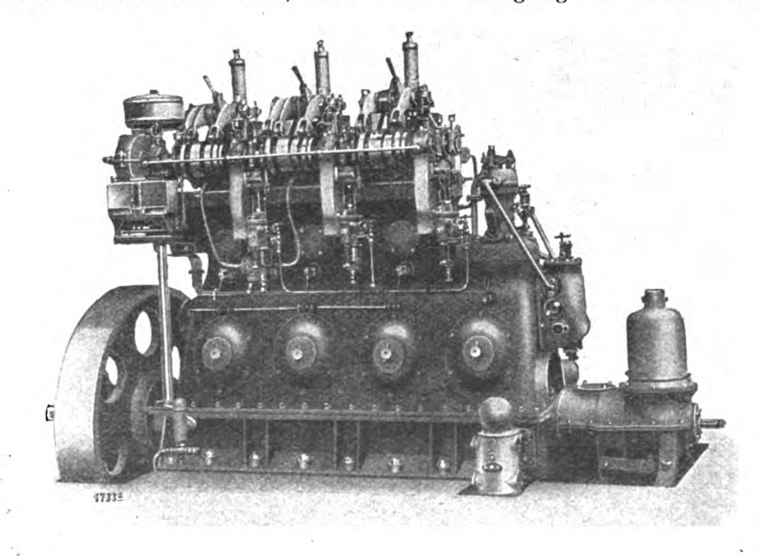


Abb. 31. Schiffs-Dieselmotor (Dreizylinder) der Gasmotoren-Fabrik Deutz, Köln-Deutz.

und vom Regulator beeinflussten Saugventil des Dieselmotors.

Der beispiellos dastehende Siegeslauf des Dieselmotors seit Verwirklichung der Idee, ihn für alle Zwecke verwendbar zu machen, kam aber in erster Zeit fast nur der Grossindustrie zugute, da kleine Motoren unter 40 PS nur von wenigen Fabriken gebaut und zu so hohen Preisen auf den Markt gebracht wurden, dass ihre Verwendung als Kleinmotoren nicht in Frage kommen konnte. Deshalb kann der Entschluss, kleinere und billigere Maschinen zu bauen, die auch der Kleinindustrie, der Landwirtschaft, sowie dem Privatbesitz zugänglich wurden, nicht hoch genug veranschlagt werden. Von der Motorenfabrik Carl Kälble-Backnang wird ein Suevia-Dieselmotor, dessen Neuerungen patentamtlich geschützt sind, an den Markt gebracht, der diesen Anforderungen in allen Teilen weitaus entspricht. Durch Vereinfachung der Konstruktion nebst rationeller Herstellungsweise kann der Motor so billig geliefert werden, dass der Preis den guter Gasmotoren nicht mehr wesentlich übersteigt. Jahrelange Versuche im eigenen Betriebe haben die zuverlässige Brauchbarkeit einwandfrei bewiesen. Der Suevia-Dieselmotor arbeitet nach dem Viertaktverfahren. Die Entzündung des nach der Kompression eingeführten Brennstoffs erfolgt durch die während der Kompression hoch erhitzte Luft, also ohne jegliche Zündvorrichtung. Die Verbrennung des Brennstoffs erfolgt unter Gleichdruck ohne plötzliche Drucksteigerung, was den Gang der Maschine und die Dauerhaftigkeit der Triebwerksteile vorteilhaft beeinflusst. Der Brennstoffverbrauch ist sehr gering und beträgt bei grösseren Motoren zirka 185 Gramm, bei kleineren zirka 240 Gramm für die PS-Stunde. — Eine weitere Neuerung auf dem Gebiete der vereinfachten Systeme in Bauart und Antrieb bringt der von der Benz-Gesellschaft-Mannheim konstruierte Hochdruck-Rohöl-Motor, Modell R, bei welchem der Brennstoff ohne weitere Vorbereitung unmittelbar in der Maschine Verwendung findet. Deshalb kommen auch alle Nebenapparate, die Raum und Bedienung beanspruchen und Anlass zu Betriebsstörungen, Schäden und Gefahren geben, völlig in Wegfall. Im Gegensatz zu den Dieselmotoren erfolgt die Brennstoffeinführung ohne Zuhilfenahme von Druckluft. Der Brennstoff wird von der Pumpe direkt in den Verbrennungsraum gedrückt, wo er fein zerstäubt zur Verbrennung gelangt.

Die Vorteile gegenüber den Benzol- und Benzinmotoren sind ausserordentlich beachtenswert: Fortfall der sehr empfindlichen Zündapparate, Kabel, Zünder und Vergaser; ferner geringer Brennstoffverbrauch und dadurch verminderte Kosten, keine Feuers- oder Explosionsgefahr. Auch zum Anlassen ist Benzin nicht notwendig, vielmehr erfolgt die Inbetriebsetzung mittels Andrehkurbel, bei den grösseren Modellen bequem und sicher durch niedergespannte Druckluft, welche während des Betriebes dem Arbeitszylinder entnommen und in einem Behälter aufgespeichert wird. Aus diesem Grunde kommt auch ein besonderer Kompressor in Fortfall. Der Brennstoffverbrauch ist sehr gering und beträgt nur 210 Gramm pro PS/h, ist also wesentlich niedriger wie bei Glühkopfmotoren. Mit diesen in allen Grössen und zu allen Zwecken verwendbaren Hochdruck-Rohölmotoren ist also ein sehr wirtschaftlicher Betrieb gewährleistet.

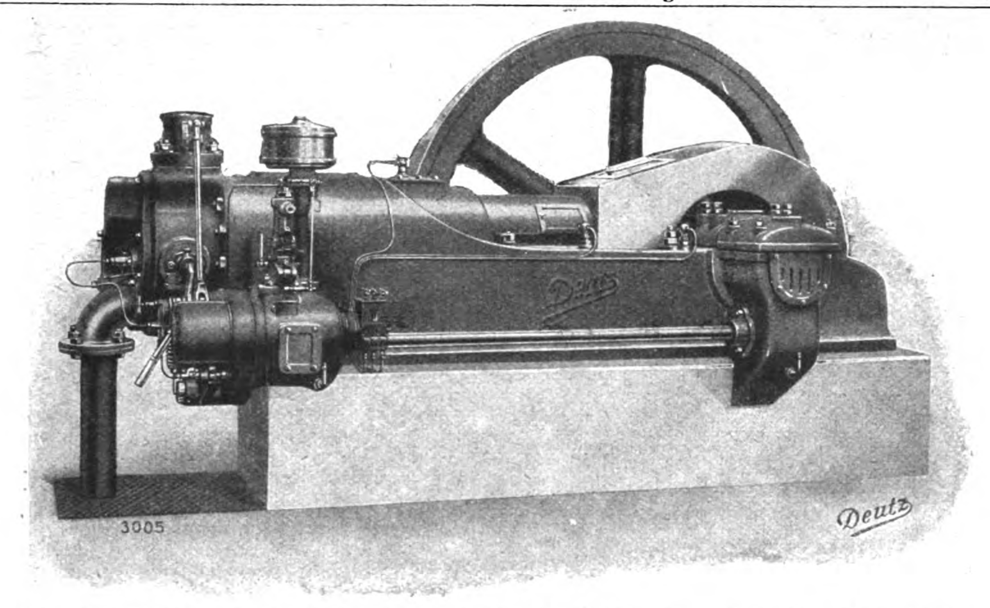


Abb. 32. Neuer liegender kompressorloser Dieselmotor Typ MKV der Gasmotoren-Fabrik Deutz, Köln-Deutz.

Die angeführten Vorteile machen den Motor daher besonders geeignet für den Betrieb in kleinen Werkstätten, kleinen elektrischen Zentralen, in der Landwirtschaft, für den Antrieb von Motorlastbooten und überall da, wo einfache, im Betrieb billige und betriebssichere Maschinen gebraucht werden.

Die Dieselmotoren der Gasmotoren-Fabrik Deutz, Köln-Deutz, geniessen auf Grund ihrer mustergültigen und allen Anforderungen entsprechenden Konstruktion, sowie der vorbildlichen technischen Ausführung einen solchen Ruf in Fachkreisen, dass sich eine eingehende Schilderung erübrigt. Wir bringen zwei Abbildungen von Motoren dieser Fabrik und möchten vor allem auf den neuen kompressorlosen Dieselmotor hinweisen.

Als weitere Konstruktionswerkstätten für Dieselmotoren sind zu nennen: Motorengesellschaft Güldner, Aschaffenburg, Gebr. Sulzer, Motorenfabrik, Ludwigshafen, Körting A.-G., Motorenfabrik, Hannover.

Im allgemeinen werden von diesen Werken die Dieselmaschinen in der ursprünglichen, also der stehenden Bauart mit geringen Unterschieden ausgeführt. Besonderer Wert wird jedoch von allen Firmen auf eine bis zum äussersten vereinfachte Betriebsweise gelegt, um damit auch eine bedeutungsvolle Kostenermässigung zu erzielen. Die jahrzehntelangen Versuche, verbunden mit der gewonnenen Erfahrung in der Praxis, führten denn auch zu einer derartigen Vervollkommnung in Arbeitsleistung und Wirtschaftlichkeit, wie sie von ausländischen Nachahmungen bei weitem nicht erreicht werden können. Nach den Untersuchungen von Prof. Josse, E. Hoeltje u. a. stellen sich daher die Gesamtbetriebskosten bei Dieselmotoranlagen zwischen 25 und 500 PS günstiger wie bei allen anderen Betriebsmaschinen.

Aus den Vereinigten Staaten.

Hinsichtlich der Entwicklung, die der deutschen Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten während der nächsten Zeit beschieden sein wird, bestehen in Amerika grundverschiedene Anschauungen, von denen die Befürchtung der amerikanischen Industrie, dass es Deutschland binnen

kurzem möglich sein werde, den Weltmarkt mit billigem Angebot zu versehen, am schärfsten hervortritt. Die für die neue Kongress-Session in Aussicht genommenen Massnahmen, um der sogenannten Dumpinggefahr zu begegnen, sind in allererster Linie von der Meinung diktiert, dass die deutsche Export-Industrie, sobald der Mangel an Rohmaterialien ausgeglichen ist, einen Konkurrenten darstellen wird, der nur mittels hoher Zölle bekämpft werden kann. Allerdings darf aber gesagt werden, dass dieser Standpunkt nicht von allen Industriezweigen geteilt wird: so haben sich beispielsweise die amerikanischen Automobilfabrikanten mit Entschiedenheit für eine Neuregulierung der Einfuhrzölle nach unten ausgesprochen, da sie nicht mit Unrecht erwarten, dass ein Anziehen der amerikanischen Zollschrauben von Europa mit ähnlichen Massregeln beantwortet werden würde.

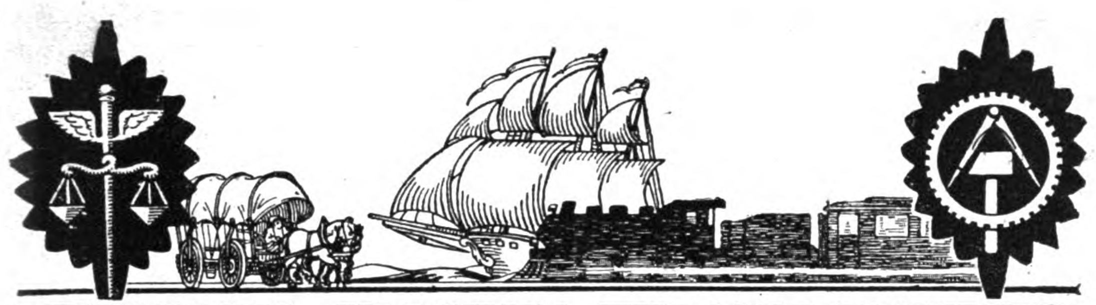
Die gegenwärtige Einfuhr aus Deutschland geht in der Hauptsache über Neuyork, Philadelphia und Baltimore und hatte in Philadelphia Ende letzten Jahres bereits Ziffern erreicht, die sie zu einem sehr wesentlichen Bestandteile des dortigen Hafengeschäftes machten. Inzwischen ist freilich wieder ein merklicher Rückgang der deutschen Importe zu verzeichnen. Die Hauptartikel der aus Deutschland eintreffenden Waren sind Chemikalien und Farbstoffe, Spielwaren, Porzellan und Topfwaren und Konfektionsartikel; vereinzelt werden auch deutsche Automobile — durchweg Qualitätsmarken — importiert. Für die Stellungnahme der amerikanischen Industrie zur Spielwareneinfuhr ist die Haltung ihrer Fachzeitschriften bemerkenswert: der Inhaber eines grossen Hauses, das vorwiegend deutsche Spielsachen einführt und zur vorigen Weihnachtssaison Millionenwerte importierte, teilte mir mit, dass es ihm unmöglich war, in den in Betracht kommenden Fachblättern Anzeigenraum zu belegen; man wies ihn ab, weil „die Anpreisung des deutschen Fabrikats das amerikanische Geschäft schädigen" würde. Dass die Firma trotzdem glänzenden Absatz fand, braucht nur dem gesagt zu werden, der den Unterschied in der Güte und der Vielseitigkeit zwischen deutschen und amerikanischen Fabrikaten nicht kennt.

Ob der von Importkreisen ausgeübte Druck stark genug sein wird, um den neuen Zolltarif innerhalb vernünftiger Grenzen zu halten, muss abgewartet werden. Einstweilen hat es den Anschein, als ob sie den Kampf verlieren sollten, zumal die amerikanische Tarifpolitik weniger von wirtschaftlichen Gründen, als von parteipolitischen Erwägungen abhängig ist. Es macht sich zwar eine kräftige Bewegung geltend, die mit dieser überlebten Tradition zu brechen sucht, aber angesichts des Bestrebens der Bundeslegislatur, der einheimischen Industrie gefällig zu sein und zugleich den Zolltarif als Melkkuh für die Staatskasse zu benützen, ist es nicht angebracht, darauf zu hoffen, dass eine bessere Einsicht sich letzten Endes behaupten wird — es sei denn, dass es dem weiter blickenden Element gelingt, die Politiker davon zu überzeugen, dass ein hoher Schutzzoll sich als Boomerang erweisen muss und, indem er das schwer ringende Europa noch mehr schädigt, das amerikanische Wirtschaftsleben tödlich trifft.

Neuyork, Ende März 1921.

F. E. Julianos.





VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER

Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig

• Juli 1921 • | Schriftleitung u. Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27. — Jahresbezugspreis für valutapfl. Ausland M. 36.— bezw. M. 28.80 (zuzgl. M. 8.40 für Porto und Verp.), Inland M. 18.—. Anzeigen M. 1.50 für die einspaltige Millimeterzeile. | No. 11, X. Jahrg.

Die Solinger Stahlwaren-Industrie.

Von W. P., Solingen.

ine der ältesten Eisen verarbeitenden Industrien ist die Solinger Stahlwaren-Industrie, die im bergischen Land nordöstlich von Köln ihren Sitz hat. Der Name Solingen als Klingenstadt ist altbekannt und erfreut sich guten Rufs in der Welt

Durch rastlosen Fleiss und vorwärtsdrängenden Unternehmungsgeist entwickelte sich die Industrie dauernd in aufsteigender Linie und zu der alten historischen Klingen-Industrie und der sich daraus entwickelten Messerfabrikation traten immer neue Erzeugnisse hinzu: Scheren, Taschenmesser, Tischmesser, Gabeln, Rasiermesser, Nagelpflege-Instrumente und andere Artikel wurden fabriziert. Die fortschreitende Technik half zusammen mit der steigenden Güte der Erzeugnisse die Weltmärkte zu gewinnen. Durch den Weltkrieg jäh unterbrochen, knüpft die Entwicklung nach Überwindung der durch Verwendung von Ersatzmaterialien entstandenen Rückschlägen an den Gedanken der Ausnutzung jedes technischen Fortschritts und der Beachtung der Güte der Erzeugnisse wieder an. Hat doch als bedeutsamen Schritt in dieser Richtung die Handelskammer Solingen im Jahre 1920 beschlossen, dass es verboten sein soll, gewisse Artikel, die von nicht erstklassigem Stahl hergestellt sind, mit dem Wortzeichen „Solingen" zu versehen, so dass in Zukunft dies Wort schon eine gewisse Garantie für die Güte des Erzeugnisses bietet, um so mehr, wenn es ausserdem das Bildzeichen oder den Namen des Fabrikanten trägt.

Waffen-Industrie.

Als ältestes Solinger Erzeugnis gilt die blanke Waffe. Vom Bajonett und schweren Reitersäbel bis zum zierlichen Stilett und Theaterdegen werden alle Formen geschaffen. Manch edles Kunstwerk trug als Ehrengabe für Herrscher, Generäle und Minister den Ruf Solinger Schmiede- und Kleinkunst in alle Länder. Die Leistungsfähigkeit der Industrie war früher vielen südamerikanischen und Balkan-Staaten wohlbekannt, die ihre Heeresausrüstungen von Solingen bezogen. Zurzeit ist die Herstellung blanker Waffen durch die Entente untersagt und nur Luxus- und Theaterwaffen werden erzeugt. Die Kunst, echte Damaszener Klingen mit den zierlichsten Zeichnungen der Klingen zu schmieden, wurde von einem weissbärtigen Meister noch bis vor kurzem geübt. Jetzt hat die Technik Wege ersonnen, Klingen mit beliebiger Damastzeichnung zu versehen.

Messer-Industrie.

Ein bedeutender Zweig der Solinger Industrie ist der Fabrikation von Schlacht- und Tischmessern gewidmet. Die Schlachtmesser werden in zahlreichen Formen und Grössen hergestellt, stets angepasst den Gewohnheiten des Fleischerhandwerks der verschiedenen Gegenden und Länder. Entsprechend den hohen Anforderungen werden Schlachtmesser nur aus Ia Stahl gefertigt. Manche dieser Messer, die häufig 10—15 Zoll lang sind, stellen hohe Anforderungen an die Geschicklichkeit der Schmiede- und Schleifermeister. Einige Muster sind nach dem Heft zu verstärkt, um gleichzeitig als Knochenhauer verwandt werden zu können. Die Beschalung der Schlachtmesser besteht meist aus hartem Holz.

Brotmesser und Papiermesser werden auch in mancherlei Form in jeweils ihrer Beanspruchung am besten zusagenden Qualität gemacht. Diese Messer sind nur für Handgebrauch. Messer zur Verwendung in Maschinen werden nicht in Solingen, sondern in der wesensverwandten Remscheider Industrie gemacht.

Die Zahl der Tischmessermuster ist sehr gross. Einfachste Ausführung von Klinge und Griff steigert sich bis zur feinsten Luxusausführung mit tiefschwarz polierter Klinge mit kostbarem Horn- oder Perlmuttgriff. Silberne Beschläge vermitteln den Übergang von Klinge zu Griff. Die volle Leistungsfähigkeit in der Herstellung von Tischmessern und Stahlgabeln ist bisher selbst in Zeiten höchster Konjunktur noch nicht erreicht worden. Messer mit Stahlgriffen werden auch in Solingen geschmiedet, während für Messer mit silbernem Griff meist nur die Klinge aus Solingen stammt. Hierher gehören auch Dessert- und Obstmesser, letztere häufig mit Nickel- oder Bronzeklingen, um den Geschmack der Früchte nicht zu beeinträchtigen.

Tranchiermesser und Gabeln mit den zugehörigen Wetzstählen werden in Grössen von 5—12 Zoll in verschiedenster Form und Ausführung in Ia Qualität gemacht.

Kleine Küchen- und Gemüsemesser in allen Qualitäten sind ein grosser Massenartikel der Industrie.

In letzter Zeit gewinnt die Herstellung von Bestecken aus rost- und fleckenfreiem (stainless) Stahl an Bedeutung. Nachdem die technischen Schwierigkeiten überwunden scheinen, findet sich für diese an Sauberkeit unübertrefflichen Messer, Gabeln und Löffel ein zunehmender Absatz in Hotel und Haushalt.

Eine besondere Fabrikationsgruppe bilden die Messer für technische Zwecke. Schuster-, Sattler-, Kürschnermesser, Gummireisser, Zuckerhauer und Plantagenmesser werden angefertigt.

Ein ganz bedeutender Teil der Solinger Industrie befasst sich mit der Herstellung von Taschenmessern. Hier gibt es eine Unzahl von Mustern. Eine einzige grössere Taschenmesserfabrik verfügte vor dem Kriege über eine Sammlung von 3000—5000 verschiedener Modelle, für die alle Werkzeuge vorhanden und die jederzeit lieferbar waren. In dieser Linie kommt recht deutlich die deutsche Stärke — auf jeden Wunsch der Kundschaft einzugehen — zum Ausdruck. Jetzt macht sich überall mit mehr oder minder grosser Stärke der Wunsch nach Vereinheitlichung und Vereinfachung der Modelle bemerkbar und es wird durch diese Beschränkung eine vorteilhaftere Preisstellung erwartet. Immerhin wird eine grosse Zahl verschiedener Modelle, wie sie sich in den verschiedenen Ländern aus den Bedürfnissen der Kundschaft herausentwickelt haben, weiter fabriziert werden. Die einfachsten Messer — Kniepe genannt — sind die starken einklingigen Modelle, wie sie für Indien, Finnland, Russland, auch Kanada und Vereinigte Staaten gangbar sind. Kräftige Holz-, Knochen- oder Hornschalen dienen als Griff für die starke, nicht besonders fein polierte, aus gutem Stahl geschmiedete Klinge. Ähnlich kräftige Messer werden mit zwei Klingen, oft auch mit Korkzieher, gefertigt. Kennzeichen für die Güte der äusseren Aufmachung eines Taschenmessers ist das Material der Unterlage für die Beschalung. Allgemein ist bei den einfachsten Messern die Schale aus Eisen gepresst oder mit Ornamenten geprägt. Bei der nächsten Qualitätsstufe sind die Unterlagen der Schalen aus Eisen, bei besseren Messern aus Messing und bei ganz feinen aus Neusilber gefertigt. Nachdem man wegen Materialmangel und Teuerung von dieser traditionell gewordenen Unterscheidung abgekommen und während des Krieges nur Eisen verwendet hatte, werden jetzt alle Modelle wieder in Friedensgüte geliefert. Bei besseren Messern wird als Beschalung hauptsächlich Holz-, Horn-, Zelluloid in Knochen- oder Elfenbein-Imitation, in schwarzer oder bunter Farbe, in Gold- und Silberton, in imitiert Perlmutt, Perdrix und Hirschhorn, in Fibre, auch in Galalith verwandt. Bei der Wahl der Beschalung muss Rücksicht auf das Bezugsland genommen werden, da Hitze und Feuchtigkeit auf manche Materialien von nachteiligem Einfluss sind. Die feinen und feinsten Messer haben meist Elfenbein-, Schildplatt- oder Perlmuttbeschalung. Dieses Material muss leider aus England und Frankreich bezogen werden und der Preis stellt sich infolge der Valutadifferenz ziemlich hoch. Für Liebhaber erfreuen sich Messer mit 10, 15, 20, 30 Teilen noch immer eines gewissen Absatzes. Diese Kunstwerke der Feinmechanik kosten bis zu 2000 Mark per Stück.

Eine besondere Gruppe unter den Taschenmessern nehmen die Werkzeugmesser ein, Messer, die in ihrer heutigen Form meist auf das Schweizer Militärmesser zurückzuführen sind. Schraubenzieher, Ahle, Büchsenöffner vereinigen sich mit grosser und kleiner Klinge und kräftigem Korkzieher zu einem allgemein beliebten und in einer kräftigen Qualitätsausführung unübertroffenen Sportmesser. Zuweilen ist die Ausstattung noch durch eine kräftige Säge, Bohrer oder Hufkratzer ergänzt, ähnliche Modelle sind besonders für Elektrotechniker und Monteure konstruiert und enthalten andere Spezialwerkzeuge.

Durch ihre geschmackvolle Ausführung haben sich die Reklame- und Erinnerungsmesser die ganze Welt erobert. In plastischer Schärfe zeigen die Schalen öffentliche Gebäude, Stadtbilder, Porträts oder irgendwelche Gegenstände mit erläuternder Schrift.

Von billigen Ausführungen in Eisen und Aluminium an werden diese Messer bis zu den feinsten Qualitäten in Argentan und Silber gemacht. In diese Gruppe gehören auch die kleinen Messerchen, die oft in sehr glücklicher Weise irgendeiner Form angepasst sind, z. B. einem Schuh, einer Flasche, einem Fisch, einem Auto, einer Lokomotive, einer Zigarre usw.

Korkzieher in verschiedenster Ausführung werden ebenfalls in Solingen hergestellt.

Die

Rasiermesser-Industrie

verfügt in Solingen und seiner näheren Umgebung über einige sehr leistungsfähige Werke. Die Herstellung von Rasiermessern ist Vertrauenssache. Dieses Messer sollte nur aus ganz erstklassigem Edelstahl geschmiedet sein und seine Weiterverarbeitung stets von erfahrenen Fachleuten geschehen. Nur so ist eine Garantie dafür zu leisten, dass dies feinschneidige Werkzeug in stets gleicher Güte in den Handel kommt. Für Qualitätsmesser, die Fabrikmarke und Namen tragen, sind diese Bedingungen wohl auch in hohem Mass erfüllt und die Erzeugnisse den Sheffielder Produkten ebenbürtig oder gar überlegen, wie der grosse Absatz Solinger Messer in den Dominions beweist. Ausser der Güte des Stahls ist für die Qualität der Grad des Hohlschliffs wesentlich, d. h. mit wie kleinem Schleifstein das Messer geschliffen ist. Die üblichen Steine haben einen Durchmesser von $3^1/_2$—1 Zoll. Je stärker die Hohlung, um so feiner das Messer. Hohl geschliffene Messer geben einen feinen klingenden Ton, wenn man die Spitze der Schneide mit dem Fingernagel zur Seite drückt und plötzlich abschnellen lässt. Obwohl die Form des Messers im allgemeinen gegeben, so werden doch mancherlei Modelle gefertigt; sei es, dass der Kopf eckig, rund oder anders verziert oder dass der sogenannte Erl — das hintere kantige Ende des Messers — besonders geformt und in vergoldeter, oxydierter oder gehämmerter Ausführung erscheint. Feine Messer sind vielfach mit kunstvollen Ornamenten auf dem Rücken versehen. Eine beliebte Zusammenstellung besteht aus 7 Messern, die in geschmackvollem Lederetui nebeneinander angeordnet die Namen der Wochentage auf dem Rücken der Klinge geätzt zeigen. Natürlich werden alle Messer in den üblichen Breiten von $^8/_8$—$^4/_8$ Zoll geliefert. Als Hefte werden meist Zelluloid in allen Farben und Kautschuk verwandt, doch findet man auch Holz, Presspapier, Elfenbein und Perlmutt in glatter Form oder künstlerischer Schnitzung. Die Messer werden gebrauchsfertig geliefert und vor Versand dadurch erprobt, dass die Schneide ein freischwebendes Frauenhaar schneiden muss. Wenn Barbiere trotzdem die Messer vor Gebrauch abziehen, so geschieht dies, um an ihrem Werkzeug die Schneide so zu richten, wie es ihrer Gewohnheit und Handhaltung entspricht.

Scheren-Industrie.

Aus kleinen Anfängen hat sich in wenigen Jahren die Scheren-Industrie in Solingen zu solcher Bedeutung emporgeschwungen, dass sie jede ausländische Konkurrenz in bezug auf Leistungsfähigkeit, Vielseitigkeit und gefällige Form der Muster übertrifft. Die Gegensätze in diesem Artikel sind sehr gross, umspannt der Begriff Schere doch die ganze Linie von der groben Baum- und Viehschere bis zur zierlichsten Stick- und Manicureschere. Es haben sich infolge dieser Verschiedenheit in der Herstellung besondere Fabriken gegründet, die eine gewisse Gruppe von Scheren als Spezialität herstellen. Man unterscheidet gemeiniglich Baum- und Gartenscheren, Viehscheren, Schneiderscheren, Ladenscheren, Haarscheren, Taschenscheren, Stickscheren, Nagelpflegescheren und chirurgische Scheren. Fast alle Scheren sind heute aus Stahl in Matrizen geschmiedet. Die gegossenen Scheren von geringer Qualität sind, weil nicht schnitthaltig, fast ganz vom Markte verdrängt.

Die Baum- und Gartenscheren werden in mancherlei Form je nach den Anforderungen der verschiedenen Märkte hergestellt. Bei grossen Scheren ist der schneidende Teil aus gehärtetem Stahl auf die gegossene Schere aufgeschraubt oder genietet, um nicht für die Schenkel das teure Material verwenden zu müssen. Die zierlichsten Scheren dieser Gruppe sind die Rosen- und Blumenscheren, die in hübschen handlichen Formen bis zur Grösse einer Taschenschere oder gar als Zuschlagschere gemacht werden.

Die Herstellung der Viehscheren ist durch die Einführung der Schermaschinen stark zurückgegangen und im wesentlichen kommen nur Fessel- und Viehzeichenscheren in Frage.

Eine besondere Arbeiterklasse wird durch die Herstellung von Schneiderscheren und Scheren für gewerbliche Zwecke, als Schuster-, Leder-, Sack-, Linoleum- usw. Scheren, in Anspruch genommen. Erstklassiger Stahl in Verbindung mit kräftiger Ausführung macht diese Schere zu einem Lebensgefährten für die Handwerker. Die Griffe sind meist mit einem bei hoher Temperatur hart getrockneten, schwarzen Lack versehen.

Ein beliebtes Tafelgerät ist die Geflügelschere, die mit kräftiger, einseitig gerauhter Schneide das Zerlegen des Geflügels sehr erleichtert.

Die grösste Gruppe ist die der sogenannten Laden- oder Damenscheren, die in allen Grössen mit $^1/_2$ Zoll steigend von 4 bis 8 Zoll gefertigt werden. Die Formen der Modelle richten sich stark nach den verschiedenen Märkten. Einfuhrbestimmungen sind oft massgebend für die Ausführung der Schere, d. h. ob sie nur roh geschliffen, vernickelt oder vergoldet geliefert wird. Die meisten Scheren sind mit einem rostschützenden Nickelüberzug versehen, der ihnen das schöne blanke Ansehen auch nach jahrelangem Gebrauch gibt. Nur die eigentliche Schneide der beiden Scherenhälften zeigt den Stahl. Die Verbindung der zwei Hälften erfolgt bei feinen Scheren durch eine Schraube, bei anderen mittels Niete. Da der Laie nur zu geneigt ist, eine im Gebrauch lose gewordene Schere durch einen Schlag mit dem Hammer neu zu befestigen, so ist die Meinung geteilt, welche Verbindungsart auf die Dauer die zweckmässigere ist. Häufig geben hübsche Prägungen den Griffen der Scheren ein gefälliges Aussehen, besonderer Beliebtheit erfreut sich in vielen Gegenden eine Schere, die auf den Griffen den Christuskopf auf der einen und die Mutter Gottes auf der anderen in künstlerischer Ausführung zeigt.

Die Taschenscheren sind ähnlich in Form und Ausführung. Viele dieser zwischen 2 und 5 Zoll gefertigten Muster haben einen Zigarrenabschneider oder sind nur als solcher zu verwenden. — Sogenannte Zuschlagscheren sind als Taschenscheren beliebt, da durch die zum Schutz über die Schneide gelegten Griffe der in Anspruch genommene Raum klein ist und die Tasche vor Beschädigung geschützt wird.

Eine besonders aufmerksame Behandlung erfordert die Haarschere in der Fabrikation. Meist aus einem besonders guten Stahl geschmiedet, wird bei der Härtung aufs sorgfältigste verfahren und beim Schleifen werden die zusammen gehörigen Hälften wiederholt zusammengeschraubt, um zu erproben, ob der Schnitt vollkommen und ob trotz der leichten Beweglichkeit der beiden Schenkel die Schneiden in richtiger Weise einander gegenüberstehen, so dass an jeder Stelle das feinste Härchen geschnitten wird. Haarscheren werden meist nicht vernickelt oder nur auf den äusseren Flächen und Griffen. Besonderer Wert wird auf geringes Gewicht und handliche Stellung der Griffe gelegt. Die französische Konkurrenz, die sich früher durch gute Schnittfähigkeit ihrer Erzeugnisse auszeichnete, ist von der deutschen Industrie seit der Verwendung von Edelstahl zum Schmieden der Haarscheren übertroffen.

Die feinsten und kleinsten Scheren sind die Stickscheren. Ihre zierliche Form hat zu mancherlei verschiedener Gestaltung Anlass gegeben. Es sind einige Modelle von künstlerisch guter Form entstanden, die gleichzeitig ein glänzendes Zeugnis der Handfertigkeit dem Solinger Facharbeiter ausstellen, der es versteht trotz Herstellung in Mengen die Feinheiten des Modells richtig und gleichmässig herauszuarbeiten und den Scheren die nadelfeine Spitze zu geben, wie sie von den Damen für Stickereien geliebt wird.

Einige Scheren origineller Art bilden Tiergestalten nach. Grosser Beliebtheit von Scheren dieser Art erfreut sich eigentlich nur die Storchschere. Nickel- und Gold-, Präge- und Ziselierarbeiten werden zur Verzierung der Stickscheren in reichem Mass verwendet.

Die Nagelpflegescheren (Manicurescheren) erfordern ein fast noch höheres Mass an Geschicklichkeit des Schleifers als die Stickscheren. Zur Feinheit der Form und der Spitze tritt hier noch die Rundung der Schneide nach oben. Nur langjährige Erfahrung ermöglicht die Herstellung dieses neuerdings so beliebten Instruments. Einfachere Modelle dieser Scheren sind nicht gebogen, viele auch von kräftigerer Form und zum Schneiden von Nägeln usw. geeignet. Diese Art Scheren bildet den Übergang zu ähnlich geformten chirurgischen Scheren und Instrumenten, die in grosser Vielseitigkeit in bester Qualität gemacht werden. Besonderes Gewicht wird sowohl auf Verwendung von gutem Stahl als auf dauerhafte Vernickelung gelegt. Zahnärztliche und Operationszangen, Werkzeuge und grössere Operationszimmereinrichtungen werden geliefert.

Einige leistungsfähige Fabriken stellen Haar- und Bartschneidemaschinen her, die in ihrer Güte die amerikanischen Fabrikate übertreffen. Für die Schneidplatten wird bei Qualitätsware volle Garantie geleistet.

Lederwaren-Fabrikation.

In Verbindung mit der Stahlwaren-Industrie hat die Lederwaren-Fabrikation grosse Bedeutung gewonnen. Besonders die Nagelpfleg-Instrumente: Scheren, Haut- und Nagelzangen, die natürlich auch in Solingen gemacht werden, Feilen, Scalpellmesser, Hautdrücker, Nagelreiniger und Polierer mit Paste und Puder erfordern eine geschmackvolle Aufmachung. Rollen, kleine und grosse Kästen in eigenartigster Form werden mit obigen Instrumenten gefüllt. Einfache Aufmachungen aus Papier, imitiertem Leder finden Käufer, weit beliebter sind aber die hochfeinen Etuis eus Schweins- oder Rindleder, mit Autolack oder Krokodilleder und in dem fein getönten Ecrasé. Innen werden nur feinste Seide und Sammet verwendet. Die verschiedenen Instrumente sind häufig einheitlich mit Perlmutt, Schildpatt, Elfenbein oder buntfarbigem Galalith versehen und wirken äusserst geschmackvoll und vornehm. In ähnlicher Weise gibt es Etuis für Scheren, von denen meist 3 oder 4, darunter eine Stick- und eine Knopflochschere, zu einem Satz gehören. Form und Material dieser Etuis sind stark der Mode und den Ansprüchen der verschiedenen Länder unterworfen.

Das Etui in einfachster Form als Scheide vereinigt Papierschere und Brieföffner oder Radiermesser zu den beliebten Schreibtischgarnituren.

Besondere Aufmerksamkeit wird von den Exporteuren der sauberen zweckdienlichen Verpackung der Ware gewidmet. Von der hochwertigen Markenware pflegt jedes einzelne Stück in Öl- oder Seidenpapier geschlagen zu sein. 6 oder 12 Stück werden zusammen in kleine Schachteln verpackt und diese wiederum zu kleinen Paketen von 3, 6 oder 12 Dutzend vereinigt. Auf der Aussenseite der Pakete und Schachteln sind Art, Nummer, Grösse und Ausführung des Artikels bemerkt, so dass dem Ladenbesitzer übersichtliche Lagerung seines Bestands ermöglicht wird, Viele Schachteln sind so eingerichtet, dass ein Stück des Inhalts von aussen sichtbar ist. Stahlwaren, welche in Länder südlich des Äquators geschickt werden, müssen der Witterungseinflüsse wegen gut eingefettet werden, auch wenn der Versand — wie üblich — in starken Holzkisten mit verlötetem Zinkeinsatz erfolgt. — Da die Schiffsfrachten nach Raummetern berechnet werden, so ist die Fracht für Stahlwaren im Verhältnis zum Wert gering.

Die Leistungsfähigkeit der Solinger Industrie hat sich bei Gelegenheit der im Jahre 1920 aufgetretenen Hochkonjunktur gezeigt. Trotz der achtstündigeu Arbeitszeit und trotz der schädlichen Kriegsnachwirkungen auf Fleiss und Geschicklichkeit der Arbeiter sind ungeheure Mengen von Stahlwaren geschaffen worden. Mengen, wie sie vor dem Kriege niemals erzeugt wurden und auch wohl in nächster Zukunft nicht wieder verlangt werden. Es soll nicht geleugnet werden, dass diese Massenerzeugung, bei der naturgemäss auch viele ungeübte Kräfte mitwirkten, auf die Güte der Erzeugnisse einen nachteiligen Einfluss hatte. Diese Erscheinung ist jedoch jetzt vollkommen überwunden, da sowohl die Gleichmässigkeit des Stahls, als die äussere Aufmachung wieder der Vorkriegszeit entsprechen. Verstärkt wurde der nachteilige Einfluss verringerter Güte dadurch, dass viele dem Artikel fernstehende Gelegenheitskaufleute Solinger Ware kauften und in Unkenntnis der wahren Bedürfnisse auf Märkte brachten, die entweder andere Modelle oder andere Qualitäten und Aufmachungen verlangten. Es ist anzunehmen, dass diese das geregelte Geschäft störende Warenmengen inzwischen verschwunden sind.

Die Preise der Solinger Erzeugnisse sind dem Rückgang, den die Preise der Rohmaterialien erfahren haben, gefolgt und bewegen sich zurzeit wohl zwischen dem 15—20fachen des Friedenspreises, je nach Kursstand einem Aufschlag von 0—30 % auf die Goldmark- oder Auslandvaluta entsprechend.

Als ausländische Konkurrenz für die Solinger Industrie kommen Sheffield in England, Thiers in Frankreich, Eskilstuna in Schweden, Bergamo in Italien und mehrere Fabriken in den Vereinigten Staaten und in Japan in Frage. Die englische und französische Konkurrenz hat während des Krieges kaum an Ausdehnung gewonnen. Sie krankt in beiden Ländern an einer gewissen Schwerfälligkeit technischer Verbesserungen und steht Solingen an Lieferungsmöglichkeit und Preisstellung weit nach. — In Schweden und den U. S. A. hat die Stahlwaren-Industrie während der langen Kriegsjahre einen erheblichen Aufschwung genommen. Namentlich die Amerikaner haben sich auf einige Sorten Taschenmesser gut eingerichtet und liefern prompt. Über die Güte der Erzeugnisse sind die Urteile je nach Anspruch geteilt. Rasiermesser- und Scherenfabriken sind während des Krieges ebenfalls entstanden oder vergrössert worden. Die grosse Nachfrage der Barbiere nach deutschen Messern und der Zustrom der Scheren stellt aber der Solinger Ware das beste Zeugnis aus. Japanische Ware scheint in Ostasien und Südamerika einen gewissen Markt gefunden zu haben, von dem sie nach dem Kriege allerdings schon zum grössten Teil trotz der billigen Preise verdrängt ist.

Um den vielfältigen Bedürfnissen der Solinger Industrie in Halbfabrikaten entsprechen zu können, haben sich mancherlei andere Industriezweige im Solinger Bezirk angesiedelt und sind zum Teil zu bedeutenden, das frühere Ziel weit überflügelnden Unternehmen geworden, die ihre Erzeugnisse im In- als Ausland absetzen. Andere Industrien fühlten sich durch den guten Arbeitsmarkt und die vielen geschickten Arbeitskräfte angezogen und gründeten ihre Werke in Solingen.

Am nächsten steht der Industrie wohl die

Erzeugung von Stahl und seine Verarbeitung in Walz- und Schmiedewerken.

Stahl wird in verschiedener Güte für mancherlei Werkzeuge und in bester Qualität für Stahlwaren und als Edelstahl für Rasiermesser geschmolzen, geschmiedet und gewalzt. Die hier erzeugten Werkzeugstähle geniessen Weltruf und sind auch zur Verwendung in manch anderer Industrie geeignet.

Die meist in der Schwesterstadt Remscheid erzeugten Werkzeuge werden zum Teil auch in Solingen gemacht, wie z. B. Sensen, Sägen und Zangen.

Nach dem Kriege ist die Herstellung von Alpakkabestecken in grösserm Umfang mit gutem Erfolg aufgenommen worden. Auch Sicherheitsrasierapparate nach Art Gilette werden hergestellt, zu denen die erforderlichen Klingen von anderen Solinger Spezialfabriken geliefert werden.

In der Solinger Industrie sind etwa 30000 Arbeiter beschäftigt, davon etwa 20000 in der Stahlwaren-Industrie. Arbeiter sowohl wie Fabrikantenschaft sind beseelt von einem ungebrochenen Streben nach Tätigkeit, nach Arbeit, um den Ruf der alten Klingenstadt in der Welt zu halten und zu heben, und um ihr Teil zur Wiederaufrichtung Deutschlands beizutragen.

Deutsch-amerikanische Gemeinschaftsarbeit im Überseeverkehr.

Von Nauta.

Mit der Wiederaufnahme des Passagierverkehrs Hamburg-New York durch den gemeinsamen Dienst der Hamburg-Amerika-Linie und des Harriman-Konzerns hat dieses deutsch-amerikanische Schiffahrtsbündnis seine neueste weithin sichtbare Auswirkung erhalten. Sind es auch vorerst allein amerikanische Schiffe, die den Verkehr auf der gemeinsamen Route vermitteln, so werden sich ihnen doch in Kürze deutsche Schiffe zugesellen. Ihr Hinzutreten, das gegen Mitte des Jahres erfolgen dürfte, wird die Ausgestaltung des Dienstes zu einem Wochendienst möglich machen und die erste überseeische Passagierlinie schaffen, auf der deutsche und amerikanische Schiffe in gleicher Zahl und gleicher Tonnage in gemeinsamer, nach einheitlichem Plan sich vollziehender Verkehrsarbeit tätig sind.

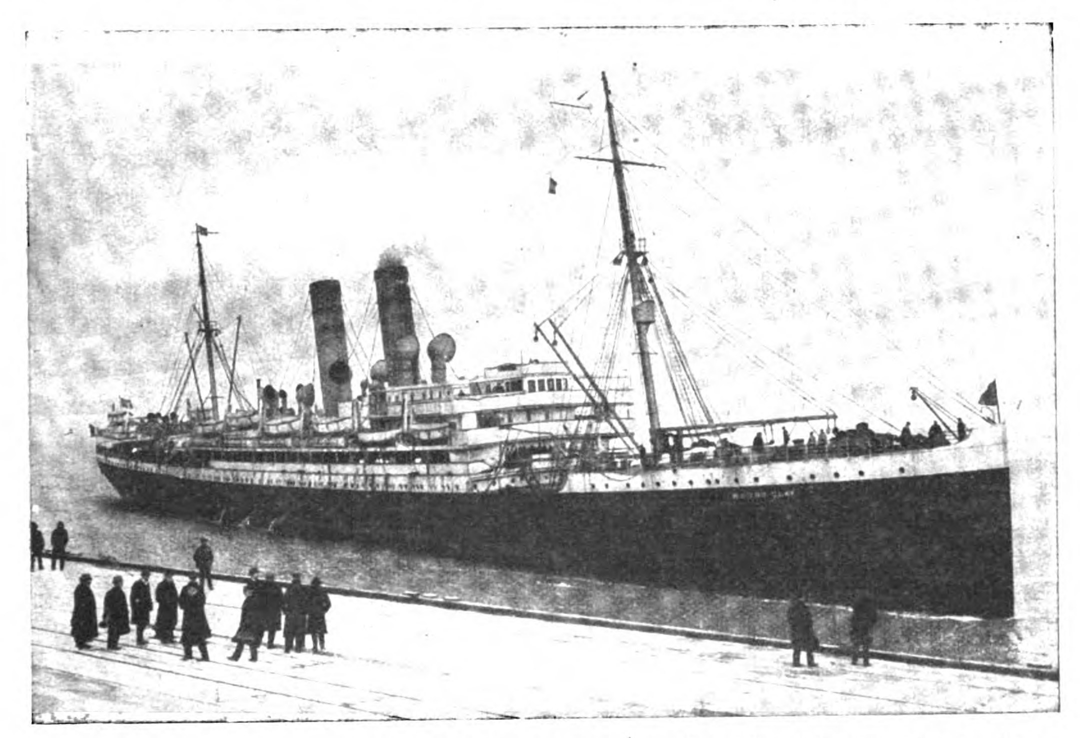


Abb. 33. Eröffnung des gemeinsamen Passagierdienstes der Hamburg-Amerika-Linie und der United American Lines. Die Ankunft des ersten Dampfers „Mount Clay“ in Cuxhaven.

Ein Jahr etwa ist vergangen, seit sich die Vertreter der Hamburg-Amerika-Linie mit den leitenden Männern des Harriman-Konzerns zusammenfanden zu Verhandlungen, deren Ergebnis der zwischen beiden Gesellschaften heute bestehende Vertrag war. In der Geschichte des Wiederaufbaues überseeischer Wirtschaftsbeziehungen nach dem Kriege wird dieser Vertragsabschluss immer als ein erster erfreulicher Beweis wiedererwachenden wirtschaftlichen Solidaritätsempfindens anerkannt und genannt werden. Zum ersten Male reichten sich hier private Reeder und Kaufleute zweier ehemals feindlicher und theoretisch noch im Kriegszustand zueinander verharrender Staaten über alle politischen Hindernisse hinweg wieder die Hand zu gemeinsamem Werk, zu gemeinsamem Wiederaufbau von Verkehrsbeziehungen, die die Grundlage einer neuen wirtschaftlichen Annäherung zwischen beiden Ländern zu werden bestimmt sind.

Will man die Bedeutung des Hapag-Harriman-Vertrages für die deutsche wie die amerikanische Schiffahrt erkennen, so wird man sich zunächst die gewaltigen Veränderungen zu vergegenwärtigen haben, die Krieg und Friedensvertrag in der Seegeltung beider Länder und in ihren Mitteln zur seewirtschaftlichen Betätigung herbeigeführt haben. Die deutsche Schiffahrt war durch den Krieg und mehr noch durch die Versailler Bestimmungen aus dem Weltverkehr nahezu ausgeschaltet und vor die Notwendigkeit eines neuen Anfanges von Grund aus gestellt. Eine Anknüpfung an früheres war kaum möglich. Kein Seeschiff über 1600 Register-Tonnen brutto war ihr geblieben, ihre überseeischen Betriebseinrichtungen waren vom Feinde sequestriert, ihre Linien von fremden Flaggen befahren, ihre Geschäftsverbindungen im Auslande durch planmässige Verhetzungen zerstört. Einer Wiederaufrichtung aus eigener Kraft standen nahezu unüberwindliche Hindernisse entgegen. Der Staat, der Hauptschuldner der Reedereien, war in seiner Finanzkraft durch ungeheure Schuldenlast geschwächt und seiner politischen Machtfülle, an der die deutsche Schiffahrt ehemals

einen so wertvollen Rückhalt fand, beraubt. Die deutschen Werften waren durch Rohstoffmangel und die aus den innerpolitischen Kämpfen sich ergebenden Schwierigkeiten in ihrer Leistungsfähigkeit beschränkt, ihre Lieferungsfähigkeit war durch drückende Bauverpflichtungen, die der Friedensvertrag vorsah, in Frage gestellt. Ob in absehbarer Zeit ein nennenswerter Ersatz des verlorenen Schiffsraumes zu erwarten war, blieb völlig ungewiss. Wollten die deutschen Gross-Reedereien nicht ihre unter schweren Opfern während der langen Kriegszeit erhaltenen heimischen Organisationen der Gefahr des Verfalles aussetzen und ihre Betriebseinrichtungen weiter ungenutzt lassen, so mussten sie nach Hilfe von aussen Umschau halten.

Hier erschien eine Verbindung mit der jungen, während des Krieges emporgewachsenen Schiffahrt Amerikas als das Nächstliegende. Die riesige Entwicklung der amerikanischen Werftindustrie, der die Entente ihre Rettung aus lähmender Schiffsraumnot verdankte, hatte den Vereinigten Staaten in wenigen Kriegsjahren die Seeschiff-Flotte gegeben, deren bisheriges Fehlen der Nationalstolz des Amerikaners stets als eine schmerzliche Lücke im Rüstzeug der heimischen Volkswirtschaft empfunden hatte. Ein gewaltiges Schiffsmaterial war geschaffen, aber zu seiner Verwertung in nutzbringender Friedensarbeit fehlte das, was der deutschen Schiffahrt als einziger Besitz aus dem Zusammenbruch geblieben war, Reeder, die mit allen Forderungen des überseeischen Verkehrs vertraut waren, und Betriebsorganisationen, die auf alle Bedürfnisse der Überseefahrt eingestellt waren. Der Einsicht des Amerikaners entging nicht, dass hier Ergänzungsmöglichkeiten waren, bei denen beide Parteien gewinnen mussten. Man trat an den New Yorker Vertreter der Hamburg-Amerika-Linie heran mit der Anfrage, ob ein Zusammenwirken möglich sei. „Wir haben die Schiffe, ihr habt die Erfahrung, lasst uns gemeinsam arbeiten."

Die deutsche Gesellschaft erklärte ihre Bereitwilligkeit. Ihre Anlehnung an den ausländischen Reedereikonzern konnte nur dann den deutschen Interessen entsprechen, wenn ihre Selbständigkeit voll gewahrt blieb. Sie traf deshalb alle Massnahmen, die gegen ein Überwiegen fremden Einflusses Sicherheit gewähren konnten. Satzungsänderungen forderten für Aufsichtsrat und Vorstand die Vorbedingung deutscher Staatsangehörigkeit, und die Ausgabe von Vorzugsaktien schuf den notwendigen Schutz gegen Überfremdung. Eine weitere unerlässliche Forderung war: volle Gleichberechtigung. Beide Parteien hatten — diese Erkenntnis war hüben wie drüben vorhanden — Gleichwertiges zu bieten; der Amerikaner seinen Schiffsreichtum, seine finanzielle Stärke; der Deutsche seine Vertrautheit mit der Mannigfaltigkeit des Überseeverkehrs, seine in mühevollem Aufstieg errungenen Erfahrungen, seine weit verzweigte bewährte Geschäftsorganisation, seinen Stamm in jahrelanger Praxis geschulter Mitarbeiter. Gleichberechtigt sassen die beiden Parteien am Verhandlungstisch, und volle Gleichberechtigung wurde Grundlage und leitender Gedanke des zwischen ihnen vereinbarten Vertrages.

Das für die Dauer von 20 Jahren geschlossene Abkommen sieht die allmähliche Wiederbelebung des Verkehrs auf allen früheren Hapag-Routen — ausser den nach dem fernen Osten, für die damals bereits Vereinbarungen zwischen der Hamburg-Amerika-Linie und englischen Linien bestanden — durch einen gemeinsamen Dienst der beiden Vertragskontrahenten vor, in dem jede Partei eigenen oder gecharterten Schiffsraum bis zur Hälfte der erforderlichen Gesamttonnage einzustellen berechtigt ist. Damit ist eine Interessen- und Arbeitsgemeinschaft begründet, keine Kapitalgemeinschaft, durch die die Unabhängigkeit des finanziell schwächeren Partners vielleicht gefährdet werden könnte. Der Vertrag wurde so abgefasst, dass für den Fall, dass sich später in Einzelheiten die Notwendigkeit einer Revision herausstellen sollte, Änderungen vorgenommen werden können, die der Billigkeit entsprechen und die Gleichberechtigung beider Interessenten wahren.

Auf Grund des Abkommens konnten bis heute ausser der eingangs erwähnten Passagierlinie Hamburg-New York eine wöchentliche Frachtlinie Hamburg-New York, regelmässige Fahrten zwischen Hamburg, Philadelphia und Baltimore und ein 14täglicher Frachtdienst Hamburg-Südamerika eingerichtet werden. An diesen gemeinsamen Diensten nahm die Hamburg-Amerika-Linie zuerst nur mit Charterdampfern teil. — Jetzt hat sie begonnen, wieder eigene Schiffe in Fahrt zu setzen. In dem Masse, wie sich ihre Tonnage vergrössert, wird auch ihr Anteil schrittweise wachsen bis zur Ausnutzung ihrer vollen Verkehrsquote.

Der Vertrag hat in der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit seine Bedeutung für beide Vertragskontrahenten klar erwiesen. Er hat der Hamburg-Amerika Linie die Möglichkeit gegeben, ihren Betrieb in grösserem Umfange und schneller als es ihr wohl sonst vergönnt gewesen wäre, wieder mit Arbeit zu erfüllen. Die weitverzweigte Geschäftsorganisation ist wieder in den Dienst des Weltverkehrs gestellt worden, und damit vor der Gefahr eines allmählichen Verfalles bewahrt geblieben. Für den amerikanischen Partner bedeutet das Bündnis mit der deutschen Gross-Reederei die mühelose Anteilnahme am deutschen Seeverkehr; es erspart ihm die Missgriffe und Verluste, mit denen er hätte rechnen müssen, wenn er zu schrittweisem eigenen Aufbau seines Geschäftes genötigt gewesen wäre. Bei Einrichtung und Ausgestaltung seines Betriebes stehen ihm die Erfahrungen eines Verbündeten, der auf eine fast 75jährige Tätigkeit im Überseeverkehr zurückblicken kann, zur Seite, ein Umstand, der angesichts des sich verschärfenden Konkurrenzkampfes in der Weltschiffahrt seinen besonderen Wert erhält. Vor allem aber — und das ist ein Vorteil, an dem beide Partner in gleichem Masse teilnehmen — sichert ihr Zusammengehen dem wieder aufgenommenen Verkehrsdienst das Interesse und das Vertrauen der Verlader diesseits und jenseits des Ozeans. Der amerikanische Reeder überlässt die Abfertigung der Schiffe, die er zum alten Kontinent herübersendet, dort der deutschen Gesellschaft, die wiederum ihm die Wahrnehmung ihrer amerikanischen Interessen überlässt. Und der deutsche Verlader, der mit amerikanischen Schiffen verfrachtet, lässt ebenso wie der amerikanische Verlader, der mit deutschen Schiffen expediert, seine Güter durch die Hand der ihm bekannten und geschäftlich verbundenen heimischen Reederei gehen und überträgt sein Vertrauen auch auf die neue Interessengemeinschaft. So trägt das Hapag-Harriman-Bündnis dazu bei, wieder eine Atmosphäre des Vertrauens zwischen zwei Völkern zu schaffen, die wirtschaftlich aufeinander angewiesen sind. Diese gegenseitige wirtschaftliche Abhängigkeit ist heut stärker denn je. Nach der ungeheuren Steigerung, die Amerikas Produktionskräfte wäh-

rend des Krieges erfahren haben, wird der amerikanische Aussenhandel auf das deutsche Absatzgebiet dauernd nicht verzichten wollen und können. Für Deutschland andererseits ist durch die erneute Blockade, die die Entente zur Erzwingung unmöglicher Reparationsforderungen gegen uns aufzurichten im Begriff ist, eine Erweiterung seiner Wirtschaftsbeziehungen zu den Vereinigten Staaten unerlässlich geworden. So drängen die wirtschaftlichen Interessen hier wie drüben gebieterisch zu einem Abbau der Schranken, die einem Miteinanderarbeiten heute noch im Wege stehen. Im Hapag-Harriman-Abkommen hat private Initiative diese Hindernisse beseitigt. Es ist eine deutsch-amerikanische Gemeinschaftsarbeit in der Schiffahrt geschaffen, die beiden Partnern zum Nutzen gereicht und ihre Stellung im Weltverkehr stärkt. Je mehr sich ihr Wirkungskreis erweitern wird, desto erfolgreicher wird sie den konvergierenden Interessen der beiden Länder dienen, desto förderlicher die künftige Gestaltung der wirtschaftlichen Zusammenhänge zwischen ihnen beeinflussen können.

* * *

Ein neues Leichtmetall.

Von Ing. Constantin Redzich.

Das von der „Chemischen Fabrik Griesheim-Elektron" in Frankfurt a. M. hergestellte „Elektronmetall", ein Sammelname für eine Reihe Magnesiumlegierungen (über 80 % Gewichtsteile Magnesium) mit geringen Zusätzen anderer Metalle, z. B. Zink, ist ein dem Aluminium ähnliches, silberweisses Legierungsprodukt, das sich infolge seines geringen Gewichts vorzugsweise zur Herstellung solcher Gegenstände (Giessen und Pressen von Maschinenteilen u. dergl.) eignet, die bei hoher Widerstandsfähigkeit möglichst geringes Gewicht aufweisen sollen.

„Elektronmetall" ist äusserlich dem Aluminium ähnlich, jedoch von mehr silberweisser Färbung. Bei längerem Liegen an der Luft überzieht es sich, etwa wie Zink, allmählich mit einer dünnen Oxydschicht, ist im übrigen aber, wie dieses, gegen Witterungseinflüsse vollkommen beständig. Im Gegensatz zu Aluminium ist Elektronmetall ganz unempfindlich gegen Alkalien und Laugen; von organischen und mineralischen Säuren und Salzen und deren wässerigen Lösungen wird es jedoch angegriffen. Gegen Benzin, Petroleum, Oel und Fett beständig, ist es nur für Gegenstände, die dauernd mit Wasser in Berührung kommen, nicht empfehlenswert, da Gebrauchswasser fast immer Salze und organische Säuren enthält.

Das mittlere spezifische Gewicht des Elektronmetalls ist 1,8 gegen 2,7 des Reinaluminiums; letzteres ist also noch um 50 % schwerer als jenes. Aluminiumguss, der allgemein aus legiertem Aluminium hergestellt wird und durchweg ein spezifisches Gewicht von etwa 3,0 aufweist, ist demnach um etwa 66 % schwerer als Elektronguss.

Den verschiedenen Anforderungen an Zugfestigkeit, Dehnung und Härte entsprechend wird Elektronmetall in verschiedenen Legierungen hergestellt. Die Zugfestigkeit des vergüteten Metalls beträgt zwischen 25—35 kg für 1 qmm bei 25—10 % Dehnung. Die Zugfestigkeit gegossener Stücke etwa 12—14 kg bei 4—2 % Dehnung.

Die Bearbeitung des Elektronmetalls mit schneidenden Werkzeugen ist gegenüber dem Aluminium eine besonders vorzügliche, schon weil es die jenem eigene Eigenschaft des „Schmierens" entbehrt. Glatte, blanke Flächen nach dem Abdrehen, scharfe, saubere Gewinde, Press-, Druck- und Walzbarkeit im warmen Zustande verleihen ihm eine Vielseitigkeit in der Verwendung, wie es kein anderes Metall aufzuweisen hat, zumal bei angewärmten Werkzeugen alle nur denkbaren Formen herzustellen sind, beispielsweise ziehbare Bleche, allerdings nur auf beschränkte Tiefen. Infolge dieser Vorzuge kann Elektronmetall als vollwertiger Ersatz für Aluminium, Kupfer, Messing, also zur Herstellung solcher Gegenstände betrachtet werden, die nicht mit ätzenden Flüssigkeiten oder Dämpfen in Berührung kommen. Ein sehr beachtenswerter Vorteil ist übrigens noch seine äusserst billige Bearbeitungsmöglichkeit, die fertige Werkstücke unter weit geringeren Kosten produzieren lässt als z. B. bei Eisen. Zum Vergleiche sei angeführt, dass Elektronmetall im Rohzustande wohl Eisen um das Vierzehnfache im Preise übersteigt, das Werkstück sich jedoch nach der vollendeten Bearbeitung um $^1/_{14}$ billiger stellt als der gleiche Eisenteil.

Zurzeit werden folgende Legierungen hergestellt:

1) C M-Sonderlegierung für Stromleitungszwecke;
2) Z 1-Legierung mit verbesserten Fertigkeitswerten; meist verwendbares Metall für mechanische Bearbeitung;
3) A Z M-Legierung für solche Zwecke, bei denen es auf besonders hohe Festigkeit ankommt;
4) Gusslegierung von hoher Dehnung.

Reinaluminium ist etwa	50 %	schwerer als Elektron.
Aluminiumguss „ „	65 %	
Eisen „ „	330 %	
Rotguss „ „	370 %	

Der Schmelzpunkt des Elektronmetalls liegt zwischen 630 und 650° C, also etwa gleich hoch mit dem des Aluminiums. Eine Eigentümlichkeit besteht jedoch in der Tatsache, dass es zwar durch alkalische Flüssigkeiten nicht angegriffen wird, aber gegen alle Säuren, auch gegen sehr schwache organische, ausserordentlich empfindlich, gegen Witterungseinflüsse, atmosphärische Niederschläge usw. wiederum beständig ist. In dieser Beziehung verhält es sich also günstiger als Eisen.

Bisherige Versuche, Elektronmetalle zu löten, führten noch zu keinem günstigen Ergebnis, doch ist eine autogene Schweissung möglich unter Verwendung des eigens hierzu hergestellten Schweisspulvers „Autogal".

Die Festigkeitseigenschaften des Metalls sind jedoch so aussergewöhnliche, dass Risse und Brüche kaum denkbar erscheinen, denn was dem Elektronguss zugemutet werden kann, dürfte bei keinem anderen Gussmetall auch nur annähernd möglich sein. So z. B. lassen sich Röhren in kaltem Zustande zu Winkeln biegen, hohle Guss-

stücke gegeneinanderdrücken, Zylinderformen mit dem Hammer zusammenschlagen und Stäbe zu Spiralen drehen, wie man etwa mit Bleimassen umzugehen vermag, ohne ein Zerreissen befürchten zu müssen. Dagegen haben harte Elektronbleche wiederum eine gute Federkraft und das Stanzen bietet keine Schwierigkeiten.

Temperaturen unter 0° C haben keinen wesentlichen Einfluss auf die Streck- und Bruchgrenze. Die maximale Erniedrigung der Streckgrenze beträgt 3,6 %, die der Bruchgrenze 5 % und die der Bruchdehnung 4 %. Die Versuche bei höheren Temperaturen sind noch nicht abgeschlossen, doch lässt sich heute bereits eine Minderung der Streck- und Bruchgrenze bei Temperaturen von + 100° C mit 12 %, bzw. 5 % voraussagen, bei starker Erhöhung von Dehnung und Kontraktion.

Im frisch bearbeiteten Zustande stark silberglänzend und leicht auf Hochglanz polierbar, überziehen sich die Einzelteile unter dem Einfluss freier Luft allmählich mit einer grauen Haut, die das Äussere unansehnlich erscheinen lässt. Aus diesem Grunde wird man sie mit einem Schutzüberzug versehen, der je nach seiner Widerstandsfähigkeit das Metall gegen Witterungseinflüsse, Wasser oder selbst gegen vorübergehende Einwirkung stärkerer Säuren zu schützen vermag. Als bekannte Mittel hierzu werden empfohlen: Einfetten mit wasserfreier Vaseline, Überziehen mit Leinölfirnis mit eventuellem nachträglichen Einbrennen, Anstreichen mit Ölfarbe, Asphaltlack, ferner Erzeugen einer festhaftenden Schicht von Metalloxyden (Farbigbeizen). Spachteln, Lackieren, Emaillieren und Galvanisieren.

Die Festigkeitseigenschaften des erwähnten Gusses hängen, wie bei anderem Metallguss, besonders auch bei Aluminium, von der Wandstärke, der Geschwindigkeit der Abkühlung und nicht zuletzt von der Reinheit des Metalls ab. Im Mittel weist Elektronmetallguss, hergestellt aus der sogenannten AZ-Legierung, eine Zerreissfestigkeit von 12—15 kg/mm² und eine Dehnung von 2—4 % auf. Dickwandige und demnach langsamer abgekühlte Stücke haben eine um 2—3 kg/mm² geringere Festigkeit bei etwa 3 % Dehnung. Die Querschnittskontraktion hat etwa die gleichen Werte, wie sie für die Dehnung ermittelt wurden. Die Proportionalitätsgrenze liegt bei 4 und 5, die Fliess-(Streck-)Grenze bei 8—10 kg/mm². Die Härteprüfung nach Shore ergab Werte zwischen 10°—15°.

Die elektrische Leitfähigkeit der Gusslegierung beträgt etwa 15—16 (Kupfer = 57), die Wärmeleitfähigkeit 0,32, die spezifische Wärme 0,24.

Obwohl Elektronmetall zurzeit noch wenig bekannt ist, hat es sich in einer Reihe von Industriezweigen bereits eingeführt. Zu erwähnen ist die Kamerafabrikation, die Herstellung künstlicher Glieder, seine Verwendung im Kraftwagenbau, in der Textil-Industrie, Kammfabrikation, Rechen- und Schreibmaschinenkonstruktion, als Ersatz für Horn- und Beinwaren, Spinnereimaschinenteile, Webstühle, Reisekoffer und Sättel, ebenso im Baugewerbe zu Tür-, Fenstergriffen, Schlüsseln, Lampen, Möbelbeschlägen usf.

In der Elektrotechnik dient es allen möglichen Zwecken, wie zur Herstellung von Bürstenhaltern, Kohlenklemmen, Wickelungsstutzen, Pressplatten für Transformatoren und sonstige Teile, die keine magnetischen Eigenschaften besitzen dürfen, ferner Gehäuse für tragbare Kleinmotoren, Teile für Strassenbahnwagen, Grundplatten für elektrische

Zähler, ferner als Pressteile für Ventilationsschaufeln, Klemmen, Schrauben, Schalterteile. An Stelle von Aluminium und Kupfer dienen Schienen aus Elektronmetall, wegen seiner geringeren Schwere, leichterer Bearbeitbarkeit und minder umständlicher Bezugsfähigkeit.

Das elektrische Leitvermögen bewegt sich je nach der Legierung zwischen 12 und 22 reziproken Ohm pro ccm (Kupfer = 56, Aluminium = 33), bei einem Temperaturkoeffizienten von 0,0038. Die für Stromleitungszwecke hauptsächlich in Betracht kommende Legierung CM hat also etwa 70 % der Leitfähigkeit von Reinaluminium; da aber das spezifische Gewicht um etwa 50 % höher ist, als das der Legierung CM, so ist für eine bestimmte Stromstärke das erforderliche Leitungsgewicht bei Elektronmetall trotzdem etwas geringer als beim Aluminium.

Noch günstiger liegen die Verhältnisse dem Kupfer gegenüber. Wenn auch bei Verwendung von Elektronmetall der 2,6fach grössere Querschnitt zu nehmen ist, als beim Kupfer, so ist die Elektronschiene dann doch nur halb so schwer wie eine Kupferschiene mit dem gleichen Leitvermögen. Die Handhabung der Schienen beim Montieren ist hierdurch angenehmer; hinzu kommt als weiterer Vorteil das leichtere Bohren und Schneiden.

Als Stromleiter hat sich Elektronmetall ebenfalls bestens bewährt, denn es befinden sich auf einigen Werken Leitungen für Stromstärken bis zu 20000 Amp. im Dauerbetriebe, ohne dass sich irgendwelche Anstände ergeben hätten. Diese Fähigkeit gewährleistet eine Verwendungsmöglichkeit für Schleifbügel der Strassenbahnen, weil diese dem Aluminium gegenüber zufolge ihres geringeren Gewichts weniger dem Abschleudern ausgesetzt sind und somit die Oberleitung weniger beanspruchen, Brüche also seltener auftreten.

Nicht geeignet ist dagegen Elektronmetalldraht als Ersatz des gewöhnlichen Schwachstromdrahtes, zu Lichtkabeln und ähnlicher dünner, meist umsponnener Leitungsdrähte.

Welche Verwendungsmöglichkeiten sich für das neue Leichtmetall im Baugewerbe bieten, liegt offenkundig zutage. Überall dort, wo schon lange nach einem Ersatz für das allzuschwere Eisen, bzw. des in gewissen Fällen ungeeigneten Aluminiums Umschau gehalten wurde, wird Elektronmetall schnellstens eingeführt werden können. Bei hochragenden Bauwerken, Türmen, Gittermasten für Überlandleitungen, Schwebebahnen, Kranbauten, Drehbrücken, ungezählten anderen Fällen wird man Elektronleichtmetall bevorzugen.

Im speziellen steht aber auch dem Motorenbau nicht nur für Luftschiffe und Flugzeuge eine grosse Zukunft bevor, sondern überhaupt der Fabrikation von Maschinen und Apparaten für solche Zwecke, bei denen neben geringstem Gewicht auf grösste Widerstandsfähigkeit besonderer Wert gelegt wird.

* * *

Das Ausland und die Leipziger Messe.

Die Leipziger Frühjahrsmesse im März wies 13000 Aussteller auf, während sich die Zahl der Einkäufer auf etwa 130000 belief. Es sind das Rekordziffern, mit denen man im Hinblick auf die ungeklärte politische Lage — der Messbeginn fiel mit den Londoner Verhandlungen zusammen — kaum gerechnet hatte. Ganz besonders stark war das Ausland vertreten. Mehr als 25000 Ausländer hatte die Messe nach Leipzig gezogen, eine Beteiligung, die noch auf keiner der bisherigen Messen erreicht worden ist. Die meisten Auslandsbesucher stammten naturgemäss aus den europäischen Ländern, insbesondere aus den ehemals verbündeten und den neutralen Staaten. Aber auch die Kaufleute aus den Ententestaaten, so aus England, Italien und Belgien, hatten den Weg zur Leipziger Messe zurückgefunden, was erhoffen lässt, dass auch in den früheren Feindstaaten die ernsthaften Kaufmannskreise eine Verständigung und wirtschaftliche Annäherung anstreben. Dass auch aus Übersee, aus Nord- und Südamerika, Japan, China, Afrika usw. zahlreiche Besucher eingetroffen waren, ist besonders erfreulich. Man kann daraus schliessen, dass Leipzigs Stellung als Zentralmarkt des internationalen Handels noch immer in Geltung ist und dass diese grosse Musterschau mit ihrer einzigartigen Form des Geschäftsverkehrs auch weiterhin die Einkäufer aus aller Welt anziehen wird, da diese sich bewusst sein werden, dass ihnen ein so vollkommener Überblick über die Marktlage in ihrem Geschäftszweig, über Neuheiten und Preise und damit die Gelegenheit, vorteilhaft ihren Bedarf zu decken, nirgends in gleicher Weise geboten wird. Die Auslandsbesucher begnügten sich auch nicht

damit, sich zu vergewissern, dass die deutsche Industrie wieder qualitativ das Höchste zu leisten vermag, sondern tätigten auch beträchtliche Geschäftsabschlüsse. Besondere Beachtung wurde von ihnen auch der seit diesem Frühjahr wieder in zeitlicher Verbindung mit der Allgemeinen Mustermesse stattfindenden Technischen Messe entgegengebracht, auf der fast alle bedeutenderen deutschen Firmen als Aussteller vertreten waren, um hier das Neueste und Beste der Technik vorzuführen. Auf der Herbstmesse (28. August bis 3. September) dürfte das Interesse des Auslandes für die Leipziger Messe in noch verstärktem Masse in Erscheinung treten. Pr.

* * *

Kleine Nachrichten.

Britische Anerkennung deutscher Handelstätigkeit in Kamerun. Unter der Überschrift „Handelsmöglichkeiten in Kamerun" bringt die Zeitung „Westafrica" einen Artikel ihres Korrespondenten, in dem für uns verschiedene Eingeständnisse über die Mängel der jetzigen Zustände von Interesse sind. Es wird zugegeben, dass seit dem Verschwinden der deutschen Handelsfirmen nur sehr wenig von seiten des britischen Mandators zur Erschliessung der Kolonie getan ist. Der Grund hierfür sei in der Ungewissheit der endgültigen Bestimmung über die Zugehörigkeit Kameruns zu suchen. Das Einziehen der Kopfsteuer sei mit den grössten Schwierigkeiten verbunden gewesen, da infolge Abwesenheit europäischer Niederlassungen keine Verdienstmöglichkeiten bestanden. Die Eingeborenen erwarten mit Ungeduld die Wiederkehr der europäischen Firmen. Sie hätten die alten deutschen Firmen, deren billige Waren von ihnen geschätzt waren, verloren und keinen Ersatz dafür bekommen. Es sei nur gerecht, festzustellen, dass der Kameruner Eingeborene jetzt einsieht, dass, obwohl der Deutsche ein strenger Lehrmeister gewesen sei, seine Handelsorganisation den oberflächlichen und unsicheren Methoden jetziger britischer Firmen unendlich vorzuziehen sei. Es wird dann in dem Artikel der Vorschlag gemacht, man solle den Eingeborenen nicht nur als Arbeiter und Käufer von Waren benutzen, sondern ihn auch finanziell an der Entwicklung der Pflanzungen teilnehmen lassen. Interessant ist für uns dann noch die Feststellung, dass die deutsche Mark sich noch heute dort als Zahlungsmittel erhält und besonders der Eingeborene seinen Lohn noch immer in Markzahlung verlangt. In diesem Artikel hat die sonst nicht gerade deutschfreundliche „Westafrica" uns unbewusst ein weiteres Kapitel zur Widerlegung der Behauptung der Unfähigkeit deutscher Kolonisation geliefert.

Ausfuhr von deutschem Schwerspat nach Amerika. Nach Berichten amerikanischer Farbenfabriken treffen jetzt regelmässig grosse Sendungen Schwerspat aus Deutschland im New Yorker Hafen ein, der für die Herstellung von Farben dient. Die deutsche Ware ist billiger als das amerikanische Produkt, das grösstenteils aus dem Staate Missouri kommt. Die hohen Frachtsätze sowie

die Arbeitslöhne in den einheimischen Gruben haben die Preise für Schwerspat so in die Höhe getrieben, dass deutsche Exporteure in der Lage sind, das gleiche Material zu einem um 5 bis 10 Dollar niedrigeren Preise für die Tonne als das amerikanische Erzeugnis zu liefern.

Deutsche Zündmagnete in England. Von jeher standen die deutschen Zündmagnete für Explosionsmotoren in aller Welt in hohem Ansehen. Man geht nicht zu weit, wenn man sagt, dass Deutschland auf diesem Gebiete die Monopolisierung der ganzen Welt verwirklicht hatte. Mit dem Ausbruch des Krieges sahen sich vor allem die kriegführenden Staaten vor die Notwendigkeit gestellt, die Erzeugung dieses „Massenartikels", der für jedes Flugzeug, für jeden Kraftwagen und viele Kleinmotoren unerlässlich war, selbst in die Hand zu nehmen. Kurz nach Ausbruch des Krieges, als vornehmlich England den Mangel des guten deutschen Bosch-Magneten bitter fühlte, wollte Lord Kitchener der Not mit dem kurzen Befehl: „Rolls-Royce hat 10000 Stück zu bauen" abhelfen, doch das ging nicht so leicht. Allerdings fertigte England im Kriege täglich 1000 Stück dieser wichtigen Hilfsmaschinen für Verbrennungsmotoren an, aber sie waren äusserst mangelhaft. Man musste eben für jeden deutschen Zündmagneten mehrere englische oder amerikanische in Rechnung bringen. Mit Interesse kann man jetzt nach Beendigung des Krieges beobachten, wie die Nachfrage nach guten deutschen Zündmagneten sofort wieder schnell stieg. Natürlich begünstigt unser niedriger Geldwert die Einfuhr dieser wie aller industriellen Erzeugnisse, aber in letzter Zeit wird der Bedarf an Zündmagneten immer mehr aus Deutschland als aus dem eigenen Lande gedeckt, so dass die Regierung schon an ein Gesetz zur Einschränkung dieses Spezialartikels denkt, da die englischen einschlägigen Firmen nicht mehr konkurrenzfähig bleiben können.

Die deutsche Einfuhr nach Schweden. Das schwedische Kommerzkollegium veröffentlicht eine vergleichende Einfuhrstatistik für die Jahre 1913 bis 1920 für die bedeutenderen Warengruppen unter Berücksichtigung der Herkunftsländer. Neben der kräftigen Einfuhr der Vereinigten Staaten ist nach „Svensk Handelstidning" bei dieser Statistik besonders die Entwicklung der deutschen Einfuhr von Interesse. In der Textilbranche sei der deutsche Import nicht so erdrückend, wie man nach den Äusserungen der schwedischen Industriellen angenommen habe, wenn er auch in einzelnen Gruppen recht bedeutend sei. Beherrschend tritt die deutsche Einfuhr besonders für Lederwaren, wie Brieftaschen und Reiseutensilien hervor, ferner für Fensterglasfabrikate und ganz besonders für Produkte der Eisen- und Stahl-Industrie und in der Maschinenbranche.

Verdrängung des japanischen Spielzeuges durch deutsches. Wie „Japan Chronicle" berichtet, beginnt die während des Krieges hochentwickelte Spielzeugausfuhr Japans neuerdings empfindlich unter dem deutschen Wettbewerb zu leiden. Schon im Juli v. J. seien die Preise um etwa 50 v. H. zurückgegangen, und vor der letzten Weihnachtssaison habe Deutschland grosse Mengen Spielzeugs zu so niedrigen Preisen auf den englischen und amerikanischen Markt geworfen, dass Japan damit nicht konkurrieren könne. Die Lage gestalte sich für die japanische Spielzeug-Industrie immer ungünstiger.

Über den Wettbewerb zwischen japanischen und deutschen Waren auf dem indischen Markt berichtet „Japan Chronicle": Der deutsche Handel habe vor dem Kriege in Indien eine einflussreiche Stellung innegehabt, aber man habe nicht damit gerechnet, dass schon wenige Jahre nach Beendigung des Krieges deutsche Waren in solchem Umfange wieder in Indien erscheinen würden. Besonders handele es sich um deutsche Eisenwaren, Lampen, Chemikalien und Arzeneien, Spielzeug, alkoholische Getränke und dergl. Der Markt in Calcutta sei bisher zum grössten Teil von Japan mit Waren aller Art beliefert worden, aber allmählich treten an deren Stelle jetzt deutsche Erzeugnisse, die billiger als englische seien und besser als die japanischen.

Bücherbesprechungen.

Die Grossschmetterlinge der Erde. Von Dr. Adalbert Seitz. Verlag des Seitzschen Werkes (Alfred Kernen). Stuttgart 1921. In Lieferungen à Mk. 4.50.—.

Die Seitzschen Grossschmetterlinge gelten als das Hervorragendste auf dem Gebiete der Schmetterlingskunde. Das Riesenwerk zerfällt in die beiden Abteilungen der paläarktischen und der exotischen Falter; letztere scheiden sich wieder in die Fauna americana, africana und indoaustralica. Jede der 4 Faunen umfasst die 4 Doppelbände der Tagfalter, Schwärmer und Spinner, Eulen, Spanner, so dass das Gesamt-

werk 16 Doppelbände, das ist: 16 Bände für Text und 16 Bände für Tafeln bilden wird. Fertig liegen bereits die 4 bezw. 8 Bände der Paläarktier (Europäer) vor.

Das allen Schmetterlingssammlern angelegentlichst zu empfehlende, ganz vorzügliche Prachtwerk mit den herrlichen naturwahren Darstellungen möglichst aller Falter der Welt wird gegen 40000 Buntabbildungen bringen. Es erscheint auch in einer französischen und englischen Ausgabe und ist unbedingt eine Zierde deutschen Fleisses und deutscher Kunst.

Die Leute auf Dangaard. Von Martin Andersen Nexö. Drama in drei Akten. Verlag Albert Langen, München.

Der deutsche Zolltarif. Taschenausgabe, in Leinen dauerhaft gebunden, mit allen Änderungen bis 1. Oktober 1920. Preis Mk. 15 —. Richard Hermes Verlag, Hamburg 37.

Die vorliegende Ausgabe ist die einzige zurzeit im Handel befindliche Zolltarifausgabe. Angesichts der Zollerhebung im besetzten Gebiet hat dies Werk für alle Geschäftsfirmen die grösste Bedeutung und ist unentbehrlich. Der Zolltarif enthält ausser dem nach den neuesten Bestimmungen berichtigten Zolltarif das Zolltarifgesetz, das Vereinszollgesetz und das Warenverzeichnis. Das Werk hält sich genau an den amtlichen Wortlaut und wird im Zolldienst allgemein verwandt.



VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER

Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig

• August 1921 •

Schriftleitung u. Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27. — Jahresbezugspreis für valutapfl. Ausland M. 36.— bezw. M. 28.80 (zuzgl. M. 8.40 für Porto und Verp.), Inland M. 18.—. Anzeigen M. 1.50 für die einspaltige Millimeterzeile.

No. 12, X. Jahrg.

Wettbewerb deutscher Kraftpflüge.

Von Ing. Constantin Redzich.

Den treffendsten Beweis für ihre unnachahmliche Leistungsfähigkeit — trotz der schwierigen Lage, in der wir uns heute befinden — erbrachte die deutsche Industrie auf der

Landwirtschafts-Ausstellung zu Leipzig.

Sinngemäss, wie in verschärftem Masse an die Landwirtschaft fast der gesamten übrigen Welt die Frage herantritt, den infolge rapider Bevölkerungszunahme, dazu allüberall verteuerter Arbeits-, daher auch Lebensbedingungen noch zur Verfügung stehenden Ackerboden peinlichst rationell auszunutzen, sieht sich die Technik vor die kategorische Forderung gestellt, Hilfsmittel als Ersatz für physische Kraft (tierische und menschliche) bereitzustellen, um unter allergünstigsten Bedingungen höchste Anforderungen zu erfüllen.

Inwieweit deutsche Geistesarbeit ihren gewichtigen Anteil zum Gelingen grosszügiger Pläne in Hinsicht vervollkommneter Bodenbearbeitungsmöglichkeiten beiträgt, soll nachstehende Zusammenstellung veranschaulichen, eine Auslese derjenigen genial erdachten Produkte, wie sie sich den Fortschritten und Bedürfnissen einer schnellebigen Zeit in allen Teilen anzupassen verstanden haben.

Die Landwirtschaft nimmt geradezu eine Sonderstellung auf dem Gebiete der Kraftversorgung ein und stellt Forderungen, wie sie in anderen Betrieben nicht gut möglich sind. Aus diesem Grunde bietet sich für den Spezialtechniker ein weitausgedehntes Gebiet interessanter Betätigung seiner Erfindergabe, dessen Resultate wir mit stolzer Genugtuung denjenigen der Wettbewerber anderer Länder gegenüberstellen.

In erster Linie ist es der Kraftpflug und die vielartige Verwendungsweise seiner Triebmaschine, die mit allen ihren Vorteilen und Vorzügen gegenüber tierischer Energie ein näheres Eingehen auf ihre Grundzüge erheischt. Deshalb eröffnen wir hier mit kurz gehaltenen technischen Beschreibungen an Hand zur Verfügung stehender Abbildungen die Reihe derjenigen Fabrikate, wie sie auf Grund von Güte und Brauchbarkeit unbedingt empfehlenswert erscheinen.

Schon seit fast 60 Jahren beschäftigt sich unsere Industrie mit dem Bau von Dampflokomobilen, aus welcher die Dampfpflugmaschine entstand. Unter Verwendung der in der Praxis gesammelten Erfahrungen erreichte der Dampfpflugbau im Laufe der Zeit eine Stufe höchster Vollendung, wie sie in den Fabriken einer Anzahl Spezialfirmen technisch-erstklassig zum Ausdruck kommen. Beispielsweise wird über die Wolfschen Heissdampfpflüge (Abb. 34) von berufener Seite in den „Mitteilungen des Verbandes landwirtschaftlicher Prüfungsanstalten" im Jahre 1918 folgendes Urteil ausgesprochen:

> „Für tiefe und schwere Ackerungen auf ausgedehnten Feldgebieten ist der technisch vollkommenste, betriebssicherste und wirtschaftlich vorteilhafteste Bodenbearbeitungsapparat der Dampfpflug, ein Apparat, der für den angeführten Zweck von keinem Motorpflug erreicht wird oder gar noch übertroffen werden kann."

Die Bauart der Pfluglokomobilen ermöglicht heute eine Befeuerung — neben allen Kohlensorten — auch mit Holz, Torf und sonstigen brennbaren Abfallstoffen, ohne in der Leistung beschränkt zu werden; gleichzeitig bringen sie aber auch eine Brennstoff und Dampf-

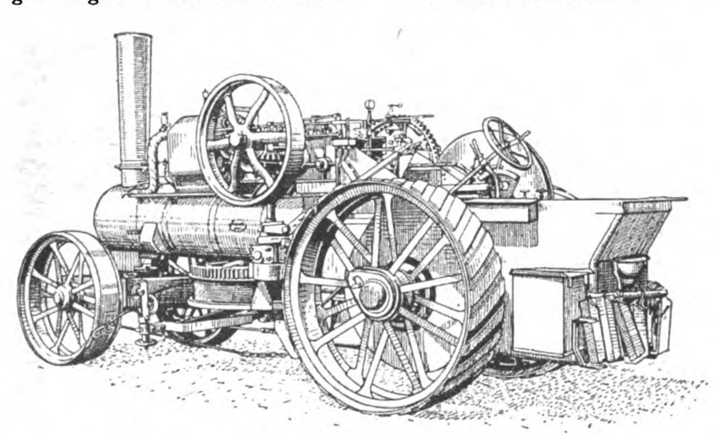


Abb. 34. Wolfsche Heissdampf-Verbund-Pfluglokomotive.

ersparnis bis zu 30 % gegenüber Sattdampfmaschinen.

Die modernste Bauart ist die Einzylinder-Lokomotive, welche bei den Fabrikaten der Maschinenbauanstalt Rudolf Sack, Leipzig-Plagwitz, mit stehender Seiltrommel ausgerüstet ist, unmittelbar von der Kurbelwelle aus angetrieben. Durch diese direkte Kraftübertragung wird gegenüber anderen Übersetzungen bedeutend an Energie gespart, wobei sich noch durch Fortfall des Zwischengetriebes Abnutzung und Schmierölverbrauch erheblich verringern.

Um auch kleineren Betrieben, für die eine Anschaffung eigener Dampfpflüge zu teuer wird, die enormen Vorteile der Dampfpflugkultur zugänglich zu machen, empfiehlt sich für diese die Benutzung der in der Lohnpflügerei zur Verfügung stehenden Apparate oder die Bildung von Dampfpflug-Genossenschaften.

Die Arbeitsweise des Dampfpfluges dürfte allgemein bekannt sein: Auf jeder Seite des zu pflügenden Feldes fährt eine Pfluglokomotive. Der Pflug wird abwechselnd mit einem Drahtseil von einem Ende zum anderen und zurückgezogen, wobei man nach jedem Zuge die betreffende Pfluglokomotive um ein der doppelten Arbeitsbreite des angewendeten Ackergeräts entsprechendes Stück vorwärts rückt, während die gegenüberstehende Maschine das Gerät zu sich heranzieht.

Flachpflüge werden im allgemeinen mit Antibalancevorrichtung, Tiefpflüge als Balancepflüge gebaut; beide zeichnen sich besonders dadurch aus, dass jeder einzelne Pflugkörper sowohl in der Neigung des Schars zur Bodenoberfläche, als auch seitlich zur Furchenrichtung verstellbar ist. —

Als man vor einem Jahrzehnt die Verbrennungs-Kraftmaschine als Antriebsmotor auch für Kraftpflüge zu benutzen begann, lag nichts näher, als das bei Dampfpflügen seit beinahe einem halben Jahrhundert bewährte Zweimaschinensystem auch beim Motorpflug anzuwenden. Die Arbeitsweise ist genau dieselbe wie dort, nur mit dem Unterschiede, dass man sich von jeglicher Brennstoff- und Wasserzufuhr unabhängig gemacht hat (bis auf Benzin, Benzol oder Rohöl), wobei noch als gewichtiges Moment die einfachere Bedienungsweise hinzukommt. Letztere bereitet hauptsächlich dem landwirtschaftlichen Arbeiter weniger Schwierigkeiten, wie die Erfahrung lehrt, abgesehen von der Vermeidung aller Feuersgefahr, grösserer Reinlichkeit und geringerer Instandhaltung gegenüber Dampfmaschinen.

Unter der grossen Anzahl vorzüglicher Konstruktionstypen tritt besonders der Kaulensche Ergomobilpflug hervor, dessen Motor bei Benzolbetrieb 40 PS leistet, bei einer mittleren Pfluggeschwindigkeit von 61—97 m. Das Fahrgetriebe gestattet die Einschaltung von je zwei Geschwindigkeiten, vorwärts und rückwärts zu 1,3 bzw. 0,65 km/Std. (Abb. 35.)

Von den mancherlei Vorteilen, die das Zweimaschinensystem bietet, ist hauptsächlich die günstigere Ausnutzungsmöglichkeit gegenüber den Dampfpflügen (infolge der höheren Leistungsfähigkeit letzterer) hervorzuheben. Ferner ermöglicht er eine Bearbeitung des auch in schwierigem Gelände liegenden Ackerbodens, im Moorgrund, zwischen Baumstümpfen und Felsstücken, auf Abhängen und in schmalen Zwischenräumen befindlichen Streifen, die der Motorwagen nicht passieren kann. Sehr ins Gewicht fällt ferner die geringe Abnutzung der Maschinenteile mit-

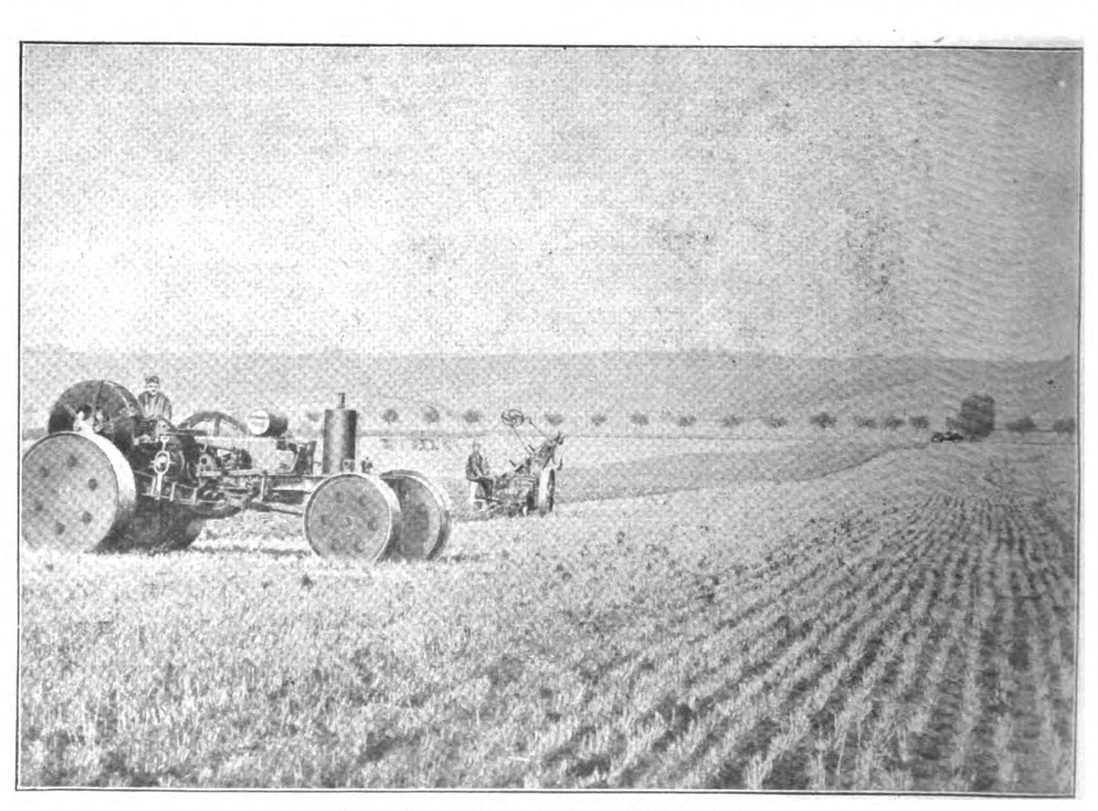


Abb. 35. Ergomobilpflug der Firma Theodor Kaulen.

samt dem Motorenmechanismus infolge kaum merkbarer Verstaubung beim Arbeiten.

Der hohen Anschaffungskosten wegen wird das Zweimaschinensystem dagegen für kleinere Betriebe kaum in Betracht kommen, weshalb sich diese also gleichfalls der Lohnpflügerei — wie bei den Dampfpflügen — zuzuwenden gezwungen sehen werden.

Fortschreitend im Bau von landwirtschaftlichen Maschinen setzte sich die Technik zum Ziel, tierische Kraft neben Handarbeit durch geeignete Mechanismen zu ersetzen, die Arbeitsweise derselben solchen Bedingungen anzupassen, wie man sie im eigentlichen Sinne als vollgültigen Ersatz für Handarbeit anzusprechen vermöchte. In dieser Beziehung musste auch das Pfluggerät, unabhängig von allen Nebenbestimmungen, genau den Bewegungen des traditionellen Handpfluges angepasst, durch eine Ersatzkraft betrieben werden können. Und dieser Gedanke leitete den Konstrukteur beim Aufbau einer dem Pflug vorausfahrenden Zugmaschine, dem Motortrekker, dem es im Laufe der Jahre nicht nur gelang, sich einen ersten Platz unter seinen verwandten Kollegen zu sichern, sondern nicht ganz zu Unrecht den bezeichnenden Namen einer Universaltriebmaschine errang. (Abbild. 36.)

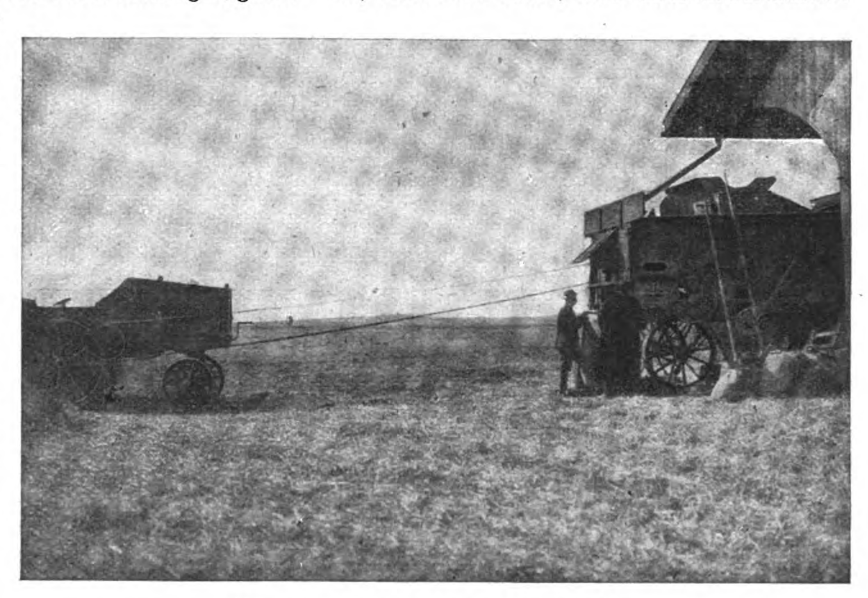


Abb. 36. Hansa-Lloyd-Trekker beim Dreschen.

Der Motorschlepper zieht den angehängten Pflug glatt durch den schwersten Boden. Nacheinander können alle anderen Spezial-Bodenbearbeitungsmaschinen an ihn angehängt werden: Er zieht Eggen und Sämaschinen, leistet bei der Ernte die Hauptarbeit, indem er Mähmaschine und Erntewagen befördert, dient schliesslich zum Antrieb der Dreschmaschine und Schrotmühle, schafft das Getreide zum Müller, erforderlichenfalls auch landwirtschaftliche Produkte (Kartoffeln, Rüben, Dünger, Güter) von und zu Bahn und Markt, befördert sonstige schwere Lasten: Langholz, Kessel, Maschinen und deren Teile, Baumaterialien und Steine zur Verwendungsstelle, wobei er nicht nur 8—10 Pferde ersetzt, sondern seine motorische Kraft auch zum Auf- und Abladen der Frachten spendet, also entsprechende Arbeiterkräfte entbehrlich macht. Dazu ist er stets fahrbereit: ob bei Tag oder Nacht, Kälte oder Hitze, Regen oder Sonnenschein, pünktlich und gewissenhaft regt er seine herkulischen Muskeln, dabei in erstaunlicher Anspruchslosigkeit obendrein noch um das Zehnfache billiger als physische Energie.

Im allgemeinen dienten dem Schlepperbau die Grundsätze derjenigen des Lastkraftwagens. In der Gesamtanordnung wirkt ein Viertaktmotor, der mittels einer Kuppelung seine Antriebskraft auf ein Wechselgetriebe überträgt, wobei durch Kugelräder die Wirkung auf ein Vorgelege mit Differenzialausgleich weitergeleitet wird. Dieses Vorgelege treibt sodann direkt durch Stirnrädergetriebe die Haupträder des Schleppers.

Die einzelnen Trekkertypen weichen in Form und Konstruktionsart weit voneinander ab, gleichsam wie wenn jede Werkstatt eine eigene Idee zum Bau von Spezialsystemen verfolgte. Diese Spaltung im Verfolg gewisser Richtlinien brachte den wohldurchdachten Vorteil, dass jeder Landwirt in Berücksichtigung des Geländezustandes seines Ackerfeldes eine für seine Zwecke brauchbare Maschine auszuwählen in der Lage ist, wobei ihm diese, trotz ihrer abweichenden Bauart genau dieselben allgemeinen Nebenvorteile der anderen bietet.

Wo beispielsweise an Bedienungsleuten gespart werden soll, bewährt sich vorteilhaft das starre System, bei welchem das Pfluggerät, fest am Kraftwagen montiert, der Tragbalken der Schare parallel zur Oberfläche des Erdbodens liegt, also stets gleichmässig gezogene Furchen gewährleistet. Dieser Tragpflug (Abb. 37) kann durch nur einen Mann bedient werden, gestattet fast restlose Ausnutzung des Ackergeländes infolge scharfer Wendungsmöglichkeit und Beweglichkeit, ist dieserhalb also auf beliebigem Gelände verwendbar und wegen seiner billigen Anschaffungskosten als Kleinpflug auch mittelgrossen Betrieben zugänglich.

Dass bei der Anwendung nutzbringender Maschinenkraft eine bedeutend intensivere Bodenbearbeitung durchgeführt werden kann und sich damit auch die Bodenerträge bedeutend steigern lassen, ist eine durch Fachautoritäten hinlänglich erwiesene Tatsache. Aber auch die nur flüchtige Überlegung, dass ein gewichtiger Teil der Felderzeugnisse von den eigenen Gespannen im Laufe des Jahres wieder aufgezehrt werde, führt zu dem Schluss, durch Verkauf auch dieser Quantitäten Summen zu erzielen, die gegebenenfalls praktischen Endes besser der Amortisation zugeführt werden.

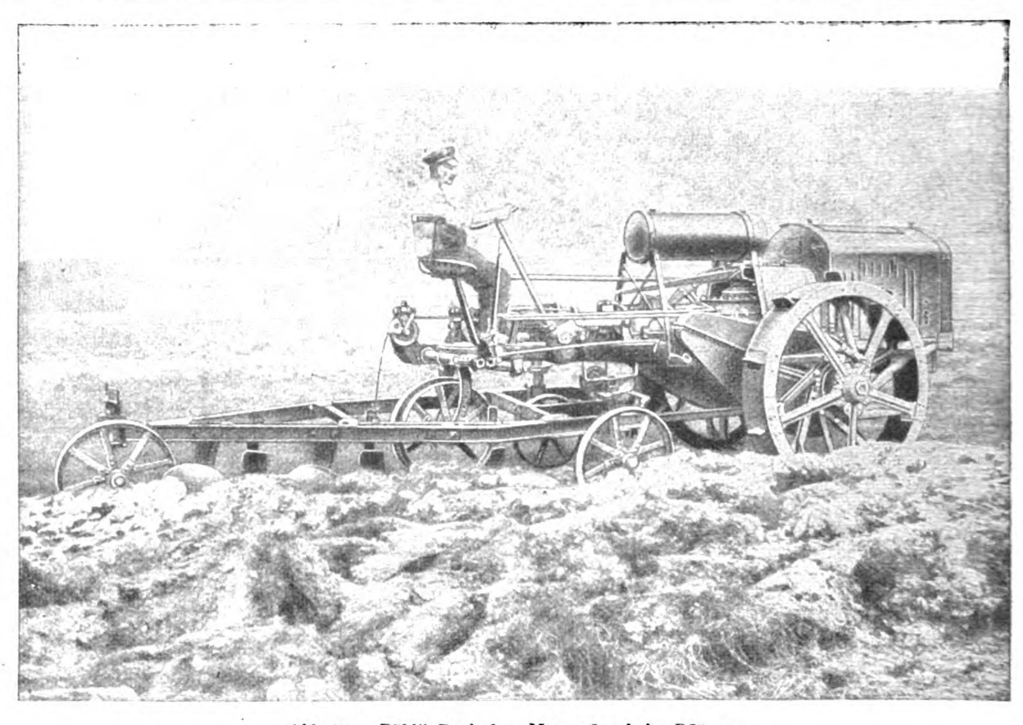


Abb. 37. „Pöhl"-Dreischar-Motorpflug beim Pflügen.

Zur Auswahl des geeigneten Pfluges diene in jedem Einzelfalle als Richtschnur: die Grösse der Gutswirtschaft, d. h. der Umfang der zu pflügenden Felder. Für eine Bebauungsfläche von 250 bis 800 Morgen genügt ein dreischariger Pflug, der die Grössengrenze nach unten bilden soll. Von 800 Morgen an aufwärts wähle man entsprechend eine Schar mehr, doch muss dabei Rücksicht auf die Geländeverhältnisse, ebenso auf den Zustand des Ackerbodens genommen werden. —

Beim halbstarren System ist das Pfluggerät am hinteren Ende der Zugmaschine durch ein Gelenk fest verkuppelt, kann um dieses bewegt, also jederzeit frei verstellt werden und ermöglicht dadurch ein kurzes, scharfes Wenden des Maschinenwagens, gleichzeitig also eine gleichmässige Ausnutzbarkeit auch der ungünstigst gelegenen Ackerstücke. Dazu kommt, wie beim starren System, der billige Anschaffungspreis, die reduzierten Betriebskosten und die äusserst leichte Bauart des Motorwagens.

Die zuträglichste Bearbeitung des Bodens selbst muss der Eigenart desselben überlassen bleiben. Für solche Bodenarten, bei denen eine Tiefwendung der Ackererde nicht zu empfehlen ist, werden die Pflüge so gebaut, dass nur die obere Schicht gewendet wird, um Stoppeln und Unkraut zu unterwühlen, gleichzeitig aber auch der Untergrund tüchtig gelockert wird, ohne dass er an die Oberfläche gelangt. Die Wirkung des Stallmistes wird hierdurch in den meisten Böden sehr vorteilhaft beeinflusst und die Tätigkeit der nützlichen Bodenbakterien viel unmittelbarer und gründlicher bewirkt, als wenn bei der Tiefkultur die obere Schicht zu tief vergraben wird. In der alten Kulturschicht, d. h. dem oberen Humus, betätigt sich das Wachstum der mit feinen Keimwurzeln ausgestatteten Pflanzen viel lebhafter als in der folgenden Tiefschicht; wiederum ermöglicht aber die tiefe Bodenackerung eine bessere Ausnutzung der Bodenfeuchtigkeit und lässt die Kulturpflanzen sowohl längere Dürreperioden als auch vorübergehende grosse Nässe gut überstehen. —

Eine Sonderstellung unter den Motorpflügen beansprucht die Lanzsche Bodenfräsmaschine. Der Grundgedanke dieser Konstruktion ist, entgegengesetzt dem Schollenauswurf, eine gleichzeitige Zertrümmerung der aufgewühlten Massen, was mittels schnell rotierender hackenartiger Stahlschaufeln bewirkt wird (fräsen). Die zu bearbeitende Ackerkrume



Abb. 38. Podeus-Raupenschlepper pflügt in bergigem Gelände.

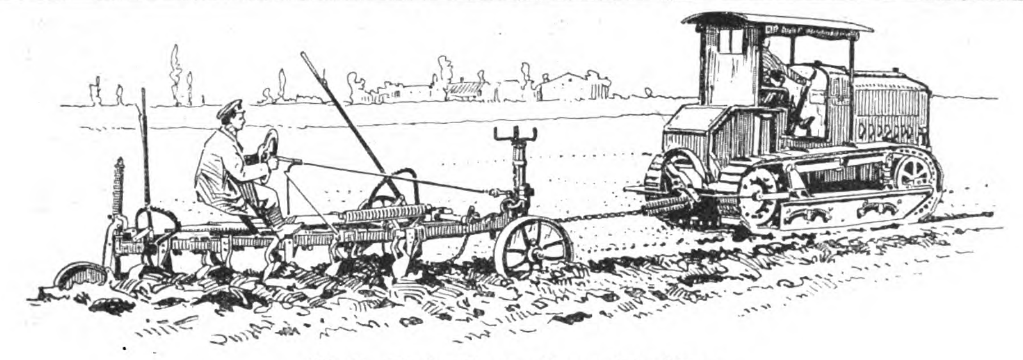


Abb. 39. Büssing-Raupenschlepper beim Pflügen.

wird bei dieser Prozedur auf gewünschte Tiefen hinein vollständig durcheinandergearbeitet und gelockert, weshalb ein nachfolgendes Walzen und Eggen zum Teil überflüssig wird.

Gegenüber der Zugmaschine, als Räderfahrzeug, bietet der Raupenschlepper den Vorteil, dass durch eine grössere Auflagefläche der Raupenkette der spezifische Bodendruck ausserordentlich mässig ist und im Durchschnitt noch nicht 0,5 kg/qcm erreicht. Ein Einsinken des Fahrgestells, wie bei den auf Rädern laufenden Maschinen, ist daher gänzlich ausgeschlossen, schon in Anbetracht dessen, dass auch der Druck des menschlichen Fusses annähernd 0,5 kg/qcm beträgt. Mithin ist der Raupenschlepper überall dort noch gebrauchsfähig, wo eine Benutzung von Räderfahrgestellen als unanwendbar gilt: in weichem Boden, Moorgrund, zum Reissen und Grubbern, Roden und Schleppen von Baumstämmen in unwegsamen Waldgebieten, zwischen Stümpfen, sowie über Gräben und Stubbenlöcher, unter ungünstigen Witterungsverhältnissen auch auf hügeligem Gelände. (Abb. 38.)

Eine besondere Bedeutung erlangte der Raupenschlepper bei der maschinellen Rübenrodung. Die Breite der Raupenkette wurde entsprechend dem Abstand der einzelnen Rübenreihen angeordnet, so dass eine Beschädigung der Frucht durch den Schlepper also ausgeschlossen bleibt. In gleichem Sinne werden die Zugmaschinen auch zur Bearbeitung ähnlicher Fruchtfelder entsprechend eingerichtet.

Im praktischen Betriebe ergibt beispielsweise der „Büssing-Raupenschlepper" (Abb. 39) folgende Mittelleistungen:

Schälpflügen . .	4—5	Morgen pro Stunde
Saatpflügen .	1,5—2,5	„ „ „
Tiefpflügen . . .	1—2	„ „ „
Grubbern mit Eggen und Walzen oder Schleppen (in einem Arbeitsgang)	4—6	Morgen pro Stunde



Abb. 40. Deutzer Trekker beim Anrücken von Baumstämmen mittels seiner Seilwinde.

Erwähnung verdient noch, dass der „Büssing-Raupenschlepper" bei den Arbeitsversuchen, die von der „Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft" im Anschluss an die letzte Wanderausstellung in Magdeburg 1919 veranstaltet wurden, infolge vorzüglicher Leistungen vom Preisgericht mit der höchsten Auszeichnung geehrt wurde.

Gleichfalls in einem grossen Teile des Auslandes eingeführt und verbreitet ist der „Podeus-Raupenschlepper" (Abb. 38). In Finnland und Schweden laufen bereits je ein Dutzend dieser für die dortigen Verhältnisse vorzüglich geeigneter Maschinen. Man benutzt sie dort zur Beförderung mit Langholz beladener Lastschlitten, wobei sich der Schlepper seinen Weg durch riesige Schneemassen mittels eines ihm am Vorderteil anmontierten Schneepfluges selbst bahnt. Auch überquert er mit Leichtigkeit, schwere Lasten ziehend, ausgedehnte Eisflächen, wobei ihm kurze Eissporen an den Raupenketten befestigt werden. In Südamerika, Chile und auf Java bietet er den amerikanischen Traktoren der mannigfaltigsten Systeme infolge seiner Überlegenheit scharfe Konkurrenz, gewinnt, ob seiner vielseitigen Verwendbarkeit zu allen nur möglichen Zwecken, leicht jegliche Bevorzugung bei Land- und Forstmann und erringt sich in allen in Frage kommenden Kreisen allmählich jene Beliebtheit, wie sie einer Maschine zugewendet wird, von deren Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit man in jedem Fall voll und ganz überzeugt ist.

Ein von den namhaftesten deutschen Firmen konstruiertes Pflugsystem ist der Motortrekker mit angehängtem Pfluggerät, das von dem vorausrollenden Motorwagen nachgezogen wird. Zugmaschine und Pflug bilden hier völlig getrennte Einheiten, sind nicht aufeinander angewiesen, also stets zu anderweitigen Zwecken verfügbar. Die Fabrikate hauptsächlich der Gasmotorenfabrik Deutz haben durch die Vorzüglichkeit ihrer Arbeitsweise einen gewissen Weltruf erlangt, weshalb eine Spezialisierung ihrer Eigenschaften im Grunde genommen überflüssig erscheint. Der Vollständigkeit halber sei jedoch erwähnt, dass der Trekkpflug sich als am geeignetsten zur Überwindung von Bodenunebenheiten erwiesen hat, und die Zugmaschine gegebenenfalls, genau wie beim Zweimaschinensystem, auch im stationären Betrieb sich bestens bewährte. Zu diesem Zweck, gleichfalls auch, um die motorische Kraft des Trekkers während der landwirtschaftlichen Ruhemonate nutzbringend zu verwenden, wurde dem Motorenmechanismus eine Seiltrommel eingeführt, die zum Ziehen des Pfluges über nachgiebiges Gelände einerseits, dann aber in der Hauptsache zum Fortbewegen von Lastwagen auf lockerem Boden oder zum Hindurchziehen von Baumstämmen im Forstbetrieb, zum Stubbenroden und allerlei sonstigen Verrichtungen dient. (Abb. 40.)

Zum Aufbau der Maschine kommt nur edelstes Material zur Verwendung, genau wie beim Automobilbau. Räder und Wellen bestehen aus Chromnickelstahl und sind im Einsatz gehärtet. Die Wellen ruhen in Kugellagern. Alle reibenden Teile sind staubdicht abgeschlossen und laufen in Öl. Nur durch diese Anordnung wird unbedingte Dauerhaftigkeit und Zuverlässigkeit des Fahrzeuges gewährleistet.

Zum Schutze gegen Einsinken und Gleiten beim Befahren von Feldwegen, hauptsächlich jedoch auf dem Ackergelände, werden die Triebräder mit Greiferplatten versehen, deren Ausführungsform und Befestigungsart wohl typisch voneinander abweicht, jedoch ein und dieselbe Richtung, Steigerung der Adhäsionskraft der Räder verfolgen.

Beachtenswert ist die sinnreiche Anordnung des patentierten Greifers des Hansa-Lloyd-Motortrekkers (Abb. 36 und 41). Die Greifer werden hier nicht aufgeschraubt, sondern lassen sich in einem gewissen Winkel aufstellen, wodurch ein senkrechtes Ausziehen nach dem Umlauf der Räder erzielt wird, die schaufelnde Wirkung, wie bei anderen Greiferrädern also unterbleibt.

Mit dem 35-PS-Motorpflug sind in 10 Stunden Leistungen von 14—16 Morgen bei 22—25 cm Tiefe, und von 25—30 Morgen bei 15 cm Tiefe in mittelschwerem Boden erzielt worden. Als Zugmaschine bewegt der Trekker selbst bei leichten Steigungen eine Nettolast bis zu 10 Tonnen.

Eine Anzahl Kraftpflugbauanstalten befassen sich mit der Herstellung verschiedener Typen in Hinsicht auf die zweckmässige Ausgestaltung ihrer Fabrikationseinrichtungen. Die Pöhl-Werke, Gössnitz (Abb. 37), liefern u. a.

Dreischarpflüge von 40 PS-Leistung
Vierscharpflüge von 50 PS-Leistung
Sechsscharpflüge von 80 PS-Leistung

wobei auf entsprechende Dimensionierung und gefällige Formen-



Abb. 41. Hansa-Lloyd-Trekker beim Bindmähen.

bildung besondere Rücksicht genommen ist. Ferner liefern dieselben Werke Seilpflüge nach dem Zweimaschinensystem in bekannter, solider Bauart unter Gewährleistung einer Vorzüglichkeit der Produkte infolge langjähriger Erfahrungen.

Unter den Motoranhängepflügen, deren vielgestaltige Konstruktionsarten ein besonderes Kapitel benötigten, werden insbesondere diejenigen mit verstell- und aushebbaren Scharen bevorzugt. Bei diesen Pfluggeräten erfolgt das Ein- und Ausrücken der Schare vom Sitz des Motor- und Pflugführers aus, vermittels eines Handhebels mit Sperrvorrichtung. Die Maschinenfabrik Rud. Sack, Leipzig (Abb. 42), befasst sich mit dem Bau von Spezialpflügen, die ebenso originell wie beachtenswert erscheinen, da sie eine Reihe sonst wenig vereinigter Vorzüge in sich zusammenfassen.

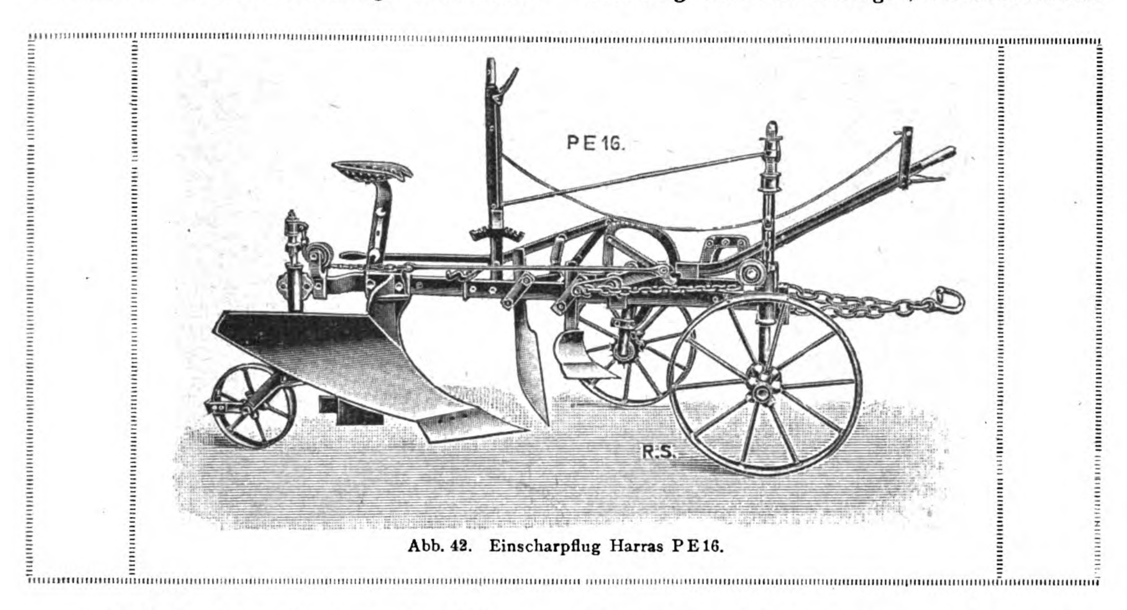


Abb. 42. Einscharpflug Harras PE16.

Der Vierscharpflug Harras PV12 ermöglicht bei einem Gewicht von 760 kg einen Tiefgang bis zu 32 cm, arbeitet mit Vorschälern und ist mit einer Vorrichtung als Hilfsschaltwerk ausgerüstet, vermittels welcher der Tiefgang der Schare in der bequemsten Weise während des Ganges vom Sitz aus geregelt werden kann. Der letzte Scharkörper lässt sich vorkommendenfalls leicht abnehmen, um unter verminderter Arbeitsbreite eine Entlastung des Motors in schwerem Boden zu ermöglichen. Die Wirkung der Aushebevorrichtung wird jedoch dadurch nicht beeinträchtigt.

Als Unikum unter den Pfluggeräten gilt zweifellos der Stumpfsche Kraftpflug mit seiner Scharbewegung durch Druckluft. Diese wird selbsttätig vom Motor erzeugt und nach einem unter 25 jähriger Erfahrung im Bahnbetriebe aufgestellten System der „Knorr-Bremse" betätigt. Je eine, den Pflugscharen beigegebene Kolbenstange mit Gelenken bewirkt zufolge der dem Zylinder zugeführten Druck- und Gegendruckluft ein momentanes Heben und Senken, ohne dass irgendwelche Haltepausen beim Furchenwechsel nötig werden. Infolgedessen fällt auch das wiederholte Einkuppeln und Wiederanfahren an den Furchenenden fort, wodurch Motor, Kuppelung, Getriebe, auch der Pflug selbst, aufs äusserste geschont werden.

In der ersten Zeit befasste sich unsere Motorpflug-Industrie einzig mit dem Bau starker Maschinen, die für grosse Geländeflächen berechnet waren und unter günstigen Bodenverhältnissen reichlich Gelegenheit zur Ausnutzung unter vorteilhaften Bedingungen fanden. Nachdem aber der mittlere Besitz gleichfalls zur Beschaffung von Motorpflügen schritt, wurden an die älteren Konstruktionen Anforderungen gestellt, wofür sie sich als nicht recht geeignet erwiesen.

Aus diesem Grunde war die deutsche Pflugtechnik bestrebt, die hin und wieder in der Praxis noch in Erscheinung tretenden Mängel nach Möglichkeit zu beseitigen, alle bedeutenden Eigenschaften einheitlich zusammenzufassen, wenngleich ohne Überhebung behauptet werden kann, dass etwaige unerhebliche Nachteile durch die vielen ausserordentlichen Vorzüge der deutschen Fabrikate gegenüber ihren Auslandskonkurrenten in weit übersteigendem Masse aufgewogen werden, sich hier, gegenteilig, ein fertiges Ganzes präsentiert, das den Kulturerrungenschaften anderer Völker würdig angereiht werden darf, wenn nicht gar dieselben um ein bedeutendes überflügelt.

Zur vollen Würdigung der letzten Behauptung sei nur an die vielfachen gescheiterten Arbeitsversuche der Ford-Traktoren erinnert. So fand z. B. am 25. Mai ds. Js. auf dem Gute Ganz, in der Mark, eine Vorführung dieser Pflüge auf ungemein günstigem Sandboden statt, wobei das Resultat gegenüber deutschen Maschinen ein durchaus klägliches zu nennen war, denn schon nach kurzem Arbeiten mit nur 3 Scharen auf 12 Zentimeter Tiefe kochte das Wasser in den Kühlern, indessen die Räder fortgesetzt glitten. Beim Tiefpflügen auf 25—30 Zentimeter blieben die Pflüge sogar nach kurzem, scharfem Anlauf stecken, wohingegen ein deutscher Pflug mit Leichtigkeit die doppelte Leistung erzielte.

Ähnlich erging es den Ford-Traktoren in Litauen und an anderen Vorführungsorten, u. a. auf der Internationalen Messe in Frankfurt a. M., wo die Bauart des gusseisernen Rahmengestells einer scharfen Kritik unterworfen war. Überall errangen die deutschen Maschinen leicht den Sieg, werden auch stets und allerorten Sieger bleiben, solange noch der unbezwingbare Geist werktätige deutsche Hände leitet und beeinflusst.

Die Maschinen auf der Ausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft (D. L. G.) in Leipzig.

Von Ingenieur Fritz Brutschke.

Rein äusserlich bot die Maschinenabteilung der Leipziger Ausstellung das gleiche Bild, wie die früheren Wanderausstellungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Alle bekannten Firmen hatten in gewohnter Weise ihre Plätze schmuck hergerichtet, ihre Maschinen übersichtlich gruppiert und die aufgewendeten Arbeiten und Geldopfer wurden belohnt durch eine grosse Zahl von ernsthaften Interessenten und schaulustigen Besuchern, die in oft beängstigender Stauung die reichlich bemessenen Wege füllten. In der Beschickung mit 8800 Nummern und in der Besucherzahl von 240000 Personen ist die erste Ausstellung in der neuen Reihe zu den besten der D. L. G. zu zählen und hat alle berechtigten Hoffnungen auf das Gelingen dieser Veranstaltung nach Massgabe der ersten Leipziger Ausstellung im Jahre 1909 restlos erfüllt.

Dem Inhalte nach zeigte sie jedoch merkbare Veränderungen gegen früher, die Fortschritte und Verbesserungen waren leicht erkennbar. Hierin werden die jetzt wieder regelmässig folgenden Ausstellungen dieselbe Wirkung erzielen wie vordem, indem sie eine öffentliche Kritik über die Entwicklung des landwirtschaftlichen Maschinenwesens ermöglichen und in dieser Form die besten Anregungen vermitteln. Jede Ausstellung dient dem Fortschritt in der Technik und allgemeinen Kultur, das ist eine Binsenwahrheit. Aber es ist ein Unterschied zu machen zwischen einer vereinzelten Veranstaltung, nach deren Schluss Aussteller und Publikum wieder auseinanderlaufen, und einer wiederholten Schau, auf der immer dieselben Käufer und Verkäufer sich treffen. Die Berührung ist inniger, die Belehrung tiefer und die Erfahrung nachhaltiger. Bemerkt ein Fabrikant, dass die Käufer dauernd die Erzeugnisse des Konkurrenten bevorzugen, so wird er bald die Überzeugung seiner Rückständigkeit gewinnen, auch wenn er vorher noch so stolz auf seine alte angeblich bewährte Konstruktion war, und er auch innerhalb eines örtlichen Bezirkes bisher einen sicheren Absatz gefunden hatte. Gefördert wird diese günstige Wirkung der jährlichen Wanderausstellungen durch die mit ihnen verbundenen

Maschinenprüfungen,

die sich in zwei Hauptgruppen teilen lassen, in die sogenannten Hauptprüfungen und in die Prüfung „Neuer Geräte“. Für die ersteren werden die Maschinen bestimmter Klassen vorher festgelegt und ein spezielles Programm vereinbart. Für die Ausstellung in Leipzig waren bestimmt worden: die Düngerstreumaschinen, die Kartoffelsichter und die Kleindrill- und Dibbelmaschinen. Bei diesen Prüfungen kommen die besten Maschinen der angesehensten Spezialfirmen zusammen, sie werden nach einheitlichen Grundsätzen geprüft, die Ergebnisse gegeneinander abgewogen und über dieselben ein ausführlicher Bericht veröffentlicht. Kein anderer Fabrikant hat ausser diesen Prüfungen eine ähnliche Gelegenheit, die Arbeit seiner eigenen Maschinen mit denen der Konkurrenz vergleichen zu können. Der Bericht legt die besten Ergebnisse fest und jeder Fabrikant wird gezwungen, seine Maschine nach diesen Ergebnissen zu verbessern, weil er weiss, dass jeder Käufer diese Höchstleistungen verlangt und sie auch nach den gleichen Grundsätzen nachprüfen kann. Welchen Einfluss diese Hauptprüfungen auf die weitere Entwicklung der geprüften Maschinen ausüben und welcher Anreiz in ihnen für den Fabrikanten zu Verbesserungen liegt, zeigt die Tatsache, dass in den nächsten Jahren aus diesen Maschinenklassen eine auffällig grosse Anzahl von Neuheiten für die kommenden Ausstellungen angemeldet werden, die dann nach den gleichen Grundsätzen wieder einer Prüfung unterliegen. Hier ist jedem Fabrikanten die Gelegenheit gegeben, einen früheren Misserfolg auszugleichen und den Beweis der Höchstleistungen zu erbringen.

Die zweite Art der Prüfungen, die der „Neuen Geräte“, erstreckt sich über das gesamte Gebiet des landwirtschaftlichen Maschinenwesens. Jede an irgendeiner Maschine oder an einem Handgerät angebrachte Neuerung kann den Richtern zur Beurteilung vorgeführt werden und diese entscheiden, ob eine beachtenswerte Verbesserung in ihr enthalten ist. Nichts kennzeichnet mehr den Einfluss der regelmässig wiederkehrenden Ausstellungen der D. L. G. auf die Entwicklung der landwirtschaftlichen Maschinen, als die stets steigende Zahl der Anmeldungen für die Prüfung „Neuer Geräte“. In dem zweiten Rundgang der Ausstellungen, umfassend die Jahre 1899—1910, waren durchschnittlich jährlich 76 Anmeldungen eingegangen, bei deren Prüfung 30 Auszeichnungen erteilt wurden, darunter je 3 bronzene und 1 silberne Denkmünze. Im Jahre 1911 stieg die Zahl der Anmeldungen auf 199, von denen 87 ausgezeichnet wurden, darunter 20 mit bronzenen und 8 mit silbernen Denkmünzen, ein Zeichen, wie das Bestreben nach Verbesserungen zugenommen hat und mit Erfolg auch durchgeführt wurde. Für Leipzig waren 166 Neuerungen erschienen, deren Prüfung noch nicht abgeschlossen ist.

Wenn diese Entwicklung naturgemäss nur eine allmähliche sein kann, und in dem Unterschied zwischen zwei aufeinander folgenden Ausstellungen nicht stark in Erscheinung tritt, so machte Leipzig hierin insoweit eine Ausnahme, als der Einfluss einer jahrelangen gänzlichen Absperrung vom Auslandsverkehr einen plötzlichen Sprung in bestimmter Richtung erkennen liess. Nämlich der verstärkte Bau derjenigen Maschinen in Deutschland, die früher zum grössten Teile vom Auslande bezogen wurden, wozu in erster Linie die Erntemaschinen, Mähmaschinen, Heuwender und Heurechen, sowie die Dampfpflüge zu zählen sind. Im Bau von

Mähmaschinen

ist jetzt die Produktion in Deutschland soweit gefördert, dass wir nicht nur den Bezug vom Auslande entbehren können, sondern auch über den Inlandsbedarf hinaus für den Export liefern können. Alte Firmen auf diesem Spezialgebiet haben ihre Produktion durch Angliederung an grössere Firmen erweitert, wie Fahr-Gottmadingen mit Krupp-Essen, und Wery-Zweibrücken mit Lanz-Mannheim. Andere Firmen, deren

Umstellung auf andere Spezialitäten durch die veränderte politische und wirtschaftliche Lage notwendig wurde, haben den Bau der Mähmaschinen neu aufgenommen, wie die Rheinische Metallwaren-Fabrik-Düsseldorf, die in den Deutschen Werken A.-G., vereinigten früheren Heereswerkstätten mit dem Sitz in Berlin, ebenso eine Reihe von Fabriken, die früher Flugzeuge herstellten, unter anderem die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft-Berlin. Hierzu kommen weitere Fabriken, die den Bau von Gras- und Getreide-Mähmaschinen sowie Bindern schon vorher betrieben haben und aus sich heraus die Produktion erweiterten, wie Eckert-Berlin und Eyth-Lesser-Brandenburg a. H. Alle diese Fabriken verfügen über eine unbegrenzte Möglichkeit in der Produktionsausdehnung, und da in dieser Maschinenklasse die Konstruktionsprinzipien schon lange feststehen und Gemeingut der Ingenieure geworden sind, wir auch eine begrenzte Zahl guter Muster und Modelle besitzen, so bietet die Fabrikation auch für neue Fabriken die Gewähr tadellos brauchbarer Maschinen, die auch im Preise mit jedem Auslandserzeugnisse konkurrieren können.

Ähnlich liegt die Sache mit den

Dampfpflügen.

Die steigende Verwendung der maschinellen Kraft für die Bodenbearbeitung, vor allem zur Erzielung tieferer Lockerung des Ackers, hat das Interesse der Fabrikanten für die Dampf- und Motorpflüge gesteigert, das auch in Leipzig in Erscheinung trat. Neben den alten bekannten Fabriken auf diesem Spezialgebiete, wie Kemna-Breslau, Heucke-Gatersleben, Sack-Leipzig, Maschinenfabrik Heilbronn, sind andere gleichfalls bekannte Firmen mit neuen Dampfpflügen auf dem Platze erschienen, wie die Lokomobilfabrik R. Wolf-Magdeburg-Buckau, Borsig-Berlin-Tegel, Rheinische Metallwarenfabrik-Düsseldorf, Komnick-Elbing, Krupp-Essen, von dem berichtet wird, dass er gleichfalls den Bau von Dampfpflug-Lokomotiven aufgenommen hat, war noch nicht mit diesem neuen Erzeugnis seiner Fabrikationsumstellung auf der Ausstellung. Die sämtlichen Dampfpflüge sind nach dem bewährten System des Seilpfluges, nach dem Zweimaschinensystem gebaut, nur zeigt sich eine bestimmt ausgesprochene Neigung, die grossen und schweren Lokomotiven bis zu 20 Tonnen Betriebsgewicht zu verlassen, und mehr die mittleren und kleinen Ausführungen zu bevorzugen. Dieses Bestreben muss als richtig anerkannt werden, denn das hohe Gewicht der grossen Maschinen hatte doch viele Unbequemlichkeiten im Gefolge, die Gebrauchszeit wurde vielfach durch Versinken verkürzt, und die schweren Ackergeräte stellten zu hohe Anforderungen an die Arbeitskraft der Bedienungsmannschaften. Die kleineren Maschinen werden handlicher, und was sie an Tagesleistung einbüssen, können sie in den meisten Fällen durch Verlängerung der Betriebszeit wieder einholen. Die auf dem Gebiete der Dampfpflügerei so langjährig erfahrene Fabrik von Kemna-Breslau hat sogar einen besonderen Kleinpflug zur Ausstellung gebracht, dessen Lokomotiven ein Betriebsgewicht von 8,5 Tonnen haben, und mit diesem Gewichte unter die der Motorseilpflüge gleicher Leistung heruntergehen. Die Firma widerlegt mit diesen Maschinen die so oft aufgestellte Behauptung, die Verwendung der Dampf-

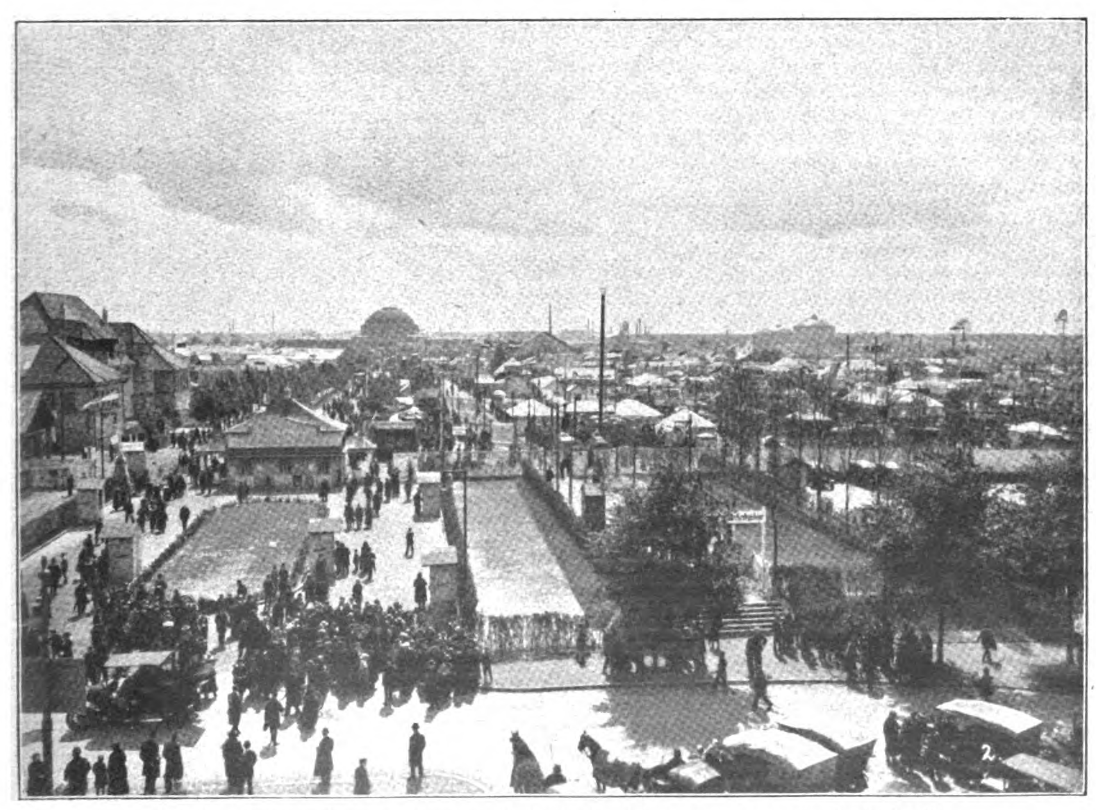


Abb. 43. Blick auf die grosse Landwirtschaftliche Ausstellung in Leipzig (16.—21. Juni 1921).

kraft mache die Maschinen für den Gebrauch auf dem Acker zu schwer und unbeholfen, nur der Explosionsmotor vermag sie leichter und gebrauchsfähiger zu gestalten. Borsig-Tegel hat bei dem Kessel seines Dampfpfluges die bisher allgemein gebräuchliche viereckige Feuerbuchse beseitigt, und sie durch eine runde ersetzt, die ohne Stehbolzen mit abschraubbaren Boden eine leichte Reinigung von Kesselstein ermöglicht. Eine grössere Dauerhaftigkeit des Kessels ist der wirtschaftliche Vorteil dieser Anordnung.

Besonders gross war die Zahl der **Motorpflüge,** die sich in den verschiedensten Konstruktionen, Ausführungen und Grössen den Besuchern zur Beurteilung empfehlend präsentierten. Da über diese ein besonderer Bericht veröffentlicht wird, so kann eine Besprechung hier unterbleiben.

Eine weitere durch die gänzliche Absperrung veranlasste Änderung in dem Bau der Maschinen bezieht sich auf die Ausbildung von Einzelheiten. Es war uns der Bezug der vollwertigen Lagermetalle abgeschnitten, und wir mussten nach einem Ersatz suchen, der nach vielen Versuchen in zuverlässiger Form doch nur in den Kugellagern gefunden wurde. Es hat den Anschein, als ob dieser Ersatz eine dauernde Einrichtung bleiben sollte, denn die Maschinen auf der Leipziger Ausstellung waren in weit höherem Grade wie früher mit diesen Kugellagern ausgerüstet. Namentlich an den

Dreschmaschinen

waren sie überwiegend verwendet und nicht nur an den schnellaufenden Wellen der Trommeln und Ventilatoren, sondern auch an den mit geringerer Tourenzahl arbeitenden Nebenbetrieben. Geringerer Kraftbedarf, der bei Dreschmaschinen besonders ins Gewicht fällt, sind die sich hieraus ergebenden notwendigen Vorteile. Die besonders zahlreich ausgestellten Dreschmaschinen gaben überhaupt zu interessanten Vergleichen eine günstige Gelegenheit. Obgleich die Konstruktionsprinzipien dieser Maschinen festliegen, die bei deutschen Fabrikaten eine restlose Gewinnung aller Nebenprodukte und gute Sortierung des Kornes als das Endziel der Arbeit verlangen, so lässt die Ausführung in den Einzelheiten doch einen weiten Spielraum zur Auswirkung des Erfindergeistes, der sich auch in vorteilhafter Weise bemerkbar machte. Die Dreschmaschine muss sich den wirtschaftlichen Bedürfnissen der einzelnen Landwirte anpassen, sie muss deshalb sowohl für den Gross- wie auch für den Kleinbesitz eine wirtschaftlich sichere Anwendung zulassen. Sie wurde deshalb schon immer in den verschiedensten Grössen ausgeführt von der kleinen Göpeldreschmaschine für ein Pferd bis zu den grössten Nummern mit täglich 20—40 Tonnen Körnerertrag. Aber früher kombinierte man nur die grossen und mittleren Nummern mit einer Reinigung, bei den kleinen Maschinen musste das Dreschgut in einem besonderen Arbeitsvorgang mit Spezialmaschinen gereinigt und sortiert werden. Jetzt geht man in der Kombination mit der in Dreschmaschinen eingebauten Reinigung wesentlich weiter nach unten, indem auch kleine Göpelmaschinen mit dieser versehen werden, um an Arbeit zu ersparen. Diesen kleinen Maschinen werden sogar passende Strohpressen in Liliput-Form angehängt, die ohne Arbeitshilfe das Stroh pressen, binden und an den Lagerort transportieren. Gefördert ist dieses Bestreben der Arbeitsersparnis in Deutschland durch die Ausdehnung der elektrischen Kraftübertragung in Überlandzentralen, die jedem Kleinbesitzer Kraft in bequemer Anwendungsform liefern und bei ihm den Wunsch stärken, mit den ständigen Leuten seines Hofes in ruhigen Wintertagen sein Getreide ausdreschen zu können, ohne auf den Lohndrescher mit seinem umständlichen Apparat warten zu müssen. Wie weit die Arbeitsersparnis getrieben werden kann, zeigt H. Lanz-Mannheim an seinem ausgestellten grossen Dreschapparat mit Strohpresse und sonstigen Förderungsmitteln. An jeder Seite der Dreschmaschine liegt je ein bis zur Erde reichender Garbentransporteur, denen von den anfahrenden Getreidewagen aus die Garben zugestakt werden. Die letzteren werden dem Selbsteinleger zugeführt, wobei nur 2 Mann die Garbenbänder aufschneiden müssen. Das Stroh wird von der Presse gebunden und an den Lagerort gedrückt. Die Spreu wird fortgeblasen. Das marktfähige Korn wird von einem Becherwerk in eine automatische Wage geschüttet, die mit einem selbsttätigen Zählwerk ausgerüstet ist. Die gefüllten Säcke werden wieder durch einen Elevator gehoben und auf den Wagen geworfen. Mit dieser Dreschmaschine sind stündlich bis zu 4 Tonnen Korn auszudreschen und an Bedienung sind erforderlich 2 Mann zum Abstaken vom Wagen, 2 Mann zum Aufschneiden der Garben und 1 Mann zum Einhängen der leeren Säcke unter der automatischen Wage. Naturgemäss ist eine solche Dreschmaschine nur für einen Grossbetrieb mit wirtschaftlichem Nutzen zu verwenden, wo besonderer Wert auf ein Ausdreschen vom Felde weg mit hohen Leistungen gelegt wird. Aber immerhin ist diese Maschine ein Zeichen, mit welcher Energie das Ziel der Arbeitsentlastung verfolgt wird.

Ein weiteres Bild zielsicherer Ausbildung boten die

Schrotmühlen,

bei denen die Verwendung von Kunststeinen als Mahlflächen scheinbar die Oberhand gewinnt. Diese Mühlen werden jetzt auch in den kleineren Ausführungen mit einer Sichteinrichtung versehen, die gleich die Abscheidung von Backmehl ermöglicht. Naturgemäss können diese kleinen Mühlen keine hohe Ausbeute liefern, aber in Gegenden mangelnder Verkehrsverbindungen und weit abgelegenen Grossmühlen bieten sie dem Landwirt eine wertvolle Hilfe in der eigenen Herstellung des Brotmehles, wobei die nicht voll ausgemahlenen Rückstände als Viehfutter mit hohem Nährwert verbleiben. Ihr Betrieb ist mit Kleinmotoren wie auch mit Göpel durchzuführen.

Über die allgemeinen Grundsätze im Bau der landwirtschaftlichen Maschinen in Deutschland ist schon in der Märznummer dieser Zeitschrift eingehend berichtet. Die ausgestellten Maschinen in Leipzig zeigten ein Festhalten an diesen bewährten Grundsätzen. Es würde nur die Besprechung einiger wichtiger

Neuerungen

übrigbleiben. Bei den noch in der Hauptprüfung liegenden Düngerstreumaschinen kämpfen noch die Schlitzmaschinen mit einem Rührwerk gegen die Kettenstreuer um die Herrschaft, beide Systeme bestehen in verschiedenen Ausführungen nebeneinander. Sowohl Kuxmann in Bielefeld, der Erfinder dieser Kettenstreuer, wie auch die Firma Fricke in Bielefeld, die den Kettenstreuer zuerst nachbaute, haben je eine kombinierte Maschine zur Prüfung gebracht, mit der gleichzeitig zwei Düngerarten zu streuen sind. In erster Linie sind dieselben für das Streuen von Kainit und Thomasmehl gedacht, deren Ge-

misch leicht erhärtet und dann schwer streubar wird. Die Ersparnis der Arbeit des Mischens dieser Düngerarten mit der Hand ist ein unleugbarer Vorteil dieser Kombination, der allerdings mit einem etwas höheren Anlagekapital erkauft werden muss. Die Pommersche Eisengiesserei und Maschinenfabrik zu Barth in Pommern legt die Streukette ausserhalb des Kastens und führt das Streumaterial der Kette durch eine unten liegende Walze zu. Die Kette ist dann frei zu übersehen und der Dünger kann sich im Füllkasten nicht seitlich verschieben. Leichte Reinigung der Kette und längere Haltbarkeit derselben sind unleugbare Vorteile dieser Anordnung. Die Firma Gebr. Botsch in Rappenau-Baden hat eine kombinierte Maschine zur Prüfung gestellt, die zum Drillen und Düngerstreuen und nach Entfernung des Kastens auch als Hackmaschine benutzt werden soll. Diese Maschine würde eine grosse Ersparnis im Anlagekapital bringen, man darf deshalb auf das noch ausstehende Urteil des Preisgerichtes gespannt sein.

Bei den Kartoffelsichtern ist eine grössere Übereinstimmung in der Konstruktion erzielt, indem die Plansichter mit fünf Maschinen gegen einen Trommelsichter die Überlegenheit der ersteren zeigen. Allerdings liegen diese noch in zweifacher Ausführung im Wettbewerb gegeneinander, nämlich mit der Sieblage in einer Ebene und in doppelter Lage der Siebe untereinander. Unzweifelhaft haben die letzteren den Vorteil des besseren Ausgleiches der hin- und herschwingenden Massen und des leichteren Ganges, aber dem steht der Nachteil gegenüber, dass die durch das obere Sieb durchfallenden Kartoffeln nicht mehr mit der Hand verlesen werden können, um die faulenden auszusuchen. Dreyer in Osnabrück will diesen Übelstand beseitigen, indem er die abgesiebten Kartoffeln noch einmal über ein freiliegendes Gurtband laufen lässt. Eine gewiss zweckmässig erscheinende Anordnung, die nur mit einer Preiserhöhung bezahlt werden muss. Paul Klare in Markwitz-Sachsen verlegt die Handkurbel an die Auslaufseite der Maschine und schützt damit das Getriebe und den Arbeiter gegen den beim Einschütten entstehenden Staub. Eine Neuerung, die Beachtung verdient.

Die dritte Klasse der Maschinen für die Hauptprüfung, die Kleindrillmaschinen, ist mit neun Exemplaren vertreten, die von den Preisrichtern im allgemeinen günstig beurteilt worden sind. Diese Maschinen, ein- und zweireihig, zeigen eine reiche Kollektion gut durchdachter und ausgebildeter Konstruktionen, die ein verdientes lebhaftes Interesse gefunden haben. Ihre Umstellungsfähigkeit mit Dippelapparat und ihre Gebrauchsmöglichkeit zum Hacken sichern ihnen ein weites Anwendungsgebiet.

Die zur Prüfung gebrachten „Neuen Geräte" erreichen zwar nicht die Höchstzahlen früherer Ausstellungen, geben aber mit ihren 166 Nummern einen beachtenswerten Beweis für das ständige Bestreben nach Verbesserungen und Fortschritt. Es liegen nicht in allen Anmeldungen neue Wege zeigende Erfindungen, aber auch kleine die Einzelheiten berührende Änderungen verdienen Anerkennung. Leider konnte die Beurteilung sämtlicher Neuheiten auf der Ausstellung selbst nicht beendet werden, 48 mussten für einen Arbeitsversuch zurückgestellt werden, der erst im Laufe des nächsten Jahres durchzuführen ist. Jedoch weitere 49 Verbesserungen wurden als beachtenswert anerkannt. Das bedeutet immerhin eine Auszeichnung von etwa 60 % der ausgestellten Maschinen, denn auch in der Zurückstellung zum Arbeitsversuch liegt schon eine Anerkennung. An der Spitze stehen auch hier wieder die Motorpflüge, die mit 13 Neukonstruktionen und vier Anhängepflügen vertreten sind, über die, wie schon erwähnt, besonders berichtet wird.

Leider ist es nicht möglich, alle Neuheiten eingehend zu schildern, weil die Beschreibung vieler Maschinenteile erforderlich wäre, die ohne technische Zeichnungen schwer zu geben ist; es können deshalb hier nur einige Maschinen kurz erwähnt werden, und es ist der Vorbehalt der Unvollständigkeit zu machen. Am meisten Interesse fand die Rübenköpf- und -erntemaschine von Walter & Kuffer in Schweinfurt, die in einem Arbeitsvorgang die Rüben aushebt, nachdem vorher dieselben geköpft und das abgeschnittene Kraut beiseite gelegt wird. F. L. Hentze Nachf. in Schmiedeberg, Bezirk Halle a/S., zeigt einen Krusten- und Unkrautschneider von neuen, eigenartigen Grundprinzipien. Eine wesentliche Verbesserung an Hackmaschinen hat W. Siedersleben & Co. in Bernburg ausgeführt, indem er an einer einspännigen Maschine ohne Vordersteuer den Ausschlag der Werkzeuge so erweitert hat, dass eine starke Abweichung des Pferdes von der geraden Linie noch ausgeglichen werden kann. An den Grasmähern bringt die Firma Gebr. Lotz in Rhina eine sinnige Vorrichtung an, um sie zum selbsttätigen Ablegen von Getreide benutzen zu können. Johannes Jörs in Görlitz hat eine kleine transportable Saatgutbeizeinrichtung gebaut, die auch für den Kleinbesitzer sich zu einem wertvollen Hilfsmittel gestalten kann, wenn sie bei der Prüfung die gehegten Erwartungen erfüllt.

Bei dem Bestreben, die landwirtschaftliche Produktion zu fördern, dürfen auch die Beregnungsanlagen nicht fehlen, die in zwei grossen Anlagen mit vielen Neuerungen den Besuchern in dauerndem Betriebe vorgeführt wurden. Die Wassergabe erfolgt nicht mehr durch einen auf die Erde geleiteten Wasserstrahl, sondern dieser ist in die Höhe gerichtet, und fällt als fein verteilter Regen nach unten, um hier die Wirkung des natürlichen Regens zu erzeugen. Die Mannesmann-Röhrenwerke in Düsseldorf liefern hierzu die sogenannte Krause-Kupplung im Kugelgelenk, die es gestattet, in fester Verbindung den Röhren jede Neigung zueinander zu geben. Die Firma Sänger & Lanninger in Frankfurt a. Main liefert einen eigenartigen Berieselungswagen für solche Anlagen.

Für Gegenden, in denen viel Buschholz als Brennmaterial verwendet wird, haben Siebrand Dreessen auf Bahnhof Gleschendorf, Bez. Lübeck, und die Schönberger landwirtschaftliche Maschinen-Ein- und Verkaufsgesellschaft in Schönberg, Mecklenburg, Hackmaschinen gebaut, von denen nützliche Arbeit zu erhoffen ist.

Unsere Futternot hat das Augenmerk in stärkerem Grade auf die Lupine gelenkt, um ihren hochwertigen Nährstoffgehalt besser auszunutzen. Diesem Bestreben kommen 2 Anlagen zur Lupinenentbitterung entgegen, die von den Fabriken von Moritz Buschmann sowie von Gotthardt & Kühne, beide in Lommatzsch in Sachsen, gebaut werden. Die Obstverwertung wird gefördert durch zwei Obst- und Weinpressen mit Kraftbetrieb, bei denen die Krafteinwirkung bei Erreichung eines bestimmten Druckes selbsttätig ausgerückt wird. Erbauer

sind die Fabriken von W. Stohrer in Leonberg, Württemberg, und A. Zöllin jun., Badenweiler, Baden. Der Baunot soll abgeholfen werden durch eine Lehmsteinpresse für Handbetrieb von Ch. Groll in Nürnberg.

Erhebliches Aufsehen erregte die von den Vereinigten Windturbinen-Werke G. m. b. H. in Dresden-Reick errichtete grosse Wind-Kraft-Anlage mit ihrer bekannten „Herkules"-Windturbine, die eine Mühle und eine Spezial-Winddynamomaschine zur Erzeugung von grösseren Mengen elektrischen Stroms antrieb. Der völlig automatische Betrieb zeichnete sich trotz der starken und unregelmässigen Winde durch einen vollkommen ruhigen und gleichmässigen Gang aus.

Eine interessante Kombination in kleinen Werkzeugmaschinen macht die Berlin-Fürstenwalder Maschinenfabrik G. m. b. H. in Charlottenburg, Fasanenstrasse 21, indem sie eine Bohrmaschine so ausbildet, dass sie auch als Drehbank für Metallbearbeitung zu verwenden ist. Die Kapitalersparnis ist nicht zu unterschätzen.

Die schon zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit ausgebildeten

Molkereimaschinen

bieten wenig Gelegenheit und Veranlassung mehr zu durchgreifenden Neuerungen. Die zur Prüfung gestellten 20 Maschinen zeigten deshalb nur in den Einzelheiten einige beachtenswerte Änderungen. Erwähnenswert bliebe die Kleinkältemaschine mit Milchkühlapparat der Süddeutschen Maschinen- und Metallwaren-Fabrik von W. Weckerle in Zuffenhausen, Württemberg.

Trotz der ausgefallenen Tierabteilung hatte die Leipziger Ausstellung einen überaus starken Besuch, der beste Beweis, dass sie nach langer Unterbrechung einem entstandenen Bedürfnis entsprach und dass die D. L. G. für den schweren Entschluss Anerkennung und Dank verdient. Möge dieses bewiesene Interesse eine gute Vorbedeutung für die jetzt regelmässig kommenden Ausstellungen sein und mögen die weiteren Ausstellungen eine Auswirkung zeigen in der gegenseitigen Annäherung der Mitglieder der verschiedenen Völker, um in dem friedlichen Verkehr die jetzige schädliche Verhetzung zu bekämpfen. Dann werden diese Ausstellungen sich zu einem wichtigen Kulturfaktor ausbilden.

Zur Wirtschaftslage in Finnland.

Die drückende russische Herrschaft, unter der Finnland über 100 Jahre geschmachtet hat, vermochte nicht die wirtschaftliche Entwicklung des klugen und tüchtigen finnischen Volkes zu hemmen. Des von Russland angezettelten bolschewistischen Aufruhres ist Finnland im Laufe weniger Monate Herr geworden. Finnland hat sich seine Freiheit mit dem Blute seiner Söhne erkämpft. Fast völlig unbewaffnet zog das finnische Volk in den ungleichen Kampf gegen die russisch-bolschewistischen Banden, bemächtigte sich durch kühne Handstreiche der russischen Waffen und hat endlich mit Hilfe der deutschen Truppen, die dem bedrängten Freunde zu Hilfe eilten, nicht nur seine eigene Freiheit gerettet, sondern vor allen Dingen der von Osten kommenden bolschewistischen Flut, die Westeuropa zu überschwemmen drohte, Einhalt geboten. Durch den Bürgerkrieg hat Finnland schwer gelitten, sämtliche Industrien wurden lahmgelegt, doch auch dieser schwere Schlag wurde überstanden. Industrie und Handel erholten sich wieder. Dem Freiheitskriege folgte glückliche, wenn auch kurze Zeit wirtschaftlicher Hochkonjunktur. Der durch den Weltkrieg unterbrochene Handelsverkehr mit dem Auslande setzte ein, und die Beziehungen zu Deutschland, das vor dem Kriege den ersten Platz in der Reihe der Länder einnahm, die mit Finnland Handelsbeziehungen trieben, gestalteten sich besonders freundschaft-

lich und eng. Den deutschen Zusammenbruch benutzte die Entente, in erster Linie England, dazu, in Finnland, das ja die natürliche Brücke nach Russland bildet, festen Fuss zu fassen. Finnland musste es sich gefallen lassen, dass eine interalliierte Handelskommission in Helsingfors die Zufuhr nach Finnland, das unter schwerem Nahrungs- und Rohstoffmangel litt, regelte. Das bestehende Lizenzsystem wurde nach Gutdünken der „Sieger" gehandhabt, vor allen Dingen aber der deutschfinnische Handel jäh unterbrochen. Auch diese schweren Zeiten hat Finnland überstanden.

Jetzt drohen dem Lande wieder Gefahren, diesmal nicht politische, sondern wirtschaftliche. Die allgemeine wirtschaftliche Depression, unter der heute ganz Europa leidet, übt auch in Finnland ihre verheerenden Wirkungen aus. Der Kurs der finnischen Mark, der seit 1918, dem Befreiungsjahre Finnlands, beträchtlich gefallen war, aber bis zum vorigen Jahr gegenüber den neutralen Devisen noch eine gewisse Stabilität behauptete, ist in diesem Jahr, besonders in den letzten Monaten, rapid gefallen. Während 100 schwedische Kronen noch am 1. Januar dieses Jahres 641 Fmk. kosteten, zahlte man am 1. Februar dafür bereits 650 Fmk., am 1. März 787 Fmk., am 1. April 900 Fmk., am 1. Mai 1080 Fmk., am 1. Juni 1117 Fmk. und jetzt 1275 Fmk. Die Handelsbilanz hat sich so verschlechtert, dass das Verhältnis zwischen Ein- und Ausfuhr gegen 3,6 zu 2,9 im Jahre 1920, jetzt sogar 6,3 zu 2,1 geworden ist. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel Finnlands: Holzwaren und Erzeugnisse der Papier-Industrie sind heute so gut wie unverkäuflich, trotzdem die Preise um mehr als 50 % herabgesetzt wurden. Im Laufe der ersten drei Monate dieses Jahres sind kaum einige Tausend Standard verkauft worden, und zwar mit absteigender Tendenz von 5 zu 3 zu 2.

Demgegenüber ist die Einfuhr geradezu rapid gestiegen. Die am 1. April dieses Jahres erfolgte vollständige Freigabe des Handels hat der Einfuhr Tür und Tor geöffnet. Finnland wird geradezu überschwemmt mit Waren, unter denen die deutschen Erzeugnisse an erster Stelle stehen. Finnland kauft heute aber nicht nur deswegen in Deutschland, weil die deutschen Waren die billigsten sind, sondern vor allen Dingen, weil der deutsche Kaufmann und Fabrikant im Verkehr mit dem Auslande seine übernommenen Lieferungsbedingungen wieder einhält. Die ständigen Preiserhöhungen und Terminüberschreitungen seitens der deutschen Fabriken, die gleich nach der deutschen Revolution in geradezu erschreckendem Masse überhand genommen hatten und das Ansehen Deutschlands im Auslande entschieden zu gefährden drohten, haben aufgehört.

Deutschland hat in Finnland vor allen Dingen mit einer scharfen schwedischen und englischen Konkurrenz zu kämpfen; aber wenn die deutsche Industrie jetzt die übernommenen Lieferungsverpflichtungen einhält und vor allen Dingen wirklich nur Qualitätsware liefert, wird es ihr gelingen, ihre Stellung in Finnland zu behaupten. Die Hauptkonkurrenten Schweden und England haben durch ihre Politik in Finnland dem deutschen Kaufmann und Fabrikanten zum Teil jedenfalls unfreiwillige Vorspanndienste geleistet. Schweden hat durch seine Stellungnahme in der Alandsfrage viel böses Blut in Finnland gemacht und Englands „Verdienste" um Finnland — die Ostseeblockade und das ewige Brotkorbhöherhängen im Falle politischer Unbotmässigkeit — werden hier sobald nicht verwunden werden.

Demgegenüber wird Deutschland als treuer Freund und Retter aus tiefster Not in Finnland nie vergessen und hoch in Ehren gehalten werden.

Kleine Nachrichten.

Steigerung des deutsch-finnischen Verkehrs. Deutschland stand bekanntlich vor dem Kriege in der finnischen Ein- und Ausfuhr weitaus an erster Stelle. Im Kriege hat Deutschland diese Rolle an England abgegeben, das heute die lebhaftesten Handelsbeziehungen mit Finnland unterhält. Es ist aber in letzter Zeit der Anteil Deutschlands am finnischen Aussenhandel beträchtlich gestiegen, so dass die Einfuhr nicht mehr allzuweit von der englischen entfernt ist. Finnland bezog in den ersten drei Monaten dieses Jahres von Deutschland für 144,3 Mill. Fmk. Waren und führte nach Deutschland für 26,5 Mill. Fmk. aus. Im April allein kaufte Finnland für 88,3 Mill. Fmk. deutsche Waren und führte für 14,9 Mill. Waren nach Deutschland aus, so dass die Gesamteinfuhr aus Deutschland in den ersten vier Monaten dieses Jahres 232,6 Mill. Fmk. und die Gesamtausfuhr nach Deutschland 41,4 Mill. Fmk. beträgt. Die entsprechenden englischen Zahlen sind 266,6 und 148,4 Mill. Fmk.

Rückgang des englischen Handels mit dem fernen Osten. Wie „The London a. China Telegraph" auf Grund eines amtlichen Berichtes feststellt, hat der englische Handel mit dem fernen Osten auch im Laufe des Monats Mai einen bedeutenden Rückgang aufzuweisen. Die Ausfuhr von Baumwollgarn, wie überhaupt aller übrigen Baumwollwaren, nach China und den Straits Settlements hat erheblich nachgelassen. Auch die Ausfuhr von Woll- und Kammgarngeweben nach China und Japan ist wiederum gesunken. Überhaupt weist die gesamte englische Ausfuhr nach dem fernen Osten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, einen erheblichen Abfall der Warenmengen im Vergleich mit dem Vorjahre auf. Als Hauptgrund dieses fortgesetzten Rückganges wird der englische Bergarbeiterstreik angegeben. — Was die Einfuhr anlangt, so hat die Tee-Einfuhr aus China zugenommen, während die Einfuhr von Tee aus Niederländisch-Indien bedeuteud gefallen ist. Gestiegen ist die Einfuhr von Rohseide aus China und die Einfuhr von Gummi aus Niederländisch-Indien, den Straits Settlements und den Malaienstaaten.

Deutsche Tätigkeit in den Südsee-Inseln. Frühere deutsche Handelsunternehmungen in den Südsee-Inseln sind laut Bericht der chinesischen Presse im Begriff, ihre Tätigkeit auf breiter Grundlage wieder aufzunehmen. Es werden Fusionen und Kapitalerhöhungen geplant, und die amerikanische Hilfe soll angerufen werden. Zwischen zwei deutschen Konzernen ist schon eine Fusion gebildet worden, der eine arbeitete früher auf den Marschall- und Karolinen-Inseln, der andere in Samoa.

Deutsche Sachverständige für Ostafrika. Der Oberkommissar von Mozambique telegraphierte laut „Financial Times" an die portugiesische Regierung, dass nichts einzuwenden sei gegen das Arbeiten qualifizierter deutscher Sachverständiger für portugiesische Gesellschaften in Ostafrika.

Liberia und das deutsche Eigentum. Der Bund der Auslanddeutschen (Landesverband Nordwestdeutschland) gibt folgendes bekannt: Der von der Reichsregierung nach Liberia als Spezialkommissar entsandte Generalkonsul Büsing hat mit der dortigen Regierung wegen Freigabe des deutschen Eigentums bzw. Auskehrung der Liquidationserlöse verhandelt, und es besteht Aussicht, dass seine Tätigkeit Erfolg haben wird. — Generalkonsul Büsing hat ferner mit der liberianischen Regierung ein Abkommen geschlossen, wonach Reichsangehörige frei und ohne dabei besonderen Formalitäten unterworfen zu werden, nach Liberia einreisen können. Die Deutschen in Liberia sollen nur den allgemeinen Gesetzen dieser Republik unterstehen und gleiche Rechte wie alle anderen Ausländer dort geniessen. Die Sicherheit des nun in Liberia erworbenen deutschen Eigentums und etwaiger nach dem Kriege nach Liberia gebrachten deutschen Vermögenswerte gegen Zugriffe der liberianischen Regierung auf Grund des § 18 der Anl. II Teil VIII des Friedensvertrages („falls Deutschland vorsätzlich seinen Verpflichtungen nicht nachkommt") wird gewährleistet.

Schlechte Aussichten für die japanische Spielzeug-Ausfuhr. Die Zeitung „Asahi" beklagt, dass die japanische Spielzeug-Ausfuhr, die sich während des Krieges ausserordentlich entwickelt hatte und insbesondere den amerikanischen Markt versorgte, in letzter Zeit, namentlich seit Anfang dieses Jahres bedeutend zurückgegangen sei. Die amtliche japanische Statistik bestätigt diese Tatsache. Es wurden im Januar und Februar d. J. ausgeführt Spielsachen aus Zelluloid für 156000 Yen, aus Kautschuk für 168000 Yen, aus Holz für 77000 Yen, andere für 336000 Yen, zusammen für 738000 Yen gegen 2420000 Yen in der gleichen Zeit des Vorjahres. Wenn aber das japanische Blatt diesen Rückgang hauptsächlich dem Wiederaufleben des deutschen Wettbewerbes zuschreibt, so geht es fehl, denn in erster Linie ist daran die in der ganzen Welt herrschende wirtschaftliche Notlage schuld, die insbesondere die Aufnahmefähigkeit des amerikanischen Marktes für derartige Luxusartikel stark beeinträchtigt. Daneben trägt auch schlechte Qualität und Mangel an Originalität bei dem japanischen Spielzeug dazu bei, dass die Nachfrage allmählich zurückgeht, und die „Asahi" ist auf dem rechten Wege, wenn sie den japanischen Fabrikanten rät, in dieser Hinsicht ihre Erzeugnisse zu vervollkommnen.

Belebung des Transitverkehrs mit Sowjet-Rußland. Dem Revaler Blatt „Possl. Now." zufolge, wird der Transitverkehr mit Sowjet-Russland täglich lebhafter. Der Eisenbahnverkehr steigert sich derartig, dass die estnische Regierung den Anforderungen Russlands nur mit Mühe nachkommen kann. Russische Transitwaren sollen, wie „Jaun. Sin." weiter berichtet, in Reval in solchen Mengen ankommen, dass sie auf der Eisenbahn nicht weiterbefördert werden können.

Verweigerung deutscher Inserate in englischen Blättern. Der etwa 500 Angehörige des Presse- und Inseratendienstes als Mitglieder zählende Publicity Club of London hat laut „Manchester Guardian" auf einer kürzlich abgehaltenen Sitzung beschlossen, Inserate von Deutschen nicht zu veröffentlichen. Der von einem Mitglied eingebrachte Antrag, solche Inserate aufzunehmen, wurde mit 70 gegen 47 Stimmen bei etwa 40 Stimmenthaltungen abgelehnt.

Bücherbesprechungen.

Gloeckners Handelsbücherei. Herausgegeben von Prof. Adolf Ziegler. Verlag G. A. Gloeckner, Leipzig. Preis des Bandes M. 6. —.

Bd. 7. Die Statistik in kaufmännischen und industriellen Betrieben. Von Dr. Lorenz Jach.

Bd. 10. Abriss der Export- und Importkunde. Von Dr. Felix Strothbaum.

Bd. 11/12. Die Organisation von Fabrikbetrieben. Von Werner Grull.

Bd. 33/34. Die Reklame des Kaufmanns. Von Dr. Rudolf Seiffert.

Bd. 53. Die Technik des Wechsel- und Scheckverkehrs. Von B. Pfeifer.

Bd. 54. Lagerverwaltung und Einkauf in Erzeugerbetrieben. Von Walter Rahm.

Bd. 55/56. Deutsche Zoll- und Handelspolitik. Von Dr. W. Gerloff.

Bd. 65. Praktische Steuertechnik in kaufmännischen Betrieben. Von Dr. Franz Findeisen.

Bd. 66/67. Systematische Selbstkostenrechnung. Von Friedrich Klemann.

Bd. 69. Weltwirtschaftskampf der Nationen. Von Dr. Paul Leutwein.

* * *

Um dem Leser ein Bild von den weitgesteckten Zielen und der zweckmässigen Gliederung dieser umfangreichen und vielseitigen Sammlung zu geben, haben wir von den bisher erschienenen ungefähr 70 Bänden oben einige Titel angeführt.

Diese Bücherei vermittelt nicht nur dem jungen Kaufmanne die Grundlage des sicheren Wissens und Könnens, sie gibt auch dem älteren erfahrenen Praktiker eine Fülle von Anregungen und eingehenden Aufschluss über die verwickelteren Vorgänge seiner Tätigkeit. Bei den wachsenden Anforderungen und der sich immer vielseitiger gestaltenden kaufmännischen Arbeit wird diese Sammlung vielen im In- und Auslande ein willkommener Führer und Berater sein.

35. Jahrg. / August 1921 / 12. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Velhagen & Klasings EXPORT-ANZEIGER

An unsere Abonnenten! *Diejenigen unserer Abonnenten, welche unsern Export-Anzeiger und Velhagen & Klasings Monatshefte in deutsch-freundlichen Kreisen weiterempfehlen möchten, bitten wir um freundliche Aufgabe von geeigneten Adressen. Zum Dank für die Bemühungen würden wir den Einsendern einige farbenprächtige Kunstdrucke aus unsern Monatsheften zum Geschenk machen.*

***Velhagen & Klasings Export-Anzeiger, Leipzig,** Hospitalstrasse 27.*

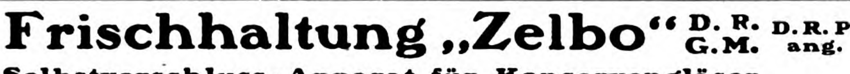
Edelstähle
legiert und unlegiert für
alle Verwendungszwecke

Werkzeugstähle

Konstruktionsstähle

Deutsch-Luxemburgische
Bergwerks- und Hütten-A.G.
Abt. Dortmunder Union
Dortmund





Frischhaltung „Zelbo" D. R. G. M. D. R. P. ang.

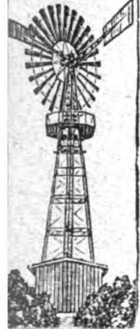


Selbstverschluss-Apparat für Konservengläser
zur Frischhaltung von
Früchten, Marmeladen, Gemüsen, Fett, Butter usw.
Verschliesst und **öffnet**
in einigen Sekunden Einmachegläser aller Systeme und bringt **keine Verluste**
an Glasbüchsen, Deckeln oder Gummiringen.

Kein zeitraubendes Sterilisieren!

Spart der Hausfrau
Zeit
Kohle oder
Gas
Geld
Verdruss!

Alleiniger Fabrikant: Bruno Zirrgiebel, Leipzig-Plagwitz 19
Fernsprecher 40146. **Nonnenstrasse 25—27.**
Vertretung für einige Bezirke noch frei!



Herkules-Windturbinen

sind die besten der Welt!

$2^{1}/_{2}$ bis 15 m Radurchmesser. Tausende von Anlagen geliefert. Absolut sturmsicher auch im Taifun, für grosse Wasserleistungen, Mühlenbetrieb und Erzeugung von Elektrizität.
Höchste Kraftleistung. Keine Reparaturen.

Vereinigte Windturbinen-Werke
Dresden-Reick 36
Grösste u. bedeutendste Spezialfabrik Europas.
Gegr. 1859. 3 Staatsmedaill., 68 Auszeichngn.



Eisenwerk Weserhütte

Aktiengesellschaft · Bad Oeynhausen i. Westf.

Besonderheiten:
Neuzeitliche Ziegelei- und Zerkleinerungs-Maschinen
für Ziegeleien, Tonwarenfabriken, sowie besonders für die Schamotte u. Dinasfabrikation.

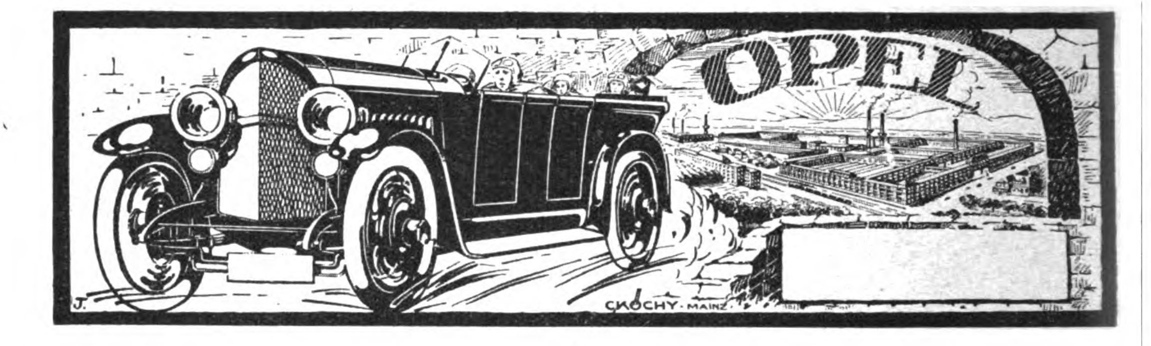
Löffelbagger, Eimerkettenbagger.



Alwin Kiesewetter, Coburg

Fabrik u. Export feiner Puppen u. Spielwaren
Gegründet 1907
Spezialität der Thüringer Heim-Industrie
Feinste Puppen u. Babys, desgl. in Sportwagen mit Papa- und Mama-Stimme, Puppen, Figuren, Tiere usw. aus Zelluloid, Plüsch, Stoff, Holz, Maché mit u. ohne Mechanismus u. Laufwerk, Wagen mit Pferde, Tiere aller Art, Segelschiffe, Kähne, Attrappen, Füll- u. Scherzartikel, Kinderkörbchen in grosser Auswahl. Neutrale Kataloge enthaltend circa 1200 Stück verschiedene Puppen und Spielwaren in Fünffarbendruck stehen zur Verfüg. Preisliste separat. Mustersend. laut Katalog von M. 1000—5000. Korrespond. in engl., franz., span. u. italien. Sprache. — **Export nach allen Ländern der Erde.** — Fernspr. 380 u. 815.
Telegramm-Adresse: „ALKICO". — Bank-Konto: Vereinsbank G. m. b. H., Coburg.





Buchbinderei-Maschinen

Gebr. Brehmer,

Maschinen-Fabrik,

Leipzig-Plagwitz

liefern

als Sondererzeugnisse:

Draht- und Faden-Heftmaschinen

für Bücher u. Broschüren.

Maschinen

zur Herstellung von

Faltschachteln und Kartonnagen.

Falzmaschinen

für Werkdruck und Zeitungen.



Dauerhefe florylin

Infolge dieser Erfindung kann jetzt überall mit Hefe gebacken werden. „Florylin" ist reine Brennereihefe, hat die vierfache Wirkung frischer Hefe und ist jahrelang in jedem Klima triebkräftig.

Alleinige Fabrikanten:

Andersen, Nissen & Co., G. m. b. H., Altona.

Gegründet 1880.

Cigaretten-Maschinen

bis 300000 Stück tägl. Leistungsfähigkeit.

„Universal" **„U. K."** mit automatischer Tabakzuführung, für Falz- oder Klebnaht, mit Gold-, Kork-, Aluminium-, Paraffin- und Strohmundstück-Belag.

Weit über 2000 Stück im Gebrauch.

Cigaretten-Packmaschinen, Ausschuss-Aufreissmaschinen, Kreismesserschleifmaschinen.

United Cigarette Machine Co. Inc.,

DRESDEN-A. 21/X.

Kinder-

Spielbälle

aus Stoff, feste Ware, farbenprächtig,

Dtzd. 9, 12, 18, 36 Mk.

Georg Mühlberg

Weimar 1.







DEUTSCHE BÜCHERSCHAU



Valutazuschlag siehe Anm. S. 278.



DEUTSCHE BÜCHERSCHAU



Valutazuschlag siehe Anm. S. 278. (Fortsetzung S. 278.)



DEUTSCHE BÜCHERSCHAU



In unserm Verlage sind erschienen:

GOETHES FAUST

Der Tragödie erster Teil mit den Zeichnungen des
PETER CORNELIUS
Eingeleitet von Dr. Alfred Kuhn
In Halbleder M. 160.—
Numerierte Vorzugsausgabe in Halbleder M. 400.—

★

DIE ABENTEUER DER
NIBELUNGEN
SIEGFRIEDS TOD ★ KRIEMHILDENS RACHE
Der deutschen Jugend erzählt auf Grund der Simrock'schen Uebertragung des Nibelungenliedes
von ESTELLE du BOIS-REYMOND
mit den Bildern des
PETER CORNELIUS
In Ganzleinen gebunden M. 32.—

★

WEIDEPLÄTZE DER
MONGOLEN
IM REICHE DER CHALCHA
von HERMANN CONSTEN
Mit 128 Tafeln und 2 Karten. Geb. M. 240.—

Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) A.-G.
Berlin S.W. 48, Wilhelmstrasse 29

Freude
Sommerträume von **Lely Kempin.**

Mit 18 fein. Lichtbild. der rhytm. Tänz. Lise Abt nach Aufn. der Verfass. Preis in künstl. Einband 20 Mk., Teur.- u. Valuta-Zuschl.

Aus der Einleitung: Als ich dich zuerst tanzen sah, kleine Lise, empfand ich dich, wie man Blumen empfindet und Baum und Strauch und Falter und Vögel und Wellen und Wind. .. So ganz köstlich ist deine Kunst, so ganz Natur, und nichts von Raffiniertem und Ausgeklügeltem dabei. .. Du bist dazu da, ganz Freude zu bringen.

Durch alle Buchhandlungen oder direkt vom
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

Soeben erschien
Mein Sorgenkind
Erzählung für die Jugend von Marg. Lenk.

1.—10. Tausend. Auf holzfreiem Papier. Geschenkband M. 12.25

Nicht nur bei 12—16jährigen Mädchen, sondern auch bei vielen Erwachsenen wird das Erscheinen eines neuen Buches von Marg. Lenk (aus ihrem Nachlass) hellen Jubel auslösen.

Verlag Johannes Herrmann, Zwickau (Sachsen).

Hesse & Beckers Sprachenwerk

Englisch
Französisch
Holländisch
Italienisch
Polnisch
Tschechisch
Türkisch

Kurz und bündig, gut und billig — damit sind diese Taschenbücher am besten gekennzeichnet. Der Deutsche im Auslande findet alles, was er im praktischen Leben braucht: Grammatik, Aussprachebezeichnung, ausreichenden Wortschatz, Gespräche, landläufige Redewendungen usw.
Je Mk. 5.— nebst Valutazuschlag.

Hesse & Becker Verlag, Leipzig, Eilenburgerstr. 4—5

Anmerkung: *Zu den Inlandspreisen treten, soweit nichts anderes bemerkt ist, folgende Valutazuschläge hinzu: a) für Belgien, Niederlande, Luxemburg, Schweden, Norwegen, Dänemark, England, Frankreich, Schweiz, Vereinigte Staaten, Aegypten, China, Haiti, Japan, Mexiko, Persien, Siam 100 %; b) Italien, Portugal, Spanien und die Kolonien dieser Länder, Griechenland, Arabien, Liberia, Südamerikanische Staaten sowie alle ehemaligen deutschen Kolonien 60 %.*



Briefmarken
Faksimiles, Auswahl billig. Joh. Christmann München, Kobellstr. 1

Briefmarken.
Preisl. frko. Bruno Hofmann, Leipzig 7, Nürnbergerstr. 8.

BÜCHER u. Zeitschriften durch
A. Frederking, Hamburg 36.

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf **Velhagen & Klasings Export-Anzeiger** zu beziehen.

Herold'sche Buchhandlung
(gegr. 1817)
Hamburg, Paulstr.
empfiehlt sich z. sorgfält. Lieferung von Zeitschr. u. Büchern für das Ausland





Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

(Fortsetzung S. 280—284.)

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Druck-Farben

in anerkannt feinsten Qualitäten für alle Zweige der graph. Industrie fabrizieren

Dr. Lövinsohn & Co., Friedrichsfelde-Berlin.

Elektrische Massage,



Heiz- und Kochapparate, Heissluftdusche, Bügeleisen, Warmwasser-Apparate und Oefen.

Fr. Dörfler, Waldmannslust-Berlin V.

Perfect-Fabrik Klaar & Schultz



Berlin SO. 33, Köpenicker Strasse 154a

Elektrotechnische Fabrik

:: Kleinbeleuchtung ::

Zur Messe in Leipzig:

Universitätsstrasse 18/20.

Elektromotoren

Dynamos / Bohrmaschinen

Kinematographen-Einrichtungen

Elektricitäts-Gesellschaft SIRIUS m. b. H., Leipzig

ESSENZEN

Ätherische Öle, künstl. Riechstoffe, Blütenöle, Seifenparfümöle, Giftfreie Farben.

A. F. KLEINE, LEIPZIG 10.

Export-Kommission

Wilh. Mollenkopf, Esslingen (E. 5) a/N., Württ.

übernimmt den Einkauf u. Export sämtlicher deutschen Erzeugnisse gegen mässige Kommission (Spez.: **Uhren, Goldwaren, f. Metallwaren**). Zuverl. Bedienung. Beste Referenz.

Fächer für Damen und Herren

Carlo-Hand-Ventilator

in vollendetster Ausführung



Christian Müller, Metallwarenfabr. Eythra-Leipzig 12.

Feldbahnen

Leipziger & Co., Cöln,

Gleise aller Art, Wagen-, Weichen- und Drehscheibenbau.

Telegramm-Adr.: Schmalspur Cöln.

Filztuche

für Konfektion, Dekoration, Mützen-, Hut-, Gamaschen-, Spielwarenfilze, Schuh-, Oberfutter-, Einlagsohlenfilze, Sattel-, Polstersitzfilze. Filze und Filzwaren für technische u. gewerbl. Zwecke.

Filzfabrik A.-G., Fulda.

Gelatinekapseln, leer und gefüllt,

für medizinische, tierärztliche u. technische Zwecke empfiehlt

Boltzmann & Dr. Poppe, Hannover-Linden II,

Fabrik chem.-pharm. Präparate, Arzneiweine, Nährpräparate.

Export nach allen Ländern der Welt.

Dekam-Gemälde

Originalgetreue Nachbildungen alter u. neuer Meister in künstlerischer Vollendung.

Auf Blendrahmen gespannt, ohne Glas zu rahmen.

Jedes Bild in zwei verschiedenen Ausführungen lieferbar.

Dr. Karl Meyer, G. m. b. H., Leipzig-Wahren 9.

Goldfüllfederhalter „Fugger"

feinste 14 kar. Goldfeder mit Iridiumspitze. Garantiert tadelloses Funktionieren. Vorzügliche Ausführung. Einschl. Klammer zum Festhalten gegen Voreinsendung Mk. 80.—. Nachn. Mk. 2.— mehr. Bei Nichtgefallen Geld zurück.

An allen Orten werden tüchtige Werber gesucht, die den Vertrieb im Bekanntenkreis, an Kollegen, Beamte, Angestellte, Geschäftsfreunde usw. bei gutem Nebenverdienst übernehmen.

Fr. Aug. Storch, Reutlingen

Postscheckkonto Stuttgart 25646. :-: Kaiserstrasse 120.

Gummiwaren-Grosshdl.

Simon & Stegmann

LEIPZIG, Königsplatz 9

liefert zu äussersten Preisen

Bettstoffe, Birn- u. Ballspritzen, Frauendouchen (Incognito und Frauenheil) mit abnehmbaren Rohren, **Clysos (1- und 3 teilig), Irrigatoren, komplett u. Zubehörteile, sowie Sauger u. Beissringe.**



Harlemeröle

Fliegenfänger

Grossfabrikation

OTTO UHRBACH, ZEITZ.

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

VERKAUFSSTELLE
DEUTSCHER
HOLZSCHRAUBENFABRIKANTEN
KÖLN A. RH.

POSTF. 125
Drahtanschrift: HOLZSCHRAUBE KÖLN
FERNSPRECHER A 7018 u. 7019.

Homöopathie und Elektro-Homöopathie
Biochemische Mittel
Komplex-Mittel System Mattei
Auf klärende u. belehrende Schriften, sowie Preislisten kostenlos
Engelapotheke, Regensburg 85.

Hosenträger
Sockenhalter, Sportgürtel, Strumpfhalter
Fabrikation — Engros — Export.
Hans Oberndorfer, Gössnitz, S.-A.
Telegr.-Adr.: Oberndorfer, Gössnitz. A B C Code IV. u. V. Ed. Staudt & Hundius. Liebers Code.

Fabrikation feinster Jagd-Waffen
Ejektor-Drillinge und Flinten,
Drillinge mit separater Kugelspannung.
Nur beste deutsche Handarbeit.
Fritz Kiess, Gewehrfabrikation, Suhl i. Th.



Korbmöbel
Ia Peddigrohr, fest u. zusammenlegbar (75 % Raumersparnis)
Emil Gerth, Leipzig, Kolonnadenstrasse 32


Rich. Maune, Dresden-Löbtau 97
Spezialfabr. f. Krankenfahrstühle f. Zimm. u. Strasse, Krankenselbstfahrer, Invalidenräder, Krankenmöbel, sowie Fahr- und Tragbahren.
Katalog gratis

Kunstdruckpapiere u. -Kartons,
Chromopapiere u. -Kartons,
Naturdruckpapiere
liefert in anerkannt vorzüglicher Druckfähigkeit
Dresdner Chromo- & Kunstdruck-Papierfabrik
Krause & Baumann A.-G., Heidenau, Bezirk Dresden.

Ellermann & Biermann, Bielefeld (Westfalen)
Spezialfabrik für
Kunstdünger-Streumaschinen
Leipziger Messe: Halle 9, Stand 369.

Landwirtschaftl. Maschinen
Dreschmaschinen · Schrotmühlen
Motoren · Gaserzeuger · Sägegatter
Niebaum & Gutenberg
Gegr. 1874. Herford-Westfalen. Tel 35/1480.

Lederwaren u. Reiseartikel
Fabrikation und Export
PAUL JLLIG, GERA-R.

Lehrmittel für Naturwissenschaften
Spez. zoolog. und botan. Präparate und Sammlungen, Physikalische u. chemische Apparate u. Sammlungen, Erdgloben mit neuen Grenzen. — Katalog zu Diensten.
Paul Räth, Lehrmittel-Werkstätten, Leipzig, Sidonienstrasse 26.

Lehrmittel aller Art
Spez.: Schuleinrichtungen
eigene Werkstätten für Anthropologie, Zoologie, Botanik etc., viele Spezialpräparate.
Louis Buchhold, München 39, Tizianstrasse 22.

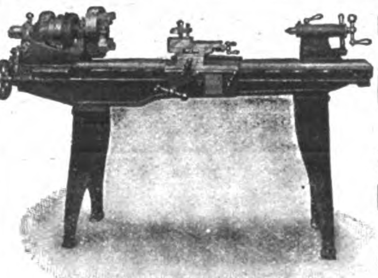
Lichtpauspapiere
aller Art,
technische Papiere
für Industrie-Büros, Ingenieure und Baumeister.
Arno Friebel, Dresden-A. 1.

Linier-Maschinen
baut seit ca. 40 Jahren


G. E. Reinhardt, Leipzig-Co. 122
Konstrukteur und alleiniger Erbauer der „Förste & Tromm"-Liniermaschinen



Luxuswaren, in Metall, versilbert und bronziert, Rasierapparate, Klingen, Klingenschärfmaschinen, Werkzeuge, Stahlwaren, Spielwaren, Uhren, Binokles, Kristall- u. Glaswaren, Lampen f. elektr. Licht, Gas u. Petr., elektr. Artikel, praktische Neuheiten, Porzellanwaren (Luxusporz. u. Gebrauchsgegenstände), Haushaltartikel in Messing, Emaille, Aluminium.
FELIX KEIL, Leipzig, Katharinenstrasse 20.
Telegr.-Adr: Exportkeil, Leipzig. — A B C Code 5th Edition.



Oscar Ehrlich,
Werkzeug-Maschinenfabrik
Chemnitz 42.

(Fortsetzung S. 282—284.)

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Alle Maschinen und Werkzeuge



für die
Holz-, Metall- und Blechbearbeitung
liefert in nur **bester Qualität**
Sächsischer Maschinenvertrieb
Inh.: Ing. **A. Weisspflog,**
Dresden-A. 1,
Marschallstr. 28. — Fernruf: 19463, 31955.

M **Grösste Spezialfabrik Norddeutschlands** moderner, erstklassiger **aschinen** für die **Fassfabrikation, Hobel- und Sägewerke, Möbelfabriken, Waggon- und Schiffbau** für den Export.
Böttcher & Gessner, Hamburg-Altona-Bahrenfeld.



Prössdorf & Koch Nachf., Leipzig

empfehlen sämtliche
Maschinen, Apparate und **Bedarfsartikel** für **Brauereien u. Mälzereien.**
Kulanteste Bedienung! *Gegründet 1863.*

Masken aus Pappe u. Seide, **Mützen, Bärte, Lampions, Guirlanden, Feuerwerk, Spielwaren, alle Jux- u. Scherzartikel** fabriziert
Emil Thoma, München NW. 16, Adalbertstr. 45.
Preislisten gratis und franko.
Leipziger Messe: Wagnerhaus, Grimmaische Str. 6/II.

Messer Spezialität: **feine Taschenmesser**
Guter Exportartikel. Vertreter gesucht.
Gottfr. Zuckschwerdt, Messerfabrik,
Tuttlingen a/D., Süddeutschland.

Maschinen und Werkzeuge
aller Art für die
Metall- und Holzbearbeitung,
ferner: **Motoren, Pumpen, Armaturen, Hebezeuge,**
sowie die Einricht. kompl. Anlagen in nur erstkl. Ausführ. liefert
Wilhelm Schneider, Ingenieur, **Hamburg 19,**
Fruchtallee 79. — Fernspr.: Hansa 6779.

Metall- u. Schuhputzmittel





Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig 141

Ernst Leitz, Optische Werke, Wetzlar

Mikroskope, Mikrotome,
Mikrophotographische und Projektions-Apparate, Prismenfernrohre.
Druckschrift No. 206 kostenlos.

Milchzentrifugen

für Handbetrieb (Seperatoren) fabrizieren als Spezialität in hervorragender Ausführung
Märkische Maschinenbau-Anstalt Teutonia, Frankfurt a.O.

Militär-Ausrüstungen etc.
Automobile, Handelsschiffe, :: :
Eisen-, Stahl-Fahrzeuge jegl. Ar
Benny Spiro, Hamburg, Adolphsbrücke 9/1
Gegründet 1864. Telegr.-Adr.: Spirobey, Hamburg
A. B. C. Code 4. u. 5. Ausgabe.

Drehstrom-Motoren „Aegir"
Erstkl. volle Friedensausführung. — Kupferwicklung
Gefälligste Formen, reichlichste Dimensionierung.
„Aegir" Elektrische Bordapparate- und Motoren-Gesellschaft **Schwarz & Co.**
CHEMNITZ 10.



Musik-Instrumente

für Orchester, Schule u. Haus.
Saiten u. Bestandteile.
Spezialität:
Lieferung ganzer Orchester.
Kataloge frei.
Jul. Heinr. Zimmermann
Leipzig 22, Querstr. 26/28

Mustersteckmaschinen

(Stipfelmaschinen) für Tapisserien, Stickereien, Musterzeichner, Zeichenateliers, Maler usw. liefert
Carl Boettcher, Inh. P. Weinert, Ingenieur,
München V., Augustenstr. 29. — Preisliste kostenlos.



TITAN Nähmaschinen
aller Systeme, anerkannt bestes Fabrikat.
Gustav Winselmann G. m. b. H.
Nähmaschinenfabrik, Altenburg 61, Sa.-A.



Oel- u. Schmierapparate
Massenanfertigung aller Sorten
Staufferbüchsen
Christian Müller, Metallwarenfabrik,
Eythra-Leipzig 12. Telegrammadr.: Metallfabrik

Ovalrahmen

in Gold verziert u. glatt, Schleifenrahmen, Goldbilder u. Tabletts in bester Ausführung.
Ovalkunstwerke Beck & Co., Leipzig-Stött.

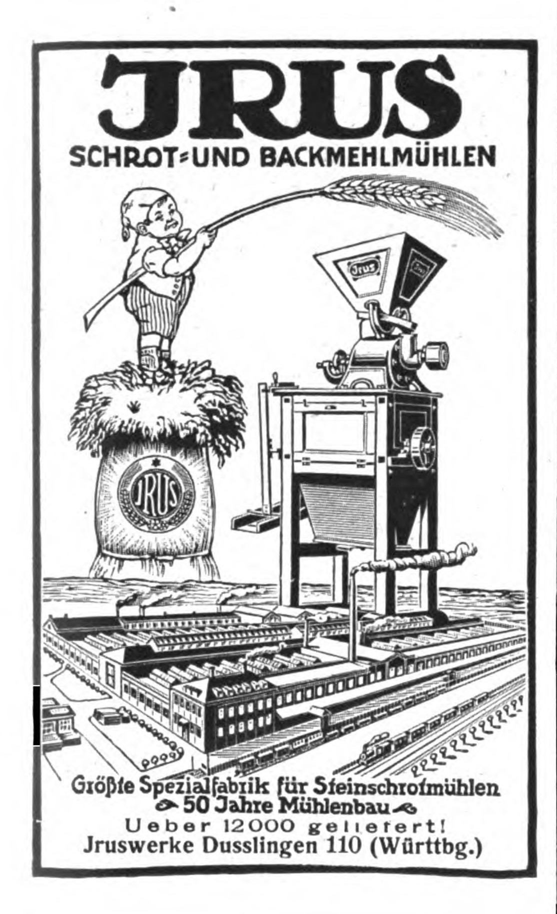
Georg Rosenberg

Elmshorn b. Hamburg
Papierwaren- und Tüten-Export
Briefkassetten — Schreibwaren
Fernsprecher 102.

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

(Fortsetzung S. 284.)

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen



Spitzmaschine AVANTI



für

Blei-, Kopier- und Farbstifte.

Export nach allen Ländern.

Emil Grantzow, Dresden 16.

Qualitäts-

Stahlwaren jeder Art tragen die



Marke

Daniel Peres, Solingen. ★ Gegr. 1792.

Durch alle Exporteure zu beziehen.

Stationär- und Bootsmotoren,

Drehbänke, Bohrmaschinen, Werkzeuge

baut

Cudell-Motoren-G. m. b. H., Charlottenburg 1, Kaiser Friedrich-Str. 96.

Tabakschneidemaschinen
Tabakmesserschleifmaschinen

„Universelle" Cigarettenmaschinen-Fabrik

J. C. Müller & Co., Dresden-A. 24 N.

TAXAMETER

Kienzle Uhrenfabriken K.-G.
Argo-Taxameterwerk Villingen (Baden)

Allein-Fabrikanten des bevorzugten Kontroll-Taxameters „Argo".

Hoch-Vakuum-Pumpen
Funken-Induktoren

für Wissenschaft und Technik

Arthur Pfeiffer, Wetzlar 35.

Vervielfältigungs-Apparat



Wenzel-Presse, ges. geschützt, liefert leicht **die besten** Abzüge von Hand- und Maschinenschrift, Noten, Zeichnungen **in grösster Anzahl.** — Probe-Vervielfältigungen und Prospekt gratis und franko.

KEIN Wachspapier Hektographenmasse Glasplatte

Paul Wenzel, Dresden-A., Wettiner Strasse 45.

Vervielfältiger „Optimus"



für Hand- u. Maschinen-Schrift, in Schwarz- u. Buntdruck.
Seit Jahren bewährt in jedem Klima.

Westenhoff & Co., Hannover 45. o Fabrik. Export.

Vollständige, neuzeitliche

Wäscherei-Anlagen

Schiffswäschereien
Entölungs- u. Reinigungs-Anlagen
für Putzwolle und Putzlappen

Desinfektions-Apparate

nur eigener erprobter Bauart und Erzeugung



Gebr. Poensgen A.-G., Düsseldorf-Rath 69.

Wäscherei-Maschinen

jeder Art, für Kraft- und Handbetrieb

C. A. Heinemann & Co., Maschinenfabrik,
Düsseldorf.

Velhagen & Klasings Export-Anzeiger. Verantwortlich für die Schriftleitung und den Anzeigenteil F. Klasing in Leipzig.
Schriftleitung und Inseratannahme: Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Fischer & Wittig in Leipzig.


Deutsche Präzisions-Uhrenfabrik Glashütte Sa.
e. G. m. b. H.
Glashütte Sa. 22
DEUTSCHE PRÄZISIONSUHR „ORIGINAL GLASHÜTTE"
Die „Deutsche" Präzisionsuhr Original Glashütter Erzeugnis
Verkauf nur durch Mitglieder.

Fischer & Wittig in Leipzig.

